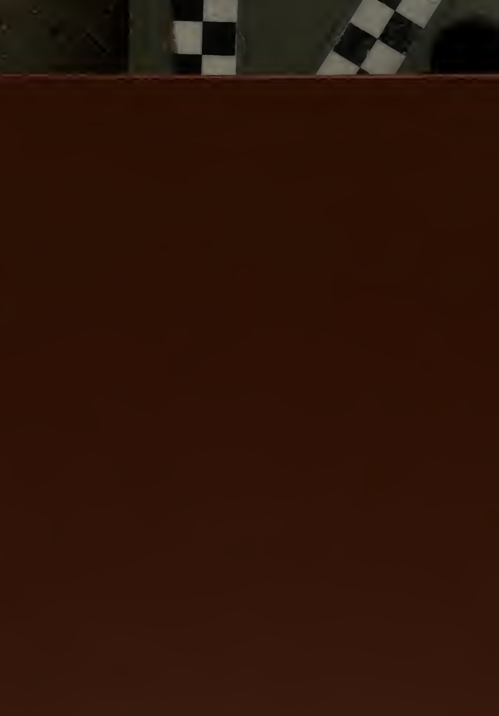
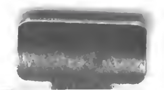



NORTHWESTERN UNIVERSITY
1851
NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY



Deutsche

Volks-Blätter.

Deutsch-Amerikanische

Zeitschrift

für

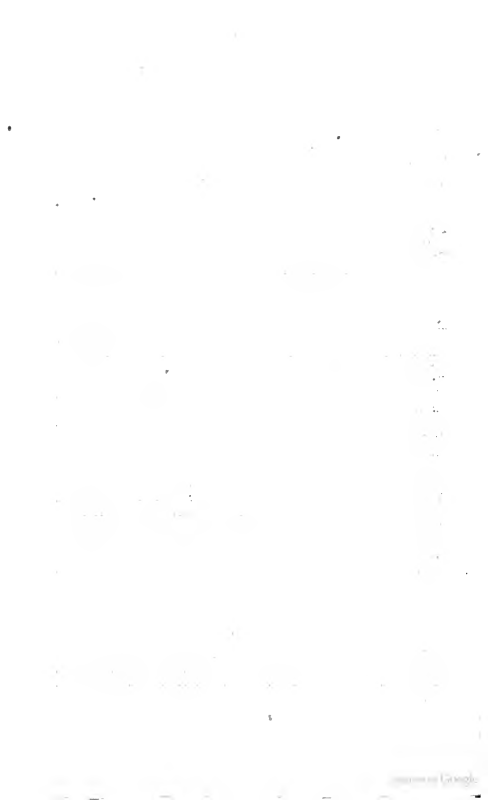
Belletristik, Wissenschaft, Geschichte, Reisen und Memoiren.

Erster Band.

Oshkosh, Wis.,
Druck und Verlag von Ch. Kohlmann und Bruder.
1861.

Inhalts-Verzeichniß.

Gedichte.



Deutsche Volks-Blätter.

Nro. 1. October 1860. 1. Band

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman
von
Heribert Rau.

Schloß Tegel.

Der Sommer hatte sich herrlich angelassen. Der Mai war diesmal in der That ein wahrer Blüthenmonat, der seinem Nachfolger — dem Juni — reiche Thriumphbogen aus Laub und Blumen aufbaute. Und er war nicht karg mit seinen freundlichen Gaben, sondern bedachte jedes empfängliche Stückchen Erde, selbst jenes anmuthige Fleckchen der Mark, auf dem sich in der neueren Zeit Schloß Tegel so reizend und .... so die großartigsten, der herrlichsten Erinnerungen voll, erhebt.

Tegel liegt drei Stunden nordwestlich von Berlin — nur durch einen düsteren Kiefernwald von Preußens Hauptstadt getrennt — an der Havel, die sich hier wie ein See ausbeeltet, und daher auch der Tegeler-See genannt wird. Gegenüber, am anderen Ufer, etwas mehr südwärts, ragen Stadt und Festung Spandau in malerischer Fernsicht hervor, während das nordwestliche Ufer des See's hohe Hügeldämme zeigt, die mit Waldung und Buschwerk reich bewachsen sind, und eine Menge angenehmer Spaziergänge mit schönen Aussichten bieten.

Prächtige Gartenanlagen und ein reizender Park umgeben das neue, in antikem Character erbaute, von vier Thürmen flankirte Schloß, das — in seinem Innern mit den auserlesensten Schätzen der Sculptur und Malerei aus alter und neuer Zeit geschmückt, den feinen Geschmack, die hohe Bildung und den sinnigen Geist seines Erbauers schlagend bekundet.

Ueberall, in Schloß und Garten, treten dem staunenden Besucher Göttergestalten in Gyps und Marmor entgegen, bis sich sein Fuß zu einer der schönsten Stellen des Parks verirrt, an der Liebe und Sehnsucht im Vereine mit dem Höchsten, was die Kunst zu leisten im Stande ist, einer heiligen wehmuthsvollen Erinnerung ein wunderbar herrliches Denkmal gesetzt hat.

Wie oft schritt hier einst, unter den Schauern der Ewigkeit, ein verlassener Freund den Cypressengang entlang, sein thränenfeuchtes Auge auf die herrliche Marmorstatue der Hoffnung gerichtet, die Thorwaldsen's Meisterhand für die stille Schläferin geschaffen, die hier ruht und an deren Seite sich nun der Freund selbst gebettet.

Aber freilich! dies alles sind ja Schöpfungen der Neuzeit, von welchen 1775 noch keine Rede war. Indeß auch damals konnte man es hier schon schön nennen; denn aus großartigen Garten- und Baumanlagen erhob sich in jenen Tagen, an der Stelle des später neuerbauten Schlosses, ein Jägerschlößchen mit einem nicht unbedeutenden Vorwerke.

Die Anlagen der Pflanzungen und der Baumschulen, des Parkes und jener prachtvollen dunklen Alleen gewaltiger Bäume, die dem ganzen Unwesen einen so ernsten, großartigen Character gaben, stammten noch von

einem alten Herrn von Burgsdorf her, der Forstrath gewesen, und mit diesen Schöpfungen einst großes Aufsehen erregte. Die langen Reihen riesiger, dichtbelaubter Bäume, die hohen steifbeschnittenen Hecken, die in künstlich gezogenen Nischen, die eben nicht sehr künstlerisch gefertigten Statüen der Venus, der Juno und der Flora, des Pans, des Neptuns und des Vulkans sehen ließen, — die Felsenhöhlen und Muschelgrotten paßten ganz zu dem grauen alterthümlichen Schlosse mit dem mürrisch dreinschauenden Thurme aus den Zeiten des großen Churfürsten. Alles war bei diesen Gebäulichkeiten in großen Verhältnissen angelegt, wuchtig und massiv. Das Portal mit seiner Steinhauerarbeit, die Fensterumfassungen mit ihren gekuppelten cannelirten Säulchen, die mächtigen Giebel und breiten Kreuzstöcke, die, unregelmäßig geordnet, die massiven Wandflächen durchbrachen, gaben freilich dem Ganzen bei aller Pracht etwas Düsteres und Schwerfälliges; aber diese düstere, schwerfällige Pracht entsprach auch wieder der ganzen Umgebung so sehr, daß es Jeden, der sich Schloß Tegel nahte, wie mit einem elegisch-romantischen Hauche anwehte.

Gingen doch auch gar wunderbare Sagen von einem Geiste, der, in der Gestalt einer weißen Frau, oft in dem Schlosse umgehen und sich jedesmal zeigen sollte, wenn den Besitzern desselben ein Unglück bevorstehe*)

Mit diesem, im allgemeinen schwermüthigen Charakter stand indessen weder das Wesen der Bewohner des Schlosses, noch das Leben im Einklang, welches sie führten: da seine Besitzer wackere, lebensfrohe Menschen waren, deren Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit Tegel zu einem recht belebten und vielbesuchten Aufenthaltsorte machten.

*) Merkwürdigerweise hat diese Sage Göthe zu einer Stelle in seinem Faust Veranlassung gegeben. Nikolai hatte nämlich 1797 in der Berliner Akademie eine Vorlesung gegen die Erscheinung dieses Geistes gehalten. Göthe, der ein Feind Nikolai's war, weil dieser sein „Werther“ angegriffen hatte, läßt nun Nicolai im Faust als Geist der Plattheit, als Proktophantasmist, die Walpurgisgeister auf dem Blocksberge, dem Olymp der Abgeschmacktheit, also anfahren:

„Ihr seid noch immer da? Nein, das ist unerhört!
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Wir sind so klug — und dennoch spuckt's in Tegel.“

Schloß Tegel gehörte nämlich um jene Zeit dem Freiherrn Alexander Georg von Humboldt, der 1720 geboren, also jetzt ein Mann von fünfundfünfzig Jahren war.

Freilich sah man dies der hohen, kräftigen, breitschulterigen Gestalt kaum an, so wenig als dem männlich schönen Antlitz, dessen dunkler Teint durch die gepuderte Perücke und den gewaltigen, natürlich grauen Schnurrbart vortheilhaft gehoben wurde.

Der Freiherr hatte überhaupt etwas Martialisches in seiner Erscheinung, was jedoch die hohe schöne Stirn und die milden freundlichen Augen mäßigten. Seine Züge waren dabei scharf markirt, während sein Wesen, sein Auftreten und alle seine Bewegungen den alten Soldaten aus der Schule Friedrich des Großen auf der Stelle erkennen ließen.

Und ein tapferer Soldat war ja der alte Freiherr von Humboldt in der That gewesen; diente er doch lange Zeit in dem Finkenstein'schen Dragonerregimente als Major, worauf er während des ganzen siebenjährigen Krieges die Stelle eines Adjutanten bei dem Herzog Ferdinand von Braunschweig bekleidete und von diesem oft zum mündlichen Rapporten an Friedrich den Großen abgesandt wurde. Der König aber ward dadurch aufmerksam auf den Major, der ihm — schon seines offenen entschiedenen Wesens wegen — gefiel. Als daher der Krieg zu Ende war, ernannte Friedrich der Große den Major von Humboldt, Erbherrn auf Hadersleben und Ringswalde, zu seinem Kammerherrn und beorderte ihn zu dem Hofhalte Elisabeths, der neuvermählten Prinzessin von Preußen.

Da aber diese, keineswegs zufriedene Ehe getrennt und die Prinzessin nach Stettin gebracht worden war, entledigte sich Major von Humboldt des ihm ohnehin peinlichen Dienstes am Hofe und lebte von nun an mit seiner Gattin, einer geborenen von Colomb — Cousine der Fürstin von Blücher und Nichte des Präsidenten von Colomb in Aurich — auf seinen Schlössern Hadersleben, Ringswalde und vorab auf seinem lieben Tegel.

Freiherr Major von Humboldt hatte indessen dadurch weder die Gunst des alten Helden=

Königs noch jene des Prinzen verloren. Beide besuchten ihn sogar von Zeit zu Zeit, ja es darf mit Gewißheit angenommen werden, daß der Kronprinz — nachheriger König Friedrich Wilhelm II. — den Major, hätte dieser den Regierungsantritt des Prinzen erlebt, zu irgend einer bedeutenden Stelle in der Staatsverwaltung, vielleicht zur Bildung eines neuen Ministeriums, berufen haben würde.

Immerhin erhielt sich die Gunst des Königs und des Prinzen — die sich hier, wie selten in ihrem Leben, in gleicher Neigung begegneten — dem alten Freiherrn aufrecht; so daß fortwährende Besuche von der nahen Hauptstadt aus auf Tegel nicht fehlen konnten. Galt es hier doch auf der einen Seite sich in dem Abglanze einer untergehenden Sonne behaglich zu spiegeln, auf der anderen aber mit diplomatischer Feinheit für eine aufgehende die freudige Huldigung schon voraus zu bringen.

Waren nun auch diese Besuche dem schlichten, aller diplomatischen Achselträgerei höchst abgeneigten Major nicht immer die liebsten, so übte er doch auch gegen sie Gastfreundschaft, die freilich dann eine ganz andere wurde, sobald die Besuche nach seinem Geschmack waren.

Ueberhaupt war der alte Freiherr von Humboldt so recht das Bild eines märkischen Edelmannes, nicht frei, wie wir gesehen haben, von den hinzutretenden Zügen eines Kriegsmannes, aber zugleich angenehm, belebt und nach allen Seiten hin gebildet.

Kein Genuß befriedigte ihn, bei welchem der Geist nicht betheiligt war, so wie er es oft in seiner schlichten und geraden Manier laut heraussagte: daß er auf alle äußeren Vorzüge nichts gebe, sobald sie nicht mit Bildung verknüpft seien. Er selbst hatte in seiner Jugend Universitätsstudien gemacht und besaß daher Kenntnisse, die ihm für das Leben gut kamen. Vorurtheile beschränkten ihn nicht und wo er im Leben auf sie traf, ging er — keineswegs mit soldatischer Rohheit, wohl aber mit der glücklichen Leichtigkeit eines erfahrenen und gebildeten Mannes — über sie hinaus. So schaffte er sich, schon in seinen früheren Verhältnissen, zu dem gegebenen Lebensgebiete ein zweites, reicheres, gewählteres, ohne aus jenem herauszutreten, und nahm das letztere ganz in Besitz, sobald er sein eigener freier Herr geworden war.

Bei dem Hergebrachten konnte sich sein lebhaftiger Geist nicht beruhigen, am wenigsten in den Gebieten, die insbesondere den Geist in Anspruch nehmen. Dabei hatte er den Takt, das Bedürfniß und den Muth, die alten ausgetretenen Wege vorschriftsmäßiger Ansichten zu verlassen und kühnen Schrittes den neuen Richtungen der Zeit zu folgen. So zum Beispiel bei der Erziehung seiner beiden Söhne Wilhelm und Alexander.

Ein frischer Geist des Fortschrittes, von Preußens Throne und seinem erhabenen Inhaber, Friedrich dem Großen, ausgehend, bewegte ja damals die Welt. Neuerungen in der Pädagogik und das Aufblühen der Sprach- und Alterthumswissenschaften bewegten das zweite und drittletzte Decennium des vorigen Jahrhunderts.

Die neue Erziehungsmethode, für welche Rousseau damals auftrat, hatte einen schnellen Eingang gefunden; es ging der Domherr von Rochow auf Rekahn mit ermunterntem Beispiele einer Erziehungsreform voraus; der bekannte Gedike wirkte dafür in Berlin; Campe, ein geborner Braunschweiger — damals Feldprediger bei dem Regimente des Prinzen von Preußen in Potsdam — trat den neuen Fortschritten in der Unterrichtsmethode bei. Basedow und das Philanthropin, die bekannte Erziehungs-Anstalt in Dessau, bildeten, nach dem neuen Systeme des Rousseau'schen Prinzipes, Erzieher und Hofmeister aus; es wurde selbst für die höheren adelichen Familien eine Ehren- und Modesache im allgemeinen Erziehungseifer der Zeit, Hauslehrer zu nehmen, welche das Praktische und Nützliche mit dem von Heyne in Göttingen ausgegangenen Auffrischen der alten Sprachen, namentlich der griechischen, zu verbinden wußten.

Natürlich blieb auch der Major von Humboldt — seinem beweglichen Geiste, seinem regsamen Vorwärtsstreben treu — diesen Einflüssen nicht fremd. In Folge seiner Bemü-

hungen lernte er den damaligen Feldprediger des Prinz von Preußen-Regiments zu Potsdam, Campe, kennen; und da er alsbald in ihm einen Mann fand, der sich zur Pädagogik weit mehr hingezogen fühlte, als zur Theologie, so nahm er denselben in sein Haus, um ihm die Erziehung seiner beiden Söhne anzuvertrauen.

So verschmähte der Freiherr auch hier den alten ausgetretenen Weg; ja er war vorurtheilsfrei und muthig genug, an die jungen, noch unerkannten Männer der Zeit heranzutreten und ihnen, wenigstens im Geiste, auf ihren frischen und glänzenden Bahnen zu folgen.

Der Empfänglichkeit des Geistes entsprach bei dem Major übrigens eine nicht mindere Reizbarkeit des Herzens. Auch hier huldigte er, neben den Vorzügen der Jugend, der Schönheit und des Liebreizes, doch zumeist denen des Gemüthes, der geistigen Liebenswürdigkeit und des inneren Werthes, und wenn der Major auch großer, gewaltiger Leidenschaften unfähig war, so fand doch warme Freundschaft und die innigste Liebe zu Gattin und Kindern eine Stelle in seiner Brust.

Gastfreundschaft war dabei, wie schon erwähnt, ein Hauptzug seines Characters, und da die überaus glücklichen Verhältnisse, in welchen er lebte, ihm zu allen Ausgaben freie Hand ließen, so übte er diese Gastfreundschaft auf Schloß Tegel wie ein kleiner König.

So stand der alte Freiherr von Humboldt da, das schöne Bild eines wirklichen Edelmannes, der sich auf der Höhe seines Standes und seiner Vortheile weiß, in dem vollen Lichte seiner Zeit, ihrer geselligen und geistigen Ausbildung und mit allen Besten der Mitwelt in Bezug und Verkehr.

Auch die Majorin von Humboldt war eine große und starke Frau — dem Körper und der Seele nach — von entschiedenem Character und freier Geistesart: edel, rechtschaffen und ehrenfest. Da sie ihre Mutter frühe verloren, hatte sie gesucht in freien, selbstgewählten Bezügen dem ächten, gediegenen Gehalt des Lebens zu begegnen, den ihr Geist und Gemüth verlangte. So kam sie schon in der Jugend zu einer Selbstständigkeit, die fast etwas Männliches an sich hatte und sich namentlich dadurch auszeichnete, daß sie in allen Dingen unmittelbar auf die Wahrheit ausging. Reifer, erwuchs ihr der Muth, nach solcher Wahrheit immer zu forschen und die Kühnheit, sie unter allen Umständen zu sagen. Gerade diese Eigenheiten gewannen ihr aber die Achtung und Liebe des Majors, der sie als verwittwete Baronin von Holwede kennen lernte. Dem Soldaten gefiel dies feste edel-stolze Wesen und zwar um so mehr, als es seinem Scharfblicke nicht entgehen konnte, daß hier bei aller männlichen Kraft doch ein weiches, tief empfindendes Herz, die edelste Menschenliebe, aufopfernde Zärtlichkeit und eine unerschütterliche Treue wohne.

Und wie stimmten nun Beide in unbestechlicher Verachtung aller Heuchelei und Eitelkeit, aller Feigheit und Eigensucht überein; aber auch in der höchsten Achtung für Alles Reinmenschliche, in ihrer gegenseitigen Neigung und in dem Bewußtsein, daß ihre beiderseitige höchste Lebensaufgabe die gute Erziehung ihrer Kinder sei.

Und diese Kinder waren bis jetzt vortrefflich gerathen. Wilhelm zählte zehn, Alexander acht Jahre. Schade nur, daß der letztere etwas schwach und kränklich war, was übrigens zum Theil von der Anstrengung herrühren mochte, die ihm das Lernen kostete; hielt es doch in der That Alexander schwer, dem älteren Bruder, der einen hervorragenden Geist zeigte, nachzukommen. Er war überhaupt stiller, als Wilhelm, und sein sinniges bescheidenes Wesen stach oft auffallend genug gegen die Heiterkeit und das jugendlich-kräftige Aufstreben des letzteren ab.

Alexander hatte dabei von der Mutter das schlichte nach Wahrheitausgehen, und nichts auf der Welt hätte den Knaben je vermocht, eine Lüge zu sagen, oder sich auch nur mit einem entfernt von der Wahrheit abweichenden Gedanken vertraut zu machen; während Wilhelm, gewiß ebensofern von jeder Unwahrheit, sich doch gern poetischen Schwärmereien — in so weit sie im Einklange mit seinem

jugendlichen Alter standen — hingab. Ueberhaupt neigte sich Wilhelm zu einer gewissen Gefühlsschwärmerei, die Alexander nicht kannte, an deren Stelle jedoch bei diesem ein um so innigeres wirkliches Mitgefühl trat. Beide hingen dabei mit großer Liebe an den Eltern, während sie sich gegenseitig mit einer Innigkeit angehörten, die, ihnen selbst unbewußt, für andere wahrhaft ergreifend war.

Schön und erhebend griff aber, außer dieser Liebe zu Eltern und untereinander, noch eine dritte Neigung in ihr junges Leben, und dies war die begeisterte Verehrung, die kindlichwarme Hingabe an Campe, ihren Freund und Lehrer. Und Campe verdiente die Verehrung von Seiten der Kinder, die Freundschaft, die ihm die Eltern entgegenbrachten, wirklich auch im vollsten Maße. Die Wahl des Majors hätte auf keinen tüchtigeren Mann, sowohl in sittlicher, als auch in wissenschaftlicher Beziehung fallen können; während der seltene Zufall es wollte, daß hier überhaupt Schüler, Lehrer und Eltern so vortrefflich zu einander paßten, daß sie wie für einander geschaffen schienen. Welch ein gedeihliches Zusammenleben auf Schloß Tegel aus diesem glücklichen Verhältnisse hervorgehen mußte, liegt klar vor Augen; und wirklich gestaltete sich unter Campe das häusliche, von einem frischen Geisteshauch stets bewegte Zusammensein bald so schön, daß der alte Freiherr — trotz seiner Liebe zur Geselligkeit und trotz seiner Gastfreundschaft — dennoch manchmal gern auf allen Besuch verzichtet hätte. Aber Campe war auch ein Mann von ebensoviel Geist und Kenntnissen, als Gemüthlichkeit, Kunstsinn und Phantasie. Dabei gewann er sich schon durch die Art und Weise, wie er die Erziehung Wilhelms und Alexanders handhabte, das Vertrauen und die Herzen der Eltern und Kinder.

Bei ihm war von keiner maschinenmäßigen Abrichtung seiner Zöglinge die Rede; von keiner leeren Beschäftigung des Gedächtnisses ohne Einwirkung auf den Verstand; seine Unterrichtsweise athmete im Gegentheil stets Frische, Leben, Freiheit und Geist. Hier war lehren und lernen Vergnügen; und dieser gegenseitige Rapport zwischen Schüler und Lehrer führte nicht nur spielend zu glänzenden Ergebnissen, er wob auch im Geheimen das magische Band der gegenseitigen Liebe.

Campe ging darauf aus, die Empfänglichkeit des jugendlichen Geistes und Gemüthes durch Anschauung der Welt, fremder Natur und der Beschreibung von Menschen und Sitten zu entwickeln. Und wie gewaltig mußte der Mann, der in späteren Zeiten den „Robinson" herausgab, und die Kinderwelt mit phantasiereichen Bildern kühner Seefahrer und neuer Weltgegenden bereicherte, auf die jugendliche Phantasie und Vorstellung seiner Zöglinge wirken. Mit Entzücken lauschte dann besonders Alexander, und mächtiger und mächtiger erwuchs in seiner jungen Brust die Sehnsucht nach fernen Gegenden, der Trieb, auch einmal die neue Welt mit ihren Wundern zu sehen und zu erforschen.

Und wenn Campe, der in späterer Zeit, nächst Klopstock, den bedeutendsten Ruf als Sprachtheoretiker und Kenner des deutschen Styles hatte, sich mit seinen Schülern auf Sprachen und Geist, der in denselben ruht, einließ, wie mußte dies den ungemein begabten Wilhelm erfassen, der von Natur aus große Anlagen zum Sprachstudium mitbrachte.

In allem Unterricht Campe's war dabei Frische und Leben. Hier saßen nicht Lehrer und Schüler gegenüber und gähnten gegenseitig bis zum Kinnladenverrenken; wohl aber betrachteten beide Theile das Lehren und Lernen als eine Lust. Campe's Princip war es und er sprach es oft aus: Wer da sagt, daß das: „Nur im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen!" ein Fluch gewesen sei, der hat das rechte Verständniß nicht. In dieser Nothwendigkeit der Arbeit liegt eben der rechte Segen. Unsere Arbeit gibt uns unser eigenes Glück, sie allein verschafft uns Zufriedenheit und Frieden; sie allein gibt uns das Gefühl unserer Menschenwürde; sie allein söhnt uns mit unserer Mission aus, denn .... sie selbst ist unsere Mission!

Entblößt eure Häupter, ihr Sterblichen! — rief bei solcher Gelegenheit Campe wohl

aus — und neigt euch vor dem großen Princip des Schaffens, und der Thätigkeit, das in der ganzen Natur waltet, und das auch in euch rege ist. Ehrt den Arbeiter und seine Arbeit, — ehrt den Schöpfer und seine Schöpfung, — ehrt das allwaltende Princip des Lebens: den ununterbrochen thätigen Menschengeist!

So hatte sich um das Jahr 1775 das Leben auf Schloß Tegel gestaltet; so wurde hier in stiller Verborgenheit der Samen des Guten in zwei junge empfängliche Herzen gestreut.

Der König und der Candidat.

Gewiß wurde Friedrich dem Großen nie eine schönere und bedeutsamere Huldigung gebracht, als diejenige war, die der Dichter Malwitz ihm in einem Epigramm widmete, dessen Schluß lautet:

„Es wird kein Sohn nach dir sich nennen,
Doch dein Jahrhundert heißt wie du!"

Und Friedrich der Große war in der That der Mann seines Jahrhunderts. Seine Kriege hatten unendliche Summen und zahllose Menschen gekostet; ganze Provinzen, wie Pommern, waren zur Wüste geworden, während in anderen die Frauen den Pflug führen mußten, weil es für die Feldarbeiten an Männern gebrach. Dessen ohnerachtet hatte sich am Schlusse seines Lebens die Bevölkerung fast verdoppelt, ganze Strecken unbrauchbaren Landes waren bewohnbar geworden, gegen acht hundert neue Dörfer und Flecken entstanden, und doch füllte noch ein Schatz von siebenzig Millionen die Staatskasse. Wissenschaften und Künste, Handel und Gewerbe blühten unter ihm empor; er gründete 1764 die Berliner Bank, organisirte das Accisewesen, freilich in zu strenger Weise, und legte den Grund zu dem erst unter seinem Nachfolger beendigten preußischen Landrechte, einem der wichtigsten Gesetzbücher der neueren Zeit. Seine Armee ward dabei das Muster für alle Armeen in ganz Europa, so daß Freund und Feind in dieser Hinsicht seine Einrichtungen nachahmte. Und wie groß und schön steht Friedrich II. als Mensch da! ... ein König, der Held, Staatsmann, Geschichtschreiber, Dichter und Philosoph ist; — ein Bewunderer und Beschützer der Künste; — der Schöpfer einer neuen freieren Zeit!

Allerdings konnte bei so viel Licht auch der Schatten nicht fehlen; aber erwägt man, was der große König gewollt und was er gethan hat, so muß man mit Shakespeare ausrufen:

„Sagt Alles nur in Allem — er war ein Mann!"

War es ein Wunder, daß alle Welt, daß namentlich jeder Preuße für Friedrich II. schwärmte?

Er hatte ja ein Reich gegründet, dem eine Stimme unter den europäischen Großmächten eingeräumt wurde und dem noch glänzendere Aussichten geöffnet schienen. So gab unter den zerrissenen und zerfallenen Verhältnissen des deutschen Reiches, dieser junge, sich wie ein Adler aufschwingende Staat jedem Preußen schon ein gewisses Selbstgefühl und einen zuverlässigen Halt. Ein kriegerischer Heldenmuth schien jedem Unterthan eines solchen Königs wie von Geburt eingehaucht, und der Geist der Freiheit und des kühnen Aufstrebens, der von dem Throne ausging, pulsirte in jenen Zeiten mächtig durch alle Schichten des Volkes.

Major von Humboldt unterhielt sich mit Campe gerade von diesem, schon hundertmal besprochenen und doch immer neuen und unerschöpflichen Gegenstande, als die Majorin mit den Kindern, begleitet von einem schüchtern aussehenden Manne, hinzutrat.

Es war ein junger Candidat, aus Thüringen gebürtig, den sie — im Auftrage eines benachbarten Edelmannes — als Erzieher für dessen Kinder von Berlin hatte kommen lassen. Der junge Mann war ihr warm empfohlen; da sie aber in ihrer großen Gewissenhaftigkeit nicht gern auf Empfehlungen ging, sondern lieber selbst prüfte, so hatte sie denselben zu einer Besprechung nach Tegel eingeladen. Campe sollte ihr dann, was die wissenschaftliche Bildung des jungen Mannes betraf, mit

seinem gediegenen Urtheile an die Hand geben; sie selbst wollte nur mehr den Menschen erforschen.

So befand sich der junge Mann — er hieß **Christian Kunth** und zählte kaum zwanzig Jahre — seit einigen Tagen auf dem Schlosse. Aber so kurz auch sein Aufenthalt hier war, hatte man ihn doch schon allgemein lieb gewonnen, da sich sein Benehmen als bescheiden, sein Wesen als schlicht und offen, seine Kenntnisse, nach Campe's Urtheil, als gediegen herausstellten. Allerdings hätte der Major etwas mehr Entschiedenheit an ihm gewünscht; aber das konnte sich ja geben, wenn Kunth nur erst den gedrückten Verhältnissen entzogen wurde, in welchen er bisher gelebt.

Die Unterredung, welche Frau von Humboldt eben auf einem Spaziergange mit dem jungen Candidaten in Gesellschaft der Kinder gepflogen, mußte übrigens ebenfalls sehr günstig ausgefallen sein, denn ihre Züge strahlten eine gewisse freudige Genugthuung.

Der Major sah es ihr an, und bot daher dem jungen Manne mit doppelter Herzlichkeit die Hand.

„Ihr kommt gerade recht!" — sagte er dann — „um an unserem Gespräche über den ersten Mann unseres Jahrhunderts, unseren großen und herrlichen König, Theil zu nehmen. Sie sind zwar kein Preuße, junger Mann, aber wessen Herz schlägt nicht höher, wenn er an Friedrich II denkt!";

„Gewiß!" — entgegnete Kunth und seine Augen leuchteten freudig auf, während ein leichtes Roth über sein Antlitz lief. — „Es gibt keinen größeren Geist und kein edleres Herz. O, Sie wissen nicht, wie tief ich dies selbst empfunden habe."

„Sie selbst?" — frug der Major erstaunt. — „Sind Sie persönlich mit dem Könige in Berührung gekommen?"

„Auf die wunderbarste Weise von der Welt!" —entgegnete der Candidat lächelnd. — „Wenn ich nicht fürchten müßte, die Herrschaften zu langweilen ...."

„O nein, nein!" — rief der Major lebhaft angeregt. — „Erzählen Sie immer. Uns interessirt alles, was Friedrich angeht. Die Eigenthümlichkeiten und Gedankenblitze eines Genies sind oft die köstlichsten Saatkörner für neue große Thaten und Gedanken".

„Davon handelt es sich hier nun freilich nicht!" — meinte der junge Mann fast eingeschüchtert; — „aber von einer so liebenswürdigen Hochherzigkeit," setzte er leise hinzu — „daß sich jedes empfängliche Gemüth daran erwärmen kann."

„Desto besser!" — sagte die Majorin. — „Die heilige Gluth reiner Menschlichkeit in unserem Inneren zu nähren, bleibt, unter allen Umständen, ein Verdienst."

„Außerdem" — setzte Campe hinzu — „ist ein großer Mann in jeder Gattung und in jedem Zeitalter eine meteorartige Erscheinung, von der sich nur sehr schwer Rechenschaft ablegen läßt, wenn man sie nicht nach allen Seiten hin festhält."

„Also!" — rief der Major.— „Lassen Sie hören."

Man hatte sich auf eine große steinerne Gartenbank niedergesetzt; die Knaben stellten sich mit dem Ausdruck der Spannung zu beiden Seiten des jungen Mannes und dieser hub an:

„Als ich das vorige Jahr nach Berlin kam, wurden mir bei Visitirung meiner Sachen auf dem Packhofe 400 Reichsthaler Nürnberger ganzer Batzen weggenommen."

„Genommen?" — frug der achtjährige Alexander hier erstaunt.

„Ja, mein Kind!" — versetzte Kunth. — „Der König, sagte man mir, habe schon seit längerer Zeit die Batzen ganz und gar verbieten lassen, sie sollten in seinem Lande nichts gelten, und ich wäre so kühn und brächte die Batzen hierher, in die königliche Residenz, — auf den Packhof! ... das sei Contrebande!"

„Das war ein schöner Willkomm in Berlin!" — rief der Major.

„Gewiß!" — versetzte der junge Mann mit einer so bedenklichen Miene, als sei es ihm heute geschehen. — „Und es war noch dazu mein ganzer Reichthum."

„Und was fingen Sie nun an?"

„Ich entschuldigte mich damit: daß ich aus Thüringen käme und als Student und Ausländer nichts von dem Verbote wisse. Vergeb-

lich! — Ich frug: was ich denn anfangen, wovon ich denn leben solle, wenn sie mir mein Bischen Habe nehmen würden? — Umsonst. „Da muß Er selbst zusehen, wie Er das macht!" fuhr mich der Inspector an. — „Jetzt laß Er auf der Stelle Seine übrigen Sachen fortbringen." Es wurde nun ein Mann herbeigerufen, um meine wenigen Habseligkeiten fortzubringen. Dieser brachte mich in die Judenstraßen, in den weißen Schwan, warf meine Sachen ab und forderte vier Groschen Lohn.

Aber wo nun diese hernehmen? Glücklicherweise kam jetzt der Wirth herbei, und als er sah, daß ich ein Bett, einen Koffer voll Wäsche, einen Sack voll Bücher und andere Kleinigkeiten hatte, so bezahlte er den Träger und wies mir eine kleine Stube im Hofe an. Da könne ich wohnen, Essen und Trinken wolle er mir einstweilen auf Rechnung borgen; und so lebte ich denn in diesem Gasthofe acht Wochen lang ohne einen rothen Heller in Furcht und Angst."

„Hatten Sie denn gar Niemanden, an den Sie sich wenden konnten?" — frug hier Wilhelm mit Theilnahme.

„Nicht eine Seele!" — entgegnete Kunth. — „Ich war auf gut Glück nach Berlin gegangen, auf meine Zeugnisse hin eine Lehrerstelle zu finden. Erst nach Wochen traf ich Jemanden, der sich für mich zu interessiren schien."

„Und der war?"

„In dem weißen Schwanen spannen Fuhrleute aus und logiren da. Zu diesen kam öfters in Geschäftsangelegenheiten ein gewisser Advokat. Ich wurde bald mit ihm bekannt und klagte ihm meine unglückliche Fata. Sofort bot er sich mir zur Hülfe an und ich versprach ihm, wenn er mir mein Geld zurückschaffe, einen Louisd'or."

„Und das nahm der Mann an?„ — frug fast zornig der kleine Alexander.

„Warum nicht?" — meinte Kunth. — „Es war eine Geschäftssache."

„Nein!" — entgegnete der Knabe fest und bestimmt. — „Sie waren im Unglück und da hätte er sich eine Freude daraus machen sollen, Sie zu retten."

„Recht! so handelt ein edler Mensch!" — rief die Mutter, zog ihren Kleinen an sich und küßte ihn mit einem Blicke freudiger Anerkennung auf die Stirne.

"Und wie ging es Ihnen weiter?" — frug der Major.

„Ich mußte dem Advokaten folgen, und bald standen wir vor dem Minister. Der Advokat trug sogleich die Sache vor und sagte unter Anderem: „Wahr ist es, daß der König die Batzen verboten hat; sie sollen in seinem Lande nichts gelten, aber das weiß der Fremde nicht. Ohnehin extendirt sich das Edict nicht so weit, daß man den Leuten ihre Batzen wegnehmen soll." Aber da hätten Euere Gnaden das Gesicht des Ministers sehen sollen. Mit finsteren Mienen rief er meinem Vertheidiger zu: „Seid Ihr der Mann, der meines Königs Mandate durchlöchern will? Es scheint, Ihr habt Lust auf die Hausvogtei! Redet weiter, Ihr sollt zu der Ehre gelangen!"

„Und was that nun der Advokat?" — frug der alte Freiherr."

„Er submittirte sich und zog sich unter Bücklingen zurück. Auch mir war der Muth entsunken und als ich mich auf der Straße nach meinem Manne umsah, war er über alle Berge."

„Sie hätten sich gleich an den König wenden sollen!" — meinte der Major.

„Das rieth man mir in Berlin auch. Aber du mein Gott, denken Sie sich meine Lage. Er, der große gewaltige König, vor dem ganz Europa erzittert; — der Weise von Sanssouci, den ein ganzer Hof großer Männer umgibt, und ich ... der arme, ganz fremde, unbedeutende Mensch!"

„Aber Sie faßten hoffentlich doch endlich Muth?" — fiel hier die Majorin ein.

„Ja, ich that es!" — rief Kunth freudig — „und von diesem Zusammentreffen wollte ich Ihnen ja gerade sprechen. Man gab mir also den Rath, den König supplicando anzutreten: das Memorial aber müsse ganz kurz sein, gleichwohl die contenta enthalten. Ich concipirte demnach ein solches, mundirte es und ging mit dem Aufschluß des Thores, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, in Gottes Namen nach Potsdam. Glücklicher Weise

traf ich auch gleich den König. Er war auf dem Schloßplatze beim Exerzieren seiner Soldaten. Als dies vorbei war, ging er in den Garten, auch die Soldaten entfernten sich und es blieben nur zwei Offiziere zurück, die miteinander auf dem Platze auf und abgingen. Ich muß den Herrschaften gestehen, daß ich jetzt vor Verlegenheit nicht wußte, was ich machen sollte. Die Offiziere mochten dies denn auch bemerken, denn sie kamen lächelnd auf mich zu und frugen, was ich vorhabe? Die Sache war bald mitgetheilt und nun sagte der eine: „Gehe Er dem König auf dem Fuße nach, er ist allein im Garten und heute extragnädig.“ Ich aber hatte dazu den Muth nicht; die Ehrfurcht war zu groß. Als die Offiziere dies bemerkten, lachten sie mich aus, und ehe ich mich dessen versehen konnte, hatte mich Einer beim rechten, der Andere beim linken Arm, und fort ging es in den Garten.“

„Recht so! recht so!“—rief hier der Major heiter. — „Das war resolut. Und wahrlich, junger Mann, von solch' resolutem Wesen dürfen Sie noch etwas annehmen.“

„Der Meinung bin ich ebenfalls! — sagte die Majorin mit seinem gutmüthigen Lächeln und auch Campe nickte bestätigend.

Der junge Mann war blutroth geworden, aber die Freundlichkeit in den Zügen Aller gab ihm rasch seine Fassung zurück. Noch glühend fuhr er fort:

„Der König stand bei dem Gärtner, bückte sich nach einem Gewächse und hatte uns den Rücken zugewandt. Hier hielten die Offiziere an und commandirten flüsternd: „Hut unter den linken Arm!“ — Rechten Fuß vor!“ — „Brust heraus!“ — „Kopf in die Höhe!“ — „Papiere aus der Tasche!“ — „Steht!“

Die ganze Gesellschaft mußte hier, bei dem Gedanken; den verzagten jungen Candidaten so stehen zu sehen, laut lachen. Kunth lachte mit und sagte:

„Sie können sich denken, daß ich dem Commando wie ein Rekrut gehorchte und wie eine Mauer stand, auch als sich die beiden Offiziere leise aus dem Staub machten. Gleich darauf richtete der König sich empor und sah den Bittsteller in Positur. Aber, meine Herrschaften, nie! nie! werde ich den Blick vergessen der jetzt auf mich fiel; war es mir doch, als ob mich die Sonne durchstrahle. Ich fühlte mich so wunderbar überrascht, daß ich kaum bemerkte, wie der König den Gärtner sandte und dieser mir die Papiere abnahm. Als sie der König empfangen, ging er in einen andern Gang, sie zu lesen. Mein Herz klopfte zum zerspringen; aber wie jauchzte die Freude in mir auf, als er gleich darauf zurückkam und mir freundlich winkte, näher zu treten. Und mit welcher Huld redete mich nun der Monarch an; „Lieber Thüringer!“ — sagte er, — „Er hat zu Berlin durch Informiren der Kinder das Brod gesucht, und sie haben ihm beim Visitiren seiner Sachen auf dem Packhof sein mitgebrachtes Thüringer Brod weggenommen. Wahr ist es, die Batzen sollen in meinem Lande nichts gelten; aber sie hätten auf dem Packhof sagen sollen: Ihr seit ein Fremder und wisset das Verbot nicht. Gut, wir wollen den Beutel mit den Batzen versiegeln; schickt ihn zurück nach Thüringen und laßt euch andere Sorten kommen. Aber nicht wegnehmen, das war dumm und hart dazu. Geb' Er sich indeß zufrieden, Er soll sein Geld cum Interesse zurückerhalten. Berlin lieber Mann, ist jedoch ein heißes Pflaster; sie verschenken da nichts; Er ist außerdem ein fremder Mensch; ehe Er bekannt wird und Information bekömmt, kann er verhungern.“ Ich fühlte die Wahrheit dieser Worte nur zu gut. Plötzlich schien indeß dem König etwas eingefallen, und jetzt gab es folgendes Verhör:

„Wo hat er studirt?“

„Ew. Majestät, in Jena.“

„Unter welchem Prorector ist Er inscribirt worden?“

„Unter dem Professor Theol. Dr. Förtsch.“

„Was waren sonst für Professoren dort?“

„Buddäus, Danz, Weißenborn, Walch.“

„Auch fleißig Biblica gehört?“

„Beim Buddäo.“

„Das ist der, der mit Wolffen so viel Krieg hatte.“

„Ja, Ew. Majestät. Es war ....“

„Was hat er denn sonst noch für nützliche Collegia gehört?“

„Ethica et Exegetica bei Dr. Förtsch; Hermeneutica et Polemia bei Dr. Walch; Hebraica bei Dr. Danz; Homoletica bei Dr. Weißenborn; Pastorale et Morale bei Dr. Buddäo."

„Ging es denn zu seiner Zeit noch so toll in Jena her, wie ehedem? so daß die Studenten ohne Unterlaß sich mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers kömmt:

„Wer von Jena kömmt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen."

„Diese Unsitte, Majestät, ist aus der Mode gekommen, und man kann dort anjetzt ein stilles und fleißiges Leben führen, wenn man nur das dic cur hic? observiren will. Die durchlauchtigsten Nutritores Academiae schafften übrigens die sogenannten Renommisten auf die Wartburg bei Eisenach; da haben sie gelernt, ruhig sein."

„In diesem Augenblicke schlug die Glocke Eins. „Nun muß ich fort," — sagte der König — „die Suppe wartet. Ich werde Ihn aber nicht vergessen." Und damit nickte er mir freundlich zu und ging in das Schloß.

„Das war nun alles recht schön und gut; aber mir war doch schlecht zu Muthe. Ich hatte in 27 Stunden nichts genossen, nicht einen Dreier in bonis zu Brode, und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewatet. Da war's wirklich eine Kunst, das Heulen zu verbeißen."

„Armer junger Mann!" — rief hier die Majorin voll aufrichtigen Mitgefühls — „das war freilich eine harte Prüfung. Und wie fanden Sie sich heraus?"

„In der Bangigkeit meines Herzens blieb ich wie angewurzelt stehen, als sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter legte. Bestürzt blickte ich auf: es war ein Kammerhusar. „Komme Er mit!" — sagte dieser und ich folgte. Im Schloß führte er mich in ein großes Gemach, in welchem sich Pagen, Lakaien und Husaren befanden; aber es fand sich hier auch ein kleiner gedeckter Tisch und auf dem standen zum Entzücken meines armen ausgehungerten Magens: Eine Suppe, eine Portion Rindfleisch, Karpfen, ein Gericht Wildpret mit Gurkensalat und selbst Dessert. Der Kammerhusar aber sagte: Das Tractament hat Ihm der König auftragen lassen und befohlen, Er soll sich satt essen und ich soll ihn serviren."

„Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen, obgleich es mich ordentlich ängstigte, daß mich derselbe Kammerhusar bedienen solle, der sonst den König bediente. Ich muß indeß doch ordentlich eingehauen haben, denn der alte schnauzbärtige Husar hatte sichtlich seine Freude an mir. Ich aß und trank mich aber auch recht satt. Den Confect, einen Teller voll prächtiger Kirschen und einen voll Birnen packte er dann noch in ein Papier und steckte es mir in die Tasche, damit ich auch auf dem Rückwege eine Erfrischung haben möge."

„Wie war ich glücklich nach soviel Entbehrungen — und bei der frohen Aussicht in die Zukunft!"

„Ich dankte von Herzen Gott und dem Könige und wollte mich eben entfernen, als ein Sekretär Sr. Majestät eintrat und mir ein verschlossenes Rescript an die Packhof-Inspection überbrachte; dabei zählte er fünf Schwanzdukaten und einen Friedrichsd'or auf den Tisch und sagte: „Das schickt Ihm der König, damit Er wieder zurück nach Berlin kommen kann; außerdem steht unten ein königlicher Proviantwagen mit sechs Pferden bespannt, die Leute dabei sind angewiesen, Ihn mit nach der Hauptstadt zu nehmen, aber kein Trinkgeld geben, der König hat's verboten."

„Bravo!" — rief der Major begeistert. — „Welche Liebenswürdigkeit liegt darin, daß ein so großer König in all diese kleinen Aufmerksamkeiten eingeht, um Fehler, die seine Beamten an einem Fremden begangen, wieder gut zu machen.

„Aber die Hauptsache kommt noch!" — sagte der junge Mann ganz glücklich in der Erinnerung. — „Als wir nach Berlin kamen, lief ich natürlich sogleich auf den Packhof, gerade in die Expeditions-Stube, und überreichte das königliche Rescript. Der Inspector erbrach und las es, erblaßte und gab es dem Nächsten; so ging es schweigend von Hand zu Hand, während sämmtliche Gesichter bald roth, bald bleich wurden. Der Letzte endlich regte sich, ich sollte

näher kommen und eine Quittung schreiben; „daß ich für meine 400 Reichsthaler ganzer Batzen soviel an Brandenburger Münzsorten ohne den mindesten Abzug, erhalten habe." Meine Summe wurde mir hierauf sogleich richtig zugezählt, dann rief man den Schaffner und gab ihm die Ordre: mit mir in mein Wirthshaus zu gehen und zu bezahlen, was ich bis jetzt schuldig sei. Dazu gaben sie ihm laut Rescript 24 Thaler, und wenn das nicht zureiche, habe er wieder zu kommen und mehr zu holen."

„Herrlich!" — rief der Major und sein Gesicht leuchtete vor Freude, — „das war es, was der König damit meinte: Sie sollen ihre Gelder cum Interesse wieder haben."

„Es waren aber nur 10 Thaler 4 Groschen die ich in acht Wochen verzehrt hatte — setzte der junge Mann erröthend hinzu — „und damit endigt meine Historie. Ich habe den König als Held, Staatsmann und Philosoph immer bewundert, seit jener Zeit aber hänge ich auch mit Liebe an ihm."

„Wirklich?" — sagte in diesem Augenblicke eine klare klangvolle Stimme. Alle sahen sich um; aber in demselben Momente entfuhr auch der ganzen Gesellschaft ein Ausruf der Freude und des Staunens, denn: der König stand, mit beiden Händen auf seinem Stock gelehnt, vor ihnen und schaute sie alle mit seinen großen, herrlichen Augen freundlich an.

Der kleine Alexander.

Ha! hab' ich Ihn überrascht, alter Haudegen!" — rief jetzt der König heiter, indem er eine Prise nahm. — „Wollen einmal Inspection bei der Garnison von Tegel halten. Ist ja wohl die ganze Mannschaft beisammen?"

„Ja, Majestät!" — entgegnete der Major mit freudefunkelnden Blicken, indem er sich hochaufrichtete und militairisch grüßte. — „Mann, Frau, Kinder, und Hausgenossen."

Friedrich trat nun näher, grüßte die Majorin durch ein leises Lüften seines Hutes und nickte den Knaben freundlich zu. „Wie heißt Er?" — frug er dabei den Aeltesten.

„Wilhelm von Humboldt!" — antwortete der Gefragte.

„Wie alt?"

„Zehn Jahre."

„Kann bald Cadet werden."

Der Knabe schüttelte mit dem Kopfe.

„Was?" — rief der König — „Er will nicht Soldat werden?"

„Nein, Majestät," — entgegnete Wilhelm freundlich aber fest. — „Mann kann ja auch sonst ein tüchtiger Mensch sein."

„Da hat Er freilich recht, kleiner Mann: aber was steckt ihm denn sonst im Kopfe, was Er werden will?"

„Ein Gelehrter."

„Potz Blitz!" — rief der König, über den Ernst lachend, mit welchem der Knabe diesen Ausspruch gethan. — „S'ist aber doch Schade! Sein Vater war ein so tüchtiger Soldat. Denkt Er noch daran" — fuhr Friedrich dann zu dem Major gewandt fort und nahm eine neue Prise — „wie Er mir oft Rapport von Herzog Ferdinand von Braunschweig brachte? —

„O Majestät!" — rief dieser — „wer unter den Fahnen Friedrichs des Großen gedient hat, vergißt diese Zeiten nie!"

„Mein Gott, wie die Zeit vergeht!" — rief der König und legte bei den Worten „Mein Gott" die Hände auf eine Weise auf seinem Stock zusammen, daß es ihm ein mildes Ansehen gab. — „Wenn ich zurückdenke! ...... Weiß Er, daß ich noch die letzten Strahlen von dem Genie des Prinzen Eugen habe leuchten sehen?"

„Vielleicht entzündete sich das Genie Ew. Majestät an diesen Strahlen."

„Ach, mein Gott!" — seufzte Friedrich — „wer dürfte sich dem Prinzen Eugen gleichstellen."

„Wer?" — wiederholte der Major mit Feuer — „Derjenige, der mehr gilt! Der zum Beispiel, wie Ew. Majestät, dreizehn große Schlachten gewonnen hat."

„Und doch mitunter seinen Meister fand."

„Ich kenne keinen!"

„Feldmarschall Daun war mein Meister!" — sagte der König.

„Majestät ....!"

„Er lehrte mich die Fehler kennen, die ich machte!"

„Dann aber" — rief der Major freundlich — waren Sie sehr undankbar, Sir!"

„Warum?" — frug der König aufhorchend.

„Sie bezahlten ihm die Unterrichtsstunden nicht. Sie hätten sich dafür wenigstens von ihm sollen schlagen lassen; aber ich erinnere mich nicht, daß dies geschehen sei."

Ein freundlicher Blick des Königs traf den Major, dann sagte er:

„Ich bin nicht geschlagen worden, weil ich mich nicht geschlagen habe."

Der König hatte diese ganze Zeit noch vor Wilhelm gestanden, der ihn mit ehrfurchtsvollem Staunen wie einen Heldenschatten der alten Zeiten angeblickt. Jetzt trat er zu dessen jüngerem Bruder und frug:

„Name?"

„Alexander von Humboldt."

„Alexander?" — wiederholte der König — „schöner Name. Erinnert an den größten Eroberer der Welt. Will Er auch einmal ein solcher Eroberer der Welt werden?"

„Ja, Majestät!" — sagte der Kleine und schlug seine Augen voll Seelentiefe zu dem Fürsten auf; — „aber mit dem Kopf."

„Also auch ein junger Bücherwurm?" — rief der König. — „Major! Major! was hat er mir da für Sachen gemacht. Wo soll denn das Land seine Tapferen hernehmen, wenn die Söhne der Besten Bücherhelden werden!"

„Und doch schätzt mein großer König die Männer der Wissenschaft so hoch, daß er sie — wie eine Sonne ihre Trabanten — um sich versammelt und liebevoll mit den Strahlen seiner Gnade übergießt."

„Auch diese schönen Zeiten sind vorüber!" — sagte hier Friedrich mit einem Blick, in dem schmerzliche Wehmuth lag. — „Ich bin alt geworden, Humboldt, sehr alt, seitdem er den Hof quittirt hat. Sanssouci, mein liebes Kloster, steht leer und der Abt schleicht, äußerlich und innerlich vereinsamt, wie ein Gespenst aus einem früheren Jahrhundert in ihm herum. Mein lieber Lord-Marschall Keith ruht längst, d'Argens ist todt, Fouque starb im vorigen Jahre, nur Zieten, der alte Haudegen, ist mir noch zur Seite. Auch mit der Musik will's nicht mehr flecken, seit sie Quantz hinausgetragen, und meine Flöte schweigt, seitdem es da fehlt."

Der König zeigte bei diesen Worten auf seine Zähne, während er den tiefen Schmerz seiner Seele kaum verbergen konnte.

„Und doch," — sagte hier die Majorin bewegt — „kann Ew. Majestät nie einsam werden. Wer ein ganzes Volk ..... wer eine Welt in Herz und Geist trägt, wer in der Gegenwart und für die Zukunft so viel des Guten und des Großen geschafft, — wer sich Millionen Herzen durch Liebe verbunden, der ist nicht allein; und wäre auch Niemand um Ihn, so begleitet ihn seine Größe, sein Bewußtsein und der Segen der Menschheit!"

Der König, still vor sich hinblickend, schwieg eine Weile, dann sagte er, zu der Majorin gewandt:

„Madame, ich danke Ihnen für dies Wort der Anerkennung und Liebe, denn ich weiß, daß über Ihre Lippen keine Unwahrheit und keine leere Schmeichelei kommt, die ich beide in den Tod hasse. Aber was Sie sagten, ist doch nur zum Theil wahr, weil der König nicht nur König, sondern auch Mensch ist, und somit, wie jeder Andere, dem allgemein-menschlichen Schicksale anheim fällt. Wie viele Illusionen, wie viele Hoffnungen, wie viele Wünsche gehen in dem Wogenschlage der Zeit unter. Wie Titanen treten wir in das Leben, und wie arm, wie entnüchtert, wie ermattet und schwach findet uns das Alter."

„Und das könnte König Friedrich sagen?" — rief der Major. — „Dessen Ruhm wie eine Sonne über der Welt aufgegangen ist und der noch heute mit Jugendkraft für das Wohl seines Volkes schafft?"

„Lassen wir das!" — sagte der König ernst. — „Mit Ruhm und Kriegsehre ist es eine eigene Sache: ich habe Krieg geführt,

weil es das Wohl und die Ehre Preußens erforderte. Gesucht habe ich ihn nicht; aber an den Lorbeeren, die er mir brachte, kleben leider viel Blut und viele Seufzer. O, lieber Humboldt, es ist schwer, ein König zu sein, und wenn ich Ihn und seine Familie ansehe und denke, wie er hier auf Tegel lebt, ein Philosoph und ein kleiner König, so möcht' ich ihn fast beneiden. Er hat da ein sehr schönes Stück Einsamkeit um sich, und das ist etwas Köstliches!"

„Gewiß!" — versetzte die Majorin — „Die Größe der Natur und die Tiefe der Einsamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die selbst der anscheinend leersten Erscheinung Bedeutung und Inhalt zu geben vermögen."

„Und noch etwas!" — sagte der König. — „In dem Getümmel der Welt vergessen wir oft die Aufgabe, die uns das Leben stellt und die Milde reiner Menschlichkeit, urtheilen rasch und werden hart; aber milder gestimmt in der Stille der Einsamkeit, ist uns alles, was menschlich ist, auch näher verwandt."

Der König wandte sich nun mit ein paar freundlichen Worten auch an Campe und Kunth, worauf er sein plötzliches Erscheinen von vorhin erklärte. Er hatte seinen Wagen am Eingange der Anlagen verlassen, um die Familie zu überraschen, und wirklich kam jetzt die königliche Equipage und mit ihr Zieten, den sich der König als Begleiter mitgenommen. Der alte Freiherr war überglücklich. Während sich aber Friedrich nun durch die Anlagen führen ließ, deren herrliche Alleen und Baumschulen ihm besonders zusagten, eilte die Majorin in das Schloß, um mit der Sorge einer guten Hausfrau und dem Entzücken einer begeisterten Verehrerin des großen Königs, in aller Eile ein Mittagsmahl zu arangiren, das ihr Ehre machen und den Anforderungen des hohen Gastes — die aber, wie sie wußte, bei solchen Gelegenheiten sehr bescheiden waren — würdig entsprechen sollte.

„A Propos!" — sagte jetzt der König, nachdem er die Anlagen, Baumschulen und Treibhäuser gesehen, zu dem Major. — „Befindet sich bei Seinem Schlosse nicht ein alter Thurm aus den Zeiten des großen Churfürsten?"

„Ja wohl, Majestät!" — entgegnete der Gefragte — „und er dürfte in mehr als einer Beziehung interessant sein, da er nicht nur eine Schöpfung Conrad von Burgsdorf, des Begründers der preußischen Armee unter den Churfürsten Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm ist, sondern der Letztere hier auch manche Stunde seines Lebens in stiller Wirksamkeit für das Wohl seines Landes zubrachte."

„So wollen Wir ihn sehen!" — rief der König — „und der Heldengeist Unseres großen Vorfahren möge Uns aus ihm entgegenwehen!"

Man begab sich nun nach dem Thurme, der sich massiv und schwerfällig an der einen Seite des Schlosses erhob. Friedrich betrachtete ihn aufmerksam, und die leuchtenden Blicke aus seinen großen Augen bekundeten, daß der alte steinerne Genosse der sturmbewegten Zeiten des großen Churfürsten manche bedeutsame Erinnerung in ihm wach rief.

Nach einigen Minuten schweigenden Anschauens gab der König dem Major ein Zeichen weiter zu schreiten. Sie traten ein und der Freiherr führte nun den Monarchen in das Zimmer, das Churfürst Friedrich Wilhelm bewohnt, so oft er sich in die Einsamkeit des damaligen Jagdschlosses Tegel zurückgezogen. Alles war hier noch erhalten, wie es damals gewesen, zeugte dabei aber von der größten Einfachheit: ein gewaltiger Tisch aus geschnitztem Eichenholz, vor ihm ein Sessel aus gleichem Stoff und von gleicher Arbeit; Ledertapeten mit gepreßten und vergoldeten Blumen; einige alte, tiefgedunkelte Bilder in Cartouche-Rahmen und, von der gewölbten Decke herabhängend, ein kleiner Kronleuchter aus Meßing von kolossalen Verzierungen von kunstvoll geschliffenem Glas und Krystall.

Friedrich merkte auf diese Aeußerlichkeiten wenig. Schweigend schritt er auf den Sessel zu, setzte sich in denselben, lehnte den Oberkörper zurück und schloß die Augen. Schweigend, unbeweglich, entblößten Hauptes standen die Anderen. Es war ein feierlicher Moment der Huldigung, die e i n großer Geist dem a n d e r e n brachte.

Und ist es nicht in der That eine höchst interessante historische Erscheinung, die die Geschichte dieser beiden Regenten liefert, deren Leben in zwei neben einander liegenden Jahrhunderten fast gleichmäßig hinläuft? Beide gelangen frühzeitig zur Regierung, herrschen lange, lieben die Wissenschaften und Künste, waren persönlich tapfer, hoben den Staat mit genialer Kraft, erreichten ungefähr zu derselben Zeit ihrer Regierung die höchsten Blüthe derselben und verdienten sich beide in der Geschichte den Namen „der Große;" beide endlich starben mit dem Hinblick auf eine glückliche Zukunft des geliebten Vaterlandes.

Und wahrlich! in diesem Momente schien es fast, als sei auch Friedrich II. zu seinen Vätern versammelt, so still, so regungslos lag die dürre Gestalt da. Fünf und sechzig Jahre waren ja bereits über dies Haupt gefahren, und die hart markirten Züge, die tiefen Falten, die eingefallenen Wangen verriethen nur zu gut die gewaltigen Stürme, die dies Leben durchbraust und durchwühlt, während der in seinen Winkeln herabgezogene Mund die schmerzlichen Erfahrungen kündete, die dies große Herz so oft verwundet hatten.

Da lag, in den Sessel des großen Churfürsten zurückgelehnt, geschlossenen Auges, still und regungslos der größte Mann des Jahrhunderts; — aber ein Blick auf ihn, und jeden der Anwesenden mußte der schmerzliche Gedanke durchzucken: wie lange kann es noch dauern und dies herrliche Leben hat aufgehört zu sein und mit ihm sinkt eine große, schöne Zeit hinab. Auch dem Freiherrn war es in diesem Momente, als stehe er vor einer untergehenden Sonne, deren letzte Strahlen noch eine kleine Weile die Welt mit Licht und Wärme übergießen, ehe sie sich scheidend nach einer anderen Welt wenden.

Selbst auf die Knaben machte dieser feierliche Augenblick einen tiefen unverlöschlichen Eindruck. Längst stand ja das Bild des Königs, wie das eines Helden aus dem Alterthume vor ihrer kindlichen Seele, die in vollen Zügen aus der Liebe und Verehrung der Eltern eine gleich begeisterte Liebe und Verehrung für Friedrich gesogen. Aber jetzt fühlten sie noch mehr. Ihren Geist, wenn auch noch unentwickelt, wehte die Nähe dieses mächtigen, genialen Geistes unbewußt an. Seine Flügelschläge berührten ihr Haupt wie heiligend und der Genius der Menschheit rief: Die ihr noch diese große Zeit gesehen, sollt groß hinausragen in die kommenden Zeiten!

In der That hatte schon vorhin die Erscheinung des Königs, namentlich auf Alexander, tief und mächtig gewirkt. Er sah ja hier den Mann zum erstenmale, der ihm, so lange er zu denken vermochte, als der größte und herrlichste Mensch geschildert worden war, und von dessen Gerechtigkeit, Güte und Milde noch kaum vor einer Stunde der junge thüringsche Candidat so schön erzählt hatte. Seinem Auge entging es nicht, wie Vater und Mutter, wie Campe, Kunth und der alte ehrwürdige Zieten fast mit einer religiösen Verehrung an den Blicken des Königs hingen; er sah in Friedrich die personifizirte Größe — da sich dem Kinde der allgemeine Begriff hier mit der Person identifizirte — und diese Größe und Erhabenheit, dies höchste Ideal des Menschen, trat, mit dem Erscheinen des Königs, wie eine göttliche Offenbarung dicht vor seine Seele. Campe hatte den Kindern schon oft von Homer und seinem herrlichen Epos, der Ilias, erzählt; die Erscheinung Friedrichs des Großen kam der kindlichen Phantasie Alexanders nun vor, wie eine in jenem Heldengedichte beschriebene Göttererscheinung: wie wenn Jupiter oder Mars aus den Wolken trete.

Alexanders kindliches Herz zitterte daher in stolzer Freude, dem ersten Manne seiner Zeit so nahe gegenüber stehen zu dürfen; aber es drängte ihn auch so mächtig, seiner Anerkennung einen sichtbaren Ausdruck zu geben, daß der Kleine, — als sie vorhin in die Nähe der Treibhäuser gekommen waren und sich der König die noch von Burgsdorf angelegte Baumschule, die nahe den Treibhäusern lag, beschaute, in eines derselben schlüpfte und sich rasch von dem Gärtner einen Lorbeerzweig abbrechen und zu einem Kranze winden ließ. Der Kranz war für den König, das gestand

sich der Knabe mit klopfendem Herzen; wie er ihn aber anbringen wolle, das wußte er freilich noch nicht. Schüchtern suchte er ihn zu bergen, und da die Aufmerksamkeit Aller so ganz auf den König gerichtet war, gelang ihm dies auch vollkommen. Aber jetzt, jetzt in dem Momente, wo der König sinnend mit geschlossenen Augen im Lehnstuhle des großen Churfürsten zurückgebogen lag; — jetzt, wo der Vater, Keith, Ziethen und die Uebrigen lautlos, mit entblößten Häuptern in ehrerbietiger Entfernung standen; — jetzt wo alle Anwesenden und selbst ihn eine wunderbar feierliche Stimmung ergriffen ...... jetzt war der Moment gekommen. Rasch und entschlossen, aber auf den Zehen schleichend, nahte er sich dem großen Eichentische, und ehe ihn noch der überraschte Vater zurückhalten konnte, lag der Lorbeerkranz dicht vor dem Könige. Die entsetzten Mienen der Anwesenden gingen in ein beifälliges Lächeln über.

Als wenige Secunden später Friedrich der Große die Augen aufschlug, war es, als ob sich ein Lichtglanz über das Zimmer und die Anwesenden ausgösse; man sah: sein Geist hatte den Geist seines erlauchten Ahnherrn, des Siegers von Fehrbellin, begrüßt. Da senkte sich sein Blick und fiel auf den vor ihm liegenden Lorbeerkranz. Friedrich war sichtbar überrascht, — er mochte ihm vielleicht wie eine Antwort auf die Gedanken dünken, die ihn eben beschäftigt — ein glückliches Lächeln umschwebte seine Lippen und als er das Antlitz wieder langsam erhob, lag der Ausdruck einer solch unaussprechlichen Liebenswürdigkeit in ihm, daß alle Anwesenden unwillkürlich in ein begeistertes: „Hoch! unser großer König!" ausbrachen. Friedrich erhob sich, lüftete seinen dreieckigen Hut, als ob er vor der Fronte eines Regimentes stehe, sagte freundlich: „Ich danke Ihnen, meine Herren!" und verließ, sichtbar bewegt, das Zimmer. Der Freiherr und seine übrigen Gäste folgten schweigend, aber in der glücklichsten Stimmung.

Freifrau von Humboldt hatte unterdessen Alles aufgeboten, was in ihren Kräften stand, ein, ihrem hohen Gaste entsprechendes, Mittagessen bereiten zu lassen, so weit dies natürlich die Vorrathskammer und die kurze Zeit zuließen; und es mußte so schlecht nicht ausgefallen sein, denn der König ließ es sich vortrefflich schmecken und war so heiter und witzig, wie in den schönsten Zeiten von Sanssouci.

Selbst mit den beiden Knaben scherzte er viel und als er erfuhr, daß sie schon Lateinisch und Griechisch trieben, sagte er: „Könnt Euch gratuliren, daß es Euch dabei besser geht, wie es eurem König ging. Ich hatte auch in meinem Knabenalter einen Lehrer der lateinischen Sprache, aber keinen so wackeren wie Ihr. Einst nun kam seine Majestät, mein Vater, dazu, als mich der Lehrer aus dem berühmten Reichsgesetz der „goldnen Bulle" Einiges hatte übersetzen lassen. Da der König aber eine Menge schlechter lateinischer Ausdrücke dabei hörte, ward er zornig und frug: „Was macht Er da mit meinem Sohn?"

„Ihro Majestät," — stotterte leichenblaß der Sprachmeister, — „ich explicirte dem Prinzen auream bullam." Da hob der König den Stock und rief: „Ich will Dich Schurke auream bullam ... und jagte ihn fort, und mit dem Lateinisch war es aus."

Man lachte herzlich über des Königs Erzählung und dieser wußte noch manches Launige vorzubringen; aber er selbst examinirte auch Wilhelm und Alexander und forschte nach der Richtung ihres Geistes; endlich forderte er sie auf, ihm zu sagen, was jetzt ihr Lieblingswunsch in Beziehung auf Lernen und Wissen sei. Da sagte Wilhelm: er wünsche alle Sprachen zu verstehen, die auf Erden gesprochen worden seien und noch gesprochen würden; der kleine Alexander aber wünschte sich ein Schiff, um über alle Meere fahren zu können und alle Länder der Erde kennen zu lernen.

„So!" — rief der König bei diesem kindlichen Ausspruch — „da würde es aber viele Gefahren auszustehen und viele Hindernisse zu besiegen geben."

„Ei!" — meinte der Kleine — „Majestät haben ja auch viele Gefahren bestanden und

gar viele Hindernisse besiegt, um ein großer Mann zu werden."

„Bravo! — rief der König — „der läßt sich gut an; aus Ihm kann, bei Fleiß und Ausdauer, in der That etwas Bedeutendes hervorgehen. Und ... sieh! sieh!" — fuhr Friedrich überrascht fort, indem seine Blicke plötzlich an dem silbernen Tafelaufsatz haften blieben, der in der Mitte des Tisches stand, — „da steht ja Sein Schicksal in den Sternen geschrieben!"

Niemand verstand den König; dieser aber, zu dem kleinen Alexander gewandt, deutete auf die Mitte des Tafelaufsatzes und frug:

„Was hat Er da in der Mitte des Aufsatzes vor sich?"

„Das Humboldtische Wappen!" — entgegnete der Knabe lächelnd.

„Erkläre Er es mir."

„Ei! das kann ich sehr gut!" — rief der Kleine freudig. — „Vater hat es mir gelehrt. In goldenem Schilde auf grünem Rasen erhebt sich ein grüner, dichtbelaubter Baum; über und neben dem Baume befinden sich drei silberne Sterne. Der Helm mit grüngoldenem Wulste und rechts mit grüngoldenen, links mit grünsilbernen Decken, trägt einen offenen goldenen Adlerflug, zwischen dessen Flügeln ein silberner geharnischter Mann, in der Rechten ein Schwert schwingend, aufwächst."

„Richtig!" — sagte der König. — „Weiß Er nun aber, Er kleiner Alexander, was das, im Vereine mit Seinem Namen, zu bedeuten hat?"

Der Kleine schüttelte den Kopf.

„Nun, so will ich es Ihm sagen!" — fuhr der König fort. — „Er hat vorhin ein Schiff gewünscht, um alle Meere zu durchstreifen und alle Länder der Welt kennen zu lernen. Er hat auch Sinn für die Natur, wie mir der Campe vertraut hat, und Gefahren und Hindernisse scheut Er auch nicht, um ein großer Mann zu werden. Nun denn, so mache Er einmal im Leben Seinem Wappen und seinem Namen Ehre. Werd' Er auch ein Alexander und erobere Er die Welt mit dem Kopfe. Himmel und Erde sollen ja ihm gehören, wie Sein Wappen sagt. Der grüne Boden der Erde, also die ganze Natur, die Pflanzenwelt — wie der Baum anzeigt — und selbst die Sterne des Himmels, die ja auch in dem Wappen um den Baum stehen. — Und wenn Er erst etwas ordentliches gelernt hat, dann schau Er auf die Adlerflügel, die Seinen Wappen-Helm krönen, und schwing Er sich auf zu den lichten Höhen der Wissenschaft — denn die Wissenschaft ist doch das Höchste und Schönste auf der Erde. Und wenn Ihm dann die Menschen in ihrem kleinlichen Neid, in ihrer erbärmlichen Zank- und Streitsucht angreifen wollen, dann steh' er da, wie ein gewappneter Mann und schwing Er das Schwert des Geistes, daß es blitzt und alle Widersacher niederschmettert. — Das soll der Sinn sein, kleiner Mann, der für Ihn in Seinem Wappen liegt und diesem Wappen, Seinem Helm und Seinem Schilde, möge Er einst, als ein ächter Edelmann treu bleiben bis in den Tod!"

Und der König ergriff einen Becher und trank auf das Wohl der Humboldt's und auf die Eroberungen seines kleinen Alexanders.

Da man jetzt zu den Wissenschaften gekommen war, animirte sich das Gespräch immer mehr. Friedrich sprach sich mit Wärme und Begeisterung für sie aus; leider aber auch mit dem Vorurtheile, in dem er, der deutschen Literatur gegenüber befangen war.

Friedrich hatte ein langes Leben mit treuer Gewissenhaftigkeit dem Dienste des Vaterlandes gewidmet; er hatte unermüdlich für dasselbe gewacht und gekämpft, er hatte die Freude, am Abende seines Lebens nicht blos seinen eigenen Staat geehrt, blühend und reich zu sehen, auch das gesammte deutsche Volk hatte sich an seiner Größe auferbaut, aus seinem Heldenstreben hohe Kräftigung in sich gesogen, an der Weisheit seines Regiments sich erwärmt und entzündet. Das war der schönste Lohn seiner Mühen; aber um diesen Lohn vollständig zu genießen, um sich zu überzeugen, daß er Alles erreicht habe, was er erstrebt, verlangte er auch noch den Anblick derjenigen Blüthen, die das einzige Kennzeichen der höheren Entwicklung sind, den Anblick einer

frischen, schöpferischen Thätigkeit im Bereiche der Wissenschaft und Poesie.

Ihm stand das Leben des Geistes zu hoch als daß er sich nicht innig gesehnt hätte, sein Volk auch darin unter den ersten hervorleuchten zu sehen. Und auch dieses Glückes, dieser edelsten Befriedigung seiner Wünsche, hätte er theilhaftig werden können.

Seit er dem deutschen Volke seine alte Würde zurückgegeben, war schnell eine Schaar der regsamsten, gediegensten Geister erwacht, die in Schrift und Rede den Preis der Wissenschaft verkündeten, und Lieder klangen durch das deutsche Land, wie sie seit den schönen Zeiten der Minnesänger nicht mehr in Germaniens Gauen erklungen waren. Den Namen eines Klopstock, eines Lessing hatten sich bereits die eines Winkemann, Herder, Wieland, Göthe und vieler Anderer angereiht, die keinem der gefeiertsten Namen der Fremde nachstanden. Aber Friedrich — von dem Vorurtheile für französische Sprache und Geist eingenommen — kannte sie leider nicht, und, was noch trauriger war, er hatte nicht den Sinn dafür ihre Sprache zu verstehen.

Er, der für einen Gedanken aus Voltaire's Henriade die ganze Illiade Homers herzugeben geneigt war, vermochte nicht über die Schranken hinauszublicken, welche die französische Poesie durch ihren Geist, ihren Witz und ihre Eleganz um ihn gezogen. Der sonst so groß und herrlich dastehende Mann mit dem Alles durchdringenden Adlerblick, ahnte hier so wenig, in welchem Boden die Kraft und die Schönheit unserer Sprache und Poesie wurzele, daß er, als der Professor Müller in Berlin ihm die große Sammlung der schönen Gedichte des deutschen Mittelalters widmete, die er mit sorgenvoller Mühe zu Stande gebracht, nichts weiter zu antworten wußte, als: die Gedichte seien keinen Schuß Pulver werth.

So mußte Friedrich, weil er, der sonst so durch und durch deutsche Mann, von einem Vorurtheile befangen, sich hier dem deutschen Sinne abgewandt, mitten im Ueberfluße darben; so vereinsamte er mitten unter den Zeugnissen eines reichen, heiteren Lebens, die doch gerade vorzugsweise durch die großen Thaten seines Lebens, durch den von seinem Geiste ausgehenden Impuls hervorgerufen waren; so ging der tröstende, der erhebende Zuspruch der deutschen Muse an seinem Ohre unvernommen vorüber.

Und dennoch, obgleich er sein Volk noch in all der Rohheit befangen glaubte, die in den Zeiten seiner Jugend vorherrschend war, — dennoch hielt er die freudige Zuversicht aufrecht, daß der Geist des deutschen Volkes sich dereinst in glänzender Herrlichkeit offenbaren müsse und daß die Aeußerung seiner Kraft sich über alle Lande ausbreiten werde.

So sagt der König auch jetzt, nach einer langen und belebten Unterredung über die vaterländische Literatur.

„Taugt freilich noch nichts das deutsche Geschreibsel: aber wir werden doch einst unsere classischen Schriftsteller haben. Jeder wird sie lesen, um sich an ihnen zu erfreuen. Unsere Nachbarn werden die deutsche Sprache lernen, an den Höfen wird man sie mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsere Sprache — wenn sie einmal ausgebildet und vollendet ist — sich zu Gunsten unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europa's bis zu dem anderen ausbreitet. Die schönen Tage unserer Literatur sind freilich noch nicht gekommen, aber ich sehe sie doch in der Ferne. Ich sage es Euch, sie werden erscheinen; ich werde sie nicht mehr sehen, mein Alter gestattet mir dazu keine Hoffnung. Ich komme mir hier vor wie Moses: ich sehe von Ferne das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten!"*)

Friedrich erhob sich bei diesen Worten und die ganze Gesellschaft folgte in ehrerbietigem Schweigen.

Als der König nach einer Stunde Abschied nahm, frug er den Major noch leise:

„Sag er mir, aber ehrlich, wer mir den Lorbeerkranz heute Morgen hingelegt hat?"

„Mein kleiner Alexander!" — entgegnete Herr von Humboldt mit väterlichem Stolze.

„Auf Sein Geheiß?"

*) Des Königs eigene Worte.

„Nein, Majestät, aus eigenem Antrieb!"

Da blickte Friedrich den kleinen Alexander noch einmal mit seinen großen lichtvollen Augen so freundlich an, daß der Knabe, der wohl merkte was geschehen, über und über roth ward. Aber der König rief:

„Komme Er her!"

Alexander gehorchte mit einiger Schüchternheit.

„Aufrecht!" — commandirte Friedrich. — „Rechten Fuß vor! — Brust heraus! — Kopf in die Höhe! .... und nun gebe Er seinem König die Hand, kleiner Mann, und vergeß Er nicht einst ein großer Mann zu werden. Er sieht zwar jetzt noch nicht viel aus .... Aber Er hat den Schnitt dazu. Und so oft Er an den heutigen Tag denkt, erinnere Er sich, daß der König sein Freund ist und .... bleibt!"

Und mit diesen Worten stieg der König in den Wagen, grüßte Alle noch einmal und fuhr davon.

Der kleine Alexander aber blieb den ganzen Abend still und in sich gekehrt. Es war ihm wunderbar selig zu Muthe, fast als ob er heute zu einem neuen bedeutsameren Leben geboren sei.

Erziehungs - Resultat.

Es ist etwas wunderbares um das Heranreifen und die geistige Entwicklung eines Menschen unter der Hand eines tüchtigen und fein gebildeten Lehrers. Bildung, man kann es mit Recht sagen, ist das Losungswort der Menschheit, war es zu allen Zeiten, bei allen der Cultur angehörigen Völkern, und wird es stets bleiben, so weit die schützenden Dämme der Civilisation reichen. Der ganze Entwicklungsgang der Geschichte ist mit dem Streben nach Bildung vorgezeichnet; was irgend durch Kunst und Wissenschaft errungen wird, das fließt von jener Quelle aus.

Auch die anscheinend von ganz anderem Interesse angeregte mächtige Thätigkeit, welche Handel und Industrie so reich und unermüdlich entfalten, auch sie muß im Grunde nur einer immer gesteigerten Bildung dienen. Kann nur der Gang der Bildung als ein in stetiger Fortbewegung begriffener aufgefaßt werden, so wird uns der Rückblick auf die lange Entwickiungsbahn der Menschheit lehren, daß in den verschiedenen Zeitaltern, welche diese Menschheit durchlebt hat, ein mannigfaltiges Gepräge sich darstellt, je nach dem vorwaltenden Interesse, welches die Zeitgenossen wechselnd in Anspruch nahm. Von den drei Hauptrichtungen, in welche die Cultur sich verbreitet — das Gute, das Schöne und das Nützliche — ist bald die eine, bald die andere mit entschiedener Vorliebe gepflegt worden. Es boten sich da Arbeiten, in welche die Zeiten sich gleichsam getheilt haben, und man muß, um gerecht zu sein, jeder Art derselben ihren Werth zuerkennen. Fragt man aber: welches der vorherrschende Character der jetzigen Zeitbildung sei, so kann man nicht lange anstehen, es auszusprechen, daß dieselbe unverkennbar zu dem praktisch Nützlichen hinneigt. Es ist dies kein Tadel, denn man muß als Glück betrachten, daß sich die trefflichsten Kräfte jetzt gerade dieser Richtung zugewandt haben. Ja, es erscheint dies sogar als nothwendig erforderlich, wenn der außerordentliche Erfolg erzielt werden sollte, welchen wir nunmehr mit Ueberraschung, ja mit Bewunderung als erreicht vor uns erblicken.

Behaupten wir nur kühn, daß in keiner Zeitepoche der Culturgeschichte ein so riesenhaftes Fortschreiten auf diesem Gebiete hervortritt, wie wir in einer kaum fünfzigjährigen Periode es erlebt haben, und der völlige Umschwung, welcher alle äußeren Lebensverhältnisse ergriff, braucht hier wohl nicht näher erwähnt zu werden. Jeder der nur auf seine eigenen Jugendjahre einen Blick zuwirft, wird bei der Vergleichung mit der Jetztzeit bald über manche der gewesenen Zustände lächelnd, bald über die so raschen Umgestaltungen staunen müssen.

Diese neue Bildungsperiode schlug aber schon ihre ersten Wurzeln in der Zeit, in welcher Basedow und Campe auftraten; diese

Zeit selbst bemächtigte sich dann ihrer großen Aufgabe, und die Nachwelt wird es ihr nachrühmen müssen, daß sie diese Aufgabe glänzend gelöst und den kommenden Geschlechtern herrliche Bahnen zum Weiterschreiten eröffnet hat.

Vor allem war Campe unstreitig ein Hauptträger dieser Periode, und fast wie eine höhere Fügung erscheint es, daß gerade ihm die Erziehung Wilhelms und Alexanders von Humboldt in deren zartestem Alter zufiel.

Freilich blieb er nicht lange in dem persönlichen Verhältnisse eines Hofmeisters in dem Humboldt'schen Hause, indem gar bald der nicht minder vortreffliche Kunth an seine Stelle trat; dennoch blieb Campe's Einfluß auf seine Zöglinge ein lebenslänglich nachhaltiger.

Ein besonderes Glück bei diesem Wechsel der Lehrer—Campe war zum Educationsrath und Direktor zu Dessau ernannt worden — blieb dabei die Uebereinstimmung beider in ihren Grundsätzen, deren erster dahin ging: daß bei der Erziehung ihrer Zöglinge vor allen Dingen eine gleichmäßige Ausbildung der Anlagen und Kräfte zu erstreben sei, um für sie die möglichst höchste Bildungsstufe zu erreichen. Beiden galt es daher, bei Wilhelm sowohl wie bei Alexander, daß jede einzelne Kraft in Harmonie mit den anderen Kräften und Fähigkeiten ausgebildet werde; denn nur so wird das rechte Maß gefunden, nach welchem das schöne Verhältniß des Ganzen tief und richtig erfaßt wird. Vorschreitend wiesen sie dabei stets auf das zurück, was bereits überwunden war; erklärten das Gewordene in und durch sein Werden, durch seine Anfänge und seinen Verlauf; erläuterten die Gegenwart, indem sie an die Vergangenheit anknüpften: und legten so in beiden Knaben, ohne daß sie es geradezu beabsichtigten, den Grund zu jenem unermüdlichen Forschen, das beide Humboldt's einst auszeichnen und auf die Höhe ihrer Zeit erheben sollte. Auch bei den Sprachen verfuhren Campe und Kunth in gleicher Weise, so daß sie auch hier nicht versäumten, darauf hinzuwirken, daß durch die Kenntnisse der Sprachformen und des Sprachbaues von ihren Zöglingen auch Gesetz und Geist der Sprache eines Volkes erkannt wurde; und alles dies an der Hand einer gewählten Literatur, deren Blüthe auf Geist und Herz der Knaben veredelnd wirkte. Endlich der mächtige Factor, der in dem Beispiele der Eltern und namentlich auch in der unantastbaren Wahrheitsliebe der Mutter hinzutrat.

Da war es denn kein Wunder, daß sich beide Knaben trefflich entwickelten; und wenn dies auch bei dem kränklichen und schwächlichen Alexander nicht so scharf hervortrat, wie bei Wilhelm, so geschah es doch nicht weniger wenn auch innerlicher und verborgener.

Vor allen Dingen mußte Campe — wie früher schon einmal erwähnt wurde — bei seinen beiden Zöglingen die Empfänglichkeit ihres jugendlichen Geistes und Gemüthes durch Anschauung der Welt, fremder Natur und der Beschreibung von Menschen und Sitten zu entwickeln. Er weckte aber auch dadurch zugleich, namentlich in Alexander, den schlummernden Trieb zu reisen so sehr, daß sich der Knabe bald nicht mehr durch kleinere und größere Excursionen befriedigen ließ, sondern Vater und Mutter mit seiner Sehnsucht, die Welt auch weiter kennen zu lernen, bestürmte.

Niemand ahnte, daß hier jener Besuch des großen Königs gewaltig mitwirke; denn was Friedrich II. dem kleinen Alexander über dessen Namen und das Humboldt'sche Wappen gesagt, galt allen Uebrigen mehr als ein geistreicher Scherz. Offen gestanden, schien sogar Alexander hinter Wilhelm sehr zurückbleiben zu wollen, denn er begriff schwer und Vater und Mutter fingen an zu besorgen: daß er sich wohl gar zum Studiren nicht eignen möge.

Und doch täuschte man sich in beiden Dingen: einerseits hielt nur die, aus übergroßer Anstrengung hervorgehende Kränklichkeit den jüngeren Knaben gegen den älteren zurück; anderseits aber hatte jene Ansprache des großen Königs einen unauslöschlichen Eindruck auf Alexanders Gemüth gemacht. Wohl verschloß er diese Regung in seinem Inneren;

aber sie ging mit ihm zu Bett, stand mit ihm auf, und reifte so schon in dem Knaben den unerschütterlichen Entschluß, die von ihm selbst als prophetisch angesehenen Worte des großen Königs wahr zu machen. Dazu aber gehörte bei Gründlichkeit auch Allseitigkeit .... und wunderbar! .... den Drang nach diesen beiden Ausdehnungen des Geistes hatte die Natur so gleichmäßig in die Seele beider Brüder gepflanzt, daß Wilhelm einmal den Wunsch äußerte: Nichts auf Erden unerkannt zurücklassen zu müssen.

Daher auch in Alexander schon so früh die unüberwindliche, durch Campe's Erzählungen genährte Sehnsucht zum Reisen, mit der der kleine zukünftige Welteroberer — jetzt war diese Sehnsucht namentlich nach der Schweiz gerichtet — Vater und Mutter dermaßen quälte, daß beide endlich nachzugeben bereit waren.

„Was halten Sie von einer Reise mit den Kindern durch Süddeutschland und die Schweiz?" — frug daher eines Morgens beim Frühstück der Major Campe.

Alexander und Wilhelm wurden bei diesen Worten vor freudiger Ueberraschung bleich; aber die Blicke, die sie sich zuwarfen, funkelten und spiegelten den Jubel ihrer Seelen ab.

Campe sagte: „Sie dürfte für Ihre Söhne von großem Erfolge sein."

„Und was würden Sie bei einer solchen Reise namentlich beabsichtigen?"

„Den Kindern von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen.

„Kann man dies aber nicht ebensogut durch Bücher und Belehrung?"

„Um das Ausland kennen zu lernnen," — entgegnete Campe — „ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen. Bücher und anderweitige Belehrung sind dazu oft weit sicherere Hülfsmittel, als eigenes Einholen immer unvollständiger und selten zuverläßiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeiten zu erhalten, um in ihren Geist und in ihr Wesen einzudringen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben. Denn es kommt gerade darauf an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den anderen, die ihn zugleich halten und beschränken."

„Ich kann mir dies recht gut denken!" — sagte hier die Majorin. — „Auch die treuesten und lebhaftesten Schilderungen ersetzen den Mangel einer Anschauung nicht. Wer nie einen spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quixote — gewiß ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung — wird, meiner Ueberzeugung nach, doch nur immer demjenigen ganz verständlich sein, der selbst in Spanien war, und sich selbst unter Personen und Classen befand, welche ihm Cervantes schildert."

„Darum sehen wohl auch Viele in diesem Meisterwerke statt der wahren Gestalten nur, Karikaturen!" — versetzte der Major.

„Natürlich!" — sagte Campe. — „Da sie blos die Züge verbinden können, welche der Dichter abgesondert heraushob, so werden ihnen die meisten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln."

„Papa!" — fiel hier Alexander ein — „das ist gewiß bei der Natur auch so. Wir haben in unserem Treibhause auch Orangenbäume und eine kleine Dattelpalme; aber ach! wie ganz anders müssen diese Pflanzen in ihrem Vaterlande aussehen!"

„Zuversichtlich, mein Sohn! — entgegnete der Vater. — „Nur wäre es doch ein wenig weit, diese Freunde in ihrem Vaterlande aufzusuchen."

Alexander aber meinte: „Je weiter, desto besser."

„Bleiben wir bei den Menschen!" — fuhr Campe fort.— „Es gibt eine große Menge Verrichtung im Leben, zu welchem der bloß durch Ueberlieferung erhaltene Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden sollen, so wird immer etwas Lebendiges erfordert. Ueberhaupt begnügen sich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menschen: der sammelnde Fleiß, das auf-

bewahrende Gedächtniß, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten und besten Kräfte des Menschen, diejenigen, welche seine eigene Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Forschungs-, Wahrheits und Schönheitssinn bedürfen zu ihrer kräftigen Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart."

„Wie wenige Reisende aber halten diesen Gesichtspunkt fest!" — rief hier der Major.

„Das mag nicht sowohl daher rühren," — meinte die Majorin — „daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelt, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, als daher, daß sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überlassen."

„Weil man zu leicht vergißt" — versetzte Campe — „daß man auf einer Reise, die immer ein Abschnitt im thätigen Leben bleibt und allein dem beschauenden gewidmet ist, blos herumstreifen, Menschen sehen und sprechen, leben und geistig erfassen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangenen treu bewahren soll."

„Und ist das nicht das schönste Genießen?" — rief die Majorin, ohne den dankbaren Blick zu gewahren, den ihr Alexander, der neben ihr stand und sich an sie schmiegte, bei diesen Worten zuwarf. — „Wir umfassen mit unserer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raumes und der Zeit, und doch können wir uns nicht verläugnen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner größten Manigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen."

„Nun denn!" — rief hier der Major — „wenn dem Reisen eine solche Bedeutung beizulegen ist, dann reisen Sie in Gottes Namen mit den Kindern nach der Schweiz!"

Was aber glich nun dem Jubel der Knaben; sie warfen sich an den Hals des Vaters und der Mutter sie umarmten Campe und noch am selben Tage wurden die Vorbereitungen zu dieser Fahrt in die Welt getroffen.

Sie blieb nicht ohne Früchte, und als Campe längst in das öffentliche Leben getreten war und Kunth die weitere Erziehung der Söhne des Majors von Humboldt übernommen hatte, wurden oft andere größere und kleinere Ausflüge mit gleichem Erfolge unternommen.

Aber wie schön gestaltete sich nun auch das Verhältniß wieder mit dem neuen Hauslehrer. Frau von Humboldt hatte Kunth, gleich nach ihrem ersten Zusammentreffen mit ihm, wie sie auch damals beabsichtigte, als Hofmeister in die Familie des Oberforstmeisters von Burgsdorf gebracht. Als aber Campe den Ruf als Educations-Rath nach Dessau erhielt, war Kunth der erste, an den sie sich wandte; denn beide Kinder hatten ihn schon an jenem merkwürdigen Tage, an welchem der König Tegel besucht und Kunth sein erstes Zusammentreffen mit Friedrich II. erzählte, so lieb gewonnen, daß ihr keine bessere und glüglichere Wahl in den Sinn kommen konnte. Und in der That, ihr feiner weiblicher Takt leitete sie auch hier richtig. Die Kinder schloßen sich an Kunth wie an einen älteren Freund, und zwar mit einem Vertrauen und einer Hingabe, die mit dem jungen Manne die glänzendsten Erfolge mit Leichtigkeit möglich machten.

Hatte Campe in Wilhelm und Alexander den Sinn für Sprachforschungen und Weltkunde geweckt, so machte Kunth diese Richtungen **fruchtbar durch gründliches Eindringen in das Gesammtwissen.**

Aber die Blüthen ihres Geistes und Wesens entfalteten sich jetzt auch sichtbar mehr und mehr.

Beide Brüder folgten bald — ihrer eigenthümlichen Natur nach — besonderen Richtungen ihrer Entwicklung; beide aber wurzelten in einem und demselben Grunde, gewissermaßen in einer gleichen geistigen Heimath; denn . . . während der ältere Bruder **das Innere der Menschheit, die geistige Welt und ihr besonderes Element, die Sprache** zum Gegenstand seines Lieblingsstudiums machte, war es im jüngeren Alexander **das Aeußere der**

Natur- und Menschenwelt, in allen Formen ihrer Erscheinung. Wilhelm schwärmte daher im Sinne des Wortes für classisches Alterthum, Kunst, Philosophie und Sprache; Alexander wandte sich dagegen mit ungemeiner Liebe, wenn auch mit mehr Ruhe und Gleichmuth, den Naturwissenschaften zu.

Auch in psychologischer Beziehung gingen beide Brüder, trotz ihrem ungemein gleichgestimmten Grundwesen, jetzt in einer eigenthümlichen Beziehung auseinander. In Wilhelm und Alexander zeigte sich längst ein gemeinsames kräftiges Streben nach allem Edlen und Schönen; gemeinsam war ihnen ferner: der Trieb nach Universalität und Gründlichkeit, die jugendliche Sehnsucht, einst groß und bedeutend zu werden; die Objectivität, die sich leicht über die Sachen und Begebenheiten stellt, und sich nie von ihnen drücken und binden läßt. Dagegen blieb Alexander, wie er es bisher gewesen, still, maßvoll und mehr in sich gekehrt; während sich in Wilhelm jetzt ein schwärmerischer, idealer Trieb kund zu geben begann, der manchmal nahe daran war, in Sentimentalität auszuarten.

Glücklicherweise verstand es Kunth, und namentlich die Majorin, diesem Schweigen in Gefühlen vernünftig entgegen zu wirken; und so gelang es ihnen denn auch, Zartgefühl und Idealismus an die Stelle desselben zu setzen.

Was aber beide Brüder wieder in einem mächtigen Wogenschlage der Gefühle einigte, das war die Liebe, die Liebe zu den Eltern zu Kunth und namentlich auch zu einander. Wilhelm und Alexander waren in der That ein Herz und eine Seele. Ja ihr ganzes Dasein war schon in der Knabenzeit ein Gedanke! Kunth übersah dies auch so wenig, wie er die Gemeinsamkeit des Bodens außer Augen ließ, von dem aus sich ihr geistiges Wesen aufbaute. Sein unablässiges Streben ging deshalb dahin: daß sich Beide stets in den Punkten ihrer ursprünglichen Gemeinschaft berührten und förderten.

So wirkte der junge Hauslehrer auf seine beiden Zöglinge; aber auch auf ihn selbst konnte dieses Verhältniß nicht ohne Einfluß bleiben. Das Haus des Kammerherrn und Majors von Humboldt vereinigte ja Ansehen, Bildung und geistreichen Umgang in sich. So bildete sich denn auch Kunth selbst mehr und mehr heraus, so daß er bald — das Vertrauen Aller im höchsten Grade besitzend — als ein Mitglied der Familie betrachtet und herangezogen wurde.

Selbst mit Aufträgen von praktischen Geschäften in der Familie und bei ihren äußeren Angelegenheiten und Interessen betraute ihn der Major oft, und so gestaltete sich in Kunth, dem Anfangs so schüchternen thüringischen Candidaten, eine solche Lebens- und Geschäftspraxis, daß er in späterer Zeit für eine nicht unbedeutende Anstellung im Staate gewonnen werden konnte.

So hatten sich die Dinge gestaltet, als ein neuer, schöner Stern an dem Jugendhimmel der beiden Kinder vorüber ziehen und seinen geheimnißvollen Einfluß für ihr ganzes Leben geltend machen sollte.

Ein neuer schöner Stern.

Es war wieder Mai geworden, als Wilhelm der älteste Sohn des Majors von Humboldt, von einem vorübergehenden Unwohlsein, das ihn in Folge starken Wachsens ergriffen hatte, genas. Er durfte daher, als Reconvalescent, auch jetzt noch nicht an den Unterrichtsstunden Theil nehmen, wogegen ihm durch den Hausarzt, Dr. Heim, anempfohlen worden war, sich soviel als möglich im Garten aufzuhalten und frische Luft einzuathmen.

Wilhelm kam dieser Verordnung um so lieber nach, als ihm die stärkende Wirkung der Luft nicht entging; und so ungern er auch seine Studien unterbrochen sah, so bedürftig fühlte er sich selbst der Erholung.

Auch heute war er schon frühe in den Garten gegangen; aber so schön auch der Morgen, so

frisch und erquickend die Luft, so freundlich ihm Himmel und Erde entgegenlachten, es lag doch ein weiches, fast wehmüthiges Gefühl in seiner Seele. Kam es ihm doch vor, als ob die Blumen ihm sagten: er werde nicht lange leben! Als ob die Bäume die Häupter über ihn schüttelten, als seien sie unzufrieden mit ihm, weil er sich von so manchem kleinen Fehler noch nicht losgerissen.

Und dennoch war sich Wilhelm bewußt, mit allen Kräften nach Selbstveredlung zu streben. Führte er doch schon seit langer Zeit mit fast übertriebener Genauigkeit und Strenge ein Tagebuch voll Selbstprüfung und Rechenschaft, und zwar, damit es sonst Niemand zu lesen vermochte, in eigens dazu erfundener Geheimschrift. Er konnte sich dabei über seine kleinen kindischen Fehler ordentlich martern, so ideal hochgespannt waren die Forderungen, die der Knabe an sich stellte; aber sein ganzes inneres Wesen ging eben auch — wie wir schon erwähnt — in dieser geistigen und körperlichen Entwicklungsperiode in einer ideal-sentimentalen Schwärmerei auf.

Merkwürdige Erscheinung! Der kleine Humboldt litt an derselben seelischen Krankheit, die damals fast alle Welt befallen: an einer übertriebenen Empfindsamkeit. Bei Wilhelms kindlich reinem Gemüthe war dies wenig bedenklich; sehr bedenklich war aber in dieser Beziehung die ganze Richtung der Zeit geworden, welche in einer völligen Herabstimmung aller sittlichen, oft auch aller physischen Kraft des Menschen bestand; in einer schmerzlichen Passivität, die sich von Gefühlen, Stimmungen, Launen und Anwandlungen aller Art hin und her wiegen ließ, und in diesen Gefühlen und Stimmungen das eigentliche Leben und den Werth des Lebens suchte; in einer Weichheit, die stets von Thränen überquoll, und sich durch die geringste Berührung mit der wirklichen Welt bis in das Innerste verletzt, bis in den Tod verwundet fühlte; in einer Empfindlichkeit, die vor den Menschen und den menschlichen Verhältnissen zurückfloh, als grausamen Zerstörern der inneren Welt, der süßen Gefühle, Ideale und Träume, und sich dafür in krampfhafter Innigkeit, in brennender, verzehrender Leidenschaftlichkeit, ja selbst in Verzweiflung und Todessehnsucht verzehrte.

Diese ganz eigenthümliche, von Goethe so unübertrefflich in seinen „Leiden des jungen Werther" wiedergegebene Krankheit — der ganz unvermeidliche Endpunkt des längst herrschenden Strebens aus der Culturwelt heraus nach dem Sinnlich-Natürlichen, aus den Ueberlieferungen des Handelns, des Wissens und Glaubens nach dem subjectiv Anmuthenden — herrschte von der Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Deutschland sehr allgemein bis gegen die Zeit der französischen Revolution, und verschlang eine Masse der besten geistigen und leiblichen Kräfte.

Daher zündete denn auch „Werther" bei seinem Erscheinen wie ein Blitz. Goethe sagt selbst: „Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrautes bedarf, um eine gewaltige Miene zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publikum ereignete, deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß weil ein Jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam."

Der junge Goethe war durch die Erscheinung dieses Buches berühmt geworden; das „Wertherfieber" aber ergriff alle Welt .... und .... „die Leiden des jungen Werther" fand Wilhelm zufälligerweise diesen Morgen auf dem Steintische in einer Laube des Gartens liegen.

Die Majorin hatte am Abend vorher dies Buch liegen lassen; .... dies Buch, vor dessen Lecture sich ihr einfaches, aber kräftiges und gesund-natürliches Wesen bereits seit vier Jahren gesträubt, das sie aber endlich doch — des immer ruhmreicher erklingenden Namen Goethe's wegen — zu lesen angefangen.

Wilhelm fand also das Buch, ... blätterte anfangs fast ohne Aufmerksamkeit darin ....

sah sich aber bald so gewaltig angezogen, daß er es erst aus den Händen legte, als er damit zu Ende war.

Aber welche innere Bewegung ergriff Wilhelm bei dieser Lektüre! War es doch das erste derartige literarische Werk, was dem Knaben unter die Hände kam; sollte ihn da die vollendete Wahrheit in der Schilderung der Gemüthszustände Werther's, die lebendige Darstellung des In-Sich-Versunkenen, die köstliche Zeichnung des innigen, aber schmerzhaften Naturgefühls des physisch Kranken — sollte das ihn, der damals selbst physisch krank war, nicht mächtig erfassen? Und welchen erschütternden Eindruck machte nun gar der Tod Werther's auf sein empfängliches Gemüth.

Wilhelm, dem Knaben, ging es hier, wie damals fast aller Welt: Goethe hatte in „Werther" nicht den rohen Stoff der Sentimentalität, nicht eine wild einstürmende Masse zerrissener Gefühle, unbefriedigter Zustände, verzweifelter Stimmung dargestellt: wohl aber ist es die Poesie solcher Zustände „die reine Form", der selige Schatten dieser Helden der Empfindsamkeit, was er der Welt vorführt. Aus der beschränkten Sphäre des selbst Erlebten, des individuellen Eigenthums, löste er mit Meisterschaft rein und klar das allgemein Wahre, das von Allen Erlebte, das Allen Eigenthümliche ab, und gab eben dadurch seiner Zeit ein sicheres Mittel der Genesung an die Hand: „zu fliehen" — um mit Schiller zu reden — „aus der Sinne Schranken in die heit're Freiheit der Gedanken, wo die Furchterscheinung ist entflohen."

Wie aber wäre Wilhelm in einem so zarten Alter und noch ohne alle Lebenserfahrungen dazu befähigt gewesen; die Wenigsten der damals lebenden Gebildeten waren es ja. Es kam also in seiner Gefühlswelt zu einer so gewaltigen Gährung, daß die hochgehenden Wogen schmerzlicher Sentimentalität weder seiner Mutter noch Kunth entgehen konnten. Die Ursache war bald entdeckt; denn Wilhelm log nie, erzählte also ganz einfach, wo und wie er zu „Werther" gekommen sei, und daß er ihn gelesen habe.

Als die Majorin mit dem Hauslehrer wieder allein war, machte sie sich bittere Vorwürfe über die Nachlässigkeit, daß sie das Buch habe liegen lassen. Kunth aber, der von dem resoluten Wesen des Majors bereits viel angenommen hatte, beruhigte die besorgte Frau, indem er sagte:

„Es liegt nichts an der ganzen Sache, wenn wir sie nur auf die rechte Weise auffassen. Im Gegentheile, sie soll uns zum Guten dienen. Der Mensch bleibt immer ein Spielball seiner Gefühle und gewinnt und verliert sein inneres Gleichgewicht, so lange er sich nicht durch innere Bearbeitung selbst einen unerschütterlichen Halt gegeben hat."

„Aber wie soll das ein Kind zu Wege bringen? — wandte die Majorin ein.

„Indem wir es auf diese innere Bearbeitung hinleiten!" — versetzte Kunth.

„Und wie wollen Sie dies anfangen?"

„Das überlaß ich Wilhelm selbst."

„Wie so?"

„Ich bin sicher, daß er jetzt noch mehr von Goethe zu lesen wünscht und mich darum ersucht."

„Und dann?"

„Dann lese ich mit beiden Knaben den unübertrefflichen „Götz von Berlichingen." Dieser natürlich derbe, gesunde und namentlich für Knaben anziehende Stoff aus dem älteren deutschen Volksleben wird Wunder wirken. Die historische Treue, die poetische Frische, die Volksmäßigkeit und doch auch wieder die Zartheit dieses Dramas soll uns ein herrliches Mittel an die Hand geben, die Werther'sche Sentimentalität niederzuschlagen. Da bekommen wir inneren Kampf, und Kampf ist Leben, er stärkt und führt zu jener inneren Bearbeitung, von welcher ich vorhin sprach."

„Und legen Sie wirklich dieser Schöpfung des jungen Goethe so viel Werth bei?"

„Kein einziges Product unserer Literatur geht so ganz auf den Sinn und das Leben des deutschen Mittelalters ein, und stellt Gesinnung und Zustände der alten Jahrhunderte mit so sicherem Takte mitten in unser jetziges modernes Leben hinein, wie Götz von Berlichingen. Dadurch ist aber der Nation das

Mitleben mit dem Helden des Dramas möglich gemacht, dadurch ist dasselbe so ganz verschiedenen Lebens- und Bildungsstufen unmittelbar nahe gerückt und zugänglich, gleichsam ein Stück des eigenen Jugendlebens."

Und wie Kunth vorausgesagt, so geschah es: „Werther" hatte in Wilhelm einen wahren Heißhunger nach den weiteren Schriften Goethe's erweckt; der Lehrer entsprach seinem Wunsch. Man ging gemeinsam an den „Götz" und bald hatte Goethe eben so große und begeisterte Bewunderer an beiden Knaben, wie an dem alten Freiherrn, der Majorin und Kunth. Wie hätten alle die guten Leute gewünscht, den jungen talentvollen Dichter einmal persönlich kennen zu lernen; der Major schrieb sogar an ihn und lud ihn ein: im Falle er einmal nach Berlin komme, Tegel zu besuchen.

Wilhelm genas jetzt rasch und die Mutter sah mit Freuden durch Kunth's Bemühungen die Gefühlsschwärmerei bei ihrem Aeltesten in den Hintergrund treten. Kunth hielt dabei sehr viel auf Bewegung in freier Luft, auf Springen und Körperübungen.

So tummelten sich denn auch beide Knaben einst auf einem weiten Grasplatze, als plötzlich ein Mann von etwa neun und zwanzig Jahren vor ihnen stand und sie frug: „Ob das vor ihm liegende Gebäude Schloß Tegel sei?"

Indem die Knaben dies bejahten, fiel ihnen Gestalt und Wesen des Fragenden merkwürdig auf. Die einfachen und doch feinen Kleider desselben waren stark bestaubt, sie verriethen dadurch, daß er einen weiten Weg zu Fuße zurückgelegt habe.

Der junge Mann selbst aber erschien als ein Bild jugendlicher Kraft und Schönheit; in den feinen Zügen lag etwas Durchgeistigtes, in den Augen eine wunderbare Tiefe; dabei hatte die ganze Erscheinung etwas so Ungezwungenes und doch Imponirendes, daß sie einen eigenthümlichen Reiz, fast etwas Bestrickendes selbst auf die spielenden, ihr bis dahin ganz fremden Knaben ausübte.

Aber auch dem Fremden mußten die Knaben gefallen, so wie er jetzt leicht errieth, wer sie seien. Ein heiteres Gespräch entspann sich und wickelte sich rasch ab.

Dann ging der junge Mann dem Schlosse zu, die Eltern zu begrüßen.

Wunderbares Zusammentreffen! Goethe — denn Niemand anders war der Fremde — sah hier die beiden Humboldt's als muntere Knaben sich auf der Wiese tummeln. Er hatte keine Ahnung, konnte keine davon haben, daß ihn einst noch das Geschick eng mit diesen Kindern verbinden sollte; daß sie ihm später nicht nur Freunde sein, sondern auch gleichen Ruhm, eine gleich hohe Stellung in Wissenschaft und Kunst wie er selbst erlangen würden.

Eine neue Generation spielte hier unbewußt zu den Füßen des Dichters, und unsichtbar und im Geheimen knüpfte die Hand des Schicksals hier Fäden an, die einst zu den schönsten, größten und für die Welt segensreichsten Resultaten führen sollten.

Aber welche Freude nun auf Tegel, welche stolze Freude für die heimkehrenden Knaben, als man erfuhr, wer der Besuch sei: Goethe, der junge geniale Dichter des „Werther," des „Götz von Berlichingen," des „Clavigo" und so mancher reizender Gedichte! Er hatte seiner Zeit die freundliche Einladung des Majors nicht beantwortet; jetzt aber — da er seinen Herzog zu einem großen Manöver nach Berlin begleitet — brachte er sich selbst als Antwort und Dank. Er war des Morgens zu Fuß von Berlin aufgebrochen, über Schönhausen nach Tegel gegangen, und beabsichtigte den Nachmittag seinen Rückweg, ebenfalls zu Fuß, über Charlottenburg nach Potsdam zu nehmen.

Man sah es Goethe an, daß es ihm in Tegel unter den lieben herrlichen Menschen gefiel. Berlin dagegen wollte dem jungen Dichter, wie er offen gestand, gar nicht zusagen: weder die Militärparaden behagten ihm da, noch die Poeten und Schriftsteller seiner Zeit. Aber hier .... hier gefiel er sich ungemein; besonders sagte ihm die Majorin zu, während Wilhelm und Alexander in der stolzen Begeisterung schwelgten, den größten jetzt lebenden Dichter vor sich zu sehen.

Es ist für begabte junge Leute immer ein

erweckendes, hebendes und anfeuerndes Ereigniß einem genialen Manne zu begegnen; besonders wenn er so jugendlich kräftig, so liebenswürdig und anregend ist, wie es Goethe damals war. Der räthselhafte Nimbus, der das Genie umhüllt, fällt dann; man sieht: das Genie ist auch eine menschliche Erscheinung, wenn auch eine gewaltige, die ihr Entstehen selbstständig und unmittelbar durch ihr Dasein kundgibt. Wie es erscheint .... ist es, leuchtet, herrscht, bestimmt und gibt sich selbst seine Richtung.

Aber, wird sich jeder jugendliche begabte thatendurstige Geist dann fragen, kann es bei dir nicht auch so sein? —— Und geht denn nicht von jeder genialen Erscheinung eine Art magischer Ausströmung auf den Einzelnen wie auf ganze Völkerschaften aus? Gewiß! denn es gibt noch ein unmittelbares Wirken eines großen Geistes, als das Wirken durch seine Werke. Zeigen diese doch immer nur einen Theil seines Wesens, das aber in die lebendige Erscheinung erst reiner und voller überströmt. Auf eine Art, die sich allerdings nicht nachweisen und erforschen laßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf Einzelne, wie auf ganze Geschlechter vererbt. Dies stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporspriesen läßt; dieser stille und gleichsam magische Einfluß hatte sich aber bei Wilhelm und Alexander schon auf das Auffallendste geltend gemacht, als ihr innerstes Wesen von der Erscheinung König Friedrich des Großen berührt worden war; jetzt fand dasselbe hierdurch den Dichterfürsten, wie dort durch den Heldenkönig statt. Beide Eindrücke blieben von dauernder Anregung für das ganze Leben der Knaben.

Als sich Goethe verabschiedet hatte, schlich sich Wilhelm auf sein Zimmer, um in stiller Abgezogenheit seine Gefühle, so gut er konnte, in einem begeisterten Gedichte auf den berühmten Gast auszusprechen. Alexander dagegen suchte einen abgelegenen Weg hinter dem Parke auf. Er mußte nach dieser großen Gemüthsbewegung mit sich und der Natur allein sein; denn ihm war die Natur, was Wilhelm die Poesie war: innigste Freundin, Lehrerin, Trösterin und Dollmetscherin der geheimsten Bewegungen und Gefühle.

Keineswegs bedurfte er dazu einer besonders schönen Gegend; nein! der Genuß der Natur lag ihm in dieser selbst. Alle Naturgegenstände — auch wenn sie an und für sich nicht auf Schönheit Anspruch machen konnten — zogen ihn an, beschäftigten bei ihm Gefühl und Einbildungskraft. Alexander liebte die Natur unwillkürlich, ... sie riß ihn an sich, sie begeisterte ihn, blos weil sie die Natur war und er in ihr eine unendliche Macht erkannte, größer und wirksamer als alle menschliche. Der Ausspruch des großen Königs war dabei um so weniger vergessen, als dieser ihn eigentlich nur auf das aufmerksam gemacht hatte, was wirklich ursprünglich in ihm lag. Alexander war jetzt schon ganz klar mit sich, daß sein Leben den Naturwissenschaften gehören müsse. Daher trug er denn auch jetzt das Gefühl: einem der größten Männer seiner Zeit gegenüber gestanden zu haben, hinaus in die Natur. Der Knabe fühlte sich gedrungen, seiner großen Freundin die stolze freudige Bewegung seines Innern anzuvertrauen; aber auch den Vorsatz: gerade durch sie ebenfalls ein großer Mann werden zu wollen!

Und als er, so ganz in diese Gedanken versunken, auf einsamen Pfaden am Rande des Parkes dahinschritt, und der Abendwind durch die uralten Bäume rauschte und das Schilf am See so wunderbar flüsterte, da war es ihm plötzlich seltsam zu Muthe. Wie eine stille göttliche Weihe kam es über ihn und alle Stimmen der großen mütterlichen Freundin flüsterten und rauschten und jubelten ihm zu: Ja, auch du wirst einst ein großer Mann werden; — du wirst es werden durch mich, und dein Wirken wird für Mit- und Nachwelt von unendlichem Segen sein!

Alexander war sehr glücklich; aber er verschloß schweigend dies Glück in sein Innerstes.

Ein harter Schlag.

Aber in welches Menschenleben wirft das Schicksal nicht manchmal schwarze Schlagschatten? Freilich, was ist denn ein Menschenleben mit all' seinem Sonnengolde und all' seinen Nachtseiten in dem unermeßlichen Ocean des Allebens? Ist darin der Schmerz und die Lust auch nur einer Frage werth? Wenn man Welt und Leben aufmerksam betrachtet, so verschwindet das Individuum fast vollständig vor zwei Riesenerscheinungen: dem Zusammenhang der Weltbegebenheiten und dem Wechsel des sich ewig erneuernden Lebens.

Es verschwindet darin wie ein Atom gegen eine unermeßliche, Alles mit sich fortreißende Kraft!

Das wäre nun freilich ein trauriger niederbeugender Gedanke, wenn dies Aufgeben unserer Persönlichkeit nicht auch ein Aufgehen in höherem, edlerem Sinne wäre. Denn, werfen wir nur einen tieferen Blick in dies Kommen und Gehen, und wir erkennen, daß dieser Strom sich doch nicht, einem blinden Zufall hingegeben, gedankenlos fortwälzen kann: daß er doch einem bestimmten Ziele zueilt, und sein Gang von allmächtiger und allweiser Hand geführt wird. Freilich! der Einzelne kann ja dies Ziel nicht erreichen, nur mit anstreben kann er es helfen und .... dabei muß er oft das angewiesene Werk plötzlich und in der Mitte der Arbeit verlassen.

Er ist also im großen unendlichen Ganzen nur ein Werkzeug, das die Natur, wenn es abgenutzt ist, ruhig bei Seite schiebt, um es auf der Stelle zu ersetzen. Der große Gedanke der Weltentwickelung kann durch das Schicksal des Einzelnen um keine Minute verspätet, in nichts gestört werden.

Aber es handelt sich ja auch in dem großen Ganzen, wie wir eben gesehen, gar nicht um den Einzelnen. In Jedem Jahrhundert erneut sich mehr denn einmal das Menschengeschlecht, und in der Idee der Weltordnung liegt es, daß die Massen und die Geschlechter, nicht die Individuen, den Ausschlag geben.

So faßt der Vernünftige das Leben und seine Stellung in demselben auf.

„Mir kommt es immer vor," — sagte gar manchmal in dieser Beziehung der Major von Humboldt — „daß die Art, wie man das Leben und die Ereignisse des Lebens nimmt, eben so wichtigen Antheil an unserem Glück und Unglück hat, als diese Ereignisse selbst. Den eigentlich frohen, heiteren Genuß kann man sich allerdings nicht selbst geben; er ist eine Gabe des Himmels. Aber man kann viel dazu thun, das Unangenehme, dessen für Jeden das Leben immer viel herbeigeführt, ruhiger aufzunehmen, muthiger zu tragen, besonnener abzuwehren oder zu vermindern. Man kann wenigstens vermeiden, sich unnöthige und unbegründete Besorgniß und Unruhe zu erregen. Wenn man das Eine und das Andere thut, sucht man sich darum nicht gleichsam frei von der Anhängigkeit der höheren Mächte zu machen; man bewahrt sich nur vor peinlichen Empfindungen. Man handelt aber gewiß in dem Sinne und nach dem Willen des Himmels, wenn man mit so viel Selbstständigkeit, als die individuellen Kräfte zulassen, dem Geschick begegnet und sich seinen Einflüssen von innen heraus weniger zugänglich macht."

So dachte der Major und in diesem Geiste lebte er, heiter die Gegenwart hinnehmend und ruhig der Zukunft entgegensehend. Natürlich ist es, daß dieser, der Schule Friedrich des Großen entsprungene philosophische und zugleich lebenspraktische Gleichmuth auch auf seine Lebensgefährtin überging; ebenso mußte er sich nach und nach den Kindern durch Wort und Beispiel mittheilen und von diesen zur selbsteigenen Natur verarbeitet werden.

Aber dieser philosophische Gleichmuth der Familie sollte bald auf eine schwere Probe gestellt werden.

Der Anfang des Winters 1778 war derselben sehr glücklich verstrichen, als den Major eines Tages Geschäfte nach Berlin riefen. Er hatte verschiedene Verwaltungsangelegenheiten zu ordnen und bediente sich, da es

sehr kalt war und hoher Schnee lag, des Schlittens.

Unter Anderem sollten auch die rückständigen Zinsen eines nicht sehr bedeutenden Kapitals eingetrieben werden. Es war dies allerdings ein Geschäft, das der Major gewöhnlich seinem Rechtsanwalt überließ; allein diesmal trieb ihn sein menschenfreundliches Herz, selbst zu sehen und selbst zu hören, da ein ergreifender Brief des Schuldners an den Freiherrn eingelaufen war, worin jener seine traurige Lage in so lebendigen Farben schilderte und so dringend um Nachsicht bat, daß sich der Major einer Unmenschlichkeit angeklagt haben würde, wenn er mit kalter Rücksichtslosigkeit verfahren wäre. Aehnliche Fälle waren ja schon öfter vorgekommen, und mehr denn einmal war es dem alten Freiherrn gelungen, durch Nachsicht und durch vernünftigen Rath die Verhältnisse zu ordnen und gedrückten Menschen schweren Kummer und viele Sorgen zu ersparen.

Als der Major daher seine übrigen Geschäfte geordnet hatte, machte er sich, in einen schlichten braunen Mantel gehüllt, auf den Weg, um den betreffenden Schuldner selbst aufzusuchen. Aber welchen Jammer fand er hier! Nicht nur ein Stück aus den traurigen Nachtseiten des menschlichen Lebens, wie das ja auf Erden so viel vorkommt: wirklich unverschuldetes Unglück und innere häusliche Zerrüttung bei einer anscheinend erträglichen Stellung nach außen hin .... das Unglück war auch noch, zur Verzweiflung des Schuldners, durch eine Handlung überspannter Liebe und Gewissenhaftigkeit in das Unendliche vergrößert worden. Die junge Frau des betroffenen Mannes — längst schwermüthig über den Gedanken, daß sie, die ohne Vermögen geheirathet hatte, jetzt dem Gatten zur Last falle — war mit ihrem einzigen Kinde verschwunden. Niemand wußte wohin; doch stand zu vermuthen, daß sie, trotz der fürchterlichen Kälte und des tiefen Schnees, den Weg nach Spandau eingeschlagen habe, wo ihre Mutter lebte.

Hier galt es nun freilich in doppelter Beziehung einer schnellen Hülfe, und zu dieser wußte der Major mit seinem resoluten Wesen auch sofort Rath; dem Manne ward nicht nur die gewünschte Nachsicht gewährt und nachdrückliche Unterstützung in seinem Geschäfte zugesagt; der Major ließ sich auch die nöthige Beschreibung der Entflohenen geben, um sofort — während der Mann in Berlin suchen sollte — den Rückweg nach Tegel über Spandau mit seinem Schlitten anzutreten, um im glücklichen Falle des Auffindens, Frau und Kind sofort zurückzubringen.

Was kümmerte es den Freiherrn dabei, daß er den Abend mit seinen Berliner Freunden hatte heiter zubringen wollen, hier galt es ein gutes Werk auszuführen, vielleicht sogar bei der strengen Kälte zwei Menschenleben zu retten. Da war also an kein Schwanken zu denken; rasch eilte der wackere Mann in seinen Gasthof zurück, eine Flasche Wein und etwas Brod wurden mitgenommen und fort ging es, so schnell die Pferde laufen konnten.

Der Schlitten hatte sich jetzt bereits schon eine halbe Stunde von Berlin entfernt; die Kälte war grimmig und ein schneidender Nordostwind pfiff über die Ebene. Niemand ließ sich auf der Landstraße sehen, so belebt dieselbe sonst auch war; denn wer da konnte, flüchtete in das schützende Zimmer und an den wärmenden Ofen.

So spähte denn der Major, der sich dicht in seinen Mantel gehüllt hatte, vergebens nach allen Seiten, selbst in der Ferne vermochte sein geübtes Auge kein menschliches Wesen zu erblicken. Plötzlich aber scheuten die Pferde, und als Herr und Kutscher sich erstaunt nach der Ursache dieses ganz ungewöhnlichen Aufschreckens der Thiere umsahen, erblickten sie in dem Graben, der den Weg begrenzte, eine Frau, die, ihr Kind fest an sich gepreßt, zusammengekauert da saß und sichtlich mit Ermattung rang. Schon lagerte sich jener gefährliche Schlaf, der dem Erfrieren meist vorauszugehen pflegt, auf ihre Augen; schon waren Lippen und Wangen der jungen Frau blau vor Kälte, — schon starrten ihre Glieder wie die eines Leichnams.

„Halt!“ — rief hier der Major, der die Unglückliche sogleich nach der erhaltenen Be-

schreibung erkannte, und der Schlitten hielt und beide Männer eilten der Erfrierenden zu Hülfe. Sie wehrte sich nicht, als man ihr etwas von dem mitgenommenen Bordeaux einflößte, denn sie war schon des vollen Bewußtseins nicht mehr mächtig; auch in den Schlitten ließ sie sich mit ihrem Kinde willenlos, und ohne ein Wort sprechen zu können, führen. Aber jetzt erst gewahrte der Major auch, daß sie ganz leicht gekleidet sei, ohne Mantel und selbst ohne Hut; nur das Kind war dicht und warm eingehüllt. Sicher hatte die Arme nichts von zu Hause mitnehmen wollen, ... vielleicht hoffte sie gar selbst auf den Tod.

Der Freiherr sprach nichts, aber er handelte. Im Moment hatte er seinen Mantel von den Schultern genommen, und ehe der Kutscher noch seine Warnung aussprechen konnte, war die Unglückliche schon dicht eingehüllt. „Das thut einem alten Soldaten nichts!" — sagte er dabei mit heiterem Bewußtsein — „und nun, so schnell wie möglich nach Berlin zurück.

Die Pferde flogen, und ehe abermals eine halbe Stunde vergangen, lag die Unglückliche die unterdessen wieder zu sich gekommen, schluchzend in den Armen ihres Gatten.

Der Freiherr eilte unbemerkt davon; er war innerlich unendlich glücklich; als er aber nach Hause kam, schüttelte ihn der Frost und eine unbequeme Müdigkeit lagerte sich in alle seine Glieder. Ein Glas Grogg sollte helfen; es hielt indessen ein leichtes Fieber nicht ab und als der Major den anderen Tag nach Tegel zurückgekehrt war, mußte er sich, schwer erkrankt, zu Bette legen.

Die ganze Familie war hierüber um so mehr in Angst, als man an dem sonst so kräftigen und kerngesunden Manne eine solche Erscheinung gar nicht gewöhnt war. Aber gerade den kräftigen Mann packte die Krankheit auch um so gewaltiger.

Ein trauriger Jahreswechsel folgte dem traurigen Weinachtsfeste, und noch war der Januar nicht zur Hälfte vorüber, als Major von Humboldt den Tod herannahen fühlte. Als er den Schmerz der Umstehenden bemerkte, nahm er die Hand seiner treuen Gattin, sah diese und die Kinder liebevoll an und sagte:

„Laßt Euch nicht vom Trennungsschmerze übermannen, ihr Lieben! Niemand entgeht im Leben solch' harten Schicksalsschlägen. Die Hauptsache dabei bleibt aber immer, daß eine Allweisheit und Allgüte die Ordnung der Dinge regiert, zu welchen wir gehören, daß unsere kleinsten und größten Schicksale darin mit verwebt sind, und daß daher Alles, was geschieht, gut und uns — sei es auch noch so schmerzhaft — wohlthätig sein muß. Nehmen wir daher die Beschlüsse der Vorsehung mit ruhiger Fassung auf, und .... wenn ihr auch .... nachdem ich heimgegangen .... einer solcher Stimmung nicht gleich Herr werden könnt, so strebt wenigstens mit allen Kräften darnach. In ernstlichem Streben liegt das Erreichen."

Der Major schwieg hier erschöpft eine Weile; dann nahm er ruhig und mit dem klarsten Bewußtsein Abschied von Frau und Kindern, von Kunth und allen Hausgenossen, segnete Wilhelm und Alexander, empfahl sie der liebevollen Pflege der Mutter, der väterlichen Sorgfalt Kunth's .... und entschlief.

Das war nun freilich ein harter, schwerer Schlag für Alle, und mit dem unersetzlichen Verluste zog ein tiefer, unendlicher Schmerz in das Herz eines Jeden ein. Namentlich fühlte sich die Majorin tief erschüttert. Der so rasch und unerwartet eingetretene Tod ihres Mannes raubte dieser sonst so geistig starken und festen Frau dennoch in der ersten Zeit alle Sicherheit. Das so plötzliche Untergehen dieses noch vor kurzem so blühenden und kraftvollen Lebens machte sie an Allem ungewiß: an dem Leben selbst, an dem Schicksal, an der Kraft und dem Halt der Dinge. Wem sollte sie jetzt noch vertrauen, wenn ein Mann, so stark an Körper und Geist, von einem einzigen Krankheitsstoße wie ein Licht ausgeblasen werden konnte?!

Aber diese Unsicherheit war doch nur das Nachzittern des ersten und überwältigenden Schmerzes, die zu früh reife Frucht der, durch ein gewaltiges und unvorhergesehenes Ereigniß überraschten Seele. Der kerngesunde, kraftvolle Geist der Majorin rang sich bald durch. Der Schmerz blieb, aber sie beherrschte ihn mit

männlicher Kraft: ja ihre innere Sicherheit fing sogar an allmälig zu wachsen. Sie hatte den Tod nie gefürchtet, nie lindisch an dem Leben gehangen: jetzt war sie mit dem Tode vertraut geworden, stand, so zu sagen, mit ihm im Bunde; denn das Wesen, daß sie nach ihren Kindern am meisten geliebt hatte, war ja jetzt unter den Todten. Sie fühlte sich jetzt gewissermaßen einheimisch in zwei Welten.

Mit fester Hand und getragen von dem Gedanken, dabei ganz in dem Sinne und dem Geiste ihres heimgegangenen Mannes zu handeln, nahm sie nun, gemeinsam mit Kunth, die Erziehung ihrer Söhne mit doppelter Sorgfalt auf. Ihr bester Trost sollte von jetzt an das Bewußtsein abgeben, ihre Kinder zu ausgezeichneten, ihrem Vater würdige Männern heranzubilden.

Aber auch auf Wilhelm und Alexander wirkte dieser harte Schlag, dies traurige, tieferschütternde Ereigniß allgewaltig ein. Der volle Ernst des Lebens und seine ganze Schwere war hier zum ersten Male vor ihre jugendliche Seele getreten, und indem das Schicksal mit eiserner Faust in ihr Herz griff, ließ es einen lang anhaltenden Schmerz nach, der mit einem Male und doch auch für die Dauer alles abstreifte, was noch der Kindheit angehörte.

So jung auch beide Knaben noch waren, ihr Inneres hatte durch diesen Trauerfall eine gewisse Reife erlangt. Ein gesetzteres, ernsteres Wesen, als dies sonst bei Kindern in gleichem Alter der Fall ist, machte sich von nun an bei ihnen geltend und fand seine Nahrung in dem Umgange mit der Mutter und Kunth. Beide wußten sogleich den Ernst des Momentes und die jetzt noch erhöhte Empfänglichkeit der jugendlichen Geister zu benutzen, um ihnen eine philosophische Richtung zu geben. So sagte Kunth als sie von des Vaters Grabe zurückgingen.

„Kinder! vergeßt diese schwere Prüfung nie. Finster und schwarz steht jetzt das Leben vor Euch und alles Glück scheint Euch wohl für immer von diesem Unglück erdrückt. Aber was ist denn Glück und Unglück im Leben? Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück, ist somit oft gar kein eigentliches Glück zu nennen, da man dauernd dadurch nicht gewinnt. Das Unglück geht auch vorüber, läßt aber tiefe Spuren zurück, und, wenn man es wohl zu benutzen weiß, auch heilsame."

„Darum müssen uns auch die schwersten Prüfungen heilig sein, denn sie läutern und stärken die Seele. Es kommt dabei nicht auf die äußere Ursache an, von welcher der Schmerz oder die Widerwärtigkeit entsteht, und der Himmel hat Schmerz und Widerwärtigkeit so weise vertheilt, daß der äußerlich noch so Begünstigte darum keinen Augenblick freier ist von Anlässen und Ursachen inneren Schmerzes, als der weniger Begünstigte. Was dabei dem Vernünftigen, dem philosophisch gebildeten Geiste bleibt, ist einmal die Resignation, das zu tragen, was unabänderlich ist, und dann: das Andenken an Alles, was uns theuer ist, das Bewußtsein eines immer reinen Gemüthes und die Genugthuung an einem sich selbst geschaffenen geistigen Dasein, das über allen Wechselfällen des Lebens steht. So jung Ihr auch seid, müßt auch Ihr dies jetzt schon anstreben, wenn jemals wieder Heiterkeit der Seele in Euch zurückkehren soll. Einen andern vernünftigen Trost für Euren so gerechten Schmerz gibt es nicht."

Unter Thränen vernahmen Wilhelm und Alexander diese Worte: wie tief sie aber Wurzel schlugen, bewiesen schon die nächsten Tage.

Der Tugendbund.

Acht Tage ruhte nun die Leiche des geliebten Vaters im Mutterschoße der Erde, als sich eine eigenthümliche Scene in dem Zimmer des großen Churfürsten zutrug.

Dies, wie wir wissen, in dem alten Thurme des Schlosses Tegel gelegene Gemach, bildete gewissermaßen für die sammtlichen Einwohner des Schlosses eine Art Heiligthum, weßhalb es auch stets verschlossen blieb und nur

bei besonderen Gelegenheiten von dem Hausherrn geöffnet wurde. Der verstorbene Major hatte auf dies historische Vermächtniß besonders viel gehalten und die Heiligkeit des Ortes war durch den letzten Besuch seines großen Königs für ihn noch wesentlich gestiegen. Er verwahrte daher selbst die Schlüssel zu diesem Gemache mit einer Art religiöser Scheu, worauf schon der Ort deutete, an welchem er sie in seinem Wohnzimmer aufhing: es geschah dies nämlich zwischen den wohlgelungenen Porträts des großen Churfürsten und des großen Königs.

Hier hingen sie noch heute, denn Niemand hatte sie seit der Erkrankung des würdigen Freiherrn berührt. Da trat Wilhelm in des Vaters Wohnzimmer und nahm sie von der Wand.

Es lag dabei ein gewisses feierliches Wesen in den Zügen und Bewegungen des Knaben, — ein Ausdruck der tiefen Wehmuth, die ihn bei dem Anblicke all der Gegenstände ergriff, die noch jüngst die tägliche Umgebung des geliebten Vaters gebildet und die jetzt verlassen und einsam dastanden, — ein nach Außen sich kundgebender Wiederschein der Ehrfurcht, mit der das Zimmer des Heimgegangenen betrat und jene Schlüssel von der Wand nahm, die dem Vater immer geweiht erschienen waren und ihn nun in das Heiligthum der Familie führen sollten. Es war, als ob in diesem Momente sein kindlicher Blick den Vater für sein kühnes Handeln um Vergebung bitte, und doch lag auch wieder ein stolzes Bewußtsein in diesem Aufflammen des thränenfeuchten Auges.

Als Wilhelm die Schlüssel zu sich gesteckt und das Wohnzimmer des Vaters verlassen hatte, ging er nach dem Theile des Schlosses, den er mit Kunth und seinem Bruder Alexander gemeinsam bewohnte. Er wußte, daß er den jüngeren Bruder dort allein und arbeitend treffen werde; denn Kunth war nach Berlin geritten, um so Manches zu orden, was auf den Tod des Freiherrn Bezug hatte und die Mutter sah sich von Besuchen in Anspruch genommen, die nach Tegel gekommen waren, um der Wittwe ihre Theilnahme an dem schweren Unglücksfalle, der sie betroffen, zu bezeugen.

Als Wilhelm eintrat, saß Alexander in der That an dem großen Arbeitstische und zwar mit Einlegen von Pflanzen in das Herbarium beschäftigt, das ihm der Hausarzt, Dr. Heim, — der den Knaben kürzlich erst die 24 Classen des Linne'schen Pflanzen-Systemes gelehrt — angelegt hatte. Alexander war mit der ihn ungemein ansprechenden Arbeit so sehr beschäftigt, daß er den Bruder anfangs gar nicht gewahrte. Erst als die letzte Pflanze ihr sicheres Bett zwischen den beschwerten Löschblättern gefunden, schaute der kleine Naturforscher auf und gewahrte den Bruder.

„Alexander!" — hub jetzt der Aeltere in bewegtem Tone an.

„Was hast Du?" — entgegnete der jüngere der Knaben — „Du siehst ja ganz feierlich aus."

„Ich habe auch etwas Ernstes und Feierliches vor."

„Und das wäre?"

„Du sollst es sogleich erfahren; aber nicht hier!"

„Warum nicht hier?"

„Weil es zu dem, was ich vorhabe, Dir zu sagen, eines heiligen Ortes bedarf."

„Ich begreife Dich nicht."

„Folge mir."

Alexander, der mit großer und inniger Liebe an dem älteren Bruder hing, folgte dieser Aufforderung willig. Wilhelm schritt schweigend voran; aber das Staunen Alexanders steigerte sich nicht wenig, als sie den Weg nach dem Thurme einschlugen und endlich vor der massiven Thüre des Churfürstenzimmers Halt machten.

„Du wirst doch nicht etwa hier eintreten wollen?" — sagte jetzt Alexander fast beklommen.

„Warum denn nicht?" — frug Wilhelm.

„Du weißt, wie viel unser guter Vater auf dies Zimmer hielt!" — fuhr der Jüngere fort, und Thränen stiegen ihm, bei der Erinnerung des vor kurzer Zeit erlittenen Verlustes, in die Augen.

„Wenn ich nun aber gerad! darum diesen

Ort gewählt habe!" — fuhr Wilhelm fort. — „Des Vaters Geist soll uns bei dem, was wir hier thun wollen, umschweben. Ich weis, er wird uns nicht zürnen. Vertraue mir nur."

Alexander gab ein Zeichen seiner Beistimmung und Wilhelm öffnete.

Aber welchen Eindruck machte schon der erste Blick in das stille, einsame, an großen Erinnerungen so reiche Gemach auf beide Kinderherzen.

Es war Abend und die scheidende Sonne warf eben ihre letzten glutrothen Strahlen durch die kleinen, von Säulchen getragenen Fenster, so daß sie den gewaltigen Tisch aus geschnitztem Eichenholze und den dabinterstehenden Sessel, auf den erst vor kurzer Zeit der große König Friedrich der II. gedankenvoll geruht, wie mit Purpur und Gold übergossen. Noch wunderbarer strahlte die alte Ledertapete mit den gepreßten und vergoldeten Blumen den magischen Schein zurück. Wie in Gold und Feuer glühte und brannte das ganze Zimmer; — ja! — der erste Eindruck war so wunderbar, so mächtig, daß beide Knaben unwillkürlich anhielten, als ob ihnen in all dem Glanze die Gottheit selbst hier entgegentrete.

Alexander aber schien es, als ob er den König ganz deutlich gesehen habe, wie er — aus seinen Gedanken erwachend — den Lorbeerkranz vor sich fand.

Indeß war dies alles nur die momentane Eingebung einer überreizten Phantasie. Gleich darauf trat Wilhelm festen Schrittes in das Gemach und verschloß hinter Alexander die Thüre.

„Und was soll es nun hier?" — frug jetzt gespannt der Letztere.

„Bruder!" — versetzte Wilhelm, indem er den Angeredeten mit einem Blick inniger Liebe und hoher Schwärmerei anschaute und ihm zugleich die Hand bot — „willst Du mit mir, hier in dem Zimmer, das der Vater immer so hoch und heilig geachtet, ... hier, wo uns gewiß sein lieber, seliger Geist umweht, ... willst Du mit mir hier und in dieser Stunde einen Tugendbund schließen?"

Alexander war sichtbar überrascht; er hatte sich selbst bei des Vaters Tode im Stillen und unter heißen Thränen gelobt: von Stunde an alle seine Kräfte aufzubieten, um ein recht braver und tugendhafter Mensch zu werden; aber es war ihm dabei nicht in den Sinn gekommen, daß man dazu einen Bund schließen könne oder müsse. Dennoch fühlte er sogleich, daß etwas Bedeutsames in diesem Vorschlage des älteren Bruders liege.

„Warum nicht!" — sagte er daher nach kurzem Ueberlegen. — „Was Einer nicht vermag, vermögen vielleicht Zwei. Ich weiß es recht gut, daß mir oft meine eigenen Fehler entgehen; es wird mir also nichts lieber sein, als wenn Du mich auf das allerfreieste und ohne allen Rückhalt auf das aufmerksam machst, worin ich fehle."

„Und daselbe wirst Du gegen mich thun!" — rief Wilhelm mit leuchtenden Augen.

„Und dann wollen wir recht auf uns selbst achten!" — sagte Alexander. — „Es hat wohl immer den größten Nutzen, wenn man sich so gewöhnt, daß man sich selbst zum Gegenstand beständigen Nachdenkens macht."

„Das ist recht gut!" — meinte Wilhelm — „aber wer kennt sich denn selbst recht? Sind wir nicht oft der Meinung, recht gehandelt zu haben, während uns von Anderen der schärfste Tadel trifft?"

„Und doch weiß Jeder nur vor sich selbst genau, was in ihm vorgeht!" — sagte Alexander mit einem weit über seine Jahre hinausragenden Ernste. — „Ich weiß allein, wie jede Neigung, jeder Entschluß in mir entsteht."

„Und kannst du dich nicht täuschen?" — rief hier Wilhelm begeistert. — „Ich wenigstens täusche mich gar oft über mich selbst, und ich habe es doch am Grabe unseres guten Vaters geschworen, ein recht tugendhafter Mensch zu werden, — ein Mann wie er es war .... und darum, darum Alexander, laß uns einen „Tugendbund" schließen; — einen Tugendbund, indem wir uns gegenseitig verpflichten, einander zum Besserwerden zu helfen. Kommen wir dann einmal hinaus in die Welt, so suchen wir Freunde, die sich diesem

Bunde ebenfalls anschließen, und dann denke nur, wie herrlich, wie segensreich wir auf diese Weise wirken können!"

Der jüngere der beiden Knaben verharrte einige Minuten in stillem Nachdenken; dann legte er mit wehmüthig-freudigem Lächeln die Hand in die seines Bruders und sagte:

„So sei denn unser Tugendbund bei dem Andenken an unsern guten und lieben Vater geschlossen: wir wollen gegenseitig und jeder für sich dahin streben, unsere Fehler mehr und mehr abzulegen und so gut und so tugendhaft wie der zu werden, der uns beide so innig geliebt hat."

„Ja!" — rief hier Wilhelm feierlich — „aber ein Bund ist ein Vertrag, und ein Vertrag hat seine Bestimmungen. Laß uns dieselben festsetzen, Alexander!"

Und mit diesen Worten zog Wilhelm ein kleines verschlossenes Tintenfaß, Feder und Papier aus der Tasche und breitete sie auf dem Tische aus. Dann trat er zu dem Sessel des großen Churfürsten und sagte mit bewegter und gehobener Stimme:

„Du, Geist des großen Churfürsten, Geist unseres erhabenen Königs und Du, heiliger Schatten unseres lieben Vaters, ihr werdet uns vergeben, wenn wir in dieser Stunde in dies Heiligthum drangen. Wir wollen ja hier, wo Ihr gewaltet, ein edles Werk gründen, einen Bund stiften, der auch uns zu guten und großen Menschen machen soll. So erlaubt es mir, an dieser heiligen Stelle die Satzungen desselben niederzuschreiben und segnet unser Vorhaben, daß es sich an uns selbst in schönen Früchten bekunde. Euer Beispiel soll uns dabei vorleuchten und Euere Tugenden sollen die unseren werden."

Wilhelm stellte sich nun dicht neben den Sessel — sich auf denselben zu setzen, verbot ihm die Ehrfurcht — und begann eine Einleitung zu seinen Bundesgesetzen zu schreiben. Alexander stand schweigend neben dem Bruder.

„Und wer soll nun der oberste Richter in unserem Tugendbunde sein?" — frug Wilhelm, nachdem die Einleitung von Alexander genehmigt war.

„Wer?" — entgegnete Alexander in seiner ruhigen Weise — „nun, ich meine, der Vater!"

„Ja! ja! der Vater!" — rief Wilhelm begeistert und große Thränen liefen ihm, während er seinen ersten Satz niederschrieb, über die Wangen.

„Aber"— hub er, nachdem er mit dem Schreiben zu Ende, wieder an — „unser theurer Vater ist leider nicht mehr am Leben; wenn sein Geist uns auch umwebt, kann er uns sagen, was recht und unrecht ist?"

„O ja!" — versetzte Alexander. — „Ich höre seine Stimme bei jeder Veranlassung in meinem Innern. Seine Lehren stehen ja unerschütterlich fest in mir, und was daher mein Gewissen sagt, ist seine Stimme."

„Gut!" — rief Wilhelm — „so ist unser zweiter Bundessatz: Wir erkennen unser Gewissen als die Stimme dieses obersten Richters an."

„Ja!" — versetzte Alexander — „denn wo Etwas Mißbilligung verdient, sagt dies die innere Stimme lauter und empfindlicher, als jeder fremde Tadel."

„Und wollen wir keine weiteren Richter annehmen?" — frug jetzt Wilhelm.

„Gewiß." — fiel der jüngere Bruder ein — „das Wort der Mutter und das unseres guten Kunth."

Auch diese Bestimmung wurde genehmigt und niedergeschrieben. Dann folgte noch eine Reihe von Vorschriften und endlich die strenge Verpflichtung; sich gegenseitig zu warnen, zu leiten und vor allen Dingen mit Offenheit da zu tadeln, wo Tadel begründet sei.

Den Schlußparagraph bildete ein feierlicher Schwur: daß dieser Tugendbund für das ganze Leben geschlossen sei, und daß er so fest und unerschütterlich dauern solle, als die herzliche und innige Bruderliebe, die die beiden ersten Begründer desselben erfülle.

Endlich ward noch ein Erkennungs- und Warnungs-Wort festgesetzt, daß Einer dem Anderen in Momenten der Gefahr mündlich oder schriftlich zukommen lassen solle, und zwar bestimmten die jugendlichen Gründer dafür: „der Vater wacht!"

Als dies geschehen, der Schwur geleistet und die Gesetze von Beiden unterzeichnet waren, umarmten sich Wilhelm und Alexander mit Herzlichkeit und verließen dann, im Hochgefühle einer edlen That, das Zimmer des großen Churfürsten.

Fortsetzung folgt.

Clement.

Historischer Roman

von

Stanislaus Graf Grabowski.

1

Eine ungewöhnlich lebhafte Bewegung war an einem warmen Sommerabend des Jahres 1711 in der Schenke eines elenden Dorfes, das, aus wenigen ärmlichen Lehmhütten bestehend, am nördlichen Abfalle der Karpathen lag, wo letztere die damalige Grenze zwischen Ungarn und dem polnischen Galizien bildeten; die letzten Sonnenlichter, die sich mit Mühe einen Weg durch den dichten, hohen Schwarzwald brachen, ehe sie auf den kleinen freien Platz vor dem Hause schräg herabfielen, blitzten tausendfältig auf blanken Waffen und kriegerischem Schmucke wieder, und lautes Stimmengewirr schallte über den sonst stillen und öden Platz.

Wie man aus der Anzahl der reich aufgeschirrten, muthig schnaubenden und stampfenden Pferde ersah, die unter Aufsicht einiger Diener und von wenigen sie ängstlich und neugierig betrachtenden Einwohnern des Ortes umstanden, vor der Schenke angebunden waren, bestand die hier rastende fremde Gesellschaft aus einigen zwanzig Personen, und Tracht und Haltung der aus dem Hause zuweilen herauskommenden Gäste ließen keinen Zweifel daran daß diese dem Kriegerstande angehörten und Söhne Ungarns und Siebenbürgens seien. Im leichten Abendwinde wogten di Kolpaks und Reiherbüsche der hohen Pelzmützen, die langen geschlitzten Aermel der reich mit Gold verbrämten Obergewänder, unter denen kostbar ausgelegte Pistolen und die krummen Säbel hervorblickten und die der ungarischen Nationaltracht angehörigen bis über die halbe Wade hinaufreichenden engen Stiefel, bestaubt und bespritzt, zeigten, daß man schon einen langen Ritt gemacht haben müsse. Lustig ging es auch in der ärmlichen Schenkstube zu, wo sich der größte Theil der Besucher um einen langen roh gezimmerten Tisch niedergelassen hatte und die Zeit der Rast benutzte, sich theils an dem, was die bescheidene Wirthschaft zu liefern vermochte, theils an dem mitgebrachten edlen Weine zu stärken; dazwischen führte man eine lebhafte Unterhaltung, die zuweilen von derben Flüchen unterbrochen wurde. Bei alledem schien es aber doch, als ob die hier verkehrende Gesellschaft nicht besonderen Grund zur Heiterkeit habe, denn oft konnte man dem Einen oder Andern auf einem finsteren Blicke oder trüben Stirnrunzeln überraschen, und ein paar ältere Männer, die sich von den Uebrigen abgesondert hielten und nur selten einige Worte mit jenen wechselten, waren wie der Ausdruck ihrer Gesichter sagte, in eine ernste und bedenkliche Unterhaltung verwickelt; oft streiften ihre Blicke mahnend auf die jüngeren Leute, als wären sie mit deren sorgloser Heiterkeit unzufrieden.

Eine andere Scene stellte sich in einem kleinen Gemache des oberen Stockwerkes, das der Wirth für die vornehmsten Gäste allein aufzubewahren pflegte, dar. Dieses nur wenige Schritte im Geviert haltende Zimmerchen mit weißgetünchten Wänden, dessen einziges kleines Fenster mit zerbrochenen Scheiben die Aussicht auf den düsteren Tannenwald öffnete, entbehrte jeder Bequemlichkeit und schloß nichts als einen kunstlos von Holz gezimmerten Tisch und eine ebensolche Lagerstätte in sich, auf der ein einfa-

chen Strohsack und einige Schaffelle als Decken lagen. Heute aber war eine reichgestickte, kostbare Decke darüber gebreitet, und auf dieser saß in halbliegender Stellung ein hoher Mann von edlem Ansehen, das sorgenschwere Haupt auf die feingeformte Hand stützend. Er mochte sich etwa in der Mitte der dreißiger Jahre befinden, aber die schöne, kräftige Gestalt, die zum Herrschen geboren schien, mußte durch herben Kummer schwer niedergebeugt sein, und das dunkle Auge, das unter glücklicheren Verhältnissen in strahlendem Feuer gebieterisch gebrannt hatte, war jetzt von trüber Schwermuth umflort; feingeschnittene, edle Gesichtszüge, von reichen dunkeln Locken umgeben, ein gleichfarbiger starker Bart, nach der Sitte der Ungarn lang herabhängend, die überaus reiche Nationaltracht mit ausgesuchten Waffen vollendeten das Bild des dem äußeren Anscheine nach Ruhenden. Es war dies der bisherige Fürst von Siebenbürgen, Franz Leopold Ragoczy, durch die österreichischen Waffen von seinem Throne und aus seinem Vaterlande vertrieben und jetzt auf der Flucht nach dem benachbarten Polen begriffen, wo er Schutz zu finden hoffte. Schon im Jahre 1701, nachdem er in Ungarn mit den Grafen Bereczeny und Sirmay eine Verschwörung gegen die kaiserliche Oberherrschaft eingegangen war, verhaftet und als Hochverräther zum Tode verurtheilt, war ihm die Flucht nach Polen gelungen, von wo aus er das ungarische Volk zum Aufstande aufgerufen hatte. In dem nun entbrannten Kriege Fürst von Siebenbürgen geworden, hatte er sich vier Jahre gegen die kaiserlichen Waffen auf diesem Platze behauptet, war ihnen aber jetzt wieder unterlegen und sah sich genöthigt, mit wenigen treuen Begleitern sein Vaterland mit der Aussicht, es nie wiederzusehen, zu verlassen, und noch einmal den Schutz des Auslandes in Anspruch zu nehmen. Zerstreut, todt, flüchtig oder gefangen waren die Treuen, auf die er gerechnet und mit denen er seinen Thron zu befestigen gedacht hatte, und nur noch die Wenigen waren ihm geblieben, die sich heute in der elenden Dorfschenke um ihn befanden, nachdem er mit ihnen eine beschwerliche und gefährliche Flucht ausgeführt und wenige Stunden zuvor glücklich die Grenze überschritten hatte. Das war es, was den hohen, muthigen Mann jetzt so tief niederbeugte und sein Herz in stumme Verzweiflung versenkte.

Ihm gegenüber an dem mit Papieren bedeckten Tische stand ein anderer Mann in blühender Jugendfrische, augenscheinlich dem Fürsten weit untergeben; es war ein Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren mit einem offenen edlen Gesichte, dessen große blaue Augen mit tiefer Ehrerbietung, aber auch mit inniger Liebe und Theilnahme auf dem gefallenen Großen der Welt ruhten; er trug eine einfache, ganz schwarze Kleidung nach ungarischem Schnitt und war eben beschäftigt, die auf dem Tische liegenden Schriften zu ordnen, ihren Inhalt kurz dem Fürsten mitzutheilen und sie dann nach seiner Anweisung entweder sorgsam bei Seite zu legen oder an einem Lichte zu verbrennen; nur zuweilen, wenn Ragoczy, ganz in seine Gedanken versunken, starr und theilnahmlos vor sich hinblickte und seiner eine Weile nicht achtete, wischte der Jüngling eine Thräne, die sich verstohlen in seine schöne Augen drängte, schnell ab und biß sich auf die Lippen, die mühsam erstrebte Fassung zu behaupten.

Die Arbeit, der sich der Fürst und sein Secretair—denn diese Stellung nahm der junge Ungar Franz Clement seit längerer Zeit eingenommen ein—hingegeben, war beendet, und der letztere legte die gesonderten Papiere vorsichtig zusammen und verschloß sie in eine kleine eiserne Chatoulle; weitere Befehle wartend, stand er dann bescheiden vor seinem Herrn. Aber erst nach einer langen Pause fiel dessen Auge auf den Secretair, und als verursache ihm das Sprechen eine schmerzliche Anstrengung, sagte er langsam, aber mit einem Blicke des innigsten Wohlwollens, auf die verschlossene Chatoulle deutend:

— Du weißt, mein guter Franz, daß hierin das Schicksal mancher edlen Männer ruht, denen man den Hochverraths-Prozeß machen würde, wenn ihre Namen mit dem meinigen zusammen genannt werden sollten, während man sie jetzt einer Verbindung mit mir nicht

beargwohnt und ruhig in der theuren Heimath läßt. Du weißt auch, daß auf ihnen meine ganze Hoffnung auf die dereinstige Wiedererobérung dessen, was ich jetzt verloren habe, beruht; Dir allein, dessen Treue und Zuverlässigkeit sich mir schon so oft erprobt hat, kann ich die Sorge für diese gefährlichen Papiere anvertrauen, und ich thue es unbedenklich, aber hüte sie wie Deinen Augapfel und lasse sie nur mit dem Leben von Dir nehmen, wenn wir hier in der Fremde eine andere Aufnahme finden, als wir erwarten.

— Ich will es, hoher Herr, so wahr Gott lebt! erwiederte der Jüngling fest. Ihr könnt mir wahrlich vertrauen, denn —

— Ich weiß es, Franz, unterbrach ihn der Fürst freundlich; ich weiß, daß in Deiner jugendlichen Brust daß Gefühl der Ehre und der Anhänglichkeit an mich warm schlägt, und darum vertraue ich Dir ungeachtet Deiner Jugend mehr, als den reiferen, starken Männern, die mich noch umgeben, nachdem ich so unendlich unglücklich geworden bin.

— Und Ihr sollt Euch nicht in mir täuschen, edler Herr, rief der Jüngling in überströmendem Gefühle und warf sich zu den Füßen des Fürsten nieder. Glaubt mir sicherlich, das Unglück hat mich vor der Zeit stark und reif gemacht, denn Euer Unglück ist auch das meinige. Seid Ihr nicht der Schützer meiner frühesten Jugend, verdanke ich Euch nicht Alles, seitdem ich angefangen habe zu denken? O Herr, ich werde nie des Tages vergessen, als mir der Vater vor vierzehn Jahren in Neusohl gestorben und meine arme Mutter, in Krämpfen mit dem Tode ringend, hilflos auf ihrem Lager lag, als sich Niemand der unglücklichen Frau und ihres sechsjährigen Knaben erbarmte, weil sie sich Alle scheuten, der ansteckenden bösen Krankheit wegen unser Haus zu betreten, und wir ihre Hilfeleistungen nicht mit Gold aufwiegen konnten; da stürzte ich jammernd auf die Straße hinaus und warf mich den Erbarmungslosen zu Füßen, umklammerte ihre Knie und bat sie, zu helfen, aber sie schüttelten kalt den Kopf und flohen erschrocken von mir fort, als ich ihnen sagte, wie das die ganze Stadt so schwer heimsuchende Uebel auch in unsere kleine Hütte gedrungen sei. Da warf ich mich endlich, verzweifelnd und erschöpft von der Anstrengung, die über meine jugendlichen schwachen Kräfte ging, auf die Straße nieder, und als Ihr, der stolze, edle Herr, die Straße einhersprengtet —

— Laß es, Franz, ich weiß es ja und that damals nicht mehr, als meine Menschenpflicht, sagte der Fürst wehmüthig.

— Nein, Herr, laßt mich reden, wozu mich das überfluthende Gefühl des Herzens zwingt, laßt mich meiner unauslöschlichen Dankbarkeit diesen schwachen Zoll bringen, Euch wenigstens nochmals mit Worten zu danken! rief Clement erregt. Ihr, der edle Herr, zu dem ich damals mit kindischem Entsetzen in die Höhe schaute, dessen Rosses Hufe mich zertreten würden, wie ich meinte, Ihr stieget vom Pferde, tratet an den jammernden Knaben in ärmlicher Kleidung heran und spracht so milde und freundlich zu ihm, daß sich das kindliche Gemüth mit unwiderstehlicher Macht zu Euch hingezogen fühlte und Euch seinen ganzen tiefen Schmerz in Worten aufschließen konnte. Dann gabt Ihr einem Burschen Euer Roß, nahmt den ärmlichen Knaben an die Hand, und Ihr, der Ihr schon damals so viele Güter des Lebens zu verleihen hattet, betratet mit ihm das verpestete Haus, Ihr selbst spendetet Trost und thätige Hülfe und nahmt Euch der mittellosen Wittwe und des verwais'ten Knaben an, Ihr habt der alten Frau selbst die Augen zugedrückt, als sie dennoch dem Schmerze und der Krankheit unterlag, Ihr habt den Sohn wie Euer eigenes Kind erzogen und ihn einen edlen Beruf wählen lassen, und als Ihr später in der weltlichen Größe noch höher gestiegen seid, habt Ihr ihn dennoch nicht aus den Augen verloren und ihn stets mit Eurer schützenden Hand bedeckt und mit Eurer Huld beglückt. Herr, Worte können das Maaß der Dankbarkeit nicht bezeichnen, die ich für Euch im Herzen trage; gebe der Himmel mir nur Gelegenheit, es Euch durch Thaten beweisen zu können.

— Das hast Du schon gethan, Franz, denn mit unermüdlicher Sorge und Liebe hast Du stets über mein Wohlergehen gewacht, und

nur deinem Scharfblicke allein verdanke ich es, daß die Pfeile des Verräthers Szogyenyc machtlos an meiner Brust abprallten, als wir den Feldzug von 1706 beginnen wollten, erwiederte Ragoczy und streichelte das braune Lockenhaar des Secretairs. Nun stehe auf Franz, stelle die Chatoulle hier neben dieses Lager und begieb Dich in die Gesellschaft unserer Begleiter; ich will allein sein, und auch Du wirst nach der beschwerlichen Reise der Ruhe und Erholung bedürfen. Sage Michalyi, daß wir hier bis gegen Morgen rasten werden, da wir sicher sind, und daß man die Pferde absatteln soll; morgen früh werden wir die Reise nach Lemberg antreten.

Er winkte mit einem gütigen Blicke dem Jüngling seine Entlassung zu, und dieser, der sich indessen erhoben hatte, verabschiedete sich mit ehrerbietigem Gruße und begab sich in die unten gelegene Schenkstube, wo der von ihm mitgetheilte Befehl des Herrn eine allgemeine Bewegung und Aeußerungen der Befriedigung hervorrief, da sich Alle nach einer längeren Ruhe sehnten.

— Das war eine gute Idee des Fürsten! rief einer der lustigsten jungen Edelleute von stattlicher, schöner Figur; ich denke, da soll uns ein kleines Spiel gefallen, wozu wir schon ein paar Tage nicht gekommen sind. Hier sind Würfel, die ich immer bei mir führe, wie Ihr wißt. Welchen Satz wollt Ihr mir halten, Jelicz?

Die jungen Männer begrüßten diesen Vorschlag fast ohne Ausnahme mit Freuden, aber einer der ernstblickenden Alten wandte sich unmuthig zu dem jungen Edlen und meinte vorwurfsvoll:

— Was habt ihr denn noch zu verspielen, da wir Alle jetzt heimathlose Bettler geworden sind? Ihr bedenkt wohl nicht, daß von jetzt ab ein Anderer sich der Revenüen von Euren Gütern erfreuen wird und daß Ihr sie wohl nie mehr wiedersehen werdet?

Ueber des Jünglings Gesicht flog eine dunkle Wolke und krampfhaft ballte sich seine Faust um den Griff des reich ausgelegten krummen Säbels; dann strich er sich schnell mit der Hand über die Stirn und erwiederte mit erzwungenem Lächeln:

— Laßt es gut sein, edler Herr, vielleicht blüht uns hier in der Fremde eine neue Zukunft; haben wir doch immer noch unser gutes Schwert gerettet, und, so Gott will, führt uns das auch noch einmal mit Ragoczy in die theure Heimath zurück. Jetzt aber sind wir Glücksritter, und das Klagen und Trauern um das Verlorne hilft nichts. Hoch lebe die Dame Fortuna! um ihre Gunst will ich werben, wie und wo es auch sei.

Damit warf er eine Hand voll Goldstücke auf den Tisch und ließ die Würfel klappern; schnell hatte sich eine Gesellschaft bei dem von ihm vorgeschlagenen Spiele zusammengefunden, und die Würfel rollten auf dem Schenktisch, während die älteren Herren unmuthig die Köpfe schüttelten und den Leichtsinn der Jugend verdammten.

— Nun, Clement! rief nach einer Weile, in der das Spiel ungestört fortgegangen war, der junge ungarische Edelmann wieder, Ihr sitzt so trübe und allein da, als hättet Ihr alle Eure Lebenslust und Heiterkeit hinter den Karpathen zurückgelassen. Schlagt Euch nur die fatalen nutzlosen Gedanken aus dem Kopfe und nehmt hier an unserem Spiele Theil, wie Ihr es sonst wohl gern zu thun pflegtet. Seid Ihr nicht bei Kasse, so theile ich gern mit Euch, sind wir doch jetzt Alle Unglücksbrüder.

Der Angeredete hob den schwermüthig aufgestützten Kopf und ließ seine Blicke über die lustige Gesellschaft streifen; es schien wirklich, als besitze dieselbe und ihre Beschäftigung viel Anziehungskraft für ihn, denn sein Auge leuchtete einen Augenblick heller auf; dann aber schüttelte er langsam den Kopf und begann, sich wieder seinen Gedanken hinzugeben.

— Seid kein sentimentaler Schwärmer Clement! lachte der junge Edelmann von Neuem. Geht's uns nicht Allen ebenso schlecht als Euch, und sogar noch schlechter, da wir mehr in der Heimath zurückließen, als Ihr? Und meint Ihr, unserem edlen Fürsten, für den wir Alle gern unser Blut verspritzen, durch Eure Betrachtungen hier einen neuen Thron aufzubauen? Wartet nur die Zeit ab,

wo unsere Klingen wieder aus der Scheide fahren können, da findet Ihr auch uns trotz unseres Leichtsinns wieder bereit zur ernsten That.

Er war aufgestanden, hatte sich dem jungen Secretair genähert und ihn unter den Arm gefaßt, um ihn mit sich an den Spieltisch zu ziehen, und obgleich dieser sich anfangs leicht zu sträuben versuchte, schien er doch nicht lange der Versuchung wiederstehen zu können und saß wenige Minuten später unter der Spielgesellschaft, an deren Beschäftigung er bald einen sehr lebhaften Antheil nahm. Immer schneller fielen die Würfel, je mehr sich die Leidenschaft der Spieler durch Gewinn oder Verlust erhitzte, von einer Seite des Tisches zur andern wanderte wechselweise das Geld, und Niemanden störte es, wenn hin und wieder einer der Genossen sich mit einem leisen Fluche erhob, zuerst vergebens noch einmal in seinen Taschen nach Geld suchte und dann, von dem starken Genuß des Weines, dem man inzwischen fleißig zugesprochen hatte, und von der Aufregung betäubt, wankenden Schrittes und zögernd das Lagr suchte, das der Wirth schon lange auf dem Fußboden der Schenkstube aus Stroh und Thierfellen einfach bereitet hatte. Es war schon gegen Mitternacht, als die letzten Spieler, unter denen sich auch Clement befand, mit dem letzten Vermögen ihrer Kammeraden bereichert, ihrer Unterhaltung ein Ende machten und sich gleichfalls zur Ruhe begaben.

Diese sollte aber nicht von langer Dauer sein, denn es war wohl kaum eine Stunde vergangen, als der junge Secretair sich von der Hand seines Nachbars, des Edelmannes, der vorher das Würfelspiel angeregt hatte, unsanft geschüttelt fühlte; mit einer unwilligen Frage nach dem Grunde dieser Störung wollte er sich von ihm losmachen, aber jener drückte schnell die Hand auf seinen Mund und flüsterte ihm leise zu:

— Still geschwiegen, Clement! — hörst Du nichts?

Wirklich vernahm der Secretair, der sich schnell ermunterte, ein verworrenes, ungewöhnliches Geräusch außerhalb des Hauses; es kam ihm vor, als ob sich eine größere Anzahl Menschen und Pferde dort bewege, die jedes auffallende Geräusch zu vermeiden bemüht wären, und selbst das leise Rasseln von Waffen ließ sich unterscheiden.

— Das können unsere Diener nicht sein, die zum Aufbruche schon die Pferde herausziehen, flüsterte er zweifelnd seinem Gefährten zu.

— Wo denkst Du hin? erwiederte Jener eben so leise; es ist noch viel zu früh, und es scheint, als ob Die draußen mit besonderer Vorsicht zu Werke gingen, um nicht gehört zu werden. Wenn die Kaiserlichen —

— Nicht möglich, Ladislaus Köpröly; sie waren uns zwar dicht auf den Fersen, aber sie werden es nicht wagen, die fremde Grenze zu überschreiten, entgegnete Clement, aber seine Betroffenheit strafte diese Behauptung Lügen. Bleibe ruhig liegen und lasse mich forschen, wie die Sache zusammenhängt; ich vermuthe fast, es sind Versprengte von den Unsrigen, die hier ebenfalls eine Zufluchtsstätte suchen.

Er erhob sich leise und warf sein Obergewand über, dann schickte er sich an, die Stube auf den Zehen vorsichtig zu verlassen. Ehe er dies aber noch ausführen konnte, dröhnten schon heftige Schläge gegen die äußere Thür und in deutscher Sprache wurde gebieterisch Einlaß verlangt.

— Beim höchsten Gott, es sind Kaiserliche, die das Heiligthum der Grenze nicht achten! rief Clement. Zu den Waffen, Brüder! Ich will zu dem Fürsten!

In einem Augenblicke waren die Schläfer zum größten Theile erwacht, und die Schenkstube bot ein Bild der größten Verwirrung dar, denn Alle fragten bestürzt nach der Veranlassung von Clements Rufe und suchten so schnell als möglich zu ihren Waffen zu gelangen und die noch Schlafenden zu wecken; draußen aber nahm der Lärm zu, denn die neuen Ankömmlinge schienen jetzt schon ihre bisherige Vorsicht aufgegeben zu haben.

Geflügelten Schrittes eilte Clement die enge Treppe zu dem Zimmer des Fürsten

hinauf, in welches er ohne Aufenthalt mit dem Angstrufe stürzte:

— Die Kaiserlichen! — rettet Euch, hoher Herr!

Auch Ragoczy war, durch den Lärmen erweckt, bereits von seinem Lager aufgesprungen. Sein stolzes Auge blitzte in kriegerischem Muth, denn schon war die Bestürzung des Augenblicks bei dem kampferprobten Manne vorüber, und in seiner tiefen Empörung, daß man, das Völkerrecht nicht achtend, ihn selbst noch hier aufsuche und angreife, dachte er weniger an das ihm bevorstehende Schicksal, als an Kampf und Rache. Festen Schrittes, den krummen Säbel in der rechten, die Pistole in der andern Hand, trat er in der reichen Kleidung, die er in dieser Nacht nicht abgelegt hatte, die ihn aber um so deutlicher seinen Feinden kenntlich machte, dem Secretair entgegen.

— Beruhige Dich, Clement, sagte er mit einem höhnischen Lächeln auf den Lippen; wir können nur noch um unser Leben kämpfen, denn wir haben nichts Anderes mehr zu verlieren. Dort liegen Waffen; nimm sie und folge mir zu den Kameraden hinunter.

Aber schon war der Secretair in unwillkürlicher Erinnerung der Worte, die ihm sein Herr am vergangenen Abend gesagt hatte, auf die kleine wichtige Chatoulle zugestürzt, und hatte sie ergriffen, und Ragoczy, der dies bemerkte, änderte auch seine Absicht, den Jüngling an dem Kampfe Theil nehmen zu lassen, denn er sagte schnell:

— Du thust Recht so, Clement, und kommst meinem schwachen Gedächtnisse zu Hilfe; es gilt vor allem, diese Papiere nicht in die Hände unserer Feinde fallen zu lassen; darum befehle ich Dir, an sie allein zu denken und sie für alle Fälle nach Lemberg zu retten. Falle ich hier, so verbrennst Du sie dort; bei einem glücklicheren Ausgange treffen wir uns in wenigen Tagen in Lemberg; halte Dich daher jetzt nicht an meine Person, sondern benutze die Verwirrung des Kampfes zur Flucht.

— Nein, Herr, ich kann Euch nicht hier zurücklassen, um auf feiger Flucht daran zu denken, wie ihr Euer edles Leben auf das Spiel setzt, erwiederte der Jüngling und ergriff die ihm zugewiesenen Waffen.

Ehe der Fürst etwas erwiedern konnte, hörte man schon in dem unteren Theile des Hauses wilden Kampfeslärm, Schüsse und Schwertergeklirr; die Angreifer waren eingedrungen und mit den Ungarn handgemein geworden. Ein Blick durch das Fenster hatte Clement belehrt, daß an einen erfolgreichen Widerstand hier gar nicht zu denken sei, denn das Haus war von einer so großen Anzahl östreichischer Reiter umringt, daß diese nothwendig die kleine Schaar der Siebenbürger erdrücken mußten; sein Plan war schnell gefaßt und er zog den Fürsten an das Fenster, um ihn auf die Unmöglichkeit einer Vertheidigung aufmerksam zu machen.

— Hier bleibt mit Gottes Hilfe nur ein Ausweg, hoher Herr, rief er bittend; wechselt die Kleider mit mir, denn in der Eurigen würde man Euch sofort erkennen und zwar Eures Lebens schonen, dies aber nur, um den Triumph zu haben, Euch als Verbrecher nach Wien zu einem schmählichen Ende Eurer Heldenlaufbahn zu schleppen, in der meinigen aber wird man Eurer weniger achten und Euch nicht für einen Krieger halten; Ihr werdet in ihr vielleicht noch Lemberg erreichen.

— Und Du? fragte der Fürst zögernd; über seinen ganzen Körper war ein leiser Schauder gelaufen, als ihn Clement an das voraussichtliche Schicksal des zum Tod verurtheilten Hochverräthers erinnerte; dieser Gedanke reichte hin, seinen Widerwillen gegen des treuen Secretairs Vorschlag zu bezwingen, denn er fürchtete nicht den Tod, aber die entehrende Art des Todes und die Schmach, der er vor demselben ausgesetzt sein würde.

— Sorgt nicht um mich, Herr! Ich habe Euch eine alte Schuld abzutragen und thue es mit freudigem Herzen, erwiederte der Jüngling. Ich verstehe das Schwert zu führen, wie Ihr wißt, und ich werde mich mit den Braven, die jetzt schon im Kampfe begriffen sind, durchschlagen; aber eilt, Herr, ehe es zu

spät wird, und denkt an das Hochgericht, das Eurer sonst wartet.

Es war keine Zeit zu langem Nachdenken zu verlieren, und alle Bedenklichkeiten mußten schweigen. Der Fürst nahm, wie Clement, an, daß es diesem noch gelingen könne, sich durchzuschlagen, daß man anderenfalls ihn in dem Kampfgewirr seiner Kleidung nach für den Fürsten selbst halten und dann seines Lebens schonen werde, um ihn lebend nach Wien zu schicken, daß sein Schicksal bei Entdeckung der Verwechselung aber kein hartes sein werde; vor allem aber vertraute er auf das Glück.

Einen Augenblick später eilten beide Männer die Treppe hinunter, um sich mit ihren Kameraden zu vereinigen und einen Ausweg zur Flucht zu suchen, der Fürst in dem einfachen, bürgerlichen Kleide des Secretairs, dieser in der Tracht des fürstlichen Edlen; von Neuem hatte Ragoczy, wie auch diesmal Clement, in der Eile und Aufregung das Kästchen mit den Papieren vergessen, das unter dem Bett des ersteren stehen geblieben war.

Unten herrschte ein wildes Gewirr und manche blutige Leiche lag schon am Boden; die tapferen Siebenbürgener und Ungarn wehrten sich mit dem ganzen Muthe der Verzweiflung und hatten eben den Ausgang aus dem Hause gewonnen, sich zum Theil auch schon auf ihrem eigenen oder der Feinde genommenen Pferden beritten gemacht. Der Fürst und sein Secretair wurden von dem Strome der Kämpfenden mit fortgerissen, und es gelang Clement, ein sich hochbäumendes Pferd, das eben seinen verwundeten Reiter abgeworfen hatte, am Zügel zu ergreifen. Auf seinen Zuruf bestieg es der Fürst, und, von dem kräftigen Reiter gelenkt, gelang es dem Thiere, in langen Sätzen sich Bahn durch den dichten Haufen zu brechen und in wildem Dahinjagen den Kampfplatz bald hinter sich zu lassen; neben ihm befanden sich noch zwei ungarische Reiter, die in der Hitze des Gefechts den Fürsten nicht erkannten und ihn für Clement hielten.

Diese Drei waren aber auch die Einzigen von der ganzen Schaar, die Lemberg ungefährdet erreichten; der übrige Theil der braven Kämpfer sank unter den Streichen des Feindes oder wurde gefangen. Der Secretair, den man für einen edlen Ungarn hielt, schlug sich wie ein Verzweifelter und sank bald, von einem schweren Hiebe über den Kopf getroffen, zu Boden; glücklicher Weise dachten die Gegner, die ihm gerade gegenüber gestanden hätten, nicht an den Fürsten selbst und ließen ihn daher unbeachtet liegen; so gelang es dem Jünglinge, der schnell sein Bewußtsein wieder erlangt hatte, trotz der Schmerzen seine Person vor der Gefangennahme in Sicherheit zu bringen, so lange der Kampf noch um ihn tobte, und das Dickicht des finsteren Waldes zu erreichen, wo er ohnmächtig niedersank.

Erst nach zwei Tagen erwachte Clement, bis zum Tode matt, aus heftigen Fieberphantasieen wieder zum Bewußtsein; noch konnte er sich der letzten Vergangenheit nicht entsinnen und starrte, ungläubig und zweifelnd, ob das, was er sehe, Wirklichkeit oder Traum sei, auf seine Umgebung. Er befand sich in einer Bauernhütte, wie es ihm schien, und die Einrichtung des kleinen Zimmers zeugte zwar von ausgesuchter Reinlichkeit, wie sie in jener Gegend selten anzutreffen war, aber auch von der größten Dürftigkeit der Bewohner; ein einfaches, rohes Meublement, ein geringer Vorrath von Küchengeschirr, mit äußerster Ordnung an der Wand aufgereiht, einige Heiligenbilder von kunstloser Zeichnung und Malerei machten außer dem harten, aber sauberen Bett, auf dem er selbst lag, die ganze Ausstattung des Zimmers aus. Der Jüngling faßte zuerst nach seinem Kopf, wo er einen heftigen, stechenden Schmerz empfand; er fühlte, daß er sorgfältig verbunden sei, und nun erst überkam ihm die Erinnerung an das Vorgefallene, aber er begriff nicht, wie er den kaiserlichen Reitern entgangen, wie und wann er hierhergekommen sei und welches Interesse die Bewohner dieser Hütte, die ihn sorgsam pflegen zu wollen schienen, an ihm nehmen könnten. Von Neuem ließ er seine Blicke umherstreifen, um vielleicht irgendwo auf einen Gegenstand zu treffen, der ihm die Lösung dieser Räthsel gäbe; aber er war allein im Zimmer, ihm gegenüber an der Wand hing

seine kostbare Kleidung und die Waffe, die er zuletzt geführt hatte, und durch das niedrige Fenster sah er den schwarzen Tannenwald wieder, dessen er sich noch von der Dorfschenke her erinnerte. Mit Wohlgefallen blieben seine Augen auf den frischen Blumen haften, die vor dem Fenster in Töpfen standen, und aus ihnen überkam ihn die freudige Ahnung, es walte und wirke hier ein weibliches Wesen, dessen zarter Sinn die Pflege dieser Sprößlinge der Natur liebe.

Eine ganze Weile hatte Clement, versunken in seine Gedanken, allein gelegen, sie führten ihn vor allem zu dem Fürsten, den er so hoch verehrte, zurück, und mit Angst fragte er sich, was dessen Loos geworden sein möge. Nun erinnerte er sich auch sogleich wieder der seiner Obhut anvertrauten Chatoulle, die er bei dem Ueberfalle ganz vernachlässigt hatte, und wenn er sich auch zu seiner Entschuldigung sagen mußte, daß dieselbe wohl ebenso gut in die Hände der Kaiserlichen gefallen sein würde, wenn er sie mit sich genommen hätte, so versetzte ihn seine Pflichtverletzung doch in die lebhafteste Unruhe um das Schicksal der Männer, an denen jene Papiere zum Verräther werden konnten.

Der Jüngling wurde in seinem Nachdenken dadurch unterbrochen, daß sich die Thür seines Krankenzimmers öffnete und ein Mädchen, vorsichtig nach ihm hinlauschend, als fürchte sie, ihn in seinem Schlummer zu stören, durch dieselbe eintrat; sie hatte sein Erwachen noch nicht bemerkt, und Clement hielt die Augen halb geschlossen, um sie desto ungestörter beobachten zu können und sie nicht von seinem Lager zu verscheuchen. Die Erscheinung des jungen Mädchens übte einen äußerst anziehenden Reiz auf ihn, der durch die Eigenthümlichkeit seiner Lage noch an Stärke gewann. Es war eine dunkle Brünette von ungefähr demselben Alter wie er selbst, in der zierlichen kleidsamen Tracht jener Gegend, ein, wenn auch von dem Landleben etwas gebräuntes, aber feingebildetes Gesicht mit einem kühn geschnittenen Profil, brennende schwarze Augen aus denen ein Geistesfeuer sprach, wie man es in den Kreisen, denen das Mädchen anzugehören schien, nur selten finden durfte, stolz aufgeworfene Lippen, das üppigste dunkle Haar, in breite Flechten und Zöpfe geschlungen, eine kräftige, volle Figur, die in ihren anmuthigen Bewegungen einen imponirenden Anstand zeigte, vollendeten in den Augen des Jünglings das Abbild einer Juno, als sie sich langsam und vorsichtig seinem Lager näherte. Zu der ganzen Gestalt schien die ländliche Kleidung nicht zu passen, obgleich letztere die schönen Formen jener in das beste Licht stellte; das Mädchen trug ein mit dünnen Silberbändern geschnürtes Mieder von schwarzem Tuch, einen schwarz und roth gestreiften wollenen kurzen Rock, und um das schöne Haar war leicht ein buntes wollenes Tuch, etwa nach Art eines schmalen Turbans, geschlungen, dessen lange Enden bis auf die herrlichen Schultern herabfielen. Diese ganze Kleidung war ein wenig abgetragen und armselig, aber doch auf das Sorgsamste im Stande gehalten, und der gute Geschmack der Besitzerin ersetzte in Farbewahl und der Art, wie sie mit gewisser Coquetterie auch das Unscheinbarste vortheilhaft darzustellen verstand, vollkommen die Kostbarkeit der Stoffe.

Als das Mädchen sich über das Lager beugte, als wolle sie die Athemzüge des Schlafenden belauschen, schlug dieser plötzlich den Blick auf und sah ihr hell und freundlich in die Augen, die sie nur einen Moment betroffen niederschlug, dann aber ruhig und stolz auf ihn heftete, als zürne sie über den ihr gespielten Betrug, indem er sich schlafend gestellt hatte.

— Zürnt mir nicht, schönes Kind, wenn ich, von einer so blendenden Schönheit betroffen, zu träumen meinte, redete sie der Jüngling mit einem Blicke an, in dem sich seine ganze Bewunderung deutlich aussprach; gleicht Ihr doch wahrlich einem Engel des Paradieses, der tröstend an die Leidensstätte des Kranken hinabgestiegen ist.

— Liegt ruhig, edler Herr und sprecht nicht so lebhaft, was Eurem Zustande nicht vortheilhaft sein kann, erwiederte das Mädchen trocken. Ihr träumt weder, noch sehet Ihr einen Engel des Paradieses vor Euch sondern nur Biela Bilacky, ein einfaches Landmädchen, das

sich freut Euch wieder wohler zu finden. Nehmt hier von dieser Arznei, welche die Mutter für Euch bereitet und die Euch Linderung Euerer Schmerzen schaffen wird.

Viela sagte dies in einem so kalten, fast abstoßenden Tone, während sie ihm unbefangen einen Löffel der genannten Arznei reichte, daß der Jüngling sich unwillkürlich scheute, weitere Galanterien, wie er sie an dem fürstlichen Hofe gelernt hatte hier zur Anwendung zu bringen.

— Wollt Ihr mir sagen, schöne Viela — wenn ich Euch so nennen darf — wie ich hier hergekommen bin und wo ich mich eigentlich befinde? fragte er kleinlaut.

— Man nennt mich allgemein Viela, deshalb mögt auch Ihr mich so nennen, antwortete das Mädchen ruhig. Vor zwei Tagen als der böse Kampf bei der Schenke vorüber war, fanden Euch zwei unserer Nachbarn im Walde, aus dem sie Holz holen wollten, und brachten Euch auf ihrem Karren in unser Dorf. Mutter nahm sich Eurer an, da Jedermann sich fürchtete, mit den Leuten, die uns Alle in solche Unruhe versetzt hatten, etwas zu thun zu haben, Ihr aber doch nicht so hilflos liegen bleiben konntet.

— Ich bin also an demselben Orte, der die Schreckensscenen jener Nacht sah? fragte der Jüngling.

Das Mädchen nickte stumm.

— Und meine Gefährten?

— Unsere Leute haben gestern hier viele Leichen begraben; der Kleidung nach zu urtheilen, gehörtet Ihr den ungarnischen Rebellen an, von denen, wenn ich nicht irre, zwölf beerdigt wurden, erwiederte Viela mit trübem Blicke.

Clements Brust hob sich bei dieser schrecklichen Nachricht hoch: also fast die ganze edle Schaar, die ihrem Fürsten treu, Noth und Tod mit ihm zu theilen, hinausgezogen war, hatte das Verhängniß schon erreicht! Vor Allem aber dachte er wieder an das Schicksal des hohen Mannes selbst, und seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung, als er hastig fragte:

— Und der Fürst? Ich meine den Secretair, den Mann in der einfachen bürgerlichen Kleidung. Ihr habt ihn auch beerdigt.

— Ich habe die Todten gesehen und eine Thräne dem Schicksale der Helden geweint, erwiederte das Mädchen mit einem finsteren Blick; aber es waren alle edle Herren, wie Ihr, und ich weiß nicht, daß ein Mann, wie Ihr ihn beschreibt, unter ihnen gewesen wäre.

Clement seufzte erleuchtert auf, denn die Hoffnung, der Fürst sei glücklich entkommen, wurde ihm fast zur Gewißheit; desto angstvoller erinnerte er sich aber wieder jener so werthen Papiere; mit innig bittendem Ausdrucke fuhr er daher fort:

— Ihr habt mir das Leben gerettet, Viela, denn ich bin überzeugt, Eurem milden Herzen und Eurer zarten Hand allein verdanke ich die sorgsame Pflege in diesem Hause, aber doch ist mein Herz noch von einer schweren Last bedrückt und ich flehe Euch an, es davon zu erleichtern. Darf ich Euch bitten, Viela, in jenem Kruge ungesäumt Erkundigungen einzuziehen, ob die Kaiserlichen ein kleines eisernes Kästchen mit sich fortgeführt haben, das in dem einzigen oberen Gemache stand? Ihr begreift nicht, welchen unendlichen Werth, einen größeren als auf mein Leben, ich darauf lege, denn dasselbe enthält Schriften — —

— Gleichviel, unterbrach ihn das Mädchen; ich will nicht in Eure Geheimnisse eindringen, und da der Krug nur wenige Schritte von hier entfernt ist werde ich mich sogleich dorthin begeben; Ihr sollt in wenigen Minuten die Antwort haben.

Mit einem kurzen Kopfnicken verließ sie schnell das kleine Gemach, in dem der Verwundete, getheilt zwischen peinigender Angst um das Verlorengeglaubte und die Bewunderung, die er für seine Pflegerin fühlte, zurückblieb. Er konnte nicht begreifen, daß dieses Mädchen dem trägen, geistesarmen Volke des Landes, in dem er sich befand, entsprossen sein solle, wie sie sich unter demselben diesen stolzen Anstand, der jede ihrer Bewegungen leitete, angeeignet habe.

Wenige Minuten später schon kehrte Viela

zurück, und Clements Gesicht leuchtete bei ihrem Eintritt in reiner Freude, denn auf den ersten Blick bemerkte er, daß sie das gesuchte Kästchen trug.

— Ihr habt es wirklich gefunden, gute Biela? Gott segne Euch Euren Dienst, den Ihr mir erwiesen habt; er ist größer, als Ihr selbst meint, rief der Jüngling hocherfreut.

Ihr seid mir dafür wenig Dank schuldig, edler Herr, antwortete Biela; der Himmel allein hat über Euer Besitzthum, auf das Ihr so hohen Werth legt, gewacht, denn obgleich die Kaiserlichen das ganze Haus genau durchsucht haben, als das Blutbad vorüber war, so ist dieses Kästchen doch Aller Aufmerksamkeit entgangen und selbst der Wirth der Schenke hatte, ehe ich kam, noch nicht einmal Kenntniß von seinem Dasein.

Clement hatte mit dem kleinen Schlüssel, den er stets auf der Brust trug und auch jetzt noch vorfand, schnell die Chatoulle geöffnet und sich überzeugt, daß sie noch alle jene gefährlichen Papiere neben einer bedeutenden dem Fürsten zugehörigen Geldsumme enthalte; mit innerer Befriedigung schloß er das Kästchen dann wieder sorgfältig und stellte es neben sein Bett; nun ihm aber die Beruhigung geworden war, das ihm anvertraute Eigenthum seines Herrn gerettet zu haben, konnten sich seine Gedanken auch ganz der reizenden Biela zuwenden, die, während er beschäftigt gewesen, sich über ihre Blumen gebeugt hatte und seiner nicht weiter zu achten schien. Clement rief leise ihren Namen und sogleich eilte sie mit der Frage nach seinem Wunsche an das Lager des Kranken.

— Verzeiht mir, Biela, daß ich, von meinen eigenen Angelegenheiten ganz in Anspruch genommen, Euch, meiner edlen Pflegerin, jetzt erst meinen innigen Dank sagen kann, begann der Jüngling in herzlichem Tone; verzeiht mir aber auch die Frage, welchem Umstande ich das besondere Interesse verdanke, das Ihr an mir, dem Euch ganz unbekannten Manne, nehmt?

— Ich nehme kein anderes Interesse an Euch, als das, was uns die Menschenpflicht vorschreibt, antwortete Biela kalt; übrigens aber bin nicht ich es, sondern meine Mutter, welche Euch in dieses Haus, Eure hilflose Lage erwägend, aufgenommen hat.

— Aber Ihr habt mich gepflegt, Biela, und Ihr werdet es auch fernerhin bis zu meiner vollständigen Wiederherstellung thun? fragte der Jüngling, der sich ungern von dem Gedanken trennen mochte, dem schönen Mädchen Dank schuldig zu sein.

— Die Mutter hat es so befohlen, erwiederte Biela kurz.

— Ihr sprecht so kalt, schöne Biela, daß man glauben sollte, Ihr selbst hättet kein theilnahmvolles Herz für die Leiden des armen Verwundeten, sagte Clement fast unmuthig.

— Kein Herz? flüsterte das Mädchen fast tonlos, und über Ihr Gesicht flog schnell ein Ausdruck, über dessen Ursprung der Jüngling in Zweifel war; er wußte nicht war es Hohn oder Wehmuth, was die schöne Brust in diesem Augenblicke bewegte. Biela's ganzes Wesen erschien ihm ungeachtet des mächtigen Reizes, den ihre Erscheinung auf ihn ausübte, wie er sich nicht leugnen konnte, so wenig vertrauungerweckend, daß er eine Weile schwieg und neue Gefühlsausbrüche bei ihr hervorzurufen fürchtete, die seine schönen Träume von dem Engel der Liebe und Milde zerstören könnten.

— Wollt Ihr mir nicht sagen, fuhr er nach einer längeren Pause fort, in der das Mädchen starr und theilnahmslos vor sich hingeblickt hatte, wer Eure Mutter, wer Ihr selbst, denen ich so viel verdanke, seid?

— Was kümmert das Euch? Werdet Ihr doch, wenn Ihr wieder ganz hergestellt seid, von uns fortziehen und der Elenden nicht mehr gedenken, die in diesem abgelegenen Winkel der Erde ein Scheinleben führen, antwortete Biela finster.

— Meine Züge müssen in Euch wenig Vertrauen erweckt, oder Ihr bei den Menschen traurige Erfahrungen gemacht haben, wenn Ihr das voraussetzt und die Dankbarkeit so gering anschlagt, sagte Clement verstimmt; vielleicht ist es mir noch vorbehalten, Euch eines Besseren zu belehren, schöne Biela; ich

wenigstens bin davon überzeugt.

Viela schien von dem Tone des leisen Vorwurfs, mit dem Clement diese Worte sprach, sowie von der Sicherheit, die in ihnen lag betroffen, denn ihr Auge heftete sich mit seinem brennenden Feuer einen Augenblick forschend auf das seinige; dann sagte sie langsam, als erfülle sie eine unangenehme Pflicht:

— Meine Mutter ist die Wittwe eines armen Kossäthen aus diesem Dorfe, der vor mehreren Jahren schon in Folge unmäßigen Trunkes starb und ihr nichts hinterließ als diese mit Schulden belastete Hütte; ich habe keine Heimath, keinen Namen keine Eltern — —

— Und Ihr spracht doch eben von Euren Eltern? unterbrach sie der Jüngling erstaunt.

— Sie ist meine Pflegemutter; ich kenne die meinige nicht, erwiederte sie mit einem schweren Seufzer.

— Und wie kamt Ihr hierher, Viela? fragte Clement, den das Geheimnißvolle des Mädchens lebhaft interessirte.

— Fragt den Raben des Waldes, warum er sein Nest an dieser oder jener Stelle baut; der Zufall, sein Instinkt hat ihn geleitet; mein Verhängniß will es so, daß ich hier bin. Aber es ist nicht gut, daß Ihr jetzt viel sprecht, denn Ihr seid noch zu schwach und bedürft neuer Ruhe. Schlaft ohne Sorgen und mögt Ihr der Fürst von Siebenbürgen selbst sein; in diesem Hause des Elends sucht Euch Niemand und Ihr seid sicher.

Mit diesen Worten, die jedenfalls in der Absicht gesprochen waren, jede weitere Unterhaltung über ihr eignes Schicksal abzuschneiden, erhob sie sich schnell, und als der junge Mann sie mit Bitten noch länger zurückhalten wollte, schüttelte sie entschieden den Kopf und verließ das Zimmer.

Clement bewegte eine lebhafte Unruhe, von der er sich selbst nicht klare Rechenschaft zu geben vermochte; für seine persönliche Sicherheit fürchtete er nicht, auch das Schicksal des verehrten Fürsten machte ihm nach Viela's Mittheilung, daß derselbe sich nicht unter den Todten befunden, überhaupt auch gar nicht bemerkt worden sei, jetzt nicht mehr so große Sorge, aber dieses Mädchen selbst mit ihrer bezaubernden Schönheit und mit ihrem geheimnißvollen Unglück, das ihre Worte und ihr ganzes verschlossenes Wesen andeuteten, füllte ganz seine Seele und nach ihrer Entfernung fühlte er eine Leere um und in sich, die nur sie wieder ausfüllen konnte; unruhig warf er sich auf seinem Lager hin und her, bis die Erschöpfung ihn von Neuem in tiefen Schlaf versenkte.

Noch war das Fieber nicht ganz von ihm gewichen und kehrte in der Nacht, wenn auch in geringerem Maaße zurück; der Jüngling wußte nicht, ob er träume oder ob es Wirklichkeit sei, daß er in den lichteren Augenblicken seiner Rasereien die holde Gestalt Viela's über sein Lager gebeugt sah, bemüht, ihm die Arznei einzuflößen oder seine brennende Stirn zu kühlen. Dem war aber wirklich so; Viela, deren schwerkranke Pflegemutter im Nebenzimmer unruhig schlummerte, war der helfende Engel, der ruhelos um ihn schwebte und in der Zeit seiner Geistesabwesenheit eine zärtliche Sorge entfaltete, die ihr kaltes Benehmen, sobald er das Bewußtsein wiedererlangt hatte, nicht ahnen ließ. War es allein das menschliche Interesse an dem Leidenden, oder sein sanftes, schönes Gesicht, oder gar der Umstand, daß er in seinen Phantasieen fast nur von ihr selbst in heißer Gluth und Anbetung sprach, was sie bewegte, mit Nichtachtung der eigenen vom Wachen erschöpften Kräfte an seinem Lager zu weilen, während ihre schönen Augen mit sichtlich immer steigendem Wohlgefallen und brennendem Feuer auf ihm ruhten?

Clement erwachte nach langem Kampfe wieder zum Bewußtsein und fand Viela neben sich, anscheinend kalt und ruhig; sie theilte ihm noch Manches von dem stattgehabten Kampfe und den Gefallenen mit, sagte ihm, daß sie allein seine Pflegerin sei und die Mutter todtkrank auf dem eigenen Lager ruhe, und je länger sie sprachen, desto freundlicher und offener wurde das Mädchen, konnte sie den ihr tiefinnewohnenden Ernst auch nicht verleugnen. Clement hatte ihr, so weit er es für gut befand, erzählt, wer er sei, welche

Stellung er an dem Hofe des Fürsten von Siebenbürgen eingenommen und wie er dort gelebt habe; es konnte ihm nicht entgehen, daß ihr Auge hell aufleuchtete, wenn er von dem glänzenden Hofe und der großen Welt sprach, und oft hatte sie ihn dann mit einem tiefen Seufzer unterbrochen: „O, wenn ich das Alles auch hätte sehen können!" Clement hoffte, durch ein offenes Vertrauen von seiner Seite auch das übrige und Aufschluß über ihre räthselhafte Vergangenheit zu erlangen, aber darin täuschte er sich, denn Biela vermied absichtlich, davon zu sprechen, und wagte er je eine etwas unbescheidene Frage, so verfinsterte sich ihr Gesicht augenblicklich und sie wies jede Aufklärung entschieden zurück.

So vergingen etwa vierzehn Tage und Clement fühlte sich so weit wieder hergestellt, daß er sein Lager verlassen konnte. Sein erstes Geschäft war nun, nach Lemberg an den Fürsten Ragoczy zu schreiben und ihm seine, sowie jene Papiere glückliche Rettung mitzutheilen; er hielt dies für um so nöthiger als, der Fürst sich voraussichtlich in Geldverlegenheit befinden mußte, da Alles, was er an solchem gerettet, sich in der kleinen Chatoulle befand. Aber Clement wartete vergebens; es traf keine Antwort aus Lemberg ein. Inzwischen hatte er seine Kräfte so weit wiedergewonnen, daß er wohl ohne allzugroße Gefahr die Reise nach jener Stadt hätte antreten können, und dennoch, so lebhaft ihn auch das Schicksal seines Herrn interessirte, verschob er den Aufbruch von einem Tage zum anderen, indem er sich selbst, von Biela unterstützt, überredete, seine Kräfte gestatteten denselben noch nicht; er sandte deshalb einen zweiten noch dringenderen Brief an den Fürsten, worin er um Verhaltungsbefehle bat.

Clement hatte, seitdem er sich vom Krankenlager erhoben, auch seine Wirthin kennen gelernt, eine alte ungebildete Frau, ganz dem National-Charakter ihres Volkes entsprechend, jetzt so bedenklich leidend, daß man fast täglich ihren Tod erwarten konnte; man sah es ihr auf den ersten Blick an, daß sie nicht Mutter einer Tochter wie Biela sein konnte. Letztere schien auch die vollständige Oberherrschaft im Hause zu haben, und hatte Clement eine Weile annehmen können, daß es, wenigstens von der Alten, bei seiner Aufnahme auf Geldgewinn abgesehen sein könne, so belehrte ihn doch bald Biela's hartnäckige und unmuthige Weigerung, solches anzunehmen, daß er sich getäuscht habe; das Verhältniß, in dem sie zu ihrer Pflegemutter stand, machte ihm bald klar, daß er nicht dieser, wie das Mädchen gesagt hatte sondern ihr selbst die sorgsame Pflege in diesem Hause verdanke.

Wieder war eine längere Zeit vergangen, ohne daß ein Brief aus Lemberg eintraf oder Clement sich entschließen konnte, nach dieser Stadt abzureisen. Die beiden jungen Leute waren immer vertrauter geworden und Biela gestattete es gern, daß er sie bei ihren Ausgängen in das Dorf oder in den Wald in der einfachen ländlichen Tracht, die er sich verschafft hatte, begleitete; er selbst hatte sie einmal, als die Dorfbewohner wie gewöhnlich, wenn die Beiden zusammen gingen, neugierig stehen blieben und sie beobachteten, darauf aufmerksam gemacht, daß man an ihrem vertrauten Zusammensein böswilligen Anstoß nehmen könne, aber das Mädchen hatte bei dieser Aeußerung stolz den Kopf zurückgeworfen, und wenn sie auch schwieg, so sagte ihr Blick doch deutlich, wie sie eines solchen Geredes nicht achte und sich selbst zu weit erhaben über jeden Verdacht dieser Art halte. In der That aber hätte der Jüngling es auch nicht wagen dürfen, zu ihr nur ein Wort von dem Gefühle zu sprechen, das ihn in dem steten Zusammenleben mit ihr vollständig durchdrungen hatte; machte er nur die leiseste Andeutung darauf, so zeigte sich Biela erzürnt und beleidigt, und auch hierin begriff er um so weniger das Mädchen, als er sie oft bei Blicken auf ihn überraschte, die ihm die Hoffnung vorspiegelten, er könne ihr durchaus nicht gleichgültig sein.

Endlich hatte Clement den Entschluß gefaßt nicht länger mit seiner Abreise zu zögern, denn er mußte annehmen, daß seine Briefe den Fürsten nicht erreichen konnten und dieser sich in arger Verlegenheit befinde; das Gefühl der Pflicht und Dankbarkeit gegen seinen ho-

hen Gönner sprach laut in ihm und übertönte die Stimme seines Herzens, das ihn in der Nähe der schönen Biela festhielt. Er hatte dieser offen gesagt, was ihn fortrufe, und schon war der Tag zur Abreise bestimmt festgesetzt, als ein neuer Vorfall sie wieder verzögerte. Die alte Frau wurde plötzlich so heftig krank, daß Biela nicht von ihrem Bette weichen und man stündlich eine Wendung der Krankheit, die den Tod herbeiführen, erwarten konnte; in dieser peinlichen Lage, in der alle Kräfte des jungen Mädchens übermäßig in Anspruch genommen wurden und sie Clement, wenn sie sie sich auch nicht aussprechen wollte, deutlich die Angst verrieth, welche ihr die Zukunft machte, konnte er sie unmöglich verlassen und gern und bereitwillig unterzog er sich allen Mühen, sie zu unterstützen. Wie es vorauszusehen war, hielt der schwache Körper der Wittwe der Krankheit nicht lange Stand und eines Abends nahm sie der Tod von der Welt.

Biela weinte keine Thräne und Clement wunderte sich nicht darüber, denn er hatte schon oft Gelegenheit gehabt, ihre wahrscheinlich durch mannigfaches Unglück erlangte Seelenstärke zu beobachten; auf ihrem Gesicht lag eine stille, ernste Wehmuth, aber auch diese machte bald, wie es ihm schien, einer tiefen Bitterkeit und stummen Verzweiflung Platz; der Jüngling errieth, was ihm das Mädchen auf seine Fragen nicht gestehen wollte, daß die Alte ihr nichts hinterlassen habe, als das vollständig verschuldete Haus mit seiner armseligen Einrichtung, aus dem sie durch die Gläubiger bald vertrieben werden mußte, daß Biela dann in vollständiger Ungewißheit über ihre Zukunft, selbst über ihr augenblickliches Verbleiben schwebte. Gern hätte er ihr Alles, was er selbst besaß, angeboten, aber er wußte, sie würde es ausschlagen, und wagte nicht, es ihr anzubieten; indessen verschob er von Neuem seine Reise, obgleich Biela selbst lebhaft in ihn drang, dieselbe anzutreten.

— Ich kann Euch nicht eher verlassen, Biela, sagte der junge Mann entschieden, bis Ihr mir mitgetheilt habt, wo Ihr zu bleiben gedenkt und worauf Ihr Eure Hoffnungen ferner stützt.

— Der dort oben läßt keines seiner Kinder umkommen, erwiederte das Mädchen, gen Himmel deutend, aber ihr Blick sprach dabei nicht von einer wahren Frömmigkeit und unerschütterlichen Zuversicht, vielmehr sprach er eine Bitterkeit aus, welche Clement tief in das Herz schnitt.

— Ich glaube das auch, sagte er ernst; aber diese Ungewißheit genügt mir nicht und ich kann Euch jetzt nicht verlassen, so lange Ihr meine thätige Hilfe so stolz zurückweist.

Das Mädchen wandte sich anscheinend unwillig ab.

Ich habe schon manche schwere Prüfung des Schicksals erlebt und oft nicht gewußt wo ich dieses Haupt niederlegen sollte, sagte sie dann; ich habe Alles ertragen, denn mein Herz ist stark; aber ich fürchte Eines, bemitleidet zu werden, und ich kann die Blicke nicht ertragen, die sich mit solchen Empfindungen auf mich richten.

— Ihr seid hart gegen Euch selbst und gegen mich, wenn Ihr einen treuen Freund in solchem schweren Augenblicke von Eurer Seite stoßt, bat Clement herzlich; der wahre Stolz, eine so edle Eigenschaft des Herzens er auch ist, hat doch seine Grenzen und Ihr überschreitet diese. Ihr macht es Euch selbst noch nicht klar genug, in welche demüthigende Lage Euch Eure hartnäckige Weigerung versetzen kann.

— Ich werde mich nie demüthigen, ich werde lieber sterben, erwiederte Biela mit einem funkelnden Blicke.

— Sagt mir nur, wohin Ihr zu ziehen gedenkt, wenn Ihr dieses Haus verlaßt, bat Clement, damit ich wenigstens Eurem Schicksale folgen und zu Eurer Hilfe herbeieilen kann, wenn Ihr deren bedürfen solltet.

— Ich weiß es selbst noch nicht, antwortete sie mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer, und Clement die Hand reichend, sagte sie innig: Ich danke Euch für Eure Theilnahme und sie thut mir wohl, aber dringt nicht mit weiteren Bitten in mich und folgt dem Rufe Eurer Pflicht nach Lemberg; ich schätze Euch hoch, aber ich kann von Euch nichts annehmen, von Euch am allerwenigsten.

Schnell wandte sie sich um und verließ ihn, Clement aber wiederholte sich immer wieder halb träumend: „Von Euch am allerwenigsten!" und in diesen Worten ging ihm eine süße Ahnung auf, auf die er schnell die kühnsten und schönsten Pläne baute. Warum sollte er es sich auch nicht gestehen, fragte er sich, daß er Biela liebe, daß er sie über alle die Mädchen und Frauen stellte, die er bisher, selbst in den glänzendsten Cirkeln, kennen gelernt hatte? Warum sollte er es nicht wagen, ihr dieses Gefühl zu bekennen und hoffen, daß sie von der Liebe annehmen würde was sie der Freundschaft versagte? Einen Augenblick schien ihm ihre dunkle Geburt, ihr jetziger Stand ein Hinderniß, aber schnell verwarf er dieses Bedenken; er fragte sich, was der Fürst zu dieser Wahl seines Herzens sagen würde, und er glaubte nicht auf dessen Billigung rechnen zu können; aber dem Liebenden scheint kein Hinderniß unübersteiglich und Clement war entschlossen, offen um Biela zu werben, denn er war von ihrem stolzen Sinne und ihrem festen Charakter überzeugt, sie würde ihm unter anderen Verhältnissen gewiß nicht folgen. Wenn letzteres aber geschähe, wohin dann? Wie sollte er mit der Gattin leben, der jetzt selbst, wenn auch unter dem Schutze seines hohen Gönners, mittellos und ohne Aussichten war? — „Gott wird helfen!" sagte der Jüngling, in seiner ungestümen Leidenschaft keinen weiteren Bedenken Raum gebend, zu sich selbst und von Neuem suchte er Biela auf.

Er fand sie an dem Todtenbette der Pflegemutter, auf dem die Leiche noch lag, und es schien ihm, als trockne das sonst so kalte Mädchen schnell einige Thränen, während er eintrat.

— Biela, sagte er, entschlossen an sie herantretend und ihre Hand ergreifend, laßt mich offen zu Euch sprechen, wie es mir mein Herz gebieterisch vorschreibt, und vertraut dem Worte eines Mannes, den bisher nur die Ehre auf seinem Lebenswege geleitet hat. Morgen wird Eure Pflegemutter begraben und Ihr werdet dann dieses Haus verlassen müssen, übermorgen gedenke ich nach Lemberg zu meinem Fürsten abzureisen; wollt Ihr mich begleiten?

Biela sah ihn erstaunt an und ihr Gesicht bekam einen Ausdruck, als fühle sie sich durch den ihr gemachten Vorschlag tief gekränkt.

— Ich frage Euch, Biela, wollt Ihr mich nicht nur bis dorthin, sondern fortan durch das ganze Leben begleiten, durch seine Freuden und alle seine Mühen und Sorgen als meine über Alles geliebte Gattin? fuhr Clement dringender fort und führte ihre Hand an seine brennenden Lippen, während er sie mit einem innig bittenden Blicke anschaute. Seht, ich kann Euch jetzt nicht viel bieten, denn Ihr kennt meine Verhältnisse, aber sie werden, sie müssen sich bald anders gestalten; ich bin jung und habe einen kräftigen Arm für Euch und für mich zu arbeiten, und die allmächtige Liebe wird meine Kräfte noch mehr stärken. Wollt Ihr Eure Zukunft mir anvertrauen, der Euch unaussprechlich liebt und um Eure Hand wirbt?

Biela zuckte einen Moment schmerzlich zusammen und ein einziger Blick sagte Clement, daß sie seine Neigung mit aller Gluth erwiedere, aber ebenso schnell nahm ihr Gesicht auch wieder den gewöhnlichen kalten Ernst an, und den Kopf in die Hand stützend, blickte sie gedankenvoll vor sich hin und ihr wogender Busen bezeugte, daß sie einen schweren Kampf kämpfe. Der junge Mann der bebend vor ihr stand, wagte sie nicht zu stören; noch nie hatte er so deutlich die ganze Macht seiner Leidenschaft für das Mädchen gefühlt, als in diesem Augenblicke, der sie entweder für immer vereinigen oder trennen mußte.

Nach einer langen Pause erhob Biela plötzlich den Kopf und sah den Jüngling ruhig an; dann sagte sie fest:

— Ich mag nicht zu Euch von dem Dunkel sprechen, das über meine Vergangenheit liegt, jetzt wenigstens nicht; es würde dies Euren Entschluß nicht wankend machen können, denn ich glaube, ich weiß es, daß Ihr mich nur meiner selbst willen liebt; auch setze ich volles Vertrauen in die Rechtlichkeit Eurer Absichten, und wäre dem nicht so, so würde ich die Kraft haben, einen so grausamen Betrug zu rächen und selbst nicht zu überleben; aber ich will offen gegen Euch sein, Clement, mögt Ihr

mich deshalb auch verdammen. Ja, ich liebe Euch, ich habe es mir heute nicht zum ersten Male gestanden, und dennoch kann ich nicht Euer Weib werden. Hört mich ruhig an und unterbrecht mich nicht; es ist besser, daß ich Euch jetzt aus einem schönen Traume wecke, als daß Ihr in einer langen Wirklichkeit voll Elend dereinst bereut, wozu Euch heute die Leidenschaft trieb. Ich habe entsetzlich elend bisher gelebt, fragt mich nicht, wo und wie, und ich trage diese Entbehrungen nicht länger; um jeden Preis will ich die Genüsse des Lebens kosten und sei es zum Schaden meiner ewigen Seligkeit; mag es Euch genügen, daß dies mein fester Entschluß ist; und so weit Ihr meinen Charakter kennen gelernt habt, werdet Ihr nicht daran zweifeln, daß ich ihn ausführe. Ihr könnt mir ein solches Leben nicht bieten, und ich fühle es, daß ich zur stillen einfachen Hausfrau nicht tauge; darum geht, Clement, haltet mich Eurer ferner nicht mehr für werth, und gebe Gott, daß wir uns nie wieder auf dem Lebenswege begegnen.

Sie hatte die Hand fest auf die Brust gedrückt und Schluchzen erstickte gegen das Ende ihrer Rede fast ihre Worte; aber auf Clement machte in seiner erhitzten Leidenschaft diese eigenthümliche Eröffnung, die ihn bei ruhigerer Ueberlegung wohl von seinem Vorhaben abgeschreckt hätte, einen ganz andern Eindruck, als Biela selbst erwartet hatte. Auf das Höchste erregt, warf er sich zu ihren Füßen nieder und beschwor sie, ihn durch ihre Weigerung nicht in Verzweiflung zu stürzen, da er in ihr das höchste Gut des Lebens gefunden und dieses ohne sie allen Werth für ihn verloren habe; er sagte ihr mit glühender Beredsamkeit, daß sein Fürst beabsichtige, von Neuem aus Polen den Aufruhr nach Ungarn und Siebenbürgen zu tragen, um seinen Thron wieder aufzurichten, welche glänzenden Aussichten ihm selbst sich dann eröffnen würden und wie er bis zur Ausführung dieses Vorhabens Alles daran setzen wolle, Biela zu schaffen, was sie verlange, wie hoch ihre Ansprüche immer sein möchten. Auch das Mädchen wurde von seinen leidenschaftlichen Worten und dem Glanze, den sie verhießen, hingerissen und daneben sprach ihre Liebe laut in ihrem Herzen. Immer glühender wurden seine Worte und sie ließ es geschehen, daß er seinen Arm um sie schlang und sie an seine Brust zog, bis sie, ganz überwunden, in seinen Vorschlag willigte. Es wurde beschlossen, am folgenden Tage schon, sobald die Leiche der Wittwe zur Erde bestattet sei, nach Lemberg aufzubrechen und ihren Bund dort so bald als möglich durch Priestersegen einweihen zu lassen.

— Aber noch eine Bedingung stelle ich Dir sagte die Braut, die sich ganz ihrem Glücke hingegeben hatte, plötzlich wieder ernst geworden; forsche nie nach meiner Vergangenheit, wenn Du mich liebst, denn ich würde Dir doch nicht eher darüber Auskunft geben, als bis ich dies selbst für gut befinde; lasse es Dir indessen an der heiligen Versicherung genügen, daß ich keine Schuld auf meinem Herzen trage, nur entsetzliches Unglück.

Clement versprach es, obgleich er sich des unangenehmen Gefühls nicht erwehren konnte, daß zwischen ihm und dem Weibe, das ihm jetzt am nächsten in der Welt stand, ein Geheimniß bestehen solle. Am anderen Abende traten Beide die Reise nach Lemberg an und die Einwohner des kleinen Dorfes konnten sich nicht genug wundern, was ihr Ort in letzter Zeit Alles erlebt habe, vor Allem, daß die stolze und so streng tugendhafte Pflegetochter der Wittwe Pilachy mit einem fremden, anscheinend sehr vornehmen ungarischen Herrn heimlich davongegangen war.

2

Im Potsdamer Schlosse saß an einem Sommernachmittage des Jahres 1717 in einem nach dem Lustgarten hinausgehenden Zimmer des Erdgeschosses König Friedrich Wilhelm I. von Preußen bei einer eigenthümlichen Beschäftigung, die dem unbeachteten Zuschauer gewiß ein Lächeln abgelockt haben würde. Vor dem gefürchteten, strengen Herrscher, der die ersten Nachmittagsstunden

dazu zu benutzen pflegte, sich ungestört seinen Privatneigungen hinzugeben, stand eine Staffelei und auf dieser das beinahe vollendete Oelgemälde eines riesenhaften Grenadiers seines Leibregiments; das Original saß in kerzengrader Haltung seitwärts, und die lebhaften Blicke aus den kleinen, blinzelnden Augen des Königs flogen bald auf dasselbe, bald auf das Portrait, das seine Hand auf der Leinwand hervorzauberte.

Der König, ein mittelgroßer, starker Mann mit einem breiten, gerötheten Gesicht, aus dem in diesem Augenblicke neben einer nicht zu verkennenden Gutmüthigkeit deutlich der Aerger über die Hindernisse sprach, die sich der Aehnlichkeit des Gemäldes entgegenzusetzen schienen, trug, wie immer, auch bei dieser Gelegenheit die bis an den Hals hinauf zugeknöpfte unbequeme Uniform seines Leibregiments, eine Art von blauem Leibrock mit großen goldenen Knöpfen und einiger Stickerei, enge hellgelbe lederne Beinkleider nebst einer gleichfarbigen weit hinabreichenden Tuchweste und hohe schwarze Reiterstiefel; auf einem kleinen runden Sessel zur Seite lag sein Degen, der dreieckige, goldbetreßte Hut und die hohen gelbledernen Stulphandschuhe. Der Soldat, ein gegen sieben Fuß hoher Riese, eine wie aus Holz geschnittene Figur mit ausdruckslosem Gesicht, das ein spitz ausgewichster Schnurrbart zierte und eine Fülle von steifen, gepuderten Locken, denen sich am Hinterkopfe der gebräuchliche Zopf anschloß, einrahmte, befand sich in der entsprechenden Uniform der Gemeinen des in ganz Europa bekannten preußischen Riesenregiments, die sich von der des Königs nur durch die mindere Güte des Stoffes, die rothen Aufschläge und die bis über die Kniee reichenden gelben Kamaschen unterschied. Dem armen Menschen schien bei der Lieblingsbeschäftigung seines königlichen Herrn gar nicht wohl zu Muthe zu sein, denn schon länger als eine Stunde saß er in äußerst gezwungener Haltung, ohne ein Glied zu rühren oder mit den Augen zu blinzeln, zu dem Portrait und die Schweißtropfen perlten von seiner Stirn; so oft der König mit einer halblauten Verwünschung und tiefem Stirnrunzeln einen neuen Fehler an seinem Werke entdeckte, überflog ein krampfhaftes Zittern für einen Moment das Gesicht des Grenadiers, aber ebenso schnell überwand er es auch wieder glücklich in seiner Angst, den Unwillen des Königs nicht durch die veränderte Miene zu erregen. Der König hatte wirklich kein Talent für die Malerei, aber mit der Hartnäckigkeit, welche einen Hauptzug seines Charakters ausmachte, überzeugte er sich davon durchaus nicht und war stolz auf die Erzeugnisse seiner Muse. Dieses Selbstvertrauen ging sogar so weit, daß, als er in dem allgemein bekannten Tabaks-Collegium einst seiner Kunstwerke halber geneckt wurde, er die Behauptung aufstellte, er könnte sich, wenn er nicht König wäre, sein Brod recht gut durch seine Malerei verdienen, und um dies zu beweisen, zwang er einen Berliner Bilderhändler, ihm seine fertigen Gemälde für eine bedeutende Summe abzukaufen; dieser entschädigte sich indessen dadurch, daß er diese Werke mit der Aufschrift: „Von Seiner Majestät dem Könige selbst gemalt" öffentlich zum Verkauf aushängte, und Friedrich Wilhelm, dem dieses vor dem Gesetze ganz gerechtfertigte Verfahren denn doch nicht gefallen konnte, sah sich genöthigt, selbst seine Kunstwerke zurückzukaufen; indessen heilte ihn dieser Vorfall nicht von seiner Leidenschaft und täglich beschäftigte er sich bis zu der um drei Uhr Nachmittags stattfindenden Wachtparade nach wie vor mit der Malerei.

Auch heute wollte, wie schon gesagt, das in Arbeit genommene Portrait durchaus nicht gelingen und der König befand sich deshalb wirklich in übler Laune.

— Es liegt an Seinem Gesicht! Kerl! fuhr er den verdutzten Grenadier ärgerlich an, und indem er sich, die letzte Hoffnung aufgebend, plötzlich erhob, fuhr sein Pinsel, den er unmuthig tüchtig in der Oelfarbe umhergewühlt hatte, zuerst über das begonnene Portrait, um es auszulöschen, und dann blitzschnell über das Gesicht des vollständig versteinerten Grenadiers.

— Scheere Er sich zum Teufel! fuhr er heftig heraus und setzte dann besänftigter hinzu, als er das unglückliche, mit Farben gezeichnete Gesicht ansah: Hier hat Er einen Thaler; wasche Er sich und sei Er zur Parade wieder parat.

Ohne eine Miene zu verändern, nahm der Soldat die ihm gebotene Münze, machte auf die militairisch kunstgerechteste Weise kurz Kehrt und verschwand mit dröhnenden Schritten aus der Thür; der König aber ergriff, nachdem er einige Male im Zimmer umhergegangen und noch einmal mit prüfendem Blicke vor seinem Gemälde stehen geblieben war, Hut, Degen und Handschuhe und trat an das Fenster, um zu sehen, ob die von ihm bestellten Truppen bereits im Lustgarten angetreten seien, denn er ließ nie auf sich warten und schätzte die militairische Pünktlichkeit auch in Bezug auf seine Person über Alles.

Friedrich Wilhelm I., dieser Fürst, der sowohl in seiner weisen Sparsamkeit und Ordnungsliebe, als auch in der von ihm erschaffenen Armee die erste Grundlage zu der Größe seines Landes legte, das bald ungeachtet seiner beschränkten Grenzen sich unter die europäischen Großmächte zählen durfte, befand sich zur Zeit im Alter von neunundzwanzig Jahren und hatte vor vier Jahren den Thron seines Vaters bestiegen. Zur Bezeichnung seines ganzen Charakters dient wohl am besten das spätere Wort seines großen Sohnes Friedrich II.: „Er war groß in kleinen Dingen und klein in großen Dingen." Ein abgesagter Feind der Politik und besonders der Prunksucht seines Vaters, des ersten preussischen Königs, änderte seine Thronbesteigung mit einem Schlage alle bisher im Lande herrschenden Verhältnisse zu dessen Vortheil; die Leute, die bis dahin an der Spitze der Verwaltung gestanden und diese Stellung zu ihrem eigenen Vortheil gemißbraucht hatten, der ganze übermäßige Prunk des Hofes selbst, der dem Lande manche Last bereitete, verschwanden und an ihre Stelle trat eine musterhafte Ordnung und eine Sparsamkeit, die sogar übertrieben erscheinen mußte, wenn man nicht bedenkt daß der neue Herrscher viel wieder gut zu machen hatte. Von einem ernsten, strengen Manne, dem Grafen von Dohna, erzogen, der sich nicht darum kümmerte, dem jungen Prinzen die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften einzupflanzen, hatte dieser auch nie Geschmack daran gefunden und ging sogar so weit, sie auch später von seinem Hofe und Lande fern zu halten, selbst ihre Jünger mit Spott und Verachtung zu behandeln; dagegen hatte er in Folge seiner ganz militairischen Erziehung nur für den Soldatenstand Sinn und basirte auf ihn nicht mit Unrecht, wie es die Zukunft bald zeigte, die ganze Größe seines Reiches. Schon als Knabe Chef einer Kadetten-Kompagnie in Wusterhausen, die er von seinem eigenen Taschengelde ohne Wissen seines Vaters erhielt, hatte diese Neigung mit dem Heranwachsen zum Jüngling und Mann bedeutend zugenommen und stets betrachtete sich der König als den ersten Soldaten seines Landes und suchte seinen Stolz darin, dies auf jede Weise in seiner einfachen Lebensart an den Tag zu legen. Sein Temperament, durch alle Verhältnisse seiner Jugend bestärkt, war ungestüm und eigensinnig, sein Gemüth und Herz gut, und wenn er sich äußerlich meistens abstoßend und hart, immer unerbittlich und streng richtend zeigte, so war dies theils die Folge seines angenommenen soldatischen Wesens, theils der Grundsätze, die er zum Heile seines Volkes fassen zu müssen geglaubt hatte. Seine Zurückhaltung von allen überflüssigen Genüssen des Lebens erstreckte sich in vollem Maße auch auf seinen Umgang und seine Neigung zu dem weiblichen Geschlecht und er lebte selbst nicht in dem besten Einvernehmen mit seiner Gattin Sophie Dorothea, Kurprinzessin von Hanover und Tochter König Georg Ludwigs von England, einer Dame, die, selbst nicht talentvoll, im Gegensatz zu ihrem Gemahl Künste und Wissenschaften liebte und beschützte und sich trotz einer nicht ganz zu leugnenden Herzensgüte doch oft stolz, argwöhnisch, rachsüchtig und vor allem ehrgeizig zeigte.

Unter Trommelschlag und Musik der Querpfeifen und der damals noch üblichen

schottischen Dudelsäcke zog jetzt die stattliche Wachtparade vom Leib-Grenadierregiment im Lustgarten vor den Fenstern des Königs auf, und ein stilles, wohlgefälliges Lächeln überflog des letzteren Gesicht, als sein Blick die hohen Gestalten der Grenadiere überstreifte, die er aus allen Theilen Europa's theils mit bedeutenden Kosten, denn solche scheute er nur für diesen einen Zweck nicht, theils mit Gewalt hatte anwerben lassen, seine Lieblinge, denen er Häuser in Potsdam bauen ließ und ihnen Frauen durch ein kurzes Machtgebot an die Seite gab.

Die Parade stand fertig und der König wandte sich schnell um und schritt durch den Korridor, den Oelgemälde in Lebensgröße von seinen schönsten und größten Grenadieren schmückten, in den Lustgarten hinaus, nachdem er einen Rohrstock mit silbernem Knopf, wie er ihn überall mit sich zu führen pflegte, in die Hand genommen hatte. Bei seinem Austritt aus dem Schlosse begannen ohne Weiteres die Ceremonien der Wachtparade; die Querpfeifer, sämmtlich afrikanische Mohren, spielten, die Trommeln wirbelten, die Offiziere salutirten mit den Spontons, hellebardenartigen kurzen Handwaffen, und der Flügelmann, der eine Höhe von beinahe acht Fuß erreichte, ein Irländer Macdoll, sprang einige Schritte vor und führte mit Blitzesschnelle hintereinander eine Menge von Griffen mit dem Gewehr aus, welche die ganze lange Linie in derselben Weise ohne Kommando mit einer Präcision nachahmte, die den Stolz des Königs und die Bewunderung des ausländischen Militairs erregte, so nutzlos und selbst lächerlich die ganze Procedur der Jetztzeit erscheinen dürfte.

Die General-Adjutanten hatten den König bereits außerhalb des Schlosses erwartet und schlossen sich militairisch kurz von ihm begrüßt, ihm an, als er die Linie hinunterging, mit scharfem Blicke jeden einzelnen Mann vom Kopf bis zu den Füßen musternd. Wehe dem Unglücklichen, an dessen Anzuge der König nur die geringste Vernachlässigung entdeckte. Zuerst fiel gewöhnlich sein Rohrstock recht unsanft auf jenes Rücken nieder und ein harter Latten-Arrest war die weitere sichere Folge.

Aber heute ging alles zur vollkommenen Zufriedenheit des hohen Herrn ab; die Parade defilirte in schnurgrader Linie bei ihm vorüber und er nickte befriedigt mit dem Kopfe und meinte mit freudigem Lächeln zu dem General-Feldmarschall Fürsten Leopold von Anhalt Dessau, der sich in seiner Suite befand:

—Das ist schön, sehr schön, Euer Liebden, nicht wahr?

Der General-Adjutant von Derschau wagte den König bescheiden daran zu erinnern, daß er gestern befohlen habe, nach der Wachtparade sollten die neuen Rekruten des Leib-Grenadier-Regiments vorgestellt werden.

— Das weiß ich, daran braucht Er mich nicht erst zu erinnern, Derschau, erwiederte der Monarch kurz und schritt nun in Begleitung seines Gefolges dem Platze des Lustgartens zu, wo die neu eingetroffenen und neu eingekleideten Grenadiere, durch grüne Zweige an den hohen Blechmützen kenntlich als Neuangeworbene, unter ihren Kompagnie-Chefs seiner harrten. Es waren einige dreißig herrlich lange Gestalten, von einem an der holländischen Grenze heimlich mit seinen Werbe-Unteroffizieren stationirten Offizier, dessen Geschäft den fremden Regierungen gegenüber immer ein sehr gefährliches war, Tags zuvor erst eingebracht.

Das Auge des Königs klärte sich schon von weitem auf, als es auf den Zuwachs zu seinem Regiment fiel, und als er näher heran kam, fragte er den General-Adjutanten:

— Hat der Dumoulin nicht die Leute gebracht? und wie viel kosten sie ihn doch?

—Befehlen, Majestät, Lieutenant Dumoulin vom Leib-Grenadierregiment, und er hat seine Rechnung auf etwas über zwölftausend Thaler aufgestellt, war die Antwort.

— Das ist billig, in der That; meinen Euer Liebden nicht so? sagte der König zum Fürsten von Dessau und rieb sich vergnügt die Hände. Es ist ein braver, tüchtiger Offizier, der Dumoulin.

In demselben Augenblicke stand. der Ge-

nannte auch schon vor dem Könige, und er mußte wohl die letzten Worte vernommen haben, denn sein Gesicht sagte, daß er mit Zuversicht der Prüfung seiner Pflichterfüllung durch den Monarchen entgegensehe; in kurzen Worten machte er nach der militairischen Vorschrift seinen Rapport, dem der König wohlwollend zuhörte.

Dieser Lieutenant Dumoulin war ein blühender, schöner Jüngling von stattlicher Figur, dem die knappe Uniform angegossen zu sein schien; er war höchstens fünfundzwanzig Jahre alt und seine sicheren, gewandten Bewegungen, sein ganzer edler Anstand verriethen den dienst-erfahrenen Soldaten und den Abkömmling einer guten Familie; reiches blondes Haar leuchtete unter dem vorschriftsmäßigen Puder hervor, offene blaue Augen sprachen Leben und Geist, und wenn man einer selten trügenden Annahme folgen wollte, einen edlen Sinn aus, und der von einem sorgfältig gepflegten Schnurrbärtchen beschattete Mund war stolz aufgeworfen.

Als er geendet hatte, klopfte ihm der Monarch freundlich auf die Schulter und sagte:

— Danke Ihm, Dumoulin, danke Ihm für die schönen Leute. Er hat seine Schuldigkeit ganz zu meiner Zufriedenheit gethan. Habt wohl viel Mühe gehabt?

Der junge Offizier gab lächelnd zu, daß dieses wohl öfter der Fall gewesen sei, da die Holländer sehr wachsam wären und er selbst im eigenen Lande bei einigen gewaltsamen Werbungen auf Widerstand gestoßen sei; der König lächelte auch, denn er war durchaus nicht gegen die gewaltsamen Werbungen, wenn sie nur ohne weitere Unannehmlichkeiten abliefen, und schritt dann die Reihe der Rekruten entlang, deren er jeden nach seiner Heimath, seinen Verhältnissen und so weiter fragte und dann einige freundliche Worte, daß es ihm in Potsdam schon gefallen werde, an ihn richtete. Die armen Leute, die sich nicht freiwillig gegen ein Handgeld zum dienen verpflichtet hatten, sondern die geradezu mit List oder Gewalt geraubt waren, wagten keine Klage, denn unter Androhung der härtesten Strafen war ihnen eine solche im Voraus verboten worden. Nur ein hochgewachsener junger Mann unter ihnen blickte auffallend finster vor sich hin und schien mit Ungeduld die Zeit zu erwarten, bis der König an ihn herankame; weder durch die Winke, noch durch die leisen Zuflüsterungen der alten Korporale, die den Transport begleiteten, ließ er sich bewegen, das durchaus gleichgültige Gesicht wie seine Kameraden beizubehalten. Auch der König mußte den Ausdruck der inneren Aufregung an dem Jüngling wahrgenommen haben und wohl den Grund derselben errathen, denn sein Gesicht wurde ernst und streng, als er an ihn herantrat und kurz fragte:

— Wie heißt Er?

— Emil Sonsfeld, Euer Majestät; ich bin Candidat der Theologie und — —

— Er ist Grenadier im Leibregiment, fuhr der König heftig heraus, und ich bitte mir aus, daß Er mir nur die Fragen beantwortet, die ich an Ihn stelle. Hat Ihm sein Korporal nicht schon erklärt, was militairische Subordination ist?

Der unglückliche Kandidat war verstummt vor Schrecken und demüthig beantwortete er die weiteren kurzen Fragen, die ihm aber gar keine Gelegenheit boten, sein Herz, wie er es wohl wünschte, zu erleichtern; als der König aber nach einer absichtlich sehr abgekürzten Unterhaltung mit einem leichten Kopfnicken weiter schreiten wollte, faßte er sich, von der Noth des Augenblicks getrieben, ein Herz und begann von Neuem:

— Halten zu Gnaden, Euer Majestät wenn ich Dero Huld und Gerechtigkeitssinn anflehe; ich habe auf der Universität zu Halle studirt und bin Doktor der Theologie, das Gesetz aber befreit mich als solchen von der Militairdienstpflicht, zu der man mich gewaltsam ausgehoben hat — —

— Es ist gut, unterbrach ihn der König verdrießlich von Neuem; ich werde Seinen Fall untersuchen lassen und wenn dem so ist, wie Er sagt, wird Er freigelassen werden; bis dahin aber thut Er seinen Dienst und mucks't nicht, oder Er wird die Fuchtel des Korporals schmecken, denn so besagt es unser Gesetz, die wir Soldaten sind.

Damit schritt er schnell weiter und, dem Gange der Erzählung vorgreifend, können wir gleich bemerken, daß die versprochene Untersuchung nie stattfand und der Kandidat vorläufig Soldat blieb, denn der König dachte nicht daran, einen Rekruten von so stattlicher Höhe wieder aus der Hand zu lassen. Als aber die Besichtigung vorüber und die Rekruten abmarschirt waren, wandte er sich wieder an den Werbe-Offizier nickte ihm freundlich zu und meinte:

— Das hat Er gut gemacht, Dumoulin, und vor Allem gefällt mir der lange Kandidat, dessen Geschichte Er mir ein anderes Mal erzählen kann; jetzt aber sage Er mir, womit ich Ihn belohnen kann, und spreche Er sich offen aus, was Sein Herz wünscht.

Der junge Offizier seufzte leicht auf dann aber sagte er in bescheidenem Tone:

— Euer Majestät hohe Zufriedenheit ist mein bester Lohn.

— Das sind Redensarten, sagte der König lachend, und wenn Er nichts Besseres weiß, was Ihm gut ist, muß ich schon selbst für Ihn sorgen. Er ist Capitain; melde Er sich bei Seinem Regiments-Chef.

Aus den Augen des jungen Mannes leuchtete lebhafte Freude, als er, militairisch salutirend, die Hand an den Hut legte, aber einem so scharfen Auge wie dem des Königs konnte es nicht entgehen, daß Jenem doch noch etwas zu wünschen übrig geblieben sein mußte, daher fügte er gütig hinzu:

— Wenn Er arm ist, wie ich gehört zu haben glaube, so soll Er natürlich auch die Equipage von mir haben, und wenn Er heirathen will, so suche Er sich eine Braut und ich will dann ein gutes Wort bei den Eltern für Ihn einlegen. Und nun gehabe Er sich wohl.

Mit einem kurzen Rucke an seinem Hute wandte er sich schnell, um jedem dem militairischen Reglement zuwiederlaufenden Danke zu entgehen, und schritt nach dem Schlosse zurück, wo sein Pferd bereits zu einem Spazierritte, den er regelmäßig nach der Parade in Begleitung eines Pagen und eines Bereiters machte, vorgeführt war; er durchstreifte dann die Stadt und die ganze Umgegend, kehrte oft ganz plötzlich in ein Bürger- oder Bauernhaus ein und überzeugte sich, lobend, zuweilen auch handgreiflich tadelnd, von dem dortigen Geschäfts- und Familienleben. Jeder ging ihm, sah man ihn zu Pferde kommen, schon von weitem aus dem Wege, da eine Begegnung und Unterhaltung bei übler Laune des Monarchen oft schlimme Folgen haben konnte; dennoch aber holte der König zuweilen die Fliehenden ein.

Der neue Hauptmann eilte indessen voll seliger Freude, dem Befehl des Königs gemäß, zuerst zu seinem Regiments-Chef, der ihm herzlich gratulirte, und dann, die Abzeichen seines Avancements anzulegen; nicht dieses allein war es aber, was ihn so glücklich machte, sondern der König hatte richtig gerathen, wenn er meinte, die Brust des jungen Mannes werde nicht nur von Ehrgeiz, sondern auch von einem süßeren Gefühle geschwellt, und seine darauf bezüglichen Worte hatten in Jenem eine Hoffnung erweckt, die ihn hochbeglückte. Seit zwei Jahren schon liebte er die schöne Tochter des Staatsministers von Marschall, Emma, und von Seiten des Mädchens wurde diese Neigung vollkommen erwiedert; mit ihrer Einwilligung hatte er auch schon beinahe vor einem Jahre bei dem Vater um ihre Hand geworben, aber der stolze Mann hatte ihn kalt lächelnd angehört und ihm geradezu erklärt, er könne gar nicht daran denken, das Glück seiner Tochter auf die ungewisse Zukunft eines jungen Offiziers zu setzen, gegen dessen Persönlichkeit er zwar nichts einzuwenden habe, dessen Vermögensumstände ihm aber nicht erlaubten, eine Frau standesgemäß zu ernähren. Der Minister von Marschall hatte mit dieser Weigerung nicht ganz Unrecht, denn er selbst besaß außer einem nicht unbedeutenden Gehalt kein Vermögen, aber die beiden jungen Liebenden fühlten es tiefschmerzlich, daß er sie von da ab auch vollkommen zu trennen trachtete und unter allerlei höflichen Vorwänden dem Offizier sein Haus verschloß, da er der Ansicht war, eine vollständige Trennung würde die jungen Leute am besten von ihrer thörichten Leidenschaft heilen. Indessen finden Liebende unter solchen

Umständen gewöhnlich doch einen Ausweg, ihre Verbindung fortzusetzen, und so war es auch hier; die schüchterne, jungfräuliche Emma hatte lange bittere Thränen des Schmerzes geweint, bis ihre Sehnsucht allzu übermächtig wurde und sie sich entschloß, den Bitten des jungen Offiziers zufolge eine Tante in Potsdam häufig zu besuchen, die ein milderes Herz als der strenge Vater besaß und heimlich gestattete, daß das junge Paar unter ihren Augen hin und wieder zusammentreffen durfte. Eine Zeit lang gaben sich Beide ungestört diesem Glücke hin, bis ein Zufall den Verdacht des alten Ministers erregte und er seiner Tochter ernstlich untersagte, seine Schwester wieder zu besuchen. Neue Verzweiflung, neue Thränen folgten, und die Alte, die sich auch durch das Verfahren ihres Bruders tief gekränkt fühlte, andererseits auch dadurch zum Widerstande gereizt wurde, faßte den Entschluß, nach Berlin zu ziehen, wo Emma es der nahen Verwandschaft wegen gar nicht vermeiden konnte, sich öfter bei der Tante einzufinden; auch konnte letztere die öfteren Besuche des liebenswürdigen jungen Offiziers beim besten Willen nicht ganz zurückweisen, und so kam es denn daß einige Monate nach jener Störung das alte Verhältniß wieder im Gange war. In dieser Zeit wurde Dumoulin aber an die holländische Grenze beordert, um dort einem Werbe-Kommando vorzustehen, und er mußte diesem Befehle gehorchen, so unlieb er ihm auch war, da er sich von der Geliebten auf längere Zeit trennen sollte und überdies das ihm aufgetragene Geschäft durchaus nicht seiner Denkungsweise entsprach; er konnte die Absichten des Königs nicht billigen, wußte aber wohl, daß er dessen Gnade, vielleicht seine ganze Stellung verscherzte, wenn er nicht seinem eigenen Gefühl Zwang auferlegte und sich als ein williges und geschicktes Werkzeug des Monarchen in seiner neuen Stellung erwies; er wußte sich sogar vornehmen, kein Mittel zu scheuen, den König vollständig zu befriedigen, denn er ahnte, daß von dem Erfolge seiner Sendung seine und Emma's Zukunft abhängig sein könnte. Darum war Dumoulin jetzt durch die Zufriedenheit und das Versprechen des Königs so hochbeglückt; er zweifelte nicht, derselbe werde bei nächster Gelegenheit seinen heutigen Scherz wieder aufnehmen und ihn auf seine Bitte auch zum Ernst machen, indem er sich bei dem Minister von Marschall um die Hand der Tochter für seinen Offizier verwendete, nöthigenfalls, wie es bei dem Monarchen gar keine Seltenheit war, ohne weitere Umstände die Hochzeit anordnen. Diese freudigen Hoffnungen, sein neues Avancement, das ihn ohnehin schon dem Ziele seiner Wünsche näher führte, Emma so bald als möglich mitzutheilen, war jetzt sein einziger Gedanke, und nachdem er sich Urlaub erbeten und denselben erhalten hatte warf er sich auf ein Pferd und jagte verhängten Zügels der Hauptstadt zu. Das Glück begünstigte ihn, denn wirklich sollte er Emma bei ihrer Tante, zu der er sich ohne Verzug begab, treffen.

Als er bei der verwittweten Kriegsräthin angemeldet wurde, war bei denselben gerade von ihm die Rede, denn Emma hatte schon Kenntniß von seiner Rückkehr erhalten und im Geheimen gehofft, er werde nicht lange säumen und vielleicht noch an demselben Tage in Berlin eintreffen; erfreut sprang sie daher auf und ihr hochwogender Busen, ihre tiefgerötheten Wangen und glänzenden Blicke sagten deutlich genug, welche selige Erregung das Wiedersehen des Geliebten in ihr hervorrufe; nur ein ernst mahnender Blick der Tante konnte sie zurückhalten, dem jungen Offizier entgegenzueilen und dadurch ihr Geheimniß dem anmeldenden Bedienten zu verrathen. Ehe Dumoulin aber eintritt, wollen wir einen Blick auf die Beiden und ihre Umgebung werfen.

Fortsetzung folgt.

Zur Naturgeschichte des Menschen.

Eine höchst flüchtige ethnographische Betrachtung,

von

Fr. Gerstäcker.

Es gibt kein weiter verbreitetes, größeres und manigfaltigeres Geschlecht unter den Säugethieren, als das erste, und — wie wir selber als Menschen nicht gut anders annehmen können — bildungsfähigste und gebildeste derselben — das genus homo (Menschen-Geschlecht.)

Das am weitetesten verbreitete ist es insofern als nur der Mensch, ebenso wie die gemeine Hausfliege, überall auf der, von uns bescheiden die W e l t genannten, Erde angetroffen wird. In den Eisregionen, trotzdem daß dort das Quecksilber wie der Mensch friert, läßt er sich ganze Winter hindurch einschneien; unter der sengenden Zone des Aequators ist er zu Haus, in der gemäßigten aber wuchert er, wie das Geschlecht der Pilze, und außerdem bieten ihm Höhen oder Tiefen, wie gewöhnliche elementarische Hindernisse keineswegs hinreichenden Widerstand, daß er ihn nicht schließlich doch überwände. Während sich ein Theil in die Erde gräbt — tiefer als der misanthropischeste Maulwurf je daran dachte einzufahren, klettern Andere auf den Montblanc, die Jungfrau, den Chimborasso und Dwalagiri, nur um das Vergnügen zu haben wieder hinunter zu sehen. Aeronauten fliegen durch die Lüfte, und hie und da taucht sogar plötzlich, zum unbegrenzten Erstaunen zufälliger Augenzeugen, ein vollkommen athemloses Menschenkind aus irgend einem Theil des Meeres auf, wo es unten auf dem Grund nach verkümmerten Muschelthieren oder angefaulten Schiffen gesucht hatte.

Es ist in der That kein erreichbarer Winkel der Erde oder Elemente von ihnen frei — die F l a m m e ausgenommen, die sich wie bekannt, Mephisto vorbehalten. Sei es mit Regenschirmen oder Botanisirtrommeln, mit Schneeschuhen oder baarfuß, unverdrossen durchstreifen sie das Land, bauen sich Hütten auf Pfähle mitten in den Sumpf, um vor Wasserbestien — im Wald hoch in die Bäume, um vor wilden Thieren — tief in den Schnee, um vor Kälte — an felsige Abhänge hinauf, um vor Ueberschwemmungen — weit in Einöden, um vor Besuchen sicher zu sein, und schaffen und arbeiten, mühen und quälen sich ab, nur um — nach einem gewissen, ihnen zum Athmen gestatteten Zeitraume ihren Platz in der Erde, neben den Vorangegangenen, einzunehmen.

Körperlich unterscheidet sich der Mensch dabei nur wenig von den andern Säugethieren, und wo das je der Fall ist, stets zu seinem Nachtheil. Das Wild ist flüchtiger, Ochse und Pferd, wie tausend andere, sind stärker. Auch schärfere Sinne haben die Thiere, und keines von allen bleibt so lange hülflos wie der Mensch, wird im Alter wieder so hülfsbedürftig wie er. Findelhäuser, Kleinkinderbewahranstalten, Irren- und Besserungshäuser mit den verschiedenen Spitälern sind dafür die besten Beweise, Ammenzulre und Fallhüte gar nicht gerechnet. — Sein G e i s t verleiht ihm dagegen in den von ihm erfundenen Maschienen die hundertfache Stärke des Ochsen, die Flüchtigkeit des edlen Pferdes, die Kunstfertigkeit des Fisches, die Kraft und Gefährlichkeit des Tiegers, und durch den Geist eben wurde er der Herr der Thiere. Diese Thatsache steht fest, und wir brauchen dabei nicht einmal anzunehmen, wie es einige unserer „Mitbrüder" thun, daß Gott der Herr die ganze Erde mit dem entsprechenden Planetensystem nur des Menschen wegen geschaffen habe.

So ähnlich der Mensch aber auch, um noch einmal auf das Physische der Sache zurückzukommen, eben in seinem eigentlichen Körper dem Thiere sein mag, so finden sich doch auch hierin wieder auffallende Unterscheidungszeichen. E r s t e n s — der Mensch geht aufrecht, d. h. er k ö n n t e es wenigstens thun, findet es aber nicht immer passend, denn es gibt nicht sowohl einzelne Individuen als Ausnahmen, sondern ganze Species, die es für weit vortheilhafter und zweckdienlicher halten, gebückt durch das Leben zu gehen. Nur innerhalb ihrer eigenen Wohnungen nehmen solche Exemplare, besonders ihren Familien und Untergebenen gegenüber, die würdige und aufrechte Stellung des Menschen an und tragen dann den Kopf mit den dazu gehörenden Gesichtstheilen um so viel höher, je tiefer sie ihn draußen bücken. — Z w e i t e n s ist dem Menschen die S p r a c h e gegeben, d. h. er bringt andern Menschen theils verständliche, theils unver-

ständliche Laute über die Lippen, und wäre im Stande das, was er denkt, immer frei und deutlich zu sagen — wenn ihn nicht oft direkte oder indirekte Rücksichten daran verhinderten.

Ob aber die Sprache dem Menschen in der That einen so großen Vorzug vor dem Thiere gibt, wage ich wirklich nicht unbeschränkt zu behaupten. Hätten wir allerdings eine Sprache über die ganze Erde, und verständen entfernte Völker, oder selbst nur unsere nächsten Nachbarn das, was wir ihnen gern sagen wollten, dann allerdings wäre die menschliche Sprache etwas, das den Menschen selber himmelhoch über das Thier erhöbe. Wie die Sache aber jetzt steht, dürfen nur ein paar Leute von verschiedenen Ländern zusammenkommen und die Heidenkonfusion ist fertig. — Auch die Thiere haben—wie wir nicht ableugnen können, ausgenommen wir wollen blind sein—eine ihnen eigenthümliche Sprache untereinander, nach der sie sich vollkommen gut verstehen und ihre Bewegungen regeln. Das Wild, die Zugvögel, ja selbst die Hausthiere besitzen Laute und Zeichen, durch welche sie sich leicht und sicher verständigen können. Die nach Afrika ziehende Schwalbe, wenn sie mit anderen aus den verschiedensten Ländern zusammentrifft, zwitschert ihre Berichte leicht und geschwätzig hin; der Storch klappert seine Erzählungen dem von Schweden oder England gekommenen Verwandten ebenso deutlich her, wie der Kranich im Vorüberstreichen die Kameraden aus Deutschland und Italien zusammenruft. Nur wo verschiedene Thiergattungen mitsamen leben müssen, kommt es zu Zänkereien, und das erklärt auch die ewige Streitsucht zwischen Hunden und Katzen. Sie verstehen eben einander nicht.

Wie dem aber auch sei, der Mensch hat seine Sprache mit solcher Meisterschaft vervollkommnet, daß ihn das Thier auf dieser Höhe nicht erreichen kann, und wir mögen sie deßhalb immer als einen Vorzug betrachten. Der Mensch ist nämlich im Stande, mit kunstvoll gefügten Worten alles zu beweisen und zu rechtfertigen, was er für gut findet, ja er kann sogar — eine Fähigkeit, die dem Thier vollständig abgeht—damit lügen. Außerdem braucht der civilisirte Mensch, um sich von einer Stelle zur andern zu bewegen, einen Paß, zu seiner Fortpflanzung eine polizeiliche Erlaubniß, und trägt — das sicherste Merkmal von allen — Kleider, deren Form von einer besondern Varietät des genus—Schneider genannt — bestimmt wird. Soweit seine physischen Unterscheidungszeichen von den übrigen Säugethieren.

Psychisch dagegen steht er doch über dem ihm untergeordneten Thier, oder hat sich wenigstens eben durch seine geistigen Kräfte über dasselbe emporgeschwungen. Aelteren Uebertragungen und Bildern zufolge sollen nämlich Adam und Eva im Paradies mit den dort heimisch gewesenen Thieren auf einem sehr freundlichen, ja fast gleichen Fuß gelebt haben. Der Mensch hat aber, was dem Thiere — wie die Naturforscher behaupten, — gänzlich fehlt — Verstand, und schwingt sich dadurch auf die höchste Stufe der geschaffenen Welt.

Der Mensch hat Verstand, und es ist das ein Satz, mit dem wir alle, wenn wir nicht tiefer darauf eingehen, vollkommen einverstanden sein werden, und doch ist er im Ganzen viel zu allgemein gehalten. Der Mensch hat nämlich im Allgemeinen eigentlich keinen Verstand, denn er verbittert sich sein kurzes Leben von dem Augenblick an wo er selbständig handeln lernt, fast durchgängig mit höchst unnöthigen Sorgen, kleinlichen Rücksichten, großartigen Spekulationen, lächerlichen Ehrgeiz und vollkommen nutzlosen Phantasien, und ist dann

—wie ein Thier auf dürrer Heide,
von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
und rings umher liegt schöne grüne Weide.

In speciellen Fällen hat er aber trotzdem wirklich Verstand, und gibt dies auch auf die unzweideutigste Weise zu erkennen. Er versteht nämlich — die erste und unentbehrlichste Bedingung zur Civilisation—sich Bedürfnisse zu erschaffen, nur um diese später befriedigen zu können — ein Sinn, der dem Thier vollkommen abgeht. Der Mensch bekümmert sich außerdem stets um Dinge, die ihn eigentlich gar nichts angehn, und hat dabei tausend angebliche Mittel, sein Leben zu verlängern, wie ebensoviele, um es einzeln oder in Masse zu vernichten.

Dann hat der Mensch Religion — ein Wort mit einem sehr unbestimmten Begriff, das sich jeder Stamm nach seinen speciellen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten regulirt. Er hat ferner Gesetze, die von der Art sind, daß sie bei uns z. B. ganze Species des allgemeinen genus volle Lebensalter hindurch nur damit beschäftigen, herauszubekommen, was sie bedeuten und wie sie angewendet werden müssen. Er hat staatliche Einrichtungen, mit denen die eine Hälfte der Bevölkerung stets vollkommen einverstanden ist, während die andere das Gegentheil verlangt und für nothwendig hält. Er hat Schulen, in welchen den jungen Menschen das gelehrt wird, was sie im Leben nicht brauchen, weil sie das andere schon im Leben selber lernen. Schließlich baut er noch Mühlen, Kirchen, Institute, Monumente, Irren-

häuser, Gefängnisse und unbequeme Wohnungen, entdeckt täglich neue Mittel und Wege sich die Naturkräfte dienstbar zu machen, steht mit anderen Völkern in oft sehr unnöthiger Verbindung, und erschwert sich wie anderen das Leben so viel wie möglich — etwas, das er *ohne* Verstand keinesfalls bewerkstelligen könnte.

Das ganze genus homo wird nun, wie bekannt, gewöhnlich in fünf ziemlich deutlich von einander zu unterscheidende Species getheilt, bei denen Farbe, wie Gesicht und Schädelbildung den Ausschlag geben.

Ehe ich aber hierin weiter gehe, ist es doch wohl nöthig, die Begriffe von genus, species und Varietät näher festzustellen, oder sie vielmehr dir, verehrter Leser, deutlicher klar zu machen. Ich thue das vielleicht am leichtesten und besten durch ein uns allen nahe liegendes Beispiel. Als ein solches Beispiel bildet das Wort Rath in unserem gesellschaftlichen Leben ein ganzes genus oder ein *Geschlecht der Räthe.* Species dieser außerordentlich zahlreichen genus, von dem ich annehmen darf, daß es den meisten Lesern bekannt ist, sind denn die verschiedenen Hof-, Finanz-, Staats-, Steuer-, Polizei-, Forst-, Land-, Bau-, Kabinets-, Kirchen-, Kammer-, Gemeinde-, Marine-, Schul-, Regierungs- und Kommerzienräthe ꝛc. und Varietäten dieser wieder bilden die geheimen, wirklichen, ordentlichen und Titularräthe, mit Unterabtheilungen von solchen, die schon einen Orden haben, und solchen, die noch keinen haben.

Also bedeutet hier genus das ganze Geschlecht der Räthe, mit Frauen und Kindern, denn die Frau ist, wie bekannt, Mitträgerin des Titels, ohne weitere Verbindlichkeiten als ein ihrem Rang entsprechendes Haus zu machen. — Species sind die einzelnen genannten Abtheilungen des genus — ebenfalls wieder mit Frauen und Kindern — und Varietäten wieder die Unterabtheilungen der Species — wie vorher, mit Familie, nur allein die Ordensvarietaten abgerechnet. Die Damen dürfen nämlich, bis jetzt wenigstens, die Orden ihrer Gatten noch nicht mittragen — eigentlich eine, meiner Meinung nach, große Härte der Gesetze.

Damit also im Reinen, komme ich wieder darauf zurück, daß die Schädelbildung und Hautfarbe, zugleich mit der Farbe der Haare, früheren Naturforschern hinreichende Anhaltspunkte gegeben hat, die verschiedenen species des genus homo zu sortiren, und hierbei gab besonders die *Hautfarbe* der dieoerfen Nationen den entscheidenden Ausschlag. Achten wir deshalb auf die Farbe, so finden wir in weiß, schwarz, braun, roth und gelb fast alle nur erdenklichen Schattirungen in den verschiedenen Welttheilen — ausgenommen gestreifte oder gefleckte Menschen, bis zu welcher Varietät wir es noch nicht gebracht haben. Von *geschwänzten* Menschen berichtet allerdings die Sage aus dem Innern Afrikas; da wir aber diese Berichte nur einzelnen, vielleicht nicht einmal ganz zuverläßigen Weinreisenden verdanken und auch noch kein Exemplar — weder lebendig noch ausgestopft — eingeliefert wurde, so müssen wir die Thatsache noch dahingestellt sein lassen.

Was die eigentliche Urfarbe des Menschen betrifft so sind die Ansichten darüber noch getheilt und bewegen sich gegenwärtig auf dem Gebiete zwischen *schwarz* und *weiß.* Die kaukasische oder weiße Raçe nimmt nämlich an, daß Adam und Eva weiß gewesen seien, und Sonne wie Klima der verschiedenen Länder später auf die einzelnen abzweigenden Stämme ihren Einfluß ausgeübt hätten. Dies scheint uns am wahrscheinlichsten. Die Neger dagegen haben eine andere Tradition und behaupten, daß Adam und Eva mit Kain und Abel die schönste Ebenholzfarbe gehabt hätten. Mit Kain aber erlitt — eben jener Sage nach — die Sache eine Veränderung.

Als Kain nämlich zu jener Zeit in seinem Bruder Abel den vierten Theil der damaligen Bevölkerung erschlug, rief ihn nach diesem ersten Mord Gott Vater an und sagte: „Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ — Darüber nun soll Kain so erschrocken sein, daß er vor lauter Angst *kreideweiß* wurde. Diese Farbe behielt er auch von da an bei und ging später — den Worten der Bibel nach: „in ein anderes Land und nahm sich eine Frau.“ — Die Weißen sind deshalb, dem äthiopischen Glauben nach, die Abkömmlinge von Kain, die Schwarzen die von dem erschlagenen Abel, und die Aethiopier haben das in ihrer Sage allerdings für sich, daß ein Mensch vor Angst weit eher weiß als schwarz werden kann.

Aber ich glaube, wir können uns darüber hinwegsetzen. Die Farbe gehört doch nur zur äußeren Hülle des Menschen und steht mit seinem inneren Werth in keiner Verbindung. Nur *stolz* dürfen wir nicht auf die *Farbe* werden, denn selbst ein sehr weißer und schöner Teint beweist eigentlich wenig mehr, als daß Träger oder Trägerin desselben — vollkommen Zeit hatte, darauf acht zu geben. Sollten wir uns aber wirklich auf unsere lichte Hautfarbe etwas einbilden, so brauchen wir nur zu erfahren, wie dieselbe von den australischen Wilden beurtheilt wird, und unsere hohe Meinung wird sich dadurch gewiß etwas senken.

Dieselben haben nämlich die eben nicht appetitliche Gewohnheit, ihre Todten so lange zwischen zwei mäßige Feuer zu legen, bis sich ihnen die Haut lockert. Diese ziehen sie dann ab und heben sie auf und begraben den also geschundenen Leichnam, den sie in diesem Zustande grinkari nennen. Als sie nun die ersten Weißen erblickten, die mit ihrer bleichrothen Hautfarbe solchen präparirten Todten — ihrer Meinung nach — sprechend ähnlich sahen, nannten sie dieselben nach jenen mit gleichem Namen, und ebenfalls grinkari.

Da wir es hier aber nur mit der Eintheilung zu thun haben, kann uns das alles vollkommen gleichgültig sein, und ob Adam und Eva einst schwarz, weiß, braun, gelb oder kupferroth gewesen sind, berührt uns nicht im Geringsten. Die Eintheilung nach der Farbe hat jedoch durch die vielen Schattirungen außerordentliche Schwierigkeiten. Noch unzuverläßiger ist die nach den Haaren, besonders in unseren Zeiten, wo sich — von falschen Locken gar nicht zu reden — oft noch ganz junge Leute schon eine Glatze stehen lassen oder gar Perücken tragen, die jedes nähere Studium unmöglich machen. Weit besser bringen wir deßhalb das Menschengeschlecht in zwei Hauptabtheilungen, und diese Eintheilung entspricht auch unserer jetzigen Situation am besten. Ich meine nämlich die Eintheilung in c i v i l i s i r t e und u n c i v i l i s i r t e Stämme. Zu den e r s t e r e n rechnen wir also die civilisirten Völker Europas, mit ihren Nachkommen und Kolonien in den übrigen Welttheilen. Zu den z w e i t e n die noch nicht oder doch nur wenig von der Kultur „beleckten" Indianer oder wilden Stämme.

Verschiedene Naturforscher haben vorgeschlagen, das ganze Menschengeschlecht — weit passender als nach Farbe und Schädelbildung — nach d e m einzutheilen, was sie vorzugsweise verzehren — also nach ihrem Leibgericht, und das läßt sich zum Theil, selbst bei den civilisirten Völkern durchführen. Wissen wir ja doch auch, daß die Nahrung einen sehr entschiedenen Einfluß auf den Charakter des Menschen ausübt. Wir haben demnach auch in Europa: 1. die C a r n i v o r e n oder fleischessende Menschen — Roastbeef — England — Froschkeulen — Frankreich. 2. die I c h t h y o p h a g e n oder Fischesser: Skandinavien — Stockfisch, Holland — Häringe, wie im Sommer sämmtliche Seebadgäste. — 3. die F r u g i v o r e n oder Frucht- und Getreideesser, Deutschland — Klöße. — 4. G e o p h a g e n oder Erdfresser, das Heer der Staubkriecher und Schmarotzer. — 5. A n t r o p o p h a g e n — Menschenfresser, die Recensenten und Wucherer, — und 6. O m n i p h a g e n — Allesverzehrer oder solche, die sich von den verschiedensten Lebensmitteln nähren.

Bei einer Uebersicht derselben stellt sich der Einfluß der Nahrung allerdings in vielen Fällen heraus. Die Frugivoren, zu denen besonders die Deutschen gehören, zeichnen sich durch ihre Geduld und ihr mildes biegsames Wesen aus, während Franzosen und Engländer — der Augsburger Allgemeinen Zeitung nach — zu den blutdürstigsten Menschen gehören. Bei den Ichthyophagen, Geophagen und Omniphagen scheint die Nahrung aber keinen entschiedenen Charakter zu bewirken.

Eine solche Abgrenzung dieser Klassen läßt sich indessen in Europa doch nicht durchführen, denn der Mensch beschränkt sich hier gewöhnlich nur im Nothfall auf ein bestimmtes und einseitiges Gericht. Im Gegentheil strebt er allgemein nach einer Verbesserung seiner Lage und Diät, nämlich nach Suppe, Gemüse und Fleisch, Braten und Salat oder Compot, und zum Nachtisch noch nach einer Tasse Kaffe.

Die Selbsteintheilung der civilisirten Völker von den verschiedenen individuellen Standpunkten aus, geht nebenbei ins unendliche, und des Beispiels halber will ich nur einige anführen. Die Polizei — als officielles Organ der Civilisation verdient sie jedenfalls zuerst genannt zu werden — theilt die Menschen in zwei Klassen: nämlich in s o l c h e, die ihre Strafe verbüßen oder unter polizeilicher Aufsicht stehen, und in solche, gegen welche noch nichts Nachtheiliges bekannt geworden. — Ebenso thun es, als Unterabtheilung, die Gefängnißwärter und zwar: in solche, die sitzen, und in solche, die noch nicht sitzen.

Der O e k o n o m kennt ebenfalls nur zwei Species, die erste unter der Rubrik: f r e i e W e i d e, d. h. solche, die sich frei ernähren und von ihren eigenen Kräften selbstständigen Gebrauch machen. Dazu gehören: Oekonomen, Kaufleute, Künstler, Aerzte, Advokaten &c. Die zweite unter der Rubrik: S t a l l f ü t t e r u n g, d. h. solche die eine bestimmte feste und gebundene Anstellung mit Pension haben. — Das M i l i t a i r theilt das Menschengeschlecht gewöhnlich in Leute mit z w e i e r l e i und e i n e r l e i Tuch — Der B e a m t e in nöthige und unnöthige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. — Der K a u f m a n n in Käufer und Concurrenten. — Der B u c h h ä n d l e r in Leser, die Bücher kaufen, A r i s t o k r a t i e, in solche, die in einer Leihbibliothek abonnirt sind — B ü r g e r t h u m — und in solche, die gar nicht lesen — P r o l e t a r i a t &c.

Solche individuelle und meist nur einseitige

Ansichten können aber nicht maßgebend sein und dienen höchstens dazu, dem Psychologen die leider noch sehr große Uneinigkeiten des Menschengeschlechts deutlicher zu machen.

Soweit also die Eintheilung der civilisirten Völker, die allerdings ein wenig complicirt ist, ihrer verschiedenen und manigfachen Bedürfnisse wegen. Weit einfacher stellt sich dagegen die Eintheilung der unciviliſirten Erdbevölkerung heraus, die über alle Welttheile gleich zahlreich zerstreut ist, und deren einzelne Glieder gemeinhin Wilde genannt werden.

Die Species der europäischen Wilden, auch manchmal Proletarier genannt, nähert sich hinsichtlich der Bedeckung am meisten der Civilisation. Sie gehen gewöhnlich nur mit Kopf, Händen Füßen, Ellenbogen und Knieen barfuß, wechseln zu unregelmäßigen Zeiten die Wäsche, indem sie dieselbe umdrehen, waschen sich nur im Nothfall, haben keine bestimmte Beschäftigung, sind sehr grob und führen einen steten Guerillakrieg mit der Polizei. Die Weibchen tragen keine Crinoline, und die Jungen bis zum fünften Jahre das Vorhemdchen auf der verkehrten Seite.

Die Wilden der übrigen Welttheile lassen sich in ihren allgemeinen Umrissen ziemlich gleich, in zwei Varietäten scheiden, und zwar in solche, die der Civilisation noch fern stehn, und in solche, bei denen sie anfängt Wurzel zu schlagen. Die ersteren gehen, je nach Klima und Ortsverhältnissen, in ihrer Nationaltracht gekleidet — entweder in demselben Geschmack wie Adam und Eva vor dem Sündenfall, oder auch bei kaltem Wetter in die Felle und Pelze der erlegten Thiere gehüllt. Dabei führen sie alle Arten von wunderlichen Waffen, und bekriegen sich gegenseitig, ganz wie die civilisirten europäischen Nationen, verschiedener Ansichten wegen.

Hierin verfahren sie aber außerordentlich rücksichtslos, und anstatt sich, wie bei civilisirten Schlachten, mit dem Erschlagen der Feinde und der Erbeutung von Fahnen, Kanonen und Kriegskassen, wie dem Plündern der Städte zu begnügen, nehmen sie als Siegestrophäen, je nach den verschiedenen Sitten und Gebräuchen ihres Landes, verschiedene Körpertheile der überwundenen Feinde in Anspruch. Die Neuseeländer z. B. schneiden den Besiegten die Köpfe ab und räuchern sie als Zierrath für ihre Besuchszimmer. — Die nordamerikanischen Indianer scalpiren die Ueberwundenen, d. h. sie erzeugen bei ihnen eine künstliche Glatze, indem sie den oberen Theil ihrer Kopfhaut mit drei Rundschnitten abtrennen und vom Schädel reißen. Den Scalp trocknen und räuchern sie dann und bewahren ihn zum Andenken an den früheren Gegner auf.

Die Eingebornen der Insel Luzon und überhaupt der Philippinen — allen Rauchern durch die Manilacigarren bekannt, schneiden den Kriegsgefangenen — bei denen dies überhaupt möglich ist — die Waden ab. — Die australischen Wilden nehmen das Nierenfett der Erschlagenen, reiben sich damit ein und glauben dadurch ihre Särke zu erlangen. — Verschiedene Negerstämme in Afrika nehmen die Kinnladen der Gefallenen. Andere, ebendaselbst, begnügen sich mit den Zähnen, die sie zu einem höchst unpassenden Korallenschmuck verwenden. Andere wieder schneiden die Ohren, Andere die Nasen ab. Die Sumatraner endlich verzehren ihre Kriegsgefangenen in einem etwas summarischen Verfahren, ganz.

Interessanter ist jedoch für uns die andere Varietät, nämlich jene, schon zum Theil von der Civilisation berührten Wilden. An ihnen können wir nämlich nicht allein den Beginn der Kultur — der uns in unserer eigenen Geschichte zu fern liegt — mit größter Bequemlichkeit und als Augenzeugen studiren, sondern auch beobachten, wie sich nach und nach die einfache Sitteneinfalt dieser Kinder der Natur entwickelt und complicirt. Wir erkennen dabei zugleich, daß sie allmälig das werden, wozu wir sie haben wollen, nämlich zu Leuten, die einsehen, daß sie ohne eine Masse unnöthiger Bedürfnisse verständigerweise gar nicht mehr existiren können, und die deßhalb alles Mögliche thun, ihr naturwüchsiges Leben zu verleugnen. Daß ihnen die neue Sitte unter allen Umständen höchst ungeschickt steht und oft nur mit Gewalt einigermaßen angepaßt werden muß, daß die Leute selber unglücklich und elend werden und endlich langsam, aber sicher untergehen, kann dabei nicht in Betracht kommen. Die Civilisation kann nicht auf solche Wilde Rücksicht nehmen.

Vor dem Beginne der Civilisation haben diese Leute gewöhnlich eine, ihren Bedürfnissen entsprechende Religion, passende Gesetze, höchst einfache Regierungsformen und sind meist alle ehrlich, gastfrei und von heiterer Gemüthsart. Die Civilisation bringt ihnen vor allen Dingen den Brantwein — eine unumgänglich nothwendige Sache, denn man muß einen leicht zu beschaffenden Handelsartikel haben, ihnen ihr Land und ihre „Gerechtsame" auf rechtliche, d. h. so, daß später keine andere civilisirte Nation Einspruch dagegen erheben kann, abzukaufen. Mit dem Brantwein thut deshalb die Kultur den ersten Schritt.

Der Indianer, der dabei bisher seine eigene Haut für eine naturgemäße und völlig genügende Bedeckung hielt, fängt jetzt an für europäische Kleidung empfänglich zu werden. Er trägt abgerissene Fracks, mit Strümpfen statt Aermeln, Chemisetten und Westen an den unmöglichsten Stellen und auf die unbegreiflichste Weise, Hosenträger um den Hals, Uhrketten durch die Nase, Sporen ohne Stiefel, Halsbinden ohne Hemd, und wollene Shawls um die Knie, liebt leidenschaftlich die rothe Farbe und klappernde Glaskorallen und gibt alle seine mühsam hergestellten Waffen und Werkzeuge um das entsetzliche Feuerwasser hin. Hierauf findet er sich, nach einem gelegentlichen Besuch bei den „Weißen" gewöhnlich eines Morgens sehr früh naß und kalt in irgend einem räthselhaften Busch oder an der Straße liegen, hat Kopfschmerzen, mit einem dumpfen Gefühl, daß nicht alles in Ordnung sei, und trägt ein heißes, wenn auch noch völlig bewußtloses Verlangen nach einem Häring und Sodawasser.

Bei diesem Stadium der Civilisation angelangt, übernehmen fremde Missionäre seine Belehrung. Von dem Wunsch beseelt, die Wilden zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen, lassen sie sich von ihnen ihre Häuser aufrichten, ihre Felder und Gärten bestellen und unterrichten sie dafür in den Lehren der christlichen Religion. Mit rechtzeitiger Austheilung von wollenen Decken, Suppen, Brod und anderen Lieblingsspeisen dieser kindlichen Gemüther sichern sie sich zahlreiche Versammlungen, und die Eingeborenen sehen, solcher Freigebigkeit gegenüber, selten einen erheblichen Grund, weßhalb sie sich nicht sollten taufen lassen.

Von nun an beginnt der Indianer ein anderes neues Leben. Die Weißen mehren sich, kaufen ihm Acker nach Acker für Flaschen Branntwein ab, verjagen oder erlegen das Wild in seiner Nähe, und kultiviren den Boden mit weit mehr Erfolg, als sie den früheren Eigenthümer civilisirten. Dieser, ohne weitere Beschäftigung, da ihm die Jagd unnöglich gemacht wurde, trinkt, prügelt in der Zwischenzeit seine Familie — b e t t e l t, wenn er nichts mehr zu vertrinken hat, und s t i e h l t, sobald ihm niemand mehr etwas freiwillig gibt. Zu Grunde geht er allerdings dabei, die Kultur aber hat einen weiteren Schritt auf ihrem Wege durch die Welt gethan.

Was nun das eigentliche Lebensalter des Menschen betrifft, so wechselt das, bei beiden Abtheilungen, von 30 — 80 Jahr. Im hohen Alter tritt aber noch ein sehr bedeutender Unterschied zwischen civilisirten und uncivilisirten Völkern zu Tage. Der Wilde nämlich wenn er stumpf und alt wird, zieht sich ähnlich wie wilde Thiere, in Höhlen und Dickichte zurück und verbrütet — dem Stamm zur Last, der ihm nothdürftig seine Nahrung gibt — die letzten Jahre seines Daseins in stiller Einsamkeit. Manche Stämme schlagen sogar ihre alten Leute einfach vor den Kopf. — Der civilisirte Mensch thaut dagegen nicht selten erst im Alter gehörig auf und wird geselliger als je. Er zeigt eine stille, aber heftige Neigung bald zu größeren Gesellschaften und Clubs, bald zu kleineren Cirkeln, die, je nach der individuellen Natur, theils in Kaffeegesellschaften, theils in Whist- und Scatpartien ihre Erledigung findet. Er trägt dabei Brillen und Perrücken, nährt sich von Pensionen oder Renten, und stirbt erst, wenn er nothgedrungen muß.

Hiermit hätten wir denn also einen ungefähren, wenn auch nur sehr flüchtigen Ueberblick über das, auf unserer Erde verbreitete Menschengeschlecht, und es ist jetzt vielleicht nützlich, noch einen Rückblick auf das Ganze zu werfen. Das aber können wir am Besten aus der Vogelperspective.

Betrachten wir also von dieser aus die zu unsern Füßen liegende wunderliche Welt mit ihrer sehr gemischten menschlichen Bevölkerung, so gelangen wir zu dem überraschenden Resultat, daß wir in ihr nur ein Chaos von Meinungen und Leidenschaften finden, die sich einander — mögen die Hüllen, in denen sie stecken, noch so bunt und verschieden sein — doch in ihrer Wirkung vollständig gleich bleiben. Nicht zehn Menschen neben einander haben e i n e Ansicht über die allereinfachsten Verhältnisse — mögen es nun australische Wilde oder deutsche Räthe sein — über Gesetze, über Religion, über Sitten, über Kleidung, über Nahrung, über gesellschaftliches Zusammenleben, mit einem Wort, über irgend ein wirkliches Naturgesetz ihres Daseins. Und das kribbelt und wimmelt durch einander, bald feindlich, bald freundlich, liebt sich hier, bekriegt sich da — ob nackt, mit dem Wurfspeer in der Faust, oder mit bunten Aufschlägen und Kanonen, — drängt sich mit dem Nachbar nach Herzenslust.

Und ist es deßhalb draußen anders wie bei uns? — Tout comme chez nous — ob unter Palmen, ob unter Kiefern. Nur andere Namen hat es draußen in der Welt und sieht vielleicht ein wenig anders aus, aber von allem, über das wir uns im Ausland lustig machen, finden wir ganz Aehnliches gewiß im eigenen Vaterland, wenn wir nur sehen und verstehen w o l l e n. Deshalb sollten wir

äußerst vorsichtig sein, ehe wir uns über andere Sitten und Gebräuche lustig machen, und wer weiß, ob der Wilde z. B. nicht mehr an uns zu belachen fände, als wir an ihm.

Aber was hilft das Reden — wir treiben's doch so fort. Monarchien schelten auf Republiken, Republiken auf Monarchien der Bauer auf den Bürger, wie der Bürger auf den Bauer und den hochweisen Magistrat, und das reibt und arbeitet gegeneinander, daß man wirklich oft nicht begreift, wie sich das kleine geschäftige Menschenvolk nicht schon lange gegenseitig aufgerieben hat. Aber eine Keimkraft liegt auch in ihm, die unverwüstlich ist, und während der Tod mit seiner langen erbarmungslosen Sense langsam und Schritt für Schritt vorwärts tritt, regelmäßig wie die Uhr zum Hieb ausholt und ganze Reihen niedermäht, treibt schon wieder dicht hinter ihm ein neues, junges, fröhliches Leben frisch und rasch empor. Der Tod vernichtet deshalb auch nicht etwa; nur Raum für jungen Nachwuchs schafft er, und auf den Gräbern spielt der neue Trieb und denkt kaum mehr des Moders, der darunter schlummert.

Wie viele Menschen glauben dabei auf Erden, daß sie in der That unumgänglich nothwendig wären, daß sie ein wichtiger Zahn im Rad der Zeiten seien, und die Maschiene wahrscheinlich auf eine Weile ins Stocken gerathen müsse, wenn Gott sie plötzlich abrufen sollte. Und wenn sie stürben? Missest du das welke Blatt, das grad ein leichter Sommerhauch dem Baum entführt? Siehst du die Lücke wohl im Ocean, wo der hineingetauchte Finger einen Tropfen mit sich nahm? — Die nächsten Lieben, die uns eng umstehn, ja, ihnen fehlen wir — fehlen wir vielleicht für lange Zeit, aber der Welt? Die geht indessen ruhig, rastlos fort; die Zeit rollt unaufhaltsam weiter, die Maschiene arbeitet ihren alten Gang, und der Geschiedene ist ersetzt, noch ehe er kaum den letzten Athemzug gethan.

Das aber soll uns nicht hindern, uns — wenigstens so lange wir leben — für höchst wichtige Glieder der Menschenkette zu halten. Unseres eigenen Werths bewußt — denn wer könnte seinen eigenen Werth besser kennen, als jeder einzelne Mensch selber? — ziehen wir unsere Straße und klettern — oder thun wenigstens, als ob wir klettern — höher und höher hinan, wenn nicht in den Augen der Welt, doch in unserer eigenen Meinung. Haben wir den Gipfel dann erstiegen, wie mäßig die Erhöhung auch gewesen, dann finden wir doch etwas — unser Grab, und träumen ruhig einer anderen Welt entgegen.

Wohl aber dem, auf dessen Grab mit Recht die Worte stehn: Hier ruht ein guter Mensch von seinem Leben aus. — Leichensteine übertreiben nämlich sehr gern, und die Amerikaner haben sogar ein Sprichwort, nach dem sie sagen: Er lügt wie ein Leichenstein.

Wie es nachher einmal dort drüben wird, ob wir da ebenfalls nach Species und Varietäten eingetheilt, oder nur einfach nach Schafen und Böcken sortirt werden — die Böcke für Heulen und Zähneklappern, die Schafe für die ewige Seligkeit, darüber freilich liegt noch ein dunkler Schleier, und wir können nur harren und hoffen.

Wenn aber auch nur ein Staubkorn im Universum, wollen wir hier unsere Pflicht mit treuem Herzen thun — was wir thun, recht, was wir glauben, wahr, und in diesem Sinne hoff' ich mit Zuversicht, daß wir dort einmal alle wieder in der Seligkeit zusammenkommen.

Studentenjustiz.

Von

Fr. Friedrich.

Es war ein herrlicher frischer Sommernachmittag des Jahres domini 1619. Die Professoren der Universität Jena hielten auch an diesem Nachmittage ihre Vorlesungen, aber mancher Student fand es schon damals, wie es auch noch jetzt geschieht, für seine Gesundheit zuträglicher, wenn er sich statt in den düsteren Auditorien zu sitzen, des warmen Sonnenscheines erfreute, denn speziell zum Lernen und Studiren besuchte man damals die Universitäten noch nicht.

An dem auf der südöstlichen Ecke des Stadtgrabens zu Jena gelegenen runden Thurme, der schon damals Jahrhunderte alt war und noch heute steht, ein altes Festungsstück längst entschwundener Zeiten, standen an diesem Nachmittage einige Burschen, mit der Ent-

zifferung einer an dem Thurme angebrachten Inschrift beschäftigt. Sie mußten sehr darin vertieft sein, denn sie bemerkten nicht, daß ein mit Mehl beladener Esel in raschem Trabe auf dem Graben daher kam. Da stieß er einen der Burschen, den Junker Gerhard von Blechen, so unsanft an, daß dieser rücklings in den freilich nicht tiefen Stadtgraben hinabfiel. Des Burschen Begleiter brachen in ein lautes, weithin schallendes Gelächter aus. Rasch sprang der Hingestürzte wieder auf und indem er an der Böschung des Grabens emporkletterte, rief auch er lachend: „Haltet den Burschen, haltet ihn! Er hat mich touchirt und ist mir Genugthuung schuldig!"

Die Burschen lachten noch lauter. — „Willst Du ihn fordern, Blechen?" fragte einer derselben. „Schlagen kann auch er, ob er aber den Comment versteht, weiß ich nicht. Laß ihn fordern, ich werde Dir sekundiren!"—Ha, seht den Feigling! rief Blechen, der sich jetzt völlig auf den Rand des Grabens emporgearbeitet hatte. „Seht wie er davon läuft!" — Und wirklich suchte der Esel, wahrscheinlich durch das laute Gelächter erschreckt, im schnellsten Trabe das Weite. — „Er ist ein Feigling und nicht werth, daß er meinen Degen kennen lernt!"

„Schicke seinem Herrn — es ist der Bäcker auf der Saalgasse — eine Herausforderung," warf einer seiner Gefährten ein. „Das gibt einen Hauptspaß!" — „Nein, nein!" erwiederte Blechen, „der ist einer solchen Ehre noch weniger werth. Der Esel hat mich beleidigt, das verlangt Genugthuung. Ich werde ihn beim akademischen Senat verklagen, der soll ihn bestrafen. Ich bin neugierig, was der erwidern wird." — „Bravo! Bravo!" riefen die Burschen. „Wir sind Deine Zeugen. Der Esel hat Dich touchirt, Dich in den Graben hinabgestoßen, arg touchirt. Wir reichen eine Klageschrift bei dem Senate ein, er soll den Esel citiren lassen! Ja, eine Klageschrift! Er muß ihn citiren!"

In heiterster Laune stürmten die Burschen fort zum Burgkeller. Bei Bier und Wein wurde der lustige Plan näher berathen, der Wirth mußte Feder, Tinte und Papier herbeischaffen, und nun machten sie sich daran, eine Klageschrift in allen Formen aufzusetzen. Als sie beendet war, mußte sie der Wirth wohlversiegelt zum Prorector befördern, und die Burschen verbargen mit Mühe das Lachen, als er sich anschickte, sie in eigener Person zu besorgen. Hätte er eine Ahnung gehabt, was das Schreiben enthielt! —

Mit ungeduldiger Erwartung sahen sie der Antwort des Prorectors entgegen, und schon am anderen Morgen wurde sie Blechen überbracht. Sie lautete kurz, daß der Prorector es dem Herrn Studiosus, Junker Gerhard von Blechen überlassen müsse, sich mit seinem Beleidiger persönlich abzufinden, da weder ihm, noch dem akademischen Senat das Recht zukomme, über diesen Esel zu richten. Mit dieser Antwort eilte er sofort zum Burgkeller, wo er gewiß war, seine Gefährten zu treffen. Lachend las er sie ihnen vor. „Halt!" rief einer der Burschen, Du hast die Antwort nicht richtig gelesen! Gib mir das Schreiben!" Und laut wiederholte er die Worte: „Da weder ihm, noch dem akademischen Senat das Recht zukomme, über d i e s e n Esel zu richten." — „Ha, ha! Ich will meinen Degen zerbrechen, wenn der Prorector die Worte nicht in diesem Sinne geschrieben hat! Er hat den Spaß gut heimbezahlt!"

Die Burschen brachen in lautes Lachen aus, nur Blechen fühlte sich verletzt. „Wir wollen dem Magnificus sammt Senat eine Fenstermusik bringen," rief er. „Noch Niemand hat gewagt, die Studenten ungestraft Esel zu nennen!" — „Nein — nein!" unterbrach ihn ein Anderer. „Der Prorector hat uns auf Scherz mit Scherz gedient! Laßt uns nicht zeigen, daß wir uns dadurch beleidigt fühlen, ihm bleibt immer die Ausrede, daß er das Wort in diesem Sinne nicht geschrieben habe. Am klügsten thun wir, wenn wir durch nichts verrathen, daß wir den Doppelsinn des Wortes verstanden haben. Rächen wollen wir uns, das versteht sich, aber in anderer Weise. Wir selbst bilden einen Senat, ganz wie die Herren Professoren, citiren den Esel und verurtheilen ihn in aller Form Rech-

tens. Das Urtheil schlagen wir dann am schwarzen Brett an."

Mit Beifall wurde dieser Vorschlag angenommen. Sofort wurden die Mitglieder des Senats erwählt, die am Nachmittage auf dem Burgkeller zur Sitzung zusammenkommen sollten. Für den Ornat der würdigen Herren Senatoren hatte der Wirth Sorge zu tragen, und einem Fuchs wurde der Auftrag ertheilt, den Esel auf den Nachmittag zu citiren. Falls er durch triftige Gründe verhindert sein solle, so könne sein Herr, der Bäckermeister, für ihn erscheinen, da ihre Individualitäten als gleich zu erachten seien. Als am Nachmittage die Herren des Senats sich indeß versammelt und mit dem improvisirten Ornate sich geschmückt hatten, erschien weder der Esel, noch sein Herr, obschon der Fuchs die Citation in aller Form Rechtens ausgerichtet hatte. Das Nichterscheinen des Schuldigen konnte seine Verurtheilung nicht verzögern. Die Zeugen gegen ihn wurden verhört, ihre Aussagen zu Papier genommen, die Schuld des Angeklagten stand fest, er selbst hätte sie nicht zu leugnen vermocht.

Um indeß jedem Vorwurfe der Ungerechtigkeit auszuweichen, wurde dem Nichterschienenen sogar ein Vertheidiger gegeben, und mit größtem Aufwande von Gelehrsamkeit und Schlauheit suchte dieser jede Schuld von dem Esel abzuwenden, indem nicht er, sondern der Mehlsack, den er getragen, den Junker Gerhard von Blechen in den Graben gestoßen habe. — Diese Ausrede wurde indeß nicht angenommen, und nach einer sehr eifrigen Berathung unter Herbeiziehung der akademischen Gesetze wurde das Urtheil über den Esel gefällt. Es lautete:

„Wegen ungebührlichen Betragens und einer gröblichen, durch nichts provocirten Beleidigung gegen den ehrsamen Studiosus, Herrn Gerhard von Blechen, wird P. P. Esel, genannt Asinus und wohnhaft auf der Saalgasse, seiner bürgerlichen Ehren und Rechte beraubt und auf 99 Jahre von der Universität Jena infam relegirt. Zugleich erkennen wir noch, daß er binnen 12 Stunden das Weichbild der Stadt zu verlassen hat, widrigenfalls er gewaltsam aus den Thoren gewiesen werden wird.

Beschlossen und unterzeichnet.

Jenae, Anno domini 1619.

Der akademische Senat der Universität Jena."

Mit lautem Jubel wurde dies Urtheil verkündet. Drei Abschriften wurden davon angefertigt und drei Füchse beauftragt, eine an das schwarze Brett, eine am Abend an die Thür des Prorectors und die dritte an die Thür des Esels zu heften. Der wirkliche akademische Senat nahm verständigerweise diesen etwas derben Scherz eben als Scherz auf und ließ nicht einmal das Urtheil vom schwarzen Brett entfernen, wo es unter sämmtlichen Studirenden die größte Heiterkeit erregte.

Der Junker Gerhard von Blechen mit seinen Gefährten war indeß noch nicht befriedigt. Sie hatten erfahren, daß der Relegirte ihren Beschluß wenig achtete und noch in Gemüthsruhe in dem Weichbilde der Stadt weilte. Sie beschlossen deßhalb, die dem Urtheile hinzugefügte Drohung durchzuführen. Zwei Füchse mußten während der Nacht den Esel heimlich aus des Bäckers Stall holen, und feierlich von Füchsen geführt, wurde er aus dem Thore der Stadt gebracht. Drei unsanfte Hiebe wurden dem infam Relegirten mit auf den Weg gegeben und schonungslos wurde er in die Nacht hinausgejagt. — Ob der Bäckermeister seinen Esel wieder erhalten, oder ob der Relegirte sich wirklich 99 Jahre von der Stadt Jena fern gehalten hat, davon berichtet die alte Chronik der Stadt, der wir diese Thatsache entnommen, nichts, freilich wurde sie schon anno 1687 bei Sam. Ad. Müller in Jena gedruckt.

Das neue Goldland an dem Felsengebirge.

Im Anfange des Jahres 1859 verbreitete sich die Nachricht, daß hinten im Westen, 150 deutsche Meilen von den äußersten Ansiedlungen, reiche Goldlager gefunden worden seien. Sie befinden sich am Ostabhange der Felsengebirge unweit Pikes Peak, in der Nähe des obern Süd-Platteflusses. Sofort brachen nach und nach wohl an zwanzigtausend Menschen dorthin auf, um das edle Metall zu suchen. Aber die meisten fanden nur Noth und Entbehrung und viele kamen halb verhungert zurück. Im Jahre 1860 sind abermals viele tausende auf die Wanderschaft nach dem neuen Goldlande gegangen, aber nun mit Lebensmitteln, Ackergeräthen, Maschinen zum Zermalmen des Gesteins, in welchem das gelbe Metall enthalten ist, und mit Aussicht auf günstigern Erfolg. Im vorigen Herbst waren in der Region am Pikes Peak etwa acht- bis zehntausend Menschen zurückgeblieben und diese hatten sich häuslich eingerichtet. Man weiß nun, daß die ergiebigsten Goldlager sich zwischen Long's Peak und Pikes Peak befinden, zwischen dem 105. und 107. Grade westlicher Länge nach Greenwich. In jener Gegend sind manche Ortschaften wie Pilze aus dem Boden emporgeschossen. Den Mittelpunkt dieser neuen Goldregion, in welcher vor anderthalb Jahren nur Indianer, Hirsche und Büffel umherstreiften, bilden die Städte Denver City, Auraria und Highland, die dicht neben einander liegen, etwa siebenzig englische Meilen von Pikes Peak, an der Stelle, wo der Cherry Creek in den Süd-Platte mündet.

Im vorigen Juni war Highland noch nicht vorhanden, Denver und Auraria zählten zusammen fünf Bretterbuden und neunzehn Blockhäuser; damals war noch kein Schornstein vorhanden. Am 1. März hatten diese drei Ortschaften nahe an viertehalbtausend Einwohner, eine Menge von zweistöckigen Häusern aus Fachwerk oder aus Ziegelsteinen, große Magazine, fünf große Gasthöfe, eine Schule, eine Druckerei, eine Zeitung, zwei Brücken über den Plattefluß und Landstraßen nach den verschiedenen Goldlagerstätten. Am Fuße des Pikes Peak selbst in Colorado City erstanden, der Hauptort für das reiche Grubenrevier am Südfork und in den Quellgegenden des Blue River und des Colorado. Am 1. November 1859 bestand das Dorf aus elf Blockhäusern, am 1. März 1860 aus 225 regelrechten Wohnhäusern. Die Erdkunde ist aber in jener Gegend noch um manche andere Plätze bereichert worden. Dahin gehören Golden City, 16 englische Meilen von Denver, am Clear Creek, auf der Straße nach dem Gregory Diggings. Am 25. Juni 1859 wurde dort der erste Spatenstich gethan, am 4. November standen 91 Wohnhäuser und zwei Sägemühlen; man druckte ein Wochenblatt, und 11 Handelshäuser machten gute Geschäfte. St. Vrain, eine Ortschaft auf der Stelle, wo einst der gleichnamige Handelsposten sich befand, hat nahe an achthundert Einwohner und ein großes Hotel. Aus den Goldgruben ist schon für mehr als eine Million Dollars mit sehr unvollkommenen Werkzeugen gewonnen worden; der bergmännische Betrieb beginnt erst jetzt. Diese neuen Ansiedlungen haben eine Culturbedeutung, die wir nicht gering schätzen dürfen.

In der Region am Pikes Peak, deren Bewohner ihr Land Jefferson Territory nennen, ist man ungemein regsam; das Gebiet bildet vielleicht schon nach zwei oder drei Jahren einen Staat der großen Union. Das Klima ist gesund, ein nicht unbeträchtlicher Theil des Landes bewaldet, viele Strecken, namentlich Thalerweiterungen eignen sich für den Ackerbau. Die ganze Region liegt mit Baltimore, Cincinnati, St. Louis, St. Joseph in Missouri (bis wohin vom atlantischen Meere her eine ununterbrochene Eisenbahnverbindung reicht,) ziemlich in derselben Breite; ebenso mit San Francisco in Californien.

Deutsche Volks-Blätter.

Nro. 2. | November 1860. | 1. Band

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman
von
Heribert Rau.

Die Revue Friedrich des Großen.

Und dieser Tugendbund, geschlossen durch die beiden Söhne des Major von Humboldt, war keine leere Spielerei, wie man sie oft bei Knaben jenes Alters findet. Einmal lag die Neigung zu Vereinigungen und geheimen Gesellschaften, zu empfindsamen Freundschafts- und Verehrungsbünden so gut in der Richtung jener Zeit, als jene schon erwähnte hochgespannte Sentimentalität und das bekannte „Werther-Fieber;“ dann aber ging ja der Gedanke zu diesem Bunde aus dem tiefgefühlten, von einem großen Schmerz getragenen Drange hervor, dem Andenken des edlen Vaters durch ein verdoppeltes Streben nach sittlicher und geistiger Veredlung zu genügen. Das ruhige tiefe Gemüth Alexanders hätte dazu freilich keiner äußeren Zuthat bedurft; aber der schwärmerisch-realpoetische Trieb Wilhelms griff im stürmischen Werdedrange begierig nach einem solchen Halt und poetischen Ausdruck.

Das Wichtigste blieb indessen, daß beide Knaben — sobald dieser poetische Ausdruck ihres innersten Bedürfnisses gefunden war — die geistige Fähigkeit besaßen, sich über die Sache zu stellen; so daß sie dieselbe beherrschten und sich nicht von ihr beherrschen ließen. Darum auch fiel bei Wilhelm und Alexander jede Spielerei mit ihr weg, und der neugeschlossene Tugendbund war bei ihnen Ernst und Wahrheit. Trat doch in der That, von Niemanden bemerkt, jetzt ein geheimer Wettstreit im Guten und Edlen zwischen den beiden Brüdern ein, der nur in einer Beziehung von nachtheiligen Folgen war. Alexander, als Knabe von der Natur weniger begünstigt als Wilhelm, wollte unter keiner Bedingung dem älteren Bruder im Fleiße nachstehen. Er strengte sich daher über die Maßen an, wodurch sein ohnehin nicht starker Körper bedeutend litt und eine Besorgen erregende Kränklichkeit an den Tag trat. Dem schönen Streben der Knaben kamen übrigens die Mutter und Kunth vortrefflich entgegen. Der Vater war todt, um so mehr wirkte jetzt der mütterliche Einfluß, und neben dem Vertrauen, welches die nunmehr verwittwete Majorin dem Hauslehrer und treuen Hausfreunde Kunth erwies, und durch welches sie diesen fast in väterliche Rechte über die Knaben einsetzte, war es zugleich die hohe Gesinnung der edlen Frau selbst, welche das ganze Familienleben beherrschte, und die Kinder, deren Fortbildung ihr so warm am treuen Herzen lag, zu einer begeisterten Liebe zu ihr anfeuerte.

Lebte die Majorin seit dem Tode des Gatten in ihrer Abgeschiedenheit doch nur noch ihren Kindern. Die stille Zurückgezogenheit aber spannt alles Vermögen eines weiblichen, in sich tiefen Gemüthes höher, läutert die Seele und zieht sie ab von den kleinlichen zerstreuenden Rücksichten, in welche Frauen sonst leichter verfallen, als Männer.

Freifrau von Humboldt hatte aber von jeher an der Einsamkeit Geschmack gefunden, jetzt war sie ihr doppelt theuer. Sie suchte ja keine Freuden mehr, als diejenigen, die sie aus der Tiefe ihres eigenen Innern und dem Heranreifen ihrer Kinder schöpfte. Ihr ohnehin festes Wesen ward dadurch immer männlicher und ernster; aber es gewann auch unendlich an jener seelenvollen Tiefe des Gemüthes, die bei solchen Wesen den Lebensernst durch eine hohe geistige Liebenswürdigkeit mildert und verklärt.

Am besten empfanden dies die Männer von Geist, die von jetzt an noch Zutritt auf Schloß Tegel fanden.

Unter diesen ragte namentlich der Kreisphysikus Heim hervor, der bewährte Hausarzt der Familie*). Es war immer ein Fest, wenn der Doktor auf seinem schmucken Pferde angeritten kam und zum Mittagstische blieb. Sein frisches, heiteres und geistvolles Wesen belebte dann Alle, wie sein Einfluß in wissenschaftlicher Beziehung für die Knaben von hoher Bedeutung wurde. Namentlich geschah dies auch durch kleine Excursionen in die nähere und weitere Umgegend, die er mit den Kindern und Kunth — an welchen er sich als Freund angeschlossen hatte — machte. Hier ward denn vor allen Dingen Botanik und Mineralogie praktisch betrieben, und zwar auf eine so geistvolle Art, daß Allen dies Reisestudium zu einer Quelle der reichsten Genüsse wurde.

Kunth selbst lohnte dabei das edelmüthige Vertrauen und die hohe Zuversicht, welche die Majorin in ihn setzte, auf das Schönste. Er ward Wilhelm und Alexander in der That ein zweiter Vater. Vor allen Dingen war es eine höhere Sorgfalt, als die des treuesten Lehrers, die er ihnen zuwandte. Er suchte ja nicht nur in behaglichen Selbstgenügen eine gewisse Masse von Kenntnissen auf den Geist seiner Schüler zu übertragen, ... nein! .... sein unermüdliches und wohlbedachtes Streben ging dahin, Alles, was es an ächten Bildungsmitteln gab, für die Entwicklung der großen Anlagen, die seine Zöglinge besaßen, fruchtbar zu machen.

*) Ernst Ludwig Heim, der später so berühmt gewordene Berliner Arzt und Universitätslehrer.

So schritt auch jetzt, nach des Vaters Tode, die Erziehung der beiden Knaben rüstig vorwärts, als ein neues Ereigniß dem Schicksale derselben eine unerwartete Wendung gab.

Kreisphysikus Heim hatte nach Tegel die Nachricht gebracht: daß der immer mehr alternde König eine große Revue in Spandau halten werde. Da aber Niemand wissen konnte, wie lange die Natur das edle Leben Friedrich des Großen noch zu fristen vermöchte, so war es natürlich, daß alle Welt ein solche Gelegenheit benutzte, den Liebling des Volkes, den Mann seiner Zeit, noch ein Mal zu sehen, Dies eine Mal konnte ja möglicherweise das letzte Mal sein. Heim schlug daher vor, ebenfalls mit Kunth und den Kindern die Revue zu Spandau zu besuchen, und die Majorin gab gern ihre Einwilligung.

Friedrich hatte bereits das siebente Jahrzehnt seines Lebens überschritten. Neue Geschlechter waren um ihn her aufgewachsen; sie kannten die Leiden und die Freuden seiner früheren Zeit nicht; aber innig war ihr Leben durchwebt von dem Ruhme seines Namens, und kindliche Verehrung brachten sie dem dar, der mit Vatertreue unablässig für das Wohl seines Volkes sorgte.

Wahrlich! wenn Friedrich unter seinen Unterthanen erschien, war es, als ob der Vater zu seinen Kindern komme. Darum ruhte er auch sicher in der Liebe seines Volkes, und sein Haus bedurfte — während andere Monarchen sich durch bewaffnete Miethlinge und Kanonen vor den Ihrigen zu schützen suchten — keiner Wache.

Rührend lautet es in der That, wenn ein Zeitgenosse erzählt: „Ich bestieg den Hügel, auf welchem Sanssouci liegt, zum ersten Male im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieses Welterschütterers kleine Haus vor mir erblickte, schon nahe an seinem Zimmer, sah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thüre, keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sei und was ich wolle. Ich sah Nichts der Art und ging frei und froh umher vor diesem kleinen, stillen Hause."

Ein Anderer berichtet, wie er eines Abends, in Gesellschaft eines königlichen Pagen, nach Sanssouci gekommen sei und dort im zweiten Zimmer, durch die halbgeöffnete Thüre, Friedrich gesehen habe, auf einem Ruhebette schlummernd, nur leicht bedeckt und blos von einem — ebenfalls schlafenden — Kammerdiener bewacht.

Wenn Friedrich um jene Zeit in die Stadt geritten kam, war es stets ein festliches Ereigniß für das Volk. Die Bürger traten aus den Thüren und grüßten ihn ehrerbietig. Freundlich erwiederte er dann, seinen kleinen Hut lüftend, jeden Gruß. Aber das war nicht genug, Viele folgten zu beiden Seiten, den alten König recht lange und deutlich anzusehen und sich noch einmal sein verehrtes Bild tief in die Seele zu prägen. Und die Kinder riefen ihm ihr Lebehoch zu, warfen ihre Mützen jubelnd empor, wischten ihm wohl auch den Staub von den Stiefeln und trieben sonst allerlei Possen. Friedrich ließ sie nie in ihrer Freude stören; nur wenn sie gar zu weit gingen und das Pferd neckten, daß es scheu ward, stieß er wohl einige rasche Drohungen aus und ritt dann wieder ruhig weiter. Auch wird erzählt, wie er einst, als es die Buben zu arg machten, seinen Krückenstock erhoben und ihnen drohend geboten habe, in die Schule zu gehen; wie die Buben aber jubelnd ausgerufen hätten: „Ach, der will König sein und weiß nicht, daß Mittwoch Nachmittags keine Schule ist!"

Ebenso drängten sich die höheren Stände, denen der Zutritt zur Oper verstattet war, ihn zu sehen, wenn er in das Theater trat. Wie schlug dann Jedem das Herz, wenn Pauken und Trompeten seinen Eintritt kündigten, die Leute sich fast erdrückten, ihn zu sehen und die alten Soldaten unten nur Augen für ihn hatten.

Und wie in der nächsten Umgebung seines Volkes, so zollte man ihm überall, selbst in den fernsten Ländern Ehrfurcht und Bewunderung. Es war im Jahre 1780, als ein Schiffskapitän mit Namen Kleck sein Schiff auf der marokkanischen Küste durch einen Sturm verlor. Er, sammt der Mannschaft, wurde in die schrecklichste Gefangenschaft nach Mogadore geführt. Als aber der Kaiser Muley=Ismael erfahren, daß ihre Flagge und sie selbst dem großen Könige angehörten, ließ er die Unglücklichen nach Marokko kommen, befragte sie nach dem großen Preußenkönige Friedrich und sagte: „Von Eurem Monarchen sind so viele Wunderdinge zu meinen Ohren gekommen, daß es mich mit Liebe und Bewunderung zu ihm erfüllt hat. Die Welt hat keinen größeren Mann aufzuweisen, als ihn; als Freund und Bruder habe ich ihn in mein Herz geschlossen. Ich will darum auch nicht, daß Ihr, die Ihr ihm angehört, in meinen Staaten als Gefangene angesehen werdet. Ihr seid frei und meinen Kreuzern ist anempfohlen, die preußische Flagge zu achten und zu schützen.

Kleck mit seinem Gefolge ward darauf neu gekleidet, köstlich bewirthet und unentgeltlich nach Europa eingeschifft.

Welch' ein Beweis für die weltgeschichtliche Bedeutung des Namens Friedrich des Großen.

Mit einem schwächlichen Körper war Friedrich in die Welt getreten; mehrfach hatte man in jüngeren Jahren für sein Leben gefürchtet. Dann war die Zeit der Arbeit und Mühe gekommen, deren Last ihm schon früh das Gepräge eines höheren Alters gab. Gleichwohl war durch die manigfachen Anstrengungen im Felde sein Körper abgehärtet worden und mit bewunderungswürdiger Kraft, die freilich nur durch einen so starken Geist erzeugt werden konnte, ertrug er die folgenden Stürme und so manche körperliche, fast regelmäßig wiederkehrenden Leiden.

So stand es um die Zeit, in welcher Heim und Kunth mit den Humboldt'schen Kindern zu der Revue des Königs nach Spandau zu gehen gedachte, mit Friedrich dem Großen. Die Helden=Sonne neigte sich bereits tief zu ihrem Untergange und ihr allmäliges stilles Versinken umkleidete sie noch mit jenem ganz eigenthümlichen wehmüthigen Reiz, den für uns immer das Untergehen einer großen Zeit, einer großen Erscheinung, eines bedeutenden Volkes oder Menschen hat. Wir sehen dann

mit schmerzlicher Gewißheit das Große und Bedeutsame scheiden; wir hoffen auf einen neuen Tag.... was er uns aber bringen wird, ist ungewiß und liegt noch in beängstigender Dämmerung. —

Zahllose Menschen hatten sich zu der Revue des großen Königs eingefunden. Da glänzten die prächtigsten Equipagen, die den Adel und die Haute finance von Berlin herübergebracht, und diesen Glanz überboten noch die Toiletten der Damen, die in den Equipagen saßen. Majestätisch rückten die Regimenter auf, Kerntruppen der Armee des Siegers von Roßbach; die Waffen blitzten und funkelten in den Strahlen der Sonne, Trommeln wirbelten und Trompeten schmetterten.... aber Niemand hatte Sinn und Aufmerksamkeit für etwas Anderes, als für den alten Mann, der jetzt, an der Spitze seines Generalstabes, langsam daher geritten kam.

Sein Körper war vor der Zeit gebeugt worden, sein Geist war es nicht!

Klein von Natur, abgemagert, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeeren niedergedrückt, zuckten noch immer Blitze des Genies aus seinen großen herrlichen Augen. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Kniee hinaufreichenden langen Stiefeln, seine mit Schnupftabak bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganze; aber an dem Feuer seiner Blicke erkannte man, daß sein Geist nicht gealtert hatte. Ungeachtet er sich wie ein Invalide hielt, fühlte Jeder, daß sich dieser Mann noch wie ein junger Soldat schlagen könne; trotz seines kleinen Wuchses erblickte ihn der Geist größer, als alle anderen Menschen.

Bei Niemand aber mochte dieser Eindruck wohl schärfer ausgeprägt sein, als bei Kunth's beiden Zöglingen; Wilhelm und Alexander von Humboldt. Sie, die es schon von dem Vater gelernt hatten, für Friedrich den Großen in hoher Begeisterung zu schwärmen; — sie, die sich noch mit freudigem Stolze des Besuches erinnerten, welchen der König vor wenigen Jahren auf Tegel gemacht; — sie, die von jenem Tage an ihr Leben durch den Antheil geheiligt fühlten, den ein so großer Mann an ihnen genommen.... sie vor Allen durchrieselte ein ehrfurchtsvoller Schauer bei dem Anblicke des greisen Helden, und aus tiefster Seele stimmten sie in den allgemeinen Jubel ein, der jetzt Friedrich begrüßte.

Als der König die Mitte des Platzes eingenommen, nahm die Revue ihren Verlauf: die Regimenter defilirten an dem Monarchen vorüber und stellten sich dann in Schlachtordnung auf, worauf sie Friedrich selbst die verschiedensten Manöver ausführen ließ.

Da Doctor Heim, Kunth und die Knaben zu Pferde waren — letztere jetzt sechzehn und vierzehn Jahre alt, ritten zwei allerliebste kleine Thiere — konnten sie den Bewegungen besser folgen; was denn auch geschah, obgleich weder Wilhelm noch Alexander besonderen Geschmack an dieser Art Vergnügen empfanden. Immerhin reißt bei solchen Gelegenheiten den Jeden der Enthusiasmus der Menge, die kriegerische Musik, das großartige Schauspiel der sich entfaltenden militärischen Massen mehr oder weniger fort, und bald sahen sich auch unsere Freunde mitten in dem wilden Getriebe von dahinfliegenden Cavallerie-Regimentern auf der einen, ihnen nacheilenden Reitern und Equipagen auf der andern Seite. Auch eine Menge Zuschauer, die nur zu Fuß waren, liefen und stürmten keck in dem Gedränge mit fort; weder die Gefahr scheuend, die sie rings umgab, noch die Staubwolken achtend, die das weite Gefilde wie dichter Pulverdampf deckten und ihm wirklich eine täuschende Aehnlichkeit mit einem Schlachtfelde gaben. Den Eindruck zu vollenden, fingen jetzt auch, einen Scheinangriff zurückschlagend, die Kanonen zu donnern an, als sich plötzlich ein durchdringender Angstschrei in der Nähe der Freunde vernehmen ließ. Rasch wandten sich Alle um, da traf ihr Auge ein wunderbares Bild.

Der erst Kanonenschuß hatte die Pferde einer eleganten Kalesche, in welcher drei bildschöne noch ganz junge Mädchen saßen, so sehr erschreckt und scheu gemacht, daß sie mit einem Seitensprunge den allzusicheren Kutscher zu Boden geschleudert und darauf mit Sturmeseile durchgegangen waren. Aber dem ersten Entsetzensschrei der Mädchen und aller Umge-

benden, war eine rasche, kühne That gefolgt. Eine der jungen Schönen hatte, — sich mit ungemeiner Geistesgegenwart rasch wie der Blitz aufraffend — die an der Seite des Bockes hängengebliebenen Zügel ergriffen und hielt dieselben nun mit der ganzen Kraft, die ihr zu Gebote stand, fest und straff an sich. Freilich vermochte sie die wildgewordenen Rosse damit nicht zu bändigen, aber sie hielt sie doch in ihrer Hand und zügelte dadurch einigermaßen den Lauf der Thiere, die Alles vor sich her niederzuwerfen drohten.

Der Anblick war entsetzenerregend aber prächtig: die schäumenden, weitausgreifenden Pferde, in pfeilschnellem Laufe die leichte über Stock und Stein wegfliegende Kalesche wie eine Nußschale hinter sich herreißend, und in ihr, halb stehend, halb auf dem Vordersitze knieend, von den Freundinnen in Verzweiflung gehalten und umschlossen, die zarte Gestalt, mit dem Winde nachfliegenden weißen Gewändern und dichten schwarzen Locken, die Zügel krampfhaft mit beiden Händen auf die hochwallende Brust zurückgezogen. So flog die Erscheinung vorüber, eine Diana in wilder Jagd, und kaum war es dem schärfsten Auge möglich, auch nur die Umrisse der kleinen äußerst niedlichen Seraphsgestalt, mit dem ernsten Kopfe und den jetzt in Entschlossenheit blitzenden Augen festzuhalten.

Rechts und links und vorwärts wich dabei Alles bestürzt auseinander, während der auf- und abfliegende Wagen jeden Augenblick drohte, die drei Mädchen weit hinauszuschleudern.

So brauste er denn auch an den Freunden vorüber, und Wilhelm und Alexander, Kunth und Heim eilten ihm auf ihren Pferden in athemlosem Schrecken nach. Vergebens machte man hier und dort Versuche, die wildgewordenen Rosse anzuhalten. Ihr Lauf war zu schnell, um ihnen in die Zügel zu fallen und nachgerade mußte nothwendigerweise auch die Kraft des jungen Mädchens, das sie noch einigermaßen in Händen hatte, nachlassen. Zum Unglücke stürzte aber auch noch ein älterer Mann, der einen Knaben an der Hand führte, in dem wilden Gedränge und chaotischen Durcheinander kurz vor der heran- tobenden Kalesche zu Boden. Ein abermaliger tausendstimmiger Schrei des Entsetzens erschallte, denn beide waren augenscheinlich verloren!.... Alle Augen schlossen sich unwillkürlich, um das Gräßliche nicht zu sehen, ... als die kleine Wagenlenkerin, ihre letzten Kräfte zusammennehmend, die Pferde mit einem verzweifelten Ruck herumriß. Es gelang; die Thiere sprangen überrascht zur Seite und blieben stehen, aber der Wagen schlug durch die heftige Bewegung um und alle drei Mädchen flogen heraus.

Abermals ein Schrei und ein Herbeieilen von allen Seiten. Auch die Tegler Freunde waren in demselben Momente von ihren Pferden, und eilten, die Zügel dem sie begleitenden Reitknechte zuwerfend, herbei, den jungen Damen Hülfe zu leisten.

Glücklicherweise war die Sache besser abgelaufen, als man hätte erwarten sollen. Einige leichte Contusionen abgerechnet, kamen die Mädchen mit dem Schrecken davon, und waren schon wieder auf den Beinen, ehe Doctor Heim, der sie jetzt erst erkannte, an ihrer Seite stand.

Zwei davon — der Kreisphysikus nannte sie Fräulein von Briest und Fräulein Herz — waren bleich wie der Tod, nur die dritte, die muthige Lenkerin des Wagens, die Heim als Fräulein Rahel Levin anredete, glühte in Erregung.

Wilhelm und Alexander staunten die junge Heldin, die in der furchtbaren Lage, in der sie sich mit den Freundinnen befunden, so viel Muth, Kraft und Entschlossenheit gezeigt, mit Ehrfurcht an; aber beide Knaben wurden vor Verlegenheit roth, als sie nun der Blick dieses Mädchens traf.

Gott! war dies ein wunderbares schwarzes Feuerauge voll Gluth und Tiefe! Und das liebliche Roth auf den zart gerundeten Wangen und die Freundlichkeit und Unbefangenheit, mit der sie sich jetzt schon wieder — ihren in Unordnung gerathenen Anzug musternd und das vom Falle hoch aufgebauschte weiße Kleid mit den Händen glattstreichend — mit dem Arzte unterhielt, als ob gar nichts vorgefallen sei! Am hinreißendsten war unbedingt der

Aufschlag des Auges. Lag doch in diesem sanften Heben und Senken der Augenlider und dem himmlisch-süßen Ausstrahlen des Lichtes, das dazwischen fiel, ein Etwas, das Alexander auf der Stelle fühlbar machte, was man unter Zauber verstehe. Es war ihm nicht mehr möglich, von diesem kindlich lieben Antlitz wegzublicken und mit dem Momente stand die Ueberzeugung in ihm fest, so müßten die Engel des Himmels aussehen.

Leider blieb Alexander nicht lange Zeit zu diesen Beobachtungen, denn schon hatte sich eine Menge Menschen herangedrängt, die sich alle, zu sehen, zu fragen, sich um das Befinden der Mädchen zu erkundigen, beeilten. — Auch viele Damen waren ausgestiegen und stritten sich jetzt darum, wer die lieblichen Kinder in seine Equipage nehmen dürfe. Endlich waren sie alle drei vertheilt. Der unglückliche Kutscher hinkte heran und richtete den umgestürzten Wagen mit Hülfe Anderer wieder auf; man lachte über das Ereigniß, winkte sich gegenseitig scherzend zu, der Knäul von Menschen, Reitern und Wagen, der hier auf Minuten entstanden, entwirrte sich wieder und Alles nahm seinen gewöhnlichen Lauf.

Auch die Tegler Freunde bestiegen ihre Pferde wieder und wandten sich auf's Neue den Manövern der Truppen zu, die eben in Colonnen einen Sturmangriff ausführten.

Aber sonderbar! war schon früher Alexanders Aufmerksamkeit nicht besonders von der Revue in Anspruch genommen worden, so waren seine Gedanken jetzt ganz wo anders. Er konnte das Bild der dahinfliegenden kleinen Diana nicht vor seinen Augen verwischen. Ihr Muth hatte ihm so imponirt, Ihre Erscheinung so gefesselt, daß er immer wieder an sie denken mußte. That er dies aber, so kam ihm auch immer wieder das zauberhafte Aufschlagen der Augen in den Sinn, so daß es ihm endlich ganz unruhig zu Muthe wurde.

Mit Wilhelm mochte es ähnlich gehen; denn auch er sprach kein Wort, während die gleichgültigen Blicke, mit welchen er die Kriegerschaaren musterte, auch bei ihm eine tiefere Theilnahme an irgend etwas Anderem verriethen. So ging die Revue zu Ende, als der von fern sich herwälzende Jubel verrieth, daß der König an dem Spalier — welches die ungeheure Menschenmenge bildete, die, ihn zu sehen, gekommen war — zurücktritt.

Friedrich pflegte dies immer zu thun. Leutselig grüßte er dann die Jubelnden; ja er hielt wohl auch hie und da sein Pferd an, um mit Diesem oder Jenem, den er kannte, ein freundliches Wort zu wechseln.

Jetzt nahte er sich wieder den Tegler Freunden und mit diesem Momente waren auch Wilhelm und Alexander ihren kleinen Träumereien entrückt. Die Begeisterung für den großen König verschlang in einer Minute mit ihren hochgehenden Wogen das momentane Interesse an dem hübschen muthigen Mädchen. —

„Es lebe der König!"

„Es lebe Friedrich der Große!"

schallte und donnerte es von allen Seiten heran, und: „Es lebe Friedrich der Große!" — riefen jauchzend Heim, Kunth und die Knaben.

Da hielt mit einemmale der alte Herr sein Rößlein an, und, mit seinen großen Augen — die jetzt in dem zusammengefallenen Gesichte nur noch größer schienen — die Knaben scharf musternd, sagte er:

„Sehe ich recht? Da ist mein kleiner welteroberender Alexander. Hat seinen Bukephalus bestiegen, aber mir däucht, einen sehr zahmen. Nun, kleiner Mann, ist Er noch der Meinung, der Er war, als ich ihn zu Tegel sprach? Verschmäht Er es, mit seinem Bruder noch, Soldat zu werden? Ich habe zwei Fähndrichstellen frei!"

„Verzeihung, Majestät!" — entgegnete der kleine Alexander von Humboldt mit freundlichem, ruhigem Lächeln und der Offenheit der Jugend — „ich desertire nicht. Majestät werden sich entsinnen, daß Sie mir bereits Fahne, Wappen und Wahlspruch angewiesen haben, die Welt mit dem Kopfe zu erobern."

„Aha!" — rief der König, der sich, da die Revue sehr gut abgelaufen war, in der besten Laune befand — „Er ist, wie ich sehe, hart

gesotten. Nun den, ich will Ihn nicht zum Desertieren verleiten. Aber .... hockt Er denn noch immer auf Tegel?"

„Ja, Majestät!"

„Na! Ich will dem Thüringer nicht zu nahe treten" — fuhr Friedrich fort, indem er auf Kunth blickte — „aber das junge Volk muß jetzt heraus in die Welt, wenn etwas aus ihm werden soll. Sag Er der Majorin: ich wollte die beiden Knaben in Berlin sehen und Ihn mit. Der Vater war ein tüchtiger Soldat, ... ich werde mich um die Knaben bekümmern."

„Der Wunsch Ew. Majestät wird der Frau Majorin Befehl sein!" — entgegnete Kunth ehrerbietig:

„Nun dann, Adieu!" — rief der König, sein Pferd leise antreibend — „und wenn man nach der Hauptstadt kommt, vergißt man den Besuch bei seinem alten König nicht."

Kunth und die beiden Knaben verbeugten sich tief. Der König nahm eine große Prise, lüftete seinen Hut und ritt gemüthlich weiter.

Wilhelm und Alexander sahen sich freudig an; das Schicksal hatte in der Gestalt des Königs gesprochen und die Erfüllung eines ihrer Lieblingswünsche lag nun schon für die nächste Zeit in Aussicht.

Der König aber setzte seinen Ritt an der Fronte der Zuschauer fort. Niemand sah ihm an, wie ihm das lange Reiten nach und nach schwer wurde. Er hielt hier, er hielt dort an, sprach mit Diesem und Jenem einige freundliche Worte, ließ endlich die Truppen noch einmal an sich vorüber defiliren und begab sich dann zu Wagen nach Sanssouci zurück.

Sobald sich aber Friedrich allein in seiner Equipage befand, brach doch der dünne schwächliche Körper mit einem Seufzer etwas zusammen.

„Der Geist ist willig," — murmelte er dabei durch die Zähne — „aber das Fleisch ist schwach. Sie haben recht, wenn sie mich „den alten Fritz" nennen; es will nicht mehr gehen wie früher. Die Knochen werden morsch! O wie schön wäre es, wenn der Geist einen Aufschub der körperlichen Zerstörung bewirken könnte, bis er sich hier in dem Kreise seines Wirkens ein Genüge geleistet hätte, oder wenigstens an ein Ziel gekommen wäre, wo es ihm selbst zu enge würde. Aber mir .... mir bliebe noch so viel zu thun!"

Und der König lehnte sich ernst in die Ecke des Wagens und verfiel in ein tiefes Nachdenken. Aber es ward nach und nach auch wieder freudiger in dieser großen Seele. Schloß sie doch das Glück eines stolzen Bewußtseins in sich, und dies Glück ward gerade dadurch vermehrt, daß es sich eng und verschwiegen in den Kreis der inneren Empfindungen einschloß. „So wie die Wirklichkeit in der That immer armselig und beschränkt gegen das Ideal erscheint, so vermindert sich auch der Reiz jeden Glückes, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entstanden ist, da muß es bleiben und wachsen, und wenn es vergänglich ist, wieder vergehen und sterben. Mit dem Unglück ist es nicht anders. Der im eigenen Busen erhaltene Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man sich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigene Brust bewahrt."

Als der König in der Nähe von Sanssouci ankam, war es schon spät Abend. Er ließ halten, stieg aus, winkte jede Begleitung ab und schritt langsam, trotz seiner Müdigkeit und nur auf seinen Krückenstock gestützt den Hügel hinauf.

Die ringsum herrschende Ruhe that Friedrich nach dem Lärm des Tages unendlich wohl. Er fühlte, daß, wie die Natur auch mit diesem Tage zum Abschlusse gekommen, es nun auch mit ihm nach und nach werde: ruhig, still und klar, bis die ewige Nacht mit mütterlicher Sorge ihren Sternenschleier auch über sein Haupt breite. So zog denn auch eine hohe beseligende Ruhe in sein Herz ein und mit inniger Freude betrat er sein liebes Sanssouci.

Keine Wache rief ins Gewehr, kein Portier salutirte, kein Diener trat ihm entgegen: er wollte ja hier nicht König, sondern Mensch sein. Wie ein Privatmann betrat er die Zimmer und wunderbar freundlich grüßten

ihn diese Räume, in welchen er einst so schöne Zeiten verlebt, die einen so erlesenen Kreis herrlicher Männer um ihn versammelt gesehen hatten. Wer war von ihnen noch da? — Friedrich seufzte; dann sagte er leise: „Ja, ja! es will Abend werden .... gehen wir bald zu Bett!"

Aber der König bedurfte doch nach den Anstrengungen des Tages noch einer kleinen körperlichen Stärkung.

Friedrich ergriff daher die kleine silberne Schelle und klingelte. Es kam Niemand.

„Seltsam!" — sagte der König; dann fügte er mit leichter Ironie hinzu: — „Man merkt auch hier, daß der Fritz alt wird. Sie wollen ihn einstweilen daran erinnern, daß er bald gar keine Diener mehr braucht, sondern mit seinem Bischen Fleisch und Haut selbst den Würmern zu Diensten sein muß."

Und mit diesen Worten öffnete der König die Thür des Vorzimmers. Siehe, da lag einer seiner Leibpagen auf einem Stuhle eingeschlafen. Im ersten Augenblicke durchzuckte Friedrich ein leichter Unwille; jede Fahrlässigkeit im Dienste war ihm verhaßt. Als er aber näher trat um den Pagen zu wecken, beschwichtigte der kindliche Ausdruck des Schlafenden seinen Zorn und eben wollte er leise umwenden, als er in der Rocktasche des Pagen ein beschriebenes Papier bemerkte; er zog es hervor und las es.

Es war ein Brief von der Mutter des Pagen der Folgendes enthielt:

„Lieber Sohn!

„Nur mit wenigen Worten meinen herzlichen Dank für die Unterstützung, die Du mir aus Deinem ersparten Gehalte übersandt hast. Gott wird Dir diese Liebe lohnen. Sei ihm treu, wie Deinem König ergeben, dann wird der Segen des Ewigen und der Deiner Mutter auf Dir ruhen und Deiner Zukunft Glück begründen."

Es war eigenthümlich, welchen tiefen Eindruck diese einfachen Worte und der so unerwartete Blick in zwei edle Herzen auf den König machten. Seine großen Augen glänzten freudig und doch war es, als ob sie sich zugleich leise feuchteten. Eine Minute noch betrachtete er den stillen Schläfer, dann ging er geräuschlos in sein Zimmer zurück, holte eine Rolle Dukaten und steckte sie mit dem Briefe dem Pagen wieder in die Tasche.

Gleich darauf aber klingelte er in seinem Zimmer so stark, daß der Page entsetzt empor fuhr und, die Augen noch schwer, herbeieilte.

„Er hat wohl geschlafen?" — frug der König anscheinend streng.

Der Page war wie vernichtet. Er stammelte eine halbe Entschuldigung und eine halbe Bejahung und seine Verwirrung war so groß, daß er, einem leisen Drucke an der Seite unwillkürlich nachgebend, mit einer Hand in die Tasche fuhr. In dem gleichen Augenblicke aber ward er blaß wie der Tod, zitternd zog er die Rolle hervor und als er sah, daß es Geld war, fiel er, Thränen im Auge, vor dem König nieder.

„Was hat Er?" frug Friedrich.

„Ach, Ew. Majestät" — erwiederte der Page mit zitternder Stimme — „man will mich unglücklich machen; ich weiß bei Gott nichts von diesem Gelde!"

„So?" — rief Friedrich freundlich. — „Nun, ich will Ihm etwas sagen: wem es Gott gibt, dem gibt er es im Schlafe. Schick Er's seiner Mutter, grüße Er sie von mir und versichere Er sie, daß ich für Ihn und sie sorgen werde."

Und mit diesen Worten ging der König in sein Schlafgemach.

Jugendfreundschaft.

Wenn wir, Kinder der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, jetzt auf die Zeiten zurückblicken, von welchen wir hier handeln, muß uns die Zahl lichter Sterne überraschen, die damals — eine große Zukunft versprechend — an dem literarischen und socialen Himmel der deutschen Nation aufgingen. Welche Menge bedeutender Namen, vertreten

durch Männer und Frauen, hat uns doch die Erinnerung an jene Tage aufbewahrt! Namentlich aber glänzte gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts Berlin in dieser Beziehung, wo sich, wie natürlich mehr denn irgend sonst, die Nachklänge der Mendelsohn'schen Zeit und die Einflüsse des herrlichen, durch den königlichen Philosophen von Sanssouci herbeigeführten Geistesleben geltend machten.

Auch jene wunderbare, zarte Mädchen-Erscheinung, die auf der Revue zu Spandau als unfreiwillige Wagenlenkerin das Staunen der Menge auf sich gezogen, war bestimmt, einst eine glänzende Rolle in den geistreichen gesellschaftlichen Kreisen Berlin's zu spielen; wir sagen einst, denn um jene Zeit war ja dies Mädchen fast noch ein Kind. Und doch ....bewies der Muth und die Geistesgegenwart, die sie hier zeigte, nicht schon im Voraus, was Rahel, die Tochter des reichen, in Welt und Geschäften erfahrenen, durch Geist und scharfen Witz ausgezeichneten Levin Marens einst werden würde?

Und welche Erinnerungen knüpfen sich an den Namen Rahel!

Die Mutter, eine sanfte, fromme und dabei muntere Frau, brachte nach mehreren zu frühzeitigen Niederkunften in Rahel das erste lebende Kind zur Welt, welches aber so klein und zart war, und so schwach schien, daß man dasselbe, in Baumwolle gehüllt, lange Zeit in einer Schachtel aufbewahrte. Rahel bekam in Folge noch drei Brüder und eine Schwester. Bekannt davon ist der eine ihrer Brüder, der Dichter Ludwig Robert.

Schon in den frühesten Jahren erschien Rahel als ein außerordentliches Kind. Umgang und Spiel dienten statt eigentlicher Erziehung; eine vornehme Geistesrichtung waltete dabei in der Lebensart, den Beschäftigungen und Urtheilen vor. Nach des Vaters Tode sorgte die Mutter mehr für reellen Unterricht; allein, von Kindheit an durch ihre Natur zu selbstständigem Nachdenken und eigenster Auffassung hingetrieben, mußte Rahel Alles, was sie war und wußte, frei aus sich selbst erzeugen. Ueberlieferung durch Unterricht konnte ihr dagegen kein Mittel der Erkenntniß sein. Um so tiefer, eigenthümlicher und überraschender war die Bildung, mit welcher sie später leitend, belebend und geistig anregend in die Gesellschaft eingriff. Nicht schul- und facultätsgelehrt, wie die Rodde, nicht literarische Herrschaft ausübend und kritische Machtsprüche dictirend, wie die Tochter des Göttinger Michaelis, während ihrer Verheirathung mit A. W. von Schlegel, die eigentliche Kriegsgöttin und Anschürerin der damaligen sogenannten romantischen Schule; nicht in vielfältigen äußeren Welterfahrungen gewiegt, wie Therese Huber; nicht durch sentimentales Blüthenentfalten weiblicher Gefühle beglückt und beglückend, wie Fanny Tarnow, ward Rahel in späteren Tagen, durch ihr betrachtendes Genie, durch das tiefe, umfassende Hervorbilden einer großen, menschlichen Entwickelung merkwürdig, ja erhaben. Die kleine, zarte Sylphide, die Alexander jüngst im Vorüberflug erschien, war, weil sie sich ganz allein, aus sich selbst entwickelte, im Sinne des Wortes eine Original-Persönlichkeit, ein durch und durch primitives Gemüth, das später, durch seine mächtige und unabhängige Entfaltung über den gewöhnlichen Lebens-Typus seiner ganzen Umgebung hinauswuchs. Freilich kam sie dadurch oft in schmerzliche Conflicte; aber sie wurde sich ebendarum auch selbst um so bewußter und klarer; und da sie zugleich in einem manigfachen bedeutenden Umgange mit den Größten und Besten der Zeit trat, die sich ihr in lebhaftem Ideenverkehr verbanden, so mußte, als sie erwachsen, ihre blendende und hinreißende Erscheinung folgenreiche Eindrücke hinterlassen, nach vielen Seiten Einfluß gewinnen und so mit dem, was sie still und eigenst nur in sich selbst hervorgebracht, auch wieder auf das Allgemeine fördernd zurückwirken.

Denn wer könnte die Einwirkungen berechnen, die von solchen unaufhörlich anregenden und angeregten Naturen ausgehen!

In die Selbstbekenntnisse großer und vielvollbringender Männer gehörte es, nachzuweisen und anzudeuten, was sie oft bei ihren ent-

scheidendsten Ausführungen, Umwandlungen und Gedanken der Berührung solcher hoher weiblicher Naturen verdanken, die die ganze Strömung ihrer Zeit in allen Pulsen gewaltig mitfühlen und oft in der naiven Weise ihres inneren Ergriffenseins, Aeußerungen von sich ausgehen lassen, die sybillinischen Offenbarungen über die Zeit gleichkommen, die dem mit Thatkraft Begabten wunderbar die Flügel regen.

So war Rahel, und wohl hätte Niemand auf jener Revue geahnt, daß die muthige kleine Berlinerin einst noch die Freundin und Geistesverbündete eines Gentz, Friedrich von Schlegel, Novalis, Varnhagen von Ense, Prinz Louis Ferdinand, Jean Paul, Tieck, Steffens, Schleiermacher und der beiden Humboldt's werden sollte.

Und was hat Rahel nicht Alles mit ihrem blitzenden Geiste in diesen verschiedenen Lebenssphären gewirkt, angeregt und bestätigt! welche neue Keime durch tiefes Eingehen und Erkennen gepflegt und aufgezogen.

Um aber in unserer Zeit diese Erscheinung ganz zu begreifen, muß man die damaligen Verhältnisse im Auge behalten.

Die achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren das eigentliche literarische Lebensalter der Deutschen. Alle Bildung war da wesentlich literarisch und mit philosophirender Gründlichkeit befestigt. Selbst in die gewöhnlicheren Familienkreise war ein geschäftiges Literaturleben — wie man es jetzt gar nicht mehr kennt — eingedrungen. Es war die allgemeine Pfingstfeier der Nationalliteratur, die durch große Geister ihre Auferstehung erlebt hatte, und da regte, bewegte, tummelte und begeisterte sich Alles, was den deutschen Namen trug, um sich — wenigstens als Festgänger und Kranzwinder — zu betheiligen. Das Publikum bildete sich nach seinen Schriftstellern, und es war nichts seltenes, daß begabte Männer und Frauen systematische Bildung, nach dem Ideengange eines großen und hochverehrten Dichters in sich entwickelten. Auch hier artete die Begeisterung zwar oft in Schwärmerei und Sentimentalität aus; aber sie trug im Ganzen doch gesunde und köstliche Früchte. Es konnte denn auch kaum einen besseren Boden für tüchtige geistige Bildung geben, als diese Zeit. Was aus ihr hervorgegangen, hat sich durch Gediegenheit, Reichthum und innere Wahrheit vielgestaltig unter den Deutschen bethätigt. In dieser Zeit wurzelten aber auch Wilhelm und Alexander von Humboldt; aus ihr ging Rahel, die geistige Thyrsus-Schwingerin der Zeitgedanken, hervor.

Und jetzt, jetzt . . hatte ein zufäliges Wort des Königs die beiden jungen Leute der lieblichen Rahel nahe gebracht.

Wie sich von selbst versteht, konnte die Majorin von Humboldt dem wohlgemeinten Winke des Königs nicht entgegen sein; übrigens war von ihr und Kunth ein solches Uebersiedeln des Lehrers und der Schüler nach der Hauptstadt sogar schon besprochen und vorbereitet, um, durch die dort vorhandenen Mittel, den Unterricht weiter auszudehnen. Indeß ward die Ausführung allerdings durch Friedrichs Wort beschleunigt und der nächste Monat schon sah Wilhelm und Alexander mit Kunth in Berlin.

Jetzt aber ging es — nach der befohlenen Aufwartung in Sanssouci, die erfreulich genug ausfiel — mit großem Ernste an das Studium.

Wilhelm, der Aeltere, trieb vornehmlich die alten Sprachen und da er, wie sein Bruder, keine der dortigen Schulen besuchte, so wurden Hauslehrer genommen, welche Kunth wählte, um den Unterricht in den speciellen Fächern zu ergänzen. Im Allgemeinen hatten dabei beide Brüder die Lehrstunden gemeinsam.

Von Löffler*), damals Feldprediger des Berliner Gendarmen-Regiments, der bereits ein freisinniges Buch über Kirchenväter und den Neu-Platonismus herausgegeben hatte, empfingen sie Unterricht im Griechischen und nach ihm setzte diesen Lehrzweig ein gewisser Fischer, vom grauen Kloster in Berlin, fort, der eigentlich als Mathematiker bekannt war, aber doch bedeutende Kenntnisse im Griechischen besaß. Das Talent für alles Sprach-

*) Löffler wurde nachmals Ober-Consistorialrath in Gotha.

liche, was sich hier schon in Wilhelm bekundete, leitete, neben den classischen, auch bald auf den Unterricht in neueren Sprachen hin; während jetzt schon bei Alexander die Neigung für das Naturstudium scharf hervortrat und auf seinen Wunsch der junge Wildenow den weiteren Unterricht in der Botanik übernahm.

Kunth selbst strebte dabei immer mehr dahin, durch Privatvorträge seine Zöglinge auf eine würdige Weise in das künftige akademische Leben einzuführen; er engagirte sogleich Männer, wie Engel, Klein, Dohm und Andere welche beiden Brüdern ausführliche Collegia über Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft hielten.

Namentlich vermochte Dohm — der in dem Departement des Auswärtigen angestellt war — tieferen Einfluß auf sie zu gewinnen. Der König selbst beauftragte ihn durch den Minister von Schulenberg, den beiden Humboldt's und dem jungen Grafen von Arnim eine Reihe statistisch-politischer Vorlesungen zu halten, welche, in Form von Universitätscollegien, im Herbste 1785 ihren Anfang nahmen und bis zum Juni des folgenden Jahres dauerten.

Aber diese Collegien sollten ja noch eine neue schöne Lebensblüthe treiben: Wilhelm und Alexander fanden in dem Grafen von Arnim ihren ersten Jugendfreund.

Bis zu dieser Zeit hatten sich die beiden Brüder in ihrer gegenseitigen Freundschaft vollständig genügt, umsomehr als sie ohne weiteren Umgang mit Altersgenossen erzogen worden waren, und Eltern und Lehrer jede übrige Lücke in ihrem Herzen ausfüllten. Jetzt aber, mitten in der Residenz und dem großartigen Treiben der Hauptstadt, den Knabenschuhen entwachsen und in die schönsten Jahre des Jünglingsalter treten, machte das sich nach Innen und Außen erweiternde Leben doch andere Anforderungen. Beide blieben sich vollständig, was sie sich bis dahin waren; aber es trat nun das Bedürfniß, welches die Natur in jeder Menschenbrust begründet hat, hinzu ..... das Bedürfniß, ein gleichgestimmtes und gleichjunges, sich in Freundschaft oder Liebe anschließendes Herz zu finden. Bei so reich begabten nach allseitiger Ausbildung heißhungerigen Jünglingen machte sich aber auch das Gefühl geltend, daß sie fortwährend für ihre eigene geistige Thätigkeit und den frischen und fröhlichen Wachsthum ihres inneren Lebens fremder Erweckung, Nahrung und eines regen Gedankenaustausches bedurften. Ihr Gemüthsstimmung, ihr Geist nach einer adäquaten, auf gleichem Alter, gleicher Stellung und gleichen Lebensansichten beruhender Denkweise.

Beides fanden sie in reichem Maaße bei dem jungen Grafen Arnim. Welches menschliche Herz wäre aber so arm, daß ihm das Hochgefühl einer ersten Jugendfreundschaft fremd geblieben? Und worin wurzelt dieses Hochgefühl? darin, daß Freundschaft — und namentlich Jugendfreundschaft — keine vorübergehende Aufwallung ist; sondern eine dauernde, der Tiefe des Gemüthes entspringende Stimmung unseres Wesens; eine unwillkürliche, in der Natur begründete Zuneigung gegen eine gleichgestimmte Seele. Freundschaft ist eine liebende Anhänglichkeit. Auch Alexander, so gut als Wilhelm, fühlte bald nach dem ersten Bekanntwerden mit dem jungen und liebenswürdigen Grafen v. Arnim, daß das wonnevolle Streben nach der Ueberzeugung, daß der Freund sich selbst glücklich fühle, unter den Affecten, welche er uns einflößt, die Oberhand behalten müsse.

Der Umgang mit dem jungen Arnim machte sie glücklich, eben weil in ihm ein verhülltes Streben ihrer Naturen nach wechselweiser Beglückung lag. Und wie hätte dies bei den drei jungen Leuten nicht sein sollen? Was bei einer wahren und ächten Jugendfreundschaft nothwendig immer vorausgesetzt wird, eine Uebereinstimmung des Geschmackes und der Verhältnisse, war hier ja vorhanden, so daß von allen Dreien ein Freund den andern auf die Art glücklich zu sehen wünschte, wie er es selbst war. Wahre Freunde müssen in ihrer Natur, in ihren herrschenden Trieben, Aehnlichkeit mit einander haben und in einerlei Genuß zusammentreffen können. Wo dem anders ist, da bleiben die sogenannten Freunde nur treue Genossen.

Und welche Größe, welche Seligkeit liegt in einer solchen Jugendfreundschaft! In dieser Beziehung hat wohl Niemand ihren Werth für das Leben besser und schöner bezeichnet als Jean Paul, wenn er ausruft:

„Was wird schmerzlicher und länger gesucht, als ein Herz? — Wenn der Mensch vor dem Meere und auf Gebirgen und vor Pyramiden und Ruinen und vor dem Unglücke steht und sich erhebt: so streckt er die Arme nach der Freundschaft aus. Und wenn ihn die Tonkunst und der Mond und der Frühling sanft bewegen, so vergeht sein Herz und er will die Liebe."

Und ging es Wilhelm und Alexander nicht ebenso? Sie standen jetzt jugendfrisch, jugendscheu aber auch jugendwarm vor der Sphynx des Lebens und riefen: „Gib uns einen Freund!" — Und die Sphynx neigte bejahend das Haupt und hinter und über ihr glänzte es an dem Lebenshimmel der beiden Brüder wie Gold und Purpur, und über dem Worte Freundschaft stand, in lichtem Rosenroth erglühend, auch noch das Wörtchen „Liebe!"

So spann sich denn zwischen den beiden Brüdern Humboldt und dem jungen Grafen Arnim ein gar schönes, ideales und inniges Verhältniß an, — ein Verhältniß, durch das sich alle drei gehoben und sowohl in ihren sittlichen, wie in ihren wissenschaftlichen Strebungen mächtig gefördert fühlten.

Es versteht sich von selbst, daß Arnim bald auch Mitglied des, von Wilhelm gestifteten, „Tugendbundes" wurde, wodurch sich das Band ihrer jungen und jugendlichen Freundschaft noch fester knüpfte.

Kunth gewahrte diese Gestaltung der ersten selbstständigen Lebensverhältnisse seiner Zöglinge nach außen hin mit stiller Freude und auch die Mutter empfing die Nachricht davon mit hoher Genugthuung. Beide lebten ja selbst so recht eigentlich die schönste Zeit des Lebens mit den Kindern noch einmal durch. Die Majorin und Kunth waren glücklich, weil sie wußten, daß Wilhelm und Alexander jetzt die glücklichsten Menschen von der Welt seien: hatten sie doch schon, in dieser edlen Jugendfreundschaft und dem Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung, das Höchste ergriffen, nach welchem ein Mensch auf Erden langen kann, und ..... sie besaßen ja auch die Kraft, es festzuhalten. Nimmer ermüdende Arbeitsamkeit, Ringen und Streben nach Ausbildung, Freundschaft und Menschenliebe waren ihnen Religion geworden, und nicht genug, daß das Leben und sein wilder Wogenschlag sie darin nicht störte, die Ideale ihrer jugendlichen Herzen führten in ihr eigenes Leben, Wesen und Treiben auch noch Güte, Milde, Klarheit und Wärme ein.

Eine Mädchenverschwörung

In dem Hause des reichen Levin Marcus gab sich heute eine ungewöhnliche Bewegung kund, obgleich sich Herr Levin selbst, wichtiger Geschäfte halber, nach Potsdam begeben hatte und somit nicht anwesend war. Die überall herrschende Geschäftigkeit zeigte sich freilich auch von ganz eigener Natur: sie bestand in dem Winden von Blumenkränzen und Blumenguirlanden, dem Ausschmücken der Zimmer durch die prächtigsten Topfgewächse und die seltensten Pflanzen des Südens; in dem kunstgerechten Draviren der Wände und Hauptpartien des großen Salons und ähnlichen Arbeiten, die unzweideutig auf ein noch heute abzuhaltendes Fest hinwiesen. Die Seele all' dieser Vorkehrungen aber war ein kleines, allerliebstes, elfenartiges Wesen: die Tochter des Hauses, Fräulein Rahel Levin.

Es war reizend anzusehen, wie die zierliche Sylphidengestalt dieses Mädchens, leicht und anmuthig bald hierher bald dorthin eilte, um dies und jenes anzuordnen oder verändern und verbessern zu lassen; aber es war mehr als dies, es war wirklich überraschend, mit welcher Feinheit des Geschmackes, mit welch' richtigem Blick und ästhetischem Sinn das noch so ganz junge Mädchen dies alles ausführte.

Wenn man freilich in dies liebliche Gesicht-

chen vom reinsten Oval blickte, um das die reichsten Locken in natürlicher Fülle mit unaussprechlicher Anmuth fielen, und neben der feinen zartgeformten Nase und dem kleinen küssigen Munde die ganz eigenthümlichen, halb verschleierten seelentiefen Augen beobachtete, deren bald freundlicher, bald wunderbar ernster Strahl wie ein Licht aus mährchenhaftem Wunderlande aufblitzte,— dann konnte es nicht mehr auffallen, daß sich hier bei so zarter Jugend so viel Geist und Geschmack zusammenfand.

Und doch lag auch wieder — obgleich um den kleinen Mund ein Zug von Witz und Schalkheit spielte, der einen angeborenen, dem Alter des Mädchens weit vorgeeilten Scharfblick verrieth — in Rahels Gesicht und Wesen die vollste ursprünglichste Kindlichkeit. So galt denn von ihr so ganz das Wort, das uns auch unter ihrem Bilde erhalten ist: „Die Einfalt schätz' ich hoch, der Gott hat Witz beschert; die aber den nicht hat, ist nicht des Namens werth."

Und bald mit Witz und Schalkheit, bald mit sinnigen Bemerkungen und klugem Rathe feuerte Rahel jetzt die Arbeiter und Arbeiterinnen an, ihr Werk zu beschleunigen; denn die veranstaltete Feier galt dem Geburtsfeste des geliebten Vaters, der diesen Abend bei seiner Rückkunft von Potsdam mit all diesen Herrlichkeiten überrascht werden sollte. Die Mutter durfte sich dabei gar nicht bemühen: Rahel hatte es sich nicht nehmen lassen, das Ganze zu arrangiren und unter ihrer Aufsicht und Leitung ausführen zu lassen.

„So!" — sagte sie jetzt zu dem neben ihr stehenden Tapezierer, indem sie wohlgefällig eine künstlich angebrachte Nische an der Mitte der Hauptwand des Salons betrachtete, die aus einem Blumen-Wäldchen hervorwuchs und mit schwerem dunkelrothem Seidenzeuge maskirt war — „so! nun ist der Faltenwurf schön, malerisch und doch leicht."

„Ich bewundere Sie Fräulein! — versetzte der Tapezierer, der einer der geschicktesten Männer seines Faches in der Hauptstadt war. — „Ich glaube doch auch einigen Geschmack zu besitzen, wenigstens wird mir dies vielfach versichert und der Zuspruch der ersten Häuser macht mich daran glauben .... aber .... ich gestehe es Ihnen offenherzig, Sie haben mich hier übertroffen. Ihre Anordnung ist von überraschender Wirkung. Wer hat Sie das gelehrt?"

Rahel lächelte: „Gelehrt?" — wiederholte sie mit einem leichten Schütteln des Kopfes — „ich meinte das müsse in jedem Menschen liegen. Sie hatten die Drapirung sehr hübsch arrangirt, nur die eine Falte...."

„Ja, das ist es eben!" — rief der Meister eifrig — „gerade die eine Falte, die Sie angaben, gibt dem Ganzen eine gewisse malerische Vollendung. Es liegt Kunst und doch auch Natur darin. Sie können das nicht von sich selbst haben!"

„Nun denn!" — sagte die kleine Rahel freundlich — „so muß ich wohl mit den Blumen dort die gleiche Lehrerin haben, denn die verstehen, was schön ist, noch viel besser als ich. Ich fühle das Schöne unwillkürlich, und wo Etwas ist, das nicht so sein sollte, wie es ist, so thut mir das im Innern weh. Aber lassen wir dies jetzt, die Zeit drängt, in wenigen Stunden wird mein Vater hier sein."

„So ersuche ich Sie um Ihre weiteren Anordnungen."

„Bitte, lassen Sie jetzt den dort stehenden Socle aus Ebenholz in die Mitte der Nische stellen."

„Das sieht ja fast wie ein Altar aus?" — sagte der Meister, indem er durch seine Gesellen den Befehl der Tochter des Hauses ausführen ließ.

„Und es soll auch ein Altar sein!" — entgegnete Rahel.

„Ein Altar?"

„Ja, auf dem der Kunst gehuldigt wird."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Nun, warten Sie nur noch wenige Augenblicke und es wird sich Ihnen Alles lösen. Steht der Socle ganz fest?"

„Wie eine Mauer."

„Nun denn, Emmeran!" — rief jetzt das Mädchen freudestrahlend, indem sie sich zu dem alten Hausdiener wandte — „so hole mir jetzt das Geschenk herbei, das ich für den Vater

bestimmt habe. Aber um Gottes Willen vorsichtig!"

„Ich werde mich hüten, Fräulein, das kostbare Ding mit meinen alten Armen zu tragen," — entgegnete der Diener in vertrautem Tone — „wenn es mir einfiele . . . ?"

„Aber, Emmeran!" — rief Rahel — „Du bist ja so geschickt in Allem . . ."

„Na! die geschicktesten Arme werden alt."

„O! Dir fehlt der Muth!"

„Es kostet ein horribles Geld und ist so schön . . ."

„Und da bist Du ein Hasenfuß und wagst es nicht anzufassen."

„Fräulein . . ."

„Nun laß nur, Alter, ich hole es selbst."

„Um keinen Preis."

„Aber es muß doch hier in das Blumenwäldchen und auf das Piedestal. O es wird sich herrlich auf dem dunkelrothen Grunde ausnehmen."

Und Rahel machte Anstalten zu gehen. Aber der Diener hielt sie zurück und rief:

„Sie wären beim Himmel so kühn . . ."

„Laß mich, Alter!"

„Freilich, wer mit wüthenden Pferden kutschirt . . . ."

„Und sich umwerfen läßt!" — rief Rahel lachend . . . „der könnte hier mit dem Stier vielleicht auch umwerfen."

In diesem Augenblicke trat ein junger Mann ein, dessen Aeußeres auf den ersten Blick den angehenden Künstler verrieth.

„Das heiße ich zur rechten Zeit kommen!" — rief Rahel ihm freudig entgegen. — „Wir sind eben im Begriff, das herrliche Werk Ihres Meisters hier aufzustellen. Aber unsrer Aller Verehrung für die Kunst ist so groß, daß Niemand es wagte, es anzugreifen."

„Und mich sendet mein Meister gerade mit der Absicht, Ihnen dabei behülflich zu sein!" — entgegnete der junge Mann mit höflichem Gruße.

„So lassen Sie uns an das Werk gehen."

Der junge Bildhauer, der mit kaum zurückgehaltener Bewunderung seine Blicke auf der eigenthümlich schönen und anziehenden Erscheinung Rahels ruhen ließ, gehorchte in diesem Augenblicke fast mit Widerstreben.

„Nun?" — sagte das Mädchen, ohne die leiseste Ahnung der Wirkung, die von ihr ausging.

Der junge Mann erröthete über und über: verbarg aber seine Verlegenheit durch die Untersuchung des Piedestales.

„Es steht fest!" — sagte er dann und ging, das Werk seines Meisters zu holen.

„Jetzt Alle in das Nebenzimmer!" — befahl die kleine schmucke Sylphide in heiterem Tone, — „bis mein Geschenk aufgestellt ist. Wenn ich rufe, könnt Ihr wieder kommen."

Und Alle gehorchten freudig dem freundlich-gebietenden Worte der kleinen Zauberin.

Wie aber stieg die Verlegenheit des jungen Bildhauers, als er nun, eine prächtige Gruppe aus Alabaster sorgfältig mit beiden Händen tragend, wieder in den Salon trat, und sich mit dem reizenden Mädchen allein befand. Ein leises Zittern lief, wie ein elektrischer Schlag, durch alle seine Glieder. Es war in der That nahe daran und das Kunstwerk wäre ihm entsunken. Nur die kindliche Unbefangenheit, mit welcher ihm Rahel Levin entgegenkam, gab seiner leicht erregten Künstlernatur die nöthige Ruhe wieder; so daß das Geschenk der Tochter endlich glücklich an seinen Platz kam.

Als es fest und sicher stand, war Rahel vor Freude außer sich.

„Herein jetzt, Ihr Alle!" — rief sie in die Hände klatschend — „und helft mir, den Meister und mich selbst bewundern; jenen, weil er ein so herrliches Kunstwerk schuf und mich, weil ich so gescheit war, ihn auf den Gedanken der Nachbildung dieser großen Antike zu bringen."

Alles brach in laute Bewunderung aus, und in der That, die Alabastergruppe, reizend gearbeitet, trat auf dem Piedestahl von Ebenholz und gehoben von dem dunkelrothen Hintergrunde und der das Ganze umgebenden

Fülle von Blumen und Blüthen, überraschend schön hervor.

In diesem Momente öffnete sich abermals die Flügelthüre des Salons und zwei elegant gekleidete Mädchen, etwas älter als Rahel, traten ein.

„Johanna! — Henriette!" — rief die Tochter des Hauses und flog Beiden in die Arme.

Es waren Fräulein von Briest und Henriette Herz, Rahels intimste Freundinnen, und Gespielinnen, dieselben, die auf der Revue zu Spandau die Unglücksfahrt mitgemacht hatten.

Nach der ersten Begrüßung zog Rahel auch sie zu ihrem Kunstschatze, und hier ging es den beiden Neuangekommenen wie den Anderen, sie brachen in laute Bewunderung aus.

„Also meine Wahl ist gut? — frug die Tochter des Hauses dann, in der Freude, es für den Vater so schön getroffen zu haben.

„Vortrefflich!" — riefen die Freundinnen wie aus einem Munde.

„Aber was stellt das Ganze vor?" — frug jetzt Henriette.

„Es ist eine Nachbildung d e r G r u p p e d e s f a r n e s i s c h e n S t i e r s im Kleinen!" — sagte Rahel.

„Da weis ich so viel, als vorher,!" — meinte Johanna. — „Laß einen Strahl Deiner Weisheit in unsere armen Häupter fallen und erkläre Dich näher."

Auch die übrigen drängten sich jetzt herbei denn man wußte, daß man stets etwas Sinniges von Rahel höre, während des jungen Bildhauers Blicke entzückt an des Mädchens Zügen hingen, als wolle er seiner Kunst ein neues Ideal gewinnen.

„Der Gedanke, dem diese Gruppe entsprang," — sagte jetzt Rahel, indem sie Johanna umschlang und nach der anderen Seite hin ihr Köpfchen an Henriettens Schulter legte — „gehört der alt-griechischen Geschichte an."

„Unter des Kadmos Nachfolger" — fuhr Rahel fort — „war ein König Lykos, der in seinem Herzen einen unversöhnlichen Haß auf seines Bruders Tochter Antiope nährte. Darum ließ er sie in einen Kerker werfen, und erlaubte Dirke, seiner Gattin, die Antiope wegen ihrer Schönheit ebenfalls haßte, die Arme möglichst zu quälen. Das that denn Dirke auch nach Herzenslust, so daß es fast keine Qual auf Erden gab, die sie der unglücklichen Antiope nicht anthat."

„Die Grausame!" — rief Johanna.

„Endlich gelang es der Gequälten, aus dem Gefängnisse zu entfliehen; aber die böse Dirke verfolgte sie, und ließ sie, da gerade das Bachusfest gefeiert wurde, überall in den Wäldern aufsuchen. Und siehe! Die Mänaden fanden sie und brachten sie zu dem Zethos und Amphion."

„Dem Sänger?" — frug Henriette.

„Freilich!" — entgegnete Rahel. — „Du siehst ihn hier bei der Gruppe; die Lyra zu seinen Füßen ist bezeichnend genug."

„Und wer ist die andere, den wilden Stier bändigende Figur?"

„Das ist Amphion's Bruder: Zethos. Beide waren nämlich, ohne daß sie es selbst wußten, Söhne des Zeus und derselben unglücklichen Antiope, die man ihnen gefangen überbrachte."

„Und sie kannten ihre Mutter nicht?"

„Bis dahin nicht; denn diese hatte sie einst als Säuglinge auf dem Berg Kithäron ausgesetzt; worauf sie von einem Hirten gefunden und aufgezogen wurden. Amphion aber ward später von Apoll, der ihn lieb gewann, mit der Lyra und der Kunst des Gesanges und Spieles begabt."

„Aber ich begreife noch immer nicht, was alsdann der wüthende Stier bei der Gruppe soll!" — rief hier Johanna.

„Das sollst Du gleich erfahren!" — meinte Rahel. „Er birgt symbolisch einen schönen Gedanken."

„Das kann ich mir einbilden." — sagte Fräulein von Briest — „sonst würde meine liebe Rahel keinen Werth auf die Gruppe legen, so schön sie ist."

„Also!" — rief Henriette.

„Diesen Jünglingen." — fuhr Rahel fort

—„hatten also die Mänaden die Gefangene übergeben, und da weder sie die Mutter, noch diese die Söhne erkannte, so war Zethos eben im Begriff die Antiope wieder an Dirke auszuliefern, als sich glücklicherweise das Geheimniß durch den Hirten entdeckte. Da schwuren die Söhne die Qualen, welche ihre Mutter erduldet hatte, an der unmenschlichen Dirke zu rächen. Sie banden sie mit den Haaren an einen wilden Stier und ließen sie zu Tode schleifen."

„Jetzt begreife ich die Sache!" — rief Johanna. — Der Meister hat den Moment aufgefaßt, in welchem die Brüder das wilde Thier mit aller Kraftanstrengung kaum mehr zu bändigen vermögen. Dirke, schon mit den Haaren an den Stier, der eben losbrechen will, geknüpft, fleht umsonst um Gnade."

„Wie entsetzlich! — meinte Henriette.

„Aber doch groß gedacht!" — fügte Rahel mit leuchtenden Augen hinzu. — „Das rächende Schicksal erreicht, freilich auf grausame Weise, die unmenschliche Dirke. Und hatte es sich, durch die Dirke an der Mutter gerächt die ihre Kinder aussetzte, so übernehmen hier die Söhne der vielgequälten für diese das blutige Rächeramt. Ob Königin oder Sclavin, das ist gleich, dem Verbrechen folgt das Verhängniß auf dem Fuße."

„Das ist allerdings ein großer und ernster Gedanke."

„Und dabei berührt mich immer das so ansprechend," — sagte Rahel —„daß der Mensch ein Bedürfniß fühlt, die großen Ideen, die in ihm liegen und die er in der Natur und im Leben ausgeprägt findet, in dem kleinen Kreise seines Daseins nachzubilden. Darum verehre ich Kunst und Künstler so hoch."

„Wie wir Dich!" — rief Fräulein von Briest und umarmte und küßte die Freundin. — „Aber sage mir nur, wie all diese Gedanken in Deinen Kopf kommen. Wir Anderen müssen uns, neben Dir, der Jüngeren, wahrhaftig schämen. Ich komme mir oft ganz albern vor."

„Rahel gab, da die Uebrigen, außer Henrietten, den Salon verlassen hatten, der Freundin den Kuß zurück; dann rief sie mit der vollen Munterkeit eines jungen Mädchens:

„Das heißt, ich kann manchmal ein recht altkluges und langweiliges Ding sein, nicht wahr?"

„Rahel!"

„Nun, ich fühle es schon selbst!" — rief die Tochter des Hauses lachend — „aber wer kann für seine Natur! Ich mag hinsehen, wohin ich will, so kommen mir Gedanken, ob gut, ob schlecht, das weiß ich nicht. Aber eines weiß ich ...."

„Nun?"

„Daß Ihr eben mit mir Geduld haben müßt."

„Oder Du mit uns!"

„Ich will Euch übrigens auch gleich einen Beweis geben, daß ich ein Kindskopf sein kann. Wißt Ihr, an was ich am meisten in den letzten Tagen gedacht habe?"

„An das heutige Fest?" — sagte Henriette.

„Bah!"

„An des Herrn Voß neue Gedichte? — rieth Johanna.

„Auch nicht."

„An das neue kostbare Kleid, das Dir der Vater jüngst geschenkt?" — meinte die Herz.

"Warum nicht gar."

„Nun denn?"

„An die Revue von Spandau."

„Sie hat Dich freilich zum Stadtgespräch gemacht. Ganz Berlin ist begierig, die heldenmüthige Rosselenkerin von Spandau kennen zu lernen."

„Um meiner zu spotten?"

„Im Gegentheil."

„Ich warf um, und uns alle Dreie in den Staub, da mag denn auch mein Ruhm, als Wagenlenkerin und Rossebändigerin, modern. Nein! Ich dachte an etwas ganz anderes, was sich uns übrigens gerade in jenem unseligen Momente darstellte."

„Du willst Räthsel aufgeben."

„Ich will es Euch sagen, wenn Ihr mir die tiefste Verschwiegenheit versprecht."

„Wir sagen Niemanden ein Wort davon.“

„Und spottet auch nicht über mich?“

„Ich glaube, das ist ein Spott über uns.“

„Nun! wißt Ihr, an wen ich dachte? An die beiden prächtigen jungen Herren zu Pferde, die uns mit Doctor Heim zu Hülfe kamen.“

„Ach!“ — riefen Johanna und Henriette zugleich — „an die Humboldt's?“

„Ei!“ — sagte Rahel überrascht — „wo wißt Ihr denn die Namen her?“

Die beiden Freundinnen erröthteten bis in den Nacken; dann rief Henriette lachend: — „Fräulein von Briest interessirte sich ebenfalls für die jungen Herren ...!“

„Warum nicht gar!“ .... rief die Briest, noch röther werdend. — „Ich interessire mich für keinen junge Herren. Ich wollte nur wissen ....“

„Freilich! .... Wißbegierde!“ — versetzte Henriette neckend. — Sie wollte nur wissen, wem das nette Gesicht des älteren der beiden jungen Reiter angehöre?“

„Und mir gefiel der jüngere besser!“ rief Rahel mit kindlicher Offenheit. — „Ich finde da nichts böses dabei. Beide haben etwas sehr Nettes in ihrer Erscheinung .... und Geist .... das habe ich denselben sofort angesehen.“

„Der König soll viel auf sie halten.“

„Das ist ein gutes Zeichen: der macht sich mit Flachköpfen nichts zu thun. Mich haben sie aber in der That so wunderbar angezogen — namentlich der Jüngere — daß ich, ich gestehe es Euch ganz ehrlich, immer wieder an sie denken muß.“

„Wenn man ihnen nur näher kommen könnte!“ — meinte die Briest, indem sie auf's Neue erröthete.

„Kann sich ihnen denn dein Bruder nicht nähern?“ — frug Rahel.

„Es wird schwer halten!“ — versetzte Johanna nachdenklich. — „Aber halt! .... da fällt mir etwas bei.“

„Nun?!“

„Unsere Eltern haben ja beschlossen, daß wir Tanzstunde nehmen sollen. Außer meinem Bruder und dem jungen Graf Spiegel haben wir noch keine Herren!“

„Richtig!“ — rief Rahel leidenschaftlich. — „O das wäre herrlich, wenn wir die Humboldt's in die Stunde bringen könnten.“

„Aber wie?“

„Graf Spiegel kennt sie und kommt mit ihnen zusammen.“

„Vielleicht kann er die Sache einleiten.“

„Vielleicht? er muß können!“ — rief Rahel freudig — „die langweilige Wertherseele ist in mich verliebt; ich werde ihn so lange quälen, bis er die Sache in's Reine gebracht hat.“

„Und ich“ — sagte die Briest — „stecke mich hinter meinen Bruder.“

„Prächtig! prächtig!“ — rief Rahel, — „das giebt noch dazu eine Verschwörung!“

„Ja! kommt, wir verschwören uns!“ — sagte die Briest halb im Scherz, halb im Ernst.“

„Eine Mädchen = Verschwörung!“ — rief Rahel lachend — „wenn der König davon hört, können wir noch einmal nach Spandau wanderen, aber nicht zur Revue, sondern a revoir!“

„Majestät wird nicht so ungalant sein.“

„Der alte Herr macht mit dem schönen Geschlecht wenig Federlesen und versteht im Punkte der Verschwörung keinen Spaß! — rief Rahel. — „Aber Scherz bei Seite: wenn wir doch einmal Tanzstunde nehmen sollen und junge Herren dabei bedürfen, so laßt uns wenigstens darauf sehen, daß wir keine von den gewöhnlichen Jammernaturen aufoctroyirt erhalten. Ich meine, wir hätten mit dem jungen Grafen Spiegel, dieser personificirten Sentimentalität, genug. Die Humboldt's scheinen mir wenigstens Grütze im Kopf zu haben .... und lieb sind sie auch! Nicht wahr Johanna?“

„Das muß Fräulein Rahel Levin besser zu beurtheilen wissen!“ — meinte die Briest, die heute aus dem Erröthen gar nicht herauskam. — „Rahels feinem Urtheil ordnen wir uns alle unter.“

„So wollen wir suchen, die Richtigkeit meines Urtheils festzustellen; dazu aber müssen

wir unsere jungen Reiter genauer kennen lernen. Unsere Verschwörung geht also darauf hin: die Humboldt's, unter Aufbietung aller erlaubten Mittel, zu unserer Tanzstunde heranzuziehen."

„So sei es!" — „Einverstanden!" — riefen Johanna und Henriette und alle drei Mädchen legten mit komischem Ernste ihre Hände in einander.

„Und damit fertig für heute mit den Kindereien!" — sagte jetzt Rahel. — „Die Zeit vergeht; in einer halben Stunde werden die Gäste und nicht viel später wird der Vater eintreffen. Ich freue mich in der That auf das Fest. Jetzt aber, ehe die Anderen da sind und uns mit ihrer Perrückenhaftigkeit und ihrem Zopf langweilen, sollt Ihr meine Anordnungen sehen. Ich denke, ich lege Ehre damit ein."

Und Rahel nahm beide Freundinnen an den Händen und begann ihre Inspectionsreise durch die allerdings reizend geschmückten Zimmer.

In einer halben Stunde kamen wirklich die Gäste: Madame Levin empfing sie in einem Gemache, der Haupttreppe gegenüber; aber .... merkwürdigerweise! .... es dauerte nicht lange, so bildete die kleine Rahel, ohne daß sie es selbst veranlaßt hätte, den Mittelpunkt der Gesellschaft. Witz, Laune und treffende Gedanken, — oft doppelt frappant durch das Kindliche, was ihnen beigemischt war — flogen aus diesem allerliebsten Lockenköpfchen wie leuchtende Raketen auf. Und doch lag so gar nichts Unnatürliches in dieser geistigen Frühreife; ja das Naive derselben war so hinreißend, daß selbst die anwesenden erwachsenen und feingebildeten Männer die Nähe der kleinen Tochter des Hauses und ihr Gespräch suchten. Bei den Frauen freilich gab es, gerade aus diesem Grunde, des Nasenrümpfens gar viel; aber was kümmerte das Rahel, — sie bemerkte und ahnte es gar nicht und war glücklich, wenn sie nur in ihrem Elemente, einem geistig bewegten Gespräche, schwimmen konnte.

Auch als der Vater kam, blieb es so. Die herrliche Alabaster-Gruppe ward unter allgemeinem Beifall im Salon übergeben und brachte, durch die Wahl, Rahel eine Fülle des Lobes. Sie hörte wenig darauf; aber sie hing still beglückt am Halse des glücklichen Vaters.

Als man sich spät in der Nacht trennte und Johanna und Henriette von Rahel Abschied nahmen, lispelte diese den Freundinnen noch einmal in das Ohr: „Die Verschwörung nicht vergessen!" Beide nickten bejahend, und bald darauf suchten drei kindliche Mädchenherzen, um ein scherzhaftes Geheimniß reicher, die süße Ruhe des Schlafes.

Vater und Sohn.

In dem Hotel des Grafen Spiegel herrschte ein tiefes Schweigen, obgleich es schon ziemlich hoch am Tage war. Der alte Graf lag, nach einer lustig durchlebten Nacht, noch in den Federn und der junge Herr konnte den Lärm des gemeinen Lebens nicht leiden, vertrug ihn auch nicht, da sein Nervensystem sehr reizbar und er daher meist angegriffen war. Aus diesem Grunde bewohnte der siebenzehnjährige Godard von Spiegel denn auch denjenigen Flügel des Hotels der nach dem Garten ging.

Schwärmte er doch auch für die Natur, wie es einem zartfühlenden Menschen, einem edlen, empfindsamen Herzen zukommt. Außerdem hatte ja auch seine gute, frühverstorbene Mutter diesen Theil des Hauses bewohnt, und so war es gewissermaßen eine fromme Huldigung, die der Sohn ihrem Andenken zollte, wenn er jetzt die gleichen Gemächer bewohnte, wo einst ihr Fuß gewandelt.

Der Abscheu Godards, mit dem rauhen Leben und seinen trivialen Erscheinungen zusammenzutreffen, war sogar so groß, daß ihm der Vater — der geradezu als das Gegentheil von seinem Sohne, als die handgreiflichste Lebensderbheit in Ansichten, Ge-

schmack und Genuß erschien — einen eigenen Anhang nach seinen Zimmern hatte bauen lassen. Denn so sehr der Alte, aus seinen Kriegsjahren her, auch noch Poltron war, so sehr er sich über seinen einzigen Sohn, den er nur die „Mondscheinseele" nannte, lustig machte, — Godard war ganz die Sentimentalität seiner Mutter, — so stand doch der alte Graf unter dem Willen des jungen Herrn. Godard war eben das einzige Kind und der pensionirte General, trotz seines gräulichen Schnurrbartes und des im siebenjährigen Kriege angewöhnten Fluchens, seinem Kinde gegenüber, ein schwacher Mann.

Godard hatte übrigens bei dem Bau dieses Treppenhauses seinen ästhetischen Geschmack bewiesen, oder vielmehr durch den Baumeister beweisen lassen. Es war achteckig mit einer leicht und zierlich gewundenen Treppe die auf der einen Seite ganz freischwebte. An den Wänden war eine Masse Säulchen in maurischem Style angebracht, die in luftigen Verzierungen ausliefen; zwischen denselben aber standen tropische Gewächse und Schlingpflanzen, die dem Ganzen einen zauberhaften Anstrich gaben, zumal das Licht von oben durch eine, aus buntem, in brennenden Farben glühenden Glase zusammengesetzte Kuppel fiel.

Ebenso bingehaucht waren des jungen Grafen Zimmer. Der alte Herr, dem die Tabakspfeife nicht aus dem Munde kam, und der gern hinspuckte, wo es ihm beliebte: gleichviel ob auf einen kostbaren Fußteppich, einen eingelegten und gebohnten Boden oder auf den Estrich einer Kaserne, kam daher nie in dieselben.

„Mag die Fratzereien meiner Mondscheinseele gar nicht sehen!" — sagte er dann wohl, wenn von den Gemächern des Sohnes die Rede war. — „Weiber mögen an dergleichen süßlichem Zeug Gefallen finden; wie aber ein junger Mann, ... wie ein Spiegel .... wie m e i n Sohn ....."

Ein „Himmel = Herr = Gott = Sacrament = Donnerwetter!" schloß dann wie gewöhnlich den unvollendeten Satz; denn der alte Graf hatte die schöne, aber für das Verständniß dessen, was er sagte, allerdings sehr nachtheilige Gewohnheit, fast keinen Satz zu vollenden, oder doch das Ende in Flüchen zu ersticken.

In Betreff der Zimmer seines Sohnes hatte der General aber recht: sie glichen eher Damen=Boudoir's, als den Gemächern eines jungen Edelmannes, dessen Vater noch dazu unter Friedrich dem Großen gedient und den Pulverdampf von Molwitz, Striegau, Sorr und Kesselsdorf geschluckt hatte. Da wußte man freilich nichts von Frühstückzimmern deren Tapeten von hellblauen Seidenstoff deren Ameublement aus Rosenholz, deren Wände mit prachtvollen Kupferwerken geziert waren.

„Donnerwetter!" — rief der alte General, als er das erstemal von dieser Einrichtung hörte — „Frühstückzimmer .... Seidenstoff .... Rosenholz .... bei uns that's eine Bauernkneipe oder auch unseres Herrgotts blauer Himmel. Eine Trommel war der Tisch und .... alle Bomben und Granaten ....!" und der Satz lief in fluchendes Gemurmel aus.

Aber wie viele Donnerwetter, Bomben und Granaten würde es erst geregnet haben, hätte der Alte das s o g e n a n n t e Studirzimmer seines Sohnes gesehen. Hier hatte man die Wände mit rosa Seidenzeug bezogen, in welches silberne Blumenbouquets zierlich eingewoben waren. Consols trugen schöne kleine Marmorstatuen: die Venus, badende Nymphen und dergleichen vorstellend. Ein Papagei, durch ein silbernes Kettchen an seine Stange gefesselt, wiegte sich behaglich in seinem Ring. Prachtvoll geschnitzte Bücherschränke mit kostbar gebundenen, aber zumeist noch unberührten Büchern standen zu beiden Seiten, mit Etageres abwechselnd, die Hunderte von kleinen Nippsachen in Metal, Glas und Porzellan trugen. Ebenso war der Arbeitstisch, der in der Mitte des Zimmers stand, ein Meisterstück von eingelegter und geschnitzter Arbeit. Viel geschrieben mußte freilich an demselben nicht werden, denn er war wie neu, und das silberne Tintenfaß zeugte auch nicht einen schwarzen Fleck. Godard trat eben aus dem

Schlafzimmer in dies Gemach. Der junge Mann befand sich noch im Neglige, die zarten Glieder in einen seidenen Schlafrock gehüllt. Sein schönes, feingeschnittenes Gesicht war bleich, die Augen blickten schwärmerisch, ein wehmüthiges Lächeln spielte um den Mund; aber weder Blick noch Lächeln hauchte diesen Zügen Geist ein.

Der Graf mußte gelesen haben, denn seine Hand hielt noch ein kleines Buch, während sein ganzes Wesen Aufregung verrieth.

„Es ist doch ein wundervolles Buch, dieser Werther!" — sagte er jetzt mit einem tiefen Seufzer. — „Ich habe es jetzt gewiß schon zehnmal gelesen, und immer erfaßt und erschüttert es mich auf's Neue. Wenn ich den Herrn Goethe nur kennen zu lernen wüßte, er müßte mir verrathen w e r die Lotte ist und w o s i e j e t z t w o h n t. Ich möchte sie und des armen unglücklichen Werthers Grab doch gar gerne besuchen." — — —

„Verfluchter Schlingel!" — rief in diesem Augenblicke der pensionirte General von Spiegel seinem Diener zu. — „Siebentausend Schock Donnerwetter sollen dich verzehren, warum weckst Du mich denn nicht. Soll ich vielleicht .... Kreuz = Element = Donner ....!"

„Halten zu Gnaden, Herr General!" — sagte der Angerufene, ein alter Soldat mit verbranntem Gesicht, eisgrauem Schnurrbart und einer gewaltigen Schmarre über die linke Wange. — „Sie haben so gut geschlafen und so schön geschnarcht, daß ...."

Hier hielt der Mann ein; denn er hatte sich von seinem Herrn angewöhnt, seine Sätze ebenfalls unvollendet zu lassen, nur blieben bei ihm aus Respect die Flüche weg.

„Daß! .... daß!" .... rief der General, indem er mit beiden Beinen aus dem Bette sprang und diese den Blicken des Dieners ganz ungenirt Preis gab. „Daß! .... daß! .... wie kann man nur so dumm sein und jeden Satz, der einem aus dem Maule kommt unvollendet .... Sacrament=Donnerwetter!"

„Halten zu Gnaden, Herr General," sagte mit unerschütterlicher Ruhe und militairischer Haltung der Diener — „das kommt davon, daß uns in den Schlachten, die wir mitgemacht, der Kanonendonner ...."

„Nun was denn, alter Esel! verschluckst Du's schon wieder, was Du .... Kreuz=Schock=Element!"

Aber der Diener schwieg. Er hatte den Rest seiner Rede gedacht und das war ihm genug.

„Das Wort abgeschnitten!" — rief der General im Hemde. — „Ich werde Dich wegen dem dummen Fehler noch zum Teufel .... Bomben und Granaten! Aber sag' mal', Herwisch .... sag' mal' .... wann bin ich denn heute Nacht.... Himmelschwerenoth ...."

„Gar nicht!"

„Was?"

„Den Morgen."

„Und um .... ?"

„Vier Uhr."

„Und hab? .... alle tausend Teufel!"

„Halten zu Gnaden, der Herr General hatten einen furchtbaren ...."

„So? .... Rausch gehabt?.... Millionen Bomben und ...."

„Befehlen der Herr General jetzt ...."

„Kannst mir einen Bittern .... Himmel Herrgott ...." S'ist gut, daß meine Alte nicht mehr .... hätt's wieder einen schönen Spektakel .... Donner und Wetter ...."

Und der General schlüpfte in seine Beinkleider und Herwisch holte den Bittern. — —

Gotard hatte sich unterdessen in einen der mit rosa Seidenzeug überzogenen Sessel geworfen und las jetzt mit einem Ausdruck tiefen Gefühles:

„Sie fühlt, was ich dulde. Heute ist mir ihr Blick tief durch's Herz gedrungen. Ich fand sie allein; ich sagte nichts, und sie sah' mich an. Und ich sah' nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geistes, das war alles vor meinen Augen verschwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll Ausdruck des innigsten Antheils, des süßesten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen

werfen? warum durfte ich nicht an ihrem Halse mit tausend Küssen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Clavier und hauchte mit süßer, leiser Stimme harmonische Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen so reizend gesehen; es war, als wenn sie sich lechzend öffneten, jene süßen Töne in sich zu schlürfen, die aus dem Instrumente hervorquollen, und nur der himmlische Wiederhall aus dem reinen Munde zurückklänge. Ich wiederstand nicht länger, neigte mich und schwur: nie will ich es wagen, einen Kuß euch aufdrücken, Lippen! auf denen die Geister des Himmels schweben .... Und doch .... ich will! — Ha! siehst du, da steht wie eine Scheidewand vor meiner Seele .... diese Seligkeit .... und dann untergegangen, diese Sünde abzubüßen."

Gordard sprang auf: „O Lotte, Lotte!" — rief er und seine Augen blickten schwärmerisch vor sich hin, als suche er ein geliebtes Bild.

Da lachte und schrie der Papagei laut auf und rief wie höhnend: „Lotte! Lotte!"

Godard trat zu ihm: „Nicht so, Papchen!" — sagte der junge Graf dann mit einem tiefen Seufzer. „Sage: Rahel! Rahel!"

Aber der eigensinnige Vogel lachte wieder laut und spöttisch und rief: „Lotte! Lotte!"

Godard holte ein Stückchen Zucker, zeugte es dem Vogel und sagte: „Rahel! .... Rahel!"

Da drehte der Papagei den Kopf zur Seite, schaute seinen Herrn mit dem Auge schelmisch an und schrie: „Rahel! .... Rahel!"

Der junge Graf war entzückt, er nahm Papchen auf den Arm, küßte ihn, gab ihm ein zweites Stück Zucker mit dem Munde und erschöpfte sich in Lob über die Klugheit des Thieres. Papchen aber lachte wieder und rief: „Lotte = Rahel! Lotte = Rahel!"

In diesem Augenblicke trat ein reich galonnirter Diener ein.

„Was gibt es?" — frug Godard.

„Gräfliche Gnaden verzeihen, Herr Professor Curtius befindet sich im Vorzimmer."

„Was will er?"

„Es ist heute Mittwoch, gräfliche Gnaden."

„Und was ist damit?"

„Hochdieselben pflegen Mittwochs und Samstags um elf Uhr bei Herrn Professor Curtius Collegia über Staatswissenschaft zu hören."

„Ach so!" — sagte Godard mit großer Gemüthsruhe — „das hatte ich freilich vergessen. Wer kann auch immer an solche Lappalien denken."

„Und Sie befehlen?"

„Mein Gott! ich habe jetzt für Curtius keine Zeit .... ich bin nicht in der Stimmung .... sag' Er ihm .... ich wollte heute aussetzen."

„Zu Befehl, Ew. Gnaden!" — versetzte der Diener mit einer tiefen Verbeugung. Aber indem er ging lispelte er leise vor sich hin:

„Er sei heute nicht in der Stimmung! .... als wenn er den Professor und alle übrigen Lehrer nicht fast jedesmal fortschickte."

Der Papagei hatte wieder einen solchen Lärm gemacht, daß Godard nicht nur die Bemerkung des Dieners entging, sondern man das widerwärtige Geschrei des Vogels selbst im anderen Flügel des Hotels hörte.

„Donner und alle Wetter!" — fuhr bei dieser ohrenzerreißenden Musik der alte General auf — „schreit das Vieh wieder, daß einem das Trommelfell ... ! — Ich verstehe die Mondscheinseele von Sohn nicht: wälscht immer von dem Lärm des gemeinen Lebens, den er nicht ertragen könne, und die Bestie, die er im Zimmer hält, kreischt, daß einem .... Millionen Schock Bomben und Granaten!"

„Soll ich ihm den Hals ... ?"

„Wem? meinem Sohn?"

„Halten zu Gnaden, dem ..."

„Vieh?"

Der Diener nickte.

„Untersteh' Dich, Satan!" — rief der Alte. — „Godard ist so ein Schmachtlappen, wie sie jetzt zu tausenden herumlaufen; aber er ist mein Sohn, und ... Himmel = Herr = Gott= Sacrament! Das kommt Alles davon, daß das Schwert ... S'ist zum Teufel werden. Krieg ist die Bank, und wo kein Krieg ist da ... Bomben und Granaten, ... Herwisch' ... meine Pfeife!"

„Welche, Herr General, die mit dem ... ?"

„Ja, die mit dem ... ? ... mit was? ... Mach' doch das Maul auf und verschluck nicht Alles. Hast doch ein Beispiel an mir! Kannst Du nicht auch ... Pulver und Blei!" ... und es gurgelten noch einige unverständliche Flüche nach.

„Hier!" — sagte der alte Unteroffizier gelassen, indem er seinem Herrn eine gestopfte Pfeife reichte: — „die Mittwochspfeife ..."

Der General schaute auf den Kopf, es stand „Mittwoch" darauf.

„Recht so!" — sagte er dann. — „Kannst auch! ... — Herwisch verstand und zündete ebenfalls an und nun begann ein Qualmen, daß man in zehn Minuten die Hand nicht mehr vor den Augen sah. Dem Zimmer freilich schadete der Rauch nichts; es glich ohnehin einer Wachtstube.
Obgleich aber das ganze übrige Hotel sehr elegant möblirt war, befand sich der alte Herr doch hier am besten.

„Was gibt's sonst heute Neues?" — frug der General jetzt, indem er behaglich schmauchend im Zimmer auf und ab ging.

„Der Intendant ..."

„Kann mir's denken ... Donner und Wetter! ... schon wieder Rechnungen von ..." und er deutete mit dem Kopf nach dem Flügel des Hauses, den sein Sohn bewohnte!"

„Zu dienen, Ew. Gnaden! ..."

„Und für ..."

„Professor Curtius: Staatswissenschaft ... Dr. Henke: Rechtslehre ..... Candidat Weihe ..."

„Alle Teufel!" — rief hier der General und blieb stehen. — „Der Kerl wird doch kein Pfaffe werden wollen, weil er ... und nichts für Fechtstunde, Reitstunde? Nichts für tolle Streiche? ... Nr! ... Schockmillionen= Donnerwetter, da, hab' ich's in meiner Jugend! ... Aber, Herwisch! ... ich will von dem Zeug nichts wissen, will mich nicht ärgern, will ... der Intendant soll zahlen und mich mit der Hudelei verschonen, sonst ... Bomben und Granaten!"

Der General ging wieder mit großen Schritten qualmend im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor Herwisch stehen und sagte:

„Wie geht's unserem alten Fritz?"

„Vergab geht's!" — entgegnete der Unteroffizier mit finsterer Miene und strich seinen grauen Schnurrbart. — „Wird wohl die letzte Festung einnehmen; und dann ..."

„Taugt die ganze Welt keinen Schuß Pulver mehr!" — rief der General. — „Wir alten Kerls von ächtem Schrot und Korn passen schon jetzt nicht mehr in das sentimentale Gewinsel der neueren Zeit; es ist Alles ... Mord und Todtschlag! ... Wir waren kurz, derb, gradaus; aber jetzt ... Bücherfuchserei, Poeterei ..."

„Augenverdreherei, Frömmelei! ... ergänzte Herwisch grimmig.

„Bei uns Manneskraft, Muth und kühne That ..."

„Jetzt ..."

„Himmelherrgottsacrament! ... wenn meine Mondscheinseele den Pulverdampf von unseren Schlachten riechen sollte; wenn ... Herwisch! wenn unser alter, großer König die Augen zumacht ..."

„Bricht die ganze Geschichte zusammen und ..."

„Ich fürchte, ich fürchte, daß ..."

„Euer Gnaden sollen sehen ..."

„Weiß schon! hast ganz Recht, denn .... alle Wetter! ..."

„Es kann ja nicht ..."

„Nein, s' kann auch nicht! ..."

„Das Oesterreich, das Oesterreich, Sie wissen ja ..."

„Und Rußland? ...."

„Und wo sind die Männer in Preußen,

wie wir sie bei Molwitz, Striegau und Kesselsdorf sahen; .... Zuckerpüppchen sind's jetzt, Männchen zum umblasen, und ...

„Herwisch! wenn der König geht ..."

„Ja, wenn er geht ..."

"Himmel = Millionen = Schock = Schwerenoth, dann! ... Herwisch, ... die Pfeife ist mir ausgegangen ... stopf neu und gib mir noch einen Bittern; ich muß ... Bomben und Granaten." — — —

In diesem Augenblicke trat der fein galonnirte Diener abermals in des jungen Grafen Gemach.

„Was gibt's schon wieder?" — frug dieser.

„Candidat Weihe, gräfliche Gnaden."

„Muß ich denn in meinen schönsten und edelsten Genüssen immer gestört werden?"

„Befehlen Ew. Gnaden daß ich ihn abweise?"

„Ja!"

Der Diener ging, doch hatte er die Zimmerthüre noch nicht erreicht, als ihm Godard nachrief:

„Oder laß Er ihn doch kommen!"

Der Diener verbeugte sich und eilte in das Vorzimmer.

„Weihe ist eine edle Seele!" — sagte jetzt der junge Mann. — „Er weiß zu fühlen, wie ich ... er schwärmt, gleich mir und allen wahrhaft Gebildeten, für das herrlichste Buch der Zeit: für die Leiden des jungen Werther's und sein Herz blutet mit diesem Unglücklichen. Nur etwas gar zu fromm scheint er mir zu sein."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Flügelthüre und der Diener ließ Weihe eintreten.

Der Candidat war ein junger, langer und hagerer Mann, ärmlich gekleidet und von schlechten Aussehen. Die Züge des blassen eingefallenen Gesichtes trugen das Gepräge religiöser Schwärmerei, dem jener Ausdruck der im Staube seufzenden Sündhaftigkeit nicht fehlte. Geist war hier wohl nicht zu suchen, doch hatte sich Weihe durch Fleiß schöne Kenntnisse angeeignet, die nur etwas zu verwirrt in seinem Kopfe Platz gegriffen hatten. Godard gebrauchte den armen, mit den Sorgen des Lebens schwer ringenden Menschen seit Jahren: a n g e b l i c h, um ihm bei seinen Studien zur Hand zu sein; in der That aber war es der Candidat, der schon früher Godard's sammtliche Aufgaben fertigte und jetzt überhaupt Alles für den jungen Grafen besorgte, was mit dem geistigen Schaffen zusammenhing, welches von jenem gefordert wurde.

So war Weihe eigentlich Vorleser, Secretair und geistlicher Rath des jungen Grafen Spiegel; und er war es aus edler Absicht, denn das was er hier verdiente, wurde von dem Armen zur Erhaltung seiner drei jüngeren Geschwister verwendet, die er seit dem Tode der Eltern zu sich genommen und ernährte.

„Nun Weihe!" — rief dem devot eintretenden jungen Manne Godard jetzt entgegen — „was führt Ihn heute so frühe zu mir?"

„Gräfliche Gnaden haben wohl vergessen, daß mich höchstdieselben gestern mit einem Auftrage zu beehren geruhten."

Godard hatte Nichts gehört: „Ich kann nicht beten: Laß mir sie!" — las er halblaut und mit bewegter Stimme in seinem Werther — „und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gib mir sie! denn sie ist eines Andern. Ich witzle mich in meinen Schmerzen herum, wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen."

Der Graf ließ die Hand mit dem Buche sinken, dann rief er mit Enthusiasmus:

„Göttlich! herrlich! unübertrefflich! diese Tiefe des Gemüthes und des Geistes."

„Allerdings, gräfliche Gnaden!" — sagte hier Candidat Weihe in bescheidenem, fast ängstlichem Tone — „aber doch etwas irreligiös!"

„Irreligiös? — wiederholte Godard mit mitleidigem Lächeln.

„Ich kann nicht beten! ... das hätte der junge Werther nie sagen dürfen; denn beten

soll und muß jeder Mensch, der nicht ewig verloren gehen will."

„Weihe!" — fiel hier Godard ungeduldig ein — „hat Er mir eben nicht Etwas sagen wollen?"

„Ja, gräfliche Gnaden! Ich wollte sagen: das Gebet ..."

„Nicht doch! ... Mir ist, als hätte ich Etwas von einem Auftrage gehört, den ich Ihm gegeben. Ich entsinne mich nicht mehr ..."

Der Candidat neigte betrübt das Haupt und der Zug um seine Mundwinkel sagte: „Herr, erbarme dich unserer Sünden."

„Nun?" — rief der Graf mit unwilliger Miene.

„Es war Ew. Gnaden Auftrag an die jungen Herren von Humboldt's und ihren Hofmeister, in Betreff der Theilnahme an einem zu eröffnenden Cursus im Tanzunterrichte."

„Richtig! richtig!" — rief Godard, aus dem Fauteuil, in dem er bisher gesessen, aufspringend. — „Die kleine göttliche Rahel Levin hat ja ihr Engelsköpfchen darauf gesetzt, daß die Beiden Theil an der Tanzstunde nehmen .... wo nicht .... will sie auch keinen Theil nehmen."

Der junge Graf Spiegel ging einigemale im Zimmer auf und ab; dann blieb er in einer Fensternische stehen, nahm einen zierlichen Blumenstrauß aus einer kleinen chinesischen Vase, roch gedankenlos an demselben und sagte:

„Ich sollte eigentlich über dies Verlangen meiner süßen kleinen Lotte eifersüchtig sein .... und doch .... die bewußte Tanzstunde muß um jeden Preis zu Stande kommen! ..... Uebrigens" — fuhr Godard mit selbstgefälligem Lächeln fort, indem er an einem großen Spiegel vorüberging und einen flüchtigen Blick hineinwarf — „ich habe doch wohl diese beiden Landjunker nicht zu fürchten."

Er war mit diesen Worten bis nahe vor Weihe gekommen, was ihn daran erinnerte, daß er ja eigentlich das Resultat der Sendung noch gar nicht erfahren habe. Er frug also den Candidaten darum und dieser berichtete: daß der Hofmeister für die beiden Herren von Humboldt zugesagt habe, obgleich die jungen Herren, wie es ihm wenigstens geschienen, gar nicht so verlegen auf die Tanzstunde gewesen seien.

„Desto besser!" — dachte Godard und seine Gedanken waren bereits schon wieder bei der lieblichen kleinen Rahel, mit der er sich schon in den holdesten Verschlingungen des Tanzes erblickte.

Als er nach längerer Zeit zum klaren Bewußtsein des Augenblickes zurückkam, hatte ihn der Gedankengang wieder zu Werther's Lotte geführt. Er warf sich abermals in den Fauteuil, seufzte tief auf und winkte dann dem Candidaten das Buch zu nehmen und sich ihm gegenüber zu setzen.

„Les' Er mir das nächste Stück vor!" rief hierauf Godard. — „Ich kann es zwar fast auswendig; aber meine Seele bedarf dieser Lectüre, wenn sie nicht verschmachten soll."

Der Candidat verneigte sich beistimmend, ohne jedoch ein Wort zu sagen, weil er den Vorwurf der Irreligiosität nicht wieder beibringen wollte und las:

„Ich soll, ich soll nicht zu mir selbst kommen! wo ich hintrete, begegnet mir eine Erscheinung, die mich aus aller Fassung bringt. O Schicksal! o Menschheit!"

„Gerade wie mir!" — murmelte voll Sentimentalität der junge Graf, indem er, tiefaufathmend, seinen blonden Kopf auf den linken Arm stützte.

Candidat Weihe las weiter:

„Ich gehe an dem Wasser hin, in der Mittagsstunde; ich hatte keine Lust zu essen. Alles war öde, ein naßkalter Wind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein.

Von Ferne sah' ich einen Menschen in einem grünen, schlechtem Rocke, der zwischen den Felsen herumkrabbelte und Kräuter zu suchen schien.

Als ich näher zu ihm kam, und er sich auf das Geräusch, das ich machte, herumdrehte, sahe ich in eine interessante Physiognomie, in

der eine stille Trauer den Hauptzug machte, dies aber sonst nichts, als einen geraden guten Sinn ausdrückte.

Seine schwarzen Haare waren mit Nadeln in zwei Rollen gesteckt, und die übrigen in einen starken Zopf geflochten, der ihm den Rücken herunter hing.

Da mir seine Kleidung einen Menschen von geringem Stande zu bezeichnen schien, glaubte ich, er würde es nicht übel nehmen wenn ich auf seine Beschäftigung aufmerksam wäre, und daher fragte ich ihn, was er suche?

Ich suche — antwortete er mit einem tiefen Seufzer — Blumen ..... und finde keine.

Das ist auch die Jahreszeit nicht, sagte ich lächelnd.

Es giebt so viele Blumen entgegnete er, indem er zu mir herunterkam. In meinem Garten sind Rosen, Jelängerjelieber zweierlei Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, sie wachsen wie Unkraut; ich suche schon zwei Tage darnach und kann sie nicht finden. Da haußen sind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tausendguldenkraut hat ein schönes Blümchen. Keines kann ich finden.

Ich merkte etwas Unheimliches und darum frug ich durch einen Umweg: Was will Er denn mit den Blumen?

Ein wunderbares zuckendes Lächeln verzog sein Gesicht.

Wenn Er mich nicht verrathen will, sagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, ich habe meinem Schatz einen Strauß versprochen.

Das ist brav.

O sie hat viel andere Sachen, sie ist reich. Und doch hat sie Seinen Strauß lieb?

O! fuhr er fort, sie hat Juwelen und eine Krone.

Wie heißt sie denn?

Wenn mich die Generalstaaten bezahlen wollen versetzte er, ich wär' ein anderer Mensch! Ja, es war einmal eine Zeit, da mir es so wohl war! Jetzt ist es aus mit mir. Ich bin nun .....

Ein nasser Blick zum Himmel drückte alles aus.

Er war also glücklich? — frug ich.

Ach ich wollte ich wäre wieder so! da war mir es so wohl, so lustig, so leicht wie einem Fisch im Wasser!

Heinrich! rief jetzt eine alte Frau, die den Weg herkam, Heinrich! wo steckst du? wir haben dich überall gesucht, komm zum Essen!

Ist das Euer Sohn? — frug ich, zu der Alten tretend.

Wohl, mein armer Sohn! — versetzte sie. Gott hat mir ein schweres Kreuz aufgelegt.

Wie lange ist er so?

So stille — versetzte sie — ist er nun ein halbes Jahr. Gott sei Dank, daß er nur so weit ist; vorher war er ein ganzes Jahr rasend, da hat er an Ketten im Tollhause gelegen. Jetzt thut er Niemand etwas; nur hat er immer mit Königen und Kaisern zu schaffen. Er war ein so guter und stiller Mensch, der mich ernähren half, und eine schöne Hand schrieb, und auf einmal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei, und nun ist er, wie Sie ihn sehen!

Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage:

Was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er so glücklich, so wohl darin gewesen sei?

Der thörichte Mensch! — rief sie mit mitleidigem Lächeln — da meint er die Zeit, da er im Tollhause war, wo er nichts von sich wußte.

Das fiel mir auf, wie ein Donnerschlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand und verließ sie eilend."

Der Candidat hielt einen Augenblick an. Es war ein ganz eigener, fast beängstigender Ausdruck, der jetzt in seinen Zügen lag: etwas selig Lächelndes und doch auch etwas Wirres, was wohl jeden Anderen, als den jungen Grafen, unwillkürlich an den eben beschriebenen Wahnsinnigen erinnert hätte. Aber Godard schwamm in solcher Rührung, daß

er im Geiste mit Werther der armen Frau die Hand drückte.

Als Weihe immer noch schwieg und stieren Blickes vor sich hinstarrte, rief er endlich

„Nun, Candidat, les' Er weiter! Mein Herz ist so gepreßt, daß es zerspringen möchte. Es ist doch ein göttliches Buch, der Werther. Auf jeder Seite kann man in den tiefsten Gefühlen schwärmen und schwelgen. Wenn ich nur wüßte, wie er wirklich geheißen."

„Glücklich!" — murmelte der Candidat — „da er nichts von sich wußte."

„Weiter! weiter!" — rief Godard.

Weihe las: „Da du glücklich warst! .... Gott im Himmel! Hast du das zum Schicksale der Menschen gemacht, daß sie nicht glücklich sind, als ehe sie zu ihrem Verstande kommen und wenn sie ihn verlieren? — Elender, und auch wie beneide ich deinen Trübsinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verschmachtest! Du geh'st hoffnungsvoll aus deiner Königin Blumen zu pflücken .... im Winter .... und trauerst, da du keine findest, und begreifst nicht, warum du keine finden kannst. Und ich — gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus, und kehre wieder heim, wie ich gekommen bin. Du wähnst, welcher Mensch du sein würdest, wenn die Generalstaaten dich bezahlten. Seliges Geschöpf! das den Mangel seiner Glückseligkeit einem irdischen Hinderniß zuschreiben kann. Du fühlst nicht! du fühlst nicht! daß in deinem zerstörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können."

„Göttlich! göttlich!" — rief hier der junge Graf Spiegel — „ganz mir aus der Seele gesprochen! Trage ich nicht auch in meinem zerrütteten Gehirne mein Elend, von dem mir alle Könige der Erde nicht helfen können .... sie! .... sie ausgenommen!"

Candidat Weihe blickte den jungen Mann bei diesen Worten erstaunt an:

„Sie, Herr Graf?" — frug er dann gedehnt. — „Versündigen Sie sich nicht gegen die Güte des Herrn! Was sollte Ihnen an Ihrem Glücke fehlen?"

„Ach!" — seufzte Godard — „viel, sehr viel!"

In diesem Augenblicke hub der Papagei wieder sein abscheuliches, gellendes Schreien an, das wie ein höhnisches Lachen klang und rief:

„Lotte! Lotte!"

Godard ward feuerroth: — „Dummes Thier!" — schalt er dann — „schweige!" Aber in seinem Herzen tönte es nach:

„Rahel! Rahel!"

„O, glücklich ist der" — hub der Candidat wieder an — „den Gottes Güte, so wie Sie, Herr Graf, mit allen Schätzen der Erde überdeckt hat."

„Er weiß nicht, was Er sagt!" — rief Godard empfindsam. — „Alle Schätze der Welt vermögen uns nicht glücklich zu machen, wo das höchste Gefühl der Seligkeit, wo die Blüthe irdischen Daseins, wo die Liebe fehlt. O! ...."

„Lotte! Lotte!" — rief der Vogel.

„Gewiß, gräfliche Gnaden haben recht!" — sagte der Candidat mit Weihe. — „Die Liebe ist des Lebens Krone, und was sie für das Menschenherz ist, dies zeigt ja dies Buch unübertrefflich schön. Aber über der irdischen Liebe steht doch immer noch die Liebe zu Gott!"

„Allerdings!" — sagte Godard mit einem Anflug von Rührung — „aber sie muß sich erst an der irdischen Liebe emporranken."

„Die irdische wird aus der göttlichen geboren!" — rief hier mit Emphase Candidat Weihe und seine Augen erglänzten wieder in jenem beängstigenden Lichte. — „Darum kenne ich auch eigentlich nur zwei Bücher, die es werth sind, die Zeit zu überdauern."

„Und die wären?"

„Die Bibel und die Leiden des jungen Werther!"

Der Vogel schrie, indem er sich in seinem Ringe mit ausgelassener Lust schaukelte und mit den Flügeln wie besessen drein schlug, und hörte mit seinem: „Lotte! Lotte! Lotte!" — was ihm der junge Herr Graf bei Bisquit und Zucker gelehrt hatte — gar nicht mehr

auf. Godard schellte und befahl dem eintretenden Diener, das lästige Thier zu entfernen.

Der Lakai that es, während Papchen jetzt ein „Spitzbube!" über das andere rief.

„Er ist Schwärmer!" — sagte der junge Graf jetzt zu dem Candidaten.

„O, dann ist es eine süße Schwärmerei!" — rief dieser und seine Augen suchten den Himmel. — „Aber was ich in meinem an Sorgen, Noth und Kummer so reichen Leben an Seligkeit genossen, das sog ich aus diesen beiden Büchern, und das Ergebniß ist: das Höchste im Himmel und auf der Erde ist die Liebe. Nur wer in der Liebe ist, ist selig, und da Gott die höchste und reinste Liebe ist, so ist auch nur Derjenige wahrhaft selig, der bei Gott ist. Ja!" — rief hier der Candidat in seltsamer Ergriffenheit — „wissen gräfliche Gnaden, was mir für ein Gedanken kommt, so oft ich ein kleines Kind sehe? ..."

„Nun!" — sagte Godard, dem es unbehaglich bei diesem Gespräche ward.

„Mir kommt dann immer der Gedanke: ob es nicht ein verdienstliches und gottgefälliges Werk sei, es um das Leben zu bringen!"

„Weihe!" — rief Godard entsetzt und erhob sich aus dem Fauteuil.

„Dann wäre es bei Gott, allen Sünden und Lastern der Erde überhoben" — rief der Candidat mit gefalteten Händen und unheimlich leuchtenden Augen — „und den Englein des Himmels beigesellt!"

Der junge Graf ergriff rasch die silberne Schelle und klingelte heftig. Der Lakai trat ein.

„Der Kammerdiener!" — herrschte er laut — „ich will mich ankleiden."

Und mit einem leisen Kopfnicken gegen Weihe verließ er das Zimmer. Deutlich hörte man im Nebengemach den Papagei lachen und sein „Lotte!" — „Lotte!" rufen. — — —

Der alte General hatte sich unterdessen mit Hülfe seines treuen Herwisch angekleidet, die üblichen zwei Frühstückspfeifen waren beiderseits geraucht und nun kam der alltägliche Spaziergang.

„Und wo wollen wir heute?" ... — frug der General.

Herwisch verstand ihn schon, auch ohne daß das „hingehen" nachfolgte.

„S'ist Mittwoch!" — sagte der Diener und strich sich den langen grauen Schnurrbart. — „Ich denke der erste Gang ..."

„Hast Recht, Alter. Die Jahre schwächen mein Gedächtniß, und ... alle Donner und Wetter ... so Etwas sollt' ich nicht vergessen. Mittwochs Morgens Besuch bei den noch in der Hauptstadt lebenden Invaliden von Molwitz, Strigau, Sorr und Kesselsdorf, um ... Himmel-Schwerenoth ..."

„Na!" — rief Herwisch freudig — „nu haben der Herr General auch mal Etwas verschluckt: um die alten Tapferen durch den Besuch zu erfreuen und nachzusehen, ob ihnen Nichts abgeht; denn ..."

„Halt's Maul, alte Base!" — brummte der General. — „Ist das nicht meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit? Für was hat mir denn Gott den Plunder ... Kreuz-Schwerenoth-Millionen-Schock-Donnerwetter! ..."

„Na, nur immer geflucht!" — sagte Herwisch ruhig — „S' gibt doch keine bessere Seele als ..."

„Hast Du eine Rolle Geld eingesteckt, damit wir ..."

„Wie immer. Es wird schon ..."

„Nicht zu wenig? damit ... Bomben und Granaten! ..."

„Alles in Ordnung."

„Nun, so komm, denn ..."

Aber der General blieb bei diesen Worten plötzlich stehen und seinen Diener an einem Knopfe seines alten, abgetragenen militairischen Rockes fassend, sah er Herwisch schmerzlich an und sagte:

„Alter! der Gang fängt mir an sauer zu werden. Ich weiß nicht ... alle Millionen-Kreuz-Schwerenoth! ..."

„Halten zu Gnaden, Herr General, so will ich's allein ..."

„Esel!" — rief der Alte — „meinst Du wegen ......„ und er deutete auf die Füße.

Der Diener nickte.

„Bist ein Narr!" — rief der Graf — „die gehen noch mit; aber ... Potz Blitz und Granaten! ..."

„Weiß schon!" — versetzte der Unteroffizier und seine Stimme ward etwas unsicher. — „Von wegen der großen Armee da drüben· S' wird immer ..."

„Lichter unter den Wenigen!„ — brummte der General. — „Und das will mir schier das Herz ... Himmel = Kreuz = Schwerenoth, Kerl, Er hat da was im Auge schwimmen. Laß er mich ... oder es soll Ihn ... ein alter Soldat ... Heiducken = Sacrament.

S' war nur ein versteckter Nieser!" — sagte Herwisch verlegen; obgleich er auch bei dem General etwas ähnliches gesehen zu haben glaubte.

„Na!" — rief der General — „es thut einem immer leid, wenn so Einer nach dem Andern dem letzten Appel folgt. Wer weiß ... Donner und's Wetter! ..."

Und der General ging bis zur Zimmerthüre; hier aber blieb er plötzlich noch einmal stehen und rief mit commandirender Stimme:

„Halt!"

Herwisch stand wie eine Mauer.

"Linksumkehrt!" — rief der General.

Der Unteroffizier gehorchte.

„Vorwärts marsch, nach meinem Pult und noch eine ..."

Herwisch marschirte festen Schrittes auf den Pult seines Herrn zu, griff in die Tasche, zog den Schlüssel, den er seit Jahren bei sich führte, heraus, öffnete und nahm noch eine zweite Geldrolle, die er dann ruhig einsteckte.

„Recht!" — sagte der Alte. — „Niemand kann wissen, wenn der Tod auch für uns zum Abmarsch bläs't. Es wird gut sein ... Bomben und Granaten ..."

Aber jetzt fühlte sich der alte Diener doch zu tief ergriffen, um seine innere Bewegung länger zurückzuhalten: „Herr!" — rief er daher und jetzt funkelten wirklich ein paar helle Thränen in seinen Augen. — „Gott mög' es Ihnen lohnen, Sie sind der edelste ..."

„Dummheit!" — rief der General. — „Ein Schurke ist der, dem Gott Reichthum gegeben und der ihn nicht anwendet, auch Andere zu beglücken. Komm, und wenn ein altes treues Heldenauge heute freudig aufblitzt, dann ... alle Herr = Gott = Himmel = Sacrament = Donnerwetter! ..."

Und während der General und sein Diener abdrückten, grollte ihnen noch ein Halbdutzend Flüche wie ferner Kanonendonner nach.

Die Tanzstunde.

Der Tanz ist sicher einer der ältesten Künste der Welt, und Simonides — einer der größten lyrischen Dichter zur Zeit der höchsten Blüthe des politischen und literarischen Lebens in Griechenland — nennt ihn sehr schön: eine stumme Poesie. David tanzte vor der Bundeslade, wie Ludwig der XIV. im Ballet; Sokrates, den doch das Orakel den Weisesten der Weisen nennt, lernte von Aspasia tanzen und selbst in Xenophons Gastmahl wird getanzt. Der hohe Orden des blauen Hosenbandes wurde tanzend gestiftet; Thiere tanzten, der Sage nach, wenn Amphion seine Leyer schlug; wie die Sphären, Sonne Mond und Sterne nach des Dichters Lied; in der heiteren Lust des Weines tanzt sogar der Greis noch, bis zuletzt Alles mit ihm tanzt, und wer kennt die berühmten Todtentänze des Mittelalters nicht, in welchen weder Kaiser noch Papst, weder König noch Bettler, weder Reich noch Arm, weder Mann noch Weib dem letzten Tänzchen mit Freund Hain entgeht.

Die Alten kamen zusammen und tanzten, weil sie froh waren; wir tanzen, um froh zu werden. Wie tief aber das Tanzen in der Natur des Menschen begründet ist, beweisen am schlagendsten die wilden Völker. Sie

mischen überall Tänze ein. Ist ein Krieg erklärt, so äußern sie ihre Freude darüber durch den wilden Kriegstanz, und opfern sie den Göttern oder feiern sie einen Sieg oder sonst ein Fest, so geschieht es durch eigene bezeichnende Tänze. Ist Einer krank, so schreibt ihm der Priester einen Tanz vor, und ist der Kranke zu schwach, so tanzt der Priester für ihn, wie er für uns ... trinkt.

Nur wenige Töne mit einer heiteren Musik und das kleine Mädchen, das noch mit der Puppe spielt, fängt mit dieser zu tanzen an! Nur wenige Töne einer heiteren Musik ..... und unsere Füße bewegen sich unwillkürlich rhythmisch mit!

Aber der Tanz, von einem höheren Standpunkte aus betrachtet, ist noch mehr: zählt er doch alsdann in der That unter die Künste. Er wird dann zu der Kunst, nach gewissen rhythmischen Gesetzen die Füße und den Körper schön und graciöse zu bewegen.

Er unterscheidet sich alsdann von der Mimik und Pantomimik dadurch, daß jener nicht in zufälliger Willkür der Bewegung, sondern in streng taktmäßiger Abgemessenheit besteht. Er gehört ferner zu denjenigen Künsten, welche in Zeit und Raum zugleich dargestellt werden und zu dem Maße der Bewegung die Art und Weise, die Qualität derselben hinzunehmen. Wenn ursprünglich jede Bewegung unwillkürlich uns anspricht, so muß es vornehmlich diejenige, welche in einer schönen geregelten Form uns entgegentritt.

Doch wäre die Bewegung allein noch nicht Kunst, da das Wesen der Kunst stets in der äußeren Darstellung von etwas Innerlichem, Geistigem, Göttlichem besteht. Auch der Tanzkunst, als wahrhafter Kunst, liegt daher etwas Geistiges zu Grunde: eine Reihe von Empfindungen, in deren Folge die menschliche Phantasie eine Reihe schöner Stellungen und rhythmischgeregelter Bewegungen des Körpers schafft.

Dies alles kann nun freilich von den Tänzen unserer Zeit und unserer Salons nicht gesagt werden, da Tänze, wie Walzer, Galoppade, Polka u. s. w., in der That nichts als eine geistlose Regelmäßigkeit der Körperbewegung sind, bei welchen, selbst die Schönen, gleich den Mänaden oder Bacchantinnen rasen, nur daß sie statt des Thyrsus das Taschentuch schwingen, um den Schweiß zu trocknen und endlich athemlos niederzusinken.

Ganz anders war dies übrigens gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, namentlich in den achtziger Jahren, in welchen sich nach allen Seiten hin die Macht der Empfindung und das Schaffen der Phantasie ungewöhnlich stark offenbarte. Die allgemein herrschende Sentimentalität, die pedantisch-süßliche Kurmacherei, das Zopf- und Reifrockwesen charakterisirte sich vorzüglich in dem Menuet, diesem wunderschönen Sinnbilde der Philosophie, bei dem man nach hundert Touren und zierlichen gelehrten Pas, doch immer wieder .... auf den alten Fleck kommt. Aber das Streben jener Zeit nach Gefühl und Gefühlsausdruck, nach Erregung der Phantasie und ihrem in das Leben treten in schöner Form, durchgeistigte auch damals den Tanz und erhob den Menuet zu einem wirklichen Kunstgebilde.

Tanzen, schön tanzen, den Menuet ausgezeichnet tanzen, gehörte daher damals par excellence zum Anstand und bon ton.

Niemand von Bildung konnte sich hier ausschließen, und wer von den jungen Leuten und namentlich von den jungen Damen hätte dies denn auch gewollt?

O! die ersten Tanzstunden sind ja mit die ersten duftigen Blüthen in der Frühlingszeit des Lebens. Die Poesie der Jugend überschüttet sie mit dem Zauber der Neuheit und jener seligen, keuschen Liebesahnung, die sobald in den Stürmen des Lebens verweht und deren Rückkehr wir in späteren Jahren oft mit Thränen erflehen möchten!

Davon ahnten freilich Wilhelm und Alexander von Humboldt nichts. Ihre Erziehung war im Ganzen zu ernst, ihr Streben und Wesen zu still und tief gewesen, als daß sie sich nach Vergnügungen, wie der Tanz, hätten sehnen sollen. Jetzt nahmen sie die Betheiligung an dem Tanzunterrichte auf Kunth's

Wunsch und Rath als eine Nothwendigkeit im Bereiche der gesellschaftlichen Ausbildung und als eine gesunde körperliche Uebung an.

Aehnlich dachte Rahel Levin, für die das Interesse an dem erwähnten Unterrichte nur dadurch wuchs, daß er ihr eine Annäherung an die beiden netten jungen Leute, die sie auf der Revue von Spandau in einer so eigenthümlichen Lage zum erstenmale gesehen, verschaffen sollte. Bei der Briest und dem jungen Grafen Spiegel wirkten schon tiefere Motive; bei Johanna's Bruder aber, der, trotz seiner Jugend, schon weit in die unterirdischen Laufgräben des sinnlichen Lebens gerathen war und unter dem oberflächlichen Schliff der sogenannten feinen Welt ein verdorbenes Herz barg, gab das lüsterne Verlangen, auf erlaubte Weise in intime Berührung mit schönen Mädchen zu kommen, den Ausschlag. Wo Godard in Sentimentalität seufzte und schwärmte, spottete der junge blasirte Diebold von Briest, den die Empfindsamkeit der Zeitrichtung bei seiner sinnlichen Natur nur zu schnell dahin gebracht hatte, reelle Empfindungen allen Phantastereien vorzuziehen.

„Bah!„ — hatte Diebold gegen die liebliche Rahel geäußert, als diese im Anfang keine Lust zeigte, sich dem Unterrichte anzuschließen — „tanzen gehört ja zum bon ton!"

„Was ist bon ton!" — entgegnete Rahel lächelnd. — „Es gibt ein Sprichwort das heißt: Quand le bon ton parait, le bon sens se retire."

„Sie sind eine kleine Verrätherin an der feinen Welt!" — hatte Diebold darauf spöttelnd gesagt. — „Guter Ton ist ein mystischer Begriff, zu dessen Vorrechten gerade mitgehört, niemals zu definiren und nie definirt zu werden; höchstens läßt sich sagen, was er nicht ist!"

„Da mögen Sie recht haben!" — rief hier Rahel. — „So viel ich wenigstens davon verstehe, die freilich die Nase noch wenig in die Welt gesteckt hat, so kommt es mir fast vor, als ob bon ton in dem Umgange nicht Witz, in den Sitten nicht Höflichkeit, in der Aufführung nicht Geschicklichkeit, aber von allem dem Etwas sei."

„Sie sind auf dem besten Weg, den Nagel auf den Kopf zu treffen!" — entgenete der junge Briest lachend, indem seine Blicke die zierliche Gestalt Rahels gierig verschlangen. — „Der bon ton kommt eigentlich nur Leuten von einem gewissen Range zu, die auf eine gewisse Art leben, mit gewissen Personen umgehen, die gewisse Tugenden nicht haben, aber gewisse Laster, hof- und stiftsmäßige, l'hombrefeste, theewasserdichte, ... Leutchen mit Bändern, Orden und Conversationsbrillen: Damen von ...."

„Und ich glaube" — fiel hier Rahel ein — „daß es zum bon ton gehört, gerade hier abzubrechen. Das Seiltanzen ist eine halsbrechende Kunst und die des bon ton ganz gewiß eine charakterbrechende."

„Kann sein!" — sagte Diebold spöttelnd — „aber ohne Komödiantenstreiche und Seiltänzerkunststückchen kann nun einmal die „gute Gesellschaft" nicht bestehen, wie es ja auch zum bon ton gehört, Wärme und Theaterfreundschaft zu heucheln .... während man die größte Kälte im Herzen trägt."

Es war ein gewisser eisiger Hauch, der für Rahel immer von Diebold ausging und bei allen seinen Reden und Scherzen, Artigkeiten und Plattheiten ihr Herz wie erkältend berührte. Auch bei diesem Gespräche ging es so. Sie schwieg und zog sich aus der geistig und sittlich erkältenden Sphäre zurück. Auch in der Tanzstunde that sie dasselbe, so oft sich ihr Diebold nahte, der ihr sichtlich den Hof machte. Aber er war ja nicht der einzige Anbeter Rahels! Fast schrecklicher noch ward ihrer gesunden einfachen Natur der junge Graf Spiegel, der sie mit seinem schmachtenden und liebegirrenden Wesen fast vertrieben hätte.

Nur zwei Menschen hielten sie in der Tanzstunde — denn Unterricht bedurfte sie auch hier nicht, da ihr ursprüngliches Wesen wie von der Natur schon von vornherein in alle Mysterien der Tanzkunst eingeweiht schien —

und diese beiden Menschen waren, der jüngere von Humboldt und der Tanzmeister. Letzterer freilich gab nur die komische Figur ab und die Zielscheibe für Rahels Witz. War er doch unvergleichlich mit seinem: „Que de choses dans un Menuet!" oder: „Monsieur, vous sautez! O! on ne dans qu'en France!"

Monsieur Ravage, Professeur de dans, war dabei der Typus eines Tanzmeisters und eines Franzosen: unstät, unruhig, immer zwischen Zuviel und Zuwenig hin und her schwankend, ein wahrer Repräsentant der bei ihm in's Lächerliche gehenden Ueberfeinerung, der Eitelkeit, Eigenliebe und Artigkeit. Auch das Windbeutliche der Franzosen hatte er ganz und jene compromittirende Zuversicht bei einer erschreckenden Oberflächlichkeit und Leere des Kopfes.

Wie oft doch lachte Rahel über ihn und flüsterte Johana oder Henriette zu:

„Wie recht hat doch Jean Jacques, wenn er sagt: „Le premier merite est de bien babiller; on est dispense de penser, pourvu qu'on parle!*)

Unaufhörlich ging es bei ihm: „Il n'y a que le premier pas qui coute!" — „Toujours va, qui dans!" („Wer tanzt, kommt vorwärts!" Das berühmte Wort, auf welches hin der Fürst von Ligne auf dem Wiener Congreß das noch berühmtere Witzwort machte: „Le Congres dans, mais il ne vas pas!" — „Der Congreß tanzt, aber er kommt nicht vorwärts.")

War aber Monsieur Ravage in rosiger Laune, so sang er wohl mit seiner fadendünnen Stimme ganz leise und zart, indem er mit den beiden Händen den Tact zum Tanze schlug:

„Ce monde n'est qu'un grand bal,
Chacun s'y masque bien on mal,
D'une vaine parade,
Et bon, bon, bon,
S'y meprend-t-on!
Ce n'est que mascarade!"**)

*) Als erstes Verdienst gilt: gut zu schwätzen; man braucht nicht zu denken, vorausgesetzt, daß man schwätzt.

**) „Die Welt ist nur ein großer Ball.
Stets sind maskirt die Menschen all
Zur eitelsten Parade.
Gut ist es doch'
Täuscht man sich noch:
S'ist doch nur Maskerade!"

Wie sich von selbst versteht, war diese Figur ein köstlicher Fund für Rahels Witz und Laune; da aber Witz und Laune, die beiden Haupthebel in der Welt des Lächerlichen sind, so kann man sich denken, welche köstlichen Früchte der reichen und reizbaren Einbildungskraft Rahels sie hier trieben.

Bald herrschte bei jeder dieser Zusammenkünfte, die unter den Augen von Johanna's Mutter stattfanden, ein so köstlicher, jugendfrischer Humor, ein so heiteres, von Rahel Levin, Henriette Herz und der Briest ausgehendes und von den beiden jungen Humboldt's, sowie von Diebold erwiedertes geistiges Leben, daß diese Zusammenkünfte Allen von Stunde zu Stunde lieber wurden. Der Witz ist ja ein Kind, das zwischen Rechenpfennigen und Dukaten keinen Unterschied macht, wenn er sich nur ergötzen und spielen kann; Witz gedeiht nur in freier und sorgenloser Stimmung, wenn das Gemüth ruhig und von keiner wirklichen Leidenschaft zerrissen ist; wo hätte er daher ein besseres Feld, als in diesen jugendlichen, noch so ganz unverdorbenen Herzen finden können? Nur bei Diebold von Briest ward er manchmal zum schneidenden Messer und zum vergiftenden Biß der Schlange.

Darum aber kümmerte sich alsdann Niemand, und so bildeten die Tanzstunden — in deren Verlängerung oft noch sehr nette Gesellschaftsspiele, wie Charades en action, mit Geist ausgeführt wurden — die hellleuchtenden Sterne in dem damaligen Jugendleben aller dieser jungen Leute.

Und doch war dies nur die leicht bewegte, sonnenbeglänzte Oberfläche des hier so frisch und freudig strömenden Lebens: in seinen Tiefen regten sich noch ganz andere Dinge riefen die leise aufkeimenden Leidenschaften in den jugendlichen Gemüthern die süßesten Ahnungen, Seligkeit und tiefe Schmerzen wach. Das Leben mit seiner größten Frage pochte ja schon hie und da an; die räthselbrütende Sphynx fing an, ihr Haupt zu erheben. Daß der junge empfindsame Graf Godard von Spiegel in Rahel seine „Werther-Lotte" sah, und die Arme mit seinen verliebten

Blicken und schwärmerischen Huldigungen fast zur Verzweiflung brachte, wissen wir. Vergeblich schoß sie ihres Witzes, ihres Spottes Pfeile auf ihn ab, der Panzer seiner Sentimentalität war undurchdringlich und seine sehnsüchtig-schmerzliche Liebe zu Rahel wuchs, je mehr sie ihn zurückstieß. Schneller fertig ward sie mit Diebold von Briest, dessen oft kecker und lasciver, wenn auch unter den Formen des Anstandes verborgener Annäherung sie eine solche Kälte entgegensetzte, daß Diebold, der schon tiefere Blicke in das Leben gethan hatte gar bald wußte woran er war. Dieses Zurückstoßen aber schlug nun in ihm, wie in allen solchen Naturen, von einem Extrem in das andere über: die leidenschaftliche Zuneigung verwandelte sich in Bitterkeit und diese in Haß gegen denjenigen, der ihm dies Herz entführt. Diebold von Briest war indessen klug genug, einzusehen, daß er Rahel nicht über Godards Bewerbungen verloren. Er erkannte recht gut den Grund ihrer Abneigung gegen ihn in der Reinheit ihrer Seele; da ihn diese Seelenreinheit aber ärgerte, so nahm er sich vor, sie — wo und wie nur immer möglich — zu untergraben, zugleich aber Denjenigen zu verderben, dem das holde Mädchen seine unschuldige Neigung zuwenden werde. Für diesen erkannte sein scharfer Blick aber gar bald den jüngsten der beiden Humboldts.

Und in der That! Rahel fühlte sich von Alexander von Humboldt angezogen, sowohl seinem äußeren als inneren Wesen nach. Die wirklich liebenswürdige Bescheidenheit und Güte des jungen Mannes, die auch so ganz dessen gemüthlich - freundlichen Zügen entsprach, sein genialer heller Blick, die Schärfe seines Verstandes, die Klarheit und Schönheit, mit welcher er sich auszudrücken wußte, und die heitere, humoristische, ja schalkhafte Laune, die sich oft bei all seinem sinnigen Ernste — namentlich in diesen Stunden — geltend machte, gewann ihm rasch das kleine Herz der hübschen und geistreichen Levin. Von äußeren Zeichen dieser aufkeimenden Neigung war freilich nicht im Entferntesten die Rede; schlug sie jetzt doch erst in dem jugendlichen Mädchenherzen die ersten zarten Wurzelfasern. Alexander selbst aber hatte keine Ahnung davon. Rahel gefiel ihm sehr gut; sie war ihm unbedingt die liebste unter den jungen Damen, die er bis jetzt hatte kennen gelernt; er schätzte ihren Verstand, ihren Witz, fühlte sich wohl auch von ihrer Liebenswürdigkeit recht angenehm berührt und angezogen .... damit aber hatte es auch sein Bewenden. Von einem tieferen Eindrucke war bis dahin keine Rede.

Diebold freilich schloß ganz anders, und nahm danach auch seine Maßregeln. Daß seine Schwester und der ältere Humboldt sich ebenfalls zu einander hingezogen fühlten, kümmerte ihn nichts: er brütete nur im Stillen, wie er seine Rache befriedigen, Rahel verderben und Alexander von Humboldt auf das Tiefste kränken könne.

So sang Monsieur Ravage sein:

„Ce monde n'est qu'un grand bal,
Chacun s'y masque bien ou mal,
D'une vaine parade
Et bon, bon, bon,
S'y meprend-t-on!
Ce n'est que mascarade!“

So tanzte, scherzte und lachte man, so pries Jedes der jungen Leute diese Stunden als die heitersten und schönsten der rasch dahin eilenden Jugend — und doch warf ein finsterer boshafter Dämon gerade in diesen schönen Momenten seinen giftigsten Samen aus.

Aber in diesem Leben und in dieser Welt liegen nun einmal Licht und Schatten, das Gute und das Böse dicht nebeneinander und es bleibt uns armen Sterblichen nur der eine Trost, daß der Schatten noch nie das Licht, das Böse noch nie das Gute ganz überwältigen und vernichten konnte.

Fortsetzung folgt.

Clement.

Historischer Roman
von
Stanislaus Graf Grabowski.
Fortsetzung.

Die verwittwete Kriegeräthin von Leibnitz bewohnte ein hübsches, ansehnliches Haus in der Breiten Straße, das ihr Gemahl ihr, freilich ziemlich stark verschuldet, bei seinem Tode hinterlassen hatte, auch sie besaß daher nur ein geringes Vermögen. Sie war eine überaus gutmüthige alte Dame mit einem aus früherer Zeit herübergebrachten lebhaften Hange zur unschädlichen Intrigue, dem sie jetzt auch in der Begünstigung des Verhältnisses beider Liebenden freien Lauf ließ; außerdem liebte sie ihre Nichte aber wirklich zärtlich und fühlte mit dem jungen Mädchen noch einmal die Freuden und Schmerzen der ersten unschuldigen Liebe mit. Ein würdevolles Aeußere, die deutlich auf ihrem Gesicht ausgeprägte Seelengüte, endlich die einfache und doch elegante Matronentracht machten auf Alle, die sie sahen, einen herzgewinnenden Eindruck, der sich bei ihren beiden Schützlingen bis zu einer innigen Anhänglichkeit gesteigert hatte; dabei mußten diese auch ihre überlegende, verständige Ruhe anerkennen, die ihre ungestüme Leidenschaft oft zügelte und ihrem Verhältnisse dadurch einen ungestörten Fortgang sicherte.

Das junge Mädchen, das bisher in dem geschmackvoll und mit Neigung zum Luxus ausgestatteten Wohnzimmer an ihrer Seite gesessen und sich eben ungeduldig erhoben hatte, konnte mit vollkommenem Rechte auf den Namen einer liebreizenden Schönheit Anspruch machen. Emma von Marschall, jetzt im zwanzigsten Jahre, war eine schlanke, wohlgewachsene Blondine mit sprechenden blauen Augen, einem allerliebsten kleinen Munde, der zwei Reihen der blendensten Zähne zeigte, wenn sie fröhlich lachte, wie es ihrem lebhaften Temperament zufolge oft geschah, und einem Teint, dessen zarte, frische Farbe die allgemeine Bewunderung erregen mußte. Ihre reichen Geistesanlagen waren durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet worden, und hatte ihr auch von frühester Jugend auf die Mutter gefehlt, die bald nach ihrer Geburt gestorben war, so hatte doch die Tante es übernommen und glücklich durchgeführt, das ächt weibliche Gefühl in ihr zu erwecken und zu stärken; vom Vater wurde sie als die einzige Tochter verwöhnt und deshalb berührte es Emma auch um so tiefer, daß dieser, der ihr sonst selten einen Wunsch abschlug, jetzt so entschieden auf seiner Weigerung beharrte, ihre Verbindung mit Dumoulin zu gestatten; so vielen Kummer ihr aber auch zu einzelnen Zeiten dieses Verhältniß machte, konnte es doch die lebhafte Heiterkeit des Mädchens nicht ganz scheuchen und oft leuchtete diese in aller ihrer zwanglosen Natürlichkeit so deutlich hervor, daß Dumoulin sich dadurch verletzt und zu dem Glauben geneigt fand, seine Geliebte lege nicht genug Werth auf ihre Liebe und deren Kummer. Nach der damaligen luxuriösen Sitte der vornehmen Stände trug Emma heute ein schweres Kleid von dunkelgrüner Seide, reich mit kostbaren Spitzen garnirt und in unzähligen Falten breit abstehend; die schönen blonden Haare waren von der Stirne zurückgekämmt und gepudert, die breiten Flechten auf dem Hinterkopfe mit feinen goldenen Ketten durchschlungen und darüber war ein weit hinabhängender Gazeschleier mit kunstvollen Stickereien befestigt.

Als Dumoulin eintrat, vermochte sie ihrem schon bis dahin mühsam beherrschten Gefühle nicht länger Zwang anzuthun und stürzte sich mit einem Ausruf der Freude in seine Arme, die sie ebenso feurig umfingen und an sein Herz drückten; er war so vollständig in den Anblick des schönen Mädchens versunken, daß er kaum Zeit fand, die alte Dame flüchtig zu begrüßen, die indessen diese Vernachlässigung zu entschuldigen schien und halb freundlich, halb ängstlich lächelte, denn sie wußte nicht, ob

es jetzt schon Zeit sei, nach der langen Trennung die Gluth der Liebenden durch ein mahnendes Wort zu besänftigen.

Emma hatte den Geliebten neben sich auf das Sopha niedergezogen und mit fast kindlicher Schwatzhaftigkeit fragte sie ihn bald nach seinen Erlebnissen in der letzten Zeit, bald erzählte sie ihm von ihrem eigenen freudelosen Leben im väterlichen Hause während der Zeit seiner Entfernung und wie sie an den vielen Vergnügungen, welche die Stellung des Vaters sie mitzumachen gezwungen, gar keinen Genuß gefunden und ihn immer vermißt habe. In ihrer Freude hatte sie die Abzeichen von Dumoulins Avancement noch gar nicht bemerkt und dieser sah sich genöthigt, sie darauf aufmerksam zu machen und den beiden Damen die ganze heutige Unterredung mit dem huldvollen König zu erzählen, wobei sein Gesicht von Glück und Hoffnung strahlte. Beide Frauen beglückwünschten ihn herzlich, aber doch konnte Emma, als die erste Glückseligkeit der Ueberraschung vorüber war, den sie plötzlich überkommenden Ernst nicht so verleugnen, daß es ihrem Geliebten nicht aufgefallen wäre; er bestürmte sie daher mit Fragen nach seinem Grunde.

— Ich fürchte, Carl, erwiederte sie trübe, daß wir dennoch nichts gewonnen haben, denn wenn der König auch jetzt mit Deinen Dienstleistungen so überaus zufrieden ist, so wird er darin nur um so eher einen Grund finden, Dich von Neuem zu demselben Geschäfte zu verwenden, das Dir so verhaßt ist und uns wieder trennen muß. Er wird sein Wort, was er Dir gegeben, bald vergessen, und sollte er auch wirklich einen Schritt bei meinem Vater thun, wie er ihn andeutete, so, fürchte ich, wird er auf einen hartnäckigen Wiederstand stoßen, denn jener hat sich gar zu bestimmt gegen meine Wahl ausgesprochen und er ist ebenso eigensinnig, wie der König selbst.

— Du kennst den König nicht, rief der junge Mann mit Ueberzeugung; er schätzt die Offiziere, die er für tüchtig hält, über Alles und stellt sie den höchsten Staatsbeamten mindestens gleich; er selbst würde sich durch die Zurückweisung seines Vorschlages durch Deinen Vater tief verletzt fühlen, und es muß Dir bekannt sein, daß er gerade in dieser Beziehung schon oft Gewaltschritte gethan hat, die sich eigentlich gar nicht rechtfertigen ließen.

— Er wird einen solchen bei einem seiner Minister, den er ohnehin liebt, nicht wagen, meinte Emma zweifelnd.

Nur schwer gelang es den Trostgründen des jungen Mannes, das Mädchen zu beruhigen und ihr die Hoffnung einzuflößen, die ihn selbst so lebhaft beseelte; hierin wurde er auch von der alten Dame unterstützt, die ganz seine Ansichten theilte und über das voraussichtliche Glück ihrer Schützlinge frohlockte. Es wurde im gemeinsamen Rathe beschlossen, Dumoulin solle die erste Gelegenheit benutzen, wenn der König guter Laune sei und ihm irgend eine Belobigung zu Theil werden ließe, ihn mit seiner Liebe bekannt zu machen und an sein Versprechen zu erinnern.

Erst spät trennten sich die Liebenden, das junge Mädchen, um in ihr väterliches Haus zurückzukehren, der Offizier, um nach seiner Garnison Potsdam zurückzureiten.

König Friedrich Wilhelm hatte indessen seinen Spazierritt beendet und gleich darauf die Reise nach Berlin angetreten. Er war guter Laune, denn er hatte eben einen Akt der Gerechtigkeit vollzogen, der ihn um so mehr amüsirte, als er einen französischen Tanzmeister getroffen hatte und er diese Nation vorzüglich haßte, da er ein abgesagter Feind ihrer höheren Bildung und Verweichlichung war. Dieser Mann war ihm nämlich zu Pferde am Ende einer langen Straße begegnet, hatte aber, die Begegnung des Königs und dessen Launen fürchtend, schnell sein Roß gewendet und eiligst die Flucht ergriffen; sein Schrecken stieg noch, als er wahrnahm, daß der Monarch, der dies wohl bemerkt haben mußte, ihm seinen Pagen nachsandte, und es ergab sich nun eine vollständige Jagd, der sich der unglückliche Tanzmeister nur dadurch zu entziehen wußte, daß er sein Pferd laufen ließ und sich auf dem Boden eines Häuschens vor der Stadt versteckte. Aber hier durch den Pagen entdeckt und gegen seinen Willen vor den König geführt, mußte

er diesem in seiner Angst nur eine so ungenügende Auskunft über seine Flucht zu geben, indem er meinte, er habe sich vor ihm gefürchtet, daß Friedrich Wilhelm zornerglüht vom Pferde sprang und mit seinem spanischen Rohre den Rücken des Franzosen tüchtig bearbeitete, während er zu wiederholten Malen rief: „Ihr sollt mich lieben und nicht fürchten!" Damit kam der Tanzmeister dies Mal davon, der König aber, dessen Heftigkeit sich bald gelegt hatte, lachte nun selbst herzlich über den ganzen Vorfall und erzählte ihn mit vieler Befriedigung in seinem Tabacks = Collegium in Berlin.

Am nächsten Abend war Soiree bei der Königin Sophie Dorothea und die ziemlich zahlreichen Gäste der höchsten Stände fanden eine Aufnahme, die sich an Einfachheit wohl mit der in einem einigermaßen wohlhabenden Bürgerhause vergleichen lassen konnte, denn der König selbst wollte später erscheinen und es war seiner Gemahlin, die er tyrannisch, wie seine ganze Umgebung, beherrschte, wohl bekannt, wie sehr ihn alle überflüssigen Ausgaben bei einer solchen Gelegenheit aufbringen konnten und er sie dann mit lautem Tadel nicht verschonte. In den einfach ausgestatteten Gemächern bewegte sich eine Gesellschaft von ungefähr hundert Personen, die Herren fast ausschließlich in militairischen Uniformen, die Damen in einem Putze, der bei dieser Gelegenheit weniger überladen war, als es der Geschmack jener Zeit eigentlich erforderte, denn sie fürchteten die Mißbilligung und die gewöhnlich sehr unzarten Spöttereien des Königs. Man beschäftigte sich damit, an den aufgestellten Büffets Erfrischungen zu sich zu nehmen, die in nichts Anderem als Thee und mit Fleisch belegten Butterbroden bestanden, die auf einigen Tischen ausgebreiteten Bilder, meistens auf militairische Gegenstände bezüglich, in Augenschein zu nehmen oder eine geistlose Unterhaltung über Vorfälle des Hofes zu führen. Jedem war die Langweile anzusehen und die tiefen Fensternischen wurden Zeugen manches schläfrigen Gähnens.

Um die Königin hatte sich ein kleiner Kreis von Damen gebildet, die mit ihren beiden Kindern, der Prinzessin Friederike Wilhelmine, einem hübschen, geistvollen Mädchen, und dem schwächlichen, mürrischen Friedrich, tändelten. Die Königin selbst unterhielt sich über die Erziehung ihrer Tochter mit der Frau von Rocoule, ihrer Hofdame, und dem Fräulein Leti, der Gouvernante des Kindes. Sie war eine Frau von hoher, schöner Figur, die einen wahrhaft königlichen Anstand an den Tag legte; ihr von dunkelbraunem Haar eingefaßtes Gesicht von auffallend zarter weißer Farbe war nicht schön, denn ihre Züge waren zu scharf markirt, aber die blitzenden Augen gaben ihr einen ansprechenden Ausdruck.

In dem sie umgebenden Kreise der Damen fielen besonders zwei derselben angenehm auf, obgleich Beide einen ganz verschiedenen Eindruck hervorrufen mußten. Die erste war Emma von Marschal, die wir bereits kennen und von deren mildem, sanften Wesen sich Jeder wohlthuend berührt finden mußte; ihre Nebenbuhlerin, die mit ihr um den Preis der Schönheit wetteiferte, würde diesen unzweifelhaft davongetragen haben, hätte man aus dem begehrlichen Feuer ihrer freien Blicke, den überaus ungezwungenen Bewegungen und der auffallenden Lebhaftigkeit, mit welcher sie ihre Unterhaltung führte, nicht einen keineswegs günstigen Schluß auf ihre Weiblichkeit und ihre Sittsamkeit ziehen müssen. Sie hatte eine schlanke und dennoch üppige Gestalt, deren Reize die gesuchte einfache Kleidung mit absichtlicher Koketterie in das beste Licht stellte, dunkle, feurige Augen, einen schönen, stets spöttisch gezogenen Mund und tiefbraune volle Locken, die auf die freien, blendenden Schultern lang niederfielen. Es war Fräulein Laura von Wagnitz, Hofdame der Königin und Tochter der ebenfalls anwesenden Oberhofmeisterin der Markgräfin Albert, der Tante des Königs, einer bekannterweise sehr intriguanten Frau, die diesen Hang hinter erheuchelter Frömmigkeit zu verstecken suchte. Die Königin liebte das Fräulein von Wagnitz sehr und gestattete ihr manche Anmaßung, die sich die junge Dame im Vertrauen auf ihre Schönheit oft ohne Bedenken zu Schulden kommen ließ.

Unter dem Herrenpersonal zeichneten sich ihrer Bedeutung nach vorzüglich aus, der Generalfeldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, ein Mann von ganz ähnlichem Charakter wie der König selbst, der Feldmarschall und Minister von Grumbkow, der erklärte Günstling Friedrich Wilhelms und mächtigste Mann am Hofe, der österreichische Botschafter Graf von Seckendorf, der Ober-Intendant der Finanzen und Staatsminister Herr von Craup, der früher Auditeur im Regimente des Königs gewesen war und sich jetzt besonders dessen Gunst erfreute, weil er sein Amt mit unübertrefflicher Sparsamkeit und Geschicklichkeit versah. Dieser Letztere, den anfangs nur seine beträchtliche Körperlänge dem damaligen Kronprinzen empfohlen hatte, war ein Mann von niedriger Herkunft und erbärmlicher Gesinnung, der indessen den Leidenschaften des Königs zu schmeicheln verstand und sich sein ganzes Vertrauen zu erwerben gewußt hatte; eifersüchtig wurde er von dem Fürsten von Dessau und dem Feldmarschall von Grumbkow beobachtet, denn jeder dieser Männer strebte danach den König ganz in seiner Hand zu halten, um diesen Einfluß dann zum eigenen Vortheile wirksam zu machen, daher haßten sie sich unter einander, obgleich Grumbkow und der Fürst jetzt noch scheinbar im besten Einvernehmen lebten und sich gegenseitig stützten.

Es war um halb neun Uhr Abends, als ohne weitere Anmeldung die Flügelthüren aufgerissen wurden und der König schnell eintrat. Er trug, wie immer, die Uniform seines Regiments, hatte den Hut, den er bei seinem Eintritte nur ein wenig lüftete auf dem Kopfe und das spanische Rohr in der Hand. Alle Anwesenden waren ehrfurchtsvoll zur Seite gewichen und standen kerzengerade vor ihm, er nahm aber nur von wenigen der Höchstgestelltesten Notiz, indem er einen besonderen stummen Gruß oder im schnellen Vorübergehen ein paar Worte an sie richtete, ohne die Antwort abzuwarten. Er ging gerade auf den Tisch zu, um den sich die Königin mit ihren Damen niedergelassen hatte, und nachdem sein Auge blitzschnell umhergeflogen war, sich zu überzeugen, ob er nirgends auf von ihm verpönte Anordnungen stoße, nahm er vor der hohen Frau, die sich erhoben und ihm einige Schritte entgegengegangen war, den Hut ab und küßte mit einer förmlichen Verbeugung die Fingerspitzen der ihm hingereichten Hand.

— Ich freue mich, Eure Majestät wohl zu finden, sagte er kalt, ohne sie anzublicken, und gewiß werden Sie mir erlauben, einige Augenblicke in Ihrer Gesellschaft zu weilen, ehe ich mich in meine Tabagie begebe.

Diese Tabagie, wie es der König nannte, war die unter dem Namen Tabaks-Collegium bekanntere Abendgesellschaft in seinen Zimmern, an der nur besonders bevorzugte von ihm selbst sorgsam ausgewählte Männer Theil nehmen durften, um bei einer Kanne Ducksteiner Bier und einer Pfeife Tabak mit Vergessen allen Rangunterschiedes offen mit ihm über Staats- und Tages-Angelegenheiten zu plaudern.

Die Königin hatte seine Worte mit einer wohlgesetzten kurzen Rede erwiedert, in der sie die ihr zu Theil gewordene Ehre pries und die Hoffnung aussprach, Seine Majestät möge es sich so lange als möglich bei ihr gefallen lassen. Der König hatte noch vor Beendigung ihrer förmlichen Ansprache selbst einen Stuhl ergriffen und sich, war es Zufall oder Absicht, zwischen die Fräuleins von Marschall und von Wagnitz gesetzt, die, gleich den übrigen Damen, auf einen Wink von ihm schon wieder ihre Plätze eingenommen hatten. Sein Auge ruhte mit sichtlichem Wohlgefallen auf der äußerst einfachen Toilette der Wagnitz, und ohne Umstände, wie es seine Art war, redete er dieselbe auch sogleich an.

— Sie sehen heute allerliebst aus, liebe Wagnitz, und das kommt daher, daß Sie die Menge von unnützen Reifröcken und allen den Firlefanz fortgelassen haben, mit dem sich Ihresgleichen gern zu behängen pflegt.

Das Fräulein erröthete bis unter die Augen, denn der König sprach so laut, daß man seine Aeußerung bis in das Nebenzimmer hören konnte, aber es konnte Niemanden entgehen, daß dennoch ein stolzer Triumph über ihr Gesicht flog, und sie erwiederte unbefangen, aber mit leiserer Stimme:

— Ich werde mich immer bestreben, Eurer Majestät in allen Stücken zu gefallen.

Der König schien geschmeichelt; er klopfte sie freundlich auf die blendend weiße Schulter und meinte lachend:

— In allen Stücken? Ei, ei, liebe Wagnitz!

— Ich bin Eurer Majestät getreue Unterthanin, und Sie haben ganz und gar über mich zu gebieten, erwiederte das Fräulein und begleitete diese Worte mit einem Blicke, der unzweifelhaft für unverschämt gelten konnte.

— Wenn ich ein junger galanter Kavalier wäre, möchte ich Sie wohl auf die Probe stellen, scherzte der König rücksichtslos, ohne auf die ernsten Blicke der übrigen Damen zu achten, deren einige ihre Verlegenheit kaum noch verbergen konnten.

— Wagen Sie immerhin den Versuch, Majestät, flüsterte die Wagnitz vertraulich so leise, daß sie nur von ihm vernommen werden konnte.

Friedrich Wilhelm warf sein Auge blitzschnell auf ihr Gesicht; der Ausdruck des seinigen schien zu sagen, daß ihm diese Aeußerung der jungen Dame doch zu weit gegangen schien, aber der Betreffende konnte wirklich geneigt sein, sie zu entschuldigen, wenn er ihre unwiderstehlichen Reize prüfte. Dennoch schienen die freien Worte der jungen Dame auf den sittenstrengen König nicht den von ihr selbst erwünschten Eindruck gemacht zu haben, denn er wandte sich kurz zu seiner Nachbarin auf der andern Seite und begann ein ernsteres Gespräch mit ihr; die Antworten des bescheidenen Mädchens schienen ihn lebhaft zu interessiren, denn die Unterhaltung mit ihr dauerte ungewöhnlich lange, was die allgemeine Aufmerksamkeit und den Neid der Damen besonders erregte. Der König war bald, denn er sprach von nichts lieber, auf das Thema von seinem Leibregimente gekommen, und es freute und erstaunte ihn, daß die Tochter des Ministers von Marschall ein Interesse an demselben zu nehmen schien, das er sich gar nicht erklären konnte, denn er ahnte nicht im Entferntesten, in welcher nahen Verbindung sie mit einem seiner Offiziere stand. Für das junge Mädchen hätte sich bei dem deutlich an den Tag gelegten Wohlwollen des Monarchen gar keine günstigere Gelegenheit bieten können, seinen Schutz für sich selbst und Dumoulin anzuflehen, aber sie bemerkte, daß Aller Blicke neugierig auf sie gerichtet waren und Jeder sich bemühte, ihre Unterhaltung zu belauschen, und so wurde es ihr unmöglich, jetzt ihr süßes Herzensgeheimniß zu verrathen. Der König erzählte ihr von seinen größten Flügelleuten, von dem neuen Zuwachse, bei dem er auch Dumoulins erwähnte, ohne zu ahnen, weshalb Emma plötzlich so tief erröthete, von den Wirthschaften endlich, die er für seine begünstigtsten Lieblinge in Potsdam angelegt hatte, und er unterbrach sich erst, als er daran dachte, daß es nun die höchste Zeit sei, sich in seine Tabagie zu begeben.

— Nun, das muß ich gestehen, rief er, schnell aufstehend, als die Wanduhr mit lauten Schlägen verkündete, daß es halb zehn Uhr sei, Ihr seid das erste Frauenzimmer, Fräulein Marschall, das mich den Verlauf der Zeit vergessen ließ, und ich wünschte Euch zum Dank dafür einen braven Soldaten zum Mann, wenn ich nur nicht voraussehen müßte, daß er eine halbe Stunde später zur Wachtparade käme.

Damit reichte er dem erröthenden Mädchen freundlich die Hand und empfahl sich schnell der Königin und den Damen, ohne der Wagnitz weiter zu achten, die wüthende Blicke bald auf ihn, bald auf Emma von Marschall schoß, der sie diese Vernachlässigung zur Last legte. Die übrigen Damen betrachteten das junge Mädchen auch neidisch oder wenigstens verwundert, denn n der That hatte man noch nicht erlebt, daß der König sich je so auf seine Art galant gegen eine Dame des Hofes gezeigt hatte; man scherzte darüber leise, und nur die Gegenwart der hohen Frau schützte die Tochter des Ministers vor gewiß übelgemeinten Spöttereien.

Als der König, der seine Lieblinge aus der Gesellschaft mit sich fort in die Tabagie genommen hatte, spät daraus zurückkehrte und sich von seinem Günstlinge, dem Kammerdiener Eversmann, entkleiden ließ, war er ungewöhnlich nachdenklich und still. Der Diener

der sich meistens ein freieres Wort erlauben durfte, als die hochgestelltesten Räthe des Königs, und der diese Begünstigung auch zu seinem Vortheile genügend auszubeuten verstand, begriff seinen Herrn heute nicht, und um sich einen sicheren Grund für vielleicht vortheilhafte Operationen zu suchen, begann er ihn auszuforschen, indem er zuerst der Gesellschaft bei der Königin erwähnte.

— Langweiliger Plunder, Eversmann! sagte der König barsch; begreife nicht, wozu meine Frau noch die geputzten Gecken und Närrinnen füttert; war doch nur Eine da, die des Ansehens werth war, — und willst Du es mir glauben, Eversmann, daß ich über die Unterhaltung mit ihr beinahe die Tabagie vergessen hätte?

Der Kammerdiener, der seinen Herrn durch und durch kannte, war erstarrt vor Verwunderung über dieses Geständniß, das der König mit solcher Lebhaftigkeit vortrug; denn eher hätte er die Auflösung des Leib-Grenadier-Regimentes erwartet, als daß sein Fürst an einer Dame des Hofes auch nur das geringste Interesse nehmen könnte.

— Die Wagnitz, Majestät? stotterte er nach einer langen Pause noch ganz ungläubig, denn allgemein genoß diese den Rufes der ersten Schönheit am Hofe und in der ganzen Stadt.

— Die Wagnitz ist eine Coquette, mit der Er mir vom Leibe bleiben mag, ein unverschämtes Weibsbild, auf das ich an Stelle meiner Frau nicht so viel geben würde! rief der König heftig und schnippte mit den Fingern; die kleine Marschall meine ich, und der Mann, der sie einmal heimführt, kann sich glücklich schätzen, besonders wenn er Soldat ist.

Mit diesen für Eversmann noch immer räthselhaften Worten begab er sich zu Bett und befahl, ihn allein zu lassen; der treue Diener aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als auf Windesflügeln sich zu dem Feldmarschall von Grumbkow zu begeben, der ihn heimlich regelmäßig für seine wichtigen Nachrichten gut besoldete, um ihm die ganz unglaubliche Bemerkung von seinem Herrn mitzutheilen.

Grumbkow, ein großer, starker Mann mit einem gerötheten, häßlichen Gesicht, aus dem zwei kleine tückische Augen sprachen, hatte sich auch schon, nach Hause zurückgekehrt, den Kopf zerbrochen, warum der König heute im Tabaks-Collegium so nachdenklich erschienen sei, denn sonst pflegte er hier seiner Laune ganz freien Lauf zu lassen und alle Staatssorgen in der traulichen Gesellschaft streng zu verbannen; es kam ihm aber nicht in den Sinn, sein verändertes Benehmen auf das Interesse an einem weiblichen Wesen zu schieben, obgleich er zu seiner Verwunderung auch bemerkt hatte, wie sich Friedrich Wilhelm mit der Tochter des Ministers so lange und lebhaft unterhalten. Er fiel daher ganz aus den Wolken, als Eversmann in heftiger Aufregung in sein Zimmer stürzte und ihm die räthselhaften Worte des Monarchen mittheilte denen er in seiner Geschwätzigkeit noch einige andere hinzugab, und steif und fest die Behauptung aufstellte, der König sei in Emma von Marschall verliebt.

Der bestürzte Minister rieb sich ungläubig die Stirn, aber es blieb ihm nichts übrig, als Eversmanns Schlüssen beizustimmen und schleunigst zu überlegen, wie er sich diesen merkwürdigen Vorfall am besten zu Nutzen machen könne. Ohne Verzug ergriff er daher Hut, Degen und Handschuhe und eilte, nachdem er Eversmann zum anderen Morgen wieder zu sich bestellt hatte, um ihm weitere hierauf bezügliche Instruktionen zu geben, noch in der späten Nachtstunde zum Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, der eben im Begriff war, sich zu Bett zu begeben. Verwundert blickte er auf Grumbkow, dessen Eile eine wichtige Begebenheit anzukündigen schien.

— Euer Durchlaucht, die Welt geht unter! rief Grumbkow schon bei seinem Eintritte; verzeiht, daß ich Euch in der Nachtruhe störe, aber der König, unser allergnädigster Herr —

— Ist todt? rief der Fürst entsetzt und sprang von seinem Bette auf.

— Verliebt, erwiederte Grumbkow, der nicht wußte, ob er lachen oder weinen sollte.

— Ihr seid ein Narr, Feldmarschall! und hättet mich mit Eurem Fastnachtsscherze nicht so erschrecken sollen, entgegnete der Fürst un-

muthig. Sagt mir nur, wer Euch dieses Mährchen aufgebunden hat, denn ich verwette den Flügelmann von meinem Halle'schen Regimente dafür, daß Ihr arg mystificirt worden seid.

— Verzeihen Euer Durchlaucht, sagte der Feldmarschall unwillig, daß ich Sie mit meiner Nachricht aus der Ruhe aufgestört habe; indessen hätte ich große Lust, Sie wegen des besagten Flügelmanns beim Wort zu halten, denn ich verbürge mich für die Wahrheit meiner Behauptung, die mir Eversmann aus des Königs eigenen Worten eben zugetragen hat.

Der Fürst ließ sich durch den augenscheinlichen Ernst seiner Worte endlich doch bewegen, ihnen Gehör zu schenken, und auch er saß gleich einer Bildsäule regungslos da, als Grumbkow ihm das von dem Kammerdiener Gehörte mitgetheilt hatte.

— Das ist eine schöne Geschichte! sagte er nach einer langen Pause, in der sich Grumbkow den Schweiß von der Stirn wischte und ihn fragend anblickte. Wer hätte das in seinem Leben denken können? — Aber, im Grunde genommen, Grumbkow, sehe ich nicht ein, warum wir uns grämen sollen, wenn wir uns selbst die Fäden der neuen Intrigue nur geschickt in die Hände spielen; denn es ist eine alte Erfahrung, daß man durch eine Geliebte den meisten Einfluß auf einen Fürsten gewinnen kann.

— Wenn es nur die Wagnitz wäre! seufzte der Feldmarschall und Minister; sie ist ein gutmüthiges, williges Geschöpf, mit der man ohne viel Umstände ein offenes Wort reden und sie durch Versprechungen für uns gewinnen könnte.

— Ja, lieber Freund, das muß auch bei der kleinen Marschall unbedingt geschehen, erwiederte der Fürst nachdenklich. Ihr werdet mir beistimmen, daß ich viel zu sehr Soldat bin, um Geschick dazu zu haben, aber Ihr wißt mit den Damen umzugehen, und ich zweifle gar nicht, daß Ihr auf eine geschickte Weise dem bescheidenen Gänschen ganz den Kopf verdrehen und es durch das Versprechen, sie auf einen hohen Platz neben der Königin zu heben, vollkommen für Euch gewinnen werdet. Braucht Ihr meine Kräfte auch, so will ich wohl den Feldzug gegen den alten Marschall eröffnen und ihm ein wenig um den Bart gehen, damit er uns nicht störe; er ist ein zu einfacher und wenig ehrgeiziger Mann, als daß er seinen Vortheil aus dieser Geschichte selbst zu ziehen verstände.

— Ihr bürdet mir den schwersten Theil des Geschäftes auf, Durchlaucht, meinte Grumbkow spöttisch; aber gleichviel, ich muß ihn schon übernehmen und will sowohl bei dem Könige, als bei dem Mädchen das Meinige thun, sie zusammenzuführen; laßt mich nur nicht im Stich, wenn die Königin dahinter kommt.

Der Fürst reichte ihm schweigend, aber mit einem sprechenden Blicke seines Einverständnisses die Hand über den Tisch hinüber, an dem Beide sich inzwischen niedergelassen hatten; es wurde dann noch näher verabredet, daß Emma von Marschall die Geliebte des Königs werden solle, sobald man sich eines vollständigen Einflusses über sie vergewissert habe, und daß beide Männer es sich angelegen sein lassen wollten, die in der Brust des Monarchen aufgeloderte Flamme anzuschüren, und zwar sollte dieser Plan ohne Verzug zur Ausführung gebracht werden. Sie trennten sich voll froher Hoffnung, den König noch mehr als bisher in die Hände zu bekommen. —

Zu derselben Zeit fand eine dieser sehr ähnliche Unterhaltung in einem Zimmer der Wohnung der Oberhofmeisterin von Wagnitz statt. Die alte Dame hatte sich mit ihren beiden älteren Töchtern schon lange zur Ruhe begeben, aber Laura saß noch in Gesellschaft des Herrn von Craup in sehr leichter Haustoilette in einem reizend eingerichteten kleinen Gemache, das sie mit dem Namen ihres Boudoirs beehrte, nachlässig auf ein schwellendes Sopha ausgestreckt und den runden weißen Arm um den Hals des Mannes geschlungen, der mit ihr zu schmollen schien, obgleich er sich sichtlich ihrer ganzen Gunst zu freuen hatte.

— Ich weiß nicht, weshalb Du mir Vorwürfe machst, Leopold, schmeichelte die Schöne in demüthigem Tone; ich erfülle ohne Bedenken alle Deine Wünsche, und Du weißt, daß

ich selbst bereit bin, mein höchstes Gut, meine Tugend, zum Opfer zu bringen —

Der Minister unterbrach sie mit einem leichten Achselzucken und einem hämischen Blick, aber er verschluckte die ihm auf der Zunge liegende Entgegnung, deren Sinn das Fräulein wohl ahnen mochte, denn sie erröthete und ein dunkler Schatten flog über ihr Gesicht; dann sagte er in unfreundlichem Tone, der den übermüthigen schon lange begünstigten Liebhaber verrieth:

— Du scheinst zu vergessen, Laura, daß Du Dich mir zu opfern gedenkst, weil Du die Stufen eines Thrones betreten willst, zu dessen Höhe Dich zu heben ich bereit bin. Wenn ich Dir Vorwürfe mache, so geschieht es vorzüglich in Deinem eigenen Interesse, denn ich sehe klar, daß Du nie die Gunst und das Herz des Königs gewinnen wirst, so lange Du Dein leichtfertiges Wesen so offen zur Schau trägst.

— Ich habe doch aber gethan, was Du verlangt hast, warf das schöne Mädchen mit einer Thräne des Unmuths im Auge ein. Habe ich mich nicht heute wie eine Nonne angekleidet, um dem Könige zu gefallen?

— Daran hast Du auch recht gethan, erwiederte Craup kalt, denn ohnedem hätte Dich der König wohl gar nicht angeredet, Du hast aber alles wieder durch Deine Worte verdorben; denn wenn ich Dir auch sagte, Du mögest den Dicken ein wenig aufmuntern, so war Dein Benehmen doch eher das —

Er brach verstimmt ab und Laura rief, heftig erglühend:

— Du thust mir Unrecht, Leopold, und hätte das Kind, die Marschall, die auf der anderen Seite seine Nachbarin war, nicht so gut über die Leibgrenadiere zu plaudern gewußt, unter denen sie wohl einen Liebsten haben mag, so würde Seine Majestät mich auch wohl ferner beehrt haben.

— Ich fürchte nicht, daß die Marschall es wagen wird, sich mit Dir zu messen, sagte der Minister nachdenklich. Aber dennoch kann sie Dir gegen ihren eigenen Willen gefährlich werden, denn der König schien ganz hingerissen von ihrer Liebenswürdigkeit. Sagtest Du nicht eben, sie habe einen Anbeter unter den Offizieren des Königsregimentes?

— Was weiß ich's! erwiederte Laura unmuthig. Ich kenne diese Menschen gar nicht und habe sie nur in ihren steifen häßlichen Uniformen bei Hoffesten gesehen; ich vermuthe nur etwas dergleichen, weil sie mit den Verhältnissen jenes Regiments so gut Bescheid zu wissen schien.

—Du könntest recht haben, und wir müssen uns Gewißheit darüber verschaffen, sagte Craup entschieden. Wenn Dich Deine Annahme nicht täuscht, so ist das Mädchen, wenn auch nicht der Gunst, doch jedenfalls in der Neigung des Königs herabgesetzt, und wir werden weiter sehen, ob wir besser thun, sie mit ihrem Liebhaber zu verheirathen oder auf eine andere Weise bei Seite zu schaffen. Auch Du wirst eine Rolle in dieser Intrigue zu spielen bekommen, und ich hoffe, Du wirst Dich ihr um so lieber unterziehen, als es Deinen eigenen Vortheil und den Nachtheil einer gefährlichen Nebenbuhlerin gilt.

— Ich werde thun, was Du mir sagst, entgegnete Laura und legte ihren Kopf schmeichelnd an Craups Schulter, denn Du weißt, daß ich Dich allein liebe und daß Du eine unbeschränkte Macht über mich ausübst; aber ich freue mich übrigens auch darauf, die Vermessenheit des thörichten Kindes zu bestrafen, das mit mir zu wetteifern wagt. Aber nun zürne mir auch nicht mehr, Leopold, und zeige mir wieder eine freundliche Miene, denn ich kann Deine Unzufriedenheit nicht ertragen.

Das Pärchen versöhnte sich wieder und war bald im besten Einvernehmen. Dumoulin aber und seine geliebte Emma ahnten nicht im Entferntesten, daß ihre Personen so wichtigen Leuten des Hofes Stoff zum Nachdenken gäben und daß man Pläne gegen sie schmiede, die ihrer Liebe Gefahr bringen konnten. Dumoulin erfuhr schon anderen Tages durch ein zärtliches Billettchen von Emma, wie freundlich sich der König mit ihr unterhalten habe und daß sie jetzt selbst von Hoffnung beseligt sei, er werde ihre Verbindung unterstützen, wenn er ihr Verhältniß kennen lernte; er freute sich gleich ihr darüber, und es kam ihm

nicht in den Sinn, aus dem Benehmen des Königs Schlüsse zu ziehen, die dessen ganzem Charakter so auffallend zuwieder schienen. Leider machte ihn die frohe Aussicht, der er sich hingab, auch unvorsichtig in seinem Benehmen, und Craup, der genug Spione besaß, die ihn gut unterrichteten und durch welche er Emma von Marschall genau beobachten ließ, wußte schon zwei Tage später, daß sie sich zu ihrer Tante begeben und sich bald darauf der Capitain Dumoulin vom Leibregimente in Potsdam ebendaselbst eingefunden habe, wonach ihm kein Zweifel mehr blieb, es bestehe zwischen diesen jungen Leuten hinter dem Rücken des alten Ministers von Marschall ein Liebesverständniß, das die Kriegsräthin begünstige. Er theilte diese Bemerkung Laura von Wagnitz mit und entwarf mit ihr einen Plan, dessen Gelingen das rachsüchtige Mädchen triumphirend vorhersah.

3.

In einem prächtige Zimmer des am Alten Markte gelegenen Hotels Royal zu Dresden befanden sich zwei Männer in der ausgesucht eleganten Kleidung der höheren Stände. Der Eine in dem wir Franz Clement, den Sekretair des Fürsten Ragoczy wiedererkennen, obgleich die sechs Jahre, die seit seinem Auftreten in jenem Grenzdorfe der Karpathen verlaufen waren, seinen Zügen mehr Kraft und Männlichkeit gegeben hatten, war eben beschäftigt, einem Diener in glänzender Livree Anweisungen zu ertheilen, wie er einen Spieltisch herrichten und andere Vorrichtungen zur Aufnahme von Gästen, die man erwartete, treffen solle. Er war noch ein schöner Mann, wie damals, aber sein Gesicht entstellte der deutliche Ausdruck einer bösen Leidenschaft, und die einst so vertrauenerweckenden hellen Augen blitzten jetzt in einem trüben Glanz, der etwas Abstoßendes an sich hatte, wenn Clement ihn nicht durch eine erzwungene Freundlichkeit milderte.

Auch der andere junge Mann, der sich auf ein Sopha nachlässig hingestreckt hatte und träfen Blickes den Anordnungen jenes folgte, ist uns schon bekannt, denn trotz beinahe derselben Veränderung, der Clements Züge unterlegen waren, erkennen wir Ladislaus Köprölv, den ungarischen Edelmann, der damals in der Dorfschenke seine Genossen zum Spiel aufgefordert hatte.

Die Vorbereitungen zum Empfange der Gäste waren jetzt beendet, die dicken Wachskerzen brannten hell auf dem mit grünem Tuche überzogenen Spieltische, mehrere Spiele Karten lagen zwischen ihnen, und ein Nebentisch war mit Erfrischungen und Karaffen voll schweren goldgelben Ungarweines besetzt.

— Sage der gnädigen Frau, daß ich sie erwarte, Jean, wenn ihre Toilette beendet ist, befahl Clement dem Diener, der sich mit einer ehrerbietigen Verbeugung sogleich entfernte. Er selbst öffnete einen Zimmerschrank, nahm eine kleine Chatoulle heraus und stellte sie auf den Spieltisch, an welchen er einen der schweren Sammetsessel zog und sich darauf niederließ; den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, schien er den in Goldrollen bestehenden Inhalt des Kästchens zu überzählen, während seine Stirn bei dieser Prüfung immer umwölkter wurde und seine Augen unheimlich funkelten.

— Deine Rechnung scheint Dir kein besonderes Vergnügen zu machen, Franz, meinte Ladislaus scherzend, ohne sich aus seiner Stellung zu erheben.

Clement drehte sich auf seinem Sessel nach ihm um, und sein Aussehen war wirklich zum Erschrecken, als er eisig kalt erwiederte:

— So wenig, Ladislaus, daß ich entweder heute Abend unbedingter Sieger im Spiele bleiben oder mir morgen eine Kugel durch den Kopf jagen werde. Diese Chatoulle enthält mein ganzes Vermögen, und dieses beträgt nicht mehr als dreihundert Dukaten, eine Lappalie, die ich oft auf eine Karte gesetzt habe.

Köprölv sprang sichtlich erschrocken auf, und auch sein Gesicht war bleich, als er fragte:

— Beliebst Du zu scherzen, Franz, oder verhält es sich in Wahrheit so, wie Du sagst und wie Dein verzweifeltes Aussehen zu bestätigen scheint?

Jener nickte ernst mit dem Kopfe und strich sich mit der eiskalten Hand über die Stirn.

— Aber wie ist das möglich, Mensch? rief Köpröly entsetzt, und was soll daraus werden, denn ich weiß, daß Du ohnehin eine Menge von Schulden hast?

— Wie es möglich ist? lachte Clement bitter. Hast Du mich gefragt, wie es möglich war, daß ich Ragoczy verrieth, daß ich auf Deinen Rath dem Prinzen Eugen die Papiere vorlegte, die mir der Wohlthäter meiner Jugend vertrauungsvoll hinterlassen hatte, daß ich endlich die Geldsumme, die sich dabei befand und die ihn von einem voraussichtlichen Elende in Danzig retten konnte, unterschlug und in diesem unseligen Spiele vergeudete, zu dem Du mich verleitet hast?

— Ich verzeihe Deine unüberlegten Worte, Franz, erwiederte der Andere, sich ruhig wieder auf das Sopha hinstreckend, weil Du, wohl nicht mit Unrecht, in einer ganz verzweifelten Lage und Stimmung bist. Wir sind immer gute Freunde gewesen, und was ich Dir rieth, habe ich stets aus reiner Freundschaft für Dich gethan und Du hast die Ueberlegenheit meines guten Rathes bisher auch stets anerkannt; darum vertraue mir auch heute, spiele unbesorgt weiter und suche dadurch Deiner augenblicklichen Verlegenheit abzuhelfen; vor allen Dingen aber spare Dir nutzlose und ungerechte Beschuldigungen Deines besten Freundes.

— Wärest Du der nie gewesen! seufzte Clement bitter.

— Dann wärest Du schon lange ein elender Bettler, und die schöne Biela, die Du doch über Alles liebst, schwelgte in den Armen eines Andren, der ihre Bedürfnisse besser als Du befriedigen könnte, lachte sein Freund höhnisch. Sei vernünftig, Franz, und bedenke, welche bessere Rathschläge ich Dir hätte geben sollen, nachdem Du einmal den dummen Streich gemacht hattest, Dich mit dem Mädchen zu beladen, das übrigens auch schon einer Sünde werth ist. Bedenke nur, daß, als wir uns in Lemberg wiedersahen, Deine eigenen Geldmittel kaum noch ausreichten, dem Fürsten nach Warschau und von da nach Danzig, wohin er bereits aufgebrochen war, zu folgen, daß wir ohnehin wußten, er würde uns gar nicht unterstützen können, da die Polen sich seinen Plänen sehr ungeneigt zeigten und froh waren, ihn wieder von sich gehen zu sehen. Du erinnerst Dich wohl gar nicht mehr der Thränen und Vorwürfe der schönen Biela, der Du nicht bieten konntest, was Du ihr leichtsinnig versprochen hattest, und die mit Ungestüm die Hochzeit forderte, deren Kosten Du nicht einmal bestreiten konntest? Damals ergriffest Du mit Freuden und Dank die Gelegenheit, die ich Dir verschaffte, Dein Glück im Spiel zu versuchen, und Fortuna war uns ziemlich günstig, denn wir konnten wenigstens die Reise nach Wien antreten, von wo aus Du Dich zu Ragoczy nach Paris begeben wolltest.

— Und wo ich zum nichtswürdigen Verräther an ihm und der Sache des Vaterlandes wurde, schaltete Clement schmerzlich ein.

— Dem letzteren hast Du wenig geschadet, denn Du wirst Dich erinnern, daß der Prinz Eugen Dich mit Deinen Papieren stolz abwies und Dir einen Brief schrieb, der ein ewiges Denkmal seiner Staatsklugheit bleiben wird, lachte Köpröly munter. Uebrigens aber trieb Dich wieder die Noth und das Verhängniß, dem wir arme Menschen einmal nicht entgehen können, Ragoczy's Vermögen anzugreifen, und unter solchen Umständen war es wahrlich das Beste, ganz mit ihm zu brechen und aus seiner dreinstigen Bekanntschaft so viel Vortheil als möglich zu ziehen.

Clements Gesicht war vor Scham tief erglüht, und er hatte den Kopf auf den Tisch gelegt, während sich schwere Seufzer seiner gepreßten Brust entrangen.

— Soll ich Dich weiter daran erinnern, Franz, fuhr Jener fort, mit welchem unverantwortlichen Leichtsinn Du trotz meines freundschaftlichen Zuredens jenem Mädchen, der Biela, alles zu Füßen legtest und sie von einer glänzenden Vergnügung zur andern führtest, wie Du immer wieder sogleich verschwendetest, was das Glück im Spiel Dir zuführte, anstatt Deine erste Absicht auszuführen, reuevoll zu Ragoczy zurückzukehren und ihm das Seinige zu erstatten? Damals warst Du taub für meinen Rath, denn das unersättliche Teufels-

mädchen, die einmal nach meiner Ansicht das Unglück Deines ganzen Lebens ist, hatte Dich ganz verblendet, und Du wolltest mir nicht folgen, Dich von ihr zu trennen und sie ihrem Schicksale zu überlassen. Noch jetzt wäre es Zeit dazu, und ich danke dem Himmel, der mir und einigen lustigen Genossen den Einfall gab, Euch in eigener ungeweihter Person den kirchlichen Trauungssegen zu ertheilen, während Ihr in Eurer Leidenschaft nicht den entferntesten Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Betruges, der nach Wunsch Euch täuschte, fassen konntet. Danke es mir noch jetzt, lieber Freund, daß ich Dir, wovon Biela freilich nichts ahnt, noch heute den Weg offen gelassen habe, Dich ihrem gefährlichen Netze zu entziehen, denn ich glaube Dich nicht falsch beurtheilt zu haben, wenn ich die Ansicht gewonnen habe, Du wärest in letzter Zeit oft ihrer Fesseln müde geworden. Endlich sehe ich aber auch nicht ein, warum Du jetzt verzweifelst, wenn Du Dich nur zu einem offenen Worte und der Trennung von Biela entschließen kannst; denn fehlt Dir wirklich das Geld einmal, so hast Du bisher Deine Rolle als Baron von Rosenau hier so gut gespielt, daß Du an dem Staatsminister von Flemming, der Dir vollkommen vertraut, eine gute Stütze hast, und im schlimmsten Falle wird dieser immer für eine Stellung sorgen, die Dir hinreichenden Lebensunterhalt gewährt, vorausgesetzt, daß Du diesem zarten Verhältnisse mit Biela und der unsinnigen Verschwendung ihr zu Liebe ein Ende machst. Muth gefaßt, Herr Baron von Rosenau! Wir sind Kinder des Glücks und finden bei dem leidlichen Verstande, den wir besitzen, immer noch einen Ausweg aus dem Labyrinthe, so verworren es auch scheinen mag, nur wünschte ich, Du ließest Dich nicht länger an dem Narrenseile Deiner Ariadne herumführen.

Köpröly stieß noch einmal ein erzwungenes heiteres Gelächter aus und klapperte mit den wenigen Goldstücken die er in seiner eigenen Tasche führte. Seine Sorglosigkeit schien wirklich auf Clement den beabsichtigten Eindruck gemacht zu haben, denn entschlossen erhob dieser sich, und wenn sein Gesicht auch noch blaß war, so sprach es doch nicht mehr die frühere Muthlosigkeit und Verzweiflung aus. Sein Auge ruhte freundlicher auf Köpröly, als er mit erzwungener Ruhe zu ihm sagte:

— Ich bitte Dich ernstlich, Ladislaus, sei vorsichtig und lasse Biela nicht merken, wie es mit meinen Angelegenheiten steht, denn es würde sie dies unnöthigerweise beunruhigen.

— Immer wieder Biela! sagte Köpröly mit verdrießlichem Gähnen; ich glaube Du hast für gar nichts Anderes mehr Sinn. Hast Du doch schon wieder vergessen, wie tief Du mich beleidigt hast.

— Ich bitte Dich deshalb um Verzeihung, Bruder, erwiederte Clement und reichte ihm seine Hand, die Jener mit einem neuen Trostspruche herzlich drückte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und die Frau, oder das Mädchen, von dem eben die Rede gewesen war, trat ein. Biela hatte sich kaum merklich verändert, und nur die reiche Kleidung, die sie trug und die ihrem ganzen stolzen Wesen mehr entsprach, erinnerte an den Wechsel ihres Schicksals; sie hatte weder Kosten noch Mühe gespart, ihre Schönheit mit allen Mitteln der Coquetterie vortheilhaft darzustellen, und man mußte gestehen, daß ihr dieses Bestreben vollkommen gelungen sei.

Ladislaus war bei ihrem Eintritte aufgesprungen und begrüßte sie mit einer anscheinend ehrfurchtsvollen Verbeugung, die sie mit kaltem Gruße erwiederte, während ihre Blicke Clement suchten und mit inniger Liebe auf ihm haften blieben. Auch er war ihr mit einem erzwungenen Lächeln auf den Lippen entgegengegangen und hatte die ihm hingereichte Hand geküßt, dann führte er sie zu einem Sopha, auf den sie sich neben einander niederließen. Ueber Biela's Gesicht flog ein Ausdruck des leichten Unmuths und des Kummers, als sie die zum Spiele getroffenen Vorbereitungen überblickte, und ihre Stimme klang leise vorwurfsvoll als sie fragte:

— Ihr wollt heute wieder spielen?

— Du weißt, daß unsere Freunde diese Beschäftigung allen übrigen vorziehen, entschuldigte Clement, dessen Schwermuth durch Biela's Gegenwart bedeutend gemildert schien, und wir

müssen uns daher schon bestreben, gute Wirthe zu sein.

— Darf ich dich wenigstens bitten, vorsichtig zu sein, Franz? flüsterte die junge Frau ängstlich; dieses fortwährende Spiel beunruhigt mich in letzterer Zeit, denn Du bist jedesmal auffällig verstimmt danach, und ich kann die bange Befürchtung nicht zurückdrängen, daß Du schon bedeutende Verluste erlitten hast, die Du mir in zarter Schonung verschweigen willst.

— Frage Ladislaus, ob ich Veranlassung habe, Dich zu täuschen, lächelte Clement scheinbar unbesorgt; er kennt als mein bester Freund alle meine Verhältnisse ganz genau und wird Dir sagen, daß diese vollständig geordnet sind.

Der junge Ungar stimmte dieser Behauptung vollkommen bei. Dem aufmerksamen Beobachter hätte es nicht entgehen können, daß mit Viela's Erscheinen sein ganzes Wesen verändert war; ungeachtet er eben noch ein so hartes Urtheil über sie gesprochen hatte, war sein Benehmen ihr gegenüber jetzt ein ausgesucht artiges und aufmerksames, und seine Blicke schienen nur Bewunderung und Anbetung auszusprechen: mit der dem Freunde des Hauses gestatteten Vertraulichkeit sprach er so lebhaft und innig zu ihr, daß er für ihren besten Freund gelten konnte. Viela schien seine Huldigungen nicht besonders zu würdigen und hielt sich ihm gegenüber stets in den strengen Grenzen der Zurückhaltung; oft war es ihr vorgekommen, als ruhten Ladislaus' Blicke mit einem Ausdruck auf ihr, der sie verletzte und in ihr Zweifel an seine aufrichtige Freundschaft für Clement erregte, denn besonders in dessen Abwesenheit war er unvorsichtiger darin. Sie hatte noch nie zu Clement davon gesprochen, denn sie fürchtete, sich in ihren Vermuthungen dennoch zu täuschen und das Freundschaftsband zwischen den beiden jungen Männern zu zerreißen, von dem, wie sie wußte, ihr Gatte manchen Vortheil zog; hatte Ladislaus ihn doch schon öfter in schlimmen Lagen mit Aufopferung unterstützt, wenn ihm selbst das Glück im Spiele günstiger gewesen war, und wußte er doch stets einen Rath, wenn Clement zuweilen der Verzweiflung nahe war.

Viela war nicht so schlecht, wie sie Köprölv vorher geschildert hatte. Wie sie es selbst ausgesprochen, besaß sie einen ungezügelten Hang, die Freuden des Lebens zu genießen, und es war richtig, daß sie Clement zu verschwenderischen Ausgaben veranlaßt hatte, um dieser Neigung zu genügen; aber sie war stets im Unklaren über seine Verhältnisse geblieben, die er ihr immer mit Verheimlichung der Wahrheit glänzend geschildert hatte, und sie wußte weder, daß er die ihm von Ragoczy anvertraute Summe angegriffen, noch sich durch die Noth zu dem abscheulichen Verrath hatte hinreißen lassen, dessen Köprölv erwähnte. Clement hatte ihr gesagt, er habe jene Papiere und das Geld an Ragoczy nach Paris gesandt und sei von ihm selbst in Folge seiner eigenen bedrängten Lage bis auf Weiteres seiner bisherigen Stellung enthoben worden; sie betrachtete sich als seine Gattin, nicht den Betrug ahnend, den Ladislaus Köprölv in irgend einer Absicht mit einigen leichtsinnigen Genossen in Bezug auf ihre Trauung gespielt, und sie überließ sich, wenn auch mit Verwunderung, Clements besserer Einsicht, in Dresden unter dem angenommenen Namen eines Baron von Rosenau aufzutreten. Viela liebte Clement wirklich über Alles und war in dieser Liebe ungeachtet ihrer sonstigen Seelenstärke schwach; in den fortgesetzten zerstreuenden Vergnügungen fand sie nicht die Zeit, sein tiefstes Innere zu erforschen, und gab sich vertrauungsvoll dem Manne hin, an dessen Offenheit und Ehrliebe sie nicht zweifeln mochte. Was das Spiel anbetraf, von dem Clement ersichtlich allein lebte, so erregte die Möglichkeit der Wechselfälle des Glücks manche bange Besorgniß in ihr, aber ihr vermeintlicher Gatte hielt sie stets in Ungewißheit über seine Erfolge, und sie hatte sich daran gewöhnt, ihn immer anscheinend sorgenfrei leben zu sehen; es gefiel ihr auch, die Bedürfnisse ihrer Leidenschaft stets ohne Umstände befriedigt zu finden. Die geschmeichelte Eitelkeit der jungen Frau, sich ihrer Schönheit halber in der sächsischen Hauptstadt, in der sie für eine Dame aus edler Familie und jedenfalls für die Schönste galt, in glänzenden Cirkeln gefeiert zu sehen, ließ sie die Zukunft und jedes tiefere

Eindringen in die gegenwärtigen Verhältnisse vergessen; sie lebte nur für die Gegenwart und war in ihr glücklich.

Nach und nach fanden sich auch die erwarteten Gäste ein, reiche Elegants der Hauptstadt und fremde Abenteurer, die ihren Lebensunterhalt im Spiele suchten und fanden, bis ein hartnäckiges Unglück ihrer schwindelnden Laufbahn ein schnelles Ende machte. Alle schienen im Rosenau'schen Hause schon bekannt zu sein, denn sie begrüßten Clement mit ungezwungener Vertraulichkeit, gleichwie seinen Freund Köpröly, und überhäuften die schöne Frau mit höflichen Schmeicheleien, die sie in ihrer übermüthig heiteren Laune beantwortete. Man ließ sich nur wenig Zeit zu Einleitungen, um auf den Zweck dieser Gesellschaft zu kommen, und bald gab der Hausherr das Zeichen zum Beginn des Spiels, indem er sich an den grünen Tisch setzte und die Karten mischte.

— Ihr haltet doch die Bank, Rosenau? fragte man von mehreren Seiten, und Clement neigte mit einem kurzen „Wenn's Ihnen beliebt, meine Herren," bejahend den Kopf, während Köpröly noch gar keine Lust zu haben schien, dem Spiele beizuwohnen, und neben Biela in lebhafter Unterhaltung sitzen blieb.

Man spielte Pharao, die Karten fielen und die von Clement in die Bank gelegten dreihundert Dukaten schwollen schnell zu einer Summe an die manchen neidischen Blick erregte und sein Auge immer heller und freudiger flammen ließ.

— Franz ist in bedeutendem Gewinn, flüsterte Ladislaus frohlockend Biela zu, und ihr Blick, der schon lange in unsäglicher Unruhe die Beschäftigung der Spieler verfolgt hatte, brannte in einer Gluth, die ihre ganze lebhafte Theilnahme und innere Angst verrieth.

— Wenn er nur bald das Spiel beendigen wollte, so lange ihm das Glück noch lacht! seufzte Biela.

— Das ist unmöglich, gnädige Frau, erwiederte Köpröly ebenso leise, um nicht von den übrigen Spielern gehört zu werden; er ist die Rücksicht, weiterzuspielen, seinen Gästen und seiner eigenen Ehre schuldig.

— Wenn er aber verliert? meinte Biela bange.

Köpröly zuckte die Achseln mit einem Blicke, der die ganze Bedenklichkeit von Clements Lage verrieth.

— Es ist ein letzter Versuch, sagte er düster, und es hängt Alles davon ab, daß Franz gewinnt.

Biela zuckte erschrocken zusammen und ihre Stimme bebte, als sie fragte:

Wie meint Ihr das, Köpröly, versichertet Ihr mich doch noch vor einer Stunde, daß Clements' Verhältnisse vollständig geordnet seien?

— Wer kann das je bei einem Spieler behaupten? erwiederte der Ungar kalt. Clement wird entweder morgen ein reicher Mann oder ein Bettler sein; meine Freundschaft läßt mich für ihn fürchten und noch mehr für Euch, gnädige Frau.

— Ich bitte Euch um Gotteswillen, erklärt mir diese zweifelnden Befürchtungen, die Ihr heute das erste Mal so offen aussprecht, bat Biela in höchster Bewegung.

Köpröly betrachtete sie mit einem Blicke des innigsten Mitleidens, welcher der jungen Frau unmöglich entgehen konnte und ihre Angst auf das Höchste steigerte.

— Ich müßte schon lange offen zu Euch gesprochen haben, Biela, sagte er dann; ich fühle deutlich, daß es meine Pflicht ist, aber Ihr wißt, Clement ist mein alter Waffengenosse und Freund, und es wird mir schwer, Euch Aufklärungen zu geben, die ihm Euer Herz entfremden würden.

— Sprecht, erwiederte Biela fast tonlos; ich bin stark genug, Alles zu hören, und ich weiß, daß es nicht so schlimm sein kann, Eure Befürchtungen wahr zu machen.

— Es ist hier nicht der Ort dazu, erwiederte Köpröly kurz.

— Folgt mir in ein anderes Zimmer, bat Biela angstvoll. Clement ist zu sehr in das Spiel vertieft, um unsere Entfernung zu bemerken, und sollte dies wirklich geschehen, so wird er doch keinen unwürdigen Verdacht fas-

sen, da er Eure Freundschaft und meine Liebe kennt.

Beide erhoben sich geräuschlos, ohne daß irgend einer der Spieler es merkte, und befanden sich gleich darauf in dem Nebenzimmer, wo Viela den Ungarn mit dringenden Bitten bestürmte, offen zu ihr zu sprechen.

Mit einem Tone, als erfülle er eine überaus schwere Pflicht, und von häufigem Stocken unterbrochen, erzählte ihr Köprölу nun in Worten, in die er eine zarte Schonung legen zu wollen schien, die aber Viela doch bis in die innerste Tiefe des Herzens trafen, Clements bisherige Thaten, seinen Befrath an Ragoczy, den er sich nicht enthalten konnte, ungeachtet seiner Freundschaft bitter zu verdammen, und endlich seine jetzige traurige Lage, aus der er selbst keinen Ausweg sehen wollte. Viela hörte ihm, sprachlos vor Entsetzen zu und ihre Brust hob sich in krampfhaften Wallungen; jeder Zweifel an der Wahrheit von Köprölу's Worten mußte ihr schwinden, denn er bekräftigte alle seine Behauptungen mit den heiligsten Eiden und begleitete sie immer wieder mit der Versicherung, er sei Clements bester Freund und mache seiner Gattin nur diese Mittheilungen, damit sie ihren ganzen Einfluß auf ihn anwende, seinem unsinnigen Treiben ein Ende zu machen. Als er geendet hatte, schien Viela lange in einen Starrkrampf versunken und gar nicht mehr zu wissen, in welcher Umgebung sie sich befinde; ihre Lippen murmelten einzelne Worte der Verzweiflung und ihre Hände hatten sich krampfhaft geballt. Aus Köprölу's Augen sprach ein stiller Triumph.

— Köprölу, sagte sie nach einer Weile des Schweigens angstvoll, meint Ihr nicht, daß ich die Schuld an Clements Handlungsweise trage, daß er mir zur Liebe alle diese Opfer gebracht hat?

Das Gesicht des Ungarn überflog ein hämisches Lächeln, als er langsam erwiederte:

— Das ist möglich, aber dennoch hat Franz auch Euch betrogen, schöne Viela.

Die junge Frau achtete in ihrer Herzensangst nicht der ungeziemenden Vertraulichkeit, mit der Köprölу sie benannte.

— Mich betrogen? fragte sie ungläubig. Leert den Kelch des Leidens vollständig über mich, ist es doch besser, daß ich Alles auf einmal erfahre, als daß ich stets in der ungewissen Qual schwebe.

— Erinnert Ihr Euch noch Eurer ehelichen Verbindung in Lemberg, schöne Viela?

Viela blickte ihn fragend an, denn sie konnte nicht begreifen, was er jetzt mit dieser Frage sagen wollte; sie nickte stumm mit dem Kopfe.

— Nun gut, fuhr Köprölу kalt fort; Ihr meint, Clements rechtmäßige Gattin zu sein?

Ein sicherer Stolz überflog der Frau schönes Gesicht, als sie fest erwiederte:

— Was wollt Ihr mit dieser Bemerkung? Ihr wißt das ebenso gut, wie ich selbst, denn Ihr wart Zeuge unserer priesterlichen Einsegnung.

— Ich weiß es sogar besser als Ihr, entgegnete der Ungar, denn der Priester, der den Bund vollzog, war mein bester Freund nächst Clement, ein tollkühner, lustiger Genosse unserer Streiche am Hofe des Fürsten Ragoczy, dem es außer mir allein gelang, mit Letzterem Lemberg ungefährdet zu erreichen; er spielte seine Rolle gut und ich selbst wäre fast geneigt gewesen, ihn wirklich für einen Geweihten des Herrn zu halten.

— Und Clement? rief die junge Frau todesblaß und ergriff in entsetzlicher Angst Köprölу's Hand.

— Hatte dieses Possenspiel eingeleitet, um Euch zu befriedigen und sich selbst den Weg zu einer ihm passend scheinenden Trennung stets offen zu behalten, erwiederte Ladislaus mit unverschämter Sicherheit.

Viela sprang in furchtbarer Erregung auf und preßte die Hand des Ungarn noch fester.

— Ihr lügt abscheulich! rief sie außer sich. Clement war nie einer solchen Nichtswürdigkeit fähig.

— Ihr beschuldigt mich so hart und zuversichtlich, daß ich besser thue, zu schweigen, sagte Köprölу ernst und mit tief verletztem Selbstgefühl. Ich fürchte, Ihr habt mich nie für Euren aufrichtigen Freund gehalten und habt nie tiefer in dieses Herz zu blicken vermocht,

das sich Euch gern zum Opfer dargebracht hätte, wäre ihm nicht stets die grausame Wahl zwischen Eurem Verderben und der alten Freundschaft zu Clement geblieben. Haltet mich nicht für schlecht, wenn letztere, in sechs trüben Jahren allmälig unterliegen konnte, in sechs langen Jahren, die ich Clement ohne jedes andere Interesse als dem an Euch folgte und mein Schicksal zum eigenen Nachtheil mit dem seinigen verknüpfte. Diese Stunde hat den Damm durchbrochen, der meine überströmende Gluth so lange hemmte, und —

Geht, Köpröly, und laßt mich allein, gebot Biela mit einem so herrischen, flammenden Blicke, daß der Ungar unwillkürlich zum Gehorsam genöthigt wurde.

Er warf noch einen Blick der anbetenden Bewunderung und innigen Theilnahme auf das Mädchen, ehe er der Thür zuschritt, und gerührt reichte sie ihm ihre kleine Hand, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Köpröly befand sich wieder in dem Spielzimmer und trat an den grünen Tisch, an dem das Glück noch immer wechselte, sich aber vorzüglich für Clement entschieden hatte; sein Blick leuchtete in einem stolzen Thriumphe und der sicheren Zuversicht auf das Gelingen eines lange heiß gehegten Planes. Er nahm jetzt selbst an dem Spiele Theil, obgleich sein Auge oft unruhig und erwartungsvoll nach der Thür streifte, durch die Biela wieder eintreten sollte.

Diese ließ auch nicht lange auf sich warten; mit einer Ruhe, kalt wie Eis, und festen Schrittes betrat sie wieder das Zimmer und ließ sich auf das Sopha nieder, von wo aus sie unverwandten, glanzlosen Blickes Clement beobachtete und von Köpröly nicht die geringste Notiz nahm; dieser errieth, welcher Seelenkampf in ihr vorgehen mußte, und wie sie sich bestrebte, sich von Clement loszureißen, an den sie Liebe und Gewohnheit immer noch fesselten.

Unter der Spielgesellschaft hatte sich das Glück gewendet; Clement verlor und Köpröly war jetzt der Gewinner; mit reißender Schnelligkeit wuchs der vor ihm liegende Goldhaufen an. Oft warf Clement einen Blick heimlich zu ihm hinüber und schien ihn aufzufordern, es sich jetzt an dem Gewinne, der fast ihm allein zufloß, genügen zu lassen, aber Köpröly achtete seiner nicht und erhöhte seine stets gewinnbringenden Säze immer mehr. Biela schien von allem diesen nichts zu merken, obgleich sie unverwandt, wie geistesabwesend, auf Clement sah.

Immer heiterer wurde des Ungarn Gesicht, immer trüber das der übrigen Gäste, und aus Clements Blicken sprach deutlich wieder die Verzweiflung, als er die Bank an Köpröly abgab und es sich genügen lassen mußte, mit dem geringen Reste seines Vermögens zu pointiren. Es war schon spät in der Nacht, die Kerzen fast herabgebrannt und die Köpfe der Gäste immer erhitzter und verwirrter geworden, denn sie hatten dem Ungarweine fleißig zugesprochen. Clement hatte sein letztes Geld verloren und, von dem vielen genossenen Wein und der Erregung taumelnd, erhob er sich und setzte sich düsteren Blickes neben Biela, die seine Annäherung gar nicht zu bemerken schien.

— Warum spielst Du nicht länger? fragte sie kalt nach einer langen Pause.

— Weil ich über nichts, gar nichts mehr zu gebieten habe, antwortete er kurz.

Biela erhob sich, trat an Köpröly heran und klopfte ihm leicht auf die Schulter.

— Gestattet mir, einen Augenblick im Nebenzimmer mit Euch zu sprechen, bat sie mit schmeichelnder Stimme.

— Der Ungar warf sogleich die Karten von sich, denn eine selige Ahnung sagte ihm, er stehe an dem langerstrebten Ziele seiner Wünsche; aber er täuschte sich. Als er Biela gefolgt war, trat diese an einen Schrank und nahm ein Kästchen heraus, das sie mit einem Schlüssel öffnete und aus dem ein kostbares blitzendes Geschmeide dem jungen Mann entgegenleuchtete.

— Ihr sagtet, daß Ihr mein Freund wäret, sagte sie, ruhig und fest ihm in die Augen blickend, und darum wende ich mich mit Vertrauen an Euch; wollt Ihr mir tausend Dukaten für diesen Schmuck sogleich geben, der mehr als das Doppelte werth ist?

Köpröly blickte sie erstaunt an, dann stam-

melte er verlegen einige Worte des Bedenkens, die Biela indessen kurz widerlegte.

— Ich möchte nicht umsonst auf Eure Freundschaft gerechnet und Euch vertraut haben, sagte sie; Ihr werdet morgen das Geld, das Ihr mir hierfür heute gabt, vollkommen wieder in der Hand haben, wenn Ihr diese Geschmeide verkauft.

— Aber, gnädige Frau, entgegnete der Ungar befangen, es kann sich darum ja gar nicht handeln. Befehlt über mein ganzes Vermögen und ich lege es Euch bereitwillig zu Füßen, aber sagt mir nur, wozu Ihr dieses Geld zu gebrauchen gedenkt.

— Ich brauche tausend Dukaten, die Ihr augenblicklich entbehren könnt, und es handelt sich nur darum, ob Ihr mir dieses Geschmeide abkaufen wollt oder nicht, sagte Biela heftig und ihr Auge blitzte drohend.

Schweigend legte Köprölp die geforderte Summe auf den Tisch und schob das Schmuckkästchen von sich. Biela achtete nicht auf die letztere Bewegung und verschwand, nachdem sie die Geldrollen genommen hatte, mit den Worten:

— Ihr werdet dieses Geschmeide abholen lassen, wenn es Euch beliebt, denn es ist das Eurige.

Beide kehrten wieder in das Spielzimmer zurück, in dem man unruhig ihrer Wiederkehr wartete. Köprölp setzte das Spiel sogleich mit einer Ruhe fort, als sei nichts vorgefallen, und Biela hatte sich wieder neben Clement niedergelassen; sie drückte ihm die Goldrollen in die Hand.

— Du sagtest eben, Du könntest aus Mangel an Geld nicht weiter spielen, Franz, sagte sie leise; hier sind tausend Dukaten, verwende sie, wie Du willst. Ich wage nicht, Dir einen Rath zu geben, aber überlege, ob wir nicht besser daran thun, mit diesem Gelde morgen die Stadt zu verlassen und irgendwo eine bescheidene Existenz zu suchen.

— Woher hast Du dieses Geld? fragte Clement erstaunt, während der freudige Hoffnungsschimmer, noch einmal Mittel zu besitzen, um das Glück zu versuchen, sein Gesicht erleuchtete.

— Ich habe meinen Schmuck verkauft, erwiederte Biela schnell; frage nicht weiter, denn ich gedenke Dir heute keine Auskunft zu geben, habe aber morgen Viel und Wichtiges mit Dir zu besprechen.

Clement warf noch einen Blick des Erstaunens und des Dankes auf sie; im nächsten Augenblicke schon stand er an dem grünen Tische und besetzte die Karten so hoch, daß Alle staunten.

Er verlor wieder und bei seiner unvernünftigen Heftigkeit konnte es nicht fehlen, daß er sich einige Minuten später bereits das zweite Mal ohne Geld befand. Er war todtenbleich geworden und Köprölp, der sein Spiel mit scharfer Aufmerksamkeit verfolgt hatte, hielt seine Blicke lauernd auf ihn geheftet.

Plötzlich wandte sich Clement heftig um, als sei ein schneller Entschluß in ihm gereift, und schritt der Thür zu, aber Biela, die ihn beobachtet hatte, erhob sich schnell von ihrem Sitze und kam ihm zuvor.

— Wohin, Franz? fragte sie angstvoll.

— Ich weiß noch ein Mittel, das letzte, um mich zu retten, flüsterte er ihr mit einem warmen Händedruck zu; lasse mich ruhig gewähren, Biela, es hilft uns sicherlich.

Damit schrit er schnell hinaus und die junge Frau sank, zwischen Angst und Hoffnung getheilt, in die Kissen des Sopha's zurück.

Clement schritt hastig durch die lange erleuchtete Zimmerreihe in sein eigenes Gemach; in stummer Verzweiflung warf er sich dort auf ein Ruhebett nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen, über die bald heiße Thränen liefen. Sein ganzer Körper zitterte convulsivisch, denn ein furchtbarer Seelensturm wüthete in ihm. Er erinnerte sich jetzt seines ganzes vergangenen Lebens noch einmal, wie er aus dem reinen, edelsinnigen Jünglinge ein verbrecherischer Mann geworden, auf der Bahn des Lasters stufenweise fortgeschritten sei, bis er sich jetzt an einem Abgrunde befand, in den ihn sein Geschick unerbittlich hineintrieb; er dachte an Biela's Liebe und er schauderte über das Loos, das er jetzt dem vertrauungsvollen Mädchen bereitet hatte. Sein Entschluß, seinem elenden, verfehlten Leben ein schnelles und ge-

waltsames Ende zu machen, war gefaßt und ruhiger trat er an den Platz, wo die geladenen Pistolen hingen, und nahm eine derselben mit dem Ausdrucke bitterer Verzweiflung herunter.

In diesem Augenblicke fühlte er sich von zwei kräftigen Armen erfaßt und ein munteres Gelächter schlug an sein Ohr; es war Köprölÿ, der ihm, aufmerksam gemacht durch seine kalte Verzweiflung, nachgeschlichen war.

— Bist Du von Sinnen, Franz? rief er laut. Was machst Du für Narrenstreiche und zeigst deutlich, daß Dir der ächte männliche Muth fehlt? Hast Du denn gar kein Vertrauen mehr zu einem Freunde, der es gut mit Dir meint und Dir mit allen seinen Kräften zu helfen bereit ist.

— Du kannst und wirst mir nicht helfen, sagte Clement zweifelnd.

— Du bist ein Narr, Franz, denn Du weißt, daß ich alle diese Vögel gerupft habe und mich augenblicklich im Besitze eines Vermögens befinde, das hinreicht, alle Deine Schulden zu bezahlen und Dich ganz sorgenfrei zu machen, erwiederte der Ungar sorglos.

— Und Du wolltest —?

— Bin ich nicht Dein Freund und alter Waffengenosse? fragte Köprölÿ mit innigem Tone. Denkst Du nicht mehr an den Hof Razoczÿ's wo wir zusammen Pagen waren und Du mich oft vor den bösen Neckereien der Andern schütztest, wo wir uns Beide damals eine Freundschaft für das Leben in Noth und Tod schwuren?

Clement fiel dem Freunde thränenden Auges um den Hals, dieser aber fuhr in demselben Tone fort:

— Und Du meinst, ich sollte Dich jetzt verlassen und ruhig zusehen, wie Du Dir, gleich einem gemeinen, verzweifelten Verbrecher, eine Kugel durch den Kopf jagst? — Nein, lieber Franz, Du kennst mein Herz schlecht, und um Dich zu beruhigen, sage ich Dir, daß ich jetzt aufgehört habe, zu spielen, und siebentausend Dukaten besitze, die Du unter einer einzigen Bedingung als Dein Eigenthum betrachten und in Empfang nehmen kannst.

— Und diese Bedingung? fragte Clement hastig.

— Trenne Dich von Biela, erwiederte Köprölÿ ernst. Du kennst meine Ansichten über Dich und sie und wirst nicht verlangen, daß ich Dir das mühsam erworbene Gut ablasse, um es von Neuem in wenigen Tagen mit ihr zu verprassen. Du weißt, ich will nur Dein Bestes, Franz.

Clement stand erstarrt; in seinem Inneren kämpfte die nicht ganz erloschene Liebe zu Biela einen harten Kampf mit der neu erwachten Lebenslust.

— Ich kann es nicht, Ladislaus, rang sich nach einer langen Pause aus seiner gepreßten Brust hervor. Ich habe in meinem Leben schon zu schlecht gehandelt, als daß ich die Sterbeseufzer dieses unglücklichen Wesens, das die Vorsehung mir anvertraut hat, auch noch auf mein Gewissen laden möchte.

— Sei kein Thor, Franz, und glaube nicht, daß ein Mädchen wie Biela verzweifelt, eine Stütze zu verlieren, die sie tausendfältig wiederfindet, entgegnete Köprölÿ. Ich will Dir einen Vorschlag machen, der Deine Gewissensscrupel beruhigt; Du sagtest, die Vorsehung habe Dich mit ihr zusammengeführt, was gerade so viel sagen will, als der Zufall habe es bewirkt, denn es kommt nicht darauf an, mit welchem Namen wir diese unbegreifliche Macht bezeichnen; nun wohl, so lasse den Zufall auch wieder entscheiden, ob Du Dich von ihr trennen sollst, oder, wenn Du willst, die Vorsehung eine weise Entscheidung treffen! — Ich gebe Dir die Hälfte meines Vermögens unter der Bedingung, daß Du Biela auf eine Karte gegen mich setzest —

— Pfui, Ladislaus! rief Clement entsetzt. Welche abscheuliche Zumuthung!

— Sie wird Dir weniger abscheulich erscheinen, wenn Du sie mit Ruhe betrachtest, erwiederte der Ungar. Du weißt, was ich selbst von Biela halte, und entscheidet die Vorsehung für mich, so bist Du Deiner Pflichten ledig und ich übernehme eine neue, Biela mit dem nöthigen Gelde zu versehen, ihre Abentheurerzüge auf eigene Hand fortzusetzen.

— Aber sie hält sich für meine Gattin wandte Clement zweifelnd ein.

— Sie weiß seit heute Abend, wie es damit zusammenhängt, lieber Freund, entgegnete Köprölo, denn ich halte es für eine heilige Pflicht gegen Dein Glück, Euch zu trennen. Durch meine Eröffnung, die ich ihr in dieser Absicht machte, ist das Band zwischen Euch ohnehin schon zerrissen und Du wirst in Deiner Schein-Ehe keine besondere Liebe mehr beanspruchen können.

— Du bist ein Schurke, Ladislaus! rief Clement außer sich. Und so wahr Gott lebt, ich schieße Dich nieder — —

— Das wäre feige, Franz, denn ich bin unbewaffnet, erwiederte Köprölo mit zuversichtlicher Ruhe. Sei kein Kind und lege diese Waffe bei Seite, die für einen besseren Zweck gemacht worden ist.

Clement warf das Pistol von sich und stampfte wüthend mit dem Fuße.

— Du wirst mir Rede stehen für das, was Du verrätherisch gethan hast, rief er heftig.

— Das will ich gern, wenn Du ruhiger geworden bist, entgegnete Köprölo, und wenn Du morgen nicht im Schuldthurm steckst oder man Dich als Betrüger vor ein Criminalgericht zieht.

Eine lange Pause verging, in der beide Männer sich drohend gegenüberstanden.

Fortsetzung folgt.

Die Berauschung durch Hanf.

Von

Hermann Emmerich.

Seit einigen Jahren macht man sich besonders in England und Frankreich viel mit dem Opium und dem Haschisch zu schaffen, und es wird behauptet, daß der Genuß dieser morgenländischen Aufregungsmittel in jenen Ländern eine nicht unbeträchtliche Verbreitung gewonnen habe. Reisende, welche den Orient durchstreifen, pflegen aus Neugier eine Probe mit der einen oder andern jener Substanzen zu machen, um sich zu überzeugen, in welcher Weise sie auf Körper und Geist wirken, und bei manchen wird der Gebrauch derselben zur leidigen Gewohnheit. Daß die englischen Schriftsteller Coleridge und der vor etwa einem halben Jahre verstorbene Quincey sehr häufig Opium nahmen, ist allgemein bekannt.

Fast alle Völker haben Mittel erfunden, sich zu berauschen, und selbst wilde Stämme gehen nicht selten sehr sinnreich zu Werke, um sich in Aufregung oder Betäubung zu versetzen; die Kamtschadalen benutzen dazu den Aufguß vom giftigen Fliegenschwamme. Welch ein Abstand ist zwischen der belebenden Aufheiterung, welche der Thee oder der Wein gewährt, und die wilden Extase, in welche der Gebirgsbewohner des Himalaya sich versetzt durch ein Getränk, welches er aus dem Stechapfel bereitet, und wie verschieden ist ein Opiumrausch von jenem, welchen ein schlechter Branntwein aus Kartoffeln verursacht! Justus Liebig hat nachgewiesen, daß der Drang der Menschen, sich Anregungen durch starke Getränke zu verschaffen, ein ebenso natürlicher als berechtigter sei; es bleibt also nur der Mißbrauch zu tadeln, und die Männer der absoluten Nüchternheit und Enthaltsamkeit verstoßen gegen eine Forderung, welche aus der Natur selbst herkommt. Da auch der Thee, wenn er stark genossen wird, als ein Narcoticum wirkt, so ist es nur folgerichtig, daß ein Theil der Mäßigkeitsmänner ihn eben so wohl verschmäht wie den Taback und den Wein, und daß sie kein anderes Getränk gelten lassen als das klare Wasser. Aber was sind die Folgen? Ich erinnere mich in einem amerikanischen Blatt den Bericht eines Todtenbeschauers gelesen zu ha-

ben, der darauf hinausging, daß der Verstorbene sein Leben durch den Genuß von Gewürznäglein verloren habe. Der Mann hatte sogar den Kaffee verschmäht, aber dem Drange nicht widerstehen können, seinem Körper ein Anreizmittel zu gewähren, deshalb kaute er Gewürznelken in solchem Uebermaße, daß er daran starb. Alle Uebertreibungen sind naturwidrig.

Der Prophet des Islam verbietet bekanntlich seinen Anhängern den Genuß geistiger Getränke, und sie entschädigen sich dafür mit Opium oder Hanf, zwei Mitteln, welche der Orient, von der Küste Kleinasiens bis zu den chinesischen Gestaden am großen Weltmeer, in ungeheurer Menge verbraucht. Während Türken und Chinesen das erstere vorziehen, genießen die Araber vorzugsweise Haschisch. Das Wort bedeutet ganz einfach Kraut im Allgemeinen, wird aber insbesondere von unserm gewöhnlichen Hanf gebraucht. Dasselbe enthält ein eigenthümliches Harz von schön grüner Farbe, ist kleberig-zäh und hat einen unangenehmen Geschmack. In der Wissenschaft wird es als Haschisch bezeichnet. Aber im Morgenlande bereitet man Haschisch in der Art, daß man Stengel und Blüthen des Hanfes benützt, die getrocknete Pflanze zu Pulver zerstößt und dasselbe mit Zucker oder andern Süßigkeiten vermischt. Nicht selten kocht man diesen Staub in etwas Wasser, das man verdunsten läßt, setzt dann frische Butter und Honig hinzu und bereitet daraus einen Teig, welcher in Aegypten als Dawamesk bezeichnet wird. Man nimmt davon in dem Umfang einer großen Erbse oder kleinen Nuß, und manche Leute genießen täglich vier- bis fünfmal eine solche Dosis. In Indien thut man den Hanfstaub in ein Säckchen, das über siedendes Wasser gehängt wird, so daß das Pulver naß wird und durchgeseiht werden kann. Der grüne Saft trocknet rasch, und ist im ganzen Orient unter dem Namen Bengali bekannt. Manchmal versetzt man ihn auch mit ein wenig Zimmt, Rosenknospen, Gewürznelken, Opium und Safran und bereitet aus dieser mit Rosenwasser angefeuchteten Masse eine Anzahl von Pillen, die entweder verschluckt oder mit Tabak geraucht werden.

Der Orientale genießt Haschisch, um Gesichte hervorzubringen, die ihn in das Paradies zaubern. In nordischen Klimaten ist die Wirkung viel schwächer als in den heißen Ländern; auch kommt viel auf die Stärke der Gabe an, welche der Mensch genießt, auf Temperament, Gesundheitsumstand und manche Nebendinge. Daher rührt denn auch die Verschiedenheit der Wahrnehmungen bei den einzelnen Beobachtern, welche Versuche angestellt haben. Ein Arzt schreibt: „Nach dem Genusse des Haschisch sind alle meine Seelenkräfte gesteigert: alles was ich sehe, nimmt einen größern Umfang an, und wenn ich die Augen schließe, empfinde ich kein so hochgesteigertes Wohlbehagen, als wenn ich sie offen halte. Was mich umgibt, ist wie mit Heiterkeit übergossen, mein Fuß scheint kaum den Boden zu berühren, mein Blut in leichten, luftigen Aether verwandelt zu sein. Während der Nacht folgt ein wahrhaft entzückendes Gesicht dem andern; aber Morgens beim Erwachen bin ich bleich und abgemattet, mein Kopf schmerzt und ist dumpf, die Mattigkeit groß, und ich muß den Tag über ganz ruhig liegen bleiben."

Ein anderer Naturforscher, der gleichfalls aus eigener Erfahrung spricht, vergleicht den Zustand, in welchen der Geist nach dem Genusse des Hanfertractes versetzt wird, mit Narrheit oder Wahnsinn. „Das Haschisch zaubert ein wirkliches Glück herauf, ein rein geistiges, nicht etwa sinnliches Wohlbehagen. Man ist glücklich, nicht wie ein Schlämmer, der sich mit herrlichen Speisen vollauf gesättigt hat, sondern in der Art wie ein Mensch, der eine freudige Botschaft erhält oder einen längst gehegten Wunsch endlich erfüllt sieht. Aber der Gang unserer Vorstellungen wird unablässig unterbrochen und wechselt im Nu; eine Bewegung oder ein Gedanke ruft eine ganz neue Reihe von Empfindungen und Gegenständen hervor, und alles geht rasch mit bewundernswürdiger Klarheit und Deutlichkeit vorüber. Ein Orientale, der eine lediglich angenehme „Fantasia" sich verschaffen will, sorgt dafür, daß aus seinem Gemache alles entfernt werde,

das seinem Hanfdelirium eine trübe Wendung geben könnte; er will sich in das Paradies des Propheten Mohammed versetzen."

Die Gesichte, welche der Hanf heraufzaubert, sind wunderbar mannigfaltig. Wir wollen zwei Gewährsmänner sprechen lassen, zuerst einen Arzt, einen berühmten Reisenden, der zugleich ein ausgezeichneter Schriftsteller ist. Der Arzt, Doctor Berthault, nahm eines Tages eine etwas starke Gabe Haschisch; einige Zeit nachher begann die Musik eines Dragonerregiments zu spielen. Bis zu jenem Tage, sagte er, habe er nie gewußt, was eigentlich Musik sei; die Fähigkeit, alle Tönne in sich aufzunehmen, wurde ganz wunderbar gesteigert; er vernahm aus der Gesammtharmonie des Spiels auch jeden einzelnen Ton sämmtlicher Instrumente, und alle seine Ideen gewannen eine leibliche, man könnte fast sagen, greifbare Gestalt. Die Elemente der Harmonie verwandelten sich in Bänder mit tausend wechselnden Farben; sie verschlangen sich in- und durcheinander, bildeten Knoten und wickelten sich in raschem Durcheinander wieder ab. Bald nachher wurde jede Note zu einer Blume; alle diese Blumen verschlangen sich zu Kränzen und Gewinden, welche dann vor den Augen zerflossen, um allen Arten von Edelsteinen Platz zu machen; diese bildeten zuerst einen glitzelnden Fels, aus welchem bald nachher ein aus Diamanten zusammengesetzter Springquell hoch emporschoß. Als die Spielleute einen Walzer anstimmten, wechselte die Erscheinung ganz und gar. Berthault befand sich plötzlich in hellerleuchteten Sälen, die auf vielen glänzenden Säulen ruhten und von einer prachtvollen Kuppel überwölbt waren. Tausende von vergnügten Paaren tanzten in den ungeheuren Räumen. — Aber das Haschisch bringt manchmal auch unangenehme Erscheinungen hervor, es reizt oft zu Rachegefühl, Zorn und heftiger Leidenschaft, und die Furcht wird zu einem Schrecken gesteigert, der geradezu fürchterlich erscheint.

Der oben erwähnte Reisende ist unser nordamerikanischer Freund Bayard Taylor, der vor fünf Jahren, nach seinen Streifzügen in Aegypten, in Sudan und in der Levante seine Erfahrungen in dem zu New-York erscheinenden Putnam's Magazine ungemein eindringlich schilderte. Wir haben den Aufsatz eben wieder hervorgesucht und wollen Einiges daraus mittheilen. Taylor befand sich in Damaskus, hatte aber schon einmal in Aegypten Haschisch genossen, obwohl nur in schwacher Gabe. „Damals," schreibt er, „erfüllte mich eine seltsame Heiterkeit; mein ganzer Mensch war wie in Aether verwandelt, und dabei verspürte ich einen unwiderstehlichen Drang, alle Dinge, die mir vor Augen kamen, von der lächerlichen Seite aufzufassen. Die Erscheinungen hielten etwa eine halbe Stunde lang an; mein Leib war dünn, wie die dünnste Luft, und mehr als einmal besorgte ich, von einem leichten Winde, der in der Abenddämmerung über meine Nilbarke hinsäuselte, in den Strom geschleudert zu werden. Alle Gegenstände nahmen phantastische, zumeist ganz alberne Verwandlungen an, und ich mußte darüber in einem fort hell auflachen. Als die Erscheinungen aufhörten, versank ich erst in ein ruhiges, angenehmes Hindämmern und dann in einen erquickenden Schlaf." —

In Damaskus wurde mit einem andern Amerikaner und einem Engländer der Versuch wiederholt. Der Dolmetscher fragte, ob die fränkischen Herrn „eine Gabe zum Lachen oder zum Schlafen" haben wollten, und sie verlangten jene zum Lachen. „Wir nahmen," sagt Taylor, „anfangs nur einen Theelöffel voll von der Mixtur, welche Abdalla uns gebracht hatte; das war etwa so viel wie ich in Aegypten verschluckt hatte, ich war aber unbesonnen genug, die Gabe zu steigern. Der syrische Hanfextract ist auf jeden Fall stärker gewesen als jener ägyptische; bei dem letzteren schmeckte ich nur Zucker und Rosenblätter, bei dem ersten fühlte ich auf Zunge und Gaumen eine unangenehme Bitterkeit. Die Wirkung trat etwas spät ein, weil ich das Haschisch nach dem Abendessen einnahm. Eine Stunde verging, ohne daß wir irgend etwas verspürten, und meine beiden Freunde schüttelten bereits ungläubig die Köpfe. Wir nahmen dann jeder noch einen halben Theelöffel voll und tranken eine Tasse sehr warmen Thees. Es war zehn Uhr

Abends, in den Straßen von Damaskus herrschte Ruhe, und der helle Mond beschien die Hauptstadt Syriens. Unter den Citronenbäumen und an dem Springbrunnen des mit Marmor gepflasterten Hofes saßen einige Dolmetscher und Maulthiertreiber.

„Wir lagen alle Drei auf Divanen und harrten der Dinge, die da kommen würden. Endlich ging ein merkwürdiges Rieseln durch alle meine Nerven und dazu kam eine brennende Empfindung in der Magenhöhle; ich wurde diesmal nicht zu Aether, sondern empfand eine Art von Schmerz in allen Gliedern. Dieser verschwand und plötzlich hatte ich ein Gefühl, das meinen Geist wie meinen Leib aller Begrenzung enthob; ich möchte sagen, alle Schranken meines Daseins stürzten ein, ich verlor jeden Begriff von dem, was Gestalt ist, ich ging auf in dem unermeßlichen All, mit welchem ich gleichsam verschwamm. Und doch fühlte ich hinwiederum, wie das Blut durch meine Adern kreiste, und es kam mir vor, als müsse es tausende von Meilen laufen, bevor es bis in Füße und Finger gelangte; die Luft, welche ich aushauchte, wurde zu Aether und mein Hirnschädel zum Himmelsgewölbe. In dieser unermeßlichen Halbkugel, die doch, wie ich wußte, mein Gehirn umschloß, waren azurblaue Abgründe, zogen Wolken und Winde, schien die Sonne. Alle Bilder, die ich sah, befanden sich in einem gewissen Zusammenhange, traten mir aber in zwiefacher Art entgegen; einmal physisch und bis auf einen gewissen Punkt greifbar, sodann geistig und in einer Reihenfolge von glänzenden Umwandlungen. Ich kam mir vor wie ein glänzendes Meteor; als dasselbe platzte, verlor es sich nicht etwa in der Finsterniß, sondern verbreitete nach allen Richtungen hin feurigen Lichtstrahle, die aus meiner immer noch brennenden Magenhöhle kamen und sich im unendlichen Raume verloren.

„Der Dämon des Haschisch war nun vollkommen mein Herr und Meister; er hatte mich in den Irsinn hineingerissen und konnte mit mir machen, was er wollte. Bald wurde das Zittern, von welchem alle meine Nerven erbebten, immer heftiger und rascher, und ich empfand dabei ein unaussprechliches Entzücken. Bald war ich von einem Lichtmeer umgeben, in welchem alle Farben des Regenbogens spielten. Ich versuchte meinen Freunden eine Darstellung meiner Wonne zu geben, aber sie blickten mich ungläubig an, weil das Haschisch auf sie noch nicht gewirkt hatte. Plötzlich sah ich mich an den Fuß der großen Pyramide des Cheops versetzt. Die gelben Steine der obern Lagen erglänzten wie Gold in der Sonne, und die Pyramide selbst erschien himmelhoch, gleichsam als Träger und Stützpfeiler des Firmaments. Ich wollte hinaufsteigen, war auch im Nu oben und schaute mit unaussprechlicher Wonne auf die Palmen und Getreidefelder hinab. aber zu meinem nicht geringen Erstaunen war die Pyramide nicht aus gelben Steinen erbaut, sondern bestand aus eitel Tabaksblöcken! Das kam mir unglaublich albern vor, und ich lachte hellauf, bis, wie in einem Diorama, eine Folge anderer theils deutlicher, theils anmuthig verschwimmender Bilder folgte.

„Je mehr der Irrsinn sich steigerte, um so prächtiger wurden die Gesichte. Ich durchzog die Wüste nicht auf dem Rücken eines Dromedars, sondern lag hingestreckt auf schwellenden Polstern, in einer mit Edelsteinen geschmückten Barke von Perlmutter. Der Sand war Goldstaub, und mein Schiff glitt sanft durch ihn dahin, während die Luft wunderbar hell war; aber die Sonne sah ich nicht. Ich athmete herrliche Düfte ein und hörte Musik, wie vielleicht Beethoven sie in seinen Träumen vernommen hat. Alles um mich war strahlender Aether, Wohlgeruch, Himmelsharmonie der Töne, göttlich erhaben. Vor mir sah ich einen kolossalen Regenbogen, und Arkaden, die aus Säulen von Amethyst, Saphir, Smaragd, Topas und Rubin bestanden. Meine Perlmutterbarke kam ihnen immer näher, ich schlürfte alle Wonne eines vollkommenen Paradieses; mein Geist war des Triumphes voll, denn alle Kräfte der Natur waren mir unterthan; die Geister des Lichtes und der Farbe, des Geruches, des Tons und der Bewegung allesammt meine Sklaven. Ich fühlte mich als Herr und Gebieter des Weltalls. Für mich gab es weder Maß noch Zeit. Alle

diese Erscheinungen drängten sich im Verlauf von nur etwa fünf Minuten; mir aber schien es, als zöge ich Jahrhunderte lang unter den Myriaden von Regenbogen hin, welche sich über mir wölbten; ich schwamm für und für in meinem Bade von Aether und Duft, ich sah grünen Rasen und Blumenbete ohne Ende, aber keinen Quell oder Springbrunnen. Die Menschen kamen von den Hügeln herab, hielten Geißblattzweige in den Händen und baten mich um Trinkwasser. Ich zerriß die Zweige, steckte sie in die Erde und flugs wuchsen sie empor zu Marmorsäulen, die ein Marmorbecken umgaben, in welchem Honig floß.

„Bei all dem wußte ich doch sehr wohl, daß ich mich in der Karawanserei Antonio zu Damaskus befand, Haschisch genommen hatte und daß alles, was ich sah, die Wirkung dieses Hanfertracts war. Ich verlor das Gemach, in welchem wir uns befanden, nicht eine Minute aus den Augen; beide Empfindungen hatte ich gleich lebhaft und so zu sagen greifbar. Ich war vollständig unter der Herrschaft dieser Verzückung und wußte dabei vollkommen genau, wodurch ich sie hervorgerufen hatte; die psychische Wirkung war eine gedoppelte, ich hatte gleichsam zwei verschiedene Zellen in meinem Hirn, ich war zwiefach und zweierlei, etwa wie eine Sphinx, Mensch und Thier, und mir selber ein Räthsel.

„Die Wirkung des Hanfs wurde stärker, jede Erscheinung grotesker, aber allmälig auch weniger angenehm; mein ganzes Nervensystem spannte sich sehr empfindlich an. Ich sah mich plötzlich als eine unförmliche Masse von Gallert, die ein Pastetenbäcker in eine Mühle warf; ich gab mir alle Mühe, in diese Mühle hineingezwängt zu werden, aber der eine Fuß wollte platterdings nicht hinein. Ich war von meinem Sitz aufgesprungen und wand mich wie ein Wurm, während ich lachte, daß mir die Thränen über die Wangen herabströmten. Aber jede Thräne verwandelte sich in ein großes Weizenbrod, und bald lagen hunderte solcher Brode vor dem Hause eines Bäckers in Damaskus, der kaum noch darüber hinaussehen konnte. Der Mann wird ersticken, sagte ich zu mir selbst, aber es ist nicht meine Schuld. Weshalb gibt er nicht das Brod den Armen, deren Thränen sich nicht in Semmeln verwandeln?

„Meine Verwirrung wurde immer ärger, Vernunft und klares Bewußtsein, wenn von beiden überhaupt die Rede sein konnte, starben mehr und mehr hin, und mir blieb nur eine grenzenlose Angst über das leichtsinnige Wagniß. Ich fühlte mich von einer Riesenkraft gepackt, und meine Brusthöhle schmerzte immer ärger; Mund und Kehle waren völlig ausgetrocknet und hart wie Erz, während die Zunge wie glühendes Eisen brannte. Ich griff nach einem Wasserkruge und trank mit wilder Gier, aber es war, als ob ich Luft verschluckte, und ich spürte keine Linderung. Mitten im Zimmer stehend schwenkte ich meine Arme, reckte sie weit aus und stöhnte fürchterlich. Ich sah nichts mehr, hörte aber, wie der Engländer sagte: „Das kann er nicht durch Verstellung machen, es muß wahr sein. Seht nur, wie sein Gesicht sich verzerrt!" — Bald nachher erscholl ein rasendes Gelächter; mein amerikanischer Landsmann sprang vom Sopha und rief: Ich bin in eine Lokomotive verwandelt!" Das Haschisch hatte auch auf ihn gewirkt, und lange Zeit lief er im Gemache umher, puffte wie eine Dampfmaschiene und schlenkerte die Arme als wären sie Räder. Der Engländer zog sich in sein Zimmer zurück, als er fühlte, daß die Reihe des Irreseins an ihm kam und er hat nie etwas über seine Visionen mitgetheilt.

„Es mochte jetzt um Mitternacht sein. Ich war durch den Paradiesesimmel des Haschisch geflogen und mußte nun auch den Höllenabgrund durchwandern. Hatte ich doch, wie ich später erfuhr, eine sechsfache Dosis genommen! Nun sprang mein Blut in den Adern wie ein Wasserfall, und in meinen Ohren war ein Getöse, wie jenes vom Niagara. Meine Augen waren unterlaufen und ich konnte nichts mehr sehen, mein Herz schlug fürchterlich, und ich meinte, es müsse mir die Brust zersprengen. Ich wollte die Pulsschläge zählen, als ich aber die Hand auflegte, fühlte ich zwei Herzen schlagen; das eine pochte tausendmal in der Minute, das andere war langsam, bleischwer. Es

war mir, als stehe Blut in meiner Kehle und wolle mich ersticken; Blut floß aus meinen Ohren auf Wangen und Schultern. In einem Anfall von förmlichem Wahnsinn rannte ich aus dem Zimmer auf die Dachterrasse des Hauses. Ich hatte einmal in einem Gedicht gelesen, wie ein Roß schaudernd an einem Abgrunde stand und langsam in denselben hinabsank. Dieses Bild trat mir jetzt vor die Seele; ich kam mir vor wie jenes arme zitternde Thier, das die Nüstern weit geöffnet hielt und welchem Schaum vor dem Maule stand. Ich glaubte mich auf einem hohen Thurme und mir schwindelte; der Abgrund zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt an. Unwillkürlich tastete ich in meinem Gesicht umher; ich wollte wissen ob es in einen Pferdekopf verwandelt worden sei. Aber wie gräßlich! Alles Fleisch war fort und nur das Knochengerüst übrig; ich war ein Skelett geworden! Voll Abscheu vor mir selbst und in wilder Verzweiflung stürzte ich an das Geländer der Dachterrasse und stierte in den mondbeglänzten Hof, in welchem sich Schatten hin und her bewegten. Sollst du dich kopfüber hinabschleudern? fragte ich mich. Mein Abscheu vor dem Todtenkopfe war ärger als die Todesfurcht, aber eine unsichtbare Hand packte mich und ich wurde zurückgerissen. Später erfuhr ich, daß zwei Männer alle meine Bewegungen überwachten, der Wirth Antonio und der Dolmetscher. Sie brachten mich in mein Zimmer; ich war die Beute heftiger Schmerzen, sah aber immer noch, daß mein in eine Lokomotive verwandelter Landsmann umherging und dann und wann Wasser trank — um den Kessel zu füllen.

„Mich hatte eine grenzenlose Verzweiflung gepackt; die Anspannung aller Nerven gab mir das Gefühl, daß ich entsetzlich elend sei, und meine Angst war unaussprechlich. Auch hatte ich nun schon längst jegliche Willenskraft verloren, und jeder Versuch, gegen den Dämon anzukämpfen, vermehrte nur meine Angst und Ohnmacht. Am allergräßlichsten war der Augenblick, als in mir die Frage auftauchte: „Bist du nicht etwa für immer wahnsinnig geworden? Wirst du deine Vernunft wieder bekommen? Daß ich für den Augenblick von Wahnsinn umnachtet sei, darüber hegte ich auch nicht den mindesten Zweifel. Mein Widerstand war nun völlig gebrochen, ich warf mich trostlos auf mein Bett und stöhnte jämmerlich. Auch die Lokomotive war aus den Schienen gekommen und schrie um Hülfe und Erbarmen.

„Es war drei Uhr Morgens; das Haschisch hatte jetzt fünf volle Stunden seine Wirkung geäußert. Nun kamen die Nachwehen; ich lag den ganzen Tag und die folgende Nacht in einem Zustande völliger Bewußtlosigkeit; einmal gab man mir zwei Tassen Kaffee, die ich verschlang; dann versank ich abermals in starre Betäubung und kam erst nach dreißig Stunden wieder zu mir selbst. Aber in meinem Gehirn schwirrten noch allerlei wirre Bilder, und mein ganzer Leib war wie gerädert. Kein Essen schmeckte mir, kein Getränk milderte meinen Durst, ich verstand und begriff nur mit Mühe, was man mir sagte, und auf alle Fragen antwortete ich ohne Zusammenhang. Willenskraft und Vernunft kehrten allmälig zurück, aber sie waren noch sehr schwach; indessen tröstete mich die Ueberzeugung, daß ich nicht wahnsinnig geworden sei. Ich wurde in ein Bad geführt, wo ein brauner Syrier meine Glieder knetete; er wußte offenbar, wie er mit mir daran war, denn als er mich nach dem Bade niederlegte, damit ich der Ruhe pflegte, gab er mir einen scharfen sauern Trank, der mir sofort große Linderung brachte. Der schauerliche Bann war aber immer noch nicht ganz gebrochen, denn in den nächstfolgenden Tagen hatte ich einige Anfälle von Geistesabwesenheit. Während ich in den Straßen von Damaskus umherschlenderte, glaubte ich an einem ganz andern Ort zu sein. Erst in der reinen Gebirgsluft des Antilibanon und auf einem Ritte nach Baalbek gewann ich wieder körperliches Wohlbefinden und geistige Kraft. Paradies und Hölle lagen für immer hinter mir." — So weit Bayard Taylor.

Viele Aerzte behaupten, daß Haschisch in mäßigen Gaben genossen ebenso wenig schade wie das Theetrinken; in Indien nimmt man einen halben Gran des weiter oben erwähnten

Teiges, um sich Wohlbehagen zu verschaffen; dabei leide weder Geist noch Leib. Dagegen bemerkt Graf d'Escayrac (die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil. Leipzig, 1855. S. 98), daß fortgesetzter Gebrauch starker Gaben für die Geisteskräfte nachtheilig sei. Man erkennt die Liebhaber des Hanfrauchens, die sogenannten Haschaisch, in den Bazaren zu Kairo und Damaskus auf den ersten Blick. Der Hanfraucher ist im gewöhnlichen Leben mürrisch, träumt vor sich hin, bleibt jeder Bewegung abhold und redet nicht gern. Gleich dem Opiumraucher hat er gesenkte, halbgeöffnete Augen und läßt den etwas wackelnden Kopf gern nach vorne überhängen; beim Rauchen wirft er ihn nach hinten, schlägt den Blick gegen Himmel, als sei er in Verzückung, bläßt die Nasenlöcher weit auf und läßt den Dampf aus ihnen herausströmen. Der Zucker ist ein mächtiger Hülfsgenosse des Haschisch; aber Limonade ohne Zucker arbeitet ihm entgegen, aber noch mehr kaltes Wasser oder Eis, das man auf den Kopf legt. Die Haschasch im Orient sagen, ohne vorheriges Fasten sei ihr wahres Glück und der höchste Genuß nicht zu erreichen. Wenn sie den letztern sich verschaffen wollen, essen sie vier bis sechs Tage vorher nur leichtes Gemüse, kein Fleisch, sondern reifes Obst und viel Zuckersachen; auch rauchen sie dann keinen Taback und vermeiden jedes starke Getränk. Vermittelst einer solchen Weihe befähigen sie den Körper dahin, daß das Nervensystem die Wirkung des Hanfes in vollem Maße empfinde; sie bauen dadurch dem allzustarken Blutandrange nach dem Kopfe vor, der sich, wie in Bayard Taylors Fall, nach einer reichlichen Mahlzeit und dem Genusse geistiger Getränke unfehlbar einstellt. In manchen Städten werden Kaffeehäuser geduldet, die sogenannten Mehschasch, in welchen die gemeinen Leute Haschisch genießen, in andern Gegenden sind sie verboten.

Vom Wörtlein Aber.

Eine philologische Abhandlung.

Das Wörtlein Aber ist die gewöhnliche Formel des Einwurfs, das Vorwort der Weigerung, das verhängnisvolle Wort, mit dem man beschränkt, zurücknimmt, widerruft, was man bereits eingeräumt hatte. Es ist der Stein, an welchem der Fuß sich stößt, gerade wenn er im Begriff ist, das Ziel zu erreichen; es ist der Schild, mit dem sich der Wille deckt, welcher, schon der Nachgiebigkeit nahe, sich zusammennimmt. Aber ist das Fucheisen, in welchem unsere Leichtgläubigkeit sich fängt, wenn man uns anscheinend freimüthig und freundschaftlich behandelt. — „Ja, mein Bester! Sie thaten wohl daran auf mich zu rechnen; Sie werden mich immer bereit finden, Ihnen einen Dienst zu leisten .... aber ....“ Nun folgt eine anständige Redensart, welche die verbindliche Einleitung immer geradezu Lügen straft; das Aber hat Alles zerstört, indem es wie ein feiler Kuppler sich darbot, um die Verbindung der angenehmen Prämissen mit dem widerlichen Schlußsatz zu bewerkstelligen.

Das Wörtlein Aber spielt eine wichtige Rolle in allen menschlichen Widerwärtigkeiten und das ist der Grund, weshalb wir ihm hier eine eigene Abhandlung widmen. Da jedoch nach dem Ausspruche eines der größten deutschen Dichter oder, streng genommen, nach dem Ausspruche des Teufels, denn der sagt es bekanntlich und der versteht sich wahrlich am Besten darauf, alle Theorie grau und des Lebens goldner Baum dagegen grün ist, so wollen wir, um die Richtigkeit des oben Gesagten zu beweisen und nicht theoretisch kreuz und quer zu irrlichteriren, die Aepfel von diesem goldenen Baume brechen und dem wirklichen Leben eine Reihe von Thatsachen entlehnen, welche die Wahrheit unserer hier festgestellten

Lehrsätze auf das Unumstößlichste documentiren müssen und werden.

Erstes Factum. Julius hat sich auf der Universität treffliche Kenntnisse erworben und sein theologisches Examen glänzend bestanden. Er ist seit bereits zwölf Jahren Candidat, hat als Substitut eines Oberpfarrers unverdrossen gepredigt, getraut, getauft, ist seit zwei Jahren glücklicher Bräutigam eines liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines Landpredigers, weiß mit sehr Wenigem sich zu behelfen, kurz, besitzt alle Eigenschaften, die man nur von einem wackeren Landpfarrer verlangen kann, und lebt der Hoffnung, die nächste vacante Stelle zu erhalten, denn auch die Reihe ist an ihm und das Consistorium hat ihm wiederholt zugesichert, seiner bei der ersten Gelegenheit zu gedenken. Endlich wird ein Pfarreramt erledigt, er verabsäumt Nichts, was zu seiner Beförderung beitragen kann; man macht ihm die besten Hoffnungen und er lebt der besten Hoffnung. Da läßt ihn eines Tages der Präsident des Consistoriums rufen und redet ihn folgendermaßen an: „Sowohl ihren Verdiensten wie der Anciennetät nach muß Ihnen das Pfarreramt zu Trübendorf zufallen, auch hat das Oberconsistorium durchaus Nichts gegen Sie einzuwenden, sondern freut sich vielmehr, einen so wackern, wissenschaftlichen tüchtigen und pflichteifrigen jungen Mann an der Spitze seiner Pfarramtscandidaten zu sehen, und spricht Ihnen bei dieser Gelegenheit seine volle Zufriedenheit aus" — (Julius ist außer sich vor Vergnügen, ach, da kommt der fatale Nachsatz, anhebend mit dem unheilschwangeren Wörtlein — „aber" — kurz er bekommt die Pfarre nicht, sondern bleibt wiederum am Teiche Bethesda in Exspectanz liegen, der Aermste! Das Wörtlein Aber kann man übrigens vielfach ergänzen. — Der Präsident sagt freilich nur: „aber das Oberconsistorium muß bei den eigenthümlichen Verhältnissen der Gemeinde diese Stelle durchaus mit einem in den praktischen Geschäften erfahrenen Geistlichen besetzen;" oder auch „aber eben deswegen wünscht das Oberconsistorium Sie noch länger als würdigen Substituten des Herrn Oberpfarrers, jedoch leider nicht cum spe succedendi zu sehen" — heißen kann das auch — aber der Sohn des zweiten Oberconsistorialrathes, oder der Bräutigam der Kammerjungfer meiner Frau muß erst versorgt werden, ehe wir an Sie denken können u. s. w.

Zweites Factum. Ludwig hat ein hübsches Amt, ist nicht ohne Vermögen und denkt nun sehr lebhaft daran, zu heirathen. Auf einem Balle im vorigen Jahre hat er die Tochter des Banquier Coursmann kennen lernen, eine sehr geistreiche, liebenswürdige junge Dame. Es ist ihm vorgekommen, als zeichne sie ihn vortheilhaft vor ihren andern Anbetern aus. Er hat seitdem gewagt, sich ihr immer mehr zu nahen und ihr seine geheimen Absichten auf ihr Herz und seine Hand zu erkennen zu geben, und es ist ihm vorgekommen, als muntere sie ihn durch kleine Beweise der Huld auf, den entscheidenden Schritt zu thun. Um als ein redlicher Mann zu handeln und ganz sicher zu gehen, wendet er sich an ihren Papa und sucht dessen Gesinnungen zu erforschen. Der Banquier versteht ihn anfangs nicht, sondern meint, er wolle ein Geschäft mit ihm machen. Ludwig muß nun deutlich werden, immer deutlicher, so deutlich wie möglich, und nun antwortet endlich Herr Coursmann sehr artig: „Verehrtester Herr Assessor, ich betrachte es als ein großes Glück, und es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, daß meine Tochter, die wirklich ein liebes Mädchen ist, — obwohl ich ihr Vater bin, darf ich das doch sagen — einen so tiefen Eindruck auf Sie gemacht hat. Sie sind auch ganz ein Mann, wie ich ihn mir zum Schwiegersohn wünsche, und ich zweifle nicht, daß meine Alphonsine ein glückliches Dasein als ihre Gattin zu erwarten hat, — aber, — sie ist noch viel zu jung, als daß ich sie schon von uns trennen möchte," oder „sie ist schon seit drei Jahren im Stillen mit dem Sohne meines Compagnons verlobt u. s. w." Dies aber heißt eigentlich vielleicht — aber, das sollte mir fehlen, sie mit einem simpeln Assessor zu verheirathen, oder — aber, ich will einen Edelmann zum Schwiegersohn, und tausend andere Aber, die einen sehr kränkenden

oder sehr thörichten Nachsatz beginnen, die der feine Banquier jedoch aus Klugheit oder Höflichkeit verschweigt.

Drittes Factum. Nach vielen vergeblichen Bitten und langen Monaten erhielt Karl endlich von seiner angebeteten Amalie das Zugeständniß, ihn allein an einem dritten Orte zu treffen. Sie hatte es ihm nur zögernd gegeben, denn ihre Phantasie hatte nicht ermangelt, ihr alle Gefahren und Unannehmlichkeiten, denen sie sich dabei bloß stellte, auszumalen. Aengstlich bestimmte sie ihm eine Promenade, welche um die von ihr festgesetzte Stunde gewöhnlich von Niemanden besucht zu werden pflegte. Bebend fand sie sich daselbst ein, ihr Herz klopfte zagend und ihr Arm zitterte in dem ihres Geliebten, der, selbst bewegt, sie mit ungewisser Stimme zu beruhigen suchte. Allmählig wuchs ihr Muth; im Schatten des Abends, eifersüchtigen Augen verborgen, wandelten sie endlich selig Hand in Hand. Aber, plötzlich hallen Hufschläge wieder und zwingen sie, sich hinter einem Baume zu verstecken. Amalie hatte sich erschreckt Karl in die Arme geworfen und verbarg ihr Haupt an seiner treuen Brust. Zum ersten Mal in seinem Leben genoß er dieses seltene Glück, von der tiefsten Dunkelheit beschützt, keine Störung fürchtend, und gab sich ihm mit vollem Entzücken hin. Aber — da erhebt sich plötzlich ein wüthendes Gebell, das von dem Fahrwege her den Liebenden immer näher kommt. Es rührt von einer echten Bulldogge, einem auf Menschen dressirten Hunde, der gefährlichsten von allen Racen her. Jetzt bemächtigt sich auch Karl's die tiefste Angst, nicht um seines eigenen Selbst willen, denn was hätte es ihm gemacht, sich für sie, die Angebetete, zerfleischen zu lassen. — Aber was soll sie während des unvermeidlichen Kampfes beginnen. ... der unbekannte Reiter, der Herr des Hundes — des schon den Schritt seines Pferdes gemäßigt hat, wird ohne Zweifel herbeieilen und Amalien erkennen. Die Aermste, die sich so compromittirt sieht, ist einer Ohnmacht nahe ....

War der Reiter bewunderswürdig discret, oder bloß furchtsam? Wer kann das entscheiden wollen. Wie dem auch sei, seine rauhe Stimme, welche rief:

— Strop; Willst du hierher? Gleich komm her!

klang unserem Helden wie Sphärenharmonie. Knurrend und zähnefletschend entfernte sich Strop, und sein zorniges Bellen vermischte sich noch lange mit dem klappernden Hufschlag des Rosses.

Amalie faßte sich wieder und ohne weiteres Abenteuer brachte Karl sie glücklich und unbemerkt nach Hause. Aber die junge, zarte Liebe war gleich im Entstehen durch die erlittene Angst erstickt worden.

Viertes Factum. Die Aermste! Wie ennuyirte sie sich auf dem Balle. Noch häßlicher als gewöhnlich in dem geschmacklosen Anzuge, mit dem man sie aufgeputzt hatte, wartete sie vergeblich, ein wahres Spalier, auf eine Aufforderung zum Tanze. Ringsumher eilten bei den ersten Geigenstrichen junge artige Herren herbei, standen junge, fröhliche Mädchen auf, rasch den leichten Shawl von den blendenden Schultern streifend, und mehr als eine Schöne hatte die Wahl zwischen zwei stolzen Nebenbuhlern, die bereit waren, sich um des Vorzuges willen auf Tod und Leben zu schlagen. Diese glücklichen Mädchen beneideten die arme Verlassene nur um ihren Ueberfluß, um die Brodsamen, die von ihrem Tische fielen. Aber Nichts der Art ward ihr zu Theil, die Zeit verstrich, die Verlegenheit wuchs und ihre innere Betrübniß gestattete ihr nicht mehr, das gerade jetzt so nothwendige indifferente Lächeln zu affectiren. Ihre Augen waren nahe daran, sich mit Thränen zu füllen; in allen ihren Bewegungen zeigte sich eine schlecht verhehlte Ungeduld; sie zerrupfte ihren Shawl, indem sie ihn über die Schulter zog, und zerbrach ihren Fächer, als sie denselben öffnen wollte .... da zeigte sich auf der Schwelle des Saals ein Mann, dessen Anblick sie zittern machte .... Ein Adonis hätte ihn um diese electrische Kraft beneidet, und Jener war Nichts weniger als ein Adonis. — Man denke sich dagegen ein Mulattengesicht,

eine dicke, ganz in Schwarz gekleidete Figur, mit Berlocken auf dem Bauche und mit Füßen um bequem im Stehn zu schlafen, in baumwollenen Strümpfen.

Das schadet aber Nichts. In gewissen Fällen ist jeder Mann ein Mann. Dieser nun, ein häufiger Tischgast bei den Eltern der jungen Einsamen, war ihr eine Artigkeit schuldig, das heißt, ein Zwangetänzchen, wie man zu sagen pflegt. Sie beobachtete seine Schritte, rief ihn in Gedanken herbei und ließ ihn nicht aus den Augen, als er längs den Wänden näher kam, fürchtend, ein anderer Gegenstand möchte ihn fesseln. Endlich kommt er heran .... er hat sie gesehn — er lächelt ihr zu. — Wie liebenswürdig erscheint er ihr in diesem Augenblicke. Neben ihr ist ein Stuhl frei; er eilt ihn in Besitz zu nehmen— günstiges Zeichen ....

Aber .... einmal sitzend, fragte er sie: Tanzen Sie denn nicht, mein Fräulein?

Dann erzählte er ihr, — ohne die Antwort abzuwarten — von Gicht und Rheumatismen, ihm sind die Füße geschwollen von dem langen Stehen; er konnte es nicht länger aushalten, er mußte sich setzen u. s. w.

Fernere Erfahrungssätze. Wem ist es nicht schon geschehen oder wird es nicht noch einmal geschehen, unbemerkt Zeuge einer Unterredung zu sein, deren Gegenstand seine eigene werthe Person ist: oder in einem Briefe, der ihm in die Hände fällt und ursprünglich nicht für ihn bestimmt war, eine unpartheiische Liste seiner Verdienste wie seiner Mängel zu finden. Bei solchen Gelegenheiten lernt man das Wörtlein aber erst recht verabscheuen. Wenn man z. B. von sich sagen hört:

„Er ist ein Ehrenmann, unfähig irgend einer Seele das mindeste Unrecht zuzufügen; man hat mehr denn zwanzig Beweise seiner edeln Uneigennützigkeit, seine Verwandten loben sein immer großartiges und edelmüthiges Benehmen. Er ist unterrichtet, vorsichtig, geregelt in seinem Betragen, fest in seinen Grundsätzen, treu und zuverlässig in Verhältnissen jeder Art! .... Aber neben allen diesen vortrefflichen Eigenschaften ist er der langweiligste, schwerfälligste und ungenießbarste Sterbliche, dem Jeder gern aus dem Wege geht. Es ist, als ob er ein Miasma ausdünstete, das alle Unterhaltung lähmt, allen Geist tödtet und den besuchtesten Salon in eine Wüste umwandelt u. s. w.

Oder auch, wenn ein armer Liebender das Portrait seiner Geliebten folgendermaßen skizzirt findet:

.... Man bestreitet nicht ihre persönliche Anmuth. Sie zeichnet sich aus durch ihre Zartheit ihrer Züge, die Grazie ihres Wesens, ihre schlanke Gestalt, ihre Perlen gleichen Zähne, ihren lebhaften und natürlichen Teint .... Aber ihre Haare sind, wie es scheint, nicht so echt, und wir haben neulich sehr gelacht, als wir in einem von Eduard (das ist nämlich der arme Liebende, dem ein böser Zufall diese Zeilen in die Hände gespielt hat) verlorenen Medaillon eine jener schwarzen seidenartigen Locken erkannten, welche Paul, der Friseur am Königsplatze, dieser reizenden Dame liefert ....

Kurz, so kündet das Wörtlein aber uns bei jeder Gelegenheit eine Enttäuschung, einen Verdruß, eine zerstörte Illusion, ein unangenehmes Mißverhältniß zwischen dem, was uns schmeichelt und der Wirklichkeit, an. Aber ist ein Zaun um das Feld, das wir unbegrenzt wünschen; ein Schlagbaum auf der Heerstraße, die wir gern ganz frei hätten. Da es uns überall entgegentritt, so gestaltet uns obendrein unsere Phantasie eine Menge eingebildeter Aber, die sich uns bei unseren tausend und aber tausend Wünschen hemmend in den Weg stellen.

„Ich brächte gern acht Tage auf dem Lande zu .... Aber, wenn es regnete ....“ — Während dieser acht Tage ist gerade das schönste Wetter, der heiterste Himmel.

Man hat Lust, Madame X. einen Besuch zu machen. „Aber sie wird nicht zu Hause sein.“ Sie ist zu Hause, Unglücklicher, und erwartet Dich. Du gehst an der Schwelle vorüber, die Dich vergeblich einladet und die ein gespenstisches Aber allein Dir versperrt.

„Wie graziös sie ist!" — fügst Du hinzu, — „wie wohlwollend, wie freundlich hat sie mich aufgenommen!" .... Aber sie ist kokett ... Kokett für Dich, Einfältiger! Warum verstehst Du sie nicht, anstatt Dich selbst so abzuschrecken."

„Ich heirathete sie gern .... Aber, eine Wittwe .... — Eine kinderlose Wittwe, die einen alten Mann hatte...."

Es mag manches Wahre darin sein, ruft der Leser, aber diese Abhandlung ist doch zu lang.

Und nun soll man das abscheuliche Wörtlein Aber nicht hassen!

Der Haustyrann.

Schreiben eines Junggesellen in der Residenz an einen Ehemann in der Provinz.

Wünsche mir Glück, lieber Anton, und beklage mich. Ich bitte Dich darum. Beneide mein Geschick und habe Mitleid mit mir. Ich bin zu gleicher Zeit sehr glücklich und sehr unglücklich. Ich habe tausend Gründe, mein Loos zu segnen, und tausend andere, es zu verwünschen. Eine große Krisis, deren sich widersprechende Wirkungen ich nicht recht erkenne, hat meine ganze Existenz erschüttert. Kurz, um Dir mit vier Worten das Räthsel zu lösen, — Ich habe Lorenz fortgejagt.

Eigentlich drücke ich mich aber falsch aus, denn richtiger muß es heißen: Lorenz hat mich verlassen. Ich selbst wäre wirklich nie im Stande gewesen, ihm zu kündigen. Seit zehn Jahren hatte er mich in seinen Diensten für einen ganz erklecklichen Lohn, den er von mir erhielt, und ich war zu sehr eingeschult in diese verkappte Knechtschaft, um je daran zu denken, mich davon zu befreien. Auch muß ich gestehn, daß Lorenz eine gute Manier hatte und mich seine unwiderstehliche Herrschaft nur dann fühlen ließ, wenn mein Wille sich zu direct dem seinigen widersetzte.

Wenn es mir des Morgens zum Beispiel in den Sinn kam, faul sein und lange schlafen zu wollen, so trieb er mich aus dem Bette. Mit welcher Hast riß er nicht die Laden auf, und die Fenster dazu, die er so lange offen stehen ließ, bis Aurora's feuchter Hauch mir die vom Schlaf erhitzten Wangen kühlte. Welchen Lärm machte er nicht dazu, indem er mein Zimmer aufräumte und den gebohnten Fußboden frottirte.

Ebenso trieb er es auch nach dem Mittagsessen, wenn ich länger als gewöhnlich zu Hause blieb und er Lust hatte auszugehen. Dann zeigte sich besonders sein erfinderisches Genie im hellsten Lichte. Die Convenienz verbot ihm, mir Hut, Stock und Handschuhe ohne Weiteres zu bringen; aber er wußte, es so einzurichten, daß ich von selbst danach verlangen mußte, um ihm das Feld zu räumen. Aller Widerstand war vergeblich, davon hatte ich mich schon längst überzeugt. Selbst wenn es in Strömen vom Himmel goß, verließ ich doch mit stoischer Entsagung meinen Lehnsessel vor dem warmen Ofen, wo ich so gern meine einsame Verdauung behaglich und friedlich vollendet hätte. Ich wußte aber aus Erfahrung, daß ich, falls ich diesem unerlaubten Wunsche nachgäbe, die schnellsten und strengsten Strafen auf mein armes Haupt laden würde; daß ich meinen Thee an diesem Abende unschmackhaft, mein Bett schlecht gemacht, meinen Nachtanzug unbequem fände, kurz, daß mir alle jene kleinen Annehmlichkeiten mangelten, welche ihm als eben so viele Stricke verrätherisch dienen mußten, um meinen freien Willen zu knebeln. Auch war ihm sehr wohl bekannt, wie sehr das Schmollen, selbst von Untergebenen, einem so angelegten Charakter wie dem meinigen verhaßt ist, und wie gern ich selbst ein großes Opfer bringe, um meine Umgebung nur bei guter Laune zu erhalten. Dies fatale Schmollen ist ja der einzige Grund, weshalb ich mich nie vermählt habe, obwohl mich eine gute Frau unendlich glücklich gemacht haben würde, und es ihr bei meinem bequemen Natu-

rell nicht eben schwer geworden wäre. Von den Bräuten kann man aber nie wissen, ob sie als Frauen schmollen werden, und der liebenswürdigsten Braut, die keine Spur davon blicken ließ, fliegt das Schmollen oft bei der Trauung wie ein böser Schnupfen an. Diese Scheu nun gab Herrn Lorenz einen ungeheuern Vortheil, den er auf wahrhaft diabolische Weise gegen mich zu benutzen verstand; es war gewissermaaßen sein Sporn, und der geschickte Bereiter benutzte denselben nur, wenn Zügel und Peitsche nicht ausreichten. — Uebrigens hatte sein Instinkt ihm eine jener großen Lehren der wahren Politik enthüllt: die nämlich, daß die Macht wie die Intelligenz durch die Ausübung selbst an Kraft gewinnt, daß eine Handlung der Oberherrschaft nie unbedeutend ist, und daß man die Gelegenheit zum Kampfe unabhängig von jedem anderen Interesse vervielfältigen müsse, um dadurch die Gelegenheit zu siegen zu vervielfältigen.

Demzufolge gab es auch nicht das Geringste, bei dem er nicht seinen Einfluß geübt hätte. Ich kann mich nicht erinnern, mir seit zehn Jahren eine Weste oder einen Stock ohne seine Intervention angeschafft zu haben, und doch stimmte sein Geschmack nie ganz mit dem meinigen überein. Freilich habe ich auch nie einen Anzug getragen, der mir ganz zugesagt hätte. Dennoch entsprang aus meiner Feigheit ein arger Uebelstand für mich; die Kleider, deren Farben meinem Kammerdiener besonders gefielen und die sein hoher Beifall mich zu wählen angetrieben hatte, nutzten sich — wunderbare Erscheinung — zwei Mal rascher ab, als alle übrigen. Dann aber — ganz entgegengesetzte Erscheinung — leisteten sie ihm (er erhielt nämlich meine abgelegten Kleider) zwei Mal mehr Dienste, als man nach den vorhergegangenen Erfahrungen von denselben hätte erwarten dürfen. Erkläre wer kann: diesen Zwiespalt der Natur.

Das ist aber noch nicht Alles und ich kann Dir nicht sagen, denn ich schäme mich dessen, wie sehr dieser Mensch sich zum Richter meiner Entschlüsse, zum Wächter meiner Schritte, zum Lenker auch der geringsten meiner Handlungen aufgeworfen hatte. Ich glaube, es machte ihm Vergnügen, meine Unterwürfigkeit in Thätigkeit zu erhalten. Nur dadurch allein kann ich mir erklären, warum es ihm nie an Gründen fehlte, mir zu beweisen, wenn ich vor Frost zitterte, daß ich nothwendig die Pantalons von Halbzeug anziehen müsse, und wenn der Thermometer auf fünfundzwanzig Grad über Null stand, daß es sehr Unrecht von mir sein würde, mein flanellenes Unterjäckchen abzulegen; — daß ferner mein grüner Frack (Nr. 2) hinreiche, um anständig bei der Gräfin H. zu erscheinen, während er meinen schwarzen Frack (Nr. 1) für zu schlecht erklärte, um Madame J., die doch nur eine reich gewordene Krämersfrau ist, eine Visite zu machen.

Du wirst mich fragen, durch welche seltenen Eigenschaften Lorenz diesen Despotismus wieder ausglich, und ob vielleicht seine unerschütterliche Redlichkeit an ihn fesselte. — Auch das könnte ich eben nicht sagen. — Mützen, Hüte Stiefel und Kleider stahl er mir zwar nicht denn die fielen ihm von selbst zu, ohne Verbrechen und Gefahren, sobald er Lust dazu bekam. Dagegen hielt er sehr auf Reinlichkeit und auf gute Zahnbürsten, Tincturen und dergleichen. Ich bezog diese Dinge aus der besten Quelle und bezahlte sie theuer um sie gut zu haben; je theuerer ich sie bezahlte, desto schlechter kamen sie mir aber vor; die Zahnbürsten verloren entsetzlich schnell die Haare; das Zahnpulver löste sich außerordentlich leicht auf; die Pommadenbüchschen hatten sehr dicke Boden, weit dicker als früher. Ich konnte mir das gar nicht erklären. — Endlich kam ich durch einen Zufall dahinter, als ich ihn eines Morgens bei seiner höchst sorgfältigen Toilette überraschte.

Was nun das Geld betrifft, so weißt Du, wie schlecht ich mich darauf verstehe, Buch zu halten; auch könnte ich vor Gericht keinen Eid leisten, wenn Lorenz angeklagt würde, mein Vertrauen gemißbraucht zu haben. Alles was ich darüber sagen kann, ist, daß zu seiner Zeit die Schublade, welche mir als Kasse diente, nicht früher und nicht später leer wurde als unter der Regierung seines Vorgängers. Dieser Letztere sitzt freilich jetzt im Zuchthause.

Ich könnte sogar hinzufügen, daß ich eines Tages einen Kassenscheln von hundert Thalern auf dem Tische liegen ließ, und denselben bei meiner Rückkehr nicht mehr vorfand, daß mir aber Lorenz sehr sorgfältig einige ganz unkenntliche Fragmente einhändigte, welche er, wie er mir versicherte, meinem kleinen Affen Blasito aus den Krallen und den Zähnen gerissen hätte. — Was ließ sich dagegen einwenden. — Was soll ich selbst von der wunderbaren Zertrümmerung einiger fünfzig Flaschen recht guten Weines sagen, — deren Scherben Lorenz eines Morgens auf dem Boden des Kellers verstreut fand. Das sind Geheimnisse zwischen dem Teufel und meinem Er-Kammerdiener. — Ich überlasse es Dir, welchen Schluß Du daraus zu ziehen für gut findest.

War er mäßig? Darüber weiß ich schon besser Bescheid, da ich niemals, wie ich es auch anfangen mochte, am Morgen nach einem guten Diner, einige anständige Ueberreste des gestrigen Schmauses aufzufinden vermochte. Ich klagte lange Zeit den Appetit meines Kammerdieners an, der nach meiner Meinung ungeheuer sein mußte; später kam ich jedoch dahinter, das er — höchst regelmäßig in seinen Unregelmäßigkeiten — nicht weit von meiner Wohnung eine kleine saint-simonistische Haushaltung etablirt hatte, deren Mittagstisch den Ueberfluß des meinigen verschlang. Als man mir das hinterbrachte, war es zu spät, die Sache zu ändern. Ich mußte mich entweder zu einer offenen Empörung entschließen oder geduldig ertragen, was ich durch einfache Ermahnungen nicht hätte hindern können. Ich drückte also die Augen zu und begnügte mich damit, seinem Herzen die hohe Achtung zu zollen, die ich früher vor seinem Magen gehabt hatte — seine Fähigkeiten zu lieben, schien mir seine Fähigkeit zu verdauen, noch weit zu übertreffen.

War er verschwiegen? Gegen mich ohne Zweifel. Nie verdankte ich ihm die mindeste unfreundliche Mittheilung über einen Dritten. — Kraft eines heimlichen Uebereinkommens, beobachtete er sogar das gewissenhafteste Stillschweigen über die zahlreichen Betrügereien, die ich von meinen Lieferanten erdulden mußte. Dagegen entwischten ihm aber auch häufig Fragen, welche eine seltsame Kenntniß meiner geheimsten Angelegenheiten verriethen. Wenn ich ihm den Auftrag gab, irgend einer Schönen ein Billet zuzustellen, in welchem ich unser Verhältniß löste, so brachte er mir niemals eine mehr oder minder immer unangenehme Antwort zurück, ebenso wenig als er je die in Ungnade gefallene Dame bis zu mir dringen ließ. Schrieb mir einer meiner Freunde einige Zeilen, um Geld von mir zu borgen, so war ich sicher, daß Lorenz von diesem Tage an, ohne daß ich ein Sterbenswörtchen darüber fallen lassen, Jenem, so oft er sich blicken ließ, ein Gesicht machte, wie ein erzürnter Bullenbeißer. Welcher Scharfsinn, wirst du sagen, welche fast übermenschliche Divinationsgabe. Täusche dich jedoch nicht; Lorenz war nur ein Mensch, das heißt zufolge der philosophischen Definition, eine durch Organe bedingte Intelligenz. — Welcher Art diese waren, das magst du rathen.

Nimm nun an, daß ihr Scharfsinn sich an allen Geheimnissen meines Lebens übte, und du wirst begreifen, daß ich ohne Vertheidigung einem, wenn auch nicht sehr gefährlichen, doch mindestens sehr unangenehmen Spionirsystem Preis gegeben war.

War er mir ergeben? Ohne allen Zweifel. — Hätte uns Beide eine und dieselbe Gefahr betroffen, so würde er sein Leben gewagt haben, um uns alle Beide zu retten. Auch hätte er, im möglichen Falle, meinen Ruin verhindert, um seinen Lohn in Sicherheit zu bringen. Verlange nie mehr von einem Bedienten. Einige seltene Ausnahmen abgerechnet, verzeihen uns diese Leute, die oft unsere Herren sind, nie, daß wir die Ihrigen zu sein scheinen.

War er sparsam? Ich habe es nie bemerkt, doch scheint der Umstand daß er, während er in meinen Diensten war, mehr als 1000 Reichsthaler auf der Sparkasse angelegt hat, dafür zu sprechen. Ich halte das sogar für ein Wunder von Sparsamkeit, denn gerade so viel beträgt der ganze Lohn, den er in dieser langen Zeit von mir bekommen.

War er? .... Nein. — Ich antworte von vorn herein auf diese Frage, da das Adjectivum, daß sie schließen sollte nothwendig eine Tugend bezeichnet und ich deren keine an meinem Erbedienten kannte. Es wird dir demzufolge freilich sonderbar scheinen, daß ich so lange zögerte, sein Joch abzuschütteln. Du weißt aber wahrscheinlich nicht, welche Tyrannei die Gewohnheit auf einen apathischen Charakter ausübt, und wieweit egoistische Furcht sich oft der fast unglaublichen Duldsamkeit beimischt, mit der wir die Fehler unserer Leute ertragen. Der entmuthigende Zweifel: „Mann weiß, was man verliert, aber man weiß nicht, was man wieder bekommt," schiebt oft unseren kräftigsten Entschlüssen, an unserer Befreiung zu arbeiten, einen unbezwinglichen Riegel vor.

Glaubst du denn, daß ein solcher Uebergang bequem sei? Meinst du, es sei angenehm, vierzehn Tage (und das ist die kürzeste Zeit) dem weltlichen Arme deines Hausmannes oder der indiscreten Discretion einer Aufwärterin Preis gegeben zu sein, Erkundigungen von Pontius und Pilatus einholen, dreißig Mal täglich allen unbekannten Figuren Audienz geben zu müssen, die dein Ruf, ein leicht zu lenkender, leicht zu plündernder, sorgloser, kurzsichtiger Herr zu sein, dir aus allen Winkeln der Erde auf den Hals lockt? Dann kommen die Proben und da man sich zu einiger Aufmerksamkeit verpflichtet glaubte, so erscheinen die Fehler, welche man an dem alten Diener duldete, weil man sie nicht genauer untersuchte, an dem neuen Bedienten weit größer und unerträglicher. Sein Gesicht, an das du nicht gewöhnt bist, misfällt dir; sein übertriebener Eifer ist dir lästig; seine Ehrlichkeit und wäre sie makellos, heilt deinen Argwohn nicht, und du findest ein Deficit in deiner Kasse, aus der er doch Nichts genommen hat. Die Furcht vor allen diesen Fatalitäten ist es eben, welche die Herrschaft deines alten Bedienten unbeschränkt macht; bei der hält er dich fest und knechtet dich nach Herzenslust. So lange er nicht die äußersten Grenzen überschreitet, so lange er dich nicht in deinen heiligsten Empfindungen verletzt, oder ein Geheimniß ausplaudert, von dem deine Ehre, deine Sicherheit, dein Vermögen abhängen — vergiß nicht, daß er um alle deine Geheimnisse weiß — so lange senkst du demüthig und ohne zu murren dein Haupt vor ihm.

Ich denke also nicht daran, liebster Freund, Lorenz zu ersetzen. Bei Lichte betrachtet, ist es ein wahres Glück, daß seine unordentliche Aufführung, die, während meiner dreiwöchentlichen Abwesenheit, allen Leuten so auffällig würde, mich in die unumgängliche Nothwendigkeit versetzte, ihn fortzuschicken. Der Galgenstrick, der so lange allein Herr im Hause war, lebte, wie man mir erzählte, gleich einem wahren Sardanapal.

Findet sich nun unter Deinen Freunden Niemand, dessen Charakter, Laune, Lebensweise und Beschäftigungen ihn Dir als einen vollkommenen Herrn erscheinen lassen? Er müßte Junggesell aus guten Gründen, reich, wie sich von selbst versteht, ein Langschläfer, verliebt, aber mehr aus Gewohnheit als aus Leidenschaft sein; auch wünschte ich, daß er ein Reitpferd hätte, nicht zu Hause äße und keine Köchin hielte. Wäre dies Alles der Fall, so würde auf den Lohn nicht sehr gesehn.

Von mir handelt es sich nämlich. Müde, einen Bedienten zu haben, und doch nicht ohne einen Diener leben könnend, sehe ich kein anderes Mittel, als mir einen Herrn zu nehmen. Ich habe Dir ihn geschildert, wie er mir vor Allen behagen würde. Wenn Du einen Solchen kennst, so bemühe Dich, daß er mich engagire, und lobe ihm, damit er es gern thue, mit allem Eifer treuer Freundschaft, seinen künftigen Kammerdiener.

——o——

Litterarische Uebersichten.

Biffart, Die Kämpfe in Europa in den letzten zwölf Jahren. Stuttgart. Gebrüder Scheitlin. 1860. Das Buch bringt Bilder und Biographien aus den Kriegen in Italien 1848 und 49; aus dem in Ungarn während derselben Jahre; von der Expedition der Franzosen gegen Rom 1849; vom Kampf gegen die badischen Insurgenten 1849; aus dem Kriege gegen die Dänen, dem Orientkriege und dem letzten, vorjährigen in Italien. Man erstaunt, wenn man diesen reichen blutigen Inhalt der wenigen Jahre so nahe bei einander vor sich sieht. Das haben wir alle wirklich zu erleben, zu ertragen gehabt! Die Darstellungen und Schilderungen des Verfassers sind einfach und anziehend und leiden nur auf ein paar Stellen an einer gewissen Breite, während sie meistens die hier freilich nicht zu vermeidende Kürze bedauern lassen. Die einzelnen Bilder sind geschickt ausgewählt, die eingeflochtenen kurzen Biographien hervorragender Männer klar und mit sichtbarer Liebe ausgearbeitet. Ueberhaupt haben wir dem Verfasser die Unparteilichkeit nachzurühmen, die man bei solchen Zeichnungen und Darstellungen vor allem und trotz allem zu wünschen hat.

L. F. Dietrich, Encyklopädie der niederen und höheren Gartenkunst. Unter Mitwirkung von Gelehrten und Fachmännern bearbeitet. Leipzig. Arnoldische Buchhandlung. 1860. Dies Buch freut uns wahrhaft, denn es hilft wirklich einem oft schmerzlich empfundenen Mangel ab. Es fehlte uns ein Lexikon, in welchem Gärtner und Gartenfreunde bei allen vorkommenden Fragen und Verlegenheiten Rath und Antwort finden können, obschon wir über die einzelnen Zweige der Gärtnerei schon manche und zum Theil vortreffliche Werke besaßen. Theils jedoch sind diese, zumal Gartenfreunden, nicht immer zugänglich, theils findet man in ihnen über manche sogenannte Nebenpunkte, die aber für den bloßen Liebhaber oder Anfänger zu Hauptpunkten werden können, oft wenig Aufklärung. Da, wie gesagt, sucht vorliegendes Buch zu helfen und erreicht diese Absicht, wenn wir uns nicht sehr täuschen, im vollen und sehr erfreulichen Maße. Wir haben bei der Durchsicht kaum eine Frage unbeantwortet, im Gegentheil viel mehr gefunden, als wir erwartet hatten. Wir sind in der praktischen Gärtnerei nicht erfahren genug, um darüber urtheilen zu können, ob die gegebenen Rathschläge und Anweisungen überall stichhaltig und von Nutzen sind; jedenfalls können wir dies aber von vielen solcher Angaben versichern, und der Name des Verfassers und die ganze Haltung und Darstellung des Buches bürgen dafür und erweisen, daß es mit gründlicher Kenntniß, mit großer Liebe zur Sache und redlichstem Fleiße gearbeitet wurde. Wir empfehlen dasselbe auf das wärmste.

Schiller-Denkmal. Volksausgabe. Lief. 1 — 3. Berlin Riegels Verlagshandlung. 1860. Eine Sammlung aller Festreden, Festspiele, Prologe Gedichte u. s. w., die zur Schiller-Jubelfeier entstanden.

Dr, David Dietrich, Forst-Flora. Mit illuminirten Kupfertafeln. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Band 1. Lief. 1. Leipzig. Gebrüder Baensch. 1860.

Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur. Mit Illustrationen. Dritte Auflage. Lieferung 1. Leipzig. B. G. Teubner. 1860.

Johannes Minkwitz, Der illustrirte neuhochdeutsche Parnaß. Biographien, Charakteristiken und Beispiele unserer vorzüglichsten Dichter. Lieferung 1 — 4. Leipzig. Arnoldische Buchhandlung. 1860.

Petri's Handbuch der Fremdwörter. Auflage 11. Neu bearbeitet und bereichert von Dr. W. Hoffmann. Lieferung 1 — 4. Leipzig. Arnoldische Buchhandlung.

———0———

Deutsche Volks-Blätter.

Nro. 3. December 1860. 1. Band.

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman
von
Heribert Rau.
Fortsetzung.

Der Invalide.

In einem der ältesten und ärmsten Stadttheile von Berlin, der jetzt schon seit Jahrzehnten aus einem großen Brande wie ein Phönix verjüngt und prächtig der Asche entstiegen ist, stand damals ein ärmliches, halbverfallenes Haus, in dessen Mansarde ein alter einzelnstehender Invalide wohnte.

Es war einer jener Tapferen, die unter Friedrich dem Großen den ersten und zweiten schlesischen Krieg mitgemacht hatten und die seitdem mit verstümmeltem Körper ihr armseliges Leben von einer armseligen Pension fristeten.

Wohl hatte Friedrich schon 1745 bis 1748 eine Zufluchtsstätte für seine alten und verwundeten Krieger erbauen lassen, die die treffliche Inschrift führte: „Laeso et invicto militi;" leider aber reichte diese nach den vielen Schlachten lange nicht aus, und so mußte gar mancher graubärtiger Held mit seiner kargen Pension sonst unterzukommen suchen. Unter diese gehörte denn auch der alte Hauptmann Raslowicz, einer der sehr wenigen Krieger, die damals noch aus den Jahren von 1740 bis 1745 übrig waren.

Krieg ist unter allen Umständen eine der traurigsten weltgeschichtlichen Erscheinungen, und wenn er auch manchmal nicht zu vermeiden ist, bleiben seine Folgen doch immer betrübend und jedes edle Herz tief niederbeugend.

Schön ist der Unterschied, den die sinnigen Griechen zwischen Mars und Minerva machten: der rauhe furchtbare Mars ist der personifizirte Krieg, der sich bloß gefällt im Getümmel der Schlacht, und, verwundet von Diomedes, wie zehntausend Mann brüllt; der sich freudig in Menschenblut badet, an Brandstätten hohnlachend erwärmt und sich siegestrunken auf den Gräbern der Erschlagenen niederstreckt. Minerva dagegen ist den Griechen das Bild des mit Weisheit geführten Nothkrieges, daher sie auch als ernste, ruhige, mitleiderfüllte Siegerin den Mars zu Boden wirft.

Pompejus ließ auf seinen mit asiatischer Beute erbauten Siegestempel die Worte setzen: „Nachdem Pompejus 2,183,000 Menschen überwunden, 146 Schiffe genommen und 538 Städte zerstört oder unterworfen hat,erfüllt er den Göttern sein Gelübde." Wie ganz anders Friedrich der Große. Als dieser nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges nach seiner Hauptstadt Berlin zurückkehrte, und die Bürger dem geliebten Landesvater und Helden einen festlichen Einzug zugedacht hatten, richtete es der König so ein, daß er Berlin erst spät am Abende erreichte. Er hatte an diesem Tage noch das Schlachtfeld von Kunnersdorf besucht, auf dem er vor wenigen Jahren an 20,000 tapfere Soldaten und 165 Stück Geschütz zurückgelassen, und mochte dadurch wohl auf's

Reue im Innersten seines Gemüthes erregt sein. Vom Morgen bis in die Nacht hatte ihn die Bürgerschaft am Thore und in den Straßen erwartet. Jetzt empfing ihn der tausendstimmige Ruf: „Es lebe der König!“ und heller Fakelschein leuchtete rings zu den Seiten seines Wagens. Aber der Jubel war nicht im Einklange mit der trüben Stimmung seines Gemüthes. Er wich in der Stadt aus, sobald er konnte und fuhr durch einen Umweg nach dem Schlosse.

Aber sein hoher edler Geist, sein menschlich fühlendes Herz verlangte nach etwas Anderem. An Musiker und Sänger erging der Befehl: das Tedeum von Graun in der Schloßkapelle aufzuführen. Auf solche Anordnung sah man dem Erscheinen des gesammtes Hofes entgegen. Aber Friedrich der Große trat allein in die Kapelle, setzte sich still nieder und gab das Zeichen zum Anfange. Als aber die Singstimmen mit den Worten des Lobgesanges eintraten, stützte der König das Haupt in die Hand .... und weinte!

Und warum sollte er denn auch nicht heiße Thränen vergießen?

Ein sieben Jahre langer Krieg voll unsäglicher Anstrengungen, voll Blut und Elend, hatte zu keinen weiteren Erfolge geführt, als zu der einfachen Erkenntniß: daß alle die namenlosen Mühen und alle die zahllosen Leiden hätten erspart werden können, wenn man geneigt gewesen wäre, die Leidenschaft zu unterdrücken und die Waffen unblutig zu erhalten.

Wohl möchte dem fühlenden Menschen bei solcher Betrachtung über die Eitelkeit menschlicher Pläne und Berechnungen und die grauenhaften Folgen solch' blutiger Kriege das Herz brechen; wenn nicht der Genius der Weltgeschichte ihm einen Blick in die Zukunft gönnte. Denn ward nicht dennoch durch diesen siebenjährigen Krieg Großes, unendlich Großes erreicht?

In einer matten Zeit war den Augen der Menschen eine Kraft des Geistes, eine Standhaftigkeit des Willens, ein ausdauerndes Heldenthum offenbart worden, wie die Welt lange kein ähnliches Beispiel gesehen. Der preußische Staat, zum Vorkämpfer der Entwicklung des freien Geistes berufen, hatte sich in der harten Prüfung glorreich bewährt. Das deutsche Volk in seinen politischen Verhältnissen ohne Macht, herabgesunken von der Höhe geistiger Bildung und Klarheit, vermochte an dem, was Preußen, was Friedrich gethan, sich wieder aufzubauen und in dem Schwunge einer lebhaften Begeisterung für das Hohe, dessen Zeuge es gewesen war, auf's neue die Blüthen eines frischen freudigen Lebens zu entwickeln.

Der dreißigjährige Krieg bezeichnet in der Geschichte Deutschlands den Verfall der alten Herrlichkeit, der siebenjährige Krieg den jugendlichen Aufschwung einer neuen.

Und doch hat auch bei ihm — wenn wir von den welthistorischen Folgen absehn — der große Hume recht. Niemand hat zwei Nationen, die gegenseitig Krieg miteinander führen, treffender bezeichnet als er, der sie mit zwei betrunkenen Kerls vergleicht, die sich in einer Porzellanbude herumschlagen, und dann, wenn das Blut in Strömen geflossen, nicht nur ihre Beulen und Wunden heilen, sondern auch das zerschlagene Porzellan noch bezahlen müssen.

Aber wie schwer sind alle jene Wunden zu heilen, die der Krieg den tausend und abertausend Einzelnen schlägt! Auch der alte, ehrliche Hauptmann Raslowiez kurirte nun schon lange, lange Jahre daran: aber Körper und Gesundheit waren und blieben zerstört, so gut als sein Familien- und Lebensglück. Hatte er doch seine drei Söhne auf dem Schlachtfelde gelassen, sein Weib durch den Kummer, sein Hab und Gut durch Brand und Plünderung verloren.

Der alte pensionirte Hauptmann Raslowiez saß eben an dem einzigen Fenster seines kleinen Zimmers und seufzte und stöhnte jämmerlich, denn die wechselnde Witterung wirkte schmerzerregend auf die alten Wunden. Von Zeit zu Zeit warf er dabei einen düsteren Blick auf die Dächer der gegenüber liegenden Häuser, die die einzige Aussicht ausmachten, welche ihm seine, dem Himmel etwas nahe Wohnung gewährte; dieser Blick aber verfinsterte sich noch mehr,

wenn er, von dort zurückkehrend, auf den vor dem Hauptmann stehenden Tisch fiel und sich hier neben der längst kalt gewordenen Pfeife, den leeren Tabaksbeutel zum Ruhepunkt wählte.

So oft dies geschah, entwand sich der Brust des Invaliden ein neuer tiefer Seufzer, der in sofern auch seine vollste Berechtigung hatte, als nicht nur besagter Tabaksbeutel leer war, sondern sich auch derselbe Fehler in der Kasse des Hauptmanns zeigte. Und doch war das Rauchen noch die einzige Unterhaltung für den alten Herrn, da seine Füße ihn nicht mehr die drei Stiegen des Hauses hinauf und hinab trugen und sich auch in ganz Berlin keine anderen Füße fanden, die ihm Besuch gebracht hätten: die des alten General von Spiegel und seines Dieners abgerechnet, welche allwöchentlich einmal die zwei und siebenzig schlechten Staffeln zu ihm herauf kamen.

Was der invalide Hauptman sonst brauchte, besorgte die alte, schmutzige, ewig keifende Magd seiner Hausleute, und da Raslowicz wohl war, wenn er deren finsteres Gesicht nicht sah und ihr unaufhörliches Keifen nicht hörte, so beschränkte er sich auch in seinen wenigen Bedürfnissen auf ein fast unbegreifliches Minimum. Nur der Tabak! ... nur der Tabak! ... wenn der ausging und auch noch dazu kein Geld da war, neuen zu kaufen, dann war es schlimm! ... dann riß der Geduldsfaden des sonst sehr geduldigen Alten und er konnte — wüthende Blicke schießend und wie ein Eisbär den Kopf hin und her bewegend — stundenlang vor sich hinbrummen.

Auch jetzt wäre dies wohl geschehen, wenn dem guten Invaliden nicht heute ein Strahl der Hoffnung geleuchtet: es war ja Mittwoch, ... und Mittwochs Schlag 11 Uhr kamen Spiegel und Herwisch und mit ihrem freudig ersehnten Besuche rückten dann gewöhnlich ganz unter der Hand auch diverse klingende Hülfstruppen ein. Raslowicz zählte demnach mit Ungeduld die Stunden, ja er war so voller Erwartung, daß er heute nicht einmal seiner gewöhnlichen Unterhaltung nachging, die, Tag aus Tag ein, darin bestand, dem stillen und gemüthlichen Treiben der Katzen auf den umliegenden Dächern zu lauschen. Allerdings brachte in die Einförmigkeit dieses Zeitvertreibes die Beobachtung zweier Sperlingsfamilien einige Abwechslung, und Raslowicz hätte in der That, wenn er des Schreibens etwas mehr kundig gewesen wäre, schätzenswerthe naturhistorische Beiträge über das Leben dieser Thiere liefern können.

Heute aber war er, wie erwähnt, zu ungeduldig, um an dieser Beschäftigung Gefallen zu finden, in der übrigens, beiläufig gesagt, eine furchtbare Ironie des Schicksals lag: denn sie war ja das Einzige, was den armen, alten, verlassenen Mann von dem traurigen Grübeln über seine Verhältnisse — nach so vielen dem Vaterlande gebrachten Opfern — und von den schmerzlich-niederdrückenden Gedanken an Weib und Kinder, an all' die furchtbaren Schicksalsschläge, die ihn getroffen, abhalten konnte.

Und rings um ihn her war es ja so kahl und einsam! Kaum ein ordentliches Bett und die allernothwendigsten Geräthschaften ... und nirgends ein freundliches Gesicht, keine liebevolle Pflege in den alten Tagen, kein treues theilnehmendes Herz.

Doch ja! ja! ... Raslowicz fühlte an dem Höherschlagen des seinen, daß sich ihm eben ein solches nahe! ... Horch! ... die morsche Treppe erseufzte ja krachend unter schweren Tritten und ein: „Kraut und Loth! Pulver und Blei!" kündete schon von weitem den würdigen treuen Kameraden, den alten General, an.

In der That wurde denn auch in diesem Augenblicke die Thüre aufgerissen und Spiegel trat, schnaufend und blasend, gefolgt von Herwisch, ein.

„Alle Himmel-Herr-Gott-Sacrament!" — rief er dabei — „Raslowicz, Du bist eine ehrliche Haut; aber der Teufel soll ..."

„Meine drei Stiegen holen!" — fiel der Hauptmann freudig ein, denn dies war nun schon seit Jahren stets der Gruß des Generals bei allen Besuchen, die er hier machte.

„Du bist ein eigensinniger Satan!" — fuhr der General halb gutmüthig, halb zankend fort — „wie oft hab' ich Dir schon gesagt ...

alle Bomben und Granaten!"

„Ich soll in Dein Hotel ziehen ..." — ergänzte der Hauptmann.

„Sind noch Zimmer genug frei; aber ..."

„Dein Hotel ist kein Invalidenhaus, und mir gefällt es hier recht gut."

„Geschwätz!" — rief der General — „der Hochmuthsteufel plagt Dich; willst Deinen alten Freund und Kameraden ... Pest und Donnerwetter! ... ich mag nicht daran denken. Aber gib einmal die Pfeifen her ..."

„Ja, da gibt sich was her!" — sagte der Hauptmann. — „Die Pfeifen kannst Du haben; aber Tabak ist für keinen Pfennig im Hause."

„Mit Verlaub, Herr Hauptmann!" — fiel hier Herwisch ein, der schon nach den Pfeifen gegangen war und nun jedem der beiden Alten eine wohlgestopfte darreichte, — „Haben halt nicht genau nachgeschaut, da hat sich ja noch ..."

„Schau den Geizkrämer!" — rief der General lachend — „will seinen besten Freund nicht einmal! ... soll doch gleich ein Donnerwetter! ..."

„Weiß schon!" — entgegnete der Invalide, und das Blut stieg ihm in die Wangen, während er dem General die Hand bot und schüttelte.

Jetzt aber mußte sich auch Herwisch eine Pfeife stopfen, dann setzten sich alle dreie und der General frug:

„Und nun sage mir Alter ... ?"

„Ganz gut!" — versetzte Raslowiez, der schon wußte, daß das „wie Dir's geht" hier hingedacht werden müsse. — „Das verdammte Wetter rührt mir zwar die Wunden etwas auf; aber ich wüßte nicht, wie es einem alten, invaliden Kerl sonst besser gehen könnte!"

„Hm!" — brummte der General, der des Kammeraden traurige Lage, aber auch sein Ehrgefühl und seinen Stolz kannte. — „Mord-Schwerenoth ... !"

„Nun?!" — frug der Hauptmann.

„Nichts!" — rief der Alte. — „Invalide! ... S'ist immer eine ehrenvolle Sache. Möcht' lieber ein Hund, als etwas anderes, als Soldat! ... Sag' mir, Mensch, was sind das jetzt für Zeiten! Denkst noch daran, wie wir ... Donner und Teufel!"

„Jung waren!" — rief der Hauptmann und es blitzte in seinem Auge unter den langen, schneeweißen Brauen lebhaft auf. — „Bei Gott! das waren Zeiten, die einem das Herz im Leibe lachen machten: die Residenzen waren Waffenplätze ... die Musik Regimentsmärsche ... die Schauspiele Musterungen ... die Bibliotheken Regimentslisten und den Takt zu dem Allem brüllten die Kanonen!"

Ein unwillkürliches: „Donner und alle Wetter!" rollte bei diesen Erinnerungen über die Lippen der drei Anwesenden. Der General aber rief:

„Und das war nicht Alles! An die Stelle der Klöster traten Kasernen, an die der Kutten Uniformen. Weißt noch, alte Seele, wie wir zu Chrudim in Böhmen ... Heilig-Kreuz-Millionen!" — Und der alte General brach in ein unbändiges Lachen aus, in welches Raslowiez und Herwisch laut einstimmten, während ersterer rief:

„Das Kloster ausboben. Ich sehe noch die Pfaffen, wie sie an Arm und Beinen zitterten!"

„Sie mußten in Reih und Glied ... Bomben und Granaten ...!"

„Und der alte Dessauer ließ sie in Uniform stecken!"

„Sahen die Kerle aus! ... Alle-Himmel-Herrgott!"

„Wie Bohnenstangen, die man mit Lappen behängt, um die Vögel zu scheuchen ..."

„Und der Abt ..."

„Mit dem Schmerbauche? ..."

„Schwerenoth ...!"

Und ein neues dreistimmiges, nicht endenwollendes Gelächter brach abermals los.

„Und, Alter!" — rief jetz der General — „denkst Du noch an Mollwitz? ..."

„Ob ich daran denke!" — entgegnete mit flammenden Augen der Hauptmann, der längst seine Schmerzen vergessen hatte und jetzt straff und fest, wie ein Jüngling, auf seinem Stuhle saß und mit der freien Hand um sich fuhr, als führe sie ein Schwert, das die Feinde zu hunderten niedermähen solle. — „Ob ich daran

denke! Ist ja einer unserer schönsten Tage gewesen!"

"Der prächtige Wintermorgen!"

„Alles mit Schnee bedeckt!"

„Aber fest! .... Himmel-Herrgott!.... und gerade auf das Centrum der österreichischen Armee .... da gab's einen Kugelregen .... alle Wetter-Millionen-Schock-Donnerkeil!"....

„Und wie sich die feindliche Cavalerie unter General Römer auf unseren rechten Flügel warf!"

„Teufel, ja!.... und ihn in Verwirrung brachte, so daß ...."

„Friedrich selbst herbeieilte und einige Schwadronen mit dem Rufe sammelte: Kinder es gilt Preußens Ehre und eures Königs Leben!"

„Half aber doch nichts .... Himmel-Herr-Gott-Sacrament .... die Feinde waren zu mächtig .... die Schlacht schien verloren .... Millionen Bomben und Granaten ....! Wenn ich daran denke!"

„Da rief mir der König!" — fuhr der Hauptmann begeistert fort — „Mit!" war sein ganzes Commando. Es sollte nach der Oder gehen, die Hülfstruppen zu holen, während Schwerin den Feinden Stand hielt!"

„Ich stand unter ihm!" — rief der General, den grauen Schnurrbart streichend — „und weiß, wie's herging .... Mord-Element!"

„Dem König folgte außer mir nur ein Corps Gensdarmen; aber der Alte ritt so teufelsschnell, daß kaum ich, geschweige die Uebrigen mit ihren schweren Pferden folgen konnten. Mitten in der Nacht kommen wir an das Thor von Oppeln .... es ist verschlossen .... auf das „Wer da?" ruft der König „Preußischer Courier!" .... das Thor bleibt geschlossen! .... Was ist das? .... Warum öffnet eine preußische Stadt einem preußischen Couriere nicht? .... Eben will sich der König zu erkennen geben .... da fallen an fünfzig Flintenschüsse ...."

„Ja! ja!" — sagte der General mit dem Kopfe nickend „die Oesterreicher hatten sich der Stadt bemächtigt, ohne daß wir es ahnten, und des Königs Leben und Freiheit .... Millionen Donnerwetter!"

„Standen auf der Spitze einer Nadel!"

„Also zurück? ...."

„Wie die Windsbraut .... über Löwen nach dem Schlachtfelde. Wir hatten in Einem Ritt vierzehn Meilen zurückgelegt!"

„Aber jetzt! .... Piff, paff!" — rief der General mit der Pfeife nach links und rechts fahrend — „Blitz und Wetter! .... Da gab's Hiebe, daß die Funken stieben, und .... Haufen von Leichen zu meinem .... Als drüber! die Schanze wird .... ich haue einen Fähndrich nieder, nehme die Fahne .... Hurrah! hurrah! .... Kreuz-Millionen-Schock-Donnerwetter ....!"

Und „Hurrah! hurrah!" — riefen die Graubärte so laut, daß sie selbst darüber aus ihren Enthusiasmus erwachten und abermals in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Als dies geendet, reichte der General dem Kameraden die Hand, schüttelte sie und sagte:

„So was verbindet, Alter, ... die Gefahren und Mühseligkeiten, die man mit einander verlebt, ketten aneinander ....! Leben und Tod! ..... Sacrament! ..... Heute mir morgen dir!"

„Ja!" — entgegnete der Hauptmann — „aber der Stand selbst härtet auch durch solche Feuerproben ab und schützt gegen verächtliche Weichlichkeit, wie sie jetzt herrscht."

„Darum" — fiel hier Herwiich ein — „ist aber auch der Soldatenstand, mit Verlaub vor Euer Gnaden, der erste Stand! Denn ....."

„Kohlen, Schwefel und Salpeter!" — rief der General, — „das mein' ich auch. Krieg ist das geachtetste Handwerk. Jeder Hasenfuß kann Federfuchser, Pfaffe oder was sonst sein; aber in Colonne vor dem Feind stehen ..... die Kugeln wie Mücken sich um die Ohren tanzen lassen und keinen Mucks machen ..... Himmel alle Wetter! ..... daß will ....."

„Für das Vaterland ausleben," — rief funkelnden Auges der Invalide — „es ist doch ein Wort! das hebt doch noch das Herz. Hunderttausend schöne rüstige Männer im

Waffenschmuck und Angesichts der Sonne sich gegenüber ..... und dann drauf ....."

„Und wenn nun das Victoria erschallt, Couriere fliegen, die Häuser beleuchtet werden, die Glocken läuten, das Te Deum in allen Kirchen ertönt ..... Mord Schwerenoth! ..... ist das Plaisir! .... 10,000 Feinde todt! 4000 gefangen, 15 Fahnen, 50 Kanonen erobert ..... Höllenelement ....."

„Und die Uebergebliebenen sich die Hand schütteln" — rief der Hauptmann — wie wir drei nach der Schlacht und dem Sieg von Hohenfriedberg.

„Hohenfriedberg!" — rief der General. — „Alle Himmel-Herr-Gott-Sacrament Darauf müssen wir eines trinken! ..... Herwisch!" —

„Zu Befehl, Herr General!" — rief der Unteroffizier, indem er freudestrahlend aufsprang.

„Spann' das alte Schlachtroß, des Hauptmanns Kathrine vor und hole in der nächsten Kneipe zehn Flaschen guten Wein; aber ..... Bomben und Granaten!"

„Zehn Flaschen?" — rief der Hauptmann lachend.

„Das Maul gehalten!" — rief der General, — „Ordre parirt! .... oder Schock-Schwerenoth! ....."

Nach wenigen Minuten standen die zehn Flaschen nebst drei Gläsern auf dem Tisch. Herwisch mußte eingießen und das erste Glas ward auf das Andenken des Sieges von Hohenfriedberg geleert.

„Aber" — rief jetzt der General, als dies geschehen, — „da muß man eben auch unter einem Feldherrn dienen, wie der alte Fritz einer war! .... Donner und's Wetter .... Kerle, denkt mir an den Sieg bei Sorr, wer in der Welt ..... Millionen-Schock-Donnerwetter! ..... Das waren Dispositionen .... Schlägt der Fritz mit 12 Schwadronen in einem Anfall 53 Schwadronen Oesterreicher, und dann ....."

„Macht Prinz Ferdinand sein Meisterstück ...." — rief der Hauptmann — „an der Spitze der Garde wirft er die Linien des Feindes dergestalt, daß die ganze österreichische Armee über Hals und Kopf fliehen muß. Und ein gewisser Hauptmann von Spiegel — eine gute Seele, aber ein großes Fluchmaul — wird auf dem Schlachtfelde, in Anerkennung seiner Tapferkeit, Oberst."

„Ach! was will das!" — rief der General. — „Eine Armee von hunderttausend Löwen mit einem Hirsch an der Spitze, taugt keinen Schuß Pulver; aber hunderttausend Hirsche von einem Löwen geführt, erobern die Welt! .... Kreuzschwerenoth! .... Herwisch! füll' die Gläser und .... unserer alter Fritz soll leben!"

Und donnernd erschallte es aus den drei Kehlen: „Unser alter Fritz soll leben!"

„Ja, groß ist unser König!" — sagte jetzt der Hauptmann — „aber welches Herz hat er auch immer für seine Soldaten gezeigt. Ich denke immer noch daran, wie auf einem Marsche bei großer Hitze ein alter Grenadier zu Boden sinkt. Seine Kameraden sind bemüht, ihm aufzuhelfen, da kommt ein Fähndrich, so ein junges adliches Herrchen und schreit: „Will der Himmeltausendsacramenter gleich fortmarschieren!" aber kaum waren die Worte heraus, als eine feste Hand den Fähndrich mit den Worten: „Will der Himmelsacraments-Fähndrich sich gleich zum Teufel scheeren?" bei Seite schleudert. Es war der König selbst, der nun dem alten Grenadier aus seiner eigenen Feldflasche einen Labetrunk reichte."

Jetzt aber war ein neues Thema angezapft und eine Erinnerung nach der anderen — alle edle und schöne Züge Friedrich's berührend — kam zur Sprache.

Endlich — es waren von jedem der Anwesenden zwei Pfeifen geraucht und zusammen drei Flaschen Wein getrunken worden — brach der General auf. Er hatte ja heute Morgen noch zwei ähnliche Besuche zu machen.

Als sie das Haus verlassen, frug der Alte: „Herwisch! hast du .....?"

„Freilich!" — entgegnete Herwisch — „Die Rolle mit den fünfundzwanzig Dukaten liegt ....."

„Gut!" — rief der General. — „S'ist eine ehrliche Haut ..... nur eigensinnig wie der

Teufel. Läßt einem schwer beikommen ..... weiß doch ..... Alle = Millionen = Donnerwetter ......!"

„Und die übrigen sieben Flaschen Wein"? — sagte Herwisch — „die .....

„Na die ..... verschluckst du's wieder?" — sagte der General mit einem finsteren Blick. — „Verfluchte Gewohnheit, ich will dir aber ..... Pest und Elend! ..... Nun! die übrigen sieben Flaschen, die sollen dem Alten gut thun. Ich ließ ja deshalb gleich zehn Stück holen. Aber .... Mord=Schwerenoth! .... was ist dort los? .... was ist denn das für ein Zusammenlauf? man sollte ja .... Alle Teufel, laß zusehen; da muß etwas passirt sein .... vielleicht kann man helfen!"

Und der General eilte mit diesen Worten, von Herwisch gefolgt, dem Hause zu, vor welchem sich bereits eine ungeheure Menschenmenge angesammelt hatte.

Eine schlimme Frucht der Zeit.

In einer kleinen und niederen Stube desjenigen Hauses, vor welchem der alte General Spiegel — als er von dem Besuche bei dem Hauptmann Raslowicz kam — gegen Mittag einen so gewaltigen Zusammenlauf von Menschen traf, befanden sich am Morgen desselben Tages drei Kinder. Es waren dies zwei Knaben von sechs und acht Jahren und ein Mädchen, das etwa das zwölfte Jahr erreicht haben mochte. Alle drei waren sehr einfach, wenn auch reinlich gekleidet. Die bleiche Farbe und der kränkliche Ausdruck ihrer Gesichter mußten auffallen, und doch hatten die Züge nichts, was auf schwere Entbehrungen schließen ließ; mehr das Gepräge einer inneren Vereinsammung, einer, mit ihrem jungen Leben verwachsenen Trauer.

Und dieser Ausdruck erschien in der That begründet genug!

Karl, Franz und Albertine waren Geschwister des Candidat Weihe, seinen Eltern spät geboren, aber gerade deshalb auch frühe zu Waisen geworden. Freilich hatten sie durch den Tod der Eltern in einer gewissen Beziehung nicht viel verloren, denn Vater und Mutter standen sich in Rohheit und Verdorbenheit wenig nach; und während der Vater, ein ganz wohlhabender Kleinbürger Berlins, den besten Theil seines Vemögens in den Wirthshäusern verpraßte, that die Mutter das Ihrige, durch Leichtsinn und Unwirthschaftlichkeit, den Rest des Vermögens zu vernichten. Da war es denn freilich ein großes Glück zu nennen, daß sich der ältere Bruder — obgleich er selbst mit der äußersten Dürftigkeit und Noth zu kämpfen hatte — der jüngeren Geschwister mit einer wahrhaft väterlichen Liebe annahm. Candidat Weihe darbte in der That seit Jahren, nur um seinen kleinen Geschwistern eine erträgliche Existenz zu schaffen. Er kleidete, nährte und lehrte sie; aber er konnte ihnen freilich mit dem besten Willen das nicht geben, was eben nur und allein die Liebe, das Beispiel guter Eltern und ein schönes und sinniges Familienleben geben können.

Und — welche unberechenbare Wichtigkeit für die Erziehung des Menschen hat doch das Familienleben, diese schönste und höchste Blüthe der Civilisation! Was den kindlichen Herzen für die ganze Dauer des Lebens h i e r gewonnen wird, vermag ihnen keine andere Situation zu bieten. Hier scheint die Sonne elterlicher Liebe in ihrer vollsten, intensivsten Kraft; — hier baut sich für die Kinder eine schöne innere Welt auf; hier kündet die Liebe so recht aus tiefster Seele das große Evangelium: Liebt Euch unter einander! macht Euch durch einträchtiges, freundliches Zusammenhalten das Leben angenehm und legt in die flüchtigen Stunden Eures kurzen Daseins das hinein, was den Menschen erst wirklich zum Menschen macht: das G eistige, Wahrheit, Güte und Liebe!

Wie leicht wird dabei die Erfüllung der schönsten Pflichten, wo Alles: die Natur, das Herz, die Umstände und die Lebensverhältnisse dazu antreiben. „Was gibt es denn Herrli=

cheres und Erquickenderes als einen Abend im Familienkreise?

Der Mann hat seine Arbeit verrichtet, die Arbeit, mit welcher er den Seinen den Lebensbedarf und das Angenehme, was darüber hinausgeht, erwirbt; sollten die Seinen ihm die wohlverdiente Ruhe, das wohlverdiente Glück im Schooße der Familie nicht durch ihre Dankbarkeit würzen? Die Frau hat in der Wirthschaft gewaltet, trägt ihre Beschäftigung noch in den abendlichen Kreis hinein; ihre Thätigkeit aber schafft der Familie alle die kleinen Genüsse, welche zusammen das Leben im Ganzen zum Genusse machen. Sie wissen es ja Alle, wie viel fehlt, wenn einmal die Mutter fehlt! ..... sollte nicht dankbare Liebe der Ihrigen sie umringen?

Die Kinder aber — o du liebe, kleine Welt, manigfaltig, interessant wie nur immer die große es sein kann! Jedes hat seine Eigenthümlichkeiten, jedes äußert seine Freude, seinen Verdruß, seine Beobachtungen und Urtheile, auch seine kleinen Thorheiten und Unarten, auf besondere Weise. Das Benehmen der größeren deutet schon auf das hin, was sie als Männer und Frauen sein werden; die Aeußerungen der kleineren sind eben so viele Aufforderungen an uns, zu ihrer Entwicklung zu helfen. Und mit alledem, mit guter Art und Unart, sind sie ein Theil unserer selbst, den wir lieben müssen, weil wir nicht anders können: sie sind ja u n s e r e Kinder.

Eine Unschuldwelt, wie man sie wohl nennt, sind sie nun allerdings so geradezu nicht. Das Unrecht, welches die Welt bis heute gehindert hat, ein einziges großes Reich der Liebe und des Friedens zu werden, treibt auch in ihnen schon sein Wesen, namentlich die Selbstsucht in ihren verschiedenen Gestalten. Darin aber liegt ja gerade die schöne, dankbar und beglückende Aufgabe des Familienlebens, daß wir bei den, uns von der Vorsehung anvertrauten, unserem liebenden Herzen so nahestehenden Kindern, das kleine Unrecht daran hindern, daß es ein großes werde, und die Abende in der Familie, sie sind ja dann ein so treffliches Mittel dazu wie fast kein anderes.

Der Vater erzählt, die Mutter fügt ihre Bemerkungen hinzu, die Kinder fragen; eines und das andere legt eine Probe seiner kleinen Fertigkeiten ab; sie spielen, die Eltern sehen und hören lächelnd, ordnend zu; — sie streiten, die Eltern geben guten Rath und schlichten. Ein treffliches Buch liefert Stoff zur Unterhaltung; endlich gehen die Kinder zu Ruhe und die Gatten drücken einander die Hand in dem Bewußtsein des Glückes, welches ihnen ein stilles, freudiges Familienleben, in dem sie selbst durch ihr Beispiel in allem Guten vorangehen, gewährt.

Und fühlen die Kinder dies Glück weniger? Nein, gewiß nicht, wenn es ihnen auch weniger klar bewußt vor die Seele tritt. Und wie muß ein solches Familienleben die Keime alles Edlen, Guten und Schönen in den jugendlichen Herzen wecken! Wie befruchtend muß es auf Geist und Gemüth wirken! welch' eine Fülle der frohesten Stunden muß ihm entsprossen!

Wie traurig, wie einsam, wie wüstendürr und leer muß dagegen eine Kindheit bleiben, die nie um das Glück eines stillen Familienlebens gewußt! Die auch nicht e i n e Erinnerung an Stunden aufzuweisen hat, in welchen das jugendliche Herz beglückt und selig an dem Herzen des Vaters, der Mutter schlug; nicht e i n e Erinnerung an Stunden, die Paradiese der reinsten Freuden im Familienkreise aufbauten.

Und zu diesen armen, verwais'ten, von Elternliebe und Familienglück n i e durchglühten Herzen, gehörten auch die drei Geschwister des Candidaten Weihe. Darum waren sie auch so scheu, lag etwas so Vereinsamtes, Trauriges in ihren Zügen und in ihrem Wesen. Der Bruder that viel, sehr viel für sie; was ihnen aber, durch ein völliges Entfremden von allem Familienleben, entgangen war, konnte er ihnen nicht geben: sie standen einsam, kalt und leer in der Welt, und diese Einsamkeit, diese Kälte von Außen her, diese Leere im Innern erdrückte fast ihr kleines Dasein.

Nur e i n e n Ersatz für all dies Fehlende hatte ihnen das Schicksal geboten: die drei

kleinen Geschwister liebten sich unter einander mit der innigsten Herzlichkeit; zwar hingen sie auch mit Liebe und Dankbarkeit an dem älteren Bruder, dem sie ja so viel, dem sie Alles zu danken hatten; aber es blieb sonderbar: zwischen diese Liebe schob sich immer eine gewisse Scheu, deren Begründung wohl in dem Wesen des Candidaten gesucht werden mußte. Denn so milde und gut dieser auch gegen sie war, sein Ernst, sein schwärmerisch-übertrieben religiöses Wesen, das ihn oft ganz der Erde und dem Leben zu entheben und zu entfremden schien, und ihm dann etwas Rhapsodisches und Verwirrtes gab, erschreckte und bewegte die jüngeren Geschwister und legte sich wie ein Alp, schwer und drückend, auf ihr Herz.

Dagegen glichen die drei kleinen, verwaisten Geschwister von der Heerde verirrten Lämmern, die sich vor dem tobenden Sturme unter eine Eiche geflüchtet, und sich nun bei den Donnerschlägen, die über ihren Häuptern rollen, zitternd und doch in banger Liebe, aneinander schmiegen.

Karl, Franz und Albertine verließen ihre kleine, dunkle und ärmliche Wohnung fast nie; Letztere nur, wenn sie die wenigen Bedürfnisse zu besorgen hatte, die der kleine Hausstand erforderte und wie sie mit wahrhaft rührender Liebe, trotz ihrer eigenen Jugend, für ihre noch jüngeren Brüder hier sorgte, so hingen auch diese mit einer kaum glaublichen Innigkeit an der Schwester. Der Sorgen waren für Albertinen freilich nicht viele: denn Milch, Brod und Kartoffeln gaben fast einzig die bescheidene Nahrung der Familie ab. Aber Alles, was sie überhaupt that, war doch zwischen ihr und dem kleinen Karl und Franz nur ein Wechseltausch von Liebe und Herzlichkeit.

Auch diesen Morgen saßen die drei kleinen Wesen wieder in ihrer engen, dunkeln Stube beisammen und zwar so nahe, als wollten sie sich, von irgend einer finsteren Ahnung bedroht, mit verdoppelter Innigkeit aneinander schmiegen.

Die Gruppe war wirklich zum malen: Albertiene, zwischen den Brüdern auf einen niederen Holzschemel sitzend, fertigte mit diesen aus Moos und Immortellen Kränze, wie man sie damals gar viel in der Hauptstadt kaufte, um sie an Sterbetagen geliebter Heimgegangener auf deren Gräber niederzulegen. Der ältere Bruder hatte die Kinder diesen Erwerbszweig gelehrt, damit sie in den Stunden, in welchen er sich nicht lehrend mit ihnen abgeben konnte, eine nützliche Beschäftigung hatten, die ihnen auch einen kleinen Gewinn abwarf: denn jeden Abend lieferte Albertine diese Kränze an einen Händler gegen eine, freilich sehr geringe Vergütung ab, die jedoch immer hinreichte, die für die kleine Haushaltung nöthige Milch in der Nachbarschaft zu kaufen.

Albertiene also saß — mit ihren Brüdern, solche Todtenkränze aus Moos und Immortellen fertigend — zwischen diesen, von welchen Franz der Kleinere, das Moos aufzupfte, während Karl die Immortellen zierlich in kleine Sträußchen oder Gruppen einigte, um sie dann der Schwester zu reichen, die sie mit geübter Hand leicht und gefällig zwischen dem schwellenden Moose anbrachte. Sonderbar harmonirten dabei die bleichen Gesichter und der schwermüthig-schmerzliche Ausdruck, der bei Kindern ohnehin doppelt auffällt, mit der Arbeit, die sie verrichteten: die zarteste Jugend wandt Todenkränze; aber sie that es eben auch, — wie die Jugend zumeist — ohne zu wissen, w a s sie that, ... spielend. Wahrhaft rührend war es dabei, wenn Albertine von Zeit zu Zeit die Brüder mit einem sanften und wehmüthigen Lächeln ansah und die schwarzen tiefen Augen den kleinen Mitarbeitern aufmunternde oder dankbare Blicke zuwarfen.

„Wir werden heute viele Kränze fertig bringen!" — sagte jetzt Karl.

„Gewiß!" — entgegnete Albertine. — „Der Bruder scheint uns heute mit dem Unterricht vergessen zu haben."

„Das ist gut! — meinte der kleine Franz.

„Warum?" — frug die Schwester — „lernst Du nicht gern?"

„O ja!" entgegnete das Kind — „aber ich helfe Dir doch lieber mit dem Moosauszupfen, und dann .. ?"

„Nun?"

„Wenn wir recht viel Kränze fertig bringen, verdienen wir auch recht viel, und wenn wir viel verdienen, kannst Du uns auch viele Milch kaufen."

„Ei, sieh doch!" — sagte hier Albertine und sah den Bruder lächelnd an — „Du bist ein kleiner Schlecker! bekommst Du denn nicht jeden Tag Milch und Brod genug?"

„Ich bekomme schon meine Milch und mein Brod!" — entgegnete der kleine Franz naive — „aber genug? ... ich würde noch mehr essen, wenn ich mehr hätte."

„Was Dir aber gar nicht gesund wäre!" — meinte Karl altklug. — „Der Mensch, das hast Du schon oft von dem Bruder gehört, ist nicht auf der Welt, um zu essen, sondern um zu arbeiten."

„Ich esse aber lieber, als ich arbeite!" — rief hier Franz eifrig.

„Weil Du noch ein Kind bist!" — meinte Albertine und reichte dem kleinen Bruder den Mund zum Küssen hin. — „Später wird das anders werden."

„Das weiß ich nicht, wie es später wird!" — sagte Franz — „aber, daß ich jetzt immer Hunger und sehr viel Hunger hab', das weiß ich ganz genau."

„Nun, sei nur still, Du kleiner Wolf!" — meinte Albertine lächelnd, — „ich werde Dir von nun an mehr geben."

„Aber wie kannst Du das, wenn Du nicht mehr Geld hast?"

„Sehr leicht!" — versetzte die Schwester — „ich gebe Dir noch einen Theil von meiner Portion!"

Der kleine Franz war frappirt; ein leiser Anflug von Roth glitt über seine blassen Wangen; „Nein!" — rief er dann entschieden, und eine Thräne trat in sein Auge — „so hab' ich's nicht gemeint! Ich will Dir Nichts nehmen!"

„Aber ich will Dir geben!"

„Und ich leid's nicht!"

„Ich thu's gern, Fränzchen!"

„Soll ich bös werden?"

„Nein!" — rief die Schwester und sah den kleinen Bruder mit einem Blick voll unendlicher Liebe an. — „Laß das jetzt. Es wird sich Alles schon machen ... gib mir nur jetzt neues Moos."

Der Kleine that es und die Unterhaltung stockte einen Moment. Endlich frug Karl:

„Wo mag der Bruder heute nur stecken?"

„Er ist auf seiner Kammer" — sagte Albertine — „und betet!"

„Betet?"

„Ja."

„Und woher weißt Du das!"

„Ich wollte ihm heute Morgen schon dreimal das Frühstück bringen; aber immer war die Thüre seiner Kammer geschlossen."

„Betet man denn immer, wenn die Thüre geschlossen ist?" — frug der kleine Franz.

„Geh', wie dumm!" — meinte Karl, — „als ob man nicht auch andere Sachen machen könne, wenn man die Thüre schließt."

„Aber woher weiß Albertine, daß der Bruder betet?"

„Weil ich es hörte!"

„So, hat er laut gebetet?"

„Ja!"

„Nicht war, damit es der liebe Gott besser hört?"

„O nein! Gott hört auch unser Gebet wenn wir es nur denken."

„Aber warum betet denn der Bruder laut?"

„Aus Frömmigkeit und Eifer!"

„Nicht wahr, er ist recht fromm!"

„Sehr."

„Und betet sehr viel?"

„Ja!"

Eine kurze Pause entstand, während welcher der kleine Franz über etwas nachzusinnen schien. Endlich sagte er:

„Wenn aber der Bruder so fromm ist, und so viel betet, warum hört ihn alsdann der liebe Gott nicht?"

„Wie so?"

„Ei nun! ... er betet doch alle Tage auch mit uns: Lieber Gott, hilf uns aus unserer Noth. Ich seh' aber nicht..."

„Fehlt Dir denn Etwas?"

„Nun!" — meinte der kleine Franz — „es fehlt mir gerade Nichts; wenn ich aber zu dem Fenster hinaus sehe und die anderen Kinder

springen auf der Straße so lustig herum, eine große Butterbemme in der Hand ... schönes Spielzeug ..."

„Pfui, Fränzchen!" — sagte hier Albertine mit sanftem Vorwurf — „man muß nicht neidisch auf das sein, was andere Menschen haben. Unser guter Bruder hat Mühe genug, so viel zu verdienen, um uns das zu geben, was wir brauchen. Wir sind also ihm und dem lieben Gott Dank dafür schuldig, und den wollen wir auch Beiden recht herzlich zollen."

Der kleine Franz sah beschämt unter sich und schwieg.

„Weißt Du was, Tinchen?" — sagte jetzt Karl treuherzig, — „ich mache mir aus den Spielsachen Anderer gar nichts; ich bin auch zufrieden mit dem, was wir bekommen, wenn ich nur Dich und mein Brüderchen habe!"

„Und gebt mir es anders?" — versetzte die Schwester und eine Thräne trat in ihr dunkles Auge, — „wenn wir so bei einander arbeiten und dabei so herzig plaudern, so bin ich ganz glücklich!" — und sie ließ den Kranz, den sie eben vollendet hatte, aus den Händen gleiten, legte ihre Arme um den Hals der Brüder und küßte einen nach dem andern.

Als sie die Knaben wieder losgelassen, erfaßte Karl das eben vollendete Gewinde, betrachtete es wohlgefällig und sagte: „O, sieh nur, Tinchen, wie schön der Kranz geworden! Setze ihn doch einmal auf, es muß prächtig aussehen."

„Närrchen!" — entgegnete Albertine — „der ist ja viel zu weit, da hätten wir alle drei Platz darunter!" und sie hob den Todtenkranz über ihren und der Brüder Köpfe, die dabei lächelnd ihre Häupter auf die Schulter der geliebten Schwester legten.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und der ältere Bruder trat ein. Er sah zerstört aus. Seine Augen rollten unruhig in ihren Höhlen hin und her und sein in Unordnung gerathener Anzug, so wie sein verwirrtes Haar verriethen, daß er die Nacht in den Kleidern zugebracht habe.

Die Kinder erschracken und rückten unwillkürlich dichter zu einander; nur Albertine faßte sich sofort, legte den Kranz zur Seite und frug: ob sie dem Bruder jetzt das Frühstück bringen solle?

Dieser aber sah sie mit sonderbar blitzenden Augen an und sagte:

„Nein! meine Speise ist nicht von dieser Welt!.... Aber Ihr habt Hunger, das sehe ich euch an euren blassen, eingefallenen Gesichtern an. Nicht Jeder ist geboren im Geiste .... wer aber nicht geboren ist im Geiste, der muß dazu erweckt werden.

„Wir haben keinen Hunger, lieber Bruder?" — sagte hier Albertine sanft. — „Denn wir haben gefrühstückt; aber Du hast es noch nicht."

„Auch die Engel des Himmels haben keinen Hunger mehr!" — sagte Weihe halblaut vor sich hin; — „ihr Glück, ihre Seligkeit kennt kein irdisches Bedürfniß,.... keine Noth, keinen Mangel!"

„Bruder!" — hub Albertine an; aber Weihe unterbrach sie mit der fast wild ausgestoßenen Frage:

„Wollt ihr Englein werden, die Gott in Seligkeit anbeten?"

Franz und Karl erbebten auf's Neue bei dieser mit ungewöhnlicher Heftigkeit von dem Bruder ausgestoßenen, ihnen unbegreiflichen Frage; sie schmiegten sich daher noch fester an die Schwester an, als suchten sie bei ihr Schutz und Trost; Albertine aber sagte ruhig und milde:

„Ja! lieber Bruder, wenn der liebe Gott uns einst zu sich nimmt, wollen auch wir selige Englein werden, die ihn dankbar loben und preisen!"

„Wenn! .... wenn!" .... rief der Candidat — „warum nicht jetzt?! ..... warum den Fluch des Elendes und der Sündhaftigkeit durch ein ganzes langes Leben durchschleifen?! — Noch sind sie unschuldig!" — setzte er plötzlich hinzu und sah die Kinder mit einem so grassen, zerstörten, durchbohrenden Blick an, daß die Knaben leise zu weinen anfingen, — „noch sind sie unschuldig! und ..... wie sagte jener Mann, der im Winter Blumen für die Königin suchte? .... er war glücklich, unendlich glücklich, als er nichts mehr von der

Welt und ihrem Getriebe wußte .... und wenn auch die Erbsünde ihnen anklebt, als Fluch der Menschheit, bei Kindern, wie diese, wird Gott Erbarmen haben, ... dafür starb ja unser Heiland am Kreuze."

„Setzt euch!" — rief er plötzlich — „ich will euch vorlesen aus dem göttlichen Werke des unsterblichen Dichter's .... damit ihr vorher .... vorher .... ja vorher .... die weltbeglückende That der Erlösung kennt!"

Die Kinder verstanden natürlich von alle-dem kein Wort, Albertine aber, an die sich die Knaben geklammert, zog diese sanft auf ihren Holzschemel nieder, und, halb unbewußt nach einem angefangenen Todtenkranze greifend, setzte sie die Arbeit mit zitternden Händen fort. Weihe aber zog Klopstocks Messias aus der Tasche und fing mit Emphase zu lesen an.

Wer sollte ihn hier verstehen? .... verstand er dies rhapsodische Gedicht voll körperloser Ideen? verstand sich der Dichter selbst? Aber leider hatte sich Weihe neben dem Studium des Werther und dem mißverstandenen der Bibel, auch in dieses Produkt jener Zeit, in diese Ausgeburt der Ueberspanntheit zu tief hinein gefühlt und gelebt. Klopstocks Messias hatte ihn daher in eine abstrakte Unendlichkeit geführt, welcher der Geist, selbst mit der größten Anstrengung der Denkkraft nicht mehr folgen und in der er nichts mehr klar erkennen konnte, weil Alles im Halbdunkel überspannter Anschauungen verschwindet.

Rang doch Klopstock selbst in diesem — einen Glanzpunkt der damaligen deutschen Litteratur ausmachenden, jetzt fast vergessenen — Epos, überall das Unaussprechbare auszusprechen, das Formlose zu erfassen, das Ueberschwängliche zu sagen; aber ihm selbst reichten ja Gedanken und Worte nicht aus, so daß er, wenn dies geschah, ein erhabenes Verstummen eintreten lassen mußte. So großartig auch der Gegenstand dieser Dichtung ist, sie versteigt sich in das Reich wesenloser Gestalten, während sie in dogmatischer Beschränktheit jeden Funken der gesunden Vernunft in dem Dichter selbst und in seinen schwärmerischen Verehrern auslöscht.

Aber auf Weihe hatte dies Buch noch speciell den unglücklichsten Einfluß geübt. Sein, durch die sentimentale Richtung der Zeit, durch eine krankhafte, bis auf das Höchste überreizte Empfindsamkeit und Frömmigkeit schon alterirter und gestörter Geist, ward durch das in diesem Gedichte vorkommende ewige Jauchzen und stille Beten der Engel und Seraphim und die vielen Thränen, die stromweise diese Dichtung durchrinnen, aber für ihre Inhaltslosigkeit nicht entschädigen können, — völlig aus dem Geleise gebracht. Während nun auf der einen Seite der Gedanke an die Seligkeit der himmlischen Heerschaaren seine überreizte Phantasie total erfüllte, setzte das kalte, unerbittliche Leben dem Armen die herbste, sich täglich steigernde Noth, die bittersten Erfahrungen über die Gemeinheit und Schlechtigkeit so vieler Menschen entgegen. War es da ein Wunder, daß sein schon verwirrter Verstand diesen unaufhörlich auf ihn einstürmenden Gegensätzen allmälig erlag? „Wissen gräfliche Gnaden, was mir für ein Gedanken kommt, so oft ich ein kleines Kind sehe" — hatte Weihe erst noch vor acht Tagen zu dem jungen Grafen Gotard von Spiegel gesagt, und zu dessen Entsetzen hinzugefügt: — „Mir kommt dann immer der Gedanke, als ob es ein verdienstliches und gottgefälliges Werk sei, es um das Leben zu bringen, damit es zu Gott komme, ein Englein werde und so von allen Sünden und Lastern befreit bleibe."

Unseligerweise hatte sich aber in den letzten acht Tagen dieser Gedanke in des Candidaten Gehirn auch noch auf einen bestimmten Punkt fixirt, und dieser Punkt waren seine eigenen, von Noth und Entbehrungen aller Art niedergebeugten Geschwister. Sie litten; — einmal todt, waren sie aller irdischen Leiden enthoben und, seiner Ueberzeugung nach, Mitglieder jener seligen, in der Messiade so oft und viel besungenen Engelschaaren. Und was konnte aus den armen Würmern im Lauf der Zeit noch werden? Welche Schlingen, welche Verführungen, welche Verderbniß ihrer Seele lauerte noch auf sie?

Weihe, der seine Geschwister in der That innig liebte, bebte zusammen: einmal todt

und sie waren dem Allen enthoben und kehrten unschuldsvoll zu Gott zurück.

Der junge Mann hatte in Folge solcher Grübeleien, seit einigen Tagen allerlei entsetzliche Gedanken! ..... Gedanken, über die er oft aufjauchzte und vor welchen er doch manchmal wieder erbebte, als seien sie Eingebungen des Bösen. Und diese Gedanken wuchsen von Tag zu Tag, fast von Stunde zu Stunde, ... sie nahmen riesige Dimensionen an, ... sie erfüllten jetzt beinahe vollständig des Candidaten Gehirn. Darum hatte Weihe die ganze Nacht und den Morgen im Gebete mit ihnen gerungen, darum funkelten jetzt seine Augen so sonderbar, so schreckenerregend verwirrt; darum hatte er eben noch seine Geschwister gefragt: Ob sie Englein werden wollten; darum....

In diesem Augenblick warf der Candidat das Buch weg:

„Ja!" — rief er dabei in triumphirendem Tone, — „der Herr hat uns erlöst, so will auch ich euch erlösen. Frei sollt ihr werden von den elenden Ketten und Banden dieser Erde; — frei von den elenden Sorgen und dem Kummer des Lebens! — Hallelujah .... Als Englein, glücklich und selig, sollt ihr den Herrn preisen in Ewigkeit! .... Amen. Hallelujah! .... Hallelujah!"

Und mit diesen Worten auf seine kleinen Geschwister losstürzend, umschlang er wie rasend alle drei mit kräftigem Arm, riß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an sich und bedeckte sie mit Küssen.

„Bruder! Bruder!" — ächzten die Kleinen; aber er achtete ihr Stöhnen und Schreien nicht; sein Küssen ward immer wilder, immer leidenschaftlicher, bis es in eine Art Wuth und Raserei ausartete, der, zumal Albertine, fast erlag.

Plötzlich schrie er noch einmal auf: „Ja! ihr sollt Engel werden und glücklich sein! Hallelujah! Hallelujah! ....Amen, Amen!" und mit diesem Momente öffnete er die Arme; aber ehe die drei Geschwister noch halb bewußtlos auf den Boden sanken, hatte er eines nach dem anderen erfaßt und .... im Wahnsinn erdrosselt.

Weihe stand jetzt ruhig und hochaufgerichtet. In seinen weitgeöffneten Augen glitzerte ein furchtbares Etwas; um seinen Mund spielte ein blödsinniges Lächeln .... vor ihm aber — auf die von ihren eigenen Händen angefertigten Todtenkränze hingestreckt — lagen die drei kleinen Opfer, bleicher noch, als vorher; die glasigen, im Tode erstarrten Augen weit aufgesperrt, den Ausdruck des Entsetzens in den entstellten Zügen.

Der Wahnsinnige aber hub ein Kirchenlied an, das er laut und in gellenden Tönen sang.

Da öffnete sich die Thüre und die Hausleute, durch den sonderbaren Lärm aufmerksam gemacht, traten ein. Aber welch' Entsetzen erfaßte sie bei dem Anblicke, der ihnen hier ward.

Vergeblich war ihr um Hülfe schrei'n, — vergeblich der Lärm, der nun entstand, — vergeblich blieben die Belebungsversuche des herbeigerufenen Stadtphysikus: Franz, Carl und Albertine waren erdrosselt und blieben .... todt!

Der Candidat stand noch immer unbeweglich und lächelte nur zu dem, was um ihn her vorging.

Der Tumult vor dem Hause wuchs; die Gerichte trafen ein: Weihe stand und lächelte. Aber er lächelte auch, als ihn der Criminalrichter frug: Ob er der Thäter dieses dreifachen, entsetzlichen Mordes sei?

„Ja!" — sagte Weihe — „die Generalstaaten haben weder ihm noch mir die versprochene Zahlung geleistet; da hab' ich die da zu Gott gesandt; jetzt sind sie Englein geworden und sind selig und von allem Leid der Erde frei."

Und er lächelte wieder und sang: — „Hallelujah, Hallelujah!"

Als ihn aber die Gerichtsdiener nun erfassen wollten, sagte er leise:

„St! stille! — weckt mir die Kleinen nicht .... sie schlafen! .... Ich habe gut für sie gesorgt .... s' ist freilich nur Milch und Brod! .... doch! .... wartet .... ich muß zum jungen Grafen .... aber ehe

ich hingebe, muß ich die Lieben noch einmal küssen."

Und er kniete nieder, küßte die bleichen Wangen der kleinen, von seiner eigenen Hand erwürgten Geschwister, lispelte: Gute Nacht! und folgte ruhig den Gerichtsdienern, die ihm die Hände mit starken Eisen schlossen.

Ach! dem Lichte der Vernunft auf ewig verschlossen war ja auch der Geist des Unglücklichen.

Vater und Sohn.

Der Eindruck, welchen diese traurige Begebenheit in dem Hotel des Grafen Spiegel machte, war ein sehr verschiedener.

Der alte General, ein Mann, der in vielen Schlachten dem Feinde gegenüber gestanden und, mitten im dichsten Kugelregen, dem Tode zu hundertmalen in das Auge geschaut, — der alte General kehrte tief erschüttert, aber auch, wie er sich selbst ausdrückte, „fuchsteufelswild" nach Hause zurück. Er hatte die drei ermordeten unschuldigen Kinder gesehen, wie sie, noch im Tode unzertrennlich, neben einander auf ihren Todtenkränzen lagen, und dieser Anblick und die Nachricht, daß sich die armen Kleinen so innig geliebt und durch ihre gegenseitige kindliche Liebe in all' ihrem Elend glücklich gefühlt, hatte dem alten graubärtigen Soldaten, der unaufhörlich wie ein Heide fluchte, Thränen des Mitgefühles in das Auge getrieben. Desto wilder aber war er über den Urheber dieser Unthat und die, wie er sagte „gottverfluchte" Richtung der Zeit, die in ihrer bis zum Aeußersten übertriebenen Sentimentalität und Hyperreligiosität nur noch Mondscheinseelen erzeuge und geradezu in das Narrenhaus führe.

Sein Fluchen und Wettern darüber war aber nur die derbe, soldatische Weise, die Bewegung seines edlen Herzens, sein inniges Mitgefühl und den Schmerz über die unselige Zeitrichtung, die ja auch seinen Sohn ergriffen, zu verbergen. Daß dieser mit Weibe in Verbindung gestanden, brachten den Alten nun gar in den Harnisch, so daß er den Entschluß faßte: Godard sofort vorzunehmen und ihm ein für allemal das Mondscheinthum auszutreiben. Er hatte indessen sein Hotel noch nicht erreicht, als auch der junge Graf die entsetzliche Nachricht schon empfing.

Aber welch' ganz andere Aufnahme fand diese hier.

Godard hörte die Erzählung mit einer Art angenehmen Schauer an. Seine Augen erweiterten sich dabei und funkelten in hoher Erregung über dieß höchst poetische Evenement, über das er sich vornahm, sogleich an den Herrn Göthe zu berichten, damit dieser eine neue „Werther-Geschichte" daraus mache. Ueber des armen Candidaten Unglück zuckte er jedoch nur die Achsel: es ist mir leid, wegen mir selbst, dachte er dabei, man konnte den Menschen zu Allem gebrauchen; übrigens ist ja jetzt für den armen Teufel am besten gesorgt. Sie werden ihn auf die Zeit seines Lebens in ein Irrenhaus stecken und da hat er wenigstens keine Nahrungssorgen mehr. Ich habe mir es indessen immer gedacht, daß die bis in's Verrückte übertriebene Religiösität den Menschen noch dahin bringen werde. Der Klopstock mit seiner Messiade hat ihm den Kopf verdreht. Es ist dies allerdings ein schönes, großartiges, bewunderungswürdiges Buch; aber er hätte es damit machen sollen wie ich: weil es mir gar zu großartig ist, lese ich es eben nicht; habe es aber prachtvoll einbinden lassen und ihm den ersten Platz in meiner Bibliothek eingeräumt.

Damit war bei Godard die Sache in Betreff des Candidaten abgemacht und er begab sich mit einer Hand voll Bisquit zu seinem Papagei, um diesen den Ruf: „Rahel, Rahel!" noch vollständig zu lehren.

In diesem Augenblicke trat auch der General, von seinen Besuchen zurückkehrend, in sein einfaches kasernenartiges Zimmer: „Herwisch!" rief er sogleich.

„Zu Befehl, Herr General!" — antwortete dieser.

„Sogleich zu meiner Mondscheinseele ge-

hen ...... herkommen! .... Pulver und Blei!"

Der alte Unteroffizier machte linksumkehrt und ging.

Nach einigen Minuten erschien der junge Graf. Seine Mienen zeigten dabei durchaus nicht an, daß er gern zum Vater kam. Denn da er diesen sonst nur im Speisesaal beim Mittagessen zu sehen pflegte, so deutete eine solche Extra-Zusammenkunft nie etwas Gutes an, und wenn er sich auch bewußt war, bei allen Rencontres mit dem Alten siegreich davon zu kommen, so war ihm doch schon des Vaters Art und Weise etwas ganz entsetzliches, den gräßlichen Tabaksdampf gar nicht zu rechnen, den er bei dieser Gelegenheit mit in den Kauf nehmen mußte.

Wie aber erstaunte nun Godard erst, als er erfuhr, von was es sich handle, und der Vater — von Weihe's schrecklicher That anhebend — mit einer, dem Sohne gegenüber, sonst nie bewiesenen Energie gegen Mondscheinthum, alberne Sentimentalität, Herzensdürre, die sich hinter einer gemachten Gefühlsüberschwänglichkeit berge und so weiter unter einen ganzen Hagel von Donner und Blitz! —

Bomben und Granaten!— und Millionen Himmel-Herr-Gott-Sacramenten! losfuhr, und von dem Sohne endlich ein für allemal verlangte: daß er sich von diesem weibischen Unsinn lossage!

Godard war unter all diesen Flüchen und entsetzlichen Redensarten, so wie von dem starken und beißenden Tabakgeruch, der in des Vaters Zimmer saß und dessen eigenthümliche Atmosphäre ausmachte, ganz bleich geworden. Er fand es, als Mann von Herz und Geist, von zarter Empfindung und feiner Bildung, eigentlich unter seiner Würde, sich hier nur zu vertheidigen.

„Herr! vergieb ihnen" — dachte er dabei — „denn sie wissen nicht was sie thun!" und er meinte damit die ganze alte Kriegsschule von Friedrich dem Großen, die den König an der Spitze, gleich dem Vater dachte: Eisenfresser, Kriegsknechte, Menschen ohne Herz und höhere Cultur, veraltete Seelen, die der neueren Zeitrichtung schnurstracks entgegenständen.

Was war da besseres zu thun, als mitleidig die Achseln zu zucken. Der Alte hatte zwar in Vielem recht, wenn er es auch plump herauspolterte; aber der Sohn hatte eben doch in Allem recht, weil er allein die Welt und das Leben verstand und der Alte nur aus der alten Zeit herrührte und nichts war ..... als Soldat!

Wie sich von selbst versteht, erhitzte sich dabei das Zwiegespräch immer mehr und mehr; der Vater ward durch den Widerspruch gereizter und wilder; der Sohn — der sich schon als einen Märtyrer für alles Edle, Erhabene, Zarte und Göttliche, in seiner Zeit fühlte — immer schwärmerischer.

Der Alte verlangte von dem Sohne endlich einmal ein ernstes, männliches Wesen und entschiedene Wahl eines, der äußeren Stellung entsprechenden Berufes! Der Sohn dagegen wies mit Indignation ein solches, seinem Stande und seiner hochpoetischen Lebensauffassung geradezu widersprechendes Verlangen zurück.

Endlich kam der Alte so weit, Godard damit zu drohen, daß er seine Hand von ihm zurückziehen werde. Das aber war Wasser auf die Mühle des jungen Grafen: bleich wie der Tod — natürlich von Alteration und Tabaksgeruch — erhob er sich.

Ein edler Stolz, ein festes Selbstbewußtsein thronten auf seiner Stirne, Thränen eines tief verletzten, zartfühlenden Herzens traten in seine Augen und mit dem Ausdrucke der innersten Erschütterung tönte es von seinen Lippen:

„Vater, Vater! bedenken Sie, was Sie thun! Sie zertreten in harter Mißkennung ein edles Herz!"

„Narrenpossen zertrete ich!" — rief der Alte zornentflammt — „und mich soll ... Himmel-Herr-Gott!"

„Schwören und fluchen Sie nicht!" — fuhr Godard leise fort — „mein Entschluß ist gefaßt."

„Meiner auch!" — rief der Alte. „Folgst Du mir nicht, so soll mich der leibhaftige

Satan holen, wenn ich Dir auch nur noch einen einzigen Thaler ... Millionen-Schock-Schwerenoth!"

„Und ich!" — rief Godard schwärmerisch — „ich .... ich werde!...."

„Nun was wird die Mondscheinseele?" — frug finster der Alte.

„Ich werde," — sagte jetzt Godard mit Grabeston — „ich werde mich, wenn mir mein Vater seine Liebe entzieht .... ich werde mich erschießen!"

Aber unglücklicher Weise brachten Ton und Wort hier gerade den umgekehrten Eindruck hervor, den sie machen sollten, indem der Alte in ein furchtbares Lachen ausbrach und ein über das anderemal rief.

„Nein, mein Godard! um des Himmels Willen nicht! .... Kreuzschwerenoth! ..... das wäre Schade um den Schuß Pulver!"

Aber dies Lachen und dieser Witz trafen Godard's fein gestimmte Seele tiefer, als eine Kugel sein Herz hätte treffen können. Nur einen schmerzlichen, mitleidsvollen Blick warf er dem Vater noch zu — dann verließ er eilig und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, das Zimmer mit der Tabaksatmosphäre.

Der Alte sah ihm finster nach: — „Meine Pfeife!" — herrschte er dann.

Herwisch reichte ihm eine gestopfte, zündete sie an und der General ging nun, dicke Dampfwolken zum Himmel blasend, wohl eine viertel Stunde mit großen Schritten in dem Gemache auf und ab.

Aber während dieser Zeit ging Manches in ihm vor. Einmal legte sich — wie immer — sein Zorn sehr bald; dann kam es ihm vor, als ob er gegen sein eigenes und einziges Kind doch ein wenig zu hart gewesen sei; — endlich stieg ihm auch einige Unruhe über die von dem Sohne ausgestoßene Drohung auf.

„Wenn der exaltirte Mensch nun Ernst machen würde!" — brummte er vor sich hin; — „wenn .... alle Donnerwetter! .... Er ist immer der Sohn eines Soldaten; ich, zum Beispiel .... Millionen-Schwerenoth ....!"

Und der Alte wandte sich und rief: — „Herwisch!"

„Zu Befehl, Herr General!" — entgegnete der Gerufene.

„Hast du gehört, was mein Sohn eben im Weggehen? ...."

„Allerdings, ich ...."

„Geh' mal hin und schau' zu was er unternimmt, und wenn .... Millionen Bomben! .... "

„Verstehe schon! werde ...."

„Gut! .... du weißt .... Himmel-Herrgott! .... S'ist mein einziger ...."

„Weiß schon! Glaube aber nicht ...."

„Nicht räsonnirt! Links um, ... marsch!" — Und Herwisch ging; aber er kam sehr bald wieder.

„Nun? — frug der General — „doch nicht .... ?"

„Der Herr General können sich beruhigen, der junge Herr Graf ...."

„Zum Teufel! der Esel verschluckt seine Worte immer zur unrechten Zeit! Was ...."

„Nun!" — meinte Herwisch mit dem leisen Anflug eines ironischen Lächelns, — „der junge Herr Graf sind eben mit der heitersten Miene von der Welt ...."

„Was denn! ...."

„In die Tanzstunde gefahren!"

„Desto besser!" — brummte der General tief aufathmend und ein sanftes Grollen einiger Flüche ließ sich noch lange vernehmen.

Der ersten Liebe erste Ahnung.

Aber die Tanzstunden, an welchen Godard von Spiegel, Diebold von Briest, dessen Schwester, die beiden Humboldts, Rahel Levin und Henriette Herz Theil nahmen, hatten im Laufe der Zeit einen ganz eigenthümlichen Charakter angenommen. Sie waren für alle Betheiligten, zur Nebensache — die Stunden aber, welche man nach dem Unterrichte des Monsieur Ravage noch zusammenblieb — zur Hauptsache geworden.

Es hatte sich dies aber auf folgende Weise

gemacht: der Tanzunterricht fand — der Verabredung mit den Eltern der jungen Damen und Herrn Kunth zufolge — stets im Hause der Baronin von Briest und unter der persönlichen Aufsicht dieser geistreichen Dame statt. Aber eben weil Frau von Briest Geist hatte, suchte sie den mechanischen Uebungen des Monsieur Ravage jedesmal auch noch irgend eine geistige Uebung, in der Form einer angenehmen Unterhaltung, beizugesellen. Man hatte, wie wir schon wissen, damit begonnen, nach vollendeter Tanzstunde Charades en action aufzuführen, die eine Art kleiner Komödien abgaben, welche — in oberflächlichen Zügen und nur dem Gedanken nach — zu entwerfen jedesmal die Aufgabe eines Betheiligten war. Monsieur Ravage überwachte alsdann nur die Bewegungen, Stellungen und Gruppirungen der jungen Leute, um dem schönen Gedanken auch den schönstmöglichsten Ausdruck zu verleihen; sonst aber bewegte man sich völlig frei, und ließ, da die Ausführung auf der Inspiration des Augenblickes und einer raschen und lebhaften Improvisation beruhte, Witz und Laune den ungebundensten Lauf.

Man kann sich denken, wie bei der Mehrzahl der jungen Theilnehmer, die selbst Leute von Geist waren, diese Art Unterhaltung ansprach. Die meisten wurden in der That leidenschaftlich dafür, bis plötzlich eine große literarische Erscheinung, die damals alle Welt in Anspruch nahm und zur höchsten Begeisterung hinriß, diesen Unterhaltungen eine andere Richtung gab. Der junge Dichter Schiller, um jene Zeit neben Goethe der zweite hellfunkelnde Stern am literarischen Himmel Deutschlands, hatte eben in der Zeitschrift Thalia seine Tragödie „Don Carlos" erscheinen lassen. Alle Welt war über dies Kunstwerk entzückt und so schlug die Baronin von Briest vor, daß man das Stück in den Stunden nach dem Tanzunterrichte lesen solle. Wie sich von selbst versteht, wurde dieser Vorschlag mit Jubel aufgenommen, und dem „Don Carlos" folgten dann später auch noch die schon früher erschienenen Tragödien Schiller's: „Fiesko" und „Kabale und Liebe," so wie Goethe's „Clavigo."

Die letztgenannten Stücke kannten nun freilich die meisten schon, mit Wilhelm und Alexander von Humboldt hatte sie Kunth selbst durchgenommen .. aber der hochfliegende Enthusiasmus für die geistigen Schöpfungen der genannten beiden großen Dichter war damals so gewaltig, daß man ihre Werke nicht genug lesen konnte. Welche Nahrung für die ohnehin schon in Gefühlen und Idealen schwelgende Jugend jener Tage. Selbst Männer, wie Kunth, blieben nicht unberührt und auch Wilhelm von Humboldt, seiner natürlichen Anlage zur Schwärmerei folgend, verfiel zum Theil dieser Richtung.

Um so merkwürdiger war es, daß der jüngere Humboldt, daß Alexander der doch auch mitten in diesem Getriebe stand — nicht im Geringsten von dieser Zeitrichtung erfaßt wurde. Sein klarer, ruhiger Verstand hielt ihn völlig unberührt davon, wenn ihn auch die großen meisterhaften Dichtungen Schillers und Goethe's nicht nur anzogen und fesselten, sondern auch zur Bewunderung hinrissen.

Hier, im Kreise der Freunde und der jungen Damen, nahm denn auch Alexander den wärmsten Antheil an den Vorlesungen, die gemeinschaftlich — das heißt: mit Austheilung der Rollen unter die Lesenden — vorgenommen wurden; zu Hause aber trat bei ihm die streng beobachtende Richtung des Geistes scharf und charakteristisch hervor, so daß er sich hier in allen freien Stunden namentlich mit der Natur beschäftigte, für deren Erscheinungsformen er einen auffallend empfänglichen Sinn offenbarte. Wilhelm hing mit Leidenschaft den ästhetischen Bestrebungen der Zeit an, namentlich denen Schiller's und Goethe's; Alexander zog bald, in stiller Beschaulichkeit, des Letzteren naturwissenschaftliche Arbeiten vor und suchte durch deren Studium sein Wissen für die Erkenntniß der Naturerscheinungen anwendbar zu machen.

War das nicht für beide Brüder gemeinschaftlich eine wunderbar anregende, glückliche Zeit? Ja gewiß, sie war es, zumal auch noch eine andere Sonne ihre göttlichschönen Strahlen gerade damals zum erstenmale in ihre

jungen Herzen warf. O, ihr seid begünstigte Kinder des Glücks! denn ihr habt ja niemals die irdische Sorge, das Schmachten des nach Wissenschaftsmitteln strebenden Geistes und dessen Ringen nach der Gelegenheit zur Anwendung des Errungenen kennen gelernt, was so manchen armen, oder aus unscheinbarer Familie stammenden, talentvollen Jüngling niederbeugt oder gänzlich lähmt. O! ihr seid begünstigte Kinder des Glücks! denn in welcher Zeit des geistigen Aufschwunges in Deutschland schlug euere Jugend Wurzel! — fernab von der bald darauf beginnenden Schwäche, inneren Staatsauflösung und sittlichen Verderbniß, welche mit jener platten Verstandes-Aufklärungssucht Hand in Hand ging, die die Nachfolger Nicolai's über Berlin verbreiteten. Diesem trockenen Lebensboden wurdet ihr glücklich noch zur rechten Zeit enthoben, während es der eigenen innern Kraft, wie bei Alexander, und der festen und sicheren Leitung Kunth's wie bei Wilhelm, gelang, euch von dem Uebermaße der unseligen Ueberschwänglichkeit jener Tage und ihren traurigen Consequenzen fern zu halten.

Aber ihr seid ja auch doppelt begünstigte Kinder des Glücks, daß ihr einen so schönen Kreis jugendlicher Gefährten und Gefährtinnen gefunden habt. Wenn auch die Schlange im Paradiese schleicht, ... das Paradies bleibt doch schön! .... und wenn sich auch neben dem Großen und Göttlichen das Lächerliche brüstet, es reißt dem Erhabenen die Sternenkrone dennoch nicht vom Haupte!

Was aber ist das Alles gegen des Paradieses schönste Blume, die euch — von dem Schicksale bestimmt — hier zum erstenmale den süß duftenden Kelch öffnen sollte? Was ist das Alles gegen die stille Seligkeit, die der ersten Liebe erste Ahnung nun über euch ausgoß?....

Ganz einfach und natürlich hatten sich, wie dies bei Tanzstunden zumeist der Fall, nach und nach kleine unschuldige Neigungen gebildet. Machen sich doch immer bei jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die sich öfter in irgend welchem Unterrichte sehen — namentlich im Tanzunterrichte, wo eine gegenseitig nähere Berührung gar nicht ausgeschlossen werden kann — gewisse Wahlverwandtschaften geltend. Diesem Zuge folgend, wandte sich Wilhelm von Humboldt, freilich nur in einer sich selbst noch nicht bewußten Neigung, der reizenden Briest zu; Diebold hatte, ohne es zu ahnen, an einer jungen Gräfin Cancrin, einer schmachtenden Blondine, eine Eroberung gemacht während — wie wir wissen — sein Herz, so wie das des jungen Grafen Spiegel, der liebenswürdigen Rahel Levin gehörte.

Aber Herzensneigungen lassen sich nicht kommandiren: Rahel verlachte den eitlen sentimentalen Godard, während sie Diebold fürchtete und verachtete; dagegen schlug ihr kleines, jugendliches Herz seit der Revue von Spandau für Alexander von Humboldt, und auch diesem war mit Rahel etwas wunderbares begegnet.

Er hatte sich nämlich bis dahin, ebenso wie sein Bruder, aus Mädchen gar nichts gemacht, auch nie beim Anblick eines solchen irgend eine zarte Regung empfunden. Mädchen waren eigentlich für ihn gar nicht dagewesen, zumal er keine Schwester gehabt und sein ohnehin ernster Geist, schon von seiner ersten Entwicklung an, den Wissenschaften zugekehrt wurde. Aber was war es denn, das ihn auch jetzt namentlich an Rahel fesselte? Vor allen Dingen ihr lebhafter, Witz sprühender und doch oft so merkwürdig tief greifender Geist. Es ist wahr, schon damals, als er Rahel auf der Revue zu Spandau zum erstenmale gesehen, hatte sie einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Aber daran trug doch wohl in jener Stunde namentlich ihr kühnes Benehmen, die, bei einem so jungen Mädchen frappirende Energie, welche sie im Augenblick einer ungeheuren Gefahr gezeigt, die Schuld. Kühnheit, Festigkeit und Energie waren Dinge, die ein gar mächtiges Echo in der Brust Alexanders fanden; aber der Achtung, welche er diesen Dingen und ihrer Trägerin zollen mußte, gesellte sich doch, auch dort schon, noch ein anderes Gefühl bei, als Rahel ihr Auge aufschlug und ihr Blick ihn traf.

Dieses Aufschlagen der Augen hatte er seit

jener Zeit nicht vergessen, und der Zauber der in ihm und den Blicken Rahels lag, wirkte jetzt bei näherem Umgang und Verbindung mit ihrem Geiste, doppelt mächtig auf Alexander ein.

So kam es denn, daß sich nachgerade ein gar eigenthümliches leises Leben und Weben in seinem Tiefinnersten kund gab; — ein Leben und Weben, das ihm bis dahin fremd gewesen und von dem er sich durchaus auch jetzt keine Rechenschaft geben konnte. Es war ihm nur unendlich wohl dabei; er fühlte sein ganzes Wesen so glücklich gehoben und getragen. Strebsamer noch im Guten, fleißiger selbst wie bisher noch in seinen Studien, sittlich strenger noch gegen sich selbst, ward Alles in ihm zu einem unaussprechlich heiteren Aufschwung.

Es lag wie Sonnengold über der Welt, über dem Leben und über seiner Seele; und wenn er im Geiste nach der Quelle schaute, von welcher all' diese Fülle warmer, belebender Strahlen ausging, so erblickte er ein reizendes Mädchenbild ... einen kleinen, schelmisch und doch auch wieder ernst blickenden Lockenkopf, schön geformt, durchgeistigt in den Zügen, die kindlich-lieben Wangen mit einem wunderbar zarten, rosigen Duft übergossen und ... wenn das Bild dann die bescheiden gesenkten Augenlieder mit den dunklen, dichten Wimpern sanft und langsam hob und nun, begleitet von einem hinreißenden Lächeln, der Stern des Auges seine zauberhaften Blicke sandte ... da schoß Alexander alles Blut nach Kopf und Herz, und in seiner Seele jauchzte es: Rahel! Rahel!

O, der Glückliche! dann hätte er ja die ganze Welt umarmen, Leben, Gut und Blut mit Freuden für sie, für die Menschheit, für irgend ein gutes Werk hingeben können.... und warum? ... es war ja der ersten Liebe erste Ahnung, die in seinem Geiste aufdämmerte; ... dieser Strahl der unbedingt reinsten Seligkeit, die jemals in ein menschliches Herz fällt.

Aber diese beglückende Aufregung war für ihn nur Anregung zu neuem verdoppeltem Streben nach besser und edler werden; denn Rahel war ihm Ideal, wie Wilhelm das seine in Johanna fand: beide engelrein, beide natürlich ohne den leisesten Fehler; ... Heilige, über dem oft so unheilig bewegten Leben in rosiger Glorie schwebend.

Es versteht sich von selbst, daß diese Empfindungen im Grunde der noch kindlichen Herzen und Geheimniß eines jeden derselben blieben. Selbst unter den Brüdern war dies das erste Geheimniß was sie vor einander hatten. Den Mädchen gegenüber waren Beide jetzt aber schüchterner, denn je.

Dafür gab es aber doch ein Herz, dem sie — ihr Glück zu verdoppeln — es mittheilen konnten, und das war das Herz ihres Freundes, des jungen Grafen Arnim. Freundschaft und Liebe bedürfen ja des Vertrauens, des tiefsten, des heiligsten, das dann zu einem um so schöneren und festeren Bande wird, so wie sie auch das innere Seelenleben mit einander theilen müssen. Und darin gerade lag ja für Alexander und Wilhelm die ganze Fülle ihres damaligen Jugendglücks, daß sie, bei dem kräftigsten Aufschwunge in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung und dem ersten Ahnen der Liebe, auch einen Freund so ganz nach ihrem Herzen hatten. Sie waren ja so gut, wie eine Seele, und wie sie sich einander entgegen kamen und jeder seine Art zu sein in dem anderen aufzugeben schien, empfing jeder dieselbe, nur um so reiner und klarer, zurück.

Der Mensch muß Etwas außer sich gewinnen, an das er sich anschließen, auf das er mit allen vereinten Kräften seines Daseins wirken kann. Alexander und Wilhelm fanden dies Etwas in der begeisterten Freundschaft, in deren Schooß sie denn auch mit jugendlicher Schüchternheit jetzt das Geheimniß ihrer Liebe senkten.

Aber dies Geheimniß hatte längst ein Anderer erlauscht, der, nur zu früh in das Leben eingeweiht, mit Augen deren Blick die Leidenschaft geschärft, seine Gefährten durchschaute.

Diebold von Briest, im Inneren tief verletzt durch Rahels Kälte gegen ihn und die Zurückweisung, die darin lag, erkannte gar bald — wie wir auch schon gesehen — die

Neigung seiner Angebeteten, zu dem jüngeren Humboldt; so wie es ihm ein Leichtes war, an dem Erröthen und der Verlegenheit, die sich Alexanders bemächtigte, wenn er mit Rahel sprach oder deren Blick ihn traf, auf dessen Gegenliebe zu schließen.

Sein Schluß war denn auch im Grunde richtig, nur ging er zu weit; denn was Diebold für Liebe und Gegenliebe, ja — indem er nach sich selbst schloß — für Leidenschaft nahm, war hier von beiden Seiten nur die erste Ahnung einer, noch im Busen beider jungen Wesen schlummernden, Liebe .... eine heilige und reine Hinneigung ihrer beiden Seelen zu einander. Der Fluch der Eifersucht ist es indessen, immer mehr zu sehen, als vorhanden und immer schwärzer, als die Wirklichkeit es bietet. Diebold's Haß gegen Beide suchte daher auch so lange nach der Möglichkeit, Rahel und Alexander zu vernichten und Godard — den er ebenfalls wegen seiner Liebe zu der kleinen Levin haßte — lächerlich zu machen, bis ein an Bosheit überreifer Plan vor ihm stand.

Der junge Graf Godard von Spiegel mußte ja in der Hand des gewürfelten Diebold ein um so leichteres Spielzeug abgeben, als er über die Maßen bornirt war und sein überreiztes Gefühlswesen ihn zu den tollsten Schritten fähig machte.

Briest spornte daher im Anfang Godard's Leidenschaft für Rahel aus allen Kräften an; ließ diesen auch glauben, daß Rahel sie erwiedere. So bald er aber den jungen Grafen auf das Aeußerste gebracht, kehrte er seine Mephistopheles-Natur heraus, zeigte dem Freunde in dem jüngeren Humboldt einen sehr zu fürchtenden Nebenbuhler und brachte somit Godard auf den Gipfel der Verzweiflung.

Der junge Graf war außer sich! .... Er fühlte sich einen zweiten Werther! .... Er recitirte ganze Abschnitte und Jeremiaden aus seinem Lieblingswerke und erklärte endlich seinem Freunde auf das Entschiedenste: daß er sich erschießen werde.

Auf diesem Punkte wollte ihn aber Diebold haben. Schlau ging er in Godard's Verzweiflung ein, und verschaffte demselben sogar ein Paar vortreffliche Pistolen.

„Hier!" — sagte er, als er sie dem jungen Grafen bei verschlossenem Zimmer mit erheuchelter ernster und bekümmerter Miene überreichte — „hier hast Du die verlangten Pistolen. Jetzt thue, was Du vor Gott verantworten kannst. Der Allmächtige weiß, wie schwer es mir wird, diese Mordgewehre meinem besten Freunde in die Hand zu geben; aber freilich .... Du hast Recht .... wer kann mit einem, um Liebe betrogenen und gebrochenen Herzen leben?"

Aber es war sonderbar, welche eigenthümliche Verlegenheit sich des jungen Grafen bemächtigte, als er das Kästchen mit den Pistolen vor sich auf dem Tische stehen sah.

„So? .... ja! — stotterte er verwirrt. — „Ha! das sind also die Pistolen! .... Sieh, sieh! .... wie gut Du bist! — Ich bin Dir unendlich dankbar."

Und Godard nahm, obgleich es eher kalt als warm im Zimmer war, das Schnupftuch und fuhr damit über seine Stirne.

„O, Freund meiner Seele!" — rief jetzt Diebold mit weichem Tone — „sprich mir um Gottes Willen dafür keinen Dank aus! Weiß ich doch selbst nicht, wie ich es verantworten will ....!"

„Nun!" .... — sagte Godard gedehnt, indem er das Schnupftuch um die Hand wickelte — „noch ist ja das Aeußerste nicht geschehen."

„Gott sei Dank! — entgegnete Briest. — „Aber ich weiß, daß es geschehen wird. Was ein Spiegel sagt, steht unumstößlich fest .... und dann gibt es hier ja auch nur zwei Auswege."

„Zwei?!" — rief der junge Graf sichtbarlich angenehm überrascht.

„Ja!" — entgegnete Diebold. — „Aber Du willst Dich ja mit aller Gewalt erschießen. Ich für meinen Theil, hätte den anderen Ausweg gewählt."

„Und .... was ist das für einer?"

„Nichts für Dich, er ist zu prosaisch für Deine edle hochfliegende Seele."

„Nun, man kann ihn doch hören."

„Herr meines Lebens!" — rief Diebold jetzt in einem ganz anderen Tone."—„Glaubst Du wohl, ich würde mir wegen dem Tegler Landjunker eine Kugel durch den Kopf jagen? Oder überhaupt auf meine Liebe verzichten?"

„Aber was denn?"

„Mein müßte diese kleine Levin werden, um jeden Preis der Welt und noch dazu auf die romantischste Weise."

„Ich begreife nicht!"

„Weil Du zu hoch fliegst; weil Du Dich durchaus erschießen willst!"

„Nun," — sagte hier Godard, an einer Orange riechend, — „so durchaus muß es ja gerade nicht sein."

„Freund!" — rief bei diesen Worten Diebold mit schwer verbissenem Lächeln, — „laß Dich in die Arme schließen, Du bist dem Leben wiedergegeben."

Und Briest umarmte Spiegel mit anscheinender Leidenschaft, obwohl jeder Schärfersehende sofort sein kaum verdecktes höhnisches Triumphiren erkannt haben würde.

„Aber welchem Leben!" — sagte jetzt Godard mit einem tiefen Seufzer.

„Dem herrlichsten von der Welt!" — rief Diebold — „wenn Du meinen zweiten Ausweg ergreifst."

„Ich kenne ihn ja noch nicht."

„Nun denn, mit einem Worte: Du entführst die Levin!"

„Entführen?"

„Ist das nicht romantisch?"

„Aber wohin? und was dann?"

„Freund! ich habe alles schon für Dich ausgedacht! — Aber das trockene Sprechen wird mir sauer, laß eine Flasche Burgunder bringen und ich setze Dir die ganze Geschichte ausführlich auseinander."

Der junge Graf Spiegel ergriff die silberne Schelle, läutete und befahl dem eintretenden Lakai: Eine Flasche vom feinsten Burgunder und eine spanische Cigarre zu bringen; denn er selbst rauchte aus ästhetischen Rücksichten nie.

Als der Diener das Verlangte gebracht und die beiden Freunde wieder allein waren, Godard auch das unangenehme Kästchen mit den Pistolen vorsichtig bei Seite gesetzt und Diebold seine Cigarre angezündet hatte, hub letzterer an:

„Sieh, Godard, der Mensch muß vor allen Dingen praktisch sein. Wenn ich, als Edelmann, liebe, und noch dazu eine kleine Bürgerliche .... nun, Du weißt ja, ... so will ich auch etwas davon haben."

„Diebold!" — rief hier fast beleidigt der junge Graf Spiegel.

„Nun," — sagte Briest lachend — „sei nur so kein Rigorist und gräulicher Aesthetiker, ich meine ja nur: Gegenliebe."

„Wenn aber die Angebetete einen Anderen liebt!" — rief hier Godard wieder im Werther-Tone.

„Bah," — sagte Diebold — „das weiß ich besser, Rahel liebt im Grunde ihres Herzens nur Dich ...."

„Woher weißt Du das? wie kannst Du es wissen?"

„Wenn ich nun den Beweis dafür schwarz auf weiß in Händen habe?"

„Unmöglich!"

„Durchaus nicht! Habe ich nicht eine Schwester, die Rahels Busenfreundin ist?"

„Allerdings!"

„Mädchen können aber, wie Du weißt, die Geheimnisse ihres Herzens nie bei sich behalten; es muß geplaudert oder gekritzelt werden. Ich glaube sie nennen dies: süße Herzensergüsse."

„Spotte nicht über so heilige Gefühle."

„Da habe ich denn einen solchen Herzenserguß erwischt!"

„Wie denn? Wäre es möglich?!" — rief hier der junge Graf außer sich vor Entzücken. — „Und von Rahel, und er bestätigt...."

„Was ich vorhin sagte!" — entgegnete Diebold.

„O gib, gib!"

„Langsam!"

„Martere mich nicht!"

„Du hast mein Freundesherz auch mit dem schrecklichen Entschlusse, Dich zu erschießen gemartert!" — sagte Briest mit verbissenem Hohn.

„O, das ist jetzt vorbei!" — rief Godard. — „Laß mich nur sehen....!"

Diebold zog ein kleines duftendes Briefchen aus seiner Brusttasche und gab es dem Grafen. Es war von Rahel und an Johanna gerichtet. Godard griff rasch danach. Hätte er aber dabei dem Freunde in die Augen geblickt, wäre er seiner Sache wohl nicht so sicher geblieben; der triumphirende Blick Diebolds hätte ihn vorsichtig gemacht. Wie sollte auch Rahel an Johanna schreiben, was sie ihr ja täglich hundertmal mündlich anvertrauen konnte. Aber Leidenschaft macht blind, und darauf hatte Diebold, als er den Brief selbst mit verstellter Hand schrieb, gerechnet.

Godard las indessen die Zeilen mit steigendem Entzücken; enthielten sie doch in mädchenhaften Ausdrücken das Geständniß Rahel's; daß sie den jungen Grafen Spiegel leidenschaftlich liebe und nur anscheinend so kalt gegen ihn sei, weil ja doch nie von einer öffentlichen Verbindung mit ihm die Rede sein könne. „O!" — schrieb sie dabei in schwärmerischer Weise — „meiner Seele Heil, mein Alles setzte ich daran, ihm zu gehören. Aber ich muß ja auch zweifeln, daß er mich liebt, da er mir noch nie Beweise davon gegeben. Der junge Humboldt dagegen ...."

Godard zerknitterte hier zu Diebolds Freude den Brief.

„O, ich wahnsinniger Mensch!" — rief der Graf dabei — „ich habe dies alles nicht erkannt und war darauf und daran mich zu erschießen! — Diebold! Diebold! wie soll ich Dir danken! Aber jetzt sage mir auch, was ich machen soll, denn ich habe vor Entzücken völlig den Kopf verloren!"

„Gut," — sagte der junge Baron von Briest, ein Glas Burgunder langsam hinunter schlürfend, um die Freude seines Herzens nicht zu verrathen. — „Die Sache ist ganz einfach: Rahel liebt Dich, wie Du gelesen hast, leidenschaftlich; Sie ist bereit Alles daran zu setzen, Dir zu gehören. Daß nun von einer öffentlichen Heirath nicht die Rede sein kann, ist natürlich: einmal der Standes-Unterschiede wegen, und dann, weil Ihr Beide noch viel zu jung seid."

„Nun und?"

„So verlobt euch geheim, schwört euch geheim ewige Liebe."

„O Rahel, Rahel!" — rief Godard in stiller Verzückung. Dann sagte er plötzlich — „Geheim, aber wie und wo."

„Mädchen" — fuhr Diebold mit einem Seitenblick nach dem Freunde fort, der Mephistopheles Ehre gemacht haben würde — „Mädchen wollen zu solchen Schritten immer gezwungen sein, also .... eine Entführung, das ist romantisch, das gewinnt schon von vorn herein das Herz der Holden."

„Aber ...."

„Fehlt es Dir an Muth?"

„Gewiß nicht."

„Sonst hätte ich Rahel auch Recht geben müssen, wenn sie sich in dem Briefe an meine Schwester darüber beklagt, daß Du ihr noch nie Beweise Deiner Liebe gegeben."

„Weiter, weiter!" — rief Godard mit glühendem Kopfe — „ich werde handeln; ich werde alles so machen wie Du es angibst."

„Also!" — sagte Diebold lauernd — „ich bereite die ganze Sache vor. — Morgen ist Johanna's Geburtstag. Wir feiern ihn, wie Du weißt, den Morgen auf unserem Gute bei Potsdam. Rahel ist auch dabei und Du kommst ebenfalls. Wenn nun die kleine Levin gegen Mittag nach der Stadt zurückfährt, lege ich es so an, daß Du zu ihr in den Wagen kommst. Dann fährt der Kutscher, der von mir seine Befehle erhält, statt nach Berlin nach einem einzeln gelegenen Hause, welches mir wohl bekannt ist. Dort findet ihr ein Zimmer und einen Geistlichen. Du erklärst Dich schon im Hinfahren und dort geht denn auch im Geheimen die Verlobung vor sich."

„Diebold ....!"

„Rahel, das kann ich mir im voraus denken, wird sich im Anfange mädchenhaft sträuben; aber nur Muth und Ausdauer. Versteht sich von selbst, daß Du weder meiner noch des Briefes gedenkst. Ist die Sache dort abgemacht, ist Rahel Dein durch Entführung und geheime Verlobung .... nun, so steht Dir Glücklicher der Himmel offen .... und

der junge Graf Spiegel wird wissen ....“

„Schweige, Diebold, schweige!“ — rief Godard, indem er sich mit beiden Händen nach dem glühenden, schwindelnden Kopfe faßte. — „Ich kann mich vor Entzücken bei diesem Gedanken nicht fassen. Wenn nur Rahel auch nachgibt.“

„Hast Du den Brief nicht gelesen?“

„Allerdings! Zwischen dem schriftlichen Herzenserguſſe eines Mädchens aber und der Thatsächlichen....“

„Nun so erschieße Dich!“ — rief Diebold ungeduldig aufspringend — „oder laß Dir den Tegler Landjunker vorkommen.“

„Nein!“ — sagte Godard, noch immer wie berauscht von der Vorahnung seines Glückes — „keines von beiden. Ich bin Mann und will der Geliebten die gewünschten Beweise meiner unaussprechlichen Liebe für sie geben!“

„So ist es recht!“ — rief Diebold mit triumphirendem Blick. — „Du mußt Mann und Sieger sein, und der Lohn ....“

„Stille!“

„Ich beneide Dich darum. Also morgen ....“

„Wie abgesprochen.“

Und die beiden Freunde reichten sich die Hand und schieden. Als Diebold das Hotel verlassen, lachte er laut auf: „Welch' ein Gimpel!“ — sagte er dann leise vor sich hin. — „Der Mensch hat sich mit seiner Werther-Schwindelei und Sentimentalität förmlich um den Rest seines Bischen Verstandes gebracht. Aber er gibt deshalb ein köstliches Werkzeug meiner Rache ab. Warte nur, Du kleine, stolze Puppe .... mit dem kommenden Tage ist Dein Ruf auf ewig untergraben, und wenn Du auch so heilig und so rein wie eine Taube bist. Dein süßer Junge aber soll Dich verachten; an ein weiteres Zusammentreffen zwischen euch ist dann nicht mehr zu denken, und der Gram wird ihm das Herz abfreßen, während sich mein Gimpel von Godard so lächerlich vor Gott und der Welt machen wird, daß er sich nirgends mehr zeigen kann. — Aber jetzt, rasch an das Werk! Die Vorkehrungen müssen noch heute getroffen werden.“

Und mit diesen Worten eilte Diebold von Briest seiner Wohnung zu.

Die Entführung.

Die Festlichkeiten des folgenden Tages waren vorüber. Es ging gegen Mittag und Rahel Levin sollte mit der Frau Baronin von Briest, ihrer Tochter Johanna und dem jungen Grafen von Spiegel nach Berlin zurückfahren.

Alle Viere waren auch bereits schon eingestiegen, als eine Equipage aus der Hauptstadt ankam und zum Erstaunen der Baronin einen Besuch brachte, der eben so selten als unangenehm für sie war, da er aus einer älteren und jüngeren Dame bestand, die gerade nicht des besten Rufes genossen. Dennoch war ihre Stellung zu der Familie Briest der Art, daß die Baronin und ihre Tochter sie nicht unbeachtet lassen konnten, und da sie auch Diebold mit ungewöhnlicher Artigkeit und Freundlichkeit empfing — die Blicke dankbaren Einverständnisses, die hier gewechselt wurden, entgingen der Baronin — sah sich diese und ihre Tochter genöthigt auszusteigen.

Rahel gerieth dadurch in die größte Verlegenheit. Sie hatte zu Hause mit Bestimmtheit ihre Rückkunft zum Mittagessen angesagt, — wußte, wie streng die Mutter auf die Erfüllung eines solchen Versprechens hielt und mochte doch um keinen Preis mit Godard allein zurückfahren. Sie kämpfte daher einen Moment mit sich selbst und wollte eben, den Bitten des Grafen zuwider, gleichfalls aussteigen, als der Schlag des Wagens zugeschlagen wurde und die Pferde in vollem Trab davon sausten.

Jetzt freilich war für Rahel jede Weigerung zu spät, auch fing sie an, sich einer solchen zu schämen, da sie sich geistige Kraft genug zutraute, eine allenfallsige Albernheit Godard's genügend in die Schranken der Schicklichkeit und Vernunft zurückzuweisen.

Uebrigens schien im ersten Augenblick eine solche Voraussetzung thöricht, da sich die kleine Levin gestehen mußte, Godard von Spiegel noch nie so verlegen wie jetzt gesehen zu haben. Bald freilich fing der junge Graf tief zu seufzen und leise zu stöhnen an; über dies verliebte Wesen lächelte das muthwillige Mädchen im Geheimen und als er endlich mit den schwärmerischsten Liebeserklärungen herausrückte, kam er Rahel so albern und zugleich so komisch vor, daß sie lachend und scherzend auf die Sache einging. Bald indessen entging es doch ihrem Scharfsinn nicht, daß der junge Mann mit allem Ernste um ihre Liebe warb, und sich dabei in seinen überschwänglichen Reden auf gewisse Voraussetzungen stützte, die ihr ganz fremd waren. Noch mehr überraschte es sie, als sie bei einem zufälligen Blick aus dem Wagen gewahrte, daß der Kutscher einen ganz anderen Weg, als den nach Berlin eingeschlagen hatte. Rahel erkannte sofort, daß hier etwas Verdächtiges gegen sie im Werke sei; aber sie hatte Geist genug, ihr Erschrecken nicht zu zeigen, und — in e i n e m Moment ihre Lage überschauend — war sie darin mit sich einig, daß sie sich auf keine Weise besser aus dieser fatalen Schlinge zu ziehen vermöchte, als wenn sie ihrer bisherigen Rolle treu, auf Godard's Tollheit eingehe.

Eine wirkliche Furcht überkam sie dabei nicht; denn jetzt bäumte sich in ihrer Brust der Stolz einer edlen Seele, und der gerechte Zorn über ein so frevelhaftes Spiel mit ihr und ihrem guten Namen erzeugte in ihr den festen Entschluß: sich eclatant an dem Grafen zu rächen. Um aber Herrin der Situation zu werden, mußte sie Godard's Vorhaben ganz kennen. Das war denn auch wirklich für Rahel, dem jungen Grafen gegenüber, keine schwere Aufgabe; kaum aber wußte sie — als sie Godard nun alles entlockt — ob sie mehr über den hirnverbrannten Wahnsinn oder den frevelhaften Uebermuth dieses tollen Unternehmens staunen solle. Plötzlich durchzuckte es sie wie ein Blitz ...... es war kein Zweifel mehr, sie war in eine Schlinge des rachebrütenden Diebold gegangen. Jetzt aber überkam sie ein wirklicher Schreck: Godard war zu verlachen und zu verachten, Diebold aber zu fürchten. Der begnügte sich gewiß nicht mit dieser Farce; sondern hier barg sich mehr und Gefährliches. Noch sann sie darüber nach, als der Wagen an einem einsamen Hause hielt.

„Wir sind am Ziel!" — sagte Godard und bat Rahel auszusteigen. Rahel gehorchte und der Graf nahm ihr verzweifeltes Hin- und Hersinnen auf Rettung, für eine mädchenhafte Verwirrung bei dem Gedanken an den großen Schritt, den sie jetzt thun sollte.

Sie traten in ein anständig möblirtes Zimmer.

„Sprachen Sie mir nicht von einem Geistlichen!" — hub jetzt das Mädchen mit einem durchdringenden Blick auf Godard an.

„Allerdings!" — entgegnete dieser zärtlich lächelnd, — „in dessen Händen wir unseren Verspruch, den Schwur unserer ewigen Liebe niederlegen wollen."

„Graf!" — sagte jetzt Rahel, roth vor Zorn und Scham, sich aber dennoch bewältigend — „Sie werden einsehen, wie wichtig dieser Schritt für mich ist. — Lassen Sie mich auf kurze Zeit mit dem Geistlichen allein."

„Von Herzen gern, mein Engel!" — rief Godard, der sich kaum vor Glück zu fassen wußte, daß Rahel so willfährig. — „Ich gehe sogleich, den Mann Gottes zu holen."

Rahel blieb klopfenden Herzens zurück: wie sollte dies unselige Abenteuer enden? Es gab nur einen Ausweg. Durch denjenigen Mann, den sie erwartete, war einzig und allein Rettung möglich. Wenn er — ein gesetzlicher Vertreter der Religion, der Moral und der Sitte — den Sachverhalt erfuhr, mußte er ja der betrogenen Tochter des angesehenen Levin Marcus sofort Beistand leisten und dafür sorgen, daß sie unter seinem Schutze in die Arme ihrer Mutter zurückkehren könne. Rahel überdachte dies rasch. In demselben Augenblicke pochte es an die Thüre, sie öffnete sich und ein Mann im kirchlichen Rocke trat ein. In dem gleichen Momente aber ward Rahel blaß wie der Tod.

„Gnädiges Fräulein haben befohlen?" — sagte der Eingetretene in einem halb unterwürfigen, halb salbungsreichen Tone.

„Rahel Levin, die sonst so starke, hielt sich zitternd an einem Stuhle: „Sie sind ...." sagte sie dann mit schwacher Stimme.

„Ich bin Pastor Hainleide von Potsdam."

„Und haben den Auftrag?"

„Einem heiligen Bündniß der Liebe den Segen des Allmächtigen zu geben."

„Sie betrachten diese Handlung also als eine kirchliche Function?"

„Gewiß!"

„Und finden sie vor Gott und den Menschen gerechtfertigt."

„Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen."

„Sind Sie also bereit, mich dem Grafen zu verloben?"

„Ja zu jeder Minute."

Rahel hielt inne; dann frug sie plötzlich: „Wollen Sie mir beschwören, daß Sie der Pastor Hainleide von Potsdam sind?"

Der Mann im schwarzen Rocke stockte einen Moment, dann sagte er entschieden: „Ja!"

In diesem Augenblicke aber ging eine merkwürdige Veränderung mit Rahel vor: sie, die bisher blaß wie der Tod gewesen, und, fast in sich zusammenbrechend, wie Espenlaub gezittert hatte, richtete sich jetzt mit einemmale hoch auf, so daß die sonst kleine und nette Figur in der That etwas Imponirendes erhielt, ihre Augen sprühten, in dem Feuer eines edlen Zornes, der auch ihre Wangen jetzt hoch erglühen ließ, vernichtende Blitze; ihre Brust hob sich stürmisch, und, mit der linken Hand krampfhaft die Lehne eines neben ihr stehenden Stuhles erfassend, den Kopf zurückgeworfen, den rechten Arm nach dem Manne in dem kirchlichen Rocke gebieterisch ausgestreckt, rief sie mit dem Ausdrucke der höchsten Indignation: Sie sind n i c h t Pastor Hainleide! Sie sind k e i n Geistlicher! Sie sind ein Schurke! .... für Geld zu einer Schandthat gedungen!"

Jetzt war die Reihe des Erblassens an dem Manne der Kirche; aber er faßte sich rasch und sich mit finsterer Miene aufrichtend, sagte er: „Fräulein! wie können Sie es wagen"....

„Kein Wort!" — rief Rahel — „mich täuschen Sie nicht; aber ich will Ihnen auch sagen, w e r Sie zu diesem schmähligen Betruge gedungen hat: Sie sind durch Herrn von Brieſt bestochen."

„Ich weiß nicht ...."

„Aber ich weiß, was ich sage!" — fuhr Rahel mit einer solch' vernichtenden Weise fort, daß der Mann im schwarzen Rocke sichtlich an Fassung verlor. — „Und ich will Ihnen sagen, wenn Sie es noch nicht wissen, was Sie für dies frevelhafte Spiel mit der Kirche und ihren heiligen Functionen erwartet, denn König Friedrich versteht in solchen Dingen keinen Spaß und an ihn, an i h n s e l b s t wende ich mich noch heute! .. Sie erwartet für den Rest ihres Lebens Spandau!"

Rahel hatte dies mit einer solchen Vehemence und Energie gesagt, daß der vermeintliche Pastor unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Ohne Zweifel ward er sich jetzt selbst über die Gefährlichkeit der Rolle klar, die er übernommen hatte. Des Königs unerbittliche Strenge in solchen Dingen war bekannt und lebenslängliche Festung eine eben nicht reizende Aussicht. Verstellung half auch nichts mehr, er warf sich daher Rahel zu Füßen und bat sie flehendlich: ihm zu vergeben und dem Könige keine Anzeige von dem Betrug zu machen.

„Wer hat Sie zu diesem Schurkenstreiche gedungen?" — rief Rahel.

Der Knieende zögerte ... endlich nannte er Brieſt.

„Und wo befinden wir uns!"

„Ganz nahe bei Sanssouci."

„Nahe bei Sanssouci!" — rief Rahel freudig.

„Um Gottes Willen, Sie werden doch nicht ....!"

Ich werde den König zu meiner Hülfe rufen!"

„Gnade! Gnade!"

„Ihre Rettung und Begnadigung steht in ihrer Hand!"

„Wie so? sprechen Sie! sprechen Sie!"

„Wenn Sie auf der Stelle und unbeding"

thun, was ich Ihnen befehle, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß Ihnen nichts geschehen soll."

„Aber werden Sie dies Wort auch halten können?"

„Dafür lassen Sie mich sorgen."

„Nun denn!" — sagte der Mann, indem er sich erhob — „ich baue auf Sie."

„Haben Sie ein Stückchen Papier? .... einen Bleistift besitze ich."

Das Gewünschte fand sich: Rahel schrieb ein paar flüchtige Worte, legte das Papier zusammen, gab es dem vermeintlichen Hainleide und sagte:

„Verlassen Sie mich jetzt, als ob nichts unter uns geschehen sei. Hat sich dann der Graf wieder herauf zu mir begeben, entledigen Sie sich ihres Priesterrockes und eilen, was Sie nur können, nach Sanssouci, wo Sie dem Könige dies Billet übergeben."

„Aber Fräulein!"

„Wollen Sie nach Spandau?"

„Ich gehorche."

„Thun Sie das, und schnell und pünktlich .... und ich werde Ihnen nicht nur Verzeihung verschaffen, sondern auch diesen Dienst mit dem Doppelten lohnen, was Ihnen Briest für den Schurkenstreich gab."

Die strahlenden Mienen des Verführten bewiesen, daß Rahel richtig gerechnet hatte.

„Ich eile, was ich kann!" — sagte er, grüßte und verschwand durch die Thüre.

Rahel athmete hoch auf: „Gerettet!" — sagte sie dann — „aber um welchen Preis! Die arme Johanna und ihre gute Mutter .... aber ich kann nicht anders .... ich bin es meinem Namen und meiner Ehre schuldig.

Ein leises Pochen an der Thür kündigte jetzt Godard an. Rahel empfing ihn mit Gemessenheit.

„Sind Sie jetzt mit sich im Klaren, meine Angebetete?" — frug Godard.

„O ja, Herr Graf, vollständig!" — entgegnete Rahel, indem sie sich ruhig auf dem Sopha niederließ. — „Indessen glaube ich nicht, daß Sie es sind. Nehmen Sie gefälligst jenen Stuhl, setzen Sie sich mir dort gegenüber, und erklären Sie mir jetzt einmal ruhig und deutlich, was denn diese Entführungsgeschichte soll und was Sie denn eigentlich beabsichtigen!"

„Aber Rahel! göttliches Mädchen!" — rief der Graf erstaunt — „ich habe Ihnen ja das Alles schon in dem Wagen gesagt."

„Da hörte ich nichts."

„Wie?"

„Ich war verwirrt, durch das Unerhörte Ihres Benehmens betäubt. Jetzt aber will ich wissen, was das alles bedeutet!"

„Nun denn!" — rief Godard — „so hören Sie noch einmal ...."

Und der junge Graf wiederholte in glühender, schwärmerischer Rede, was ihn zu der Entführung bewogen und was er mit ihr beabsichtige; aber er ahnte nicht, daß an der Thüre, die in das zur linken Seite gelegene Nebenzimmer führte, das Ohr eines Lauschers lag, dessen hämisches, triumphirendes Lachen ein Herz voll Bosheit und Rachedurst bekundete.

Es war Diebold von Briest, der den beiden Flüchtlingen auf raschem Pferde nachgeeilt war.

Ein Tag auf Sanssouci.

Es herrschte an diesem Tage große Stille in Sanssouci.

Das heitere Gespräch, das einst von Geist und Laune übersprudelte, ist allgemach verhallt; Flöte und Saitenspiel erklingen schon geraume Zeit nicht mehr in den Räumen, die ihnen gewidmet waren. Aber Eines schwindet nicht: Eines ist es, was des Königs unbesieglichen Geist trotz aller Entbehrungen, trotz all der Last, mit welcher Alter und Krankheit den Körper drücken, immer auf's Neue frisch und jugendlich macht: es ist die unausgesetzte Beschäftigung mit der Wissenschaft. Friedrich ist alt, sehr alt und mürbe geworden; aber sein Geist saugt fort und fort, wie in den Zeiten des jugendlichen Wissensdranges, neue lebenskräftige Nahrung aus den Werken des griechischen und römischen

Alterthums und aus jenen, welche die Herren der französischen Literatur hinterlassen haben. Neu und immer neu bleibt des alten Königs jugendliche Begeisterung; mit immer wiederkehrender Liebe erfreut und erwärmt er sich an den Schönheiten, durch die ihm einst das Auge des Geistes geöffnet ward.

Und hat der König denn die eigene geistige Schöpferkraft nicht selbst bethätigt? Schon unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege schrieb er die Geschichte desselben; dann gab ihm die Geschichte der Theilung Polens und die des baierischen Erbfolgekrieges Anlaß zu historischer Darstellung, so daß die Welt, neben der Geschichte von Friedrich's Vorgängern, zugleich fast die ganze lange Reihe der politischen Ereignisse, an welchen er selbst seit Beginn des ersten schlesischen Krieges Theil gehabt, von seiner Hand und nach seiner eigenen Anschauung aufgezeichnet, besitzt, — eine Reihe historischer Werke, wie in ähnlicher Beziehung keine zweite vorhanden ist.

Aber es ist, wie gesagt, still und immer stiller auf Sanssouci geworden — auch die Feder des königlichen Schriftstellers ruht: die bedrohlichen Vorboten der Wassersucht haben sich eingestellt. „Bald belustigt sich" — schrieb Friedrich in diesen Tagen an einen Freund — „bald belustigt sich das Podagra, bald das Hüftweh, bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins, und sie bereiten mich vor, das abgenutzte Futterai meiner Seele zu verlassen."

Aber den Geist Friedrich des Großen beugten die Schwächen des Körpers nicht. Heiterkeit und Zufriedenheit thronten meist in seinem Herzen, und kein Zeichen von Schmerz, keine Klage kam über seine Lippen. Trat ihn über Nacht bisweilen die Engbrüstigkeit zu heftig an, so rief er ganz leise, um die im Nebenzimmer schlafende Bedienung nicht zu wecken, einen der beiden Lakeien, die bei ihm wachten, zu sich und bat ihn in den freundlichsten Ausdrücken, ihm eine Weile den Kopf zu halten.

Aber deswegen ruhte die Arbeit und die Sorge für den Staat keinen Augenblick. Die Kabinettsräthe, die sonst gewöhnlich um sechs oder sieben Uhr erschienen waren, wurden jetzt bereits um vier und fünf Uhr Morgens berufen. „Mein Zustand"— so kündigte Friedrich den Räthen diese, freilich unbequeme Neuerung an — „nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die indessen für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

So war es auch heute geschehen; aber nach vollendetem Kabinetsrath hatte der König eine Nachricht empfangen, die ihn so gewaltig erschütterte, daß er zwei Stunden lang keine Seele vor sich ließ; sein alter treuer Zieten, sein letzter Freund und alter Waffengenosse war gestorben. Als er endlich in das Audienzzimmer trat, war er sehr ernst. Niemand, auch nicht die anwesenden Generale, wagte die unselige Neuigkeit zu berühren, da fing Friedrich selbst davon an und sagte:

„Also auch Zieten ist todt! Nun, er hat sich auch bei seinem Tode noch als General gezeigt. Im Kriege commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führte die Hauptarmee, ich werde ihm bald folgen!"

Der König fertigte nun die Audienzen rascher und ernster ab, als gewöhnlich. Zuletzt war nur noch eine Deputation von schlichten und einfachen Männern zugegen. Es waren Bürger der Stadt Greiffenberg in Schlesien, die, durch ihren Leinwandhandel ausgezeichnet, das Jahr vorher ganz abgebrannt war. Der König hatte damals sehr ansehnliche Gelder zu ihrem raschen Wiederaufbau hergegeben, und die gegenwärtige Deputation sollte ihm den Dank der gesammten Bürgerschaft überbringen.

„Und was hat Er?" — frug Friedrich jetzt, als er sich dem Sprecher derselben gegenübersah:

„Eure königliche Majestät!" — sagte der Mann mit ungeschickter Verbeugung aber mit einer Stimme, die vor aufrichtiger Rührung zitterte — „wir sind aus Schlesien gekommen, um Ihnen im Namen der abgebrannten Greiffenberger den allersubmissesten Dank abzustatten für das zur Aufbauung unserer Häu-

ser verliehene Gnadengeschenk. Freilich ist der Dank eines Staubes, wie wir sind, ganz unbedeutend und ein Nichts. Wir werden aber Gott aus ganzem Herzen bitten, daß er Euere Majestät für dieses königliche Geschenk, für das Sie Tausende segnen, reich belohnt!"

Unwillkürlich und sich selbst vergessend hielt bei diesen Worten der alte Leinweber dem König die schwielige Hand hin, um sie ihm dankbar zu drücken. Friedrich sah es, reichte ihm die seine, schüttelte sie herzlich und sagte, Thränen im Auge:

„Ihr habt nicht nöthig, Euch dafür bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen: dafür bin ich da!" *)

Und der Deputation gnädig zunickend, zog er sich in sein Zimmer zurück.

Wie still, wie einsam war es hier ..... wie einsam war es in des Königs Herzen. Millionen nannte er seine Unterthanen, und ..... er war allein, ganz allein; — Einen großen König, einen gewaltigen Helden, nannte ihn die Welt, und ..... er fühlte sich als ein alter, schwacher, dem Grabe nahegerückter Mann!

Wie ein müder Wanderer an bald erreichtem Ziele, hielt er jetzt an und schaute im Geiste auf den langen, langen Weg zurück, der hinter ihm lag.

„Ja!" — sagte er jetzt leise vor sich hin — „man muß nur die Dinge nehmen, wie sie sind. Auch das Alter, auch der Tod liegt in der Natur begründet. Die Natur aber ist eine Macht, an der man die reinste Freude haben kann, wenn man mit allen ihren Erscheinungen und Entwicklungen ruhig fortlebt und die Summe aller als ein Ganzes betrachtet, in dem es nicht gerade darauf ankommt, ob jedes Einzelne erfreulich sei, wenn nur das Ziel erreicht, der Kreislauf vollendet wird. Ist es daher nicht eine Thorheit, wenn man sich fragt: welches Alter, ob Jugend oder Reife oder sonst einen Lebensabschnitt man vorziehen möchte. Es ist ja doch immer nur eine Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet daß man wahrhaft wünschen könnte, in einem, zu bleiben."

*) Friedrichs II eigene Worte.

Friedrich hielt hier inne, während seine großen Augen voll Geistestiefe gedankenvoll in die Ferne blickten, dann sagte er plötzlich:

„Der Reiz der Jugend besteht freilich in einem heiteren und unbefangenen Hineinstreben in das Leben; aber wäre er denn nicht dahin, wenn es uns je deutlich würde, daß dies Streben nie um eine Stufe weiter führt, etwa wie das Treten der Leute, die in einem Rade gehen, um eine Last zu heben. Und ist es mit dem Alter anders? Es ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird, nichts Anderes, als ein Hinaussehen aus dem Leben, ein Steigen des Gefühls, daß man die Dinge verlassen wird, ohne sie zu entbehren."

Der König schwieg abermals und ging, auf seinen Krückenstock gestützt, langsam im Zimmer auf und ab.

„Verlassen wird!" — wiederholte er endlich. — „Ja! und hier stoße ich auf das, was jetzt Noth thut. Zieten ist fort ...... ich fühle es, daß ich bald ..... sehr bald folgen werde, und wenn das ein verständiger Mann fühlt ..... bestellt er sein Haus. — Ich will meinen letzten Willen niederschreiben."

Und der König setzte sich an seinen Schreibtisch, legte Hut und Stock ab, nahm Papier und Feder und begann zu schreiben. — Er schrieb lange und emsig — hielt oft an — und schrieb wieder. Sein ganzes Wesen zeigte dabei einen hohen Ernst aber auch Ruhe und selbst innere Heiterkeit.

Endlich war das Werk vollendet; Friedrich legte die Feder bei Seite, lehnte sich ermüdet in seinen Sessel zurück und schloß auf einige Minuten die Augen. Als er sie wieder öffnete, strahlten sie im alten Glanze und mit dem ihm eigenen Wohlklange der Stimme sagte er:

„So wäre denn mit dieser Welt abgeschlossen, und wie ich denke, auf ehrenhafte Weise. Aber lesen wir das Geschriebene noch einmal durch .... ein letzter Wille ist immer eine ernste, wohlzuüberlegende Sache."

Und der große König nahm die Blätter und las mit lauter Stimme sein Testament:

„Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang

von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraumes ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsicht bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetz und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europa's den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen."

„Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet, noch einbalsamirt werden. Man setze mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen."

„Ich überlasse meinem lieben Neffen, Friedrich Wilhelm, als ersten Thronfolger, das Königreich Preußen, die Provinzen, Städte, Schlößer, Forts, Festungen, alle Munition, Arsenäle, die von mir eroberten oder ererbten Länder, alle Edelgesteine der Krone, die Gold- und Silberservicen, die in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzkabinet, Bildergallerie, Gärten u. s. w. Auch überlasse ich ihm außerdem den Schatz, in dem Zustande, in welchem er sich an meinem Sterbetage befinden wird, als ein dem Staate zugehöriges Gut, das nur zur Vertheidigung oder zur Unterstützung des Volkes angewandt werden darf."

„Sollte es sich nach meinem Tode zeigen, daß ich einige kleine Schulden hinterlasse, an deren Zahlung mich der Tod gehindert, so soll mein Neffe sie entrichten. Das ist mein Wille."

„Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich 10,000 Thaler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. So hat die Königin versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet ihr denselben zur Residenz anzuweisen, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesmäßige Wohnung im Berliner Schloße frei zu lassen; auch wird er ihr seine Hochachtung beweisen, die ihr, als der Wittwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen ist, gebührt."

„Nun zur Allodialverlassenschaft. Ich bin nie weder geizig noch reich gewesen und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponiren kann. Ich habe die Einkünfte des Staats immer als die Bundeslade betrachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem besonderen Nutzen verwendet. Meine Ausgaben haben nie in einem Jahre 223,000 Thaler überstiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen, und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen."

„Mein Neffe Friedrich Wilhelm soll Universalerbe meines Vermögens sein."

Hierauf durchflog der König halblaut die besonderen Bedingungen für die letztere Bestimmung und die Legate, welche der Nachfolger bezahlen solle. Dann fuhr er lauter fort:

„Ich empfehle meinem Thronerben mit aller Wärme der Zuneigung, deren ich fähig bin, jene braven Offiziere, welche unter meiner Anführung den Krieg mitgemacht haben. Ich

bitte ihn, auch besonders für diejenigen Offiziere Sorge zu tragen, die in meinem Gefolge gewesen sind; daß er keine derselben verabschiede, daß keiner von ihnen, mit Krankheit beladen, im Elende umkomme. Er wird geschickte Kriegsmänner und überhaupt Leute an ihnen finden, welche Beweise von ihrer Einsicht, von ihrer Tapferkeit, Ergebenheit und Treue abgelegt haben."

„Ich empfehle meinem Nachfolger ferner, sein Geblüt auch in den Personen seiner Oheime, Tanten und übrigen Anverwandten zu ehren. Das Ungefähr, welches bei der Bestimmung der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt, und darum, daß man König ist, ist man nicht mehr werth, als die Uebrigen. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einverständnisse zu leben und nicht zu vergessen, im Nothfall ihr persönliches Interesse dem Wohle des Vaterlandes und dem Vortheile des Staates aufzuopfern."

„Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, — möge es, in Rücksicht auf die Finanzen, der am besten verwaltete, — möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeit fortdauern!" —

Der König schwieg tief ergriffen, ... dann fuhr er mit der Hand über Stirne und Augen und versank in ein tiefes Nachdenken.

Stunden waren seitdem vergangen, Friedrich hatte still und einfach zu Mittag gespeist. Eine ganz eigenthümliche Ruhe und Heiterkeit schien sich seiner bemächtigt zu haben, und jetzt verlangte er sogar nach seinem Lieblingspferde, dem Fliegenschimmel Conde, um — was in der letzten Zeit selten mehr geschah — einen kleinen Spazierritt zu machen.

Eben war der König an den Ausgang des Hauses getreten, als man Conde herbeiführte. Es war ein prächtiges Thier, das sich durch ebenso große Schönheit, wie durch Thätigkeit und munteres Wesen auszeichnete. Heute sah es, mit seinem Reitzeug von blauem Sammt mit reicher Silberstickerei, wirklich herrlich aus; aber Conde wußte auch die Ehre zu schätzen, die ihn erwartete; denn kaum sah er den König, als er schon aus der Ferne zu wiehern anfing.

Ein freundliches Lächeln trat bei diesen Tönen in Friedrichs Züge, und, den Stock erhebend, gab er ein Zeichen, daß man Conde loslassen solle. Es geschah, und sofort eilte das Thier in freiem Laufe seinem Herrn zu, blieb vor ihm stehen, wieherte abermals und schaute den König mit seinen klugen Augen fragend an. Friedrich streichelte lächelnd seinen schönen Hals.

„Und was will er?" — frug er dann.

Conde schnupperte an des Königs Händen.

„So?" — sagte Friedrich heiter — „Zucker und Feigen, will der Herr? Nun, ich habe vergessen, davon mitzunehmen, aber drinnen auf der Tafel findet sich vielleicht noch etwas." Und der König drehte sich um, um noch einmal in das Haus zu gehen. Aber Conde beliebte es nicht zu warten, zahm, wie ein Schooshündchen, folgte er seinem Freund und Wohlthäter bis in den Speisesaal, wo ihm denn auch der König, sichtlich erheitert, die gewohnten Delicatessen reichte.

In demselben Augenblicke meldete der diensthuende Lakei einen Mann, der, ganz erhitzt vom Laufen, Majestät zu sprechen verlange.

Friedrich nickte und sofort trat der vermeintliche Pastor Hainleide ein — jetzt aber in ziemlich abgetragener Alltagskleidung — und überreichte unter tiefen Bücklingen, das ihm für den König anvertraute Billet. Als Friedrich dasselbe las, spiegelten sich Staunen und Unwille auf seinen edlen Zügen.

„Seltsames Verlangen!" — murmelte er dabei vor sich hin. — „Der König soll ein Mädchen aus den Schlingen retten, die vornehme Verführer ihm gelegt? — Aber warum nicht? Wenn es ein Verbrechen zu hindern oder zu strafen gilt, ist es der Fürsten Pflicht, ihr Amt zu handhaben. Ich komme!" —

sagte er dann und schritt, von Conde gefolgt, der Thüre zu.

Einige Minuten später trug das schöne Thier den großen König durch die Gärten von Sanssouci dem beschriebenen Hause entgegen.

Wendung.

Alle Million-Himmel-Donnerwetter! — rief der alte General von Spiegel, als er eben, gefolgt von Herwisch, in eines der Parterrezimmer desselben Hauses trat, in welchem sich im oberen Geschosse sein Sohn und Rahel befanden. — „Was sind denn das für verfluchte Geschichten! Hält man mich zum Narren, daß man mich schriftlich beschwört, hierher zu eilen, um meinen Sohn von einem wahnsinnigen Streich .... Sacrament - Bomben und Granaten!"

Und doch muß etwas daran sein!" entgegnete Herwisch ernst — „denn der Brief kam von des jungen Herrn Grafen bestem Freund, Herrn Baron Diebold von ...."

In demselben Augenblicke wurde die Thüre rasch aufgerissen und Alexander von Humboldt, seinen Bruder Wilhelm zu Seite, trat ein.

„Um Vergebung!" — sagte Alexander überrascht, aber augenfällig in großer Aufregung. — „Um Vergebung, meine Herrn, wir suchten hier Jemand anderes."

Und beide Brüder wollten sich zurückziehen. Der General aber vertrat ihnen den Weg und rief:

„Bleiben Sie! bleiben Sie! .... Donnerwetter! .... wir suchen auch Jemand .... meinen Sohn .... die Mondscheinseele .... der Teufel weiß .... Pulver und Blei?"

Und wen haben wir die Ehre vor uns zu sehen?" — frug Alexander.

„General, Graf von Spiegel!" — sagte der Alte.

„Wie? Was?" — riefen beide Humboldt's.

„Nun," — sagte der General — „was ist dabei, bin ich .... Millionen-Schock-Donnerwetter....!"

„Wir suchen ebenfalls Ihren Sohn!"

„Godard?"

„Ja!"

„Den such' ich auch! .... alle Bomben und Granaten! — was zum Teufel geht denn hier vor. Wissen Sie etwa ...."

„Nur zu viel!" — sagte Alexander ernst. — „Lesen Sie!" — Und er reichte dem alten Herrn einen Brief.

Der Graf las: „Eilen Sie sogleich bei Empfang dieser Zeilen die unglückliche Rahel Levin zu retten. Godard von Spiegel hat sie in seiner Ueberspanntheit entführt. Es ist, bei der leidenschaftlichen Liebe des Grafen zu dieser bürgerlichen kleinen Person, alles für deren Namen und Ehre zu fürchten. Sie finden beide ....!"

Jetzt aber regnete es Flüche aus dem Munde des Generals. — „Wo ist der Satan!" — rief er ganz außer sich — „das sind die Folgen .... o, ich habe es lange gesagt .... Alle Millionen-Schock-Sacrament-Donnerkeil! .... Ich muß ihn finden .... die Mondscheinseele .... ich kehre das ganze Haus um! .... Herwisch, folg' Er mir ... Blitz und ...."

Und damit stürzte der General, von Herwisch und den beiden Humboldt's gefolgt, so heftig zur Thüre hinaus, daß er fast einen Herrn umgerannt hätte, der eben aus einem Wagen gesprungen war.

„Kunth!" — riefen zugleich die beiden Brüder.

„Wilhelm! Alexander!" — entgegnete im Tone höchster Ueberraschung der Hauslehrer. — „So ist es also doch wahr? Ich konnte ich wollte es von Alexander nicht glauben, denn nur er ist in dem Billet genannt ....!"

„Was nicht glauben?" — frug Alexander mit Ernst und Würde.

„Daß Alexander...."

„Nun Was? was?"

„Mit Fräulein Rahel Levin heimlich hierher geflohen sei, um sich mit ihr zu verloben."

„Und das stand in einem Brief?"

„Hier ist er."

Alexander griff rasch nach dem Papiere; kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er erblassend sagte: „Das ist Diebold's Hand! Nun verstehe ich alles!"

„Und es wäre nicht an dem?" — rief jetzt Kunth hoch aufathmend.

„Nein! mein väterlicher Freund und Lehrer!" — sagte Alexander, indem er Kunth bewegt die Hand reichte. — „Wir sind hier, eine edle That zu verrichten, und wie ich merke, einen Bubenstreich zu hintertreiben. Das einzige Unrecht, was wir begingen, liegt darin daß wir hierher eilten, ohne Sie davon zu benachrichtigen; aber auch dies geschah nur, um einerseits keine Zeit zu verlieren und andererseits ein vortreffliches Märchen nicht zu compromittiren."

„Donner und Wetter!" — rief hier der General — „ich verstehe von der ganzen Wirthschaft kein Wort. Lassen Sie uns doch vor allen Dingen .... Mord-Schwerenoth!"

„Ja, Sie haben recht!" — sagte lebhaft Alexander, den der Ungestüm des alten Herrn plötzlich wieder an die peinliche Lage erinnerte, in welcher sich Rahel befinden mochte. — „Aber wo, um Gottes Willen, mögen Godard und Rahel sein?"

„Wer ist der Besitzer dieses Hauses! — ich will doch sehen .... Millionen-Bomben ...."

Da stand Diebold von Briest, mit einem satanischtriumphirenden Lächeln vor den Erstaunten.

„Diebold?" — „Herr von Briest?" — rief es durcheinander.

„Ich danke Ihnen, meine Herren!" — sagte dieser jetzt mit frechem Lachen — „daß Sie meiner Aufforderung so schnell gefolgt sind. Ich habe es mit Godard und der holden Rahel nur gut gemeint und Sie daher zu beider Rettung hierher beschworen. Folgen Sie mir und treten Sie hier ein."

Und mit diesen Worten — welchen sämmtliche Anwesenden, stumm vor Ueberraschung, folgten, schritt Diebold voraus, dann öffnete er plötzlich die Thüre — — und vor ihnen befanden sich Godard und Rahel. Aber in welcher Situation?

Es war nämlich hier in der That zur Erklärung gekommen, das heißt: nachdem Rahel, um Zeit zu gewinnen, noch einmal des jungen Grafen Auseinandersetzung ruhig angehört, hatte sie sich plötzlich mit der ihr eigenen Energie erhoben, und nun — ihrem gerechten Zorne, ihrer vollen Indignation Raum gebend — mit der ganzen Kraft und Würde edler Jungfräulichkeit Godard dermaßen die Wahrheit gesagt; ihm mit der ganzen Schärfe ihres Geistes das Unsinnige und Frevelhafte seines Benehmens und seine ganze Jämmerlichkeit, die sogar hier nur der Bosheit Diebold's habe dienen müssen, auseinandergesetzt, daß der junge Graf jetzt wie vernichtet vor ihr stand. Bleich, auf das äußerste verwirrt und verlegen, wollte er eben ihre Vergebung anflehen, als seine peinliche Lage noch durch das Aufreißen der Thüre und die Erscheinung seines Vaters und der Freunde bis in das Unendliche gesteigert wurde.

Aber wer beschreibt den Schrecken Godard's, das Entsetzen Diebold's, die Freude Rahels und das Staunen aller Uebrigen, als jetzt noch eine Person hinzutrat und man in ihr sogleich .... den König erkannte.

Die Aufklärung ließ indessen nicht auf sich warten. Ehrerbietig, aber ohne Scheu, trat Rahel dem Monarchen entgegen, ihm für die große Gnade dankend, daß er ein so unbedeutendes Märchen gewürdigt habe, sie persönlich aus den Händen ihrer Verfolger zu befreien. Und als nun der König mit strenger Miene Auskunft über den ganzen Hergang der Sache verlangte, ertheilte diese Rahel, deren scharfer Geist alle Fäden des Complottes bereits aufgefunden, so kurz, so bündig und klar, daß kein Zweifel über die Richtigkeit ihrer Aussage übrig blieb. Uebrigens kamen nun auch die Briefe zum Vorschein und als die Flammenaugen Friedrich's im Verhöre, das er selbst sofort vornahm, Diebold und Godard trafen, gestanden beide ihre Schuld bis auf das Kleinste.

Friedrich der Große war übrigens der Mann nicht, ein solches Vergehen unbestraft zu lassen: Rahel belobend, daß sie auf ihn vertraut, hielt er den beiden vornehmen jugendlichen Verbrechern eine feurige Strafrede.

„General!“ — rief er an deren Schluß dem alten Grafen Spiegel zu.

„Majestät!“ — entgegnete dieser militärisch grüßend.

„Er ist ein alter tapferer Soldat!“ — sagte der König — „und darum ist es mir leid, daß ich seinen Sohn auf so schlechten Wegen ertappe.“

„Majestät!“ — versetzte der Alte — „ich habe gethan, was ich konnte, aber .... Himmel-Herr ....“ der Fluch erstarb auf seinen Lippen.

„Die Strafe kann ich den jungen Menschen nicht erlassen!“ — fuhr der König fort. — Wenn ich sie indeß vor die Gerichte stelle, erwartet sie Festung.“

„Mord-Sch ....“

„Aber ich habe Grund“ — sagte der König weiter — „an dem heutigen Tage die Milde vorherrschen zu lassen. Ich will die Sache als Leichtsinn und jugendliche Uebereilung nehmen. Damit die Herrchen aber zur Besinnung kommen, haben sich beide morgen in Potsdam bei der General-Intendantur zur Einstellung unter das Militär zu melden. Daß man ihnen mit Strenge auf die Finger sieht und die überspannten Liebesideen aus den Köpfen treibt, dafür soll gesorgt werden. Ist er zufrieden General?“

„Ja, Majestät!“ — sagte der Alte funkelnden Blickes. — „Ich danke im Namen meines Sohnes für die gnädige Strafe, die eigentlich keine Strafe, sondern eine Ehre .... Mill ....“

„Jede Strafe soll bessern!“ — sagte der König. — „Und das nur will ich hier.“

Diebold und Godard standen vernichtet; aber Friedrich würdigte sie keines Blickes mehr. Dagegen wandte er sich jetzt an die Humboldt's und sagte:

„Es freut mich, meine jungen Freunde, Euch nicht in diese häßliche Geschichte verwickelt zu sehen. Indeß, ich sehe ein, Berlin ist kein Boden mehr für Euch, und so ist es mein Wunsch: daß man Berlin sobald als möglich verlasse und sich auf eine Universität begebe. Ich weiß, welche tüchtige Fortschritte in den Wissenschaften man gemacht hat; denn das Auge Eures alten Königs, der ein Freund Eures Vaters war, hat Euch überwacht. So geht denn hin und nehmt meinen Segen mit, es ist der Segen eines alten, sterbenden Mannes. Haltet sie hoch die Wissenschaften, denn sie sind der Menschheit höchstes Gut; — haltet sie hoch und weihet Euch ihnen ganz durch unermüdliches Studium, durch nie erschlaffende Thätigkeit. In der Thätigkeit ruht ja der Genuß, und beide sind immer verbunden. Es gibt allerdings auch Genuß, der wie eine reine Himmelsgabe uns zuströmt; den kann man aber nicht suchen, und es ist beklagenswerth, wenn sich des Menschen Dichten und Trachten auf einen solchen beſtet. Aber der große, der eigentliche, der wahre Genuß, — das, durch keine Macht entreißbare Glück des Menschen — liegt in dem selbsteigenen Schaffen, in dem immer tieferen Eindringen in das Heiligthum des Wissens, in dem Bewußtsein, daß das Glück zwar ein großes, schätzenswürdiges Gut, aber daß doch die Bereicherung der Seele durch Freude und Schmerz, die Erhöhung aller edlen Gefühle, die harmonische Ausbildung des inneren Menschen, der wahre und letzte Zweck, alles Uebrige in der Welt aber wechselnd und seiner Natur nach vergänglich ist. Haltet diese Ansicht fest und Ihr werdet einst glücklich und groß werden.“

Und der König lüpfte seinen Hut, grüßte die Uebrigen durch ein leichtes Kopfnicken und verließ das Zimmer. Einige Minuten später hörte man das freudige Wiehern Condes, der seinen Herrn davontrug.

Es war das letztemal, daß Alexander und Wilhelm von Humboldt den großen König sahen! Auch von Rahel, die unter Kunth's Aufsicht mit ihnen nach Berlin zurückfuhr, und von der schönen Jugendzeit mußten sie bald Abschied nehmen, da sich die Majorin für die Universität Frankfurt an der Oder entschied und diese sofort bezogen wurde.

Nur ein erstes A h n e n der Liebe war an beiden vorübergegangen, wie ein schöner, leichter Traum; aber der Traum hatte diesen Abschnitt ihres Lebens mit Sonnengold übergossen. Sie sahen ihn mit stiller Wehmuth

scheiden; aber bald übertäubte, bei ihrem gesunden und geisteskräftigen Wesen, diese Wehmuth der Jubelruf der großen Lebenssymphonie, die nun von allen Seiten um Sie aufrauschte. Die Kindheit und erste Jugend war vorüber, jetzt flogen donnernd die Pforten jenes Tempels auf, in dem das höhere Wissen thronte und die schöne Zeit des Jünglingsalters, des akademischen Lebens begann.

So zieht denn hin, ihr beiden edlen Jünglinge, und des König Worte: „Werdet glücklich und groß!" mögen sich an Euch erfüllen!

Fortsetzung folgt.

Clement.

Historischer Roman
von
Stanislaus Graf Grabowski.

Fortsetzung.

— Du thust mir leid, Franz, sagte Köpröly zuerst, dem Anderen die Hand bietend, denn Du bist in der That in einer verzweifelten Lage und ich wünsche nur, daß diese Dir endlich die Augen öffnete. Du hast Verstand und es wäre die höchste Zeit, daß dieser wieder vorwiegend zur Geltung käme. Ueberlege Dir meinen Vorschlag.

Clement gab ihm keine Antwort; er wankte nach dem Ruhebett und warf sich auf dasselbe nieder. Köprölystand neben ihm und wandte alle seine Ueberredungskünste an, ihn seinem Plane geneigt zu machen, indem er sich immer wieder auf seine Freundschaft berief.

— Wenn Du Dir aber ein Anrecht an Biela's Person erwerben solltest, sagte Clement endlich düster, wird sie dann frei und ungehindert den Weg einschlagen können, der ihr selbst beliebt?

— Sicherlich, Freund, entgegnete Köprölyl; das Gesetz würde sie sogar dabei schützen; nur würde ich es für Pflicht halten, sie einige Tage unter Aufsicht zu behalten, damit sie sich nicht zu einem übereilten Entschluß fortreißen ließe; später mag sie gehen, wohin sie will, und ich werde froh sein, ihrer ledig zu werden.

— Deine Hand darauf, Ladislaus!

— Hier ist sie, sagte der Ungar ruhig und reichte sie Clement. Bist Du entschlossen?

— Ich muß es nach alle dem, was geschehen ist, sein, erwiederte Clement tonlos; hast Du selbst doch durch Deinen voreiligen Freundschaftsdienst ein Hinderniß zwischen sie und mich gelegt, das uns ohnehin trennt.

— Das ist vernünftig, Clement; hier sind dreitausend Dukaten und hier die Karten. Ich denke, wir machen dieses kitzliche Geschäft hier unter uns ohne Zeugen ab, nachdem Du mir Dein Ehrenwort gegeben hast, der Entscheidung des Schicksals unbedingt zu folgen. Gewinne ich, so verläßt Biela mit mir noch heute Nacht dieses Haus; ich werde dafür sorgen, daß dies ohne Aufsehen geschieht, falls sie sich weigern sollte, und Du hast mir alle Deine Rechte an sie abgetreten und kümmerst Dich nicht weiter um sie. Morgen Vormittag werde ich Dich besuchen und wir können dann das Weitere, was Dir heilsam und nöthig ist, verabreden.

In fieberhafter Erregung ergriff Clement ohne weiteres Bedenken, nachdem er das erhaltene Gold an sich genommen hatte, die Karten. Sie fielen hin und wieder und Biela war in den Besitz Köprölys übergegangen. Verzweifelnd warf sich Clement zurück und bedeckte das Antlitz mit den Händen. Köprölys Gesicht entstellte einen Augenblick der deutliche Ausdruck der Schadenfreude und des eigenen Triumphes; dann sagte er schnell:

— Du bist ein Ehrenmann, Clement, und ich zweifle nicht, daß Du mir jetzt keine Hindernisse mehr in den Weg legst. Theile Biela kurz mit, was geschehen ist, und lasse Dich durch ihre Thränen nicht zu einer nutzlosen Weichheit hinreißen.

— Sprich Du selbst mit ihr, stöhnte Cle-

ment, ohne sich aufzurichten.

Köprölу bemerkte, daß sein Kamerad wirklich zu bewegt war um seinem Wunsche Genüge zu leisten; er drang daher nicht mit weiteren Bitten in ihn, sondern bemächtigte sich, ohne daß Jener es bemerkte, der beiden Pistolen und schritt dann ohne ein weiteres Trostwort aus dem Zimmer.

Die Spielgesellschaft hatte ihr ganzes Vermögen in den Händen des Ungarn gelassen, der jetzt die Abwesenheit des Hausherrn mit einem plötzlichen Unwohlsein entschuldigte während er dessen Gattin zuflüsterte, es sei dies nur ein Vorgeben, die Gäste schnell zu entfernen. Diese brachen auch wirklich sogleich auf, nachdem sie sich bei der schönen Frau verabschiedet hatten.

Als Köprölу mit Biela allein zurückgeblieben war, setzte er sich ohne weitere Umstände und mit der Miene der Ueberlegenheit neben sie und begann:

— Ich habe Euer Herz vorher durch schmerzliche Eröffnungen zerreißen müssen und Ihr habt mir nicht einmal vollen Glauben geschenkt; es ist mir vorbehalten, Euch jetzt einen noch schmerzlicheren und sicheren Beweis von der Wahrheit meiner Worte zu geben. Ich vertraue auf Eure Seelenstärke, Biela, die ich oft zu bewundern Gelegenheit hatte; solltet Ihr aber in dieser schweren Prüfung dennoch fremden Trostes bedürfen, so wendet Euch vertrauungsvoll an dieses Herz, das stets nur für Euer Glück schlagen wird.

— Wo ist Clement? unterbrach sie ihn in der heftigsten Angst.

— Ihr habt nicht mehr auf ihn zu rechnen, denn er ist Eurer unwürdig, erwiederte Köprölу. Verhältnisse nöthigen ihn, noch in dieser Nacht Dresden zu verlassen, und Ihr werdet zurückbleiben.

— Ich allein in dieser fremden Stadt zurückbleiben? rief Biela, entsetzt aufspringend.

— Er hat Euch meinem Schutze vorläufig übergeben und Ihr könnt Euch mir ohne Bedenken anvertrauen, erwiederte Köprölу, und bestrebte sich vergebens, sie zurückzuhalten. Bleibt nur hier, Biela, Clement ist bereits abgereist.

— Ihr täuscht mich, Ladislaus, rief Biela mit Ueberzeugung, obgleich ich nicht begreife, welchen Grund Ihr dafür haben könnt.

Ohne sich länger aufhalten zu lassen, eilte sie, von Köprölу auf dem Fuße gefolgt, aus dem Zimmer in das Gemach Clements, wo sie diesen noch ebenso starr und leblos, wie sein Genosse ihn verlassen hatte, fand.

— Seht Ihr, daß ich recht hatte! Ich wußte, daß Franz mich nicht verlassen würde! rief sie heftig, zu dessen Füßen niederstürzend, und bestrebte sich, die Hände fortzuziehen, in die er sein Antlitz verborgen hatte.

Clement suchte sie sanft von sich abzuwehren, ohne im Stande zu sein, ihr irgend eine Erklärung zu geben.

— Ist es wahr, Franz, daß Du mich verlassen willst? rief Biela in herzzerreißendem Klageton.

— Fasse Muth, Bruder, und handle wie ein Ehrenmann, sagte Köprölу und betonte das letzte Wort scharf.

Clement schauderte leise zusammen, dann brachte er mühsam die Worte hervor:

— Es muß so sein, Biela; lebe wohl.

Das ängstlich aufhorchende Weib stieß nach diesen Worten einen Schrei des Schreckens aus und sank in demselben Augenblicke, von einer plötzlichen Ohnmacht befallen, rücklings über auf den Boden.

— Das ist der geeignetste Zeitpunkt, sie fortzuschaffen, rief Köprölу, schnell entschlossen; mein Wagen steht vor der Thür und ich hoffe Du wirst mir helfen, sie hineinzubringen.

Damit beugte er sich zu der ohnmächtigen Biela nieder und versuchte, sie in seine Arme zu nehmen. Clement stand unschlüssig da und schien nahe daran zu sein, sich seines Freundes Benehmen widersetzen zu wollen, indessen erinnerte ihn noch bei Zeiten ein mahnender Blick desselben an sein Versprechen.

— Thue, was Du willst, Ladislaus, rief er außer sich, aber vergiß nicht, daß Du mir das heilige Versprechen gegeben hast, Biela freien Willen zu lassen, sobald sie eines festen Entschlusses fähig ist, und sei überzeugt, daß ich im anderen Falle blutige Rechenschaft von Dir verlangen werde.

11*

Mit diesen Worten eilte er schnell aus dem Zimmer, um dem ihm unerträglichen Augenblicke zu entgehen, Köpröly aber trug die machtlose Frau durch die in der späten Nachtstunde schon leeren Korridors des Hauses in den für ihn bereit stehenden Wagen.

Nach einer in entsetzlicher Angst und wahnsinniger Verzweiflung zugebrachten Nacht fand Clement erst in der Frühe des Morgens einige Besonnenheit wieder, die der starke Genuß des Weines und die geistige Aufregung bis dahin fern gehalten hatte. Er sagte sich, daß der entsetzliche Handel, den er mit Biela getrieben, allen göttlichen und menschlichen Gesetzen widerstreite, und eilte nun ohne Aufenthalt nach Köprölv's Wohnung, das unglückliche Mädchen zu befreien und mit sich zurückzuführen. Als er dort eintraf, erhielt er aber zu seinem Schrecken die Nachricht, daß Köprölv gar nicht nach Hause gekommen sei und daß er diese Absicht auch bereits Tags zuvor ausgesprochen und seine Wohnung gekündigt habe, weil er zu verreisen beabsichtige. Der niedergeschmetterte Clement fand nur die eine Erklärung dafür, daß sein Freund einen anderen bequemeren Platz zu Biela's einstweiligem Aufenthalte gewählt habe, und erwartete ihn am ganzen Vormittage in seinem eigenen Hotel; aber Köprölv kam nicht, und Clement mußte sich mit Schaudern überzeugen, daß Jener nicht aus Freundschaft, wie er vorgab, sondern aus eigenem Interesse Biela von ihm getrennt und fortgeführt habe.

In dieser verzweifelten Lage verfiel er noch an demselben Tage in ein hitziges Fieber, das ihm jede Besinnung raubte. Als er nach längerer Zeit erst wieder zu sich kam, ohne daß bis dahin irgend eine Nachricht von Köprölv über Biela eingegangen wäre, war eine bedeutende Veränderung in seinen ganzen Wesen vorgegangen; die Schwäche, die unter dem Einflusse Biela's und seiner Leidenschaft zum Spiel sich eng mit seinem Charakter verwebt hatte, war geschwunden und hatte einem Gefühle Platz gemacht, das ihm mehr Festigkeit verlieh, so wenig es sich auch zu den edlen Empfindungen des Menschenherzens rechnen ließ, der Rachsucht; alle anderen Gefühle und Neigungen erschienen ihm dagegen unbedeutend und unbefriedigend, und er hatte sich vorgenommen, den falschen Freund, der ein so grausames Spiel mit ihm getrieben hatte, aufzusuchen und zu vernichten; dies allein beschloß er zu seinem Lebenszweck zu machen. Aber es fehlte ihm an Mitteln, diesen Entschluß sogleich zur Ausführung zu bringen, denn die von Köprölv erhaltene Summe reichte kaum hin, sich von den drückendsten Schulden zu befreien und von Dresden abreisen zu können. Clement verzagte jetzt aber nicht mehr; er sann ernstlich und eifrig darüber nach, wie er sich schnell in den Besitz der zu seinem Vorhaben nöthigen Mittel setzen könne, wie dieselben auch gleich nach Ausführung seines Planes hinreichen müßten, ihm und der wiedergefundenen Biela die weitere Zukunft zu sichern; er schreckte auch nicht vor der Höhe der Summe, deren er zu dem Allen bedurfte, zurück und beschloß, dieses Mal mit Selbstbewußtsein, in der Wahl der Mittel zu ihrer Erlangung wenig wählerisch zu sein und nöthigenfalls auf der einmal betretenen Bahn des Verbrechens furchtlos und entschlossen fortzuschreiten.

Zu diesem Zwecke nahm er seine Verbindung mit dem Staatsminister von Flemming, dem er von früherher schon bekannt war, wieder auf, da er durch diesen bedeutenden, einflußreichen Mann am leichtesten eine Gelegenheit zu finden hoffte, seinen Entschluß zur Ausführung bringen zu können. Keine Spur des Schmerzes war ihm von jetzt ab anzusehen, und der Minister ahnte am allerwenigsten das von seinem Schützlinge erlebte Abenteuer, als dieser schon früher niemals erwähnt hatte, daß er verheirathet sei; durch seine früheren Spielfreunde war eine Entdeckung nicht zu befürchten, da, seitdem er sich von ihnen zurückzog, sein Name schnell unter ihrem wüsten Treiben verschollen und sie fast ausschließlich Abenteurer waren, welche die bessere Gesellschaft nicht aufsuchten. Clement machte jetzt auf Alle, die ihn früher nicht näher gekannt hatten, den Eindruck eines ernsten, festen Mannes, dessen Kraft durch das Unglück gestählt war, das indessen seine Ehrenhaftigkeit nicht

zu brechen vermocht hatte; mit dem lebendigsten Eifer schien er sich den Geschäften hinzugeben, die ihm der Minister auftrug, und besaß vollkommen dessen Vertrauen, das ihn in die wichtigsten Staatsangelegenheiten einweihte.

4.

An einem Abende gegen das Ende desselben Sommers schritt ein Mann von hoher, schlanker Gestalt, in einen Mantel gehüllt, dessen hochgezogene Kapuze ihn ganz unkenntlich machte, schnell und oft aufmerksam um sich blickend, ob ihm Niemand folge, einem der abgelegensten Stadttheile Dresdens zu. Er brauchte eine Entdeckung nicht zu fürchten, denn es war schon sehr spät, und die Straßen, die sich in jenem Quartier immer mehr verengten, von Menschen um so leerer, als ein scharf wehender Wind große Regentropfen vor sich hertrieb und Jeder sich bei diesem unfreundlichen Wetter zu Hause am wohlsten fühlte.

Nach einer langen Wanderung blieb er vor einem hohen alterthümlichen Gebäude stehen, das in der Umgebung von ärmlichen Hütten, aus denen die Straßen dieses Stadttheils fast ausschließlich bestanden, um so ansehnlicher erschien; man hätte glauben sollen, daß es der Wohnsitz eines längst ausgestorbenen mächtigen adeligen Geschlechts gewesen und jetzt unbewohnt sei; für erstere Vermuthung sprach die großartige Anlage des ganzen Baues und das über dem hohen Portal in Stein gehauene Wappen, für letztere, daß die hohen Spitzbogenfenster im tiefsten Dunkel lagen und, vollständig vernachlässigt, zerbrochene oder ganz fehlende Scheiben zeigten. Eine unheimliche Stille herrschte in dem Gebäude und kein Schimmer von Licht brach sich aus den Fenstern Bahn.

Der Wanderer schien hier schon bekannt zu sein, denn er ging sicheren Schrittes auf das Portal zu und ergriff ohne Zögern den mächtigen eisernen Klopfer an der eichenen Flügelthür; drei Schläge, in gewissen Zwischenräumen wiederholt, ließen keinen Zweifel daran, daß sie ein verabredetes Zeichen für die unsichtbaren Bewohner des Hauses seien.

Gleich darauf öffnete sich die Thür von selbst und der Gast betrat ohne Bedenken den vollständig finsteren Hausflur, ging durch denselben hindurch und über den geräumigen Hof fort, auf dem hohes Gras wucherte. Ein zweites, dem Hauptgebäude ganz ähnliches Haus lag vor ihm, ebenso finster, ebenso anscheinend ausgestorben, wie das erste. Als der Fremde sich aber der Eingangsthüre näherte, bemerkte er einen schwachen Lichtschimmer durch einen in derselben angebrachten Schieber und eine tiefe, gedämpfte Stimme fragte:

— Wer seid Ihr und was wollt Ihr?

— Ich bin ein Geselle und will zur Arbeit, entgegnete der Fremde ernst.

Ungeachtet er die Worte in dem Tone der vollständigsten Sicherheit sprach, schien doch der Thürwächter dadurch noch keineswegs befriedigt zu sein, denn er fragte von Neuem in barscher Weise:

— Habt Ihr die Parole?

— Lilia pedibus destrue! flüsterte der Draußenstehende.

Der Wächter schob, ohne eine Antwort zu geben, schnell den Schieber zu, und man konnte seine Tritte hören, die sich von der Thür entfernten. Der Fremde schlug jetzt die Kapuze, die bisher sein Gesicht ganz verhüllt hatte, zurück; es war Clement und in seinen Zügen wechselte der Ausdruck von Ernst, Ungeduld und einem leichten Spott, welcher der Heimlichkeit und Sorgsamkeit des Wächters zu gelten schien. Indessen wartete er ruhig eine geraume Zeit, bis sich das Schiebefensterchen von Neuem öffnete und eine Stimme, der man Alter und Schwäche anhörte, fragte:

— Du bist ein Arbeiter der Loge?

Clement bejahte es.

— Dein Name, mein Bruder?

— Ajas.

Die Thür öffnete sich sofort und mit einem freundlichen, aber ernsten: „Sei mir willkommen!" streckte sich Clement eine abgemagerte gelbe Hand entgegen, die er ehrfurchtsvoll drückte, während er eintrat.

Der vor ihm stehende Greis hätte jedes Fremden Aufmerksamkeit und Staunen im höchsten Grade erregen müssen, aber Clement war hier, wie leicht ersichtlich, nicht fremd, und daher überstreifte sein Auge nur kurz und gleichgültig die merkwürdige Figur.

Der Alte mußte sich mindestens in den achtziger Jahren befinden; langes weißes Haar und ein überaus starker gleichfarbiger Bart, der bis über die halbe Brust hinabfiel, umrahmten ein gelbes, vertrocknetes Gesicht, aber der scharf markirte Schnitt desselben, die unter den buschigen Brauen feurig hervorblitzenden großen Augensterne gaben ihm dennoch viel Leben und den Ausdruck einer mächtigen Energie; ein starrer, feierlicher Ernst lag auf diesem Gesicht, und die sonderbare Tracht des Greises hob diesen noch mehr hervor. Er trug ein bis weit auf die Füße hinabreichendes schwarzes, faltiges Gewand, von einem gleichfarbigen breiten Gürtel umschlossen, auf dem mystische rothe Figuren in Menge gestickt waren; eine mit denselben Zeichen reich versehene hohe Mütze bedeckte das Haupt; ein paar orientalische Messer im Gürtel erhöhten das Unheimliche dieser merkwürdigen Erscheinung.

Ohne ein weiteres Wort mit Clement zu wechseln, schritt er diesem schnell voran durch den matt erleuchteten Korridor, eine künstlich von Eisen gearbeitete Wendeltreppe hinab, die in unterirdische Gemächer führte. Clement blickte nur gleichgültig vor sich hin, ein Beweis, daß er diesen Weg nicht zum ersten Male mache.

Nach einer langen Wanderung durch sich kreuzende Korridore blieb sein Führer vor einer sorgsam mit schweren eisernen Riegeln und Schlössern versehenen Thür stehen und begann, diese zu öffnen. Beide traten in ein saalartiges Gemach mit gewölbter Decke und mächtigen Mauern von ehrwürdigem Alter ein. Dieser Raum war nur schwach durch eine einzige in seiner Mitte hängende Ampel erleuchtet, und außerdem verhinderte ein nebliger Dampf, der auf mehr als der oberen Hälfte des Zimmers lagerte, die in letzterem befindlichen Gegenstände sogleich deutlich zu erkennen; erst wenn sich das Auge längere Zeit an diese Beleuchtung gewöhnt hatte, konnte es in der einen Ecke des Gemaches einen Heerd von bedeutendem Umfange wahrnehmen, in dem eine furchtbare Gluth zu brennen schien, denn die von ihr ausströmende Hitze verbreitete sich bis in die entferntesten Theile des umfangreichen Zimmers und lastete schwer auf dem Eintretenden. Auf diesem Heerde standen mehrere Töpfe, Kessel und Tiegel, siedenden und zischenden Inhalts, und sowohl die von Rauch ganz geschwärzte Esse als die ihr zunächst befindlichen Theile der Wand zeigten eine große Auswahl daran aufgehängter Behältnisse und Apparate, wie man sich ihrer in Schmelzereien und Gießereien zu bedienen pflegt. Im Uebrigen hatte dieses Zimmer eine ganz phantastische Ausstattung von Büchsen, Flaschen, alten verrosteten Waffen, Skeletten und insbesondere von kabbalistischen auf die Wand gemalten Zeichen; es gewährte im Ganzen einen sehr düsteren und unheimlichen Anblick.

Der Alte ließ sich gleich nach seinem Eintritte, nachdem er die Thür wieder von innen verriegelt hatte, auf einem Schemel am Feuerheerde nieder und rührte mit einem stählernen Stabe in den Töpfen, deren Inhalt sorgsam mit den Augen prüfend; er schien gar keine weitere Notiz von Clement zu nehmen, der aus einer Ecke einen ähnlichen armseligen Schemel hervorgezogen, ihn einige Schritte von dem Greis hingestellt und sich darauf niedergelassen hatte. Nachdem er eine Weile vergeblich auf die Anrede des Alten gewartet hatte, begann er mit einem leicht spöttischen Blicke auf dessen Beschäftigung.

— Nun, Meister Aramas, habt Ihr den rothen Löwen oder das Panacee des Lebens noch nicht bald gefunden oder habt Ihr von der nutzlosen Mühe schon abgelassen und bereitet Euch jetzt nur einen stärkenden Nachttrunk?

Der Greis blickte ihn ernst, fast unwillig an, als er langsam und feierlich erwiederte:

— Gehe Deinen Weg, Ajas, den Dir die heilige Brüderschaft vorzeichnet, und lasse mich den meinigen wandeln, den Du Dich nicht ver-

messen solltest, mit Deinem unverständigen Spotte zu beflecken. Kamst Du deshalb allein hierher, Ajas?

— In der That nicht, Meister; verzeiht, wenn meine Worte Euch verletzten, erwiederte Element schnell. Ihr wißt, daß ich Euch hoch schätze und achte; ich verfalle nur immer wieder auf den alten Gedanken, daß Ihr mit Eurer einsichtsvollen Weisheit dem Orden vielleicht noch mehr nützen könntet, wenn Ihr nicht fast Eure ganze Thätigkeit darauf verwenden möchtet, ein Wunder zu Tage fördern zu wollen, an das ich nun und nimmermehr zu glauben vermag.

— Kurzsichtiger, entgegnete der alte Meister verächtlich, während sein Blick nur einen Augenblick Element streifte und sich dann sogleich wieder auf seine Beschäftigung richtete. Du sprichst von einem Wunder und glaubst nicht an sie. Was ist es denn, was Dein scharfer Verstand Wunder nennt? Ist es mehr als der Beweis Deiner Schwäche, die nicht in die Geheimnisse der Natur einzudringen vermag, welche nur wenigen Erleuchteten sich theilweise erschlossen haben? Ihr leugnet, was Ihr nicht begreift, Ihr spottet dessen, was in noch unergründeter, aber darum nicht unergründlicher Tiefe liegt. Siehe um Dich, ob Du nicht in den alltäglichen Erscheinungen auf Wunder stoßen wirst, ob der Bau des Weltalls, das Leben in ihm, in Dir selbst Dir erklärlich ist; aber Du findest diese Erscheinungen natürlich, weil Du an sie gewöhnt bist. Es giebt kein Wunder, Ajas, oder vielmehr in dem Verstande des Menschen liegt der Schlüssel zu jedem Wunder; spotte nicht der Bestrebungen des erfahrenen Alters und der Erleuchtung, die einzelnen Bevorzugten zu Theil geworden ist.

— Ich spotte nicht, Meister, erwiederte Element, auch sein Gesicht zum Ernst zwingend, aber ich zweifle, bis ich ein günstiges Resultat Eurer Arbeiten gesehen habe.

— So lange Du zweifelst, wirst Du nie zu einer höheren Klasse unseres heiligen Ordens aufsteigen können und tiefer in die geweihten Geheimnisse der Magie blicken! fuhr der Greis fort. Wir Alle streben nach einem Zwecke und haben eine Devise: „Freiheit, Licht und Brüderlichkeit," aber wir sind verschieden begabt von dem höchsten Wesen, und verschieden ist das uns zugetheilte Loos; verschieden sind die Stufen der Erkenntniß, zu deren höchsten man nur mit reinem Glauben emporsteigen kann — ich fürchte, Ajas, Du wirst sie, wie die große Mehrzahl unserer Brüder, nie erreichen — und danach getheilt sind die Klassen der Societas Rosae crucianorum. Zweiundsiebzig Schüler des Elias sind es nur, denen höhere Kräfte zu Gebote stehen, und Heil dem, der unter sie aufgenommen wird, wenn einer von ihnen zum Himmel erhoben worden ist — denn sie sterben nicht, wie die gewöhnlichen Menschen dieser Welt, sondern verjüngen sich stets wieder von Neuem, bis sie ihre irdische Wirksamkeit schließen.

Der Greis sprach dies Alles in so feierlichem Tone, mit solcher Ueberzeugung, daß man eher geneigt sein mußte, zu glauben, er selbst sei von der Wahrheit seiner Behauptungen vollständig durchdrungen, als daß er aus irgend welchem Grunde Andere zu täuschen suche. Auch Element, der ihn schon längere Zeit kannte und öfter so hatte sprechen hören, war noch nicht mit sich selbst einig, ob er ihn für einen schlauen Betrüger oder für einen halb irrsinnigen Betrogenen halten sollte; er war zu aufgeklärt, um dem ganzen Wesen des Greises eine andere Deutung zu geben, und es kam ihm weder in den Sinn, an dessen Erzählungen, noch an den Erfolg seiner Bemühungen zu glauben, den rothen Löwen oder den Stein der Weisen, durch den man jedes Metall in Gold verwandeln zu können meinte, oder das Panacee, welches das menschliche Leben bedeutend verlängern oder gar ewig machen sollte, zu suchen.

Man wird nun aber fragen, weshalb Element dessenungeachtet eine solche Gesellschaft aufsuchte, wie er überhaupt Zutritt zu ihr gefunden hatte. Auch in Dresden, wie fast in allen größeren Städten Europa's, fand die Sekte der Rosenkreuzer, oder die Societas Rosae crucianorum, deren höhere Klassen sich Illuminaten nannten, einen bedeutenden

Anhang, und zwar vorzüglich in den höheren Ständen; hierzu trug theils der Aberglaube theils die Lust bei, mit dem Uebernatürlichen zu spielen, und endlich die Hoffnung, durch diese Gesellschaft diese oder jene materielle Vortheile zu erlangen. Man behauptete, diese Sekte sei gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts durch einen würtembergischen Theologen, Johann Valentin Andreä, gestiftet worden und zwar anfänglich in der Absicht, den Protestantismus zu stützen. Später schlugen ihre Mitglieder aber die ganz entgegengesetzte Richtung ein und widmeten sich den katholischen Interessen; Zweige der Gesellschaft, die sich deshalb von ihr losrissen, sollen die Gründer der ersten Freimaurerlogen gewesen sein. Mit der Zeit änderte sich die Tendenz der Sekte und wurde ganz eigennützig; unter der Devise: „Licht, Freiheit und Brüderlichkeit," die sie später mit einer anderen, deutlicheren vertauschten, nämlich „Lilia pedibus destrue" (zertritt die Lilien mit den Füßen,) ging ihr Zweck auf nichts Geringeres hinaus, als die bestehenden Regierungen zu stürzen und an ihre Stelle eine Volksherrschaft, d. h. vorzüglich eine Regierung des Ordens selbst, zu setzen. Dahin sprach sich die zweite Devise, die eine Drohung gegen die Wappenlilien des französischen Königshauses enthielt, deutlich aus, und man hatte sie gerade gewählt, weil man mit Frankreichs Staatsumwälzung den Anfang zu machen gedachte und überzeugt war, von hier aus werde der leichteste Anstoß zur Nachahmung zu geben sein. Theils, diese eigentliche Absicht zu verdecken, theils, sich eine unbeschränkte ehrfurchtgebietende Macht über die noch tief vom Aberglauben befangenen Gemüther jener Zeit zu schaffen und zu sichern, hüllte sich der Orden der Rosenkreuzer in ein mystisches Dunkel und nahm zu Kunstgriffen seine Zuflucht, die der Magie entlehnt waren; Gespenstererscheinungen, scheinbar Uebernatürliches, die Behauptung, Gold, dieses fast überall wirkende Reizmittel, machen zu können, dienten dazu, sich Anhänger zu gewinnen und sie in unbedingten Gehorsam gefesselt zu erhalten.

Man hatte Clement, den man für einen gescheidten Kopf hielt, in diesen Cirkel zu ziehen gesucht, und, gereizt von der Neugierde, die Tendenzen des Ordens zu erforschen, ebenso von der Aussicht, ihn wieder zu seinen eigenen Zwecken auszubeuten, war er ihm beigetreten, hatte im Stillen über die mystischen Förmlichkeiten der Aufnahme gelächelt, welche die Absicht, ihn in Erstaunen und Ehrfurcht zu versetzen, ganz verfehlten, gab sich aber den Anschein, als sei er einer der zu den schwersten Diensten bereitesten, eifrigsten Brüder. Bisher hatte er noch keine Gelegenheit gehabt, tiefer eingeweiht zu werden und für den Orden zu wirken, denn an dessen Spitze standen ebenfalls aufgeklärte und vorsichtige Männer, die ihre Geheimnisse nicht leicht dem Verrath durch einen nicht genügend Geprüften aussetzten, hatte derselbe auch bei seiner Aufnahme einen fürchterlichen Schwur thun müssen, ihnen unbedingt zu gehorchen und nichts zu verrathen. An diesem Morgen erst hatte Clement durch die geheimen Oberen, deren Namen und Stellung in der Welt er selbst nicht einmal kannte, den Befehl erhalten, sich Abends in dem Hause einzustellen, in dem er sich jetzt befand, und dort einen Auftrag entgegen zu nehmen; er sah diesen mit Ungeduld entgegen.

Was seine Bekanntschaft mit dem alten Magier gerade betrifft, so erklärt sich diese dadurch, daß in dessen Wohnung die Zusammenkünfte der Brüderschaft in Dresden, die allen Grund hatte, die Ueberwachung der Staatsbehörden zu fürchten, gewöhnlich stattfanden, denn für diesen Zweck hatten die Rosenkreuzer aus den ihnen zu Gebote stehenden Fonds das abgelegene Haus, das früher einer altadligen Familie gehörte, angekauft und den Greis, eines ihrer geachtetsten Mitglieder, als eine Art Verwalter, der den Namen des Eigenthümers hergab, eingesetzt.

Der Alte hielt noch einen längeren Vortrag über die Mysterien des Ordens, so weit dieselben einem so jungen Bruder, wie Clement, bekannt werden durften, letzterer aber achtete fast gar nicht auf das, was ihm lächerlich erschien, und unterbrach ihn, auf den ei-

gentlichen Zweck seines Besuches übergehend, plötzlich:

— Wann werde ich den Kophta hier sehen, Meister? Er ist es, der mich an diesen Ort bestellt hat, und seinem Gebote gehorsam, warte ich des Auftrages, den er meinen schwachen Kräften anvertrauen will.

— Du bist zu einer gesegneten Stunde gekommen, mein Sohn, erwiederte der Greis, denn der Kophta und die Meister unseres Bundes sind schon in diesem Hause. Ich werde ihre Erlaubniß zu Deiner Vorstellung einholen; warte indessen hier und rühre während meiner Abwesenheit in diesem Tiegel, denn die darin befindliche Masse muß auf dem Feuer in fortwährender Bewegung bleiben.

Der Alte erhob sich, zeigte Clement, der sich geduldig in sein Verlangen fügte, was er zu thun habe, und entfernte sich dann aus dem Gemache. Clement dachte nun nicht mehr daran, die ihm aufgetragene Beschäftigung fortzusetzen; er legte den Stahlstab, den ihm der Alte in die Hand gegeben hatte, mit einem verächtlichen Lächeln bei Seite und stillte seine Neugierde, indem er die Deckel von den Töpfen aufhob und ihren Inhalt flüchtig untersuchte, was ihm freilich keine nähere Aufklärung über das Treiben des Magiers gab. Da er indessen fürchtete, der letztere könne ihn überraschen, entschloß er sich doch bald wieder, sich dem ihm aufgedrungenen Geschäfte weiter zu unterziehen. Er griff deshalb nach dem bei Seite gelegten Stabe, bemerkte aber nicht, daß er statt dessen einen ihm ganz ähnlichen anderen, der etwas seitwärts lag, in die Hand bekam; mit diesem setzte er die Arbeit fort.

Wunderbarerweise kam es Clement, der sich während der langen Abwesenheit des Greises seinen Gedanken an den ihm bevorstehenden Auftrag ganz hingab, vor, als werde der Stab in seiner Hand auffallend leichter; diese Bemerkung erst weckte ihn aus seiner Träumerei und er warf einen Blick auf das Instrument. Zu seiner Ueberraschung nahm er seinen Irrthum wahr, denn er sah, daß der Stab viel kunstvoller gearbeitet und mit den kabbalistischen Zeichen, die sich hier so oft vorfanden, reich geschmückt war. Aergerlich über seine Nachlässigkeit wollte er den Stab zurückziehen, bemerkte aber dabei, daß an dem unteren Ende desselben etwas wie Gold glänzte. Sollte die Mischung des alten Magiers wirklich, was er stets für unmöglich gehalten hatte, gelungen sein? fragte er sich selbst erschrocken und betrachtete hastig den Stab und den Tiegel. Ohne Zweifel war es Gold, was er bemerkt hatte, aber ebenso schnell klärte sich auch der merkwürdige Vorfall auf natürliche Weise auf. Der Stab, dessen sich der Magier jedenfalls bediente, um betrügerische Beweise seiner Kunst zu geben, wo er sich dadurch Vortheil versprach, war hohl und am unteren Ende eine Oeffnung, die wahrscheinlich durch Wachs oder eine andere durch die Hitze leicht auflösliche Masse verklebt gewesen; im Innern der Höhlung aber befand sich, wie man noch wahrnehmen konnte, gediegenes Gold, ein Theil des letzteren war bereits in den Tiegel gefallen.

Clement durchschaute sogleich den ganzen Betrug, der schon manchen Leichtgläubigen getäuscht haben mochte. Die in dem Tiegel befindliche geschmolzene Masse war ohne Werth; bei anhaltender Glühhitze hätte sie sich ganz oder wenigstens theilweise verflüchtigt und nur das unverbrennliche, aus dem Stabe gefallene Gold zurückgelassen; wenn der Magier diese Operation mit der ihm sicherlich eigenen Geschicklichkeit und Schnelligkeit ausführte, mußte er unbedingt täuschen und konnte ruhig behaupten, seine Präparation in dem Tiegel habe jenes Gold hervorgebracht.

Clement mußte lachen, als er sich klar überzeugt hatte; ein neuer Beweis war ihm in die Hände gegeben, auf welchen sehr natürlichen Mitteln die oft unbegreiflichen Wunder der Magier und Rosenkreuzer überhaupt beruhten; aber er fürchtete auch, der Alte werde die zufällige Entdeckung erfahren müssen und dann ohne Zweifel nicht unterlassen, sich bitter an ihm zu rächen. Das konnte gefährlich werden, und Clement, der schon den richtigen, ihm übergebenen Stab wieder ergriffen hatte, legte diesen schnell fort und bediente sich nach wie vor des Wundersta-

des, wobei er seinem Gesicht den möglichst gleichgültigen Ausdruck gab.

Der Magier kehrte eben wieder.

— Du wirst die Geheiligten des Herrn sehen, Ajas, und wirst in Kurzem vor sie geführt werden, wenn die Glocke die neunte Stunde verkündigt, sagte er. Die Neun ist eine heilige Zahl, wie die Drei und Zwei und Sieben, und wenn Du in die hohe Magie eingeweiht wärest, würdest Du den Ernst dieser Stunde zu würdigen verstehen. Aber, unterbrach er sich plötzlich heftig, was hast Du gethan, Kind der bösen Mächte? — Wie kommst Du zu diesem Stabe?

Heftig hatte er sich auf Clement gestürzt und ihm, vor Schreck und Zorn zitternd, den Wunderstab entrissen; seine Augen blitzten drohend in wildem Feuer und seine Hand hielt krampfhaft den Griff eines der im Gürtel steckenden Messer umklammert.

— Ihr habt mir ja selbst diesen Stab in die Hand gegeben, Meister, erwiederte Clement mit großer Ruhe und anscheinender Verwunderung über die Heftigkeit des Alten.

— Diesen hier? rief der Magier wild. Du lügst!

— Aber besinnt Euch doch nur, bester Meister, daß Ihr mir befahlt mit diesem Stabe in dem Tiegel zu rühren, bis Ihr zurückkämet, sagte Clement wie vorher. Was fehlt Euch denn? Ihr thut ja, als sei irgend ein großes Unglück geschehen.

Mochte der Magier, durch Clements Ruhe getäuscht, nun doch auf die Vermuthung gerathen, er selbst habe vielleicht in der Eile seines Fortgehens vorher die beiden Stäbe verwechselt, oder hielt er sich auch nur für überzeugt, Clement habe noch nicht bemerkt, welche Bewandniß es mit dem Zauberstabe habe, sein Geheimniß sei also noch nicht verrathen — seine Aufregung beruhigte sich, und den Griff seines Messers loslassend, sagte er mit einem erleichternden Seufzer:

— Nun, es ist gerade noch kein Unglück geschehen, Ajas, aber jedenfalls ist dieser Stab hier zu einem ganz anderen Zwecke bestimmt, und Du hattest mir leicht die kunstvollen Arbeiten auf ihm verderben können.

Zum Glück für Clement wurde alle weiteren Eröffnungen über diese Sache in demselben Augenblicke abgeschnitten, denn es schlug eben neun Uhr und gleichzeitig hörte man drei laute Schläge, wie von einem Hammer geführt, gegen die Thür des Zimmers ertönen, unzweifelhaft ein verabredetes Zeichen für den Magier, denn dieser deutete auf den Ausgang und meinte in feierlichem Tone:

— Du wirst gerufen mein Sohn; folge dem Führer, der Dich zu dem Kophta geleiten wird, und möge der Himmel das Werk, das man Dir aufträgt, segnen zu allen Zeiten, durch alle Winde und durch alle Welten!

Clement hatte sich schnell erhoben, reichte dem Magier seine Hand mit einem kurzen Lebewohl und öffnete dann die auf die Korridors hinausführende Thür. Wäre er nicht schon darauf vorbereitet gewesen, daß die Oberen der Brüderschaft sich stets den übrigen Mitgliedern und Fremden gegenüber aller Mittel bedienten, die im Stande waren, die Phantasie zu erregen und in Furcht zu setzen, so würde er bestürzt zurückgewichen sein, denn ihm stand in dem fast ganz finsteren Korridore ein täuschend dargestelltes Skelett gegenüber, in ein Leichentuch gehüllt, aus dem ihn die Höhlen, in denen einst Augen lebendig geglüht hatten, grausenerregend anstarrten. Das Skelett streckte die eine Hand aus und schritt dann in der angedeuteten Richtung klappernd vorwärts, ihm in einen ganz anderen Theil des Gebäudes leitend. Clement folgte ohne Zögern.

Plötzlich verschwand das Gespenst vor seinen Augen so schnell, daß er kaum zu fassen vermochte, wie es so geschwind in den Boden gesunken sei, und schon im nächsten Augenblicke fühlte auch er den letzteren blitzschnell unter seinen Füßen weichen und wäre sicherlich hinabgestürzt, hatten seine Hände nicht eine Art Barriere vor sich erfaßt, an der er sich halten konnte; diese war an der sich senkenden Fallthür befindlich. Es kam ihm in diesem Momente, in dem ihm die Besinnung fast geschwunden war, vor, als fahre er in eine nicht unbeträchtliche Tiefe durch Rauch und Blitz. Er hatte die Augen geschlossen; als er sie

gleich darauf aber wieder aufschlug, indem er einen leisen Stoß gegen die Erde fühlte, blendete ihn ein helles auf ihn eindringendes Licht so, daß er nichts um sich zu erkennen vermochte. Es ergriff ihn Jemand am Arm und riß ihn einige Schritte von der Stelle fort, auf der er sich befand, er hörte das Geräusch der wieder hinter ihm in die Höhe fliegenden Fallthür, und als er endlich um sich zu blicken vermochte, gewahrte er sich in einem Zimmer von beträchtlicher Größe, das glänzend erleuchtet war durch von der Decke herabhängende Ampeln und Kerzen, welche man in Pyramidenformen an den Wänden befestigt hatte. In der Mitte dieses Gemaches, fast seine ganze Länge einnehmend, stand eine mit blauem Tuche bedeckte Tafel, an deren einem Ende drei auf Stufen erhöhte Sessel sich befanden; vor diesen letzteren standen auf dem Tische ein eisernes Crucifix, ein Todtenkopf und einige zum Handwerkzeuge der Maurer gehörige Instrumente; daneben lagen einige Bücher und Papiere.

Die drei Sessel waren von Männern eingenommen, die eine ähnliche, aber viel reichere Tracht, als der Magier, und vor dem Gesicht blaue Sammetmasken trugen. Außer ihnen und Clement befand sich Niemand in dem ganz mit blauem Tuche ausgeschlagenem Zimmer, an dessen Wänden man auch hin und wieder Maureremebleme und kabbalistische Zeichen wahrnehmen konnte. Aehnlich waren die Lokale ausgestattet gewesen, in denen Clement bisher schon ein paar Mal Sitzungen der Rosenkreuzer beigewohnt hatte, aber damals war ihm dies weniger feierlich erschienen, da er nicht auf so überraschende Weise in sie hineingekommen und dann stets in größerer Gesellschaft gewesen war; dennoch fiel es ihm nicht ein, sich zu fürchten, und ruhigen Blickes schaute er die unbeweglich dasitzenden drei Meister an, nachdem er sich, der Sitte gemäß die Hand auf das Herz haltend, drei Mal ehrerbietig vor ihnen verbeugt hatte.

— Im Namen des Lichts, der Freiheit und der Brüderlichkeit seiest Du gegrüßt, Bruder Ajas, begann der von den Dreien in der Mitte Sitzende, den ein an einem blauen Bande auf die Brust herabhängender glänzender Stern als einen der höchsten Obern des Ordens bezeichnete. Wir haben Dich hierher beschieden, weil Dir die Gnade zu Theil werden soll, Deine Befähigung für eine höhere Stufe der Erkenntniß und damit für die zweite Klasse unseres erhabenen Ordens durch eine Probe Deines Gehorsams, Deiner Verschwiegenheit, Deines Muthes und Deiner Einsicht an den Tag legen zu können. Erinnerst Du Dich des Eides, Bruder Ajas, den Du bei Deiner Aufnahme in diesen Bund geschworen hast?

Clement, der ein sehr ernstes Aussehen angenommen hatte, verbeugte sich tief und erwiederte dann:

— Ich erinnere mich seiner, und ich bin jeden Augenblick bereit, ihn zu wiederholen.

— Dieser Eid bindet für ewige Zeiten, bis weit über den irdischen Tod hinaus, erwiederte der Kophta. Was hast Du damals beschworen, Bruder Ajas?

— Unbedingten Gehorsam meinen Obern dieses Ordens, treue, unweigerliche und eifrige Erfüllung der mir werdenden Aufträge, und strenge Verschwiegenheit, antwortete Clement.

— Entsinnst Du Dich auch vollkommen aller Gesetze dieser Brüderschaft, die ein Jeder in sie Aufgenommene heiliger und unverbrüchlicher als die weltlichen zu halten beschworen hat? fragte der Kophta weiter.

Als Clement die Frage bejahte, fuhr der Kophta fort:

— Welch einer Strafe hast Du Dich freiwillig unterworfen, wenn Du den unbedingten Gehorsam nicht hältst, wenn Du einen Dir aufgetragenen Dienst nicht mit eigener Selbstverleugnung zum alleinigen Nutzen des Ordens erfüllst, oder wenn Du die Verschwiegenheit brichst?

— Dem Tode, entgegnete Clement fest und unwillkürlich düsterer vor sich hinschauend.

— Und Du schreckst nicht vor dem Auftrage zurück, der Dir werden soll, möge er sein, welcher Art er wolle? fragte der Kophta eindringlich. Du bist bereit, Dich nöthigenfalls dem Wohle des Ordens zu opfern, Deine Person,

Ehre, Religion, Alles was Dir theuer und werth sein mag? — Sprich es offen aus, Bruder Ajas, ehe das Wort über unsere Lippen gegangen ist, das Dich in die höheren Zwecke des Ordens einweihen kann; wenn Du Dich noch zu schwach fühlst, eine so erhabene Verpflichtung zu erfüllen, so sollst Du zurücktreten und wir werden dann einen Würdigeren an Deine Stelle berufen.

— Ich bin bereit, Alles zu thun, was meine Oberen zum Heile des Ordens von mir verlangen mögen, sagte Clement stolz, denn die letzten Worte des Kophta's, die Zweifel in seinen Muth setzten, haben ihn entschieden bewogen, den Auftrag zu übernehmen, dessen Tragweite er noch nicht ermessen konnte.

Der Kophta winkte jetzt Clement gebieterisch, näher zu treten und seine Hand auf das Crucifix zu legen, dann sprach er ihm einen Eid vor, der in den grauenerregendsten Ausdrücken die Verpflichtung enthielt, sich dem erhaltenen Auftrage unterziehen zu wollen. Clement sprach, innerlich schaudernd, aber äußerlich dieses Gefühl gut verbergend, den Eid Wort für Wort nach. Er empfand dabei ein unheimliches Vorgefühl, obgleich er sich damit tröstete, man werde nichts Großes von ihm verlangen und treibe jetzt eben solche Gaukelei, wie er schon oft davon Zeuge gewesen war, wenn es sich um kleinliche Angelegenheiten handelte. Als er geendigt hatte, sagte der Kophta mit erhobener Stimme:

— So hast Du Dich als ein treuer und zuverlässiger Geselle dieser großen Loge auf heiligem Grunde erwiesen, die da reichet von Osten bis Westen und von Norden bis Süden, die so hoch ist, wie der Himmel, und hinabgeht bis zum Mittelpunkt der Erde; so gehe denn hin im Namen des Lichts, der Freiheit und der Brüderlichkeit und sei gesegnet durch alle Zeiten, durch alle Welten und durch alle Winde, wirke mit Eifer und Gehorsam am Ehrenwerke, das Dir übertragen worden, und wenn Du zurückkehrst vor unseren Sitz, dann sollst Du den unsterblichen Lohn empfangen, der nur wenigen Deiner Brüder zu Theil wird, dann sollst Du ein Meister der Loge werden und weiter streben dürfen nach einem noch erhabeneren Ziele.

Er hatte diese Worte in sehr salbungsvollem Tone gesprochen, während er und seine Collegen sich erhoben und die Hände wie segnend gegen Clement ausgestreckt hatten; dieser erblickte dabei an einem Finger der rechten Hand einen großen schwarzen Ring und schauderte wieder leise, denn er kannte die Bedeutung dieses Ringes, daß er nämlich nach dem Gesetze des Ordens demjenigen Bruder zugesandt wurde, der irgend ein todeswürdiges Verbrechen gegen die Gesellschaft auf sich geladen hatte, daß hiermit sein Todesurtheil gesprochen war; er wußte zwar nicht, ob die Rosenkreuzer es wagen würden, ein solches Urtheil auszuführen, aber in diesem Augenblicke zweifelte er fast nicht mehr daran.

Indessen hatten sich die drei Obern wieder auf ihre Sitze niedergelassen und einer derselben winkte Clement, neben ihnen auf einem niedrigen, einfachen Sitze Platz zu nehmen; als dies geschehen, begann der Kophta in ganz gleichgültigem, kaltblütigem Tone:

— Bruder Ajas, mit Deinem weltlichen Namen Baron Clement von Rosenau genannt, Du wirst sofort bei dem Minister von Flemming, in dessen Diensten Du stehst, darum einkommen, mit Depeschen, die jetzt gerade an den sächsischen Minister im Haag gesandt werden sollen, dorthin geschickt zu werden; wir werden dafür sorgen, daß Du diesen Posten erhälst.

Clement staunte über die Bestimmtheit, mit der sein Oberer sprach, aber er schwieg; seine Verwunderung stieg, als derselbe fortfuhr:

— In Deinen Händen befindet sich ein Schreiben des kaiserlichen Generalfeldmarschalls Prinz Eugen von Savoyen, das Du erhieltest, als Du ihm den Antrag machtest, ihm Papiere Deines früheren Herrn, des Fürsten Ragoczy, auszuliefern. Du kennst demnach unzweifelhaft seine Handschrift genau?

Clement bejahte es und der Kophta der Rosenkreuzer nahm eines von den auf dem Tische liegenden Papieren und hielt es ihm mit der Frage hin:

— Kennst Du diese Handschrift?

— Es ist die des Prinzen Eugen, unbedenklich, erwiederte Clement.

— Und diese hier?

— Die des Ministers von Flemming, sagte Clement nicht ohne einiges Erstaunen, diese Handschriften hier zu sehen.

— Nun wohl, beide sind falsch, nachgeahmt, sagte der Kophta mit großer Ruhe, aber Du überzeugst Dich, daß sie sich nicht von den ächten unterscheiden lassen; desgleichen sind hier ebenso täuschend gefälschte Briefe des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und des Herrn von Grumbkow, beide Minister des preußischen Hofes; Du kannst Dich unbedenklich darauf verlassen, daß man diese Papiere für ächt halten wird. Aus Gründen, die Du noch nicht zu erwägen verstehst und die Dir vielleicht erst später einmal klar werden, wenn Du eine höhere Stellung in diesem Orden einnimmst, liegt uns nun daran, den Hof zu Berlin mit den Höfen zu Wien und Dresden zu entzweien, von dem erstgenannten aber auch Personen zu entfernen, die der Ausführung unserer Zwecke im Wege stehen. Dies auszuführen, wenigstens einzuleiten, ist Dein Geschäft, Bruder Ajas, und wir werden dafür sorgen, daß Du dabei so wenig Gefahr als möglich läufst.

Clement begriff den Sprecher noch nicht und starrte ihn verwundert an; er konnte sich wohl denken, daß den Rosenkreuzern an der Entfernung von einzelnen Personen, wo sie der Verbreitung ihrer eigenen Macht im Wege standen, etwas gelegen sein könne, und sicher war es, daß sowohl der König von Preußen selbst, wie Viele seiner Umgebung ihrem nachtheiligen Einflusse auf das Volk bisher mit vielem Erfolge entgegengewirkt hatten, denn nirgends hatte der Orden so wenig Macht und so wenige Anhänger, als in Preußen; weshalb aber Staaten entzweit werden sollten, wozu etwas beizutragen er gerade bestimmt war, das blieb ihm ein Räthsel. Er schreckte vor dem unzweifelhaft gefährlichen Ausgange zurück, aber er wagte jetzt nicht, offen zu widersprechen, denn er fühlte, daß, wenn die Rosenkreuzer so große, weitgehende Pläne verfolgten, sie auch eine Macht besitzen müßten, die er nicht geahnt hatte und die seine eigene Person, falls er sich nach dem ihm geschenkten Vertrauen und der Enthüllung eines solchen Geheimnisses weigern sollte, den ihm ertheilten Auftrag zu übernehmen, auf das Bedenklichste gefährdete. Daher beschloß er, zu hören, zu schweigen, sich vorläufig zu Allem bereit zu erklären und später ruhig zu überlegen, was er wagen und wie er sich sichern könne.

Der Kophta entwickelte ihm nun in beredter Weise seinen Plan und das Verlangen, das man an ihn stellte. Er sollte nämlich, mit den Aufträgen des Ministers von Flemming nach dem Haag versehn, um in Berlin unter einem officiellen Charakter auftreten zu können und daher glaubwürdiger zu werden, zuerst nach Berlin reisen und sich dort dem König selbst vorstellen. Diesem sollte er falsche Briefe des Ministers, des Prinzen Eugen, Grumbkows und des Fürsten von Anhalt-Dessau vorlegen, die diese Personen, sowie die Kabinette von Wien und Dresden verdächtigten; man baute auf den mißtrauischen und leicht zu leitenden Charakter Friedrich Wilhelms, ihm die Verleumdung glaubwürdig zu machen. Clement sollte sich dann in das Vertrauen des Königs stehlen, vielleicht gar einen Einfluß auf ihn gewinnen, der den Rosenkreuzern von Nutzen sein könnte, und endlich seinen Auftrag für erfüllt halten, wenn Grumbkow und Anhalt gestürzt wären, der Orden versprach ihm dafür, seine Sicherheit zu überwachen, versah ihn mit Geld, wogegen er bestimmt verlangte, Clement dürfe solches nicht von Friedrich Wilhelm als Belohnung annehmen, um diesen desto zuversichtlicher auf seine Uneigennützigkeit zu machen, und sicherte ihm endlich eine seiner Meisterstellen zu. Dies Alles trug der Kophta mit erschöpfender Beredsamkeit vor, erinnerte Clement an den geleisteten Eid und die Strafe des Meineides, und obgleich dieser noch vollständig unschlüssig über sein weiteres Verhalten war, blieb ihm nichts übrig, als seine Bereitwilligkeit zuzusagen.

Nach dieser ersten Eröffnung, die den Rosenkreuzern ganz befriedigende Folgen gehabt

zu haben schien, wurde Clement auf den nächsten Abend wieder an diesen Platz bestellt, um noch genauere Instructionen zu empfangen, und das was er zu seiner Sendung bedurfte, in Empfang zu nehmen; dann entließ man ihn. Die Meister erhoben sich wieder von ihren Sesseln und nahmen unter feierlichen Formen von ihm Abschied; plötzlich trat eine tiefe Finsterniß an die Stelle der glänzenden Erleuchtung, eine kalte Hand ergriff die Clements und leitete diesen, der von dem Gehörten sehr angegriffen war, durch eine lange Reihe von Gemächern, Corridors und Treppen, bis er endlich die kalte Nachtluft seine Stirn kühlen fühlte und sich allein in einer entlegenen, menschenleeren Gasse sah. Sein Kopf schwindelte, und nicht im Stande, einen klaren Gedanken zu fassen, eilte er in seine Wohnung, wo er sich erschöpft auf sein Lager warf.

Erst am folgenden Morgen fand er so viel Ruhe, über das Erlebte nachzudenken. Wie schon gesagt, begriff Clement die großen Pläne der Rosenkreuzer nicht, aber er zweifelte ebenso wenig, daß sie verbrecherisch seien und daß er sich unbewußt und unvorsichtig einer Gesellschaft angeschlossen habe, die mit den höchsten bestehenden Gesetzen im Kampfe lebte; er schwebte jetzt in der drohendsten Gefahr und unmöglich ließ sich dieser ausweichen, da sie von zwei Seiten kam. Andererseits aber regte sich auch eine gewisse Befriedigung, ein Reiz in ihm, der ihn den Rosenkreuzern ganz in die Arme trieb, glaubte er durch diese mächtige Brüderschaft, wenn es ihm gelang, einen höheren Platz in ihr einzunehmen, doch Alles erreichen zu können, wonach er schon lange strebte und was sich seiner Phantasie jetzt verlockender als je vorspiegelte; Reichthum, Wohlleben, Macht, seine Rache an Köpröly befriedigen zu können, standen vor ihm und die Meister hatten ihn ja fest versichert, er laufe gar nicht eine so große Gefahr, wenn er sich nach Berlin begäbe und dort das trügerische Spiel treibe, denn ihr insgeheim weiterreichender Arm werde ihn schützen. Endlich aber konnte dieses Spiel gelingen; ihm schien dies wahrscheinlich, wenn er an alles das dachte, was er von dem eigenthümlichen Charakter König Friedrich Wilhelms gehört hatte, und er traute sich eine hinlängliche Verstellungskunst und ein bestechendes Benehmen zu, das Gelingen des Vorhabens noch wahrscheinlicher zu machen. Triumphirte er aber wirklich, dann eröffnete sich ihm ein weites Feld für die Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner anderen Leidenschaften, die auf Clement einen überaus mächtigen Einfluß übten, da er sich ihnen in den letzten Jahren vollständig hingegeben und ganz ihr Sclave geworden war. Gegen diese lockenden Aussichten hatte er nicht viel mehr zu verlieren, sagte er sich, und was seine Gewissensbedenken anbetraf, so ließen sich diese bald dadurch zum Schweigen bringen, daß er ihnen die Nothwendigkeit entgegenstellte, den Rosenkreuzern fortan ganz angehören zu müssen, wollte er nicht ihre Rache auf sich ziehen und aller Aussicht nach, derselben unterliegen.

Unter solchen Umständen stand also bald sein Entschluß fest, sich am Abende wieder zu den Ordensmeistern zu begeben und ihnen dieses Mal mit der ernstlichen Absicht, ihrem Rathe und Wunsche zu folgen, zuzuhören. Clement hatte sich dies vorgenommen, aber doch schlug sein Herz der Zukunft bang entgegen denn wenn sie ihm auf der Seite auch die höchsten Ehren zeigte, so ließ sich das Bild des Hochgerichts, das auf der anderen Seite drohend und warnend stand, doch nicht ganz verdrängen.

5.

König Friedrich Wilhelms Getreuen täuschten sich nicht ganz, wenn sie ein Gefühl in ihm erwacht glaubten, dessen man bis dahin den kalten, ernsten Monarchen gar nicht für fähig gehalten hatte. Man dürfte die in dem Herzen des Königs vorherrschende Empfindung für Emma, kaum mit dem Namen „Liebe" bezeichnet haben, denn jede heiße Leidenschaftlichkeit ging ihr ab und sie beschränkte sich vorläufig nur auf ein unbegränztes Wohlgefallen, das er an dem

Märchen fand, begleitet von einer fast schwermüthigen Sehnsucht, sie wiederzusehen und zu sprechen; seine Wünsche und Absichten in Bezug auf sie waren noch vollständig formlos und er selbst hätte es sich am allerwenigsten gestanden, daß er, der niemals in seinem Leben ein größeres Interesse an einem Weibe als an dem kleinsten Manne seines Leibgrenadier-Regiments genommen, jetzt verliebt sei. Indessen erriethen ihn Grumbkow und der Fürst von Anhalt, sowie Craup vollkommen richtig, und Eversmann, der schlaue Spion des ersteren, fand schon am anderen Morgen Gelegenheit, seine Annahme bestärkt zu finden.

Wie immer, erhob sich auch an diesem Tage der König schon um fünf Uhr Morgens und las dann, nachdem er ein leichtes Neglige übergeworfen hatte, ein Kapitel aus einem Gebetbuche. Eversmann konnte es nicht entgehen, daß er obgleich heiter aufgewacht, schnell von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen zu werden schien, die ihn verstimmen oder wenigstens nachdenklich machen mußte, denn er sprach wenig und war bei seiner gottesfürchtigen Andacht so zerstreut, daß er oft zwei Blätter des Buches auf einmal umschlug, ohne es zu merken. Eversmann hütete sich, ihn in dieser Laune mit Fragen zu belästigen, die doch schwerlich eine genügende Erwiederung gefunden haben würden, und begnügte sich, ihn stumm, aber scharf zu beobachten.

Während des Ankleidens und während er seinen Kaffee nahm, empfing der König von dem diensthabenden Kabinetssekretär die im Laufe des vergangenen Tages eingegangenen Bittschriften und pflegte dann in kurzen Worten seine Erwiederung darauf sogleich zu befehlen. Dies geschah auch heute, aber Friedrich Wilhelm schien nur mit halbem Ohr zu hören, was Jener ihm vortrug, denn, was sonst nie geschah, er verwechselte ein paar Mal die Angelegenheiten der Bittsteller und verfügte so verkehrt, daß ihn der Sekretär heimlich verwundert anblickte und Eversmann sich eines Lächelns nicht enthalten konnte; auch kürzte er dieses Geschäft bedeutend ab, so daß seine einfache Toilette noch nicht beendet war, als er den Sekretär fortschickte.

Eversmann war mit ihm allein geblieben und brannte schweigend die zierlichen militairischen Locken, um sie dann sorgsam einzupudern.

— Er spricht ja heute kein Wort Eversmann, sagte der König nach einer langen Weile unmuthig.

— Majestät sind heute so verdrießlich, daß ich mir fürchte, erwiederte der Angeredete mit der ihm stets gestatteten dreisten Vertraulichkeit.

— Er ist ein Narr, wenn Er das glaubt; aber brenne Er diese Locke etwas sorgfältiger kraus und schiebe Er sie mehr von der Stirn zurück, denn so, wie Er sie anlegt, macht sie mich um zehn Jahre älter, brummte der König. Gebe Er mir auch nachher den zweitbesten Rock und den neuen Hut, Eversmann. Sage Er mir einmal aufrichtig, sieht man mir wohl an, daß ich noch nicht in das dreißigste Jahr getreten bin?

— Majestät sehen noch viel jünger aus, wovon Sie sich durch einen Blick in jenen Spiegel selbst überzeugen könnten, und wenn Majestät nicht aus Grundsatz so kalt und abstoßend gegen die Damen wären, so — —

— Bin ich das, Eversmann? Ja, Er hat recht, aber es ist dies so eine rauhe Soldatenmanier, die nicht bös gemeint ist.

Der König schwieg wieder nachdenklich und für diesen Morgen war es mit seiner Unterhaltung und den Schlüssen, die der Kammerdiener daraus zu ziehen gehofft hatte, vorbei. Als er angekleidet war, nahm er die Meldungen der höheren Offiziere an, die sich jeden Morgen zum Rapport einfanden, und um zehn Uhr begab er sich zu der Parade, bei der er, wie immer, mit ganzer Seele war, denn es war wohl schwerlich eine Neigung ausfindig zu machen, die ihn tiefer ergreifen konnte, als die für seine Truppen.

Der Fürst von Anhalt und Grumbkow konnten deshalb trotz ihrer spähenden Blicke keine Veränderung in seinem Wesen bemerken und Beide würden sich für vollständig getäuscht gehalten haben, hätte sich nach ihrer Heimkehr

nicht Eversmann bei ihnen eingefunden, seine heutige Unterredung mit dem Monarchen getreulich zu berichten. Man berathschlagte nun erstlich, eine Gelegenheit herbeizuführen, die den König von Neuem mit Emma von Marschall zusammenführte, und Grumbkows Idee, in seinem eigenen Hause einen Maskenball zu arrangiren, fand endlich trotz der Einwendungen des Fürsten von Anhalt, wie sehr Friedrich Wilhelm solchen Vergnügungen abgeneigt sei, Gehör. Grumbkow meinte, dies sei unbedingt das erfolgreichste Mittel, er selbst wolle es übernehmen, die Erlaubniß des Königs dazu zu erhalten und ihn zu vermögen, unerkannt dort zu erscheinen, wo ihn Niemand vermuthen würde, endlich werde sich auch eine Gelegenheit finden, ohne Gefahr Emma davon in Kenntniß zu setzen, was man mit ihr vorhabe, und er zweifelte nicht, die weibliche Eitelkeit werde sie vermögen, alle ihre Reize zur Eroberung des Königs spielen zu lassen.

Das Schwierigste an diesem Plane war unbedingt, Friedrich Wilhelm selbst dafür zu gewinnen, aber Grumbkow rechnete auf seine Leidenschaftlichkeit und stand nicht an, den Versuch sogleich zu wagen. Er nahm die erste Gelegenheit, als er sich mit ihm am Nachmittage allein befand, wahr, mit seiner Absicht herauszurücken und lebhaft zu schildern, welchen Reiz es dem Könige gewähren müsse, mit den einzelnen Persönlichkeiten des Hofes zu sprechen, ohne daß diese eine Ahnung von seiner Anwesenheit hätten.

— Das ist ein unchristliches und obenein kostspieliges Vergnügen, erwiederte der Monarch ziemlich unfreundlich, aber Grumbkow entging es nicht, daß er sich dem angeregten Gedanken doch schweigend hinzugeben schien und ihm nicht so abgeneigt war, als er es aussprach. Er fuhr daher mit seinen Bitten fort und erhielt endlich die Erlaubniß des Königs unter der Bedingung, daß Niemand anderes eingeladen würde, als die höchsten Staatsbeamten, unter denen natürlich der Minister von Marschall nicht fehlte, und die Offiziere des Leibgrenadier-Regiments und des Regiments Gensdarmen.

— Und Euer Majestät werden die hohe Gnade haben, diese Gesellschaft auch mit Höchstdero eigener Person zu beehren? fragte der Feldmarschall mit stummen Triumphe.

— Wo denkt Er hin, Grumbkow? erwiederte der König, anscheinend unwillig. Macht Ihr meinetwegen Eure Narrenstreiche, aber lasse Er mich damit zufrieden.

Allein Grumbkow wußte doch, der König werde kommen und beabsichtige wohl nur, auch ihm selbst unbekannt zu bleiben, weil er eine Entdeckung seiner Anwesenheit fürchte; er war überzeugt, er würde nie seine Erlaubniß zu der ihm sonst so verhaßten Vergnügung gegeben haben, wenn ihn nicht die Aussicht dort heimlich mit Emma von Marschall zusammenzutreffen selbst reizte.

Die Vorbereitungen zu dem ungewöhnlichen Feste wurden getroffen und blitzschnell durchlief die Nachricht davon den ganzen Hof, der nicht fassen konnte, daß der König es stillschweigend geschehen ließ oder gar billigte; allgemein versprach man sich viel von diesem lang entbehrten Genuß und die Damen, sowie die Hofkavaliere und eingeladenen Offiziere sprachen von nichts Anderem, als den Masken, die sie zu wählen gedachten, und dem Vergnügen, das sie zu finden hofften; Niemand ahnte den tiefen Grund dieser Veranstaltung und die Meisten bekümmerten sich auch nicht darum.

Ebenso freudig, wie von den Uebrigen, wurde die Aussicht auf das bevorstehende Fest auch von Emma und Dumoulin begrüßt, denn sie glaubten eine neue Gelegenheit zum ungestörten Zusammensein zu finden, und daß dieses unter den Augen des strengen Vaters stattfinden sollte, hatte seinen besonderen Reiz für sie. Dumoulin erhielt nach Potsdam ein Billetchen von Emma, worin diese ihm mittheilte, daß sie die Maske einer Orientalin wählen werde; er benachrichtigte sie gleichfalls, daß er als Ritter des Templerordens erscheinen wolle; die beiden Liebenden konnten sich also unmöglich verfehlen.

Der Abend des Festes kam heran und vor Grumbkows Hause wogte ein buntes Menschengewühl, das neugierig auf die hellerleuchteten Fenster und die ab- und zurollenden

Equipagen, welche die Gäste herbeiführten, schaute; in den oberen Räumen des Hauses tönte lustiges Trompetengeschmetter und lud zum Tanze ein. Eine Menge von Gästen in den abenteuerlichsten Kostümen bewegte sich in den geräumigen, festlich geschmückten Sälen und es herrschte eine ungebundene Fröhlichkeit, der man sich, die Maskenfreiheit benutzend, gern hingab, denn ein Fest wie das heutige war eine Seltenheit für den Berliner Hof, der sich bei ähnlichen Gelegenheiten stets in der steifen und langweiligen Etiquette bewegen mußte.

Emma von Marschall war in dem ihrem Geliebten heimlich angegebenen Kostüm am Arm ihres Vaters, der einen einfachen schwarzen Domino trug, auch bereits erschienen; die fremdartige Tracht kleidete sie reizend, und wer die schöne, biegsame Figur sah, mußte errathen, daß unter der schwarzen Sammetmaske ein ebenso liebliches Gesichtchen versteckt sei. Ihre Blicke suchten, ängstlich forschend, den Templer mit dem weißen Mantel und schwarzem Kreuze darauf; ehe sie ihn aber gefunden hatte, fielen sie mit Erstaunen auf eine Gestalt, die sowohl in Haltung wie Bewegungen, und sogar mit unbedeutenden Abänderungen im Kostüm, der ihrigen zum Verwechseln glich. Emma wußte nicht und konnte nicht errathen, wer jene Dame sei, aber ihre Wahrnehmung beunruhigte sie, denn sie fürchtete, Dumoulin könne, von einem sehr erklärlichen Irrthum befangen, zu Jener Worte sprechen, die ihr Geheimniß verriethen; sie mußte diesem zuvorkommen und achtete genau auf jeden Eintretenden, um den Geliebten rechtzeitig warnen zu können. In der That gelang ihr dies auch, denn Dumoulin war, als er erschien, nicht zu verkennen, und bald sahen sich die Liebenden im flüchtigen Tanze vereinigt, der sie schwebend über den parquettirten Fußboden fortführte. In dem allgemeinen frohen Gewühle konnten sie sich ohne Bedenken ganz dem Glücke ihres Zusammenseins hingeben und Beide waren von der heitersten Freude beseelt.

Emma hatte sich nach dem Tanze wieder auf ihren Sitz niedergelassen und auf ihre eigene ängstliche Aufforderung, sie eine Weile zu verlassen, um nicht den Verdacht des beobachtenden Vaters zu erregen, hatte sich Dumoulin von ihr entfernt. Fast erschrocken fuhr sie zusammen, als sie plötzlich leise ihre Hand ergriffen fühlte und beim schnellen Aufsehen ihr Blick eine in ihrer Maske abscheuliche, gebückte alte Frau fiel, deren Kostüm das einer vagabondirenden Zigeunermutter war.

— Laß mich Deine Hand sehen, wunderschönes Kind, redete sie die Alte in flüsterndem, rauhen Tone an; ich verstehe das Schicksal aus ihren Linien zu lesen und möchte Dir das Deinige prophezeihen, wenn Du mich zum Lohne mit einem Deiner freundlichen Blicke bedenkst.

Das junge Mädchen fühlte sich von der ganzen Erscheinung der Alten und ihrem Tone so unangenehm berührt, daß sie fast vergaß, es handle sich nur um einen Scherz, und ihr ängstlich die Hand zu entziehen strebte; aber die Zigeunerin hielt diese fest und flüsterte weiter:

— Sei nicht unwillig über mich alte Frau, Goldkind; ich denke, ich werde Dir Manches sagen können, was Dich erfreut, und Du wirst Dich meiner dereinst noch erinnern.

Ehe Emma es hindern konnte, denn sie war durch den für einen Maskenscherz gar zu ernstem Ton der Alten unwillkürlich betroffen und abergläubig ernst gestimmt, hatte diese den feinen Handschuh von ihrer Hand gestreift und blickte lange aufmerksam in deren innere Fläche.

Fortsetzung folgt.

Liebe, Hoops und Sammetschuhe.

(Für die Deutschen Volksblätter bearbeitet.)

Baumwoll = Sammet = Schuhe vom reichsten Gewebe, mit Patent=Leder besetzt, und kosten nur einen Dollar. Das heiß ich einen guten Handel! —

Ich kaufte sie in einem Store, in welchem ein Testamentsvollzieher ausverkaufte, um einen Geschäftsabschluß machen zu können. Der Verkäufer versah sie mit Bindbändern, wickelte sie großmächtig in feines, weißes Papier, und gab mir noch die tröstliche Versicherung in den Kauf, daß der Mann, dessen Geschäfte er jetzt abwickle, anderthalb Dollar en gros dafür bezahlt habe. Ich war überglücklich, das zu erfahren, denn ich bin ein Mann, der nicht oft in der Lage ist, eine solche Summe zu seinem Vergnügen ausgeben zu können.

Wenn es mir daher gelingt, ein Glück, das zwölf Schillinge unter Brüdern werth ist für einen Dollar zu erstehen, so bin ich dabei ebenso zufrieden als ein Mann welcher zehn Dollars ausgibt und sich nur für zehn Schillinge Vergnügen dafür einhandelt.

Zu den Sammet = Schuhen aber kam ich auf folgende Art: Ich hatte während des letzten Monats von meinem Gehalte als Buchhalter in dem großen Handelshause Futtock, Stenson und Co. die Summe von zehn Dollars, alle meine andern Ausgaben abgerechnet, erübrigt. Die Hälfte meiner Monatsersparnisse sollten, wie ich mit meinem Weibchen ausgemacht, der Beschaffung eines kleinen „Schutzdaches" wie wir das spaßhaft nannten, geweiht werden. Es war das ein weiser Luxus, den wir uns erlaubten, in Rücksicht auf alle die „Regentage", an welche ein Mann, der einen Gehalt bezieht, bei Zeit denken muß. So wanderten also fünf von den Zehn in die Sparbank. „Wie sollen wir nun den Rest aufs Klügste verwenden? sagte ich zu meiner Frau. Sie ließ ihre lieben, freundlichen Blicke prüfend im Zimmer umher schweifen, bis sie sich auf meine Stiefel senkten.

„Das Leder an Deiner Fußspitze hier", sagte sie zärtlich, „sieht verhängnißvoll aus; es wird platzen, ehe acht Tage um sind."

„Bewahre! Was denkst Du?" rief ich, und legte den bezeichneten Fuß übers andere Knie, um den angehenden Invaliden zu untersuchen. War nun der Stiefel etwas zu enge gewesen, oder hatte ihm der Gebrauch während eines ganzen Jahres zu wehe gethan, oder war Beides der Grund, kurz, das Sohlleder war vom Oberleder etwas losgerissen und aus der zu frühzeitigen Oeffnung blickte einer der letztgestrickten Socken von der Hand meines Weibchens hervor.

„Wahrhaftig," sprach ich, „da sieht's allerdings schlimm aus."

„Daß ich nicht wüßte!" entgegnete Frau Schafwoll, freundlich lächelnd. Ich halte das für einen Wink des Schicksals. Längst bedürftest Du eines Paares neuer Halbstiefel oder starker Schuhe, und, wer weiß, wann Du dazu gekommen wärest ohne diesen Riß! **Nie** willst Du Etwas für **Dich** kaufen. Sei nun so gut, wenn Du morgen Abend von der „Office" heimkehrst, irgendwo vorzusprechen und Dir ein Paar doppelsohlige Halbstiefel zu kaufen; diese hier aber lasse Dir vorschuhen. Für die großen Spaziergänge die wir nächstes Jahr, wenn Du von deinem Principal Urlaub erhälst, auf dem Lande machen werden, sind sie dann gerade recht."

„Sag doch nicht daß ich niemals Etwas für **mich** kaufe. Wann hast **Du** Deinen letzten Hut bekommen, meine Theure? — doch Dir zu Gefallen will ich die Stiefel kaufen." Mit diesen Worten küßt' ich mein Lammswollchen auf beide Wangen und da es gerade eilf schlug, so schickten wir uns an, zu Bett zu gehen. — —

Das erste Ding, was mir am nächsten Morgen auffiel als ich die Augen aufschlug, war eine Partie „Hoops" die an einem Nagel in der Nähe des Fensters hingen. Wenn man so plötzlich aufwacht, weiß man im ersten Augenblicke nicht recht was man thut, und schon wollt' ich, dem ersten Eindruck folgend, ausrufen: „Aber, beim Cerberus, wie sehen

diese „Hoops" aus!" als ich mich noch zur rechten Zeit der neben mir schlummernden Gattin erinnerte und mich in die Zunge biß. Ich hielt den Ausruf nicht deshalb zurück weil es mir überhaupt unnatürlich schien daß meine Gattin Hoops trage, nicht deshalb weil sie dieselben Nachts nicht mit ins Bett nahm, sondern weil sie ein so gar absonderliches Aussehen hatten. Ich schlüpfte aus dem Bette, nachdem ich den Vorhang nur ein klein wenig zurück geschoben, stellte mich so, daß das Tageslicht nicht auf die noch Schlafende fallen konnte, und begann nun, die „Luftigen" einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Ich gestehe, daß ich an dem ganzen Apparat keine Rippe fand, die nicht irgendwo gebrochen war. Die Reife hatten sich alle in Vielecke verwandelt, und an jedem Winkel war ein „Verband" angelegt, entweder mit Bindfaden oder feinem weißen Nähfaden befestigt, an einer Stelle aber, wo der Bruch besonders gefährlich gewesen, waren die Gliedertheile regelrecht geschient — wie der Doctor sagen würde — aber der Stahl drang durch die Haut, so sehr sich auch das arme, kleine Weibchen abgemüht hatte, ihn mit feinem Draht in der gebührenden Lage zu erhalten. Wahrlich, die Augen wurden mir feucht beim Anblick dieser Hoops meiner Ehehälfte.

Wann hatte sie diese Schrecklichen gekauft? Ich rechnete an den Fingern nach und fand aus, daß es wenigstens vor sechs Monaten gewesen sein mußte. War es doch die altmodische Champagnerglas = Form, und ich fühlte wohl, daß Frau Lammswolle, hätte sie nicht mich armen Buchhalter geheirathet seitdem wohl zwei neue, bessere Schwellmaschinen gekauft haben würde. Ach, ach! —

Aber ich faßte mit diesem Seufzer meinen Entschluß und kleidete mich an. Ich wickelte das ruinose Stiefelpaar in ein Papier, das ich mit Bindfaden festschnürte. Ich zog mein bestes Paar an für meinen heutigen Gang nach der Stadt, und steckte ein Fünfcent-Stück in die Westentasche, um die „Cars" zu bezahlen, damit die schönen Glanzledernen geschont blieben.

Als ich diesen Abend vom Geschäft heimkehrte, mußte ich zu Fuße gehen, denn ich wollte ja beim Schuhmacher vorsprechen. Ich trat an einen Laden heran, welcher von oben bis unten von Gasflammen strahlte, und den aus der verhältnißmäßig dunklen Seitenstraße Tretenden hätte blenden müssen, wäre dieser nicht durch ungeheure „Bills" mit denen die Scheiben bedeckt waren, vor völligem Erblinden geschützt worden.

„Weit unter dem Kostenpreise!" — Mit ungeheurem Verluste hingegeben!" Ganz bestimmt nur noch Drei Tage, da der Rest der Waaren sodann durch öffentliche Versteigerung verkauft wird. „Jetzt ist die Zeit, mit unerhörtem Nutzen zu kaufen." — So lauteten einige der mit Riesenbuchstaben gedruckten Schauzettel. Als ich sah, daß es ein Schuhladen war trat ich ein, und nach gründlicher Untersuchung aller möglichen Artikel entschloß ich mich zum Kaufe des bereits erwähnten Paares — der Sammet = Schuhe, Preis $1,00 anstatt daß ich fünf Paare derselben für fünf Dollars nahm, was ich zuerst, verlockt durch die ungemeine Billigkeit und das zureden des Ladendieners, thun wollte.

Mit diesen Schuhen in der Tasche trat ich wieder hinaus in die Dunkelheit und steuerte meiner Wohnung zu. Am ersten Store, wo Damen=Putz zu haben war, blieb ich stehen und trat nach kurzer Ueberlegung ein.

„Welches sind Ihre besten Hoops?" sagt' ich entschlossen zu der jungen Dame, welche hinter dem Ladentische stand. (Ich erwähne die Entschlossenheit, weil es mich nicht wenig Ueberwindung kostete, diesen Gegenstand zu verlangen — denn es sieht doch etwas komisch aus, wenn ein Mann nach Hoops verlangt, anstatt daß er in irgend einem Witzblatt sein Salz über dieselben ausgleßt.)

„Wir haben alle Arten, Sir," sagte die Dame mit einer höchst wichtigen Miene. Und nun begann, als ob das mir gegenüber irgend etwas genützt hätte, eine Litanei von Kunstausdrücken, die in einem Tone abgeleiert wurden, ungefähr, wie ein Kreisel abschnurrt: „Schmidt's schnellwindige, Pudelberger's unübertroffene stahlgepanzerte, Tomkins große hintenselbstbewegende, Lappenhausens Band=

würmer, Stolzhammers elastische, Peddies —

„O halten Sie ein," rief ich aus, „ich will von Peddies nehmen." „Ich hörte meine Frau sagen, daß diese ganz unübertrefflich seien und aus dem besten Fabrikhause New-Yorks kommen. Das Mädchen langte mir nun ein Unterröckchen mit dreißig Reifen nach der neuesten Mode herab, packte sie mit einem geschickten Handgriffe in ein kleines Bündel zusammen und wickelte sie in Papier, ich aber legte drei Dollars auf den Tisch und trat, mit dem kostbaren, allverlangten Gegenstand unter dem Arm abermals meine Wanderung an. Noch einmal hielt ich an, um die bewußten Stiefel der zarten Sorgfalt eines Schuhflickers zu übergeben, und kam endlich mit meinen zwei Packeten glücklich nach Hause.

Meine Frau empfing mich an der Thüre mit dem gewöhnlichen Willkommskuß, der jedoch heute dreimal so herzlich war, als gewöhnlich, weil sie fühlte, daß ich Etwas unter dem Arme trug und hoffte, daß ich den von ihr gewünschten Einkauf gemacht hätte.

„So bist Du denn doch ein braves Männchen, Karl, und hast die Stiefel gekauft, wie ich Dich gebeten?"

„O ein herrliches Paar," erwiederte ich ausweichend. Die niedlichsten Dinger die ich je gesehen.

„Bravo, bravo! Laß mich nur gleich sehen!"

„Entschuldige mich nur bis morgen frühe, meine Liebe. Es ist das nur so eine kleine Eigenheit von mir; Du wirst dann meine Gründe rechtfertigen."

Die Gattin machte eine nicht vergnügte Miene, antwortete aber doch freundlich: „Gut, gut, Carl! aber sei versichert, länger als bis morgen frühe laß' ich meine Neugierde nicht bändigen."

Als wir diesen Abend zu Bette gegangen waren, stellte ich mich schlafend, sobald es nur einigermaßen natürlich aussah. Frau Lammswolle aber folgt als getreues Weib ihrem Gatten in Allem, was recht ist, und schläft nie ein, eh' ich ihr nicht mit gutem Beispiel vorangegangen.

Es ist vielleicht hier nicht am Platze zu sagen, wie das so geworden, aber ich kann es mir nicht versagen.

Jedermann weiß, wie in dem schrecklich harten Herbst von 1857 kein Clerk in ganz New York seiner Stelle irgendwie sicher war, und so lebte auch ich in Angst, meinen Platz bei Futtock, Stemson & Co., zu verlieren. Wenn die Firma auch die Crisis überdauerte, so hatte sie doch große Mühe, den schweren Druck der Verhältnisse zu ertragen. Tag für Tag wurde der Gehalt dieses oder jenes Clerks beschnitten, dieser oder jener neue Mann entlassen, weil das Geschäft auch die kleinen Gehalte nur mit größter Mühe aufzubringen vermochte. Naher und näher sah ich das Schicksal auch an mich herantreten, und mit schweren Seufzern rechnete ich lange Columnen schlimmer Schulden zusammen, die wie Zentnergewichte auf mir lasteten, wenn ich bedachte, daß sie mich noch vor Sonnenuntergang von meinem Buchhaltertbron stürzen, oder das Feuer des heimischen Heerdes verlöschen konnten, an welchem jetzt die theure Lebensgenossin die Fersen meiner vorjährigen Socken ausbesserte. Doch Tag nach Tag ging zu Ende und Herr Futtock gab mir keine Andeutung zu Gehen. Ich aber verschloß still in meinem Herzen die Sorgen die mich drückten, um meiner kleinen Frau nicht unser bescheidenes Abendessen zu verbittern.

So sagt' ich allerdings nichts, aber ich dachte desto mehr darüber nach. Drei Wochen lang konnte ich jede Nacht wenigstens während vier Stunden nicht schlafen, allein ich dachte nicht, daß meine Frau das Mindeste davon gemerkt hätte. Ich glaube selbst Major Wood, Mr. Brady oder der schlaueste Mann in New York hätten unter meinem Glück verkündenden Aeussern kein Unheil ahnen können. Nach und nach legten sich jedoch die Gefahrdrohenden Stürme und die Wogen beruhigten sich am Ufer der Firma Futtock Stemson & Co., indem ihre Wasser nicht ganz bis an den Fuß meines Schreibtisches reichten. Als wieder zwei oder drei der früheren Clerks in's Geschäft eingetreten waren und der Markt allmäliq stetiger wurde, fühlte ich mich in meinem Innern so

beruhigt und glückselig, daß ich eines Abends ganz freudetrunken nach Hause lief und mein so lange bedrängt gewesenes Herz vor der theuren Gattin entlastete.

„Und Du dachtest, ich hätte während dieser ganzen Zeit nichts davon bemerkt, liebster Carl?" fragte sie.

„Du, meine Beste?"

„Ja, ich. Ich hätte Dich nicht sollen seufzen hören, sobald ich Dir den Rücken gewendet hatte; ich hätte nicht sehen sollen, daß Du mich glauben machen wolltest, Du stiegest in die Cars, sobald Du um die Ecke der Mercerstraße wärest, was Du doch nicht thatest, um die fünf Cents zu sparen; ich sollte nicht bemerkt haben, wie Du Nachts zehn Mal Dein Kopfkissen schütteltest und Dich im Bette schlaflos wälztest, und — und — — — O lieber Carl, versuche nie mehr einen Kummer vor Deinem aufmerksamen kleinen Weibe zu verbergen!"

Und Frau Lammswolle brach in Thränen aus und hing sich zärtlich an meinen Nacken.

Eine der großen Folgen jener Crisis, deren selbst in der „Handelszeitung" keine Erwähnung geschah, ist die, daß meine Frau seit jener Zeit nie ihre Augen schloß, ehe sie mich im tiefen Schlafe aufathmen hörte. Ich will dadurch nicht mit einer Umschreibung sagen, daß ich schnarche; denn ich wurde so gut erzogen, daß ich weder trinke, noch schwöre, noch sonst derartige schreckliche Dinge thue.

Doch kommen wir zu den Sammetschuhen zurück.

Nachdem ich mich eine halbe Stunde lang schlafend gestellt hatte, war ich überzeugt, daß meine Frau wirklich schlief, und ich verließ das Bett aufs Vorsichtigste. Ich schlich zu dem Nagel, wo die ruinosen Hoops in der letzten Nacht aufgehängt waren; aber heute fand ich sie nicht an ihrem Platze. Meine Frau hatte wohl durch irgend einen Zufall deren schreckliches Aussehen selbst wahrgenommen, und wollte sie keiner — zweiten — Inspection von meiner Seite aussetzen. Ich tappte nun nach einem der Stühle über welchem die zusammengefallene Puppe, gebildet von den Röcken meiner Frau hing, und zog unter denselben das schiffbrüchige Stahlgewand hervor, das hier so schön mit all seinen Sünden versteckt war. Ich steckte den neuen dreißig-reifigen Perdie-Hoops an dessen Stelle, und musterte nun die Aussenseite der Gewänder bei dem schwachen Mondlicht, welches durch einige Ritzen unserer nicht ganz geschlossenen Jalousien fiel, um zu sehen, um wie viel herrlicher sich nun die Aussenseite meiner Frau der Menschheit darstellen werde.

Bezüglich der alten Hoops folgte ich nicht sogleich meinem ersten Impulse, dieselben ins nächste Kamin zu werfen, um sie so für immer unmöglich zu machen; ich band sie im Gegentheile, ganz nach dem Beyspiele der Ladenjungfer, so gut als möglich zusammen, trug sie ins nächste Zimmer, machte hier Licht, und schrieb folgende Zeilen auf das Papier, in welches ich sie gewickelt hatte:

„Eine Partie Hoops, die mein theures Weib sechs volle Monate hindurch getragen. Sollte es der Vorsehung gefallen, mich vor ihr ins Jenseits abzurufen, so ist es mein Wunsch, daß sie dieses Packet aufbewahre, und es manchmal betrachte als ein werthes Denkmal jener zärtlichen Bewunderung, mit welcher ihr liebender Gatte, so lange er mit ihr verbunden war, jene Eigenschaften der Klugheit, des Scharfsinnes, der Sparsamkeit und Selbstverläugnung anstaunte, welche sie an diesem Modeartikel durch ihre geduldig nachhelfenden Hände in so glänzender Art bewährte.

Sollte sie selbst aber, unglücklicher Weise, ihren Geist zugleich mit dem meinigen aufgeben, so vermache ich dieses Legat meinen Erben als ein charakteristisches Merkmal eines edlen, opferfähigen Weibes. Ich verlange, daß diese Hoops als eine Familien-Reliquie auf ewige Zeiten in Ehren gehalten, und nie zerstört werden, wie sehr auch vielleicht, wenn sie einmal aus der Mode gekommen, die Bosheit einfältiger Zeitungsschreiber über diesen der Schönheit und Gesundheit so zuträglichen Artikel herfallen mag.

„Das süße Angedenken des Gerechten
„Soll blühen — was die Nachkommen
auch von Hoopsen dachten!

Jno Lammswolle."

Des Dichters Worte fielen mir nicht ganz genau bei, wie ich es wünschte. Ich fürchte die zweite Zeile hat zu viele Füße, aber ich habe schon Gedichte in' meiner Knabenzeit von einem Dichter „am See" gelesen, die oft im selben Metrum geschrieben waren. Vielleicht ist der zweite Vers ein sogenannter „Alexandriner," wahrscheinlich von Alexander dem Großen erfunden. Ist es so, dann ist Alles in Ordnung. Es ist damit jedenfalls meine Ansicht ausgesprochen, und mehr wollte ich nicht.

Nachdem ich das Packet auf diese Art an die Nachwelt verwiesen, wenn ich so sagen darf, hing ich es an den höchsten Nagel des dunkelsten Closets, wo es unsere Erben, wenn sie sich auf einen Stuhl stellten, finden sollten. Sodann wickelte ich die Sammtschuhe aus dem Umschlag, und stellte sie im Schlafzimmer gerade vor den Stuhl, von welchem wie gewöhnlich, meine Alltagsbeinkleider herabhingen, worauf ich mich wieder so leise als möglich, ohne den Schlaf meiner Frau im Geringsten gestört zu haben, zu Bett legte. Am Morgen war ich sehr frühe wach, stellte mich aber schlafend, damit meine Frau zuerst aufstehen und sich ankleiden sollte, während ich jede ihrer Bewegungen und Mienen beobachten konnte. Sie sah nach mir, als sie ihre Augen aufschlug, und da sie mich noch tief schlafend glaubte, sprach sie zu sich selbst:

„Guter Karl! Wie müde er gestern geworden ist!" und sie schlich aus dem Bett so still wie ein Mäuschen. Unterdessen lugte ich scharf aus, und konnte Alles durch die Augenlieder sehen, was vorging.

Als sie nach ihren Hoops griff, welche während der letzten sechs Monate so erbärmlich, so sehnlich einer Ausbesserung harrend, dagelegen hatten, als sie nach denselben griff, um hinein zu schlüpfen, warf sie schnell einen zweiten Blick nach mir, und im Augenblick waren meine Augen fest geschlossen. Und nun streifte sie zweifelnd die Kleider über das vermeintlich schadhafte Gerippe zurück.

Das beste Kunststück des geübtesten Taschenspielers hätte keine größere Wirkung auf die gute Gattin hervorbringen können, als diese Verwandlung. Keine größere? Was sag' ich! — Fünfzig Mal größer war ihre Ueberraschung bei diesem Anblick, und ich fühlte mich elektrisirt vom Scheitel bis zur Zehenspitze im Gefühle, selbst der Zauberer zu sein. Meine Frau riß die lieben blauen Augen auf, so weit es ihr möglich war. Sie hielt den dreißig-reifigen auf Armslänge von sich und zählte seine weichen, weißen vollkommen kreisförmigen Rippen eine nach der andern mit ihrem Finger. Dann legte sie ihn wieder nieder, und begann eine Jagd nach dem alten Ungethüm, das sie irgendwo unter den Kleidern versteckt glaubte. Als sie es nicht finden konnte, ergriff sie die neuen Hoops wieder, betrachtete sie eine Weile mit Staunen und trat endlich mit denselben an das Kopfende des Bettes, wo sie ihre Hand auf meine Schulter legte.

„Carl," sagte sie, „lieber Carl! Es ist Zeit, aufzustehen!"

„O — o — oah, oah", — antwortete ich, ein schreckliches Gähnen heuchelnd, indem ich mich im Bette herumdrehte und mir die Augen rieb.

„Was — was sagtest Du, meine Liebe?"

„Es ist sieben Uhr! Zeit, aufzustehen, Bester! — Und was soll denn Das bedeuten?"

„Oah, ja — oah! — Bedeuten? Ich denke das sind Hoops; das ist, was es ist."

„Freilich sind es Hoops; aber woher kommen sie?"

„Der Namen des Fabrikanten steht ganz deutlich auf dem Gürtelband."

„Ich sehe — Mrs. Peddie. Aber damit weiß ich noch nicht wie sie hierher gekommen sind"

„Zu Fuße, denk' ich. Siehst Du sie nicht jeden Tag am Broadway auf und ab wandeln?"

„Carl, Du hast sie für mich gekauft! Und Deine Stiefel hast Du nicht gekauft!"

Ich antwortete, indem ich heraussprang, und ihr die Sammetschuhe zur Inspection übergab.

„Da sieh hier, mein Schatz! Hast Du jemals etwas so Schönes gesehen?"

Frau Lammswolle untersuchte genau die Sohlen und den Lederbesatz, strich den Sammet und rief zuletzt mit komischen Pathos: „Baumwolle!“ Sie prüfte die Innenseite, sagte das Futter sei nur angeleimt, warf dann einen andern spöttischen Blick auf die mit glänzenden Köpfchen geschmückten Schnürlitzen und sprach:

„Nein, mein Bester, niemals sah ich solche Kostbarkeiten! Was hast Du dafür gegeben?“

„Du würdest es doch nicht glauben! Darum will ich Dir's sagen. Schuhe und Litzen, Alles zusammen nur e i n e n Dollar.“

„Was bekamst Du in den Kauf, die Schuhe oder die Litzen? Ich denke, beide Artikel sind von gleichem Werthe.“

„Was, wie verstehst Du das?“

Ich versuchte mir Alles ins Gedächtniß zurückzurufen, was der Mann der unter dem Kostenpreise verkaufte zum Lob der Schuhe gesagt hatte; aber ich war nicht im Stande, aus der Fülle seiner Beredsamkeit irgend ein Detail herauszufinden, mit dem ich mich jetzt vertheidigen konnte. So blieb mir nichts übrig, als der vorwurfsvolle Ruf: „Aber liebe Frau!“

„Sie sind vom ordinärsten Baumwollsammet gemacht, von alter, verlegener Waare; der Besatz ist von Glanzleder, das man zu sonst nichts mehr verwenden konnte, und so knapp als möglich. Auch die Sohlen sind schlecht gearbeitet und haben keinen Halt. Das dazu verwendete Material kann ursprünglich nicht mehr als fünf und zwanzig Cents gekostet haben, und hätt' ich die Werkzeuge, so wollt' ich selbst sie in zwei Stunden fertig machen. Rechnest Du nun noch zwei Schillinge für die Arbeit so ist ihr ganzer Werth fünfzig Cents.

„Das ist unmöglich, Therese! der Mann sagte mir sie würden unter dem Kostenpreise verkauft.

„Lieber, guter Carl, der Mann i r r t e sich; sie sind jedenfalls um fünfzig Cents zu theuer; sie werden nicht aushalten; Sammet und Leder sind dahin, ehe der Monat zu Ende ist. Hättest Du doch ein Paar gute Schuhe gekauft.“

Ich beugte mich nieder, um meine Füße mit diesem großen Mißgeschick meines Lebens zu bekleiden, aber ich hatte noch nicht den ersten Schuh gebunden, als sich von rückwärts ein Paar sanfte weiße Arme um meinen Nacken schlangen und die gute Therese in bittendem Tone sprach:

„Vergieb mir Carl! Glaube nicht daß ich herzlos und undankbar bin, weil ich so spreche. Ich weiß, es ist nicht artig; aber ich hätte so gerne gesehen, daß Du Dir etwas Dauerhaftes, Bequemes gekauft hättest. Ich danke Dir herzlich für meine neuen Hoops; ich hatte nie schönere und bessere; sie sind in der That prächtig. Aber ich hätte die andern ganz gut noch einige Monate tragen können.

Ich war ärgerlich über diesen Versuch, mich bezüglich meiner Schuhe zu täuschen, die ich selbst so gründlich untersucht; doch, mich bezwingend, sagt' ich nur:

„Ja ich h a b e s i e g e s e h e n diese Hoops!“

Meine Frau erröthete.

„Dir“, fuhr ich fort, „machten sie Ehre, mir aber hätt' es Schande gemacht, wenn ich zugegeben daß Du sie nur einen Tag länger trägst. Aber Du sollst sie auch nicht wieder zu Gesicht bekommen.“

„Wo sind sie denn, mein Bester?“

Ich sagte nun, was ich mit denselben angefangen und wie ich sie unserer Nachkommenschaft anheim gestellt.

Mein Erstaunen über mich selbst, daß ich meine Frau nicht öfter um ihre Sparsamkeit belobt, schien sie ganz glücklich zu machen.

Ich muß mich überhaupt wundern, warum die Männer ihre Frauen nicht öfter loben. M e i n e r Frau wenigstens bekommt es nie übel; sie gibt sich nachher nur um so mehr Mühe das Lob zu verdienen. Seitdem ich aber jenen schrecklichen Blasbalg gesehen, weiß ich, daß ich ihr nie vorher Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und ich bin in der That bekümmert, wenn ich daran denke, wie sie der weiblichen Natur entsprechend, anspruchslos und bescheiden, manchmal, ganz ohne alles Vertrauen auf' sich selbst, ausrief: „Ach, ich weiß, es ist freilich gar nichts

an mir. Carl kennt mich doch genauer, als sonst Jemand, und je mehr er mich sieht, desto weniger weiß er zu meinem Vortheil zu sagen!" — das soll aber künftig nicht mehr so sein! — Hab' ich doch jene Hoops gesehen!

Da meine Frau fand, daß die Schuhe durch Mäkeln nicht besser wurden, und bald genug ausgetragen sein würden, suchte sie deren beste Eigenschaften hervorzuheben. Sie waren bequem und hinderten den Fuß nicht in der gehörigen Ausdehnung, wie jene harten Lederschuhe. In gehöriger Ferne sahen sie aus wie von wirklichem Sammet, und wenn sie nicht naß würden, dürfte der Sammet ziemlich lange seinen Glanz bewahren. Ermuthiget durch solche Bemerkungen stellte ich mich vor die Feuerplatte am Kamin und sonnte sie in dem Glanze ihres barmherzigen Lächelns. Ich söhnte mich nun auch wieder mit ihnen aus und dachte, daß sie am Ende doch nicht so gar übel seien.

So mit mir selbst wieder völlig im Reinen ging ich bald nach dem Frühstück in die Stadt hinunter. Es war ein heller, freundlicher Tag; die Straßen waren Dank einem Regenschauer vom Abend vorher, wie ihn der Comptroller durch eine Notiz, wenn weitere Ausgaben zu diesem Zweck verboten sind, wohl so oft gerne beschwören würde, ganz rein.

Ich entschloß mich deshalb, zu Fuße zu gehen, obgleich nicht ohne eine geheime Besorgniß, das unwürdige Publikum möchte so viele Schönheit nicht zu würdigen wissen. Es waren allerdings keine gewöhnlichen Schuhe, aber die Leute konnten ja glauben, ich leide an Hühneraugen, was Mitleiden erweckt, oder an der Gicht, was Achtung einflößt; denn das eine Leiden ist ein gemeines, das andere ein vornehmes.

Ich war noch nicht weit den Broadway hinabgekommen, als mich auf einem Uebergang eine kleine Straßenkehrerin darauf aufmerksam machte, und zwar viel lauter als es nöthig gewesen wäre, daß das Schnürband an meinem Schuhe aufgegangen sei. Ich war ärgerlich darüber, wurde es aber noch mehr, als ich meinen Fuß auf einen Lampenposten setzte, um das Band wieder fest zu machen, und das Mädchen sagte:

„Herr, gebt mir einen Penny!"

Ich griff in meine Tasche; allein ich fand darin nur eines von den Halbdollarstücken, welche mir die Ladenjungfer am Abend vorher heraus gegeben hatte.

Ich bemerkte das der kleinen Zudringlichen, und zwar in sehr rücksichtsvollem Tone — aber sie war so unzart, das nicht zu würdigen, und sagte, ich möchte nur diese Schuhe verkaufen, und ihr den Erlös dafür geben; der würde gerade für ein Almosen ausreichen. — Sehr niedergeschlagen durch diese Satyre setzte ich meinen Weg die Straße hinab fort.

An der nächsten Ecke hielt mich ein frühbemooster, schmutziger Bursche auf, der mir, in einen alten Flaus-Rock gehüllt, dessen Aermel kaum über die Ellbogen hinabreichten, zurief: „Stiefelputzen, Herr?"

„Heut nicht, danke, Junge!" sagt' ich herablassend.

„O nein, heute nicht!" spottete er nach. Ihr fangt bei der Stiefelwichse mit dem Sparen an, nicht wahr? lachte er im beleidigendsten Tone. „Sagt, Herr, was verlangt Ihr für diese uralten, schäbigen Sammetschuhe?"

Konnte man sich eine peinlichere Lage denken, als die meinige war! —

Ich verwünschte meine eigene Narrheit, diese Schuhe gekauft zu haben und wünschte nur den Verkäufer sogleich zur Stelle um mit ihm ein Wörtchen sprechen zu können. Unter dem Kostenpreise für einen Dollar! — Ein Holländer oder ein Chinese hätten sich ihrer eigenthümlichen Fußbekleidung wegen nicht mehr von den Spottsüchtigen verletzt fühlen können, als ich es war, indem ich die nächsten Blocks passirte. Da gab es nur einen Ausweg; ich wollte nicht weiter den Broadway hinabgehen, sondern sogleich nach der Weststraße einbiegen, wo ich wohl weniger ein Gegenstand der allgemeinen Beachtung sein würde. Dort hoffte ich keinen so ekelhaften, gegen einen Mann in Sammetschuhen so unbarmherzigen Menschen zu finden.

Ich hatte bereits ohne weitere Belästigung die Varick = Straße überschritten und sah schon den Fluß vor mir, als ein leises Stimmchen an meiner Seite mir: „Körbchen!" zuflüsterte. Schon tausendmal hatte ich diesen Ruf gehört, ohne daß mir etwas daran auffiel; hier aber fühlte ich mich, gerade weil mein Herz durch eigenes Mißgeschick weich gestimmt war, und da diese Stimme so süß, so hülfeflehend klang, unwillkürlich festgehalten; ich hemmte meine Schritte und blickte umher.

Es war eines Mädchens Stimme. Die Verkäuferin stand auf der dritten Stufe einer Kellertreppe; an ihren Armen hingen zierliche, kleine Körbchen aller Art; Strickkörbchen, Blumenkörbchen, Fruchtkörbchen, alle schön weiß, hübsch geflochten und in den geschmackvollsten Formen. Größere, schwerere Körbe umgaben sie rings; da waren Pack = und Markt = Körbe, Buschelmaße, Erdbeerenmaße u. s. w.

Die Kellerwohnung unter ihr aber machte einen so unbehaglichen düsteren Eindruck. Ein so trauriger Ort, um so allerliebste Sachen darin zu machen, die Wohnung eines so lieblichen, jungen Mädchens! — denn es war wirklich ein holdes Kind!

Der Grund, warum sie mir sogar hübsch vorkam, war, daß sie meiner Frau ähnlich sah. Man hätte sie leicht für deren jüngere Schwester halten können, die in ihrer Kindheit wie das manchmal in Novellen geschieht — verloren ging, und nach einer langen, romantischen Wanderschaft, nach einer unzähligen Menge von Thränen und Leiden und tausend fruchtlosen Versuchen, die Heimath wieder aufzuspüren, zu einem Holzsäger kam, der nichts von ihrer Herkunft wußte, obgleich er nur 2 Stunden von ihrem elterlichen Hause entfernt lebte, und sie allsogleich so lieb gewann, daß er ihr eine ungeheure Schüssel voll Suppe vorsetzte, einen hölzernen Löffel in die Hand gab, und sie wie sein leibeigenes Kind erzog, indem er sie unter andern Wissenschaften und schönen Künsten: „Jetzt will ich schlafen gehen, zu singen und schöne Körbchen zu machen lehrte.

Das Herz wurde mir warm beim Anblick des Mädchens; sie sah meiner Frau gar zu ähnlich. Große blaue Augen, aus denen ein tiefes, freundliches Lächeln sprach, goldene Lockenhaare, einen rosigen, kleinen Mund und eine regelmäßige Nase! Ihre Haut war weiß, selbst an den Händen, obgleich diese größer als die meiner Frau waren— was wohl die Folge ihres Verlorenseins und der Pflegschaft des Holzsägers war. Ihre Kleider waren sehr abgetragen. Kaum konnte ich an ihrem groben, dunkelblauen Baumwoll=Rock eine Stelle von drei Zoll im Quadrat finden, die nicht gestopft oder geflickt war. Aber es war ganz die Art des Flickens und Stopfens meiner Frau — wie sie es gethan hätte, wäre sie das verlorene Mädchen gewesen.

Ich fragte mich selbst: „Wie, sollte das am Ende wirklich meine Frau sein? Und das Mädchen würde in diesem Falle die Glückliche mit den neuen Hoops, und dem liebenden, halbverrückten Gatten mit den unglücklichen Sammetschuhen gewesen sein. Und war das in der That meine Frau, mußte ich da nichts für sie fühlen, mußt ich da nicht wenigstens stille stehen, und ihr fünfzehn Minuten von meiner Office Zeit widmen, mußte ich ihr nicht ein Wort des Trostes, der Ermuthigung sagen!" — So blieb ich stehen. — Und das Mädchen wiederholte ganz mit Frau Lammswolle's Stimme, doch mit einem etwas fremdklingenden Accent, so daß man denken konnte, der Holzsäger müße ein Deutscher sein: „Baskets!" die schönsten Körbchen, Sir!

„Was verlangst Du für diesen hübschen Waschkorb?" sagt' ich. Es war freilich nicht klug, den Korb hübsch zu nennen, wenn ich nach dessen Preis fragte; aber er war hübsch, und ich wollt' ihr damit eine Freude machen.

„Dieser kostet fünfzig Cents; aber er hat einen Deckel und einen Schließhaken," antwortete das Mädchen schüchtern, als fürchte sie einen zu hohen Preis gefordert zu haben.

„Well, das Körbchen gefällt mir, es ist billig, und ich will es nehmen. Kannst Du mir's nach Hause senden?"

„Ja, Sir, ich kann's Ihnen diesen Nachmittag zuschicken. Mein Bruder Fritz wird

es bringen, wenn er von der Schule nach Hause kommt.

„So will ich's nehmen. Meine Frau hat schon lange solch einen Korb nöthig, und er wird sie freuen. Hier ist das Geld." Ich zog einen Briefumschlag hervor und schrieb auf dessen Rückseite meine Adresse. Machst Du selbst alle diese Körbchen?"

„Ich kann sie wohl machen, aber da würd' es langsamer gehen. Mein Bruder Fritz arbeitet alle Abende daran, und Vater und Mutter sind den ganzen Tag damit beschäftigt." Indem sie so sprach, wies sie die Treppe hinab nach der Thüre, welche zu dem Kellergemache führte.

„Und macht Ihr etwas Hübsches daraus? fragte ich.

Das Mädchen mißverstand den Ausdruck und sagte nach einer kleinen Pause:

„Wir versuchen wohl etwas Schönes zu machen, wenn wir gute Weiden bekommen."

„Ich meine, ob Ihr Vieles verkauft?"

„Nicht gar zu viel," antwortete sie nachdenklich, „aber wir leben davon."

„Sind Deine Eltern gesund und kräftig genug, um viel arbeiten zu können?

„Sie sind gesund, Gott sei Dank, aber sie altern täglich mehr."

„Seid Ihr schon lange in diesem Lande?"

„Es sind nun drei Jahre, Herr, daß wir aus Deutschland hierher gekommen."

Bei diesen Worten sah das Mädchen aus, wie meine Frau, wenn sie recht traurig und übler Laune ist, was aber glücklicher Weise selten vorkommt. Ich sah nach meiner Uhr und fand, daß ich noch zehn Minuten Zeit hatte.

„Ich möchte Deine Eltern kennen lernen," sagt' ich. Kann ich sie jetzt sehen? Und wie heißest denn Du, meine hübsche Kleine?"

„Wilhelmine Beyer, Sir. Sie können die Eltern wohl sehen, kommen Sie nur mit mir herab.

Als sie dies sagte, verwandelte sich ihre nachdenkliche Miene in ein freundliches Lächeln; ihr ganzes Gesicht war Sonnenschein, ein Licht, wie es nicht von Aussen kommt, sondern aus der Seele nach dem Antlitz dringt.

„Freut es Dich denn," sagt' ich, „daß ich Deine Eltern kennen lernen will."

„So sehr!" sprach sie, indem sie ihre Hände in kindlicher Art in einander preßte, denn ich hoffe, Sie werden ihnen gut sein; und außer mir und Fritz haben sie so wenig Menschen, die sich um sie kümmern."

(Schluß folgt.)

Zur Kennzeichnung der Türkei.

Von

Hermann Emmerich.

Von den Gliedern des „kranken Mannes" zuckt bald das eine, bald das andere im Krampf empor, wie das bei Körpern zu geschehen pflegt, welche dem Tod entgegen gehen. Die Türkei ist im Absterben. Vor nun vierhundert und sieben Jahren zog der Sultan als Sieger in Konstantinopel ein und machte dem byzantinischen Reich ein Ende. Die Türken waren ein Jahrhundert lang eine Großmacht, vor welcher die Christenheit zitterte; aber seit der Schlacht von Lepanto, 1571, wo Don Juan d'Austria über die Flotte Selim III. den Sieg gewann, beginnt der Verfall. Die Sultane lebten nicht mehr im Lager unter Kriegern, sondern im Harem unter Weibern; Volk und Soldaten sahen ihren Herrscher nur noch selten, aber sie spürten den Druck, welchen seine Gewalt auf sie ausübte. Die Günstlinge, welche im Palast alles vermochten, waren verhaßt und die Erbitterung gegen sie machte sich in Aufständen des Volks und Meutereien der Janitschaaren Luft. Die Nachfolger Ott-

mans bebten auf ihrem Throne und eine Hofintrigue jagte die andere. Sie zeigten sich mißtrauisch, und die Grausamkeit wurde in ein förmliches System gebracht.

Die Kinder männlichen Geschlechtes, welche des Sultans Nebenfrauen gebaren, wurden gewöhnlich erwürgt, sobald sie das Licht der Welt erblickten, und die mohammedanischen Theologen erklärten auf Soliman II. Anfrage, daß sich dagegen nichts einwenden lasse! Mahumed III. ließ seine neunzehn Brüder erwürgen; einige hatten in Persien oder in Italien eine Zuflucht gefunden, waren aber auch dort nicht sicher. Der muthmaßliche Thronfolger wurde in einem Theile des Palastes, welchen man Kafeh (das Gefängniß) bezeichnet, eingesperrt und dort, fern von allem Verkehr mit der Außenwelt, erzogen. Er verließ diesen Kerker erst an dem Tage, an welchem er Sultan wurde. Achmed III. war vierzehn Jahre alt, als er den Thron bestieg; nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Großvesir Küprüli ein tüchtiger Mann sei, erklärte er: „Ich überlasse ihm die Regierung, weil ich von derselben nichts verstehe; meine Einmischung würde nur Schaden anrichten." Soliman II. kam erst im sechsundvierzigsten, Mustapha III. mit dem fünfzigsten, Soliman III. mit dem dreiundfünfzigsten Jahre aus dem Kafeh, und der Großvater des gegenwärtigen Sultans, welcher den Namen Abd el Hamid trug, hatte bis zu seinem neunundvierzigsten Jahre im Palastkerker geschmachtet. Solche Leute konnten weder Weltkenntniß, noch praktische Einsicht haben; jeder war eine Art von Kasper Hauser. Als Ibrahim, der erst fünfundzwanzig Jahre alt war, aus dem Kafeh kam, wagte es der Großvesir nicht, ihn sofort dem Volke vorzustellen, denn der neue Sultan hatte noch nie ein Pferd gesehen, konnte also auch noch nicht reiten. Die Türken sind ursprünglich ein Reiter- und Nomadenvolk, und ihr Sultan soll hoch zu Rosse sitzen; das verlangen sie.

Sobald ein Sultan dem Kafeh entnommen wurde und sich als unumschränkter Gewaltherrscher fühlte, ergab er sich der Ueppigkeit und den Günstlingen, und die türkische Geschichte ist in Bezug auf diese letzteren reich an Abenteuern der wunderlichsten Art. Die Türken kennen weder Adel, noch Aristokratie; ohnehin duldet ja der vollendete Despotismus keine Auszeichnung, welche durch Geburt, Reichthum oder Verdienst bedingt wird; auch eine Aristokratie der Gelehrsamkeit ist unter einem so barbarischen Volke nicht denkbar. Seine Majestät der Zufall, wie der alte Fritz sich einmal äußerte, entscheidet alles. Mustapha I. ließ Leute von der Straße heraufholen und übertrug ihnen die wichtigsten Staatsämter, lediglich um sich an ihrer Ueberraschung zu weiden. Soliman III. wechselte binnen drei Jahren achtmal seinen Großvesir. Dieser Premierminister des Reiches ist bald ein Aufwärter aus einem Kaffee- oder Badehause, oder ein Holzhacker, dessen breite Schultern gefallen. Die Großvesire Kalaiii Mohammed und Mohammed Baltadschi waren ursprünglich dergleichen Holzhauer. Chodscha Ibrahim war Bootsruderer im Serail gewesen, und Großvesir Daltaban konnte weder lesen, noch schreiben. Einst hatte Sultan Murat III. einen Traum, welchen kein Mufti auslegen konnte, aber der Gärtner Schudscha deutete ihn zur Zufriedenheit des Großherrn und wurde zum Lohn dafür sogleich Premierminister. Ein Taglöhner, Deli Husein, war im Hofraum des obersten Serailseunuchen beschäftigt. Dort sah er einen großen Bogen dessen Sehne sich ungemein schwer spannen ließ; dem kräftigen Arbeitsmanne erschien jedoch als Spielwerk, was für andere Leute kaum möglich war. Der Obereunuch war darüber entzückt und stellte jenem Deli Husein dem Sultan vor. Dieser erhob ihn sofort zum Oberstallmeister, bald nachher zum Statthalter von Aegypten und später zum Generalissimus. Ibrahim wählte zum Janitscharenaga einen Possenreißer von Handwerk, und einen Mann, welcher ihm ein Feuerwerk gezeigt hatte, zum Großadmiral, Kapudan Pascha. Als Kaiserin Katharina von Rußland eine Flotte aus der Ostsee nach dem mittelländischen Meere abschickte, wurde das türkische Ministerium davon in Kunde gesetzt und gewarnt; die weisen Herren trafen

aber keine Vorkehrungen gegen die moskowitischen Fahrzeuge, deren Erscheinen sie für unmöglich hielten. Sie hatten keine Ahnung davon, daß eine Straße von Gibraltar in der Welt sei!

Während die Thronerben im Kafeh eingesperrt waren, vertrieben sie sich die Langeweile mit allerlei Narrheiten und lasterhaften Dingen. Sie gewöhnten sich Untugenden an. Murad III. war dem Genusse des Opiums ergeben und wurde in der letzten Zeit seines Lebens von gräßlichen Schreckbildern gequält; Selim II. hat sich den Beinamen des Säufers erworben; Murad IV. trank sich in Wein und Branntwein zu Tode; der Vater des jetzigen Sultans, Mahumed II., starb am Säuferwahnsinn; Murad IV. kannte kein größeres Vergnügen, als die Leute, welche vor seinen Fenstern vorübergingen, niederzuschießen.

Ein Barbar nimmt wohl äußern Lack an und sieht dann ganz glatt aus, aber im Innern bleibt er, was er ist. Der während der Revolution in Indien vielgenannte Nena Sahib (welcher beiläufig bemerkt, nur durch die arge Niederträchtigkeit der englisch-indischen Regierung zu wilder Rache aufgestachelt worden ist,) verübte fürchterliche Gräuel. Dieser Mann war in London gewesen, hatte sich dort lange in den ersten Kreisen bewegt und Shakespeare's Hamlet in das Hindustanische vortrefflich übersetzt. Aus der Türkei werden seit längerer Zeit manche junge Osmanen in abendländische Bildungsanstalten geschickt, um in denselben eine Abrichtung zu erhalten. Aber fast alle kommen ohne die nöthige Vorbildung, lernen oberflächlich fremde Sprachen, in deren Geist sie nicht eindringen, studiren, wie sich einst ein Beobachter ausdrückte, die Civilisation des Abendlandes auf den öffentlichen Tanzsälen und fühlen sich in guter Gesellschaft gelangweilt. Sie lesen Romane und Komödien, setzen sich daraus ein phantastisches Europa zusammen und wissen von den wirklichen Verhältnissen nur wenig. Manche schwärmten für den Socialismus, weil in dem Kaffeehause, welches sie zu besuchen pflegten, socialistische Stammgäste das große Wort führten; andere waren entzückt über Voltaire und Ludwig Feuerbach, zwei ausgezeichnete Köpfe, die aber doch wohl nicht für junge Türken gedacht und geschrieben haben. Was bringen solche abendländisch abgerichtete Osmanen in ihre Heimat zurück? Erstens einige Angewöhnungen von sehr zweifelhaftem Werth; zweitens fühlen sie, daß die Türkei, im Vergleich zu Europa, tief herabgekommen ist; sie können nicht mehr an die Zukunft ihres Landes glauben und werden entmuthigt, hassen aber Europa; mit einem Worte, sie sind lackirte Barbaren.

Durch solche kann die Staatsverwaltung nicht verbessert werden; ohnehin ist alles in Unordnung und alles käuflich. Von jungen Türken, die in Wien und Paris „studirten," hat der jetzige Sultan einen Mediciner zum Finanzrath, einen Kavalleristen zum Schiffskapitain ernannt. Als der letztere stark von der Seekrankheit litt, bekam er eine Stelle im Ministerium des Auswärtigen. — Die große Seehandelsstadt Smyrna in Kleinasien wurde einige Jahre lang von vier griechischen Räuberbanden in Schrecken gehalten; niemand durfte sich ohne Lebensgefahr vor die Thore hinaus wagen; die Banditen kamen ungehindert in die Kaffeehäuser, schrieben dort Drohbriefe an wohlhabende Leute und nahmen Ranzionsgelder in Empfang. Die ganze türkische Verwaltung beruht auf Erpressung, Gewaltthätigkeit und Späherwesen; abscheuliche Nichtswürdigkeiten sind an der Tagesordnung. Hier ein Beispiel. Ein Wundarzt aus dem Abendlande war in die Dienste des Sultans getreten und verwaltete ein großes Krankenhaus als ein rechtschaffener Mann. Das verdroß die ihm untergebenen türkischen Wundärzte, weil sie weder stehlen, noch betrügen konnten. Sie wollten ihn um jeden Preis entfernen. Was thaten sie? Sie gaben den Kranken nicht die von ihrem Vorgesetzten verschriebenen Arzneien, sondern schädliche Medicinen, so daß im Spital die Menschen wie Fliegen hinstarben. Dann klagten sie über die Unfähigkeit des Europäers, der lange Zeit nicht wußte, wie er daran sei. Endlich entdeckte er die Schandthat und brachte

Beweise bei. Man ließ ihm allerdings seine Stelle, aber die Frevler wurden nicht bestraft.

Ein eben so wenig erbaulicher Vorfall ist folgender. Ein Beamter, wir wollen ihn Ibrahim nennen, überzeugt sich, daß ein Pascha Volk und Regierung in ganz unverschämter Weise betrügt, meldet das nach Constantinopel und erhält von dort den Auftrag, die Rechnungen zu kontroliren und Bericht abzustatten. Demgemäß verlangt Ibrahim die Bücher; der Pascha verspricht, ihm dieselben auszuhändigen, aber nur wenn die Vorsteher der verschiedenen, bei der Revision betheiligten Verwaltungszweige zugegen seien; man werde sie zum Pascha einladen. „Ibrahim wohnte bei einem Beamten und diesen ließ der Pascha holen. „Ibrahim ist bei dir; er trinkt gern Wein, sorge dafür, daß er morgen Abend um neun Uhr toll und voll betrunken sei." Es war nicht gerathen, dem Pascha zu widersprechen, und richtig, am nächsten Abend hatte Ibrahim einen Rausch. Ein Diener des Pascha kam dann mit der Meldung, daß alle Beamten versammelt seien und eine Prüfung der Bücher wünschten. Ibrahim schwankte hin, der Pascha behandelte ihn mit ausgesuchter Freundlichkeit, und forderte den Kadi (Richter) auf, den Prüfungscommissär zu stützen, damit er nicht zu Boden falle. Der Kadi riecht Wein, tritt entsetzt zurück über den Frevel, daß ein Anhänger des Propheten ein verbotenes Getränk genossen habe, Ibrahim wird mit Schimpf fortgejagt, und es geht ein Bericht gegen den Trunkenbold ab, welcher treue Diener des Sultans verleumdet habe!

Der Sultan Abd ül Medschid treibt entsetzliche Verschwendung. Für seinen persönlichen Bedarf nimmt er jährlich etwa fünfthalb Millionen Thaler, eine halbe Million geht außerdem an seine Schwestern; aber für Landesverbesserungen, das heißt Wegbau, Straßen, Pflasterung und Aufmunterung des Ackerbaues sind in einem Reiche, das mehr als fünfundzwanzig Millionen Seelen zählt, noch nicht sechsmalhunderttausend Thaler ausgeworfen! Uebrigens steckt der Sultan, trotzdem sein Einkommen den zehnten Theil aller Staatseinkünfte beträgt, fortwährend bis über die Ohren in Schulden; das darf uns jedoch nicht Wunder nehmen. Als er vor einigen Jahren an einem seiner neugeborenen Söhne eine gewisse Operation vornehmen ließ, welche der Islam vorschreibt, wurde für dieses Fest die ungeheure Summe von vier Millionen Thalern vergeudet. Manche Damen im Harem treiben so unsinnige Verschwendung für Putz, daß eindringliche Züchtigungen für nöthig erachtet wurden, um sie einigermaßen zur Vernunft zu bringen.

Von den osmanischen Finanzen hat einmal jemand gesagt: Fantasia tschok, Parayok, — viel Phantasie und wenig Geld, oder wie man am Mittelrhein das Sprichwort übersetzen würde: „Schön Wetter un nix druf!"

In allen Ländern, welche unter Botmäßigkeit der Pforte stehen, sind Räubereien, Todtschläge, Gewaltthaten aller Art mehr oder weniger an der Tagesordnung. Der Pascha findet es sehr oft unbequem, sich um derartige Kleinigkeiten zu bekümmern; mögen die verschiedenen Stämme und Sekten einander befehden und sich gegenseitig die Hälse abschneiden, was liegt ihm daran, wenn nur die Steuern beigetrieben werden können? Ein glaubhafter Reisender erzählt: „Ich habe gesehen, daß ein Mann mit etwa dreihundert Reiter auszog, um an Leuten andern Stammes eine persönliche Beleidigung zu rächen. Ich war Zeuge, daß ein Gouverneur von ihm sich einschüchtern ließ und eine Prämie für jeden abgeschnittenen Kopf aussetzte, welchen die Reiter jenes Mannes ihm einliefern würden. In den Städten gehen auf freien Füßen Leute umher, die bis zu dreißig Mordthaten verübt haben. Die Behörden haben einen Preis auf den Kopf dieser Missethäter gesetzt, aber Niemand wagt es, sich an ihnen zu vergreifen. Ein solcher Mörder war einst mein Führer und er wußte, daß ich seine Verbrechen kannte. Ich fragte ihn einmal, ob er nicht besorge während des Schlafes gefangen genommen zu werden? Er entgegnete: „das wagen sie nicht, weil sie die Rache meiner Freunde fürchten."

Man begreift, daß unter solchen Verhältnissen Treulosigkeit und Verrätherei eine große Rolle spielen. Ein Pascha, der ins Gedränge gebracht wird, bewilligt alles, was von ihm verlangt wird, natürlich mit dem Vorbehalte, sich an das gegebene Wort nicht zu binden. Er verspricht Verzeihung und Vergessen, nimmt aber hinterher seine Gegner beim Schopf und läßt sie hinrichten. Vor einigen Jahren lagen zwei Brüder in Fehde über den Besitz von Tripolis in Nordafrika, und diesen Umstand benützte der osmanische Gouverneur, um die locker gewordene Türkenherrschaft wieder etwas straffer anzuziehen. Da erhob sich ein arabischer Scheich in der Wüste, vertrieb die Osmanen auf der Oase Fessan und bedrohte auch das tripolitanische Gebiet. Der Gouverneur lud diesen Araber Abd el Dschelil, mit welchem er Waffenstillstand schloß, zu einer Besprechung ein, und zwar so, daß jeder Theil eine genau bestimmte Anzahl von Begleitern mit sich bringen solle. Der Araber erfüllte diese Bedingung, der Pascha aber hatte Truppen in einen Hinterhalt gelegt und ließ jenen Sohn der Wüste nebst dessen Gefolge niedersäbeln.

Ein anderer Pascha erhielt vor der hohen Pforte den Auftrag, sich eines gewissen Dscheffar zu bemächtigen, der verdächtig war; es handelte sich also darum, seiner habhaft zu werden. Mit Gewalt konnte man ihm nicht beikommen, und der Pascha nahm seine Zuflucht zu listiger Treulosigkeit. Er bot jenem seine Tochter zur Frau an, um ihn während der Hochzeitsfeier zu verhaften. Dscheffar kam jedoch mit einem so großen Gefolge, daß der Pascha seinen Anschlag aufgeben mußte. Aber er lockte ihn an Bord eines Schiffes und ließ ihn ermorden.

Die türkische Politik benutzt gern Dampfer als eine Mausefalle, um ihre Feinde zu fangen. Der Scheriff der heiligen Stadt Mekka war ihr unbequem geworden und sie hätte ihn gern in ihre Gewalt gebracht. In Mekka selbst durfte sie sich an ihm nicht vergreifen, und in Arabien ist ohnehin die Türkenherrschaft furchtbar verhaßt. Vor Dschidda, dem Hafenplatz im rothen Meere, lag ein schöner Dampfer, der Scheriff hatte ein solches Wunderwerk noch nicht gesehen, und man schlug ihm vor, das Schiff zu besuchen; er aber merkte die Fußangeln und sagte: „Meine Vorfahren sind allzeit auf dem Lande geblieben; das Meer paßt nicht für uns, wir trauen ihm nicht. Was geht der Dampfer mich an?"

Auch Gift wird nicht verschmäht. „Ein gewisser Knabe, welcher später zur Herrschaft über ein Reich gelangte, gab dem Defterdar Mohammed Bey vergiftete Bonbons, an denen er starb."

Die Vornehmen lassen von allem, was sie genießen, erst vorkosten. Abbas Pascha von Aegypten äußerte einmal: „Man sagt, ich sei argwöhnisch und grausam; aber ich komme mir vor wie eine Katze, die man erwürgen will, und deshalb vertheidige ich mich mit meinen Krallen."

Die Türkei wird sterben, ohne daß die Türken anders geworden wären, als sie immer gewesen sind. Als Kaiser Karl V. Franz I. in der Schlacht bei Pavia gefangen genommen hatte, erzählte man dem Großvezir in Constantinopel von dieser Begebenheit. Der Osmane äußerte: „Was geht das alles mich an? Mir ist es einerlei, ob das Schwein den Hund frißt, oder der Hund das Schwein."

Der vielbesprochene Hattischeriff von Gülhaneh, das heißt zu Deutsch: „die edle Schrift des Rosenpavillons," hat in der Lage der Türkei nichts gebessert. Der Sultan erklärt darin, er mache das „Zugeständniß," fortan sich nicht ungerechterweise der Habe seiner Unterthanen zu bemächtigen und sie nicht ohne Urtheil und Recht zu bestrafen. Aber die Schrift des Rosenpavillons ist ein Blatt Papier, und die Türkei ist barbarisch geblieben.

Musikalische Erinnerungen.

Von

Arnold Schloenbach.

Es war im Sommer 1841. Liszt wohnte auf der Insel Nonnenwerth. Kinkel war erster Lehrer in dem vornehmen Mädchen-Institut der Frln. Tormann, und in diesem Institute hatte Liszt in seiner liebevollen Weise gespielt, da nur den ältesten Mädchen der Besuch öffentlicher Plätze erlaubt war und doch alle sich danach sehnten, den großen Meister zu hören. Villeicht auch, daß derselbe zu jener Zeit gar keine Conzerte gab und doch dem künstlerischen Verlangen der Mädchen sich nicht entziehen wollte. — In liebevoller Begeisterung wollten nun Vorsteherin, Lehrerinnen und Mädchen dem gütigen Meister ihren Dank darbringen, und so schifften denn eines schönen Nachmittags die ersten Klassen des Institutes hinauf nach Nonnenwerth. Kinkel wußte vorher davon, erzählte es einigen der nächsten Freunde und meinte: „Das gibt einen köstlichen Spaß; wir müssen auch hin." Gesagt, gethan; wir landeten an der rechten Inselseite, als gleichzeitig an der linken die Nachen der Mädchen landeten. Liszt war ins Gebirge gegangen, doch erwartete man ihn bald zurück.

Nun gab es ein rasches, emsiges Thun der Mädchen, in kurzem lagen Blumenkränze und Laubguirlanden im Hofe, und bald sah man damit Liszts weites Zimmer, sein Piano und seinen Sessel geschmückt. Kaum war das geschehen, als es hieß: „Liszt kommt!" Die Mädchen drängten sich froh, erwartend, verlegen, scheu, lispelnd und wispernd an den langen Wänden einher; Kinkel und wir andern stellten uns in eine Ecke an der Thür, Liszt kam, oder vielmehr stürmte herein, und doch mit der ganzen Gewalt seiner mächtigen, siegenden Persönlichkeit. Erstaunt, entzückt, — mit verklärten Augen und gehobenem Wesen, — wie gebannt stehen bleibend, — schaute er um sich: die frischen, duftenden Kränze und Guirlanden, die Blumenreihen der jungen Mädchen, — durch die geöffneten Fenster das melodische Rauschen des Rheinstromes, — links hinauf der Blick zum Drachenfels, rechts zu Rolandseck, — das alles gab ein Bild, eine Stimmung wundersamer Art. Was die moderne Zeit an Pracht und Glanz, an Festen und Ovationen bieten kann, Liszt hatte es gesehen, genossen; — dieses Fest aber war ihm neu, und vielleicht war es ihm das rührendste und schönste, das ihm je geweiht war. Er bebte fast vor Freude, seine Augen wurden feucht; so eilte er zum Flügel und spielte, — spielte uns alle in eine nie gekannte Zauberwelt hinein! So habe ich vor- und nachher ihn nie wieder spielen hören, so hat er auch vielleicht nie wieder gespielt, und hätte er in seinem Leben auch nur dies Eine gethan: es machte ihn zu einem der größten Künstler der Gegenwart. — Vielleicht erinnert sich Liszt dieser Scene nur flüchtig; der Gefeierte hat auf seinem Weltgang des Schönen und Bedeutsamen zuviel erlebt, um alles so bewahren zu können, wie unser Einer. Mir aber wird sie unvergeßlich sein; von diesem Augenblicke an war ich Liszt zu eigen, weil ich in ihm die ächte, gottgeborne Künstlernatur und den schöpferischen Genius erkannt hatte. — Es gibt Momente, die mehr als jahrelanges Thun über einen Menschen entscheiden lassen können. —

So ist es nur Eine Rolle, die ich von der — schon seit Jahren in Rom hochgefeierten — Miß Kemble sah; die einzige, wie ich glaube, die sie überhaupt und nur einmal in Deutschland spielte, — die Rolle der Norma; aber diese Eine Rolle zeigte mir eine dramatische Sängerin, eine Künstlerin der Bühne überhaupt, wie nach der Schröder-Devrient die deutsche Bühne keine besessen hat.

Wenn ich nicht irre, war es im Jahre 1840, als ich in Köln jene außerordentliche Erscheinung sah. Das ist zwanzig Jahre her — und bei Erblickung ihres Namens in meinen

Reisenotizen steht sie — lebendig, wie von gestern — vor meiner Seele. Sie erschien wie ein Geist aus einer fernen fremden Welt, in allem anders als alle Andere und doch auch wieder so ganz Wahrheit, Natur, unverfälschte Menschlichkeit, als brächte sie aus jener fernen, fremden Welt die verloren gegangene Wahrheit uns wieder zurück. — Auffallend durfte es genannt werden, daß Miß Kemble in ihrer Bühnentracht als Priesterin — nur den Kranz in der Hand tragend — an das Theater fuhr, dann ruhig und einfach, aber mit unbeschreiblicher Würde und stolzer Zurückweisung durch die erstaunte und verblüffte Menge schritt. Als sie in den Gängen des Theaters verschwunden war, erholte sich die Menge von ihrem Erstaunen und fing nun natürlich das ächte Skandalisiren der „Tiefenbacher" an, namentlich als der Theaterdirektor hinzu trat und seinen „verehrten Gönnern und Freunden" erzählte, Miß Kemble habe das für sie besonders hergerichtete Garderobezimmer im Theater ausgeschlagen, trotzdem — wie er mit besonderem Nachdruck hervorhob — er „v i e r Stearinkerzen" dafür angewendet habe. — Ich selbst war im ersten Augenblick auch theils erstaunt, theils verblüfft; einen Augenblick lang dachte ich sogar an einen raffinirten Theatercoup, aber der nächste Blick auf diese wunderbare Erscheinung ließ mich instinktartig fühlen: diese scheinbare Taktlosigkeit des Auftretens liegt tiefer, sie ist ein reines, künstlerisches — wenn auch auffallendes — Moment grade dieser Natur, die zugleich kühn genug ist, die oberflächliche Meinung zu ignoriren und sich in ihrer innersten Wesenheit geben zu lassen. Sie hat vielleicht einen Abscheu gegen alles, was mit dem Handwerk ihrer Kunst zusammen hängt, um diese selbst desto reiner zu empfinden.

Ganz dasselbe sagte ich mir wieder, als sie — zu neuer Verwunderung und Aergerlichkeit des Publikums — ganz ungeschminkt und so allerdings in unheimlicher Blässe erschien. — Und bald schon ließ sich immer klarer empfinden und erkennen: eine s o l c h e Natur braucht keine Schminke, ja darf keine haben! Eine s o l c h e Natur hat mit einer Theater-Garderobe gar nichts gemein, sie darf sich in ihrer innersten Wesenheit geben lassen, darf auffallend sein um dies zu können. — Jedes Vorurtheil schwand vor der siegenden Gewalt ihres Genius, wie Schnee an der Sonne. Einzelnes ist mir nicht mehr gegenwärtig, nur die Total = Erscheinung und =Wirkung, und kaum noch einmal habe ich bei einem hingerissenen Publikum so wenig lärmenden und so viel stillen, andächtigen, wie durch Zaubermacht gebundenen Beifall erlebt, wie bei der Darstellung der Norma durch Miß Kemble. — Es rann wie Geisterodem durch das Haus. — Bald darauf sang die G r i s i — und ließ kalt. —

Der Mönch.

Von

E. A. Zünd.

Die Morgensonne lacht ihm froh entgegen,
Natur entzückt in ungeborner Pracht,
Doch er trägt nicht in sich der Liebe Segen,
In seinem Herzen bleibt's hiunieden Nacht.

Die er geliebt, sie hat ihn nicht verstanden,
Die er gesucht, sie floh vor seinem Schritt;
Nun trauert er in rauhen Mönchsgewanden,
Es sagt sein Auge was sein Herz erlitt.

Zwei Schwalben sieht er, wie sie traulich kosen,
Aus Jugendferne naht ein ähnlich Bild,
Von goldnen Tagen und von liebeslosen,
Von Hoffnung, die kein Treueschwur erfüllt.

Die haben wohl ihr Nest sich hier gebauet;
Die Reben neigen schützend sich hinein;
Doch er, wohin sein müdes Auge schauet,
Wird heimathlos und ohne Liebe sein.

Vergebens sucht er in der Morgenstunde,
Den heiligen Frieden; wild ist sein Gebet;
Verzweiflung drängt das Wort von seinem Munde,
Umsonst hat er die Ruhe sich erfleht.

Und so in trostlos, harmerfüllten Tagen,
Wird ihn das Herz so lang in's Ferne ziehn,
Bis sie ihn todt nach der Kapelle tragen,
Auf deren Friedhof seine Rosen blühn.

Deutsche Volks-Blätter.

Nro. 4. | Januar 1861. | 1. Band.

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman

von

Heribert Rau.

Fortsetzung.

Von Berlin nach Frankfurt.

Wer den Mann erkennen will in seinem Wesen und Walten, muß schon dem Kinde forschend nachgehen und dennoch bleibt es nicht selten eine in ihrem Entwicklungsgange unerforschliche Erscheinung, wie aus dem Kinde gerade dieser Mann in seiner geistigen Natur und Eigenthümlichkeit geworden ist und kein anderer.

Der Biograph mag sich die Mühe geben, die Einflüsse der Umgebung zu entdecken und den Verhältnissen des Lebens nachzuspüren, die bald wie leitende Sterne auf sanften Bahnen das Leben des Einzelnen nach dieser oder jener Richtung geführt, bald wie elektrische Schläge auf das innere Wesen des Kindes oder des Jünglings eingewirkt, es in seiner Entwicklung so oder anders bestimmt und innere schlafende Keime aufgeweckt, emporgezogen und genährt haben. Es kann solches Forschen und Aufmerken auf die Erscheinungen der Außenwelt, in ihren Einflüssen und Wirkungen auf die Richtungen der geistigen und Gemüthswelt des einzelnen Menschen, in mancher Beziehung Aufschluß bringen. Aber eine vollkommene Lösung kann das Räthsel, wie aus jenem Kinde dieser Jüngling und aus diesem Jüngling jener Mann in seiner eigenthümlichen geistigen Erscheinung geworden ist, auf solchem Wege nimmer finden, so sorgsam und umsichtig man seinen Helden immerhin verfolgen und beachten mag.

Begreift es der Einzelne doch selbst kaum in voller Klarheit, warum sein eigenthümliches Wesen und seine innere geistige Welt gerade diese Richtung und Gestaltung genommen hat und keine andere, wie viel weniger der fremde Beobachter. Von zwei Bäumen, die aus demselben Boden ihre ersten Keime emportreiben, ihren Nahrungssaft aus derselben Erde gewinnen, von derselben Sonne erquickt und von der nämlichen Hand gleich sorgsam gepflegt werden, zeigt dennoch der eine diese, der andere jene Frucht, und neben ihnen steht der Strauch ohne Frucht und Schönheit.

Man wird hier zwar antworten: das ist die Verschiedenheit der Art! Allein damit ist das Räthsel nicht gelöst, sondern nur zurückgedrängt.

Wenn aber das stille Leben der Natur voll solcher Geheimnisse ist, wie viel mehr bietet sie der Mensch in seiner Entwicklung dar: in dem ersten Erwachen und Auftauchen des Geistes aus thierischer Bewußtlosigkeit, in den Richtungen und Schwingungen seiner sich hierhin und dorthin neigenden Entfaltung, bis zu dem Punkte hin, auf welchem eine Selbstbestimmung seines Wollens und Wirkens hervortritt.

Aber gerade daran liegt ja das große Interesse, mit welchem wir uns zu der Entwick-

lungsgeschichte bedeutender Menschen hingezogen fühlen. Wie ist Mozart der liebenswürdige, alle Welt bezaubernde Tonschöpfer, — wie ist Beethoven der gewaltige Riese im Reiche der Töne, — wie ist Alexander von Humboldt der leuchtendste Stern unter den Naturforschern, der größte Mann zweier Jahrhunderte geworden? In dem stillen Nachspüren solcher geistigen Entwicklungsgänge liegt für jeden sinnigen Menschen ein großer Zauber, und Alles, selbst das Kleinste, ist uns dabei von Wichtigkeit. Gewiß bleibt es ja, daß Vieles aus der Außenwelt auf die innere Welt des Individuums übergeht — von seinem Geiste gleichsam angezogen — sich ihm einpflanzt, dort in eigener Form sich gestaltet und Früchte trägt. Aber es ist ebenso gewiß, daß unendlich vieles Andere, was ihn täglich umfängt, und fast mit Gewalt sich ihm aufdrängt, ihm dennoch fremd bleibt; ja, von ihm abgestoßen, ohne Wirkung und Einfluß auf sein Wesen vorübergeht und es unberührt läßt. Dabei aber sind es nicht selten — und das ist eben das Wunderbare — gerade die nämlichen Erscheinungen, welche vom Geiste eines anderen Individuums aufgefaßt auf dessen Entwicklung und Richtung den mächtigsten Einfluß üben und in eben dem Maße, als sie für die eine Persönlichkeit wirkungslos vorübergingen, die andere mit aller Gewalt ergreifen und ihre Richtung bestimmen und bedingen.

Wo ist nun der Grund dieser Erscheinung zu suchen? — Kann es eine interessantere Aufgabe geben? Und hat ihre Lösung nicht auch dieses Werk übernommen?

Allerdings ist dies der Fall; und indem es vor den Augen des Lesers den geistigen Entwicklungsgang eines der bedeutendsten Menschen, die je gelebt haben, entrollt, ruft es ihm zu: es schlummern in jedem Menschen, schon von Geburt an, Urkräfte, die einen gewissen Urtypus seines Wesens ausmachen, der als besonderer Grundtypus — weil er in seiner Besonderheit und in seinem eigenthümlichen Wesen die ernsten Bedingungen aller künftigen Entwicklung enthält — zugleich die Grundursache der Eigenthümlichkeit einer Seele in sich faßt. In ihm ruhen ursprünglich, wie im Schlafe, die geistigen Urkeime, bis sie zuerst geweckt werden durch die Einwirkungen und Eingebungen des Familienlebens, und dann weiter entwickelt und ausgebildet durch die Erscheinungen und Ereignisse, welche das öffentliche Leben in der mannigfaltigsten Art der Seele entgegenbringt. Damit aber beginnt die Selbstentwicklung, und wie diese nun vorwärts schreitet, macht sich mehr und mehr eine Art von Wahlverwandtschaft zwischen den eigenthümlichen Urkräften der Seele und den einzelnen Erscheinungen der Außenwelt geltend.

Von den tausendfältigen Dingen, die das Leben der Seele zubringt, fühlt sie sich nun durch dieses angezogen, von jenem dagegen zurückgestoßen; von der einen Erscheinung gewinnt sie für sich selbst fördernde Bildungskraft, von der anderen bleibt sie unberührt; hier zeigt sie Empfänglichkeit und williges Aufnehmen der Einwirkung einzelner Erscheinungen der Welt, dort dagegen Widerwillen und Widerstreben gegen die Einflüsse anderer Erscheinungen. Darin aber liegt eben die Bildungskraft des Lebens und der Geschichte für den Geist des einzelnen; darum auch ist es zur Entwicklung und Fortbildung der jugendlichen Seele so nothwendig, ihr die möglichst zahlreichen und verschiedenartigsten Erscheinungen des Lebens und der Außenwelt fort und fort nahe zu bringen, um aus ihren Einflüssen und Wirkungen stets neue Bildungskraft gewinnen zu können.

Bei Alexander von Humboldt und seinem Bruder Wilhelm war nun gerade diese Hauptentwicklungsperiode durch das öffentliche Leben und in demselben angebrochen. Weit hinter ihnen lag ja schon das stille Paradies der Kindheit; auch die erste schöne Jugendzeit war vorüber; dafür aber begrüßte sie jetzt das Jünglingsalter und weitauf flogen die Pforten eines geistig bewegten, kräftigen und hochpoetischen akademischen Lebens. Alexander war siebzehn, Wilhelm neunzehn Jahre alt, als sie, in Begleitung Kunth's, die Universität Frankfurt an der

Oder bezogen.

Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ein seltener Glückstern der Geburtsstunde dieser beiden jungen Männer geleuchtet habe. Wie günstig war schon die äußere Stellung, in der Alexander und sein Bruder geboren wurden.

Von der Wiege an war ihnen kein Streben kein Wunsch versagt. Den herrlichen Gaben des Genius standen durchweg auch die äußeren Mittel fördernd zur Seite. Was man zur Bildung solcher angeborner Kräfte beischen konnte, wurde, wie wir gesehen, mit auserlesener Sorgfalt gewährt. Doch auch ohne diese Sorgfalt würde Alexanders Entwicklung kaum eine andere geworden sein. Denn ein ganz ungewöhnlicher Bildungstrieb lag ja in seiner innersten Natur. Die herrlichste Mitgift aber, die beiden Brüdern geworden, und die denselben auch in späteren Zeiten eine immerwährende Jugend erhielt, war: den großen Bewegungen der Zeit den offensten Sinn entgegen zu bringen. So blieb denn im Grunde nur die eine Förderung zu wünschen: ihr Leben in einer Zeit des Aufschwunges und großer Bewegungen beginnen und durchwandeln zu können. Und diese Gunst ward Alexander — diesem Lieblinge des Himmels — wie seinem Bruder im ausgedehntesten Maße zu Theil.

Wir sahen bereits im vorigen Bande, wie die Verbesserung der Erziehungsformen und des Unterrichts Alexander von Humboldt schon in seiner Jugend zu Gute kam. Aber wie in diesem, so war in allen Zweigen geistiger Thätigkeit eine Periode der Erneuerung angebrochen, von der sich jede höhere Kraft mit erhoben und getragen fühlte. Ueber ganz Europa hatte sich ja gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts mehr oder minder eine Gährung ausgebreitet, die in Deutschland einen überwiegend geistigen Charakter trug, während sie anderwärts, wie in Frankreich, gleich zu politischen Umwälzungen drängte. Unter den Deutschen dagegen ward hauptsächlich nur das innere Leben ergriffen, die Denkart, die Gesinnungen erneuten und veredelten sich, und in allem, was damit zusammenhing, in Kunst, Philosophie und Wissenschaft, brach ein neuer Morgen an.

Der politische Umschwung sollte bei uns nur allmälig, nur in Folge der geistigen Verjüngung erreicht werden. Dennoch brachte auch in das zerfallene politische Dasein Deutschlands das Auftreten eines geistvollen, unternehmenden Fürsten eine wohlthätige Bewegung, die nicht allein in den Gränzen seines zur allgemeinen Achtung emporgekommenen Staates, sondern durch ganz Deutschland ihre Wirkung verbreitete. Es war dies Preußens großer König, Friedrich II., unter dessen Fittigen damals geistige und bürgerliche Aufklärung in unseren vaterländischen Gauen Platz griffen.

Welchen Einfluß Friedrich der Große auf Alexander und Wilhelm von Humboldt's Jugend geübt, wissen wir.

Unmittelbar in der erregenden Nähe des begeisterten Fürsten und unter den Eindrücken seiner freieren Denkart gebildet — wie hätte der Jünglinge Sinn nicht früh auf große Verhältnisse und Weitansichten gewendet werden sollen? Der preußische Zopf und das Kamaschenthum haftete weder an Alexander noch an Wilhelm; aber einen kräftigen Geist, eine ächte Vaterlandsgesinnung athmeten sie mit der heimathlichen Luft ein. Vor der Nüchternheit märkischer Bildung wahrte sie ihr eigener Genius und ihr dem erwachenden tieferen deutschen Geistesleben zugewendeter Sinn.

Und welcher glückliche Stern waltete auch hier über ihrem Schicksale! Sie verließen Berlin mit dem Untergehen der königlichen Sonne!

Mit dem Tode des großen Königs begann für den preußischen Staat eine Periode der Schwäche und innerer Auflösung. Deßhalb war es ein doppeltes Glück für Alexander und Wilhelm, daß sie gerade um diese Zeit Berlin verließen; denn trübe, unsittliche und verderbende Elemente kamen dort jetzt zur Herrschaft und brachten die Hinterlassenschaft des großen Königs schrittweise bis an den Rand des Verderbens. So entgingen sie auch den Plattheiten, welche die Nachfolger Nicolai's über

Berlin verbreiteten und reihten sich in reinster Begeisterung an die trefflichsten Geister der deutschen Nation. Mit dem Werden unserer National-Literatur, mit deren Emporringen nach dem höchsten Ideale, wuchs Alexander, wuchs Wilhelm heran. Erblickte doch Letzterer das Licht der Welt in dem Jahre, in welchem Lessings Minna von Barnhelm erschien, während Goethe's und Schiller's Jugendwerke, die Sturmperiode unserer Literatur, die Knaben und Jünglinge mit der vollen Kraft des Erhabenen und Göttlichen erschütterten.

So traten Alexander von Humboldt und sein Bruder in das akademische Leben, von dem unberechenbaren Glück begleitet, an die Höhe des damaligen Geisteslebens gleichsam mit heranzuwachsen, um einstens das bei weitem noch größere Glück zu genießen, bei dem Beginne der höchsten Literatur-Epoche so gereift zu sein, um an dem Wirken unserer größten Geister Theil haben und es durch Rath und That, durch Theorie und Kritik fördern und ergänzen zu können.

Dies Glück wurde beiden Humboldt's zu Theil und war namentlich dem älteren vergönnt. Während Alexander Goethe's naturwissenschaftlichen Arbeiten parallel ging, schloß sich Wilhelm ganz an die ästhetischen Forschungen unserer beiden größten Dichter an, wurde von beiden des innigsten Vertrauens gewürdigt und als ebenbürtiger Genosse betrachtet; ja so eng, so umfassend in die Bestrebungen dieser Geister verflochten, daß er, wie kein Anderer, als ein ergänzendes Glied der Weimar-Jenaischen-Glanzepoche erscheint.

Aber warum hier schon den Schleier der Zukunft heben? Flogen doch Alexander und seinem Bruder eben erst die Pforten des akademischen Lebens auf! Wilhelm hatte sich der Rechtswissenschaft, Alexander aber, seiner immer entschiedener hervortretenden Richtung gemäß, den Kammeralwissenschaften gewidmet, da ihm die Staatswirthschaftslehre für seine naturwissenschaftlichen Neigungen am nächsten lag.

Ihr ehemaliger Lehrer zu Berlin, Löffler, welcher inzwischen auf der Universität Frankfurt Professor geworden war, nahm die beiden Brüder nebst Kunth in sein Haus, und während Jeder derselben den begonnenen Fachwissenschaften oblag, trieben sie gemeinschaftlich ihre philosophischen, sprachlichen und naturwissenschaftlichen Studien.

Die Wahl der Universität Frankfurt hatte dabei ihren Grund in dem Wunsche der Majorin: ihre Söhne vor der Hand noch in der Nähe zu behalten und nicht so schnell aus den Augen zu verlieren.

Deshalb gab Kant, der berühmte Philosoph jener Zeit, welcher in Königsberg docirte, bei der Universitätswahl weniger den Ausschlag. Freilich lag im Hintergrunde des mütterlichen Planes die Absicht: ihre Söhne zunächst nur zur Vorbereitung auf den künftigen Staatsdienst auf die Universität Frankfurt zu schicken; dann aber, zur höheren Ausbildung noch diejenige Hochschule folgen zu lassen, welche damals den allgemeinsten Ruf besaß, ... nämlich Göttingen, da Leipzig und Halle schon von ihrer Ruhmeshöhe herabgesunken waren und Jena seine Glanzperiode erst in einer späteren Zeit erreichte.

Unter diesen Auspicien hatte Alexander und sein Bruder den Schauplatz ihrer neuen Wirksamkeit betreten, der ihnen denn auch sofort — wie wir sogleich sehen werden — in erster Linie ein so behagliches häusliches Dasein bot, wie sie es kaum zu wünschen gewagt.

Das Haus des Professors.

In Frankfurt an der Oder, nicht weit von der jetzt schön erneuerten Marienkirche, lag damals ein, wegen seiner Alterthümlichkeit merkwürdiges Haus, — ein eigenthümliches Gebäude aus den Zeiten des Barockstyles, jener sonderbaren Bauweise, bei welcher eine maßlose Uebertreibung, eine willkürliche, auf reiche malerische Effecte berechnete

Compositionsweise, an die Stelle früherer Einfachheit getreten war. Auch an diesem Hause waren die dekorativen Mittel in übertriebener Weise gehäuft. Da sah man Säulen als Prunk- und Schaustücke in der Facadenbekleidung verwandt: aber der Baumeister hatte sich damit noch nicht Genüge gethan, auch Halbsäulen und Pilaster wurden noch beigegeben, und das Gesimse zu einer entsprechenden Verköpfung geführt. Aber das Wunderbarste und Eigenthümlichste dabei blieb, daß diese ganze Facadenbekleidung nicht etwa aus Stein oder Stuck bestand, sondern aus Holz, und zwischen all den Säulen, Halbsäulen und Pilastern, von unten bis zu dem hochaufstrebenden Giebel, zahllose Tafeln von kunstvoll gearbeiteten Holzschnitzereien — Scenen aus der heiligen Schrift vorstellend — angebracht waren. Das Ganze war dabei künstlich zu einer Derbheit der Profilirung gezwungen, und die freien Reliefs namentlich erhielten eine so außerordentlich starke Ausladung, daß die Schattenwirkung eine ungemein kräftige und malerische ward.

Besonders schön machte sich dabei ein thurmartiger, fünfseitiger Erker, der über dem Thore, das als Eingang diente, durch zwei Geschosse emporstieg und in jedem derselben der großen Hauptstube gewissermaßen noch ein gemüthliches Stübchen beifügte, in welchem es sich gar traulich sitzen und durch die runden, in Blei eingelassenen Scheiben der fünf Fenster auf die Straße schauen ließ.

Ueberhaupt hatte dies Haus, trotz des Ernstes, welchem ihm die wettergebräunte Holzbekleidung, der hohe, mit Thürmchen geschmückte Giebel, und der mächtige dunkle Thoreingang gaben, etwas ungemein Behagliches in seinem Inneren, das allerdings weniger ein Verdienst des Baumeisters, als der jetzigen Einwohner war.

Die breiten, mit einem schwerfälligen Geländer aus gedrehten Holzsäulen versehenen Treppen freilich und die riesigen, mit architektonischer Verschwendung gewonnenen Vorplätze, würden gerade zum Gegentheile beigetragen haben; wenn die Fürsorge der Inwohner das Treppengeländer und die mächtigen Wandschränke nicht mit einem glänzenden schwarzen Firniß hätten überziehen lassen, der nun durch seine schöne Spiegelfläche und den Gegensatz seiner Farbe zu den unendlich reingehaltenen Stufen, eine höchst vortheilhafte Wirkung hervorrief. Die weiten Vorplätze aber schmückten, wenn auch alte, doch frisch gereinigte und gefirnißte Oelgemälde, mitunter von riesigen Dimensionen: Schlacht- und Jagdstücke vorstellend, und wenn auch gerade nicht von einem Raphael, Michel Angelo, Correggio, Titian oder Rubens herrührend, doch immer leidlich in Auffassung und Ausführung. Dabei brachten eine Menge Singvögel, die rings an den Wänden in Käfigen aufgehängt waren, Leben in diese sonst ernsten und stillen Räume, das sich im Sommer noch steigerte, indem dann die Familie während der heißen Tage hier ihre Mittags- und Abendmahlzeiten einnahm.

Es versteht sich wohl von selbst, daß diejenigen, welche so viele Aufmerksamkeit auf Treppen und Vorplätze verwandten, im Innern der Zimmer eine noch größere Behaglichkeit zu verbreiten wußten. Nirgends konnte zwar in diesen von Luxus auch nur annäherungsweise die Rede sein; aber es war in die Augen fallend, daß hier eine ungemein sorgsame weibliche Hand walten mußte. Neben einer wahrhaft holländischen Reinlichkeit herrschte in allen Gemächern ein ganz eigenthümlicher Geist der Fürsorge, so daß in jedem Zimmer mit stillem Walten für alle und jede Bedürfnisse im Voraus gesorgt war, welche die Bestimmung des Gemaches erforderten. Und nicht nur g e s o r g t hatte man für diese Bedürfnisse bis in das Kleinste: dieser Sorgfalt war auch d e r G e i s t d e r B e h a g l i c h k e i t u n d G e m ü t h l i c h k e i t zur Seite getreten. Wer auch nur mit e i n e m Schritte in irgend eines der Zimmer des alterthümlichen Gebäudes trat, fand sich in demselben wie zu Hause. Es kam dann so wohlig über ihn, daß er rasch die Außenwelt vergaß, um die nähere und engere Umgebung um so behaglicher zu genießen.

Und wer war nun die Seele dieses gemüthlichen Hauswesens? Es war dies ein Geschwi-

sterpaar, — ein paar Menschen, denen man es gar nicht angesehen hätte: Professor Löffler und seine Schwester Juliane.

Professor Löffler war eine kleine, unansehnliche Figur. Seine Züge waren nicht schön aber mild; sein Gesichtsausdruck erschien für den ersten Augenblick sogar fast nichtssagend, steif und pedantisch, wie es alle seine Manieren waren. Aber man durfte nur einige Worte mit diesem eigenthümlichen Manne reden und seine Züge belebten sich und seine wasserblauen Augen fingen an Licht einzusaugen und auszuströmen. Kam der Professor aber wirklich in Affect, sprach er über einen Gegenstand, der sein Herz erfaßte und erwärmte oder seinen Geist anregte, so steigerte sich der Ausdruck seines Gesichtes sogar zu einer überraschenden Bedeutendheit. Er konnte alsdann durch sein großes Wissen und seinen geistigen Gehalt imponiren, wie er dies im Leben durch die sittliche Reinheit seines Wandelns that.

Offenheit und Geradheit, unbestechliche Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe, verbunden mit einem nicht zu zügelnden Feuereifer für alles Gute, bildeten die Grundzüge seines Charakters, dessen Schattenseite eben nur jene, vorhin schon gedachte, Pedanterie war, wie sie leider nur allzuoft den deutschen Pedagogen, Theologen und Professoren anklebt. Aber auch hier barg sich mehr hinter der kleinen unansehnlichen Figur, als man sich gedacht hätte.

Löffler trug nicht nur ein würdiges Selbstbewußtsein in sich: er konnte auch nöthigenfalls bei all seiner Milde Energie, ja sogar Unbeugsamkeit entwickeln; so wie sich hinter seinen steifen und pedantischen Manieren eine hinreichende Gemüthlichkeit im Hause und im Freundeskreise barg.

Für des Professors Tüchtigkeit sprach übrigens seine bisherige Laufbahn. Schon auf der Universität Halle konnte er sich als Studirender des vertrauten Umganges eines Nösselt und Semler rühmen. Zwei Jahre nach vollendeten Studien wurde er schon in Berlin zum Prediger erwählt, erhielt im baierischen Erbfolgekrieg eine Feldpredigerstelle unter Friedrich dem Großen, und endlich den Ruf zur zweiten theologischen Professur an der Hochschule zu Frankfurt. Aber auch hier gewann sich sein vortrefflicher Charakter, sein ausgezeichnetes Wirken und Lehren bald eine solche allgemeine Anerkennung, daß man ihm, zugleich mit der Professur, das Amt eines Kirchen- und Schul-Inspectors übertrug.

Uebrigens wußten alle Diejenigen, die Löffler näher standen, daß der Professor eigentlich — dem Allem ohnerachtet — nur bei einer gewissen Ergänzung als vollständiges und in sich selbst abgerundetes Individium, als ganzes Wesen betrachtet werden konnte; und diese Ergänzung war ..... seine Schwester Juliane, die eigentliche Seele des Hauses. Ohne seine Schwester konnte der Professor ja nicht leben; ohne seine Schwester konnte man sich ihn gar nicht denken. Wer hätte auch dem Professor die Wäsche so gut und pünktlich besorgen, erhalten und regelmäßig, wenn er es bedurfte, reines Weißzeug vor sein Bett hinlegen sollen? Ach! daran hätte der gelehrte Herr wohl nie gedacht, und wenn ihm die Wäsche auf dem Leibe zerfallen wäre; und wie sollte er auch? ..... er ..... der gerade jetzt im Griechischen Exegese des neuen Testamentes und im Hebräischen über die Weissagungen des Jesaias las?

Wer hätte ihm denn an jedem Morgen, den Gott kommen ließ, die weiße Halsbinde umlegen und deren Enden in eine so schöne Schleife bringen sollen, wenn Juliane nicht gewesen wäre?

Die schwierige Frage zu lösen: welche Stücke des Jesaias ächt, welche unächt seien, das war dem gelehrten Herrn eine Kleinigkeit; aber die Haare und den Zopf gehörig in Ordnung zu bringen und die unerläßliche weiße Halsbinde regelrecht anzulegen, das hätte der gute Professor nicht vermocht, und wäre die Professur darüber verloren gegangen. Er konnte nun einmal mit solchen Dingen nicht umgehen, und solcher kleiner, unbedeutender und doch unerläßlicher Dinge gibt es eben im Leben gar viele, für einen Pedanten unbedingt zahllose!

Keine gelehrte, keine tiefphilosophische Frage, keine theologische Controverse konnte den Professor auch nur einen Augenblick aus seiner Fassung und in Verlegenheit bringen; als aber einstens Juliane auf einige Tage krank war und gerade Kartoffeln für den Winterbedarf eingekauft werden sollten — der Bauer hielt mit dem Wagen schon an der Thüre des Hauses und es war nur mit ihm zu sprechen und zu bezahlen — gerieth Professor Löffler in solche Verwirrung und Verlegenheit, daß er heimlich Hut und Stock nahm und davon lief. Er war ein grundgelehrter Mann; aber .... von den Geisterinseln seiner Gelehrsamkeit, seiner Ideen, Forschungen, Ideale, Theorien und Principien wußte er oft den kleinsten Weg nicht, der in das Land der Wirklichkeit führte. Darum war seine stille sanfte, in sich gekehrte Schwester thatsächlich ein ergänzendes Stück von ihm; — darum konnte er effective nicht ohne sie leben. Aber er konnte es auch in geistiger Beziehung nicht weil sie ihn auch hier in einer gewissen Art, ergänzte; indem sie ihm im Hause und in den, der Erholung gewidmeten Abendstunden, die Vertreterin des Gemüthslebens war.

Professor Löffler kannte sich selbst, er wußte nur zu gut, daß, wenn er einmal im Studium — Himmel und Erde, Zeit und Raum für ihn verschwanden und er dann nicht mehr von der Arbeit, von seinen Büchern und von seinem Schreibtische zu bringen sei. Da er aber als vernünftiger Mann auch seiner Gesundheit, und als Mensch auch seinem Herzen Rechnung tragen wollte, so hatte Juliane den bestimmten Befehl, jeden Abend um sieben Uhr in des Bruders Studierzimmer zu treten und ihn mit sanften Worten oder Gewalt von seinem Pulte loszureißen: Sommers zu einem Spaziergange, im Winter zu traulichen Theestunden. Aber es bedurfte nie der Gewalt. Ueberflog auch manchmal des Professors Stirne eine düstere Wolke, wenn ihn Juliane gerade in einer wichtigen Arbeit störte, ein Blick in ihr sanftes, von längst ausgetobten Schmerzen verklärtes Gesicht — und des gelehrten Herrn Stirne klärte sich auf, und er legte ruhig die Feder nieder oder schloß gelassen seine Folianten, indem er der innig geliebten Schwester mit mildfreundlichen Blicken folgte.

Juliane war übrigens eine ebenso interessante Erscheinung wie ihr Bruder. Klein, wie dieser, von zarter Figur, hatten die vierzig Jahre, die sie gesehen, so wenig auf ihre Gestalt eingewirkt, daß man sie, wenn man ihr Gesicht sah, noch für ein achtzehnjähriges Mädchen hätte halten können. Auch war ihr Gang noch jugendlich elastisch; desto deutlicher freilich sprach ihr Antlitz von der Zeit, die sie durchlebt, und wohl auch von großen Schmerzen, die jetzt längst begraben in ihrer Brust schlummerten. Lag ja doch eine ganze Verklärung in diesen stillen milden Zügen, die selbst jetzt noch die leisen Andeutungen davon trugen, daß dies Antlitz einstmals gar nicht unschön gewesen sein mußte.

Wenn man Juliane ansah und auch nichts von ihren Schicksalen kannte, so sagte dem Beschauenden dies Gesicht eines. Es sagte: „es gibt Dinge, die keinen Trost zulassen. Für sie aber hat Gott die Wehmuth, als eine Art Vermittlerin zwischen Glück und Unglück, der Herrlichkeit des Lebens und seinen Schmerzen geschaffen. Sie macht den Schmerz zu einem Gefühle, das man nicht verlassen mag, an dem man hängt, dem man sich mit dem Bewußtsein überläßt, daß dies Gefühl nicht zerstörend, sondern läuternd und in jeder Art und auf jede Weise veredelnd und erhebend wirkt."

Dies sagten auf den ersten Blick Julianens Züge, und sie logen wohl nicht, da ihre große Herzensgüte eine Bestätigung dafür lieferte. Uebrigens war auch sie eine Seele mit dem Bruder, still fromm, aber fern von aller Pietisterei, unendlich sorgsam in der Haushaltung, dem Bruder und allen Lieben jeden Wunsch an den Augen absehend, für Alles Vorsorge tragend und doch so liebenswürdig bescheiden, daß ihr Niemand, der sie näher kannte, seine innige Hochachtung zu versagen vermochte.

Und doch hatte ihr der rohe Muthwillen eines Theiles der Studentenschaft den Spottnamen „die Schleiereule" beigelegt. Roh,

wie gesagt, war dies Verfahren der übermüthigen Jugend und ungerecht oben an; aber es lag doch etwas Bezeichnendes in dem Witzworte.

Wie in einen Schleier war die Vergangenheit Julianens gehüllt und wie ein Schleier lag etwas, was man nicht bezeichnen konnte, über ihrem ganzen fast nonnenartigen Wesen: denn Juliane ging — außer wenn sie mit ihrem Bruder einen Spaziergang auf einsamen Wegen machte — nie aus, nicht einmal in die Kirche, da sie ihre Andacht für sich selbst auf ihrem Zimmer verrichtete. Ihr Haus war ihre Welt, und da sie bei dem weiblichen Theile der Stadt keine Bekanntschaft oder Freundschaft anzuknüpfen suchte, so blieb sie natürlich auch allein und ohne alle und jede Berührung nach außen hin. Dazu kam noch ihre einfache schlichte Tracht, die lediglich in einem schwarzen Kleide und einer weißen Haube bestand, und ihr oft träumerisches Wesen, um jenem Spitznamen eine gewisse Berechtigung zu geben.

Hätte man freilich den Leichenstein der letzten zwanzig Jahre von diesem Leben, das eigentlich längst begraben war, hinwegnehmen können, man würde sich mit Julianen keinen Scherz erlaubt haben.

Und doch war ihr Schicksal kein so ungewöhnliches.

Juliana war in ihrem achtzehnten Jahre ein recht hübsches, nettes und blühendes Mädchen gewesen. Ihre Eltern wohnten damals zu Saalfeld in Thüringen, woselbst ihr Vater die Stelle eines Geistlichen bekleidete; zwei jüngere Brüder, frische, gesunde Knaben, lebten an ihrer Seite und theilten mit ihr das Glück eines so schönen und sinnigen Familienlebens, wie man ein solches selten findet. Gegenseitige Liebe und Güte bildete die Hauptgrundlage desselben, während es Einfachheit und Zufriedenheit erhöhten. Nur schade, daß es bald stiller im Hause des Pastors zu Saalfeld ward, da die Knaben, des besseren Unterrichtes wegen, auf die lateinische Schule des Waisenhauses zu Halle gesandt wurden.

Um jene Zeit gerade war Juliane achtzehn Jahre alt und stand so recht in der Blüthe ihres Lebens. Kein Wunder, daß die Blicke gar manchen jungen Mannes auf das hübsche, sittige Pfarrerstöchterlein fielen; — kein Wunder, daß sich auch in Julianens Herz die Liebe regte. So gestaltete sich denn auch bald, mit Wissen der Eltern, ein Verhältniß zwischen ihr und dem Sohne eines Fabrikanten. Der junge Mann war hübsch, brav und vermögend, und da auch sein Vater nichts gegen dies Verhältniß einwandte, so lebten beide jungen Leute nach Herzenslust ihrer Liebe und ihrem Glücke, und dies Glück war um so reiner und voller, als sie sich streng in den Schranken der Sittlichkeit hielten.

O! welche selige Tage verlebte damals Juliane! wie schön deuchte ihr das Leben, wie noch viel schöner die Zukunft! Die Liebe, die in ihrem Herzen wohnte, erwärmte und erleuchtete ihre Seele und erhellte und verklärte ihr die ganze Welt so zauberhaft, daß es ihr oft vorkam, als müsse ihr kleines Herz vor Seligkeit zerspringen. Es gibt ja nichts Beglückenderes, als das Bewußtsein, einem geliebten Wesen so ganz und gar anzugehören und von ihm mit der gleichen Fülle wieder geliebt zu werden.

Am seligsten aber waren beide unbedingt wenn sie an schönen Abenden einen kleinen Spaziergang mit einander machten, was um so eher geschehen konnte, als sie bereits nach Jahresfrist Braut und Bräutigam waren. Sie pflegten dann gewöhnlich nach einem kleinen Tempelchen zu gehen, daß der Pfarrer ganz einfach aus vier Baumstämmen, die ein Strohdach trugen, in seinem, an der Landstraße nach Leipzig liegenden Gärtchen hatte errichten lassen. Hier saßen sie dann wohl, in Bewunderung versunken, die Sonne untergehen, während ihre Hände ineinander und ihre Herzen Schwüre ewiger Liebe tauschten.

Aber das Wörtchen „ewig!" ist dasjenige, mit welchem die Menschen den meisten Mißbrauch treiben. Plötzlich fiel es dem Bräutigam Julianens und dessen Vater ein, daß es doch für einen jungen Mann nöthig sei, bevor er sich häuslich niederlasse, die Welt zu sehen, und so mußte das arme Mädchen den

Geliebten scheiden lassen. Sie begleitete ihn noch zu dem Tempelchen in ihres Vaters Garten; hier nahmen sie unter Thränen Abschied und der junge Mann — der seinen Wagen hierher bestellt hatte — riß sich mit den Worten los:

„Lebe wohl, liebe Juliane! in einem Jahre bin ich wieder hier. Ich werde Dir recht oft schreiben und auch den Tag und die Stunde, wenn ich wiederkomme, und dann sollst Du mich hier, in diesem Tempelchen, wo wir so oft glücklich und selig waren, erwarten!"

Und er hielt Wort. Im Anfang schrieb er recht oft. Nach Monaten freilich wurden die Briefe seltener und als er in der großen Handelsstadt Hamburg angekommen, hörten sie fast ganz auf; die Geschäfte nahmen ihn hier, wie er in seinem letzten Schreiben bemerkte, allzusehr in Anspruch.

Juliane schnitt dies freilich schmerzlich in die Seele. Sie war keine oberflächliche, sondern gerade im Gegentheil eine tiefe Natur, die sich ihre Gedankenwelt selbst geschaffen, aber allerdings mehr noch in der Welt der Gefühle lebte. Jetzt ward sie stiller noch als sonst, ihre Wangen bleichten und es gab Tage und Wochen, in welchen sie schweigend und in Gedanken versunken ihren häuslichen Geschäften nachging.

Nun aber sind Frauen darin viel unglücklicher, als Männer, da ihre Arbeiten zumeist von der Art sind, daß sie während derselben an etwas ganz Anderes denken können, als an das, was sie gerade momentan beschäftigt. Es hat dies wohl auch sein Gutes, indem es den Denkenderen unter ihnen gestattet, bei ihrer mechanischen Arbeit ein reiches inneres Leben zu führen. Aus diesem Grunde übertreffen auch viele Frauen die Männer in Allem, was zur tieferen und feineren Kenntniß seiner selbst und Anderer führt. Um so greller aber tritt die Schattenseite hervor, wenn die Gedanken, die ein weibliches Wesen beschäftigen, nicht beglückend, wenn sie niederschlagend und beunruhigend sind, oder gar die Seele mit Kummer, Sorgen und stiller Verzweiflung erfüllen. Um wieviel größer ist dann die Gefahr, welche die innere Ruhe bedroht. Mit der ganzen Wucht weiblicher Leidenschaftlichkeiten oder mit der ganzen Energie eines tiefen Gemüthes werfen sich dann die Gedanken auf einen Punkt, grübeln und martern fort und fort und der Wurm hört nicht zu nagen auf, was die Hand auch verrichtet; während die Männer in ihren Geschäften — selbst oft wider ihren Willen — Zerstreuung und Abziehung von den sie verfolgenden peinlichen Gedanken finden.

Diese Wahrheit machte sich so recht bei Julianen geltend. Sie arbeitete nach wie vor in Haus und Hof, in Küche und Keller .... aber .... der kindlich-fröhliche Gesang, mit dem sie sonst ihre kleinen Beschäftigungen begleitet hatte, war längst verstummt. Sie schaffte .... aber sie schwieg und ihre bleichen Wangen sprachen dabei mit trauriger Beredsamkeit. Vater und Mutter schnitt es in die Seele, aber was konnten Sie machen; hatte doch unterdessen der Vater des jungen Mannes seine Fabrik verkauft und war ebenfalls und zwar ohne Rechenschaft über das Benehmen seines Sohnes zu geben, nach Hamburg gezogen.

So verging ein Jahr, gegen dessen Ende gar keine Briefe mehr eingetroffen waren. Von dieser Zeit an begab sich Juliane jeden Abend — es mochte Sommer oder Winter, schönes oder schlechtes Wetter sein — nach dem kleinen Tempel in des Vaters Garten. Anfangs erleichterten hier Thränenströme ihr armes, betrogenes- und doch mit rührender Treue an dem Geliebten hängendes Herz; als aber wieder Monate verstrichen, ohne daß der theuere Mann zurückgekommen, da versiegten die Thränen und die Unglückliche saß nur still und stumm, die Augen nach der Landstraße gerichtet und harrte auf ihren Bräutigam.

Und immer mehr und mehr versank die Außenwelt in dem Gedächtnisse der Armen, bis endlich ihrem Geiste nur noch ein einziger Gedanke blieb, der Gedanke: er wird, er muß wiederkommen — er hat es ja bei unserer Liebe geschworen — und in dem Tempelchen sollst Du ihn erwarten!

Und Juliane erwartete ihn zehn Jahre lang allabendlich in dem Tempel in

ihres Vaters Garten. Sie that am Tage mechanisch ihre Pflicht, aber sie war sonst der Welt völlig abgestorben. Die Eltern sanken in die Gruft: sie weinte nicht, denn der eine Schmerz und der eine Kummer hatte alle anderen Schmerzen, allen anderen Kummer übertäubt. Es schien aus zu sein mit ihrer Verstandeskraft und der sieche Körper welkte sichtlich dem Grabe zu.

Da versuchte es ihr Bruder, der unterdessen Prediger in Berlin geworden war, und dem das Unglück der geliebten Schwester fast das Herz abdrückte, noch einmal, sie zu retten, nachdem er sich mit einem bekannten Arzte über die Art, wie dies einzig möglich sei, verständigt hatte. Freilich machte ihm diese Art selbst sehr viel zu schaffen, denn es konnte nur vermittelst eines kleinen frommen Betruges geschehen, und daß er einen solchen begehen sollte, war ihm entsetzlich.

Löffler schwankte lange; als er aber bei einem Besuche in Saalfeld die Arme gesehen, wie sie nur noch von der Hoffnung lebte, der Geliebte werde endlich doch wiederkommen und sie als glückliche Braut heimführen — während er längst in Hamburg an die Tochter eines reichen Handelsherrn verheirathet war — da siegte seine Liebe zur Schwester und sein Mitleid mit der Armen und er brachte ihr die Nachricht von dem Tode ihres Bräutigams bei. Juliane achtete im Anfange in ihrer vollkommenen Stumpfheit nicht darauf; als aber der Bruder das bereits halbverfallene Tempelchen im väterlichen Garten in einer Nacht heimlich wegnehmen ließ, so daß es Juliane an dem kommenden Abend vergeblich suchte, so irritirte dies ihren Geist so sehr, daß, wenigstens für Augenblicke, die Stumpfheit schwand. Der Bruder aber, der von dem Arzte auf diese Momente hingewiesen war, benutzte sie, um der Leidenden die Ueberzeugung von dem Tode des so heiß geliebten Mannes beizubringen.

Und siehe da, es gelang! Mit dem Tempel war ihrem geschwächten Geiste der letzte Anhaltspunkt geschwunden. Schmerz hatte sie keinen mehr, auch fehlte ihrer Seele dazu die Energie. Sie sprach nichts, sie saß nur still da oder folgte jetzt willig Allem, was ihr Bruder mit ihr machte. Dieser aber nahm sie sofort nach Berlin zu sich.

Was der Arzt vorausgesagt, geschah! Die veränderte Luft und Lebensweise wirkten günstig auf Julianen ein; die unendliche Liebe und Sorgfalt aber, mit welcher sie der Bruder behandelte, gab gleichsam ihrem Geiste nach und nach wieder etwas Gefühl. Welt und Leben dämmerten neuerdings für sie, bis sie nach längerer Zeit wie ein Kind zum allmäligen Erwachen kam. Zur Freude des Bruders trat nun nach und nach auch wieder das Selbstbewußtsein ein und führte sämmtliche geistige Fähigkeiten zurück — nur die Erinnerung an das, was geschehen, blieb aus.

So kam es, daß Juliane bald, wie zum zweitenmale geboren, in der Welt stand; — in der Welt, die jetzt aber für sie nur ihr kleines Hauswesen und ihr Bruder ausmachte. Ihre ganze Hingebung galt nun ihm; so wie dieser — gleichsam um den einzigen Betrug, den er jemals begangen, hundertfach gut zu machen — sie mit Liebe überschüttete.

Etwas ganz eigenthümlich Verschleiertes blieb freilich über ihrem ganzen Wesen und Sein; aber die Herzensgüte, die Milde, die namenlose Aufmerksamkeit und zarte Sorgfalt, die sie ihrem Bruder und allen Denjenigen entgegentrug, die mit der Zeit des Bruders Hauswesen vergrößerten, machte sie in der That zu der Seele dieses Hauses und zu einer jetzt, trotz ihrem Alter, wahrhaft liebenswürdigen Erscheinung.

Und zu diesen Wenigen, die des Professors Hauswesen um jene Zeit erweiterten, gehörten auch Alexander von Humboldt, sein Bruder und Kunth, die ja, wie wir wissen, für die Dauer ihres Aufenthaltes an der Hochschule zu Frankfurt an der Oder, zu Professor Löffler gezogen waren. Hier bewohnten sie das obere, ganz für sie eingerichtete Stockwerk jenes alterthümlichen Hauses und bildeten geradezu mit dem Professor und seiner Schwester eine einzige Familie.

Besser aber hätten sie es auch nicht finden können, und während sich der rohere Theil der Studentenschaft über den kleinen Professor

und die „Schleiereule" lustig machten, genossen die jungen Humboldt's in den Stunden, welche ihnen ihr eifriges Studium frei ließ, das schönste, gemütbvollste häusliche Leben.

So stand es in dem Hause des Professor Löffler.

Akademisches Leben.

In der Studentenkneipe zum „tollen Häring" ging es wild und wüste zu; aber es war ja auch der renommirteste Versammlungsplatz, der die Hochschule zu Frankfurt an der Oder besuchenden akademischen Jugend.

Die Kneipe selbst in einer Nebenstraße gelegen, bestand aus einem langen, nicht sehr breiten und dabei niederen Zimmer, durch dessen kleine, altmodische Fenster eben kein überflüssiges Tageslicht fiel. Wände und Decke, wohl seit einem halben Jahrhundert weder gereinigt noch geweißt, batten von dem, Tag und Nacht hier qualmenden Tabaksdampfe, einen vollständig dunkelbraunen, sich in das Schwarze verlaufenden Ueberzug erhalten.

An den Wänden freilich bemerkte man dies wenig, denn sie waren fast durchweg mit Insignien, Emblemen, Symbolen, gekreuzten Hiebern, Räthselzeichen, ungeheuren Trinkhörnern und Bildern bedeckt, von welch' letzteren gerade nicht sehr viele geeignet waren, vor keuschen Augen Gnade zu finden. Auch Paukereien waren dabei zahlreich vertreten. In der Mitte der Hauptwand aber war ein großes, ehemals weißes, von Epheuranken umwundenes Schild angebracht auf dem in hieroglyphischer Abkürzung der Wahlspruch der hier kneipenden Landsmannschaft stand:

V. V. A.
V. A.
V. A. F. H.

Was so viel heißen wollte, als:

„Vivat vera amicitia" und „Vivat amicitia fructus honoris." „Es lebe die wahre Freundschaft" und „Es lebe die Freundschaft, die Frucht der Ehre."

Sonst standen in der Kneipe zwei lange Reihen Tische aus Eichenholz, von zahllosen eingeschnittenen Namen, Buchstaben und Herzen durchfurcht; um die Tische standen Stühle aus gleichem Holze. Auf diesen Stühlen aber saßen fast ebensoviel junge kräftige Männer, als riesige Hunde unter den Tischen lagen. Es waren zumeist wild aussehende Burschen. Viele hatten die Röcke abgeworfen und saßen nun, die Brust weit entblößt, die Mützen mit den Farben der Landsmannschaft schief auf den mit langen verwilderten Haaren bedeckten Häuptern, die gespornten Kanonenstiefel auf Stühle oder Stuhllehnen gelegt, trinkend und rauchend da. Die mit dicken Quasten in den Farben der Landsmannschaft gezierten Pfeifen hatten natürlich eine unmäßige Länge; die dampfenden, Wolken sprühenden Porzelanköpfe aber waren mitunter schön gemalt und zeigten Wappen, Paul-Erinnerungen und akademische Hieroglyphen. Auf der Rückseite stand zumeist N. N. seinem N. N.; oder auch ganze Reihen von Namen, die irgend eine Paukerei verewigen sollten.

Ueberall glänzten frische, lebenslustige Gesichter, theilweise von feinem Schnitt, und durchgeistigtem Ausdruck; aber auch sehr viele mit rohen, wahrhaft gemeinen Zügen; andere traten dem Beschauer, entgegen deren Jugendblüthe sichtlich in einem übertriebenen, unvernünftigen Haschen nach Ausbeutung der Jugendfreuden untergegangen war: „flotte Bursche," wie man sie nannte; oft aber ausgebrannte Vulkane, verlohlte Herzen und jugendliche Greise.

Wo man dabei hinsah gab es Erinnerungen an Schlägereien. Der Eine hatte ein Pflaster über den Augen; ein Anderer trug, so lustig er war, den Arm in einer Binde; wieder einer war mit einem Pflaster über Stirne und Wangen versehen. So saß man im Vollgenuß des edlen Gerstensaftes und des noch süßeren Nichtsthuens und kneipte und scherzte und lachte und renomirte, daß die

Wände sich bogen, während die Hunde unter dem Tische knurrten und alle fünf Minuten in wüthenden Beißereien losbrachen, die erst die Veranlassung zu tollem Lachen, dann aber zu gehörigen Hieben mit der Hetzpeitsche gaben.

Durch dies Bellen und Heulen der Hunde, durch dies Schreien, Lachen und Scherzen einer übermüthigen Jugend hindurch, ertönte jetzt aber auch noch aus dem hinteren Theile der Kneipe in mächtigem Chore das alte Studentenlied; Gaudeamus igitur. Es waren zumeist rauhe und wilde Stimmen, die da sangen und übermüthig klang es durch den langen und niederen Raum:

Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem,
Nos habebit humus!

Ubi sunt qui ante nos
In mundo fuere?
Vadite ad superos,
Transite ad inferos,
Ubi jam fuere.

Vita nostra brevis est,
Brevi finietur.
Venit mors velociter,
Rapit nos atrociter,
Nemini parcetur.

Vivat academia!
Vivant professores!
Vivat membrum quodlibet!
Vivat membra quaelibet!
Semper sint in flores!

Vivant omnes virgines,
Faciles, formosae!
Vivant et mulieres,
Tenerae, amabiles
Et laboriosae.

Vivat et respublica!
Et qui illam regit!
Vivat nostra civitas!
Maecenatum caritas,
Que nos hic protegit.

Pereat tristitia!
Pereant osores!
Pereat Diabolus!
Quivis antiburschius
Atque irrisores!

Noch schallten diese Töne durch die offenstehenden Fenster der Kneipe, als vier junge, ebenfalls in die damals übliche Studententracht gekleidete Männer der Straße herab kamen und auf den „tollen Häring" zugingen. Der erste Blick mußte übrigens den Beschauer überzeugen, daß drei von denselben noch Neulinge im akademischen Leben, sogenannte „Füchse," waren; auch zeigten ihre feinere und anständigere Kleidung, sowie ihre Züge und ihr Benehmen eine nicht gewöhnliche Abkunft.

Es waren: der junge Freiherr Alexander von Humboldt und die beiden jungen Grafen von Arnim und von Dohna-Schlobitten, ihnen zur Seite ging ein etwas älterer Student Adrian von Beeskow.

Alexander von Humboldt und seinen Jugendfreund, den Grafen Arnim, kennen wir schon als feine, gebildete Leute; die beiden Uebrigen waren dies auch, nur daß Beeskow durch sein sicheres Auftreten und gewürfelteres Wesen bewies, daß er bereits seit zwei Semestern mit dem Studentenleben vertraut sei.

Eigentlich hatte Adrian von Beeskow ursprünglich seinen angeborenen, nicht unbedeutenden Talente im Zeichnen und Malen folgen wollen, es in der That auch, so jung er war, schon zu recht Tüchtigem gebracht, als er sich, durch den Wunsch seiner Eltern umstimmen ließ und dem Studium der Rechtswissenschaft zuwandte.

Beeskow war dabei der älteste der Freunde und zählte jetzt gerade zweiundzwanzig Jahre.

Der junge Graf Hugo zu Dohna-Schlobitten schloß sich übrigens würdig an Humboldt und Arnim an. Es war ein schöner, schlanker Jüngling mit blauen Augen und blonden Haaren, die sich leicht und gefällig in natürlicher Kräuselung um sein Haupt legten. Jugendfrische thronte auf seinen Wangen, die, gleich der Oberlippe, nur von einem leichten blonden Flaumbarte gesäumt waren. Seine

Züge zeigten ein edles Gepräge, nicht frei von aristokratischem Stolz; während eine gewisse Zurückhaltung und Kälte seine ganze Erscheinung charakterisirte. Die Haltung war die eines geborenen Weltmannes; Bewegung und Auftreten zeigten durch ihre spielende Sicherheit, das angeborene Bewußtsein einer bevorrechteten Stellung. Er ging schweigsam neben den Anderen her, während Beeskow, der Arnim unter den Arm genommen hatte, seine drei Gefährten auf den ersten Besuch der renomirten Studentenkneipe zum „tollen Häring" vorbereitete.

Die jungen Leute schienen indessen diesen ersten Besuche gerade nicht mit allzugroßen und allzufreudigen Erwartungen entgegen zu gehen; unstreitig weil sie schon — während ihrem doch erst kurzen Aufenthalte an der hiesigen Hochschule — zur Genüge bemerkt hatten, welch' rohes und wüstes Treiben hier im Ganzen herrschte. Daß sich dies wüste und rohe Wesen auf einer Kneipe noch steigern werde, war für sie ein sehr naheliegender logischer Schluß, und das Gebrüll, das ihnen schon von fernher entgegentönte, war eben nicht geeignet, ihre Ansicht darüber abzuschwächen.

Dohna hatte daher die stolze Stirne in finstere Falten gelegt, während Alexander von Humboldt mit der ihm eigenen, unter allen Verhältnissen gleich freundlichen Ruhe sich in dies Vertrautwerden mit dem damaligen Studentenwesen fügte; indem er sich zu gleicher Zeit im Stillen vorbehielt, zu prüfen, um sich dann, nach eigener Ueberzeugung, entweder der Landsmannschaft anzuschließen, oder seinen eigenen Weg mit den Freunden zu gehen.

„Vor allen Dingen!" — sagte Humboldt jetzt, indem er sich an Beeskow wandte — „erklären Sie mir doch einmal, lieber Freund, warum wir und alle Neulinge auf die Universität „Füchse" heißen?"

„Fuchs!" — entgegnete Beeskow mit einer Wichtigkeit über die Dohna spöttelnd die Nase rümpfte — ist, wie Sie wissen, der erste Altersgrad auf der Universität. Es haben sich nämlich, seit Entstehung der Hochschulen förmliche Altersklassen im akademischen Leben gebildet, jede einzelne mit studentischen Rechten. Dies ist der sogenannte Penalismus, von Penna, die Feder, oder Pennal, die Federbüchse. Pennal, Federbursche, Fuchs heißt daher jeder von der Schule kommende Neustudent; aus dem „Schulfuchs" wird dann durch das erste Semester, ein „grasser Fuchs," und aus dem grassen Fuchs im zweiten Semester „ein Brandfuchs."

„Ja, das weiß ich wohl!" sagte hier Alexander; — „aber ich möchte erfahren, woher denn eigentlich die sonderbare Bezeichnung selbst kommt?"

„Diese sonderbare Bezeichnung" — versetzte Beeskow — „kommt von einem sonderbaren Männchen, von einem gewissen Jenaischen Magister, einem der ersten Professoren jener Universität, der noch unter dem Sohne des Begründers der besagten Hochschule, unter Herzog Friedrich Wilhelm lebte und Brysomann hieß."

„Aber auf welche Weise?"

„Brysomann war Schulrector von Naumburg, ein stocksteifes und pedantisches Männlein, und trug Winters und Sommers ein Mäntelchen mit Fuchspelz verbrämt. Da er nun von einer Schule nach Jena zum Universitäts-Professor der griechischen Sprache und Literatur berufen wurde, so erweckte dies den Zorn der schon angestellten Professoren, die ihn nun von seiner früheren Stellung und seiner absonderlichen Tracht, den Schulfuchs nannten. Von den Professoren ging der Spottname zu den Studenten über und von jener Zeit an heißt Jeder so, der von der Schule zur Universität kommt."

„Das ist ganz interessant!" — sagte Humboldt. — „Man muß von allen Dingen den Urgrund zu erspähen wissen. Aber lieber Beeskow, Sie sprachen eben auch von Rechten, die jeder Altersklasse der Studirenden zukommen. Was sind das für Rechte und natürlich auch Pflichten. Niemand kann sich binden, ehe er beide kennt und gegen einander genau abgewogen hat."

„O!" — rief Beeskow — „diese Rechte und

Pflichten wiegen moralisch nicht so schwer, als Sie wohl glauben."

„Aber ich möchte sie doch kennen."

„Nun!" — fuhr Beeskow lachend fort — „die Professorenbursche und bemoosten Häupter haben z. B. bei uns das Recht in Kirchen und Kollegien Hunde mitzubringen und Niemand darf einen solchen Hund beleidigen, denn sonst hat er Scandal mit dessen Herrn und kann sich mit ihm pauken. Diese Hunde — Sie werden sogleich eine Menge derselben sehen — haben Halsbänder auf welchen die Buchstaben P. B. H. stehen."

„Und was soll dies heißen?"

„Professoren-Burschen-Hund."

„Und die Anderen? — frug Graf Dohna mit wegwerfender Gebärde.

„Die Bürgerburschen ...."

„Wer ist das?"

„Das sind die Studenten zweiten Ranges."

„Nun?"

„Die dürfen keine Hunde mit in die Kirchen und Collegien nehmen."

„Und das sind die Rechte der Altersgrade hier auf der Universität?" — frug Dohna mit stolz verächtlichem Tone.

„Ja!" — entgegnete Beeskow. — „Es liegt freilich darin eben so viel Rohheit, als.."

„Aberwitzige, verstandlose Dummheit!" — ergänzte Humboldt.

„Allerdings!" — versetzte Beeskow. — „Aber dergleichen verstandlose Dummheiten bestehen leider noch in Menge."

Die vier jungen Leute waren unterdessen der Kneipe nahe gekommen und traten jetzt unter Vorangang Beeskow's ein. Aber schon der erste Eindruck machte Humboldt, Arnim und Dohna stutzig, zumal ein flotter Studio eben auf einem Tische stand, und, den überschäumenden Bierkrug in der einen, die lange Tabakspfeife in der anderen Hand haltend, mit einem entsetzlichen Bierbasse das folgende, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Studentenlied sang, zu dem sämmtliche Anwesenden den Chorus brüllten.

Das Lied aber lautete:

In dulci jubilo,
Nun singet und seid froh,
Unsres Herzens Wonne
Latet in poculo,
Gezapfet aus der Tonne
Pro hoc convivio,
Nunc, nunc bibite!
Nunc, nunc bibite!

O crater parvule,
Nach dir thut mir so weh,
Erfreue mein Gemüthe,
O potus optime,
Durch deines Weines Güte,
Et vos concinite,
Vivant socii!
Vivant socii!

O vini caritas,
O Bacchi lenitas,
Wir haben's Geld vertrunken
Per multa pocula,
Doch haben wir zu hoffen
Nummorum gaudia,
Eia, wär'n sie da!
Eia, wär'n sie da!

Ubi sunt gaudia?
Nirgends mehr denn da,
Wo die Burschen singen
Selecta cantica,
Und die Gläser klingen
In villae curia;
Eia, wär'n sie da!
Eia, wär'n sie da!

Als dies geistreiche Lied zu Ende war, nahm ein wildaussehender Bursche — sicher ein „Bemoostes Haupt" von zehn bis zwölf Semestern — den vor ihm liegenden Schläger und hieb damit so furchtbar auf den Tisch daß alle Gläser und Kannen klirrend in die Höhe fuhren und selbst die neu Eingetretenen erschracken.

„Holla, ho!" — rief er dabei. — „Aufgepaßt, Commilitonen!" — Dann wandte er sich an Beeskow und frug: — „Heda! Bruder Studio! wen bringst Du auf die ehrenwerthe Kneipe zum „tollen Häring?" — Sind das etwa neuangekommene Füchse?"

„Ja, Senior!" — entgegnete der Angeredete — „und ich war eben im Begriff, sie dem würdigen Senior der Landsmannschaft vor-

zustellen. Es sind der junge Freiherr von Humboldt und die Grafen Dohna und Arnim."

„Was Freiherr und Grafen!" — rief der Senior mit finsterer Stimme. — „Als flotte Bursche sollen sie uns willkommen sein. Sonstige Titel und Rangstufen aber erkennt die freie Studentenschaft nicht an. Die Matrikel ist der Adelsbrief, der hier Alle gleich macht!"

„Wir kommen als Menschen," — sagte Alexander von Humboldt — „und denken solche hier zu finden."

„Ein gutes Wort zur rechten Zeit!" — rief der Senior, in Ton und Weise eines echten Renomisten. — „So hör' ich die Füchse gern pfeifen. Fort hier mit dem verdammten Philisterthum! Schüttelt seinen lästigen Staub von den Flügeln Eurer Psyche und erfrischt Euch das Herz in dem Hauche der Freiheit. Jetzt freilich seid Ihr noch Füchse; aber Euere Seele wird groß werden an dem Beispiel, das wir Euch geben. Hier sind lauter klassische Kerls, antike Charaktere; Männer, wie aus der alten Heldenzeit, wo noch die Waffenbrüder ihr Blut tranken, um ganz Eines mit einander zu werden. Bei uns freilich thut es, statt des Blutes, das Bier. Wenn Ihr dagegen einmal so viel Blut mit dem Schläger abgezapft, wie unser eines, und Eueren Stiefel trinkt, bis Alle unter dem Tische liegen, dann wird Euch hier das rechte Licht aufgehen und auslachen werdet Ihr die Narren, die sich in diesem Leben athemlos laufen nach den Traum- und Schattenbildern bürgerlicher Weisheit und menschlichen Ruhmes!" — und der Senior schlug abermals, und ehe einer der drei jungen Leute etwas erwiedern konnte, mit seinem Schläger auf den Tisch und rief: — „Fax!"

Sogleich eilte der Diener mit vier mächtigen, bis an den Rand gefüllten Humpen herbei, und setzte sie vor die Neuangekommenenr die noch immer hinter dem Tische standen.

„Commilitonen!" — rief der Senio, jetzt, — „laßt uns die Füchse willkommen heißen!"

Sogleich füllten sich alle Kannen, Gläser und Humpen, und das edle Haupt der Landesmannschaft fing folgendes Lied zu singen an, bei dem er und alle Anwesenden den darin bezeichneten Bewegungen mit Glas und Hand folgten.

Ich nehm mein Gläschen in die Hand,
Vive la compagneia!
Und fahr damit in's Unterland,
Vive la compagneia!
Vive la, vive la, vive la, va.
Vive la, vive la, hopsasa.
Vive la compagneia.

Ich nehm' mein Gläschen wieder hervor,
Vive la compagneia.
Und halt's an's recht' und linke Ohr,
Vive la compagneia!
Vive la, vive la, vive la, va.
Vive la, vive la, hopsasa!
Vive la, compagneia!

Ich setz' mein Gläschen an den Mund,
Vive la compagneia!
Und leer es aus bis auf den Grund,
Vive la compagneia!
Vive la, vive la, vive la, va,
Vive la, vive la, hopsasa!
Vive la compagneia!

Dem Gläschen ist sein Recht geschehen,
Vive la compagneia!
Was oben ist muß unten stehen,
Vive la, compagneia!
Vive la, vive la, vive la, va,
Vive la, vive la hopsasa!
Vive la, compagneia!

Das Gläschen muß nun wandern,
Vive la compagneia!
Von einem Freund zum andern,
Vive la compagneia!
Vive la, vive la, vive la, va,
Vive la, vive la, hopsasa!
Vive la compagneia!

Versteht sich, daß bei dem dritten Verse jeder seinen Humpen bis auf den letzten Tropfen leerte, und da das Lied von Munde zu Munde ging, so hörte das Einschenken und Austrinken gar nicht mehr auf.

Humboldt, Dohna und Arnim hatten — auf Beeskow's Zuflüstern — den Scherz die ersten

Zweimale mitgemacht: aber da schon erschien ihnen die Sache abgeschmackt, und — was das Austrinken der Gläser auf einen Zug betraf — unwürdig. Sie verhielten sich daher von da an passive, was ihnen indessen ein ungeheures Hohngelächter eintrug. Dohna wäre sogar beinahe dagegen aufgefahren, wenn ihn Alexander nicht durch einen leisen Druck auf den Arm zurückgehalten hätte.

War es aber auch Dohna und seinen Freunden übel zu nehmen, wenn sie keinen Geschmack an diesem Wesen fanden? Es war eben jener wilde, rohe und unbändige Geist, der sich bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts auf den Universitäten Deutschlands breit machte, und dem gerade Alexander von Humboldt mit seinen Jugendgenossen zuerst entgegentrat. Führte doch das Schicksal unseren Freund gewissermaßen hier seiner ersten großen That entgegen, die, wenn auch wenig von der Welt bemerkt, von unberechenbar segensreichen Folgen war. Die Idee der Freiheit hatte dem deutschen Volke von jeher Kraft gegeben; sie auch war es, die, schon von Anfang an, Lebensfülle in alle Adern des akademischen Lebens goß. Diese Kraftfülle und der frohe Lebensmuth der studirenden Jugend drängte aber auch zu Lustbarkeiten, zu Gelagen, zu Tänzen, Fackelzügen, Gugelfuhren, und vor allen Dingen auf den Fechtboden. Der dreißigjährige Krieg nährte dann den wilden kriegerischen Sinn.

Die wunderlichen, zum Theil abenteuerlichen Formen des damaligen Heerwesens blieben nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Hochschulen, und der „Landsknecht-Geist," der in den Feldlagern seßhaft gewesen, spuckte noch lange, ja bis zum Anfange unseres Jahrhunderts in Art und Sitte und wildem, unbändigen Gebahren, auf den deutschen Universitäten. Ihn zu bannen, war unserem Helden aufbewahrt, ihn zu verklären, wurde die schöne Aufgabe der Freiheitskriege.

Glücklicherweise war mit dem vorhin erwähnten Rundgesang und „Antrunk" die Bewillkommung der drei Füchse auf der Landsmannschafts-Kneipe zum „tollen Häring" beendet; so daß diese nun — nachdem der Senior noch einmal mit seinem Schläger auf den Tisch gehauen und sein „Colloquium!" gerufen, oder besser gesagt „gebrüllt" hatte — sich selbst überlassen waren.

Der junge Graf Dohna wäre gern jetzt gleich wieder weggegangen, Alexander von Humboldt aber, der wenigstens eine klare Anschauung von diesem Leben mit nach Hause nehmen wollte, bewog ihn zu bleiben. Den angedeuteten Zweck im Auge behaltend, wandte sich denn auch Alexander an seinen Nachbar und knüpfte mit diesem ein Gespräch über das Treiben der Landsmannschäftler an.

„Nun!" — rief dieser jetzt, indem er durch die Schwere seiner Zunge beurkundete, daß er etwas angetrunken sei, — Sie finden hier lauter vortreffliche und fidele Häuser und ein Leben, wie im Olymp! Pauken, Saufen und Amourschaften alle Tage!

„Und die Collegien!" — warf Alexander ein.

„Was Collegien!" — rief der andere roh lachend. — „Das Bierglas ist das beste Compendium und der „tolle Häring" die schönste Aula."

„Aber wie steht es da mit dem Studiren und den Zeugnissen, die doch Jeder aufweisen muß?"

„Na!" — rief jener, ungeheure Dampfwolken aus seiner langen Pfeife emporwirbelnd. — „Man sieht, daß Sie noch ein Fuchs sind und eben erst in den Bau schauen! Studiren! damit fängt man im siebten Semester an; und Zeugnisse? .... Wir fidelen Häuser lachen darüber und wissen, daß, wenn wir auch das ganze Semester hindurch nicht ein einzigesmal in den Collegien waren, am Schlusse des Semesters aber die Collegiengelder bringen, wir ganz sicher das Zeugniß erhalten, daß wir viri humanissimi, mit ausgezeichnetem Fleiß die Vorlesungen besucht haben und Professor legens schreibt seinen Namen und sein P. P. O. darunter."

„Unmöglich!" — rief Alexander. — „Der Professor selbst .....!"

„Nimmt sein Geld ..... und mehr verlangt er nicht!"

„Aber die Ehre der Wissenschaft? das Wohl der ihm anvertrauten Schüler?"

„Bah!" — rief der Bruder Studio und goß auf's Neue ein Glas Bier hinunter. — „Was kümmern sich die Professoren darum. Wenn sie nur ihr Schäfchen in's Trockene bringen."

„Und die Studirenden?"

„Nicht die Hälfte der Dissertationen schreiben die Promovirenden selbst!"

„Aber, um Gottes Willen, für was geht man denn auf eine Universität?"

„Pro primo!" — rief der Bruder Studio unter ungeheurem Lachen — „um sein Jugendleben zu genießen und pro secundo: um als Philister irgendwo unterzukriechen."

Und er lehnte sich weit auf seinem Stuhle zurück, legte die Beine mit den mächtigen bespornten Stiefeln auf den Tisch, schaukelte dabei gemüthlich hin und her und sang, daß die Wände bebten:

„Ça, ça, geschmauset!
Laßt uns nicht rappelköpfisch sein!
Wer nicht mit hauset,
Der bleib' daheim!"

Und donnernd fiel der ganze Studentenchor ein:

Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Und die Gläser klangen, daß es eine Lust war, und ganze Ströme Bieres gingen ihrer Vernichtung entgegen. Der Bruder Studio aber sang weiter und bei dem Schlusse jeden Verses fiel der Chor jubelnd ein:

Der Herr Professor
Liest heut kein Collegium;
Darum ist's besser
Wir trinken ein's rum.
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Auf! auf! ihr Brüder,
Erhebt den Bachus auf den Thron,
Und setzt euch nieder!
Wir trinken schon.
Edite, bibite collegiales.
Post multa saecula pocula nulla!

So lebt man immer,
So lang der junge Lenz uns winkt,
Und Jugendschimmer
Die Wangen schminkt!
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Knaster, den gelben,
Hat uns Apollo präparirt
Und uns denselben
Recommandirt.
Edite, bibite collegiales
Post multa saecula pocula nulla!

Hat nun ein Jeder
Sein Pfeifchen Knaster angebrannt,
So nehm' er wieder
Sein Glas zur Hand!
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Schiebt das Vergnügen
Nicht bis zum Ehestand hinaus,
Beim Kinderwiegen
Kommt nichts heraus!
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

So lebt man lustig,
Weil's flotter Bursche noch heißt,
Bis das man rüstig
Ad patres reist.
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Bis daß mein Hieber
Vom corpus juris wird besiegt,
So lang" ihr Brüder,
Leb' ich vergnügt.
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Denkt oft, ihr Brüder,
An unsere Jugendfröhlichkeit,
Sie kehrt nicht wieder,
Die goldene Zeit!
Edite, bibite collegiales!
Post multa saecula pocula nulla!

Aber noch war der letzte Vers nicht verklungen, als einer der anwesenden Studenten seine Kammeraden durch ein „Hallo!" und ein eifriges Winken an die Fenster rief.

Alles stürzte natürlich hin und auch Alexander, Beeskow und die Freunde sahen hin-

aus. Es lohnte sich aber auch der Mühe, an das Fenster zu treten, denn eben ging eine Mädchengestalt vorüber, deren Erscheinung man wirklich reizend nennen mußte.

Es war eine schöne, zarte und schlanke Gestalt, von zauberhaften an die griechische Antike erinnernden Formen. Das Gesichtchen bildete ein vollendetes Oval; der Teint war äußerst zart und weiß; dennoch lag ein leiser Anflug von Röthe auf den Wangen. Von den Augen, die sie bescheiden und jetzt — über das aus dem Fenster fahren so vieler Studentenköpfe — verwirrt niederschlug, konnte man natürlich nichts bemerken; dagegen erschien der Mund so klein und süß, daß er unwillkürlich zum Küssen einlud.

Alexander war überrascht, Beeskow erglühte; aber beide, sowie Dohna und Arnim, erfaßte ein gerechter Zorn, als jetzt das ganze Heer der Studenten in laute Acclamationen und Freudenbezeigungen ausbrach.

Das Mädchen, dessen Anzug und Bewegungen Anstand und Sitte verriethen, ward über und über roth und beflügelte in der äußersten Verlegenheit seine Schritte. Beeskow war zornig aufgefahren; da jetzt aber auch noch der Bruder Studio, der sich eben mit Humboldt unterhalten, der Davoneilenden beleidigende Artigkeiten nachrief, stürzte ihm Beeskow „einen dummen Jungen." Damit war zur allgemeinen Freude eine Paukerei contrahirt, die denn, der dortigen Sitte gemäß, sofort auf dem an die Kneipstube anstoßenden Fechtboden abgemacht werden mußte.

Der Bruder Studio war ein „forscher Bursche;" aber auch Beeskow war als guter Schläger bekannt, und so stand ein Hauptulk bevor. Alles strömte nun durch die Seitenthüre dem Fechtsaale zu. Scharfe Schläger waren bei der Hand, Secundanten sofort gewählt und somit alles zur commentmäßigen Paukerei bereit. Die Mensur wurde nun abgemessen und die Duellanten warfen sich in Paukwichs.

Da blitzten die blanken Klingen und zwischen ihrem Klirren hörte man — nach des „Unpartheiischen" Silentium und bei der allgemeinen athemlosen Stille mit welcher alle Anwesenden den Fechtenden folgten — fast den Schlag der Herzen. Es war in der That schön mit anzusehen, wie die beiden kräftigen Jünglinge ihre Gewandheit im Waffenführen gegenseitig entwickelten. Jeder hatte dabei den Blick auf des Anderen Brust gerichtet, um mit scharfem Auge jede Blöße zu erspähen, die benutzt werden könnte. So waren bereits mehrere Gänge gemacht, ohne daß eine Verwundung erfolgt wäre, als dem Gegner Beeskow's plötzlich ein halblauter Schrei entfuhr und sein Gesicht über und über mit Blut bedeckt erschien. Er hatte eine breit-klaffende Wunde über Stirne, Nasenwurzel und rechte Wange empfangen, an deren völlige Vernarbung wohl niemals gedacht werden konnte.

Als Alexander, Dohna, Arnim und Beeskow etwas später die Kneipe zum „tollen Häring" verlassen hatten und sich, ziemlich mißstimmt, nach Hause begaben, sagte der junge Humboldt zu Beeskow:

„Aber, lieber Freund, erklären Sie mir nun einmal ehrlich, ist das, was wir eben gesehen haben, das so viel gepriesene Studentenleben?"

„Leider muß ich Ihnen die Frage mit Ja! beantworten!" — entgegnete der Angeredete. — „Eine furchtbare Rohheit und Wildheit hat den Sieg über jedes edlere Element auf den Universitäten davon getragen."

„Damit stimme ich vollkommen überein!" — sagte Dohna — „denn was wir bis jetzt hier sahen, war ein Kneipenleben ...... aber kein akademisches!"

„Das ich, bei Gott, nicht mitmachen möchte!" — versetzte Arnim.

„Und ich dachte mir es so schön!" — fuhr der junge Humboldt mit dem Ausdrucke tiefen Bedauerns fort. — „Das Studentenleben galt mir als die Blüthe des künftigen Bürgerlebens ....."

„Und ist dies auch!" — fiel Dohna finster ein. — „Wenn aber die Blüthe taub ist, kann das eine Frucht geben?"

„Ein gewisser jugendlicher Uebermuth muß immer auf den Universitäten herrschen!" — sagte jetzt Beeskow vermittelnd, — „denn ein gebückter und gedrückter Student wird in Ewig-

keit auch ein gebückter und sich bückender Staatsdiener bleiben, und wer die schöne Freiheit seiner Jugend kleinlichen Rücksichten opfern kann, der wird im Leben auch das Heiligste leicht zum Opfer bringen."

„Das ist sehr wahr!" — versetzte Humboldt — „aber zwischen Freiheit und Rohheit ist doch gewiß ein großer Unterschied. Niemand soll unter äußerer Freiheit eine sklavische Seele bergen. Unser jugendlicher Nacken soll sich stolz heben, unser Auge frei in die Welt schauen, die Lebenslust muß in der Jugend schäumen; aber wir dürfen als Musensöhne, doch nicht vergessen, daß unser Hauptstreben der Wissenschaft gewidmet ist, und deren Palme nur durch Fleiß und ein freies, ehrenhaftes Studententhum errungen werden kann.

„Ja!" — sagte Beeskow mit trüben Lächeln — „wenn man nur nicht unter Studentenehre so oft etwas ganz Falsches verstünde."

„Und was versteht man denn darunter?" — frug Dohna mit leichtem Spott.

„Jetzt und hier leider eine unbegrenzte Renomisterei!" — versetzte Beeskow. — „Der Forschefte, der beste Renomist und Pauker ist heutzutage bei den Landsmannschaften der Mann der Ehre!"

„Und der Ehre Wappen ist der Schläger!" — sagte Arnim.

„Allerdings!" — fuhr Beeskow fort. — „Es ist ja das Hauptmittel . . . . ."

„Zur Aufrechthaltung des studentischen Terrorismus!" — rief Dohna.

„Wenn auch das nicht, doch zur Aufrechthaltung des Comments und aller seiner Regeln und Gesetze!" — sagte Beeskow. — „Mit dem Schläger in der Hand schreibt der Student seine Verfassung, der Schläger wahrt und vertheidigt, was er Ehre nennt, rächt die verletzte . . . . ."

„Selbst wenn sie nur in der Einbildung verletzt ist!" — rief Arnim einfallend.

„Nun!" — sagte der junge Humboldt ruhig. — „Wir wollen das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Mir deucht all diesem Wesen liegt etwas ganz schönes zu Grunde: ein freisinnig = ritterliches Element. Man muß nur nicht den Geist über die Form verlieren. Und das scheint mir mit der Zeit bei den Landsmannschaften geschehen zu sein. Man muß suchen, es wieder dahin zu bringen, daß der alte Geist die Studentschaft durchdringt, dann wird das Leben auf den Universitäten zu einer Läuterungsflamme, welche die Schlacken des Schlechten, des Rohen und Sinnlichen hinwegbrennt, und das lautere Gold des Wissens, der wahren Ehre, der Biederkeit und Treue um so schöner strahlen läßt. Die Rohheit weicht dann der Sitte, die Sitte adelt den Frohsinn, und der Frohsinn stählt das männliche Bewußtsein und das große herrliche Streben: zum Wohle seiner Mitmenschen immer mächtiger in die Tiefen der Wissenschaften einzudringen!"

„O! wie recht hat Alexander!" — rief hier der junge Arnim, indem er dem Freunde die Hand reichte und sie herzlich in der seinen drückte. — „So denke ich auch und Dohna und Beeskow werden derselben Meinung sein."

„So kann uns ja kein Gott daran hindern, nach diesen Ansichten zu leben!" — sagte Graf Dohna.

„Gewiß nicht!" — meinte Beeskow. — „Denn wenn ich auch seit dem letzten Semester Mitglied der Landsmannschaft bin, so mache ich doch ihr wüstes Treiben nur wenig mit."

„Freunde!" — fiel hier Humboldt ein, indem er stehen blieb, gleich als feßle ihn ein wichtiger Gedanke an die Stelle des Bodens auf der er sich eben befand. — „Freunde! Wie wir, denken gewiß noch manche der hier Studirenden; — ich nenne nur, um ein Beispiel zu geben, meinen Bruder Wilhelm, der heute abgehalten war, uns zu begleiten. Wie wäre es, wenn wir uns enger aneinander schlößen und einen Studentenverein bildeten, der, durch ein gediegenes Wesen, durch Studienfleiß, Sitte und jene glückliche Jugendheiterkeit — die auch bei Vernunft und reinem Herzen bestehen kann — der eingerissenen Rohheit ein Gegengewicht zu bieten vermöchte."

„Der Gedanke ist herrlich!" — rief Arnim.

„Aber gefährlich!" — sagte Beeskow — „das wird zu Reibereien und Spaltungen unter der hiesigen Studentenschaft führen."

„Desto besser!" — versetzte Alexander. — „Desto besser! Dann scheiden sich auch die edleren Elemente aus, und haben einen Kern, um den sie sich wie Krystalle ansetzen können. Uebrigens haben wir ja nicht nöthig sogleich mit unserer Vereinigung öffentlich aufzutreten. Ehe die Eiche dem Himmel entgegen wächst und den Stürmen zu trotzen vermag, muß sie erst in dem Schooße der Erde still und verborgen Wurzel schlagen. Machen wir es ebenso, und wenn unsere Vereinigung einmal erstarkt ist und wir selbst uns an ihr gehörig gekräftigt und herangebildet haben, dann mag auch die Zeit gekommen sein, ihr eine segensreiche Bedeutung nach Außen hin zu geben."

„Vortrefflich!" — riefen Dohna und Arnim zugleich.

„Und wie soll die Vereinigung heißen? and wann begründen wir sie?" — frug Dohna.

„Laßt mich dies überlegen und mit Wilhelm besprechen!" — versetzte Humboldt. — „Wilhelm ist der Mann für so etwas."

„Gut denn!" — rief Arnim — „so scheiden wir hier."

„Recht!"

„Lebt wohl!"

„Auf Wiedersehen!"

Und die Jünglinge schüttelten sich die Hände und gingen ihren Wohnungen zu, nur Alexander blieb noch einen Augenblick stehen und rief:

„Beeskow!"

„Alexander?"

„Wer war das Mädchen, über welches heute der Streit anging, und die Ihr Schläger so gut vertheidigte?"

„Das war eine Engländerin."

„Eine Engländerin?"

„Ja! die aber mit ihrer Mutter schon seit einigen Jahren hier wohnt. Sie soll sehr gebildet sein und hübsch dichten."

„Kennen Sie sie näher?"

„Nur dem Namen nach."

„Und sie heißt?"

„Miß Cecily Morgan. Interessiren Sie sich für dieselbe?"

Nein! Aber sie erschien mir so schön und so sittig, und ich bedauerte den Auftritt, den sie durch die Rohheit der Studenten erleben mußte, so sehr, daß ich mich gezwungen fühlte, nach ihr zu fragen."

„Hüten Sie Ihr Herz, Humboldt!" — rief Beeskow lachend, indem er sich zugleich zum Gehen wandte. — „Es giebt hier viel schöne Augen; aber die von Miß Cecily sind doch die schönsten."

Und er wandte sich rasch, um das Roth zu verbergen, das verrätherisch in seinem Gesichte aufschlug.

Miß Cecily Morgan.

Miß Cecily Morgan trat erhitzt in ihr Zimmer. Die Mutter sah ihre Tochter überrascht an, da sie dieselbe nicht so schnell zurückerwartet hatte und frug alsdann nach der Ursache dieser frühen Heimkehr und der auffallenden Erregtheit.

„Es ist eigentlich kindisch von mir!" — entgegnete Cecily — „aber es scheint eine der weiblichen Schwächen zu sein, über die ich mich glaubte erhoben zu haben."

„Was ist kindisch und von welchen weiblichen Schwächen sprichst Du?" — frug die Mutter.

„Die Sache ist ganz einfach!" — sagte die junge Dame, jetzt über sich selbst lächelnd, indem sie zugleich Hut und Schawl ablegte und ihre, an beiden Seiten des ovalen Gesichtchens lang herunterfallenden Locken von jenem Blond, wie es unter den alten Deutschen und noch heute unter den Engländern als Schönheit gilt, ordnete. — „Ich war, wie Du weißt, im Begriff zu Professor Wekerlings zu gehen, die gestern die neue Ausgabe von Shakespeare mit Dr. Johnson's herrlicher Vorrede erhalten haben. Clara schrieb mir: „Johnson's

Vorrede ist des hohen Geistes, den er verherrlichen will, würdig. Es trieb mich nun unwiderstehlich, diese Schöpfung Johnson's kennen zu lernen. Und so eilte ich auf dem kürzesten Wege nach Wekerling's Haus."

„Nun weiß ich schon was kommen wird!" — sagte die Mutter mit verdüsterter Stirne, indem sie ihre Handarbeit in den Schooß sinken ließ. — „Du warst wieder so unvorsichtig und so in Gedanken verloren, daß Du an der wüsten Studentenkneipe vorübergingst und da hat man Dich beleidigt."

„Ja und nun!" — entgegnete Cecily, freundlich zu der Mutter tretend und ihren rechten Arm leise um den Nacken derselben legend. — „Ich ging dort vorüber, das ist wahr; aber beleidigt wurde ich nicht, nur etwas erschreckt. Diese Menschen können mich gar nicht beleidigen."

"Du bist ein Mädchen."

„Aber ich schmeichle mir: nicht unter die gewöhnlichen zu gehören."

„Nun ja, Du hast Talent, Geist und die leidige Ansicht: auch Deinesgleichen könnten so gut selbstständig durch die Welt gehen, wie Männer. Ich mag darüber heute nicht wieder streiten, wie schon so tausendmal. Aber ich wiederhole meine alte, wohlgemeinte, mütterliche Warnung: gib Acht, Cecily, daß Du darüber nicht noch recht unglücklich wirst."

„Ich denke gerade im Gegentheil: mein gewiß schönes und edles Streben nach einer unser Geschlecht ehrenden geistigen und künstlerischen Ausbildung, so wie nach einer würdigen Selbstständigkeit und Freiheit, soll mir ein reiches, glückliches Leben bieten."

„Die Menschen werden viel Anstoß daran nehmen!........ Eine Frau mag in künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung ihren Geist auf das Reichste entfalten; aber diese Bildung soll nie Selbstzweck sein. Das stille, häusliche, nicht die gelehrte Welt ist unsere Heimath."

„Mögen mich die Menschen immerhin verkennen!" — sagte Cecily. — „An Diejenigen, die dies thun, ist mir nichts gelegen, und schließen sie mich aus ihren Cirkeln voll Unwahrheit, Heuchelei, Scheinheiligkeit und innerlicher Verdorbenheit aus, so bleibt mir eben das, was die Wenigsten unter ihnen haben: eine Heimath in dem Lande der Poesie und der Künste. Uebrigens" — setzte hier Cecily mit einem leisen Vorwurfe gegen sich selbst hinzu — „bin ich noch lange nicht, was ich sein sollte. Als die rohen Bursche in Masse an die Fenster kamen und zu brüllen anfingen, verlor ich meinen ruhigen Halt, und statt ihnen den kalten Stolz einer freien Brittin entgegenzusetzen, überkam mich unwillkürlich jene alberne mädchenhafte Scheu, über die ich, bei Anderen, schon so oft gespottet habe."

„Liebes Kind," — sagte die Mutter fast traurig — „nenne mir diese mädchenhafte Scheu nicht albern. Gott hat sie unserem Geschlechte als einen heiligen Schutzengel mitgegeben."

„Und ist mir die heilige Scheu, Unrecht zu thun, nicht geblieben?"

„O ja! aber was ist einem sogenannten freien Geiste Recht oder Unrecht?"

„Recht ist, was ich vor der Natur und meinem Gewissen verantworten kann."

„Und die Gesetze der Convenienz?"

„Sind nichts, als eine Lächerlichkeit, wenn sie der Natur und dem Gewissen widerstreiten."

Mistreß Morgan seufzte tief; Cecily aber trat vor ihre Staffeley und ordnete Pinsel und Farben indem sie ruhig fortfuhr: — „Sage mir einmal, Mütterchen, was verlangt die Convenienz, wenn jetzt Jemand von Rang als Besuch bei uns eintritt, den wir nicht mögen, der uns in Grund und Boden zuwider ist, den wir vielleicht sogar verachten?"

„Nun!" — versetzte Mistreß Morgan — „wir brauchen ihm ja in diesem Falle nicht mit Wärme entgegenzukommen. Eine kalte, der Schicklichkeit entsprechende Artigkeit, wird hier dem Gesetze der Convenienz genügen."

„Mir würde das nicht genügen, liebe Mutter!" — sagte hier Cecily mit Entschiedenheit. — „Mein Gewissen würde mir in diesem Falle bei jeder Artigkeit, die über meine Lippen käme, sagen: du lügst, du heuchelst,

du wirfst dich weg, indem du da — des Ranges, der äußeren Stellung und der Convenienz wegen — Artigkeiten sagst und eine künstliche Verehrung zeigst, wo du dich mit Verachtung, oder deiner Abneigung getreu, abwenden solltest."

„Aber, Kind, wir leben in der Welt und unter Menschen, die nun einmal ...."

„Sich zu Sclaven dieser sogenannten unseligen Convenienz gemacht haben, und lieber die abscheulichsten Lügner und Heuchler werden, ... als .... daß sie durch ein, ihrem Gewissen getreues Wesen, Jemanden auf den Fuß treten.

Mistreß Morgan seufzte abermals tief auf. Cecily aber trat zu ihr, blickte sie liebevoll an, küßte sie dann zärtlich auf die Wange und sagte:

„Mache Dir keinen Kummer darüber, Mütterchen. Du weißt, welches unaussprechliche Glück für mich in dem Bewußtsein meiner Wahrheitstreue, meines Schönheits = Cultus und meiner Selbstständigkeit und Freiheit liegt!"

Die Mutter nickte schweigend und nahm ihre Handarbeit wieder auf; aber es war nicht zu verkennen, daß eine schwere Sorge auf ihrem Herzen lasten blieb. Und diese Sorge, sie war gewiß nicht ganz unbegründet.

Miß Cecily Morgen war eine jener eigenthümlichen Erscheinungen, die man rein künstlerische Naturen nennen muß. Ihr Ideal und der dominirende Gedanke ihres Lebens und Seins war „die Schönheit," körperlich und geistig genommen. Gott war ihr der Inbegriff dieser Schönheit. Die Natur, der Mensch, das Leben galten ihr als Abspieglungen davon, als Versuche, das Ideal zu erreichen. Sie war daher auch eine geborene Künstlerin und entwickelte schon als Kind spielend die schönsten Talente. Sie dichtete sehr schön und schrieb, bei recht gediegenen und vielseitigen Kenntnissen, einen glänzenden Styl. Auch im Malen und in der Musik hatte sie es zu einer recht hübschen Fertigkeit gebracht; und den Meißel würde sie gewiß auch mit leichter Mühe zu führen gelernt haben, wenn sie Anleitung in dieser Kunst gefunden hätte; denn gerade das Plastische war es, für das sie sich bis zur Leidenschaft begeistern konnte.

Und leidenschaftlich in jeder Beziehung war Cecily, ein Vulkan unter lieblichen Fluren. Nur der Anstand, als moralischer Schönheitsausdruck, legte die im Innern wohnenden Leidenschaften in wohlthuende Fesseln. Alles war dabei an ihr fein und gebildet; wobei ihr jene sonderbare Mischung von männlicher Selbstständigkeit und Freiheit, gepaart mit weiblichem Zartsinn, einen ganz unbeschreiblichen Reiz verliehen. Hervoeragend aber war ihr Sinn für alles Veredelnde, so daß, was durch ihre Hände ging, veredelt aus ihnen wieder hervorkam. Auch ihr Umgang übte diesen Einfluß; schon darum, weil es gar nichts Schönes, Großes, Gutes und Erhabenes gab, an dem sie nicht leidenschaftlich Theil genommen hätte. Sprach sie aber über einen solchen Gegenstand und steigerte sich dabei das Interesse, das sie für denselben nahm, so spielte auf ihrem feinen Gesichte eine stumme, aber hinreißende Beredsamkeit von geistvollen Blicken, Lichtblitzen gleich, und lieblichen Mienen. Sie ward dann, für den Scharfblickenden in seelischer Beziehung wie durchsichtig; jede Regung ihres so ganz offenen Wesens lag zu greifen da, und jede Empfindung sprach sich rückhaltlos, thatsächlich und in Worten aus. Wie ganz Natur! wie unendlich kindlich war sie dann! — Heiter und leicht; nichts ahnend, nichts scheuend, und doch auch wieder, bei ernsten und wichtigen Gelegenheiten, Muth und Kraft auf überraschende Weise entwickelnd. So war Miß Cecily Morgan, eine in der That so reizende, als eigenthümliche Erscheinung; und zwar um so reizender, als sie himmelweit davon entfernt war, Männlichkeit und Genialität usurpiren zu wollen. Hier war kein gesuchtes oder affectirtes Streben nach Emancipation, sondern ein natürlicher, nicht abzuweisender Drang nach einer allseitigen selbstständigen Entwicklung, gepaart mit einem ureigenthümlichen und naturwüchsigen Wahrheitstrieb und Schönheitssinn.

Daß Miß Cecily auf diese Weise allen Menschen von Geist, vorab allen begabten be-

gabten jungen Männern, gefallen mußte, ist natürlich. Die Glätte, welche eine oberflächliche, nur den Ansprüchen der sogenannten feinen Welt genügende Bildung gibt, täuscht auf Augenblicke. Dem verständigen Beobachter aber entgeht es nicht, daß sie blos auf der Oberfläche schwebt. Er verlangt geistvolle, angenehme, herzliche Unterhaltung. Er wird dabei auch jedem weiblichen Umgange aus dem Wege gehen, der ihm nichts als Armseligkeiten geben kann. Umgekehrt aber ist jede Frau von Geist für die Männerwelt ein Prüfstein des eigenen Werthes. Geist wird auch hier den Geist anziehen. Aber noch mehr wie sie die bedeutenden Erscheinungen ihres Geschlechts fliehen, werden alle unbedeutenden Männer einer geistreichen Frau auszuweichen suchen, da ja die intellectuelle Ueberlegenheit hier doppelt drückt und beschämt.

Miß Cecily Morgan war daher in den wenigen Cirkeln der dortigen Professoren-Welt, die von Pedanterie und Alltäglichkeit frei waren, und in welchen ein schönes und frisches Geistesleben pulsirte, sehr gerne gesehen. Sie besuchte sie auch fleißig, doch ohne ihre Mutter, da diese ein Fußübel schon seit Jahren an das Zimmer kettete. Trug doch dies Leiden — gegen welches sie bei einem der berühmtesten Professoren der Hochschule Hülfe gesucht — die Schuld, daß Mistreß Morgan überhaupt England verlassen und sich in einer deutschen Universitätsstadt angesiedelt hatte.

Unter diesen Professorenfamilien war nun die Wekerling'sche diejenige, der Cecily am nächsten stand, zumal Clara Wekerling ihre Freundin war, und hier der Schönheits-Cultus am wärmsten betrieben wurde. Der Professor war nämlich ein Jugendfreund und enthusiastischer Verehrer des großen und unglücklichen Winkelmann, über dessen „Geschichte der Kunst des Alterthums" er, trotz seines eigenen Alters, gediegene aber wenig besuchte Vorlesungen hielt. Wo sollte auch bei dem unter den Studenten herrschenden Geiste Sinn für solche Dinge herkommen? Seine wenigen Zuhörer waren daher die Eliete der Studentenschaft, und Wekerling lud sie gerne zu ästhetischen Abenden ein. Alexander von Humboldt, sein Bruder Wilhelm und die Grafen Dohna und Arnim befanden sich unter diesen Auserlesenen. Wenigstens war ihnen bereits die Einladung zugegangen, die sie zu einem ganz freien und ungenirten Besuche des Wekerling'schen Hauses und seiner Abendcirkel berechtigte. Heute aber war der erste dieser ästhetischen Cirkel in diesem Semester und die Freunde fanden sich ein.

Die Gesellschaft war keine glänzende, aber der Arzt, daß sie ansprechen mußte. Alle Anwesenden waren zugänglich und gaben und nahmen geistig mit einer gewissen liebenswürdigen Anspruchslosigkeit. Jeder wußte ja, daß man hier im Umgange nur gewinnen konnte, und daß die Berührung mit so vielen wissenschaftlich gebildeten Menschen — wenn auch deren Ausbildung auf verschiedenen Graden beruhte — dennoch belebend auf den Geist einwirkte; während sie zugleich die Einseitigkeit verhindern, der man sonst selten und selbst dann nicht entgeht, wenn man auch im Leben sich mit Menschen aller Stände gemischt hat und reich an wechselnden Erfahrungen geworden ist.

Sehr angenehm — und doch auch auf der anderen Seite wieder peinlich — überraschte Alexander von Humboldt die Gegenwart der reizenden Engländerin, deren brutaler Verhöhnung er heute Morgen beigewohnt. Sie näher kennen zu lernen, freute ihn, nach Beeskow's Aeußerungen, sehr. Aber wer konnte wissen, ob sie ihn nicht am Fenster gesehen habe? und welche Schmach fühlte er bei diesem Gedanken auf sich lasten.

Alexander war übrigens keine Natur, die einer unangenehmen Erörterung feig aus dem Wege ging; außerdem liebte er überall klar zu sehen, und so nahm er die erste Gelegenheit wahr, sich Miß Cecily Morgan zu nähern. Er fand sie jetzt noch viel schöner, als bei dem flüchtigen Blick über die Straße; zugleich aber voll Geist und weiblicher Anmuth. Das Gespräch mit ihr zog ihn immer mehr an, so wie ihn ihr klares und treffendes Urtheil über das auf der Hochschule herrschende allzu burschikose Wesen überraschte. Alexander glaubte sich selbst sprechen zu hören, nur

kam Alles viel schöner und lieblicher an den Tag, als er es hätte geben können.

Und wie edel und groß setzte sie sich über die rücksichtslose Behandlung, die ihr heute durch die Burschenschäftler begegnet, hinaus. Da war kein Anflug von märchenhafter Ziererei oder kindischen Verschämtthun. Cecily bedauerte nur die schönen jugendlichen Kräfte, die hier in Rohheit untergingen, statt für eine tüchtige Ausbildung verwendet zu werden.

Es versteht sich von selbst, daß ihr Alexander auch die Genugthuung mittheilte, welche ihr Beeskow commentmäßig verschafft. Sie freute sich darüber, bat Alexander, dem Freunde ihren lebhaften und herzlichen Dank auszusprechen und beklagte den Bruder Studio, der das Opfer seiner Thorheit geworden.

Da man jetzt zu musiziren anfing, ward das Gespräch der beiden jungen Leute unterbrochen. Auch Cecily sang und spielte; aber schon die Wahl der Stücke durfte als eine bedeutsame gelten. Es waren sämmtlich classische Piecen, deren Vortrag bei ganz außerordentlicher technischer Fertigkeit, ein tiefes Eindringen in das Wesen der Composition und vor allen Dingen eine überraschende Gefühlswärme und Leidenschaftlichkeit verrieth. Den größten Sieg feierte aber Miß Cecily Morgan durch den Vortrag mehrerer Shakespeare'scher Sonette in ihrer Muttersprache. Man war zumeist mit diesen, so oft mißkannten Gedichten schon aus Steevens Veröffentlichungen vertraut; aber keine Seele hatte die Schönheiten geahnt, die in denselben lagen und jetzt erst durch Cecily's zauberhafte Weise, sie zu fühlen und gleichsam aus sich selbst neu herauszudichten, an den Tag traten. Es war eben eine Priesterin, die, in glühender Begeisterung für ihren großen Landsmann, zu einer Pythia, im schöneren Sinne ward.

Als die junge Engländerin vollendet und den gerechten Beifall der ganzen Gesellschaft geerntet hatte, trat Alexander zu ihr und sagte:

„Miß Morgan, ich vermag zu dem Lobe, welches Ihnen eben aus jedem Munde ward, nichts mehr hinzuzufügen, als daß ich jetzt erst weiß, daß Ihre Muttersprache wirklich bezaubern kann: wenn ein Genius, wie Shakespeare, dictirt, und ein so glänzendes und liebenswürdiges Talent, wie Sie, dem Unsterblichen den Hauch der Seele und des Mundes verleiht."

Ein glückliches Lächeln verklärte hier Cecily's Züge; dann sagte sie mit natürlicher und völlig ungekünstelter Bescheidenheit:

„Es freut mich recht, daß mein Vortrag Ihnen Allen gefallen hat. Liegt doch der Beweis darin, daß ich so glücklich war, in den Geist des großen Dichters einzudringen. Das Lob aber, das man so freigiebig spendet, gehört und gebührt nur ihm."

„Wenn Sie nicht selbst Dichterin wären," — fuhr Alexander fort — „würden Sie Shakespeare nicht so aus der Seele sprechen können."

„Dichterin?" — wiederholte Cecily mit leichtem Achselzucken. — „Ich dichte allerdings von Zeit zu Zeit. Aber ist man darum eine Dichterin, wenn man hie und da die aufwallenden Gefühle seiner Brust in einem poetischen Ergusse ausströmen läßt?"

„Ich glaube, ja!" — sagte der junge von Humboldt — „und sogar mit mehr Recht, als wenn man das Dichten zur Profession macht. Die Weihe des Geistes, die Gluth der Gefühle und ihre Wahrheit sind innerliche Geburten."

Cecily's Augen blitzten lebhaft auf. — „Ja!" — rief sie — „Sie haben recht. In meiner Brust, in meinem Tiefinnersten, da lodert es oft hell und rein. Und manchmal habe ich schon in der Seligkeit poetischen Schaffens gerufen: Ja! ich habe Beruf! wenn ich mich aber täuschen sollte, o so verschließt mir lieber auf ewig den Mund, ihr holden Musen; denn es gibt keinen größeren Frevel, als den an Euch! Bis dahin aber schlage ich fröhlich in die Saiten, blicke mit hellem Auge in die Welt und in das Leben, belausche den Pulsschlag der heiligen Natur und singe fröhlich, was mir im Busen brennt und in reicher Fülle durch die Seele fluthet!"

„Aber warum treten Sie alsdann mit Ihren dichterischen Schöpfungen nicht öffentlich auf? — frug jetzt Alexander. — „Sie scheinen

mir eine kleine Egoistin."

„Ich will auf der einen Seite nicht Frohndienste leisten und habe auf der anderen Seite keine Anmaßung. Frisch und froh, wie der Vogel singt, so quillt es mir aus der Brust; glauben Sie indessen ja nicht, daß ich mich dabei überschätze. Mir genügt, mich beglückt mein einfach' Lied; wird dies aber auch bei Anderen der Fall sein? .... schwerlich! Und soll ich es machen, wie so Viele? Wenn ich mich in dem Dichterhaine umsehe, wie wenig edle Stämme voll Mark und Kraft finde ich da! Verkrüppelte Schößlinge, wuchernde Schmarozerpflanzen, vielleicht reich an Laub, aber ohne Blüthe, ohne Frucht, kein Kern, kein volles, ächtes Leben! — Nein, wenn man sich nicht wie unsere Koryphäen auf Adlerschwingen erheben kann, soll man seinen Flug in das Sonnenland der Poesie wenigstens nicht öffentlich unternehmen."

„Aber ich bin von der Trefflichkeit Ihrer Dichtungen überzeugt."

„Wahr bleiben!" — rief hier Cecily mit einer leichten Falte auf der Stirne. — „Sie können nicht von der Trefflichkeit meiner Dichtungen überzeugt sein, da sie dieselben noch nicht geprüft haben."

„So geben Sie mir Gelegenheit dazu."

„Warum nicht, wenn es Ihnen Freude macht?"

„Unendliche!"

„Aber ich gebe keines meiner Gedichte aus der Hand."

„So darf ich Sie wohl einmal in Ihrer Wohnung aufsuchen?"

„Es wird mich, und gewiß auch meine Mutter, freuen."

„Und dann tragen Sie mir einige Ihrer Gedichte vor?"

„Freilich! und ich wünsche dann nur, daß Sie bei dem Anhören dieselbe Freude haben mögen, wie ich bei dem Schaffen."

„Macht dies Sie so glücklich?"

„O! bei dem Schaffen erwacht ein so edler, so freudiger Stolz in mir, und ein solch' beglückender Frohsinn, daß ich mir oft vorkomme wie ein Schmetterling, der seine Puppe gesprengt hat und nun auf leichten, von Gold und Purpur gesäumten Flügeln den Paradiesen entgegeneilt, die der Frühling über die Erde geworfen!"

„Und malen Sie nicht auch?"

„Ich huldige auch dieser schönen Kunst. Der Mensch fühlt ja das unabweisbare Bedürfniß, die großen Ideen, die in ihn gelegt sind und die er in der Natur ausgeprägt findet, in dem kleinen Kreise seines Daseins nachzubilden."

„Gewiß!" — entgegnete Alexander — „und ich glaube sogar, daß er oft, selbst wenn er ganz anderen, aus dem gewöhnlichen Leben geschöpften Beweggründen zu folgen glaubt, er in der That doch nur diesem geheimen Zuge folgt. Die Ideen regieren das Leben, denn sie sind das allein Bleibende."

„Was meinen Sie damit?" — frug hier Cecily, indem sie in kindlicher Unbefangenheit Alexandern, dessen Gespräch und Wesen sie sehr interessirte, etwas näher rückte.

Alexander, der in seiner schönen Nachbarin Nähe alle Uebrigen vergessen zu haben schien, fuhr eifrig fort: „Was ich unter Ideen meine, wenn ich sage, daß sie allein das Bleibende im Menschen seien und daß sie allein das Leben zu beschäftigen verdienen. .... Diese Frage zu beantworten ist nicht leicht; aber ich will es versuchen."

„Ich bitte Sie darum."

„Die Idee ist zuerst den vergänglichen äußeren Dingen und den unmittelbar auf sie bezogenen Empfindungen, Begierden und Leidenschaften entgegengesetzt. Alles, was auf eigennützige Absichten und augenblicklichen Genuß hinausgeht, widerstrebt ihr natürlich und kann niemals in sie übergehen. Die Idee geht auf etwas Unendliches hinaus, auf ein letztes Zusammenknüpfen, auf Etwas, das die Seele noch bereichern würde, wenn sie sich auch von allem Irdischen losmachte. Alle großen und wesentlichen Wahrheiten sind also von dieser Art."

„Aber es gibt doch sehr viele Dinge," — sagte hier Cecily, — „die sich mit dem Gedanken nicht so ganz fassen und ausmessen

lassen und die darum doch nicht minder wahr sind."

„Freilich! und hier kommen wir gerade auf das Feld, was Sie besonders interessiren wird."

„Wie so?"

„Bei diesen, nicht mit Gedanken so ganz zu fassenden und auszumessenden Dingen tritt nämlich die künstlerische Einbildungskraft ein, denn diese besitzt die hohe Gabe, das Sinnliche und Endliche z. B. die körperliche Schönheit, so darzustellen, als wäre es etwas Unendliches. Die Kunst, die Poesie mit eingeschlossen, ist daher ein Mittel, sehr Vieles in Ideen zu verwandeln, was ursprünglich und an sich nicht dazu zu rechnen ist."

„Ich verstehe das!" — sagte Cecily. — „Aber etwas in meinem Wesen verstehe ich oft nicht: mein ganzes Leben und Streben gilt den hohen Ideen der Menschheit, und doch gibt es Momente, wo ich fast unfähig bin, mich zu einer Idee emporzuschwingen."

„Weil es dazu einer gewissen Seelenstimmung bedarf."

„Wie so?"

„Gedanken und Gefühle müssen sich innig vereinigen, folglich muß ein vereintes Wirken der Seelenkräfte eintreten, um die Flügel des Geistes zu einem kühnen und idealen Aufschwunge zu lösen."

„Ich fühle, daß Sie recht haben!" — sagte hier Miß Morgan. — „Aber daraus geht noch etwas hervor: wer nicht Sinn für Kunst, nicht wahren und echten für Musik und Poesie besitzt — oder kein scharfer Denker ist, wird sich schwer zu Ideen aufschwingen und sich in keiner beglückt finden."

„Sie sprechen mir aus der Seele."

„So wollen wir nun Gott um so inniger danken, daß er uns Sinn für Kunst und Poesie gegeben."

„Das darf auch Jeder, der diesen Sinn besitzt. Denn die Bildung thut hierzu nichts. Sie kann ihn wohl wecken, sie kann hinzuthun, ihn aber schaffen, das kann sie nicht."

„Daher mag es wohl kommen!" — sagte hier Cecily — „daß es so viele künstlerisch gebildete Menschen gibt, die doch in jedem Worte, in jeder ihrer Leistungen deutlich beweisen, daß ihnen die Naturanlage, mithin Alles, fehlt."

„Beglückt darum Derjenige!" — fuhr Alexander glühend fort und seine Blicke ruhten mit Begeisterung auf Miß Morgan — „dessen Dasein in den großen Menschheitsideen aufgeht. Und wissen Sie was ihren unschätzbaren Werth dem Menschen verbürgt?"

„Ich glaube es zu fühlen!" — sagte Cecily mit Wärme. — „Der Mensch läßt, wenn er von der Erde geht, Alles zurück, was nicht ganz ausschließlich ist und unabhängig von aller Erdenbeziehung, seiner Seele angehört. Dies aber sind allein die Ideen."

„Und dies ist auch ihr echtes Kennzeichen!" — rief Alexander. — „Was kein Recht hätte, die Seele noch in den Augenblicken zu beschäftigen, wo sie die Nothwendigkeit empfindet, allem Irdischen zu entsagen, kann nicht zu diesem Gebiete gezählt werden: allein diesen Moment, bereichert durch geläuterte Ideen, zu erreichen, ist das schönste, größte, des Geistes und des Herzens würdigste Ziel.

Alexander hielt inne; Cecily aber reichte ihm unbefangen die Hand, drückte sie mit Wärme und sagte tief ergriffen: — „Ich danke Ihnen, Herr von Humboldt, für diese Worte, für diesen Blick in ein große edle Seele. Ich werde diese Stunde nie vergessen!" —

Alexander nahm ein sehr beglückendes Gefühl aus dieser Abendgesellschaft mit nach Hause. Miß Morgan hatte einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Ihre liebliche Erscheinung, ihre reiche Begabung in künstlerischer und geistiger Beziehung, ihr so natürliches und schlichtes und doch dabei so bezauberndes Wesen, die edle Selbstständigkeit ihres Auftretens ..... alles dies fesselte seinen regen Geist ungemein. Es ging ihm hier mit Cecily, wie mit Allem, was ihm im Leben vorkam: sie ward ihm eine Aufgabe geistigen Studiums, deren Lösung großes Interesse für ihn hatte. So weit war er dabei mit sich im Reinen, daß sie nicht zu den weiblichen Wesen gehöre, welchen es mehr gilt, bewundert zu werden, als Werth

zu haben — mehr zu scheinen, als zu sein. Was Cecily schien, das war sie auch gewiß, und diese volle, reine Wahrheit ihres Wesens und Seins erinnerte Alexander an seine eigene Mutter, deren hervorragender Charakterzug dies ja auch war. Und wieder lag in dieser Aehnlichkeit ein neues, ihn an Miß Morgan fesselndes Band.

Aber das Interesse an dem Studium dieses eigenthümlichen Charakters steigerte sich noch wesentlich bei dem versprochenen Besuche, den Alexander nun in den nächsten Tagen ausführte. Mistreß Morgan empfing ihn mit einem freundlichen, ruhigen Wohlwollen, Miß Cecily mit einem freudigen Schreck, der ihr auf Secunden das Blut in die Wangen trieb und ihre blendendweiße und zarte Haut mit einem wunderlieblichen Incarnate überhauchte.

Aber das war auch nur einen Augenblick, dann trat sie den neuen Freunde wie einem alten, längst bekannten entgegen, ohne alle und jede gezierte Schüchternheit und doch mit einer so zarten weiblichen Haltung, die Jedem Achtung gebieten und heilige Scheu einflößen mußte. Alexander, der mit den Fühlhörnern des Geistes jeder Bewegung seines Innern folgte, bemerkte bald, daß ihn ein ganz eigenthümliches Etwas in diesem holden Wesen in aufhorchender Spannung erhielt. Es war dies aber nichts anderes, als das zarte Fühlen und Handeln, was versteckt in jeder edlen weiblichen Erscheinung ruht, und ihr den Zauber der Anmuth und jener süßen Reinheit verleiht, die, mit dem leisesten Hauche zu trüben oder zu entweihen, dann jedes edle Männerherz zurückbebt.

Aber dadurch wird ja gerade der Umgang mit Frauen zu dem Elemente guter Sitten; so daß Chateaubriand vollkommen recht hat, wenn er sagt: „Ohne die Frauen würde der Mann roh, grob und einsam sein und die Anmuth nicht kennen. Die Frau umschlingt ihn mit den Blumen des Lebens, wie die Lianen der Wälder, welche den Stamm der Eiche mit ihren duftenden Kränzen zieren."

Was Alexander aber bei Miß Cecily Morgan als ganz originell entgegen trat, war ihr Schönheitssinn und der Cultus, den sie in der That der Idee der Schönheit brachte.

Ihre Wohnung konnte nur bescheiden genannt werden, ja die Bauart ließ sogar viel zu wünschen übrig, und doch glich jedes Zimmer einem kleinen Tempel. Ordnung und Reinlichkeit traten dem Besucher wie lichte Genien entgegen; aber sie waren nur die Dienerinnen der Königin, die hier thronte ..... und das war die Schönheit selbst. Blumen in sehr rein gehaltenen Töpfen von antiker Form, prangten hier zu jeder Jahreszeit und schon die Art und Weise, wie sie gestellt und geordnet waren, gab den Räumlichkeiten etwas tempelartiges. Hübsche Käfige mit Singvögeln wuchsen gleichsam aus diesen Blüthenwäldchen hervor und ersetzten der leidenden, an die Zimmer gebannten Mutter, die Natur. Schon diese zarte Rücksicht und Sorgfalt der Tochter mußte entzücken und für sie gewinnen.

Die sehr geschmackvollen, zum Theil in England künstlerisch gearbeiteten Möbels, hatten dabei eine, dem Auge wohlthuende Vertheilung gefunden, die ebensowenig einen Mangel, als eine Ueberladung zuließ. Wenige, aber ausgezeichnete Gemälde, meist Gegenstände aus der griechischen Götterlehre darstellend, zierten die Wände. Sie waren fast alle Träger der Schönheit des menschlichen Körpers und bewiesen, daß auch jene alberne und kindische Prüderie, wie sie geistig wenig begabten Mädchen so oft eigen ist, hier nicht herrschte. Den übrigen Schmuck bildeten lediglich einige sehr schöne und kostbare Vasen aus Marmor, der Antike nachgebildet.

Der schönste Tempel freilich, Miß Morgans Boudoir, blieb Alexander verschlossen. In dies Heiligthum war bis jetzt noch kein männlicher Fuß, ja — außer Cecily's Freundin, Kiara, — noch keine weibliche Seele gedrungen.

Und schön wie ihre Umgebung, wie ihre äußere Erscheinung, trat auch heute wieder die innere Erscheinung Cecily's Alexander entgegen. Wie licht, wie rein, wie lieb war da Alles; welche weibliche Grazie, in allem was sie that und sagte. Wie erhöhte die ihr

angeborne Anmuth das Liebliche jeder Bewegung, jeder Unterredung. Und war sie denn nicht das Resultat oder doch der Wiederschein des harmonischen Einklangs der Gefühle und Gedanken, die in diesem Herzen und in diesem Geiste thronten?

Cecily theilte, wie sie versprochen, dem jungen Manne mit größter Unbefangenheit einige ihrer Gedichte mit, die Alexander vortrefflich, fast nur zu glühend und zu leidenschaftlich fand. Sie spielte nun auch vor ihm, wie vor ihrem Bruder, und ließ ihn selbst ihre Malereien sehen. Humboldt staunte über die Vielseitigkeit dieses Talentes und verließ Cecily und ihre Mutter wie berauscht.

Aber jener Abend und dieser Besuch sollten für Alexander auch von bedeutenden Folgen sein. Jetzt freilich wirken sie nur angenehm anregend auf seinen Geist. Sein Herz war halsstarrig und kalt und redete nicht mit. Aber das Schicksal machte es mit ihm, wie die Mutter mit ihrem Kinde. Das Kind empfängt Liebe und Küsse und Nächte, aber es antwortet im Anfange zurückstoßend, und das schwache das am meisten fordert, bezahlt am wenigsten. Aber die Mutter gibt fort, ja ihre Liebe wird nur größer mit der kleinen Undankbarkeit, bis die Gluth der eigenen Liebe, die Liebe in den anderen Herzen entzündet hat.

Die erste That.

Aber welches Leben voll überreicher Thätigkeit, voll kühnem genialem Aufschwung, voll Jugendlust und Jugendmuth erschloß sich nun vor Alexander von Humboldt und seinen Freunden. Zwar hatte sich Alexanders Gesundheit noch immer nicht der Art befestigt, wie es wünschenswerth gewesen wäre; allein der Geist dominirte bei ihm dermaßen den Körper, daß Alexander mit der ganzen vollen Kraft eines reichbegabten hochherzigen Jünglings genial und groß durchbrach und Alles mit sich fortriß.

Und kann es denn für einen wissensdurstigen jungen Mann eine schönere Zeit geben, als die des akademischen Lebens? Schon die Jugend mit ihrer Innigkeit und Lebensfrische, dann das Studententhum, das in seiner edleren Auffassung voll Poesie und frischem Mährchenduft anziehend in seiner Beschränktheit, liebenswürdig in seinen idealen Schwärmereien und schwärmerischen Thorheiten; aber groß, herrlich, voll überschwänglicher Lust und Seeligkeit für denjenigen ist, der, wie Alexander von Humboldt, mit einem unersättlichen Wissensdurst der Hochschule zueilt, und hier nun, mit frühreifem Geiste, jauchzend in dem unergründlichen und unerschöpflichen Quell des Wissens untertaucht.

O schöne herrliche Zeit! Wie muthig und voll gewaltiger Jugendkraft schlägt in die der Geist seine Flügel! Wie voll und freudig pocht noch das Herz allem Großen und Erhabenen entgegen! Da gibt es keine Vergangenheit, nur Zukunft; keinen Schatten, nur blendendes Licht, sprühende Funken der Poesie! Da gibt es nur ein Ziel, so groß und herrlich, so stolz und göttergleich, daß es eine Freude ist, sein Leben an dessen Erreichung zu setzen.

Und dieses Ziel, der junge Alexander von Humboldt er sah es vor sich liegen, zwar noch weit entfernt, wie einen im rosigen Lichte strahlenden Tempel auf hohem Berge ..... aber er hatte es doch einmal in's Auge gefaßt und schritt nun muthig und mit unerschütterlicher Festigkeit auf dasselbe zu. Ein großer bedeutender Mensch wollte er werden, nützlich der Welt und dem Staate. Und er war sich auch klar bewußt, auf welche Weise. Von den Naturwissenschaften mußte der Schleier gehoben werden. Hier! hier! fing es gerade damals zu dämmern an, und der junge Humboldt hatte mit richtigem Blicke erkannt, daß in dem Schooße dieser Wissenschaften eine große Völkerzukunft, eine neue Aera für das Menschengeschlecht schlummere.

Es war für ihn, wenn er daran dachte, als ob er ein zweiter Columbus werden könne. Er sah die Welt noch nicht, nach der zu steuern

er sich vorgenommen hatte; aber er trug in seinem Inneren das ahnende Bewußtsein ihres Daseins. Und mit diesem Bewußtsein war für ihn das Ziel gefunden.

So ergriff er denn auch jetzt alles, was er anfing, aus dem einen Gesichtspunkte und unterließ von dem Augenblicke nicht mehr, aus allem Gesammelten, die Resultate zu ziehen, die diesen Gesichtspunkt angingen. Er konnte dabei der Begierde nicht wiederstehen, so viel als nur immer irgend möglich war, sehen, wissen, prüfen und erforschen zu wollen. Alles was ihm umgab, oder an ihn herantrat, mußte Eigenthum seines Verstandes werden, und das war unendlich viel, denn das Gesammtwissen erschien ihm jetzt gleich einem Brunnen mit zahllosen Röhren, wo er überall nur Gefäße unterzuhalten brauche, und wo es ihm immer erquickend und unerschöpflich entgegenströme. Er war selig in diesem Ueberschütten mit geistigen Schätzen und jeder Tag und jedes Collegium war ihm eine Lust.

O wie fühlte er da, daß es doch eigentlich nur die innere Kraft des Menschen allein sei, um die es sich zu leben verlohne und daß aus ihrer richtigen und vollen Anwendung unwidersprechlich der höchste Genuß fließe.

Alexander stand dabei eine Ausdauer und ein eiserner Fleiß zur Seite, der von all seinen Freunden bewundert wurde. Er ward für sie hierin zum Beispiel und Sporn. Nicht weniger durfte er es in einer anderen Beziehung sein: in seiner moralischen Ausbildung und festen Gestaltung. Da war nicht eine Spur von einem vagen Hinstreben zu einem allgemeinen, in sich verschwimmenden Ideal; aber ein ganz entschiedenes und unermüdliches Versuchen der möglichst reinen Darstellung und Entwicklung seiner eigenen Individualität. So aber mußte sich auch ein großer, fester und schöner Charakter bilden.

Und nun noch das Band der Jugendfreundschaft, das sich immer fester zwischen ihm, seinem Bruder, Arnim, Dohna und Beeskow knüpfte. Unter ihnen allen entstand ein edler Wetteifer in Fleiß, Ausdauer und Gründlichkeit des Studiums, der die herrlichsten Früchte tragen mußte. Auch die Erinnerung an Miß Cecily, die als Mädchen und in so jugendlichem Alter, schon so geistig reif und so vielseitig ausgebildet dastand, spornte ihn an. Der Zauber ihrer Anmuth und Lieblichkeit verklärte sie dabei in Alexander's Augen und machte ihm die Gedanken an sie lieb und werth. Sie ward ihm nachgerade ein Vorbild, das er in jeder Beziehung zu erreichen anstrebte.

Freilich lief hier ein jugendlicher Irrthum mit; aber ein sehr verzeihlicher und allen edlen Jünglingen in dieser Entwicklungsperiode eigener. Geblendet durch den Zauber der Anmuth, der von Cecily ausging, und —ohne es zu wissen und zu ahnen — von den Gefühlen bestochen, die immer, mehr oder weniger, jeden Jüngling bei dem Umgange mit einem liebenswürdigen Mädchen mit sanfter Gewalt zu dessen Füßen niederziehen, überschätzte er sie, wenigstens in wissenschaftlicher Beziehung.

Sie konnte ihm ein Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit sein: aber er griff falsch, als er sie im jugendlichen Enthusiasmus zu seinem Ideale überhaupt erhob. Es war derselbe Fehler, der bei jedem Liebenden die Geliebte zum Engel stempelt. Und doch ist diese schöne und süße Täuschung oft auch recht gut, da sie bildend abschleifend und zu allem Guten anfeuernd auf die besseren und tieferen männlichen Naturen zurückwirkt. Sie that dies auch hier in erhöhtem Maße; aber indem sie es that, und Alexander bei jeder Gelegenheit den Maßstab zwischen sich und seinem Ideal hervorsuchte, brachte er dies Ideal auch seinem Herzen näher. Ehe Alexander es ahnte, hatte eine stille Liebe Wurzel in seinem Herzen geschlagen.

Wie ganz natürlich mußte ihn bei dieser hoben und getragenen Stimmung das rohe Studentenwesen, das sich alle Tage ringsum ihn her breit machte, anekeln. Es geschah dies nicht weniger bei Wilhelm, Arnim und Dohna, und so würde schon dieser Widerwillen der Freunde gegen alles Rohe und Gemeine unstreitig eine Art Studentenvereinigung im besseren Sinne des Wortes hervor-

gebracht haben, wenn nicht Alexander auch noch eine höhere Tendenz mit der Creirung eines solchen Bundes verflochten hätte.

Ja! der junge Alexander von Humboldt war nach einigen Tagen reiflicher Ueberlegung entschlossen, im Vereine mit seinen Freunden den Impuls zu einem neuen durchgeistigteren und edleren Studentenleben zu geben; und zwar in dem Sinne, wie er sich damals bei dem Nachhausegehen aus der Kneipe der Landmannschaft ausgesprochen.

Seinem Wunsche nach hatte man ihm die Einleitung dieser Angelegenheit anvertraut, und so fanden heute sein Bruder Wilhelm, die Grafen Arnim und Dohna, Beeskow und noch einige andere Studenten, die Alexander durch Weferling's ästhetische Abende hatte kennen gelernt und welche den gleichen Wunsch hegten, eine Einladung auf diesen Abend neun Uhr vor. Der Versammlungsort war als in dem Hintergebäude des Professor Löffler'schen Hauses angegeben.

Die Glocke hatte eben sieben geschlagen, als Alexander und Wilhelm ihre Hefte schlossen, um sich, wie fast jeden Abend, nach den unteren Zimmern des Hauses zu begeben, wo sie im traulichen Kreise die nächsten Stunden zubrachten.

Auch heute, wie immer, hatte Juliane, die Schwester des Professors, mit der ihr eigenen stillen Sorgfalt alles geordnet, was die Gemüthlichkeit für diese kleine häusliche Zusammenkunft erforderte. Kein Stäubchen saß auf irgend einem Möbel, kein Stuhl und kein Sessel fehlte an seinem Platze; über den runden Tisch am Sopha war ein blendend weißes Tuch gebreitet, auf welchem fünf Teller und fünf Tassen standen, jede Tasse mit dem Vornamen dessen geziert, dem sie gehörte, und jeder Teller mit der Tasse an seinem ganz bestimmten Platze. In der Mitte des Tisches aber dampfte und summte der Theekessel, während zu seinen beiden Seiten Körbchen mit Backwerk, Brod und Fleisch standen.

Auch Tabak und verschiedene Pfeifen waren in Bereitschaft; denn der Professor und Kunth liebten zu schmauchen, während Juliane den Thee servirte, und ein Gespräch, meist über wissenschaftliche Gegenstände, eine belehrende und doch auffrischende Unterhaltung bot. So legte heute Professor Löffler ein gelehrtes Journal auf, in welchem die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften — er wußte ja wie sehr sich namentlich Alexander hierfür interessire — Erwähnung und Besprechung fanden. Es war dies die Entdeckung Lavoisier's: daß Diamant reiner Kohlenstoff, und daß Kohlensäure die Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff sei.

Sofort entspann sich hierüber eine ungemeine lebhafte und interessante Unterhaltung, da Alexander von Humboldt sich der Sache mit Begeisterung annahm und mit der ganzen Schärfe seiner Denkkraft darauf hinwies: wie dadurch, daß der große französische Chemiker Lavoisier durch Analyse die wahren Elementarbestandtheile der organischen Verbindungen entdeckt habe, ein ganz neues System der Chemie begründet sei; wie aber auch — gerade durch dies neue System — eine völlige Neugestaltung nicht nur der Gesammtnaturwissenschaften, sondern auch der Philosophie, Theologie und selbst der Industrie bevorstehe.

Es war für Juliane eine stille Freude, zu hören mit welchem Eifer und mit welcher erfrischenden Lust ihr Bruder, Kunth und die beiden jungen Humboldt's sich hier geistig tummelten. Und welch' ganz andere Erholung boten diese Stunden dem kleinen Kreise, als sie sie sonst hätten finden können. Auch heute trennte man sich, durch das geistig Gewonnene befriedigt und durch den frischen und gemüthlichen Gedankenaustausch gestärkt und erquickt, erst gegen neun Uhr.

Aber die neunte Stunde sollte ja noch eine neue Anregung, — sollte für Alexander seine erste in das öffentliche Leben und die Culturverhältnisse seines Jahrhunderts eingreifende That bringen.

In dem Hintergebäude des alterthümlichen Hauses, welches Professor Löffler bewohnte, befanden sich zwei ziemlich große Gemächer. Da dieselben bis in die letzten Monate einer Bürgergesellschaft zum Vereinslokale gedient,

so waren sie in gutem Zustande erhalten und Alexander hatte sie durch reichliche Beleuchtung und eine einfache, aber freundliche Ausschmückung noch wirthlicher gemacht.

Hier nun trafen, mit dem Glockenschlage neun Uhr, die Freunde zusammen: es waren die beiden Humboldt's, Dohna, Arnim, Beskow und jene vier anderen Studenten, von welchen oben die Rede war.

Man begrüßte sich freundlich und doch mit einem gewissen Ernste und in einer gehobenen Stimmung, da jeder der jungen Männer wußte, welch' bedeutsames Vorhaben hier und zur Stunde in das Leben gerufen werden sollte. Erfreulich war es zugleich und bezeichnend für Alexander's geistige Ueberlegenheit, daß sämmtliche Anwesenden ihn sofort — obgleich er der Jüngste unter ihnen war — zu ihrem Haupte wählten. Alexander nahm diese ehrende Wahl freudig an, und bald hatten die neun prächtigen jungen Männer, aus deren Augen ein edler Thatendurst blitzte, an dem für sie bereitstehenden Tische Platz genommen.

„Meine Freunde!" — hub jetzt Alexander an — „Ihr Alle wißt, zu welchem Zwecke wir uns hier versammelt haben. Wir sämmtlich sind junge Leute, die mit frischem, frohen Lebensmuth auf diese Hochschule gekommen sind, um uns den Wissenschaften zu widmen und durch ein tüchtiges Studium für das öffentliche Leben vorzubereiten. Es gibt aber unter allen Studien und Ausbildungen des Menschen noch eine ganz eigene welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft ihn nicht nur fähiger, besser und stärker, sondern überhaupt zum größeren und edleren Menschen macht, wozu zugleich Stärke der intellectuellen, Güte der moralischen und Empfänglichkeit der ästhetischen Fähigkeiten gehört."

„Dieses Studium ist das Studium des Edlen und Großen, in welcher Form es auftritt, namentlich an uns selbst, an unseren Mitmenschen, an den hervorragenden Größen der Völker und an den verschiedenen Nationen. Ohne die Ausbildung, die wir durch dieses Studium für unser sittliches Wesen und Sein gewinnen, werden wir uns nie in den Stand gesetzt sehen, uns dem Studium der Wissenschaften mit einer reinen, freudigen Gluth in die Arme zu werfen; — nie fähig sein, das höchste Ziel menschlichen Strebens zu erreichen; — nie vermögend wirksam einzutreten in das öffentliche Leben. Eine Hauptforderung aber, die das ganze Leben an uns stellt, ist: in das Große und Ganze zu wirken. Was aber heißt das anders, als auf den Charakter der Menschen zu wirken, und darauf wirkt Jeder, sobald er vor allen Dingen veredelnd auf sich selbst einwirkt."

„Zu diesem Zwecke haben wir uns denn auch hier zusammengefunden: vereinte Kraft macht ja stark, und stark und fest müssen wir dastehen, wenn wir auch, in zweiter Linie, über uns hinaus wiken und dem rohen, wilden und unsittlichen Geiste entgegentreten wollen, der jetzt gerade unter Denjenigen herrscht, die, als Söhne der Musen und als Jünger der ewigen, göttlichen Wissenschaft, stolz auf die Reinheit der eigenen Brust und die männlich-edle Kraft ihres moralischen Ich's sein sollten."

„Meine Freunde! ich glaube nicht, daß Einer unter nns ist, der mit pedantischer Schwerfälligkeit, die Freuden und Genüsse der Jugend von sich weist. Wir Alle stehen in der schönsten Zeit unseres Lebens, wir Alle jauchzen mit frischem Lebensmuthe der schönen Jugendzeit und ihren Freuden entgegen; aber diese Freuden und Genüsse dürfen unser wissenschaftliches Streben nicht stören, unseren Charakter nicht in den Staub ziehen. Stärken sollen sie uns und spornen zu neuem Fleiße, kräftigen sollen sie die Seele und begeistern zu doppelt schönem Aufschwunge."

„So möge denn jetzt unter uns ein Bund entstehen, der uns einigt in Freundschaft und in einem edlen, begeisterten Streben für wissenschaftliche Ausbildung und sittliches Wesen. Dieser Bund aber sei vor allen Dingen kein geheimer. Ich hasse alle Gemeintuerei und Spielerei mit leerem kindischem Formenwesen, und bin versichert, Ihr Alle denkt auch hierin, wie ich?"

„Ja, ja!" — riefen die Anwesenden, und Alexander fuhr fort:

„Gut denn, Freunde! so tretet denn auch,

was wir hier beginnen, offen und ehrlich auf. Wir wollen nicht mit Prahlen und Anmaßung die Augen der Welt auf uns ziehen! aber wir müssen dahin trachten, daß wir, neben der Veredlung unserer selbst, auch Anderen mit einem guten und schönen Beispiele vorangehen und dadurch nach und nach dem rings um uns herrschenden rohen Tone die Spitze abbrechen. Gelingt uns dies, dann, meine Freunde, haben wir ein großes, schönes und segensreiches Werk vollbracht."

„Unser Bund aber — den ich vorschlage, „Freundschafts- und Tugendbund" zu nennen — sei eine Vereinigung zur Pflege edler deutscher Sitte, gesinnungsvoller Freundschaft, echter Wissenschaftlichkeit und tugendhaften Lebenswandels. Diesen Dingen wollen wir in uns und nach außen Geltung verschaffen, ohne deshalb einem frischen, fröhlichen Genusse des Lebens zu entsagen."

„Bei voller Gleichheit aller Ehrenhaften und im engeren Zusammenwirken all der jugendlichen Kräfte, die sich uns anschließen, sei somit durch uns eine Neugeburt deutschen Studentenlebens angestrebt. Ich weiß es, was wir beginnen, ist kühn. Wir Alle fast sind noch Neulinge im akademischen Leben und treten den mächtigen, sich in einem wilden burschikosen Leben berechtigt glaubenden Landsmannschaften entgegen. Aber auch wir haben unsere sittliche Berechtigung in den höheren Anforderungen, welche wir an uns selbst, welche das deutsche Volk, welche Staat und Vaterland an die Jünglinge stellt, die einst die Spitzen der Gesellschaft bilden sollen. An Muth, Entschlossenheit und Kraft, einem zersetzenden Uebel heilend entgegen zu treten, fehlt es aber gewiß Keinem von uns."

„Die Rohheit weiche der Sitte, die Sitte adle den Frohsinn, der Frohsinn aber stähle das Streben nach echter Wissenschaftlichkeit, nach tiefer und klarer Erkenntniß der Wahrheit und nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend. Dann wird ein geisteswarmer, jünglingsfrischer Lebensathem die Herzen aller deutschen Studenten durchziehen, und die Frucht unseres Strebens wird sein, daß sie einst wirksam eintreten in das bürgerliche Leben und das große Ziel des Gemeinwohles fest und unverrückt, im Auge behalten; so fest und so unverrückt, als tief und unvertilgbar im Herzen die Liebe zum großen, schönen, deutschen Vaterlande!"

Der junge Humboldt hatte geendet und ein allgemeiner, tief aus der Seele aller Anwesenden kommender Beifallruf zeigte ihm, wie sehr er aus dem Herzen seiner Freunde gesprochen.

Man ging nun zu einer näheren Berathung des zu stiftenden Bundes über, der—wie eine Menge ähnlicher geheimer und öffentlicher Bünde — so ganz in dem Wesen der damaligen Zeit begründet lag, die, namentlich begünstigt durch den Aufschwung der deutschen Literatur und Poesie, aus der altüberkommenen Rohheit nach einer feineren und edleren Entwicklung strebte.

Vor allen Dingen ward bestimmt, daß unter den Mitgliedern des „Freundschaft- und Tugendbundes" die wüsten Kneipereien und Paukereien wegfallen müßten. Ein Ehrengesetz und ein Ehrengericht, das in öffentlichen Zusammenkünften abzuhalten sei, und allenfallsige Streitigkeiten beizulegen habe, wurde berathen; dabei aber festgesetzt, daß es vor der Hand noch nach Außen hin durchaus nöthig erscheine, die Vertheidigung der Ehre mit den Waffen in der Hand, erlaubt sei. Alles landsmannschaftliche Unwesen sollte unbedingt fern bleiben: dagegen ein passendes Lokal gemiethet werden, um zeitweise in herzlichen und freundschaftlichen Zusammenkünften das Leben mit jugendlichem Frohsinn zu genießen und sich so, durch den Genuß, zu neuer Thätigkeit zu stärken.

Es war eine Freude, mit welchem Eifer die jungen Leute dies Alles beriethen, fern auf der einen Seite von Schwärmerei, auf der anderen von jeder exclusiven Tendenz. Es war ihnen Ernst mit dem, was sie wollten, und ihr Werk war ihnen keine leere Spielerei, sondern eine ehrende That. Alexander und Wilhelm aber, sowie Arnim, lächelten sich dabei freudig zu. Was sie hier schufen, war ja eigentlich nur eine Erweiterung des „Tugendbundes", der schon längst im Stillen un-

ter ihnen bestand und zu dem einst Wilhelm, kurz nach dem Tode des Vaters, auf dem Zimmer des großen Kurfürsten den Kelm gelegt. Auch behielten sie unter einander den Warnungsruf von damals: „Der Vater wacht!“ bei.

Als aber die Berathung zu Ende, erhob sich Alexander und sagte: — „Jetzt, meine Freunde, wollen wir auch gleich in gesellschaftlicher Beziehung das Wort zur That erheben. Der Arbeit folge die Freude. Treten wir in das anstoßende Zimmer und feiern jetzt fröhlichen Herzens das Wiegenfest unseres Bundes.“

Und er öffnete die Thüre und die freudig Ueberraschten gewahrten einen reinlich gedeckten und reichlich mit Speisen und Getränken besetzten Tisch. Da ließ Keiner auf sich warten und Allen verschwanden jetzt, unter freundlichen Gesprächen, Scherzen, Singen und ungetrübter Heiterkeit ein paar unendlich glückliche Stunden. Wie schön ging aber auch hier der geistige und leibliche Genuß Hand in Hand; wie durchdrang, bei aller jugendlichen Fröhlichkeit, doch immer ein Hauch feiner Sitte die allgemeine Lust. Glücklich, froh und gehoben trennte man sich tief in der Nacht.

Fortsetzung folgt.

Clement.

Historischer Roman
von
Stanislaus Graf Grabowski.

Fortsetzung.

— Ismael, der Sohn Hagars, der Stammvater unseres Volkes, schütze mich! rief sie dann lebhaft. Du bist mehr, als Du scheinen wirst, oder unerhörtes Glück und strahlender Glanz werden Dich doch binnen Kurzem umgeben; sehe ich hier nicht eine Krone, die fünfgereifte Königskrone, die einst auf Deiner weißen Stirn thronen wird? Meine alten Augen täuschen mich nicht; Du wirst geliebt, Mädchen, von einem hohen Manne heiß geliebt, und die Edelsten seines Landes werden sich bestreben, Dich auf den Platz an seiner Seite zu heben; vertraue ihnen und sie werden Dich auf den Thron setzen, den jetzt zwar noch eine Andere mit ihm theilt —

Emma hatte der Alten unwillig ihre Hand entzogen und sagte schnell, um sich ihrer zu entledigen:

— Ihr täuscht Euch, gute Alte; wahrscheinlich verwechselt Ihr mich mit jener Dame, die eine ähnliche Maske wie ich trägt.

— Meine Wissenschaft trügt nie, erwiederte die Zigeunerin so fest und ernst, daß Emma von Neuem ihre frühere abergläubige Furcht überkam, von der sie sich eben mit Mühe losgerissen hatte. Du wirst Deinem Schicksale, das dort oben unwiderruflich aufgeschrieben steht, nicht entgehen und, denke an mich, binnen Kurzem werden sich die Anzeichen der Größe, die ich Dir verkünde, sehen lassen, vielleicht schon an diesem Abende mitten unter dem bunten Scherze dieses Festes. Vergiß nicht meinen Rath und vertraue Niemanden, als den Männern, die dem Throne am nächsten stehen und Dein Glück wollen, soll sich dieses nicht in verzweiflungsvolle Schmach kehren.

Ehe Emma die zudringliche Wahrsagerin mit einem unmuthigen Worte, wie sie beabsichtigte, von sich weisen konnte, war diese von ihrer Seite und in dem sie umgebenden Gewühle der Gäste verschwunden; so sehr sie auch ihre Blicke anstrengte, sie in demselben wiederzufinden und ihren weiteren Gang zu verfolgen, wurde ihr dies doch nicht möglich und sie mußte sich bald überzeugen, daß Jene gar nicht mehr im Saale anwesend war. Das junge Mädchen war einen Augenblick zu trübem Nachdenken geneigt, aber schnell

sagte ihr die Ueberlegung, daß sich Jemand einen ungeziemenden Scherz gemacht haben müsse und daß der Bedeutung desselben kein Werth beizulegen sei. In dieser Ansicht bestärkte sie auch der bald zu ihr zurückgekehrte Dumoulin, als sie ihm den Vorfall mittheilte, und bald hatten Beide in frohem Tanze das ganze Abenteuer vergessen.

Es war schon spät geworden, als, von Wenigen bemerkt oder doch nicht beachtet, eine neue Maske in dem Saale erschien; es war ein mittelgroßer, starker Mann in der Kleidung eines schwedischen Dragoners, das Gesicht vollkommen mit einer Larve bedeckt. Er schien an der allgemeinen Fröhlichkeit keinen besonderen Antheil zu nehmen, denn seine Bewegungen waren gelassen und schwerfällig, als er sich in eine Fensternische begab, die ihn den meisten Augen entzog, und von hier aus beobachtete er mit gekreuzten Armen die Gesellschaft, in der er Jemanden aufmerksam zu suchen schien. Eine plötzliche heftige Bewegung sagte, daß er diesen gefunden haben müsse, und gleich darauf schritt er auf die Dame zu, die, wie Emma von Marschall gemeint, schon vorher einen Anlaß zur Verwechselung mit ihrer eigenen Person gegeben hatte; ohne weitere Umstände ließ er sich neben der erstaunt auf ihn Blickenden nieder.

— Ihr seid, auf mein Wort, die schönste Maske in dieser Gesellschaft, begann er ohne weitere Einleitung mit dem deutlichen Bestreben, seiner harten Stimme den möglichst weichen Ton zu geben.

Die angeredete Dame schien einen Augenblick wenig erbaut von dieser plumpen Schmeichelei und im Begriff, sie mit einer unmuthigen Erwiederung zu bestrafen, wahrscheinlich aber mochte das originelle Wesen des Anbeters doch ihr Interesse erregen, denn sie lächelte und erwiederte in derselben Vertraulichkeit:

— Ihr seid nicht der Erste, der mir dies sagt, aber dürfte ich, ohne unbescheiden zu sein, fragen, wie der schwedische Dragoner zu dieser so ausgesuchten Galanterie gegen eine Türkin kommt?

— Die weibliche Schönheit und zarte Milde weiß auch ein rauhes Soldatenherz in Fesseln zu schlagen, antwortete der Dragoner, denn wir sind in der That nicht so unempfänglich dafür, als es den Anschein hat. Aber wir sind Leute der That und nicht des empfindsamen Wortes, und Ihr werdet es mir verzeihen, wenn ich des letzteren nicht mächtig genug bin, Euch meine Bewunderung auszusprechen.

Die Dame lachte munter, als sie erwiederte:

— Seid Ihr dessen so gewiß, Herr Soldat?

— Ich hoffe es, denn Ihr, schöne Emma, seid das erste weibliche Wesen, das mir in einer neulichen Unterredung Interesse und Verehrung für Euer Geschlecht abgelockt hat, deren ich mich selbst nie für fähig hielt, erwiederte der Dragoner lebhafter. Mir ist diese Empfindelei und Ziererei der Damen des Hofes, die sich, wie bei der Wagnitz, doch zu einer unerträglichen Unverschämtheit versteigt, im Grunde der Seele zuwieder und ich schätze nichts höher, als die Offenheit und Natürlichkeit, mit der Ihr neulich zu mir spracht.

Die Dame, an die er diese Worte richtete, schien von ihnen auf das Höchste betroffen zu sein, denn sie erhob sich schnell von ihrem Sitze und eilte mit den Worten: „Ihr irrt Euch, Herr!“ von ihrem Platze fort, sich in das wogende Gedränge zu mischen. Der Dragoner blieb versteinert sitzen und blickte ihr mit starren Augen nach; dann erhob er sich ungestüm und näherte sich schnellen Schrittes dem Wirthe, der keine Larve trug. Ihn vertraulich unter den Arm fassend, zog er ihn bei Seite und flüsterte heftig:

— Wer ist die Dame in der türkischen Tracht, Grumbkow?

— Majestät! stammelte dieser halb erschrocken, halb erfreut, denn jetzt erst erkannte er an Stimme und Bewegung seinen König; ich hatte keine Ahnung, daß Ihro Majestät mein Haus mit Höchstdero hoher Person beehren würden.

— Halte Er das Maul davon, Grumbkow; wer ist jene Dame dort? fragte der König dringender.

— Die Wagnitz, Majestät; ich sprach vorher einige Worte mit ihr.

Der König schlug sich mit der Hand verdrießlich vor die Stirn.

— Ich wollte, Sein ganzer Narrenscherz wäre beim Teufel! rief er ärgerlich. Eversmann hatte aber doch sicher ausspionirt, daß die Marschall jenes Kostüm tragen würde!

— Sie ist ebenfalls hier, Majestät, und wenn ich mich nicht vollkommen täusche, so sitzt sie dort auf jener Estrade, erwiederte der Feldmarschall, der den Unmuth seines Herrn nicht recht begreifen konnte. Belieben Eure Majestät dorthin zu blicken, wo der Tempelritter steht.

— Und wer ist der Kerl?

— Capitain Dumoulin vom Leibgrenadier-Regiment.

— Gut, gut! sagte der König, dem der mühsam auferlegte Zwang schon lästig wurde und darüber seine Vorsicht, nicht entdeckt werden zu wollen, vergaß. Er wollte nicht zum zweiten Mal einer Täuschung des Zufalls unterworfen werden und ahnte nicht im Entferntesten, daß irgend ein näheres Verhältniß zwischen Emma und dem Capitain Dumoulin existire. Deshalb ging er gerade auf diesen zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte gebieterisch:

— Auf ein Wort, Dumoulin!

Er zog den verwundert jungen Mann in eine tiefe Fensternische und seine Maske so weit lüftend, daß derselbe ihn zu seiner Bestürzung erkennen konnte, fragte er hastig:

— Wer ist die Dame, mit der Er soeben sprach?

—Die Tochter des Ministers von Marschall, Eure Majestät, erwiederte der Capitain noch erstaunter.

Der König hatte ihn schon wieder verlassen und Dumoulins Unruhe wurde noch erhöht, als er ihn gerade auf Emma zuschreiten und sich neben sie niedersetzen sah, wie er es vorher bei der Wagnitz gethan hatte; der junge Offizier verwandte keinen Blick mehr von dem Paare.

— Das war eine ärgerliche Verwechselung, die bald üble Folgen hätte haben können, begann der König seine Unterhaltung mit Emma, die ihn nicht erkannte und sich wunderte, was diese ungewöhnliche Anrede zu bedeuten habe. Denkt Euch nur, schöne Emma, daß ich anstatt auf Euch auf die Wagnitz traf und mich beinahe verrathen hätte.

— Ich weiß nicht, mit wem ich die Ehre habe — stotterte das junge Mädchen verlegen.

— Ich habe diese mir so ungewohnte Verstellung, die ich anfangs durchzuführen beabsichtigte, durch jenen Vorfall so satt bekommen, daß ich sie lieber aufgeben will, erwiederte der König lebhaft, ohne auf Emma's sichtliche Bestürzung zu achten. Ich bin der König, kam zu diesem tollen Feste nur, um Euch zu sehen — und nun laßt Euch mein Abenteuer mit der Wagnitz erzählen.

Unter heiterem Gelächter erzählte der König das Vorgefallene, ohne im Geringsten daran zu denken, welchen Eindruck diese Eröffnungen auf das junge Mädchen machen mußten, deren Herz heftig klopfte, während ihr Blut ängstlich eine Befreiung aus dieser peinigenden Lage suchte. Die Erinnerung an die Worte der Wahrsagerin drängte sich ihr wieder so mächtig auf, daß sie an allen Gliedern zitterte und kaum verstand, was der König zu ihr sprach; nur so viel wurde ihr deutlich, daß er ihretwegen hier sei und daß er Absichten auf sie zu haben schien, die sie mit Schrecken erfüllten. Was sollte Dumoulin, dessen Blicke sie unverwandt auf sich und ihren Nachbar gerichtet sah, von dieser lebhaften Unterhaltung denken, die selbst die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu ziehen schien, denn der König sprach und lachte so laut, daß sich schon mehrere Personen nach ihnen umgeblickt hatten.

Inzwischen war die Wagnitz, tief empört über das Urtheil, das der König über ihre eigene Person gefällt hatte — denn auch sie hatte ihn bei seinen letzten Worten erkannt und zweifelte nicht mehr, daß er sie mit Emma von Marschall verwechselt habe — zu einer Maske geeilt, die ihren Träger vor dem

Erkennen nicht schützte, denn seine auffallende Körperlänge verrieth ihn als Minister von Craup.

— Leopold, flüsterte sie ihm mit erregter Stimme zu und zog ihn an einen Platz mit sich fort, wo Niemand ihr Gespräch belauschen konnte, der König selbst ist hier anwesend, und ich habe mich ihm gegenüber eben in einer fatalen Lage befunden.

— Der König? fragte Craup ungläubig; er verabscheut derartige Vergnügungen.

— Und dennoch sage ich Dir, daß er in der Maske eines schwedischen Dragoners hier ist, beharrte Laura fest auf ihrer Behauptung, und Du wirst Dich von der Wahrheit meiner Worte auf den ersten Blick überzeugen, denn er ist trotz seiner Verkleidung nicht zu verkennen; wenn man ihn nicht für einen so durchaus abgesagten Feind dieser Vergnügungen hielte, so würde Niemand in der ganzen Gesellschaft darüber in Zweifel sein. Er ist hier Leopold, und zwar, um ein sträfliches Verhältniß mit der Marschall einzuleiten oder vielleicht schon fortzusetzen.

Sie erzählte dem ihr erstaunt zuhörenden Minister ihre ganze Unterhaltung mit dem schwedischen Dragoner, und dieser, den auch der Augenschein belehrte, als sie ihm den König zeigte, konnte nun nicht mehr zweifeln und rieb sich nachdenklich die Stirn, was jetzt zu thun sei, um das schon so weit gediehene Verhältniß zwischen dem Monarchen und der Nebenbuhlerin der Geliebten, die er für ihn bestimmt hatte, zu zerstören.

— Das Mädchen liebt den Dumoulin, ich weiß es gewiß, sagte der Minister halblaut vor sich hin, während Laura seinem Rathe ängstlich entgegenlauschte; es ist unmöglich, daß sie dieses Rendezvous selbst mit dem Könige verabredet hat, zumal ihr Geliebter auch hier ist. Einer solchen Verstellung halte ich das unerfahrene Mädchen nicht für fähig, und ich bin überzeugt, der König ist ihr jetzt ebenso lästig, wie uns selbst.

Es war schade, daß Craup Emma's von der Maske ganz bedecktes Gesicht nicht beobachten onnte, sonst würde die auf demselben schnell wechselnde Röthe und Blässe der Verlegenheit und Herzensangst ihn ganz sicher über ihr Verhältniß zu dem Könige aufgeklärt haben, jetzt schloß er auf dieses nur aus ihrer Einsilbigkeit, mit der sie die Unterhaltung zu führen schien.

— Sie selbst muß genöthigt werden, sich kalt und zurückhaltend gegen ihn zu zeigen und ihn dadurch von sich zu weisen, fuhr Craup zu Laura fort, denn es würde der offene Versuch, ihn zu stören, Friedrich Wilhelms Zorn gegen den, der es unternehmen wollte, grenzenlos reizen, auch gewinnen wir durch die Ausführung des Vorschlages, den ich Dir zu machen habe, gleich die Ueberzeugung, welchen Werth die Marschall auf ihres Capitains Liebe legt. Siehst Du den Letzteren dort flammenden Blickes und bleichen Gesichts in der Fensternische stehen? Er hat die Maske abgenommen und blickt verzweiflungsvoll auf seine Geliebte. Es ist jetzt der richtige Moment für unseren Plan gekommen, und Du mußt um jeden Preis Dumoulin in das Netz Deiner Reize zu ziehen suchen und Emma bei ihm verdächtigen; ich vertraue ganz auf Deine Gewandtheit und will Dir nur in wenigen Worten mittheilen, wie wir operiren müssen.

Dies geschah, und wenige Minuten später stand Craup neben Dumoulin in der Fensternische und hatte zur großen Belästigung des jungen Offiziers eine gleichgültige Unterredung mit ihm begonnen.

— Seht doch den ungeschlachten Dragoner dort, Capitain, sagte er unter anderem lächelnd, wie er dem lieblichen Mädchen, das unzweifelhaft hinter jener reizenden Maske verborgen sein muß, recht vertraulich den Hof macht.

Der Capitain biß sich auf die Lippen und schwieg; Craup aber setzte seine flüsternden hämischen Bemerkungen über das beobachtete Paar fort und wollte dabei stets bemerken, mit welchem freudigen Entgegenkommen die Huldigungen des Dragoners von der Türkin aufgenommen würden, so daß Dumoulin heimlich vor Wuth zitterte. Auch er fragte sich unaufhörlich wieder von Neuem, was den König zu dem allen seinen sonstigen strengen An-

flichten widersprechenden Besuche dieser Gesellschaft veranlaßt haben möge und wie es komme, daß er sich bei seiner bekannten Abneigung gegen das weibliche Geschlecht so lange und lebhaft mit Emma von Marschall unterhalte, während er für nichts Anderes Sinn zu haben schien; es unterlag keinem Zweifel, daß er nur ihrethalben hierher gekommen sei und daß er Absichten hegen mußte, die den jungen Mann mit bangem Entsetzen erfüllten. Emma war noch vorher so heiter, so unbefangen und liebevoll gegen ihn gewesen, daß er unmöglich glauben konnte, sie sei in die Pläne des Königs eingeweiht, aber er erinnerte sich angstvoll die ihr vorher gewordenen und von ihm für einen Scherz gehaltenen Prophezeihung und fürchtete, die von der Aussicht auf eine so glänzende Größe geblendete weibliche Eitelkeit möge der Versuchung nicht wiederstehen können und seine Geliebte ihre Pflichten gegen ihn selbst vergessen lassen. In dieser inneren Zerrissenheit, die ihn beinahe unfähig zu jedem ruhigen Gedanken machte, tönten fortwährend Craups hämische Bemerkungen, denen er nicht einmal eine Antwort entgegensetzen konnte, in sein Ohr, und er kämpfte eben mit dem Entschlusse, ob er sich nicht ganz von dem Balle fortbegeben solle, als er eine süße weibliche Stimme dicht neben sich hörte und, aufblickend, bemerkte, daß Craup sich eben mit einer Dame begrüßte, die ihm schon vorher wegen der außerordentlichen Aehnlichkeit ihres Kostüms mit dem Emma's und ihrer graziösen Bewegungen im Tanze aufgefallen war; er wußte indessen nicht, wen diese Maske verbarg.

— Capitain Dumoulin, dessen Namen ich zu nennen wage, weil er es selbst vorgezogen hat, sich ohne Maske zu zeigen, stellte ihn Craup der Dame vor, und Dumoulin sah sich genöthigt, zu bleiben und der jungen Schönen, die ihr Incognito noch streng bewahren zu wollen schien, eine tiefe Verbeugung zu machen.

Zwischen den Dreien entspann sich ein Gespräch, den Ball und die Gesellschaft betreffend, und die wohlklingende, sanfte Stimme der jungen Dame, die ohnehin durch ihr Kostüm schon einen besonders anziehenden Reiz auf den Offizier ausübte, indem dieses ihn an Emma erinnerte und er sich fast der Täuschung hingab, diese vor sich zu sehen, machte ein wohlthuenden Eindruck nach den grausamen Spöttereien Craups auf ihn, und er wußte ihr in seinem Herzen aufrichtigen Dank für ihr Erscheinen.

— Sie tanzen gar nicht an diesem frohen Abend, Capitain Dumoulin? fragte sie, als die Musik zu einem neuen Tanze aufforderte, und in ihrem Tone schien ihm eine deutliche Aufforderung zu liegen, die er nicht gut zurückweisen zu können meinte; er warf schnell noch einen Blick nach Emma's Platze, dem sich der König noch immer zur Seite befand, und bei diesem Anblicke durchzog sein Herz ein so bitteres, vorwurfsvolles Gefühl gegen das junge Mädchen, daß er keinen Anstand nahm, ihr seine Gleichgültigkeit offen dadurch an den Tag zu legen, daß er sich der Freude des Balles auch ohne sie hingab. Gleich darauf schwebte Fräulein von Wagnitz, die er selbst unter ihrer Maske nicht errieth, in seinen Armen im Tanze durch den Saal, und Emma's Herz klopfte noch heftiger und ihre Wangen wurden noch blasser, denn durch das Geständniß des Königs wußte sie, wer Dumoulins Tänzerin sei.

Der König, der gar nicht mehr von ihrer Seite gehen zu wollen schien, hatte sich indessen, so schwer ihm dies in Folge seines seltenen Umganges mit Frauen werden mußte, immer deutlicher darüber ausgesprochen, daß Emma ein nie geahntes lebhaftes Interesse in ihm erweckt habe, und während er ein Glas Wein nach dem andern schnell hinunterstürzte, wurden seine Andeutungen so zärtlich, daß die Tochter des Ministers sich in der äußersten Verlegenheit befand und eben im Begriff war ihm zu bekennen, daß sie den Capitain Dumoulin liebe und sich ihm versprochen habe, als dieser mit der Wagnitz zum Tanze antrat. Emma dachte nicht daran, daß dieses Mädchen Dumoulin einmal ganz unbekannt war, da sie erst während seiner Abwesenheit in letzter Zeit am Hofe aufgetreten, daß er sie andererseits nicht unter ihrer Maske erkannt ha-

ben möchte; sie fühlte sich tief verletzt, daß er überhaupt tanzte, während er ihre peinigende Lage hätte beobachten und bedauern sollen, vor Allem aber, daß er gerade die berüchtigte Wagniß zu seiner Tänzerin gewählt habe, und das Wort, das sie eben an den König richten wollte, erstarb ihr auf den Lippen.

Grumbkow und der Fürst von Anhalt-Dessau triumphirten; von Ersterem war die Prophezeiung ausgegangen, zu der er sich einer ihm vollständig ergebenen Freundin bediente, und als diese ihm bei ihrer Rückkehr berichtete, ihre Worte hätten einen sichtlich tiefen Eindruck auf das junge Mädchen gemacht, als endlich, wie er es erwartet hatte, der König selbst erschien, um sein Liebesabenteuer einzuleiten, als er des Monarchen Hartnäckigkeit in der Verfolgung Emma's bemerkte, hegte er nicht mehr den geringsten Zweifel, sein Plan werde gelingen, Emma unter seiner eigenen Vormundschaft, die er ihr bald aufdrängen wollte, zur Geliebten des Königs zu machen. Er trug jetzt eifrig Sorge, den Vater von ihr fern zu halten, und der Fürst von Anhalt hatte es übernommen, diesen durch das Spiel an ein anderes Zimmer zu fesseln, was auch vollkommen gelang. Auch Craup beobachtete sowohl den König wie Laura und Dumoulin scharf, und er bemerkte mit Befriedigung, daß Letzterer sich lebhaft mit seiner Tänzerin unterhielt und sich in ihrer Gesellschaft zu gefallen schien, obgleich seine Blicke oft ängstlich dem Könige und seiner Geliebten zuflogen.

Laura entfaltete alle ihre verführerische Liebenswürdigkeit, Dumoulin zu fesseln, und es wurde ihr dies um so weniger schwer, als sie wirklich Gefallen an ihm fand und bereits Vergleiche zwischen ihm und ihrem erklärten Liebhaber Craup aufzustellen anfing; sie sagte sich im Geheimen, daß der zartfühlende, aufmerksame junge Offizier doch wohl bei Weitem dem barschen, herrischen Craup vorzuziehen sei, an den sie hauptsächlich nur sein Vermögen und seine Macht fesselte. Laura war ein leichtsinniges, charakterloses und durch ihr leichtfertiges Leben in letzter Zeit vollständig verderbtes Weib, das die Veränderung im Genusse über Alles schätzte und jetzt schon weniger an den mit Craup verabredeten Plan, als an die Befriedigung dachte, die sie selbst aus einem innigeren Verhältnisse mit Dumoulin erlangen konnte. Dumoulin gab sich ihr ganz ohne Bedenken hin, ohne in seiner gereizten Stimmung überhaupt einer Ueberlegung fähig zu sein; ihr munteres Geplauder zerstreute ihm ein wenig die peinigenden Gedanken, die ihn bestürmten, und wenn er auch nicht im Entferntesten an eine wirkliche Untreue gegen Emma dachte, so gefiel er sich darin, heute eine solche Rolle zu spielen, um ihr seine Mißbilligung ihrer langen Unterhaltung mit dem Könige an den Tag zu legen.

— Wissen Sie, Capitain, wer die Dame ist, die sich dort drüben so eifrig mit dem schwedischen Dragoner unterhält? fragte Laura mit sorglosem hämischen Lächeln.

Der Offizier erröthete, als er ihre Frage verneinte.

— Es ist die Tochter des Ministers von Marschall, fuhr Laura fort; aber Sie errathen sicherlich nicht, wer der Mann ist, der ihr so auffällig den Hof macht, obgleich Sie ihn unter Ihre gewiß bekannten Kameraden zählen.

Mit der größten Unbefangenheit erzählte ihm Laura, nachdem sie ihm das Versprechen abgenommen hatte, sie nicht zu verrathen, daß König Friedrich Wilhelm selbst in dieser Maske den Ball besuche, um ein sicherlich schon längere Zeit bestehendes Liebesverhältniß mit Emma von Marschall ungestört fortzusetzen. Dumoulin fühlte sich von der Sicherheit, mit der das Fräulein diese Behauptung aussprach, tief betroffen, und die Annahme, gleich ihr, werde der ganze Hof schon Emma von Marschall beurtheilen und müsse hierzu jedenfalls seine Gründe haben, verletzte ihn bitter; um Näheres hierüber zu erfahren, sprach er seinen Unglauben an dem Bestehen eines solchen Verhältnisses aus.

— Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mich geneigt fühle, bei einer so kurzen Bekanntschaft mit Ihnen mich so offen auszusprechen, erwiederte Laura lächelnd; da ich Ihnen aber schon das wichtige Geheimniß von der

Anwesenheit des Königs hierselbst mitgetheilt habe, so will ich mein Vertrauen auch nicht beschränken, und Ihnen erzählen, welcher lächerliche Zufall mich diese Entdeckung, sowie die von seinem Verhältnisse zu der Marschall hat machen lassen.

Laura erzählte nun mit dem Ausdrucke der Wahrheit in launiger Färbung die Verwechselung ihrer Person mit der Emma's durch Friedrich Wilhelm und unterließ es nicht, seiner Anrede einige Worte hinzuzufügen, die eine frühere Bekanntschaft und sein Einverständniß mit Emma unzweifelhaft machten. Dumoulin zweifelte nicht an der Wahrheit ihrer Aussage, denn er fragte sich, welchen Grund dieses ihm ganz unbekannte Mädchen, die seine Liebe zu Emma unmöglich ahnen konnte, haben sollte, diese für jeden Andern scherzhafte Geschichte, die zum Theil durch den Augenschein bestätigt wurde, zu ersinnen. Es fiel ihm nicht ein, daß er das Opfer einer Intrigue sein könne, denn er hielt sich für viel zu unbedeutend, um zu einer solchen Veranlassung geben zu können; er mußte, wenn auch mit blutendem Herzen, Emma verdammen, und faßte den Entschluß, jede Verbindung mit ihr abzubrechen. Seine Verzweiflung zu betäuben, überhäufte er die Wagnitz mit Galanterien, die sie mit ihrer gewöhnlichen Sittenfreiheit gern aufnahm, und beschäftigte sich mit ihr den ganzen übrigen Theil des Abends ausschließlich. Für Emma hatte er, wenigstens anscheinend, kein Auge mehr. Als er nach Beendigung des Balles von Laura schied, versprach er auf ihre Bitten, nachdem sie sich ihm zu erkennen gegeben hatte, ihrer Familie am andern Tage seine Aufwartung zu machen.

Emma war bis dahin von ihrer Pein nicht erlöst worden; der König tanzte nicht, aber er wich nicht von ihrer Seite und fuhr in seinen Galanterien fort, ohne sich über das, was er eigentlich beabsichtige, so klar auszusprechen, daß Emma ihn würdevoll hätte abweisen können. Von Angst und Scham war sie so ganz betäubt, daß sie seine Worte zuletzt gar nicht mehr hörte und ihm nur einsilbig und oft zerstreut antwortete, was der in der Kunde des Frauenherzens unerfahrene Anbeter günstig für sich deutete. Emma verwandte fast keinen Blick von Dumoulin und seiner Tänzerin und nahm mit unsäglichem Schmerze wahr, daß Letztere ihn ganz zu fesseln schien; sie begriff, daß ihr Geliebter ihr zürne, obgleich sie sich nicht erklären konnte, daß er dies ohne nähere Prüfung der Umstände, die sie selbst peinigten, thue, und daß er sich durch seine auffälligen Aufmerksamkeiten für die Wagnitz unter ihren Augen an ihr selbst für das, was sie nicht verschuldet hatte, rächen wollte. Sie hatte sich vorgenommen, gleich am folgenden Tage an ihn zu schreiben und eine Unterredung bei der Tante mit ihm zu verlangen, die, wie sie hoffte, Alles aufklären und ihn befriedigen würde, und dieser Gedanke gab ihr den einzigen Trost in ihrer Herzensqual. Mit Freuden begrüßte sie den Abbruch des Festes, das Grumbkow dem Könige zu Gefallen so lang als möglich ausgedehnt hatte, das mit Tagesanbruch aber doch endlich einen Beschluß finden mußte. Der König sagte ihr, was er ihr am Abende schon hundert Mal gesagt, wie wohl er sich in ihrer Nähe befunden habe und daß er hoffe, sie bald und noch ungestörter wieder sprechen zu können, er drückte ihr innerlich entzückt über seinen Erfolg, wie er meinte, kräftig die kleine zarte Hand, und ein erleichternder Seufzer hob ihre Brust, als er sich entfernte.

Es war ihr unmöglich, Dumoulin heute Abend nur noch ein paar Worte der Beruhigung zuzuflüstern, denn er war eifrig um die Wagnitz beschäftigt und vermied sie absichtlich. Als das arme Mädchen zu Hause angekommen war, warf sie sich, in heiße Thränen zerfließend, auf ihr Lager nieder; sie hatte sich in ihrem schuldlosen Leben noch nie so unglücklich gefühlt. Indessen gab ihr das gute Gewissen und der feste Glaube, alle Zweifel zwischen ihr und Dumoulin müßten sich durch ein offenes Wort schnell lösen und sie wolle dann bei nächster Gelegenheit, die sie wieder mit dem Könige zusammenführe, an sein edles Herz appelliren und ihm offen ihre Liebe zu seinem Offizier gestehen, allmälig die Ruhe wieder, und sie sank in einen tiefen Schlummer, aus dem anderen Tages erwacht, sie so-

gleich einen zärtlichen Brief an den Geliebten schrieb, in dem sie ihn beschwor, sie noch an demselben Abende bei ihrer Tante behufs einer Erklärung, die ihn vollständig befriedigen würde, zu treffen. Angstvoll wartete sie bis zu der bestimmten Stunde und befand sich schon viel früher bei der Tante, der sie unter Thränen erzählte, daß ein Mißverständniß zwischen ihr und Dumoulin obwalte; den eigentlichen Grund desselben anzugeben, hielt sie nicht für gut, weil sie sich scheute, des Königs zu erwähnen, dessen Unwille sie schwer treffen mußte, wenn sie sein Geheimniß entdeckte.

Emma wartete den ganzen Abend vergeblich auf den Geliebten; bei jedem schnellen Schritte, der sich auf der Straße hören ließ, eilte sie an das Fenster, um zu sehen, ob er es nicht endlich sei, und je später es wurde, desto höher stieg ihre Unruhe und desto hoffnungsloser und verzweiflungsvoller wurde ihr Herz. Das glühende Gesicht an die Scheiben des Fensters pressend, die Augen starr und glanzlos, mit hochklopfendem Busen wartete das arme Mädchen, und als jede Hoffnung schwand, den Geliebten noch heute zu sehen, wankte sie thränenlos, aber den bittersten Schmerz in der Brust, nach dem Hause ihres Vaters.

Dumoulin befand sich zu derselben Zeit bei der Wagnitz, wie er es ihr am Tage zuvor versprochen hatte. Er wurde von ihrer Familie mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen, und diese sowie die Munterkeit des jungen Mädchens berührten ihn angenehm und milderten die trübe Stimmung, die ihn befangen hielt. Laura von Wagnitz entfaltete ihre ganze Liebenswürdigkeit, und wenn Dumoulin in ruhigerer Gemüthsstimmung ihre übermäßige Sittenfreiheit auch nicht hätte billigen können, so stieß ihn diese doch jetzt weniger ab, da sie die Bekanntschaft die er suchte, schneller knüpfen half. Bereits am ersten Abend derselben behandelte man ihn wie einen alten Freund des Hauses, und der arglose junge Mann bemerkte nicht, daß Laura ihm Netze legte, die er schwer würde wieder zerreißen können. Was Emma anbetraf, so war er zu fest von ihrer Schuld überzeugt, als daß er ihren Brief, den er übrigens erst nach seiner Rückkehr aus der Wagnitz'schen Familie erhielt, beachtet hätte; er nahm sich fest vor, sich fern von ihr zu halten und vollkommen mit ihr zu brechen.

Craup lachte erfreut, als Laura ihm von dem Eindrucke, den sie auf Dumoulin gemacht zu haben schien, erzählte, wobei sie natürlich verschwieg, daß dieses ihr selbst gar nicht gleichgültig sei und daß sie das Verhältniß mit ihm weiter fortzuspinnen gedachte, als es in des Ministers Plane lag. Die bisherige Ausführung des letzteren versprach Erfolg; Craup beabsichtigte nämlich, da er nicht wagte, seinem Könige bei dessen Leidenschaftlichkeit offen entgegenzutreten und ihn von dem Fräulein von Marschall abwendig zu machen, daß der Bruch von dieser selbst ausgehen solle, und zwar gedachte er dies durch ihre Eifersucht auf Laura in Betreff Dumoulins, den sie liebte, wie er erfahren hatte, zu bewerkstelligen. Er schätzte richtig, des jungen Offiziers verändertes Benehmen werde sie antreiben, sich so bald als möglich dem Könige zu erklären; für den schlimmsten Fall aber, daß die Eitelkeit, die Geliebte des Königs zu werden, stärker wäre, als ihre Liebe zu Dumoulin, wollte er, wie schon gesagt, selbst auf irgend eine Weise dem Könige aufdecken, Emma stehe mit dem Offizier in inniger Verbindung.

Grumbkow und der Fürst von Anhalt auf der andern Seite waren durch des Königs Besuch auf jenem Maskenballe vollständig befriedigt und zweifelten gar nicht mehr, ihre Wünsche würden in Erfüllung gehen und sie vermittelst Emma's einen noch größeren Einfluß als bisher auf ihn gewinnen. Es handelte sich jetzt nur darum, die erwachte Leidenschaft des Königs zu nähren, ihn mit Emma wieder zusammenzuführen und Letztere von sich abhängig zu machen. Der König konnte gegen Grumbkow kein Geheimniß mehr aus seinen Absichten machen, da dieser ihn auf dem Balle erkannt und jedenfalls auch beobachtet hatte; er sprach daher mit ihm ziemlich offen über Emma, obgleich er noch nicht zugab, daß er sie wirklich liebe; der Feldmarschall ließ nun aber auch keine Gelegenheit

vorübergehen, des Fräuleins zu erwähnen und ihre außerordentliche Schönheit und Liebenswürdigkeit zu rühmen.

Der Minister von Marschall, ein biederer, aller höfischen Verstellung fremder Mann, begriff nicht, was ihm die plötzliche auffallende Freundschaft des Fürsten von Anhalt-Dessau und Grumbkows verschaffte; er ahnte nicht, daß man ihn in des Letzteren Haus zu ziehen beabsichtige, weil dieses zu den Zusammenkünften des Königs mit Emma auserjehen wurde, aber er war ganz zufrieden, mit den ersten Machthabern im Staate auf einem guten Fuße zu stehen. Der König selbst erzeigte ihm ein paar Mal die Gnade eines Besuches, wie er es öfter bei seinen Unterthanen aller Stände zu thun pflegte; er hatte gehofft, Emma dort zu sehen, aber der Zufall fügte es, daß sie sich gerade um jene Zeit nicht im elterlichen Hause befand. Der König verbarg indessen seine Verdrießlichkeit darüber, unterhielt sich mit dem alten Herrn äußerst huldvoll und kürzte seinen Besuch ab.

Die geduldige Liebhaberrolle, die er jetzt spielte, konnte Friedrich Wilhelm aber nicht lange genügen, und sein lebhaftes Temperament trieb ihn, eine Entscheidung herbeizuführen. Er fing allen Ernstes an, über die Mittel zu einer solchen nachzusinnen, und da er sich selbst sagen mußte, daß er ungewandt in dergleichen Liebesangelegenheiten sei, überlegte er, ob er nicht am besten thue, Grumbkow zu Rathe zu ziehen; es blieb ihm nicht gut etwas anderes übrig, so ungern er seine Schwäche seinem Günstlinge auch gestehen mochte. Aber ein neuer Vorfall sollte eintreten, der ihn zum Aufschub seines Planes nöthigte und seine Aufmerksamkeit bald so in Anspruch nahm, daß die fortwährende Beschäftigung mit Gedanken an Emma unterbrochen wurde.

Der Hof- und Domprediger Jablonsky ließ nämlich den König um eine Audienz unter vier Augen bitten, in der er, wie er meinte, höchst wichtige Mittheilungen zu machen habe.

— Was bringen mir Euer Ehrwürden? fragte der König befremdet, als er das ernste Gesicht des Geistlichen sah, dem er ein besonderes Wohlwollen schenkte, weil er ein entschiedener kräftiger Mann war, auf dessen gute Einsicht der Monarch sich gern verließ.

— Verzeihen Euer Majestät, wenn ich Sie mit einer äußerst betrübenden Nachricht, wie es den Anschein hat, bekannt machen muß, begann der Prediger, dem Könige einen Brief überreichend; sie klingt so unglaublich und die Quelle, der sie entströmt, ist mir bisher so vollständig unbekannt, daß ich geschwiegen und diesen Brief für eine Mystificirung gehalten haben würde, wäre die darin enthaltene Mittheilung nicht zu bedenklich und mit einer Sicherheit ausgesprochen, die geneigt sein dürfte, jeden Zweifel an den Schreiber zu verbannen.

Wie der Prediger auf des Monarchen erstaunte Fragen nun erklärte, war der Brief, den er ihm eben übergeben, aus Dresden, an ihn selbst adressirt, eingetroffen, und der Schreiber nannte sich Clement, oder auch Baron von Rosenau, Geheimsecretär des sächsischen Staats-Ministers von Flemming; er gab an, dem Könige von Preußen drohe eine Gefahr von nicht geahnter Größe, über die er sich indessen nur mündlich und zu diesem selbst aussprechen könne, zu welchem Behufe er auf einer Dienstreise nach dem Haag über Berlin kommen wolle, und er bat den Hofprediger Jablonsky, ihm eine Audienz bei dem Könige zu verschaffen, die in dessen eigenem Interesse aber äußerst heimlich stattfinden müsse. Der ganze Brief war in bescheidenem und festen Tone gehalten, und seine Form lehrte, daß man es mit einem gebildeten Manne zu thun habe.

Als der König ihn gelesen hatte, runzelte sich seine Stirn und sein finsterer Blick sagte, daß er, gleich Jablonsky, sich geneigt fühle, dem Schreiber zu vertrauen und einen boshaften Anschlag auf seine Person, wie jener es andeutete, fürchtete.

— Ihr habt Recht, Ehrwürden, diese Sache muß in Ueberlegung gezogen werden, sagte er nach einer Weile des Nachdenkens, und ich will den Mann, der uns dieses wichtige Geheimniß mitzutheilen verspricht, selbst sprechen, wie er

es verlangt. Schreibt ihm, daß er auf jeden Fall hier eintreffen und sich an Euch wenden soll; ich werde dann den Platz bestimmen, wo Ihr ihn mir heimlich zuführen sollt.

Der Hofprediger wurde nach dieser Verfügung gnädig entlassen und that sogleich, wie ihm befohlen worden war, der König aber befand sich in ungemein gereizter Stimmung, und die erhaltene Nachricht beschäftigte ihn ganz und gar. Ohnehin schon zum Mißtrauen geneigt, wozu ihm mancherlei Hofintriguen zur Zeit der Regierung seines Vaters und selbst unter der eigenen Veranlassung genug gegeben, hatte jenes jetzt überhand genommen und er fürchtete, die ihm drohende Gefahr könne schon eher ausbrechen, ehe Clement eingetroffen sei und ihn gewarnt habe. Da die ihm gewordene Andeutung so ganz allgemein gehalten war, daß er nicht wußte, von welcher Seite her ein Anschlag auf ihn zu befürchten sei, traf sein Mißtrauen seine ganze Umgebung und er zeigte ihr eine so finstere Stirn, daß die Nichtsahnenden erschrocken waren. Selbst Eversmann konnte den Grund von des Königs Verstimmung nicht erfahren und kam auf die Vermuthung, derselbe sei in dem Verhältnisse zu Emma von Marschall zu suchen.

Diese war von dem Könige aber fast ganz vergessen, und in seiner ernsten Stimmung, welche die Furcht vor einem nahen Tode erregt hatte, machte er sich selbst Vorwürfe, im Begriff gestanden zu haben, eine verbrecherische Verbindung zu schließen, die er bei ruhiger Ueberlegung vor seinem Gewissen nicht verantworten konnte; die Leidenschaft, durch Grumbkows Veranstaltungen geschürt, hatte ihn eine kurze Zeit von der Bahn seiner festen und strengsittlichen Grundsätze fortreißen können, jetzt aber gewannen letztere wieder die Oberhand, und Friedrich Wilhelm beschloß, Emma von Marschall nicht wieder aufzusuchen.

Durch Eversmanns Annahme irre geleitet, suchte Grumbkow den Monarchen bei der nächsten Gelegenheit, als er sich mit ihm allein befand, durch ein Gespräch über Emma aufzuheitern, aber er hatte sich sehr verrechnet, denn das Auge des Königs blitzte zornig auf und er fragte barsch:

— Er denkt wohl, daß ich die Marschall zu meiner Geliebten machen will?

Grumbkow, der die Meinung seines Herrn noch nicht recht verstand, lächelte schlau und deutete darauf hin, daß er dies nicht für unausführbar halte, aber Friedrich Wilhelm wandte sich kurz und verdrießlich ab, und sagte:

— Das wäre eine Todsünde, Grumbkow, und man muß die Todsünden vermeiden, denn die erläßlichen Sünden kann man schon versöhnen. Lasse Er mich mit der Marschall zufrieden und spreche Er, bei meiner Ungnade, kein Wort mehr von ihr.

Grumbkow war erstarrt über diese plötzliche Sinnesänderung des Königs und hatte nichts Eiligeres zu thun, als sogleich den Fürsten von Anhalt davon in Kenntniß zu setzen. Beide vermochten nicht zu entscheiden, ob der König, durch einen anderen nicht zu errathenden Gedanken in Anspruch genommen, wirklich die Marschall aufgegeben, oder ob er nur eine Maske vorgenommen habe, dahinter die Fortsetzung einer heimlichen Verbindung mit ihr zu verbergen. Sie näherten sich mehr der letzteren Ansicht und beschlossen, die Tochter des Ministers mit Spionen zu umgeben, die ihr Thun genau beobachteten und ihnen berichteten; im ersteren Falle dagegen hofften sie, die Neigung des Königs werde in alter Stärke wieder erstehen, sobald das, was ihn jetzt beschäftigte, vorüber sei.

Auch Craup konnte die Sinnesänderung des Königs nicht entgehen, aber er rechnete noch nicht sicher auf ihre längere Dauer und beschloß, vorläufig zu beobachten, ehe er handelte. Die Wagnitz kümmerte sich jetzt um dieses Alles wenig; so ehrgeizig, wie sie war, sagte sie sich doch, daß jetzt nicht der Zeitpunkt sei, nach der Gunst Friedrich Wilhelms zu streben, da dieser zu aufgebracht gegen sie sei; sie war zufrieden, daß er wenigstens das Fräulein von Marschall nicht weiter bevorzuge, und gab sich ganz dem Vergnügen der neuen Bekanntschaft mit Dumoulin hin, der seine Besuche fortsetzte, obgleich er sie öfter schon zu be-

reuen anfing, wenn er immer wieder neue tadelnswerthe Bemerkungen an dem Charakter und dem Benehmen Laura's machen mußte. Er war auch schon wieder etwas günstiger für Emma gestimmt, da diese ihm gar keine Gelegenheit gab, ihr Vorwürfe zu machen, aber er befand sich jetzt in einer schlimmen Lage; Emma schrieb nach jenem Briefe, den er unbeantwortet gelassen hatte, nicht wieder, denn ihr jungfräulicher Stolz empörte sich dagegen sowie gegen seine Verbindung mit Laura von Wagnitz, und Letztere wußte ihn so geschickt immer wieder mit sich zusammenzuführen, daß er das Verhältniß, welches er mit lebhaftem Ungestüm eingegangen war, nicht so schnell wieder abbrechen konnte.

Emma litt indessen sehr, obgleich sie genöthigt wurde, ihren Kummer vor Aller Augen zu verbergen; nur gegen die Tante sprach sie sich aus, aber diese vermochte ihr auch keinen Trost zu geben, denn sie konnte Dumoulin um so weniger entschuldigen, als ihr der eigentliche Grund seines Bruches mit Emma ganz unbekannt geblieben war. Das junge Mädchen fühlte einige Erleichterung ihrer Last, als sie bemerkte, daß der König seine Verfolgung ihrer Person eingestellt zu haben schien, denn er besuchte nicht mehr ihr väterliches Haus und hatte sie bei einer Soiree in den Gemächern der Königin, wo er einen Augenblick erschien, gar nicht beachtet, aber dennoch trug sie schwer genug an dem Schmerz um Dumoulin, mit dem jede Verbindung abgebrochen war.

6

Wenige Tage später, an einem der ersten Abende des September, fuhr König Friedrich Wilhelm in einem offenen Wagen die Linden hinab, durch die Friedrichsstraße bis vor das Weidendammer Thor, wo ein großer, wenig besuchter königlicher Garten lag. In seiner Begleitung befanden sich der Kommandant von Berlin, Oberst von Forcade, und ein Page; Niemand vom Hofe aber wußte, wohin der König gefahren sei und welchen Zweck er dabei habe.

An den Garten angekommen, stieg er mit dem Herrn von Forcade aus dem Wagen, und Beide begaben sich hinein, während die Equipage weiter fahren und in einiger Entfernung auf sie warten mußte.

Der König war sehr ernst und sprach kein Wort zu seinem Begleiter, der ihm, ohne eine Erklärung dieser räthselhaften Fahrt finden zu können, folgte. Er schritt schnell vorwärts, und eine lebhafte Ungeduld schien ihn zu beseelen.

Bald hatte er den abgelegenen und durch Gebüsch versteckten Platz des Gartens erreicht, wo zwei Männer seiner warteten; es war der Hofprediger Jablonsky und der uns wohlbekannte Clement, der erst heut Morgen in Berlin eingetroffen war und sich der erhaltenen Anweisung zufolge an Ersteren gewendet hatte. Er trug eine einfache, anständige Civilkleidung, und sein schönes Gesicht war ernst und zuversichtlich, als er den König ehrfurchtsvoll, ohne eine übermäßige Unterwürfigkeit an den Tag zu legen, mit einer Verbeugung begrüßte. Der Monarch erwiederte diese kurz mit einem freundlichen, forschenden Blick auf Clements Gesicht, das ihn eingenommen haben mußte, dann gab er dem Hofprediger und dem Obersten ein stummes Zeichen, sich weiter zurückzuziehen, dem diese folgten, ohne die Zurückbleibenden aus den Augen zu lassen.

— Er heißt Baron Clement von Rosenau? fragte der König kurz. Was hat Er mir zu sagen?

Der Angeredete bejahte zuerst die Frage nach seinem Namen mit einer Verbeugung, dann sagte er mit festem Tone, während der König sich vor ihm auf eine Bank niedergelassen hatte und die Augen unverwandt auf sein Gesicht geheftet hielt:

— Wollen mir Eure Majestät gestatten, Ihnen zunächst in kurzen Worten meine Lebensgeschichte zu erzählen, die Ihnen vielleicht Aufklärung geben wird, wie ich in die zweideutige Lage gekommen bin, in der ich jetzt vor Euer Majestät stehe?

Der König nickte mit dem Kopfe, obgleich

man ihm ansah, wie schwer es ihm wurde, seine Ungeduld, das angedeutete Geheimniß sogleich zu erfahren, zu bezähmen. Clement ließ sich dadurch nicht stören; er erzählte mit steigender Lebhaftigkeit und in einer Weise, die nothwendig das Interesse seines Zuhörers erregen mußte, wie er der Sohn einer in seiner Jugend schon ausgestorbenen ungarischen edlen Familie sei, die ihm nur ein geringes Vermögen hinterlassen, wie er, im protestantischen Glauben erzogen, die Kriege gegen Oesterreich mitgemacht, dann aber in die Dienste dieses Staates getreten und bei verschiedenen Gesandtschaften desselben angestellt gewesen sei, wie er durch besondere Umstände und Zufälle sich das Vertrauen des Prinzen Eugen von Savoyen, sowie später das des Staatsministers von Flemming, auf dessen Aufforderung er in den sächsischen Dienst übergetreten sei, erworben, und wie er dadurch in den Stand gesetzt worden, den Anschlag, den er dem Könige mitzutheilen gesonnen sei, zu erforschen. Zu dieser Mittheilung aber bewege ihn besonders neben der Einsicht, wie abscheulich die Politik des Wiener und Dresdener Hofes wäre, der Umstand, daß der König der erste Beschützer des protestantischen Glaubens sei, zu dem er sich selbst bekenne.

Friedrich Wilhelm hatte dem schönen jungen Manne, dessen Wangen die Erregung des Sprechens erhitzte und dessen Augen in edler Begeisterung blitzten, mit großem Wohlgefallen zugehört, aber er konnte sich nicht länger enthalten, zu sagen:

— Zur Sache! zur Sache selbst!

— Euer Majestät wird es genügend bekannt sein, welche Eifersucht der beiden Höfe Ihres Landes wachsende Größe schon lange erregt hat und wie man dieses in Wien als Heerd des Protestantismus betrachtet, von dem aus dem eigenen Einflusse in Deutschland Gefahr droht. Ich werde Euer Majestät sogleich Briefe des Prinz Eugen und des Ministers von Flemming vorzulegen die Ehre haben, die sich klar darüber, sowie über den gefaßten Plan aussprechen und meine Aussagen, die unwahrscheinlich klingen mögen, auf das Vollkommenste bestätigen. Der jetzt im Werke stehende Anschlag bezweckt, Eure Majestät, wenn Sie sich, wie es zur Herbstzeit oft geschieht, nach einem der sächsischen Grenze nahegelegenen Lustschlosse begeben, dort gewaltsam aufzuheben, gefangen zu halten, dem Markgrafen von Schwedt die Vormundschaft über den Kronprinzen und die Regentschaft anzuvertrauen, Letzteren aber im katholischen Glauben zu erziehen, und falls er sich demselben nicht geneigt zeigen sollte, gar nicht den Thron besteigen zu lassen.

Der König blickte den Sprecher eine Weile entsetzt an, dann stieß er mit seinem spanischen Rohre heftig auf den Boden und murmelte einige unverständliche Worte; seine Beunruhigung schien sich aber bald wieder zu legen, und an ihre Stelle trat ein deutlich auf seinem Gesicht ausgeprägter Unglauben und Mißtrauen gegen den Berichterstatter. Clement verlor dadurch nicht seine Fassung; mit einem überlegenen, stolzen Blicke zog er mehrere Briefe hervor, die er dem Könige überreichte und die dieser hastig ergriff.

— Das ist in der That Eugens Handschrift, hier die Flemmings! rief der König erstaunt. Und wenn ich nicht irre, hat diesen Brief hier sogar Grumbkow geschrieben, fügte er mit wachsendem Erstaunen hinzu.

— Es befinden sich hierbei wirklich Briefe des Generalfeldmarschalls von Grumbkow und des Fürsten von Anhalt-Dessau, bestätigte Clement, die ein Einverständniß mit den vorher genannten Herren in Bezug auf den abscheulichen Plan aussprechen; indessen kann ich für die Echtheit der Schriften dieser Beiden Herren nicht bürgen, da mir ihre Schreiber persönlich gar nicht bekannt sind.

— Schon gut, sagte der König, sehr aufgeregt sich von seinem Sitze erhebend; ich werde diese Papiere mit mir nehmen, um sie genau zu prüfen, denn es ist hier bereits zu finster dazu geworden. Er wird mich morgen um dieselbe Zeit wie heute hier finden, wohin Er sich mit dem Hofprediger begeben mag, aber ich muß Ihn bis dahin bewachen lassen, und Er wird das erklärlich finden, da Er so hochgestellte Personen so schwer anklagt.

Clement verbeugte sich mit sicherer Ruhe und stolzem Anstande.

— Wenn sich Alles, was Er mir mitgetheilt hat, als wahr erweist, und das werden diese Briefe ergeben, so will ich Ihn königlich belohnen, fuhr der Monarch fort.

Ueber Clements Gesicht flog ein tiefer Unmuth, als er erwiederte:

— Ich fürchte, Eure Majestät beurtheilen mich falsch und legen meiner Handlungsweise Absichten unter, die ihr ganz fremd sind; mein Gefühl für das Recht leitete mich zu diesem Schritte, aber nicht die Hoffnung auf eine Belohnung, deren ich nicht bedarf; möge es mir Eure Majestät verzeihen, wenn ich sie im Voraus zurückweise.

Der König lächelte befriedigt, dann sagte er kurz:

— Ich werde Ihn morgen Abend hier nicht warten lassen, denn ich bin an Pünktlichkeit gewöhnt. Gehabe Er sich wohl bis dahin.

Mit freundlichem Kopfnicken begab er sich zu Jablonsky und Forcade, und ertheilte Beiden den Befehl, bis zum andern Abend ein wachsames Auge auf Clement zu haben, der übrigens mit aller seinem Stande und dem wichtigen Dienste, den er geleistet hatte, gebührenden Aufmerksamkeit behandelt werden sollte. Wie er gekommen war kehrte er in das Schloß zurück und schloß sich sogleich mit den Briefen in sein Kabinet ein, um sie einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Clement wurde im Hause des Hofpredigers aufgenommen und fühlte durchaus nichts von der Bewachung, der man seine Person unterzog.

Das dumpfe Gerücht, es müsse etwas von besonderer Wichtigkeit im Werke sein, durchlief den ganzen Berliner Hof und wurde von dort aus selbst in die Stadt getragen, aber Niemand begriff, von woher der gefürchtete Schlag zu erwarten sei und wen er zuerst treffen würde; je geheimnißvoller die Sache war, desto mehr beängstigte sie Aller Herzen. Man wußte, der König sei in Begleitung des Obersten von Forcade sehr ernst ausgefahren und so finster zurückgekehrt, daß sich Alles beeilte, ihm aus dem Wege zu gehen. Niemand wußte und konnte erfahren, wo er gewesen und was ihm dort zugestoßen sei, denn seine Begleiter, welche die strengsten Instructionen von ihm selbst erhalten hatten, beobachteten ein unerbittliches Stillschweigen und zuckten bei jeder deshalb an sie gerichteten Frage die Achseln mit einer Miene, die zu sagen schien: „Es ist etwas sehr Wichtiges vorgefallen, wir wissen es, aber wir dürfen es nicht sagen;" die eigene Eitelkeit trieb sie, ihrer Person diesen Anschein von Wichtigkeit zu geben. Man wußte ferner, daß der König bei seiner Rückkehr die Thüre seines Kabinets heftig hinter sich zugeschlagen und dann von innen verriegelt habe. Auf Eversmanns Klopfen, der sich eingefunden, um ihn zur gewöhnlichen Zeit zu entkleiden, hatte er verdrießlich geantwortet, er bedürfe seiner nicht, und dann hatte bis gegen Morgen Licht in dem Zimmer des Monarchen gebrannt, ein Zeichen, daß er sich die ganze Nacht nicht zur Ruhe begeben hatte. Bei seinem äußerst regelmäßigen Lebenswandel war dies ein Umstand, der die gegründetsten Besorgnisse erregen und die Neugier spannen mußte, denn es war bekannt, Friedrich Wilhelm lasse sich durch einen ungewöhnlichen Vorfall nicht so leicht aus der Fassung und seiner Ruhe bringen.

Die Unruhe stieg, als der König am andern Morgen sich zwar durch Eversmann entkleiden ließ, ohne jedoch ein Wort mit ihm zu wechseln, das diesem irgend eine Aufklärung gegeben hätte, dann aber die Kabinettssecretaire und die Offiziere gar nicht annahm, sondern seine gestrige Beschäftigung bei verschlossenen Thüren fortsetzte. Eversmann, der ihn allein gesehen, erzählte, er sei ungemein blaß und er selbst habe bemerkt, daß auf dem Arbeitstische ein umfangreicher Haufen beschriebener Papiere und ein Paar Pistolen gelegen hätten; das Alles machte das Räthsel nur noch dunkler.

Auf der Wachtparade erschien der König nicht, das übelste Zeichen seiner Stimmung; er hatte dem Fürsten von Anhalt den Befehl zukommen lassen, die Musterung abzunehmen, und hatte sogar für den Abend das Tabaks-

Collegium abbestelt. Der Fürst von Anhalt und der Feldmarschall von Grumbkow hatten jeden Augenblick erwartet, zu dem Monarchen berufen zu werden, um das wichtige Staatsgeheimniß als seine ersten Rathgeber zu erfahren, aber sie hatten sich getäuscht und schlichen jetzt ratblos und ängstlich umher. Von Clements Anwesenheit hatte Niemand eine Ahnung.

Indessen hatte Friedrich Wilhelm wirklich einen schweren Kampf gekämpft und sein Aeußeres gab einen deutlichen Beweis davon, wie Eversmann richtig bemerkt hatte. Er hatte zunächst die Handschriften der ihm von Clement überreichten Briefe mit solchen in seinem Besitz befindlichen verglichen, an deren Echtheit er keinen Zweifel haben konnte, und sie stimmten vollkommen überein; Clement war also kein listiger Betrüger. Nächstdem las der König die Schreiben aufmerksam von Anfang bis zu Ende, und sie entwickelten ihm ein Complot von solcher Abscheulichkeit, daß er entsetzt zurückschauderte. Wie Clement es ihm gesagt hatte, handelte es sich um nichts Geringeres, als ihn gefangen zu nehmen, vielleicht gar zu tödten, seine Familie von dem preußischen Königsthrone zu stoßen und das Land katholisch zu machen. Konnte der König sich aber auch die Absichten und Bestrebungen der fremden Höfe erklären, denen Clement jetzt durch sein Geständniß zuvorgekommen war und die dadurch an Gefährlichkeit verloren hatten, so versetzte es ihn doch in eine unbezähmbare Unruhe und Wuth, daß Männer wie der Fürst von Anhalt und Grumbkow, die seinem Throne so nahe standen und denen er sein volles Vertrauen geschenkt hatte, in dieser Intrigue eine wichtige Rolle spielten und ihren Landesfürsten und ihr Vaterland verrathen hatten. In der ersten Aufwallung seines maßlosen Zornes hatte er beschlossen, diese Verräther sogleich verhaften zu lassen und ihnen die sprechenden Beweise ihrer Schuld vor die Augen zu legen, sie dann aber ohne Gnade richten zu lassen; indessen sagte er sich bald, damit wäre der ganze so weit gediehene Plan noch nicht zerstört, denn es würden sich Viele am Hofe befinden, die mit Beiden gemeinsame Sache machten und ihren Tod rächen würden; auch diese mußten zuvor erforscht werden und der Schlag dann auf einmal auf Alle niederfallen, die abscheuliche Verschwörung vollständig zu ersticken. Der von Natur biedere König konnte das Maß der gegen ihn beabsichtigten Nichtswürdigkeit noch nicht fassen; trotz der deutlichen Beweise entschloß er sich, nicht übereilt zu handeln, und ließ deshalb am Mittage des folgenden Tages den Hofprediger Jablonsky, jetzt seinen einzigen Vertrauten, zu sich rufen. Er legte ihm die erhaltenen Beweise vor, und auch Jablonsky gestand schaudernd, es könne hier kein Irrthum vorwalten und Clement habe die Wahrheit gesprochen.

Ein unbeschreibliches Mißtrauen hatte sich des Monarchen bemächtigt; wem konnte er jetzt noch trauen, nachdem ihn seine vorzüglichsten Günstlinge so bitter getäuscht hatten? Er glaubte, in jeder Person seines Hofstaates, selbst in den würdigen alten Offizieren, die er so hochgeschätzt hatte, einen gedungenen Mörder zu sehen, der unerwartet den Dolch gegen seine vertrauungsvolle Brust zücken konnte; war doch der älteste Soldat der Armee, der Fürst Leopold von Anhalt Dessau, einer der wichtigsten Verschwörer; er vertraute selbst seiner Familie nicht mehr, die er nie geliebt hatte. Ein Paar geladene Pistolen lagen, wie Eversmann es erzählt hatte, auf seinem Tisch, und er hatte eigenhändig eine Liste derjenigen jüngeren Offiziere des Leibregements aufgesetzt, die sofort nach Berlin beordert werden sollten, ausschließlich den Dienst in seinen Vorzimmern zu thun; unter ihnen befand sich auch der Capitain Dumoulin. Von solchen Vorsichtsmaßregeln umgeben, beschloß der König, vorläufig weiter nach den Verräthern zu forschen, ehe er einen gewaltsamen Schritt zu deren Ergreifung und Bestraffung thäte.

Gegen Abend fuhr er wieder in Begleitung eines dieser bereits eingetroffenen Offiziere nach dem Garten vor dem Weidendammer Thore, wo sich Clement mit dem Hofprediger Jablonsky und dem Obersten von Forcade bereits eingefunden hatte.

Der König ging ihm, während die übrigen

Zeugen dieser Unterredung in einiger Entfernung zurückblieben, schnell entgegen und reichte ihm huldvoll die Hand zum Kusse, ein besonderes Zeichen seiner Gnade.

— Er ist ein braver Kerl, redete er ihn mit freundlichem Blicke an, ich bedaure, daß ich einen Augenblick an Seiner Aufrichtigkeit zweifeln konnte; aber er wird das erklärlich finden. Vor allen Dingen empfehle ich Ihm jetzt das tiefste Schweigen, wie ich es selbst beobachten will, aber ich sage Ihm, es wird der Tag kommen, wo ich wie Gideon unter die Verräther fahren will, und es soll mir keiner von ihnen entwischen; Ihn aber will ich zu der Größe erheben, deren Jene nicht werth waren. Er bleibt jetzt in Berlin!

— Majestät, meine Pflicht als Diener Sachsens erfordert, daß ich mich nach dem Haag begebe, wo ich einen Theil der Briefe, die ich schon gestern überreichte, dem dortigen Gesandten übergeben soll, damit er bei den Generalstaaten den Schlag, den man zu führen gedenkt, vorsichtig vorbereite. Ich würde es überhaupt vorziehen, schon jetzt in den Dienst Eurer Majestät überzutreten, wenn ich vorläufig Dero höchster Person dort nicht vielleicht noch von größerem Nutzen sein könnte, erwiederte Clement.

— Er hat recht, sagte der König nach einer augenblicklichen Pause; ich werde Ihm morgen die mir übergebenen Briefe wieder zustellen, obgleich ich sie später wieder als Beweismittel gegen die Verräther gebrauche; indessen sind sie in Seinen Händen sicher, und wenn Er aus dem Haag zurückkehrt und mir weiter berichtet hat, werden wir öffentlich auftreten. Aber ich wünsche, daß Er noch einige Zeit in Berlin bleibe, mir die bei diesem Complote weiter Betheiligten ausforschen zu helfen, was Ihm in Seiner Eigenschaft als Abgesandter Flemmings nicht schwer werden dürfte.

— Majestät haben über alle meine Kräfte zu gebieten, erwiederte Clement, und ich schätze mich des Vertrauens, das Sie mir huldreichst erweisen, glücklich, giebt es mir doch auch weitere Gelegenheit, das abscheulichste aller Verbrechen zu hindern.

— Ich bin von Seinem Eifer überzeugt und ich will Ihm jetzt meinen Vorschlag mittheilen, sagte der König und winkte dem jungen Mann, ihm weiter in das Dickicht des Parkes zu folgen.

Ein abwehrendes Zeichen belehrte die in einiger Entfernung Beobachtenden, daß der König nicht gefolgt zu werden wünsche.

— Trete Er jetzt offen in Berlin auf, fuhr er zu Clement fort, und sage Er aller Welt seinen Namen und daß Er mit Depeschen Flemmings nach dem Haag gehe; auch bei Hofe lasse Er sich vorstellen: Man wird Ihm vertrauen und Mancher vielleicht unvorsichtig in das Netz gehen. Damit Er aber selbst sicher gehe, will ich Ihm die Leute nennen, denen ich jetzt noch trauen zu können meine, und ich wünsche, daß Er mit ihnen auch in genaue Verbindung trete. Da ist einmal der Gouverneur von Berlin, der General von Glasenapp, der General Sydow, der bis auf seine entsetzlichen Schulden ein braver Mann ist, mein alter Peter von Blankensee, ein tüchtiger gerader Haudegen, endlich die Minister von Craup, der ein besonderer Feind Grumbkows und des Fürsten Anhalt ist, und Marschall, einer der Treuesten und Besten. Auf diese Leute kann Er sich verlassen und durch sie mit mir unterhandeln, damit das Aufsehen nicht zu sehr erregt werde; ich verlasse mich ganz auf Seinen Eifer und Seine Gewandtheit. Er wird aber zu diesem Aufenthalte in Berlin des Geldes bedürfen, denn es ist hier kostspielig, daher werde ich Ihm morgen durch meinen Kammerdiener Eversmann sechstausend Thaler zustellen lassen, über die Er dem Manne quittiren mag.

— Ich fühle mich von der Huld Eurer Majestät unendlich beehrt, warf Clement mit festem Tone ein, aber ich habe mich im Voraus gegen jede Belohnung verwahrt und ich kann Eurer Majestät nur wiederholen, daß ich unter keinen Umständen von einer Gnade Gebrauch machen werde, deren ich nicht bedarf.

— Sei Er doch nicht thöricht, meinte der König, nachdem er ihn eine Weile erstaunt angeblickt hatte, denn er, dessen Güte so oft gemißbraucht wurde, faßte diese Uneigennützigkeit nicht, einen so hohen Begriff sie ihm auch von Clements Charakter gab; es ist diese Summe

ja nicht ein Geschenk, das ich Ihm anbiete, sondern Er wird sie in meinem Dienste gebrauchen.

— Und dennoch schlage ich sie aus, Majestät, entgegnete Clement, und wenn ich Eure Majestät um eine Gnade und Belohnung bitten darf, so ist es die, dieses Geschenkes nicht wieder zu erwähnen, denn jedes Wort darüber macht mir Schmerz.

— Ich wollte, ich hätte mehr solche treue Diener, wie Er ist, sagte der König gerührt und drückte die Hand des jungen Mannes. Ich vergesse Ihm nie, was und wie Er es für mich gethan hat. Jetzt aber will ich in das Schloß zurückkehren und erwarte übermorgen Seine Vorstellung bei Hofe; bis dahin mache Er sich mit den Personen bekannt, die ich Ihm nannte, und ich empfehle Ihm besonders den Marschall; Er findet dort ein angenehmes Haus.

Der König entfernte sich mit freundlichem Gruße und nahm ein unbeschränktes Vertrauen zu Clement mit sich; er erließ auch sofort den Befehl an den Obersten Forcade, die Bewachung des Fremden aufzuheben, demselben dagegen bei allen etwaigen Wünschen dienstfertig an die Hand zu geben.

Noch an demselben Abende bezog Clement eines der größeren Hotels der Hauptstadt, wo er unter dem Namen Baron Clement von Rosenau auftrat und nach dem Willen des Königs offen seine Bestimmung und das Ziel seiner Reise nannte. Den nächsten Tag benutzte er, die Bekanntschaft der Männer zu machen, die ihm der König angegeben hatte, und von Allen wurde er mit Freundlichkeit begrüßt, da sein Name und sein Stand ihn zu einem solchen Empfange berechtigte. Bei dem Minister von Marschall lernte er auch dessen Tochter kennen, und mußte sich gestehen, selten ein so liebenswürdiges und schönes Mädchen, dessen Reize durch ihre sanfte Melancholie jetzt noch gewonnen hatten, gesehen zu haben. Clement wurde indessen noch zu lebhaft von dem Andenken an Biela beseelt, als daß der Wunsch einer innigeren Bekanntschaft mit Emma in ihm hätte aufsteigen können, und auch ihr lag es fern, sich zu ihm hingezogen zu fühlen, obgleich sie sich sagte, er besitze durch seine körperlichen Vorzüge und sein edles Benehmen ganz die Befähigung, ein weibliches Herz hinzureißen. Ihre Unterhaltung blieb daher in den Grenzen der allgemeinen höflichen Formen, obgleich Clement nach dem Rathe des Königs schon seinen Wunsch andeutete, in ein näheres Verhältniß mit der Familie Marschall zu treten.

Am nächstfolgenden Tage wurde Clement dem Könige durch Vermittlung des Ministers von Craup vorgestellt, und obgleich der Monarch sich stellte, als sehe er ihn das erste Mal, empfing er ihn doch äußerst huldvoll und gab dadurch Veranlassung, daß das ganze Hofpersonal dem jungen Mann höfliche Aufmerksamkeiten erzeigte; man fand sich dazu um so mehr bewogen, als Clement seit mehreren Tagen der Erste war, dem Friedrich Wilhelm ohne finsteres, abstoßendes Wesen entgegenkam und an dessen Persönlichkeit er Gefallen zu finden schien. Clement sah sich mit Einladungen überschüttet und war bald an dem Hofe zu Hause, während sein Ansehen dadurch, daß der Monarch ihn zuweilen, wenn auch in bedeutungslosen, doch in freundlichen Worten anredete, von Tag zu Tag stieg.

Noch immer herrschte die durch des Königs verändertes Benehmen hervorgerufene drückende Schwüle an dem Hofe, und gerade die am höchsten gestellten Personen, wie Grumbkow und der Fürst von Anhalt, litten am meisten darunter, weil sie durch die bisherige Huld verwöhnt waren. Der König legte jetzt seine Abneigung gegen Beide zu offen an den Tag, als daß sie ihnen selbst und Andern hätte verborgen bleiben können; er zog sie gar nicht mehr bei den Staatsgeschäften zu Rathe, an deren Ruder jetzt Craup stand, er sprach selbst bei den Paraden und den Poffesten wenig mit ihnen, und dies war um so kränkender für sie, als sie die Veranlassung seines Benehmens gar nicht errathen konnten. Beide vermutheten zwar eine Weile, das von ihnen angeregte Verhältniß mit der Tochter des Ministers von Marschall sei der Grund seiner bösen Laune, aber der Zorn des Königs dauerte zu lange und schien zu tief, als daß sie lange

dieser Ansicht bleiben konnten. Eversmann, der immer zuverlässige Spion, wußte keine Auskunft zu geben, denn selbst gegen ihn hielt sich der König verschlossen zurück; die durch Heranziehung von Offizieren der Potsdamer Garnison getroffenen Vorsichtsmaßregeln deuteten auch auf besondere dem Monarchen allein bekannte Umstände, die jedem Andern unerklärlich blieben.

Durch die letztere Veranstaltung hatte Dumoulin auch neue Veranlassung gefunden, die Verbindung mit dem Fräulein von Wagnitz immer fester zu knüpfen, denn da er sich jetzt mit ihr an einem Orte befand, unterließ sie nicht, ihn unter allerlei Vorwänden immer wieder in ihr Haus zu rufen. Ein Gerücht, das plötzlich unter den klatschsüchtigen Zungen am Hofe auftauchte, drang auch bis zu seinen Ohren, daß der sehr reiche und bei dem Könige beliebte fremde Baron Clement von Rosenau nämlich das Haus des Ministers von Marschall häufig aufsuche und daß sich dies wohl nicht besser als dadurch erklären lasse, daß die Liebreize Emma's einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben müßten. Es schien dies eine so natürliche Begebenheit, daß man gar nicht mehr an ihrer Wahrheit zweifelte und, wenn keiner der Betheiligten zugegen war, ganz offen davon sprach; auch Dumoulin mußte natürlich davon hören, und er sagte sich in bitterem Unmuth, Emma würde des wenig Aussichten bietenden Verhältnisses mit ihm müde geworden sein, den stattgehabten Bruch mit Freuden begrüßen und gern dem angesehenen Fremden, den körperliche und geistige Vorzüge auszeichneten, ihre Hand reichen. In dieser Annahme, in der er sich selbst immer mehr bestärkte, verwarf er trotzig alle die Bedenken, die sich der Fortsetzung seiner Bekanntschaft mit der Wagnitz entgegenstellten, und zeigte sich öffentlich als einer ihrer eifrigsten Verehrer. Der Bruch mit Emma war dadurch wirklich vollendet, denn so schwer es ihrem Herzen auch wurde, mußte sie sich doch sagen, Dumoulin sei ihrer Liebe nicht länger werth und es sei ihre Pflicht, sich von jeder Anhänglichkeit an ihn loszusagen.

Indessen besuchte Clement das Marschall'sche Haus wirklich so häufig, daß man daraus auf einen tieferen Grund schließen konnte. Es war seiner noch immer lebendigen Leidenschaft für Viola, sowie allen seinen Plänen zuwider, zu einem anderen Mädchen in ein inniges Verhältniß zu treten; er dachte auch bei Emma nicht daran, aber er fand Gefallen an ihrer Gesellschaft, die ihm die Langeweile abkürzte, und er glaubte in der Verbindung mit dem alten Minister sich eine neue Stütze zu schaffen, sein Ansehen noch mehr zu befestigen. Die ihm angeborene Leidenschaftlichkeit leuchtete leicht aus allen seinen Worten und seinem ganzen Wesen hervor und war geeignet, den Glauben zu erwecken, daß sie einem tieferen Gefühle entsprungen sei. Sowohl der alte Minister von Marschall, so wenig scharfsichtig er sonst in den Herzensangelegenheiten seiner Tochter war, als Letztere selbst machten diese Bemerkung, aber der Vater fand keinen Grund, störend zwischen Clement und seine Tochter zu treten, denn Ersterer war anscheinend sehr reich, von edler Geburt und in einer aussichtsvollen Stellung, versprach außerdem sogar, ein Liebling des Königs zu werden, und die Tochter, die sich dies Alles auch sagen konnte, mußte hinzufügen, daß auch gegen seine Persönlichkeit nichts einzuwenden sei und daß sie Clement vielleicht recht lieb gewonnen, hätte sie Dumoulin nicht schon früher kennen gelernt; sie fühlte jetzt aber, wenn sie diesen seines Unwerthes wegen auch aufgegeben, daß ihr Herz doch nur einer wirklichen Liebe fähig sei. Emma hielt es ebenso wie jeder Andere für ausgemacht, daß sich Clement um ihre Hand zu bewerben gedenke; sie war entschlossen, sie auszuschlagen, aber sie sagte sich auch in Stunden wohlbedachter Prüfung fast in bitterer Verzweiflung, daß ihr doch wohl kein anderes Schicksal erblühen werde, als später die Gattin eines ungeliebten Mannes zu werden, denn der Vater konnte ihr kein Vermögen hinterlassen und sie war von Jugend auf an ein Wohlleben gewöhnt, dem sie zwar einer herzlichen Neigung zu Liebe gern entsagt hätte, das sie aber schwer vermissen würde, wenn sie allein auf der Welt zurückbliebe.

Fortsetzung folgt.

Nothtaufe.

Von

Hermann Lingg.

Nachts wandert auf gefrornem See
Ein Weib, ihr Kind in Armen;
Wo eilt sie hin? Sucht sie beim Schnee,
Beim Sturm vielleicht Erbarmen?

Sie flieht, und auf dem Eis allein
Erhebt sie wie zum Segen
Ihr zitternd Kind dem bleichen Schein
Des Mondenlichts entgegen.

Hier tauf' ich Dich, mein Kind — Du seist
Im Namen dunkler Mächte
Im Froste, der Dein Haupt umeist
Getauft beim Licht der Nächte.

Von meiner Thränen salz'ger Fluth,
Vom heißen Schmerzensöle
Das Feuer gieß' ich Dir ins Blut,
Das Eis Dir in die Seele.

Die Schauer, die uns jetzt umwehn,
Die nehm' ich Dir zum Pathen;
Und Furcht soll einst der Welt entstehn
Aus Dir und Deinen Thaten!

Verachte stets die Welt, mein Kind;
O, lern' die Menschen hassen;
Sie hat Dir auch zum Angebind
Nur Elend hinterlassen.

Noch liegst Du tief in Staub und Schmach—
Sei klug, sei wie die Schlangen!
Ring' Dich empor und nach und nach,
Nimm Dir das Glück gefangen!

Dann herrsch' und hasse; tritt in Staub
Den Schwächern ohne Scheue,
Sei stumm im Glück, der Liebe taub,
Und niemals fühle Reue!

So tauft das Weib und hält ihr Kind;
Da horch — die Eise brechen —
Sie sinkt — versinkt — warm weht der Wind
Durch freie Wasserflächen.

Doch über alle Wogen setzt
Ein kleines Trumm vom Eise
An's Ufer sanft und unverletzt
Die nothgetaufte Waise.

Liebe, Hoops und Sammetschuhe.

(Für die Deutschen Volksblätter bearbeitet.)

Schluß.

Wilhelmina warf einen flüchtigen Blick auf die Straße, um sich zu versichern, daß sie ihre Körbe ungefährdet stehen lassen konnte, und daß Niemand auf gesetzliche oder ungesetzliche Weise nach denselben verlangte, und geleitete mich, als sie das Terrain in Augenschein genommen, die wenigen Stufen hinab durch die Kellerflur nach der Rückwohnung an derselben.

Ich fand hier einen Mann von ungefähr fünfzig Jahren auf einem Stuhl in der Nähe der Thüre sitzend, während er mit Hülfe einer schweren Brille in eisernem Gestelle ganz darein vertieft war, einen Marktkorb zu flechten, in dem irgend Jemand einmal sein reichliches Mittagessen nach Hause bringen sollte. Sein Haar war kurz geschnitten, borstig und leicht mit Grau untermischt, wie es uns die Bildnisse des alten „Hickory" zeigen. Doch er sah nicht drein, als wenn er auch bereit wäre, irgend Jemand laut Artikel 4 des Kriegsgesetzes an den nächsten besten Baum aufzuknüpfen, und glich auch sonst in keiner Hinsicht dem berühmten alten Präsidenten, da sein Blick, wenn auch ernst und gespannt, doch Wohlwollen und Freundlichkeit aussprach. Eine reinliche, weiße Schürze, welche um den Nacken festgebunden war, gab ihm ein behäbig ländliches Aussehen, und paßte nicht so übel zu der Idee vom Holzjäger. Seine andern Kleider aber sahen noch fadenscheiniger und verbrauchter aus, als die Wilhelmina's. Auf einem andern Stuhl in seiner Nähe saß eine Frau,

dem Aussehen nach in denselben Jahren. Ihr Haar allerdings schien noch weißer und war beinahe ganz versteckt unter einer schneeweißen Haube mit ungeheuren Krausen, die den einzigen Luxusgegenstand im ganzen Gemach bildeten. Ihr Gesicht hatte einen ruhigen, liebevollen Ausdruck, und ihre Augen von einem glänzenden Blau, erhoben sich freundlich zu uns, als wir eintraten; ihre Hände waren mit dem Flechten eines andern Korbes beschäftigt.

Wilhelmina begann nun eilig in deutsch zu erklären, was mich herabführe; aber plötzlich erröthend wendete sie sich gegen mich und sprach: „Verzeihung, Sir, Sie verstehen vielstehen nicht deutsch?"

„Welches Zartgefühl!" dacht' ich; es kann nicht anders sein, sie ging einer edlen Familie verloren. „Nein, mein liebes Kind," entgegnete ich; „aber sprich immerhin deutsch, wenn Du Dich so Deinen Eltern deutlicher machen kannst."

„Oh, die verstehen schon etwas englisch, hinlänglich, Sir! Sie werden Sie verstehen. Dieser gute Herr, Vater, ist gekommen, Dich kennen zu lernen. Er ist sehr freundlich und hat einen von unsern großen Körben gekauft. Nehmen Sie Platz, Sir!" Und mit diesen Worten bot mir das artige Mädchen einen aus Weiden geflochtenen Stuhl, den einzigen noch übrigen in der Stube.

„O, wir danken Ihnen, Herr, wir danken Ihnen für Ihren Besuch; es freut uns herzlich, daß Sie zu uns kommen!" riefen die beiden Alten mit solch' treuherziger Gutmüthigkeit, daß ich nur staunen mußte, wie ich jemals in meinem Leben für irgend Etwas hatte undankbar sein können, Angesichts der ungeheuchelten Freude, welche diese Leute über eine so unbedeutende Segnung empfanden, als ein Besuch von Carl Lammswolle war.

„Ich sehe mit Vergnügen, daß ich willkommen bin," antwortete ich mit so viel Gefühl, als mich in diesem Augenblick belebte, und so viel Würde, als meine Protektorstellung mir einflößte. „Ich kam," sagte ich, „weil ich Euch beim Korbmachen zusehen wollte, und weil mir der Anblick Euerer Tochter so viel Theilnahme für Euch erweckte, und weil .... ich nicht anders konnte. Hoffentlich seid Ihr recht wohl, Herr und Frau Beyer?"

„O wir sind Alle ganz wohl, Gottlob!" sagte die Frau mit frommer Miene.

„Ja, und wir haben eine recht brave Tochter. Unsere Wilhelmina ist ein vortreffliches Mädchen," fügte der Mann hinzu.

„Und auch unser Fritz ist ein tüchtiger Junge!" ergänzte die Frau. „Wenn er nur auch hier wäre, und Sie sehen könnte; aber er muß alle Tage zur Schule gehen."

„Geht Ihr Euch gern ab mit diesem Korbmachen?" fragte ich.

„Wir müssen. Der Himmel will es einmal so," antwortete ruhig der Mann.

„In unserer Heimath," fuhr die Frau fort, „hatten wir ein kleines Gütchen und einige Kühe. Aber dort müssen alle jungen Leute unter's Militär. Fritz war allerdings noch ein kleiner Junge. Aber mit der Zeit, sagten wir zu einander, wird er doch zum Mann heranwachsen, und wenn's der König verlangt, muß er auch die Patrontasche anschnallen wie die Andern. Dann wird er fluchen, trinken und würfeln lernen; er wird alle guten Lehren seiner Eltern vergessen und uns fremd werden; er wird ausmarschiren, und schießen und morden — und wozu; und wofür? Nur für die Laune von ein paar großen Herren, für ein armes, kleines Sündengeld, und zum Verderben Aller, in deren Land der Krieg geführt wird. Ferne von uns wird er vielleicht auf dem Schlachtfelde fallen und faulen. Da wird Niemand sein, der dem Verschmachtenden einen Trunk Wasser reicht, der dem Sterbenden die Augen zudrückt; Niemand wird ihn mit einem Häufchen Erde bedecken oder ein Gebet für ihn sprechen. Das wäre zu schrecklich, sagt' ich zu meinem Mann, ein gar zu namenloses Unglück. Er ist unser einziger Sohn. Er soll uns lieben und pflegen, wenn wir alt und schwach geworden sind. Und obgleich bei uns zu Hause jetzt Frieden ist, mußten doch so viele unserer Nachbarn ihre Söhne unter's Militär stecken lassen. Was fragt der König danach, daß sie ihre Heimath und ihre Eltern vergessen und elend

werden! Wenn die Eltern alt geworden sind, faulen ihre Kinder auf den Schlachtfeldern, anstatt daß sie ihnen eine Stütze wären, und sie müssen einsam den Tod kommen sehen. So haben wir draußen all unsere Habe verkauft und sind nach Amerika herüber gekommen."

„Als wir hierher kamen," fuhr der Alte in der Erzählung seiner Frau fort, „dachten wir, es gebe Land in Menge. Wir konnten uns von der Größe New-York's keine Vorstellung machen, wie theuer da Alles ist und wie schwer es dem Mittellosen wird, hier sein Fortkommen zu finden. Wir glaubten Geld genug zu haben zum Ankauf einer schönen Strecke Landes und uns so eine schöne, neue Heimath erwerben zu können. Aber wie sehr täuschten wir uns! Auf dem Schiff wurden Alle, mein Weib, Wilhelmina und Fritz seekrank; nur ich blieb rüstig. Und sie blieben krank während der ersten acht Monate unseres Hierseins. Wir hörten so viel von dem Westen; aber wie sollten die Kranken so weit reisen; und der Doktor kostete so viel! — So blieben wir hier. Ich verstehe das Korbmachen, ebenso meine Frau und die Kinder und so halfen sie mir, sobald sie wieder bei Kräften waren. Das ist unser Schicksal bis zu diesem Tage."

„Und Ihr müßt nichts entbehren?" frug ich.

„In der Regel geht es uns gut genug," sagte der alte Mann. „Der liebe Gott hat uns noch nie verlassen."

„Nein, und Er wird es auch nie thun. Verzaget nur nicht; Ihr werdet gute Freunde finden. Ich bin nicht reich, aber ich kaufe Euch Körbe ab, so oft ich kann, und ich will diejenigen meiner Freunde, welche reich sind, veranlassen, Euch besser zu unterstützen, als ich es kann. Habt Ihr ausser Wilhelmina und Fritz keine Kinder?" Habt Ihr keine sehr nahen Verwandten zurückgelassen?"

„Wir ließen keine e i g e n e n Kinder zurück," sagte die Mutter, „aber doch Einen, der uns so lieb war, wie unser eigener Sohn. Wir sehen ihn wohl niemals wieder; wir wissen nicht, wo er sich jetzt aufhält."

„Ich sah bei diesen Worten in Wilhelmina's blaue Augen, und bemerkte Thränen in denselben. — So war also der liebe Zurückgebliebene derjenige, welcher ich gewesen sein würde, wäre Frau Lammswolle Wilhelmina gewesen."

Ich fühlte, daß ich nun eine delikate Stelle berührt, sah in der Verlegenheit nach meiner Uhr, fand, daß ich die noch frei gewesene Zeit bereits um 3 Minuten überschritten, und mußte daher sehr eilen, um die Office noch zur rechten Zeit zu erreichen.

„Good by! lieben Freunde!" sagt' ich, in dem ich nach der Reihe mit einem warmen Händedruck von ihnen Abschied nahm. „Ich will recht oft vorsprechen und Euch besuchen. Ich fühle mich so behaglich bei Euch. Nur Muth, nur standhaft ausgehalten! Vielleicht bring' ich nächstens auch meine Frau mit hierher."

„Es ist eine armselige alte Wohnung," sagte Wilhelmina, indem sie sich mit einem Zipfel ihrer Schürze die Augen wischte; „aber Frau Lammswolle muß, wenn sie Ihnen gleicht, eine herzensgute Lady sein, und wir würden uns recht freuen, wenn sie uns besuchte."

Sie geleitete mich nach der Treppe und sah mir bis zur Ecke der West-Straße nach, um die ich bog. Ich blickte hier noch einmal um, die blauen Augen und die blaue Schürze trafen mich noch einmal in's Herz, und auch m e i n e Augen waren feucht, als ich ausrief: „Was dann, wenn das Frau Lammswolle gewesen wäre!"

Wieder ein Tag wurde am Hauptbuche zugebracht, und wieder kam ich Abends zur gewohnten Zeit nach Hause. Meine Frau erwartete mich lächelnd an der Thüre, indem sie ein zierliches Brief-Couvert in der Hand hielt.

„Von Wem glaubst Du wohl, daß dieses ist?" fragte sie.

„Wohl eine Einladung zur halbjährlichen Theepartie bei den „Armen-Schwestern?" sagt' ich, da ich wußte, daß meine Frau Mitglied dieses Vereins war.

„Nein, das ist eine Einladung zu einer musikalischen Matinee bei Frau Stemion,

welche nächsten Donnerstag Schlag ein Uhr beginnen soll. Es ist doch recht freundlich von Frau Stemson, dabei an uns zu denken?"

„Ja, sie ist eine liebe Frau, und ihr Mann ist auch einer von der rechten Sorte. Ich glaube, daß ich die Erhaltung meines Platzes während der Krisis zumeist ihm zu verdanken habe, wobei mir nicht einmal mein Gehalt geschmälert wurde. Nun, Du gehst doch hin, meine Theure.

„Gewiß. Ich weiß, daß wir da köstliche Musik zu hören bekommen; aber ich ginge auch ohne dies, nur um Frau Stemsom für ihre Freundlichkeit zu danken.

„Welches Kleid wirst Du bei dieser Gelegenheit tragen?"

„Mein schönes lavendelfarbiges Seidenkleid, mit dem Pompadour-Leibchen, das Dir so gut gefällt."

„Gut, es ist auch ein halbes Jahrhundert, daß ich Dich nicht mehr darin gesehen habe. Warum trugst Du es nie in der letzten Zeit?"

„Well, es hat einen ungeheuer weiten Rock, und es ist feine, leicht zusammenfallende Seide; und dann dachte ich auch, es stände mir nicht gut."

„Und jetzt soll Dir's plötzlich gut stehen. Ha, ha, liebches Weibchen, sage nur die Wahrheit! Warum kannst Du jetzt dieses Kleid tragen und damit zu Frau Stemson gehen? Bekenne, warum?"

„Ich will aufrichtig sein, Karl! Ich weiß, was Du meinst. Die neuen Hoops sind's.

Und doch sagtest Du, Du hättest die alten noch einen Monat länger tragen können. Da wärst Du um diese Matinee gekommen. Jetzt kannst Du doch hingehen wie alle anderen respektablen Leute. Das ist schon der erste Vortheil der neuen Hoops. Es werden sich noch genug andere zeigen, meine Liebe. Wie ganz anders siehst Du schon jetzt in denselben aus."

„Ah, Karl, Du sagtest doch auch sonst, ich gefalle Dir?"

„Gewiß; auch ohne dieselben; aber Du glichst dem schönen Baum innerhalb des alten Holzzaunes in St. Johns Garten. Jetzt aber stellen die Hoops Deine Vorzüge ins Licht, wie es ein eisernes Gitter für den Baum thäte, wenn er jemals von einem solchen umgeben würde."

Meine Frau belobte mich für mein geistreiches Gleichniß. Daß ich reich an solchen bin, bewies schon die Paralelle, welche ich diesen Morgen zwischen ihr und ihrer kleinen Schwester, welche sich zu dem biedern Holzmacher verirrt, gezogen habe." „Ist das Körbchen gebracht worden?" fragte ich. „Ja, es ist da," sagte meine Frau, „und gefällt mir ausnehmend." Ich setzte mich nun, und erzählte ihr den ganzen Hergang bei der Korbmacher Familie. Sie nahm lebhaften Antheil an dem Schicksal der guten Leute und wollte, dieselben mit mir in den nächsten Tagen besuchen.

Da ich von meinen Geschäften nicht mitten im Tage abkommen konnte, so mußte ich meine Frau allein zu der Matinee gehen lassen. Als sie Abends nach Hause kam, war sie ganz entzückt davon.

Ich selbst verstehe blutwenig von Musik, und weiß nur, daß ich meine Frau gern: „Hier unter dem wechselnden Monde" &c. singen höre. Aber nach dem, was sie mir erzählte, mußten die künstlerischen Leistungen bei Stemson's sich mit dem, was man in der italienischen Oper hört, haben messen können, und vielleicht noch besser gewesen sein. Da hatte ein Mann, mit so üppigem Bart und Hauptbaar, daß man eine Matratze damit hätte füllen könnnen, eine Trompete mit so vielen Windungen und Irrgängen geblasen, daß das Labyrinth zu Syrakus als Kleinigkeit dagegen erscheint. Er blies es nach dem Bericht meiner Frau ausgezeichnet. Ein Anderer, noch ganz kindlichen Aussehens, entlockte einer Harfe so bezaubernde Töne, daß man glaubte, die Engel im Himmel singen zu hören und den König David vor der Bundeslade tanzen zu sehen. Eine junge Dame glänzte mit ihrer Stimme und verstieg sich bis ins gestrichene ḫ — oder noch höher — wenn das nicht der rechte höchste Buchstabe der Tonleiter sein sollte, und sank dann in ein so schreckliches Basement hinab, daß die Stimme aus einem 50 Klafter tiefen Brunnen zu kommen schien. Ausserdem gab es mehre

erste und zweite Violinen, eine oder zwei Flöten. Weiter war noch ein Junge zu erwähnen, welcher das böhmische Nationalinstrument, den Dudelsack mit solcher Fertigkeit blies, daß er auf demselben jedes eben vorliegende Conzertstück begleiten konnte, und — ausser der Melodie — Alles traf.

Der bemerkenswertheste Künstler des Abends war aber jedenfalls Herr Steinberg, der unübertreffliche junge, deutsche Pianist. Verbannt aus seinem Vaterlande, arm und freundlos hatte ihn die Familie Stemson durch einen glücklichen Zufall als Lehrer für ihre Tochter gewonnen. Amalia Angelina hatte lange den Unterricht eines Italieners auf dem Piano genossen, der nicht leicht eine Phrase sprach, ohne daß er sie durch einen Kraftausdruck einleitete, abgesehen davon, daß er in Lust und Aerger alle Heiligen beschwor, so oft Angelina etwas gelungen spielte oder eine falsche Taste griff. Das waren schlechte Gewohnheiten, allein man mußte sich mit denselben versöhnen, da er der zumeist begünstigte Musiklehrer in der Stadt war und in allen fashionablen Kreisen gefeiert, weil er allein die Unverschämtheit hatte, sechzig Dollars für zwanzig Stunden zu fordern. Allein als er eines Tages bei einem Irrgange Angelina's auf dem Piano in einer plötzlichen Aufwallung seinen Taktstock am Piano-Stuhle seiner Schülerin (auf ihrem Rücken, sagte diese in der Aufregung des ersten Augenblicks) entzwei geschlagen hattte, konnte das Angelina nicht mehr länger aushalten, ihre Mutter konnte es nicht mehr aushalten — und als natürliche Folge — konnt' es auch Herr Stemson nicht mehr aushalten, und so wurde dem Signore Cospettevoglio sein Vierteljahrs-Honorar ausgezahlt, und er höflich ersucht, nicht wieder zu kommen. Das war, wohl zu merken, an einem Donnerstag. Nun nahm am nächsten Tage Amalia Angelina ihren deutschen Unterricht. Zufällig traf es sich aber, daß Herr Doctor Paulus Sommerfrost kürzlich ein neues, amerikanisch eingerichtetes Boardinghaus bezogen hatte, hier durch den bisher nicht gewohnten Genuß heißen, nur halbausgebackenen Brodes unpäßlich geworden war, und daher seine Freitagslection nicht geben konnte. Er wollte aber seine Schülerin von diesem Zufall rechtzeitig in Kenntniß setzen und schickte einen armen, jungen Landsmann, den er selbst unter seine Protection genommen, mit dieser Nachricht zu Stemson's. Gerade als der entlassene Italiener die Treppe hinabstieg, kam Herr Steinberg herauf. Unter gewöhnlichen Umständen hätt' er sich seiner Botschaft wohl entledigt, ohne die Schwelle zu überschreiten, da aber in diesem Augenblicke die ganze Stemson'sche Familie von Wuth und Rachegefühlen gegen die ganze italienische Race erfüllt war, erschlossen sich ihre Herzen um so liebevoller jeder andern Nationalität. Wäre Herr Steinberg als kohlschwarzer Mohr aus dem Innern Afrika's gekommen, es wäre dasselbe gewesen; jedenfalls wurde die anmeldende Dienerin bedeutet, ihn in's Parlor zu weisen.

Er trat ein, entschuldigte seinen Freund, Doctor Sommerfrost, und wollte sich schnell wieder empfehlen, als Angelina eben die Laune hatte, zu sagen:

„Bitte, verziehen Sie noch einen Augenblick. Wissen Sie unter ihren Landsleuten nicht einen guten Musiklehrer, den Sie mir empfehlen können?"

Da Herr Steinberg die den Yankee's ganz unbekannte Eigenschaft der Bescheidenheit in hohem Grade besaß, wollte er schon: Nein! sagen, als auch ihm plötzlich die Laune kam, zu erwiedern: „Ich habe selbst schon hier und da Musik Unterricht ertheilt."

„Wollen Sie mir gefälligst etwas auf dem Piano spielen?"

„Mit Vergnügen, Miss Stemson."

Und so setzte sich Herr Steinberg an's Piano, während Herr und Frau Stemson ihn mit ungläubigen Blicken musterten, als könnte er nicht der Mann sein, um sechzig Dollars für zwanzig Unterrichtsstunden zu fordern. Als er aber zu präludiren begann, hoben ihn seine ganze Art und Weise und die Methode seines Spieles schon etwas in ihrer pecuniären Achtung; als aber nach einem Traum von fünf und vierzig Minuten, die ihnen nur fünf zu sein schienen, seine Hände die letzten drei

Schläge thaten, welche bezeugten, daß der Mann sich dessen bewußt war, was es heiße, ein Musikstück seinem Sinne entsprechend durchzuführen, da brachen die drei Stemson'schen Familienglieder in den Ruf: Wundervoll! aus, und baten ihn, einen beliebigen Preis für den Unterricht, wenn er hier welchen ertheilen wollte, zu bestimmen, ganz ohne Rücksicht auf den fashionablen Preis.

Die Stemson's dachten nun an nichts Anderes, als den Hrn. Steinberg in den modischen Zirkeln bekannt zu machen. Er war Angelina's Lehrer geworden, und dadurch auch der Lehrer verschiedener Bekannten dieser jungen Dame, die sich nichts Besseres verlangte, als daß jede ihrer Freundinnen ihm wöchentlich wenigstens zwei Mal ein Ellenbogen Rendezvous gebe, und alle Welt nur seinem Spiel lausche, ihn gut bezahle, ihn lobe und in den Himmel erhebe, wie er es verdiene.

Von diesem Herrn Steinberg nun konnte meine Frau nicht genug erzählen. Ich habe in diesem Augenblicke gewünscht, meine Therese nach Niagara zu führen, damit sie die erste dieses Weltwunders würdige Beschreibung liefere. Sie hätte das zu Stande gebracht. Aber meine Mittel erlauben mir leider nicht, die Welt mit einem solchen Meisterstück einer Schilderung zu bereichern.

Das kann ich sagen, daß ich eine halbe Stunde da saß, ohne ein Schnittchen Schinken oder das Eingemachte zu berühren, obgleich ich mit einem Rabenhunger nach Hause gekommen war; ganz Ohr, vergaß ich über ihre Beredtsamkeit alles Uebrige. Ich verstand allerdings nicht die musikalischen Kunstausdrücke, ich wußte nichts von Schleifen oder Verschmelzen der Noten, nichts von Moll oder Dur; und hätte mich Einer gefragt, was „Staccato" bedeute, so hätte ich ihm nur die Erklärung geben können, daß es Noten sein müßten, die die Köpfe zusammensteckten. Da saß ich nun mit weit geöffnetem Munde, und wagte ausser gelegentlichen starken Athemzügen keine Bemerkung zu machen. Engelchen schienen die Handhebe des Theetopfes zu umgaukeln, die Milchkanne nahm die Gestalt einer Aeolsharfe an und aus dem Salzfaße schienen Lilien zu sprossen, aus deren Kelchen kleine Elfen ihre Köpfchen streckten, indem sie Zauberlieder sangen.

„Nun," sagt' ich, als sie mit ihrer Hymne zu Ende war, „ich habe Everett zu Washington gehört, aber das klang nicht so, liebe Therese."

Dieser Herr Steinberg war nicht allein ein ausgezeichneter Musiker, sondern er war überdieß solch ein wundervoller, unbeschreiblich artiger junger Mann.

Da meine Frau den Salon der Frau Stemson betrat, hatte ihr Fuß noch nicht die ersten Blumen des Gartenbeetes welches der Teppich präsentirte, zertreten, als Herr Steinberg, wie electrisirt, halb von seinem Sitze, welchen er der Thüre gegenüber eingenommen, aufsprang, seine schwarzen Augen auf sie heftete, als wollten sie aus ihren Höhlen dringen, und mit einem wehmüthigen Ausdruck in seinem bleichen Antlitz sich langsam wieder niederließ.

Sie wußte bestimmt, daß sie ihn nie zuvor gesehen, und in ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit hatte sie keinen Begriff davon, daß die Schönheit der Frau eines unbedeutenden Winkelbuchhalters mit solcher Zauberkraft auf den leuchtenden Stern des Genie's wirken könne.

„Wie, liebes Weibchen," sprach ich, „ist es möglich, daß Du bis jetzt nie geahnt hast, wie schön Du bist, obgleich ich Dir doch Tag und Nacht davon sage?" — Sie sah dann Herrn Steinberg zu Frau Stemson treten und ihr etwas leise sagen. Bald darauf führte ihn Frau Stemson während einer Pause zu Frau Lammswolle, und stellte ihr ihn vor, eine Auszeichnung, die während der ganzen Matinee nur noch einer einzigen Dame zu Theil wurde. Meine Frau erkannte in ihm einen wohlerzogenen, feingebildeten jungen Mann, elegant in seiner Conversation, obgleich er wohl den „Amerikanischen Gentleman" noch nicht gelesen und studirt hatte, artig und bescheiden bis zur Uebertriebenheit.

Sie sah wohl, daß seine Art ihr gegenüber von einem Enthusiasmus begleitet war, dem

er nicht Worte zu geben wagte; er lauschte auf jedes ihrer Worte mit gespannter Aufmerksamkeit, und als die fünfzehn Minuten der Pause vorüber waren, kehrte er so augenscheinlich unwillig zu seinem Sitz unter den übrigen Musikern zurück, daß es Anderen ebenso gut bemerkbar sein mußte, als ihr selbst. Als aber die Gesellschaft aufbrach, sagte meine Gattin, habe er um die Erlaubniß gebeten, sie besuchen zu dürfen, und sie habe ihm erwiedert, es würde ihr und Herrn Lammswolle, also mir sehr angenehm sein, ihn an irgend einem Wochentage zu sehen, — da wir alle Abende mit seltenen Ausnahmen zu Hause zubrächten.

Für mich gewöhnlichen Menschen, der ein Piano von einer Handorgel nur nach dem äußeren Ansehen, nicht nach dem inneren Werth der beiden Instrumente zu unterscheiden versteht, hätte eine solche Antwort unfehlbar die Veranlassung zu einem tiefen Herzweh sein müssen, Angesichts der lebhaften Bewunderung und Anerkennung dieses musikalischen Genies. Doch eine andere Betrachtung, die ich wiederholt im Leben gemacht hatte, stärkte und festigte mich gegen das schrecklichste Weh, an welchem die Männer schöner Frauen leiden können, nämlich die, daß ein Ehemann nie auf einen Anderen eifersüchtig zu sein braucht, dessen Lob sein Weib unverholen ausspricht.

Doch auch noch ein weiterer Grund zur Beschwichtigung jedes Mißtrauens ergab sich vor dem Bettgehen. Als wir uns ins Schlafgemach zurückgezogen und die theure Bettgenossin ihre neuen Hoops über den großen Lehnstuhl gehängt hatte, blickte sie zärtlich zuerst auf jene, dann auf mich, schlang ihre weichen Arme um meinen Nacken und sagte mit einem treuherzigen, warmen Kusse:

„Wie lieb ich Dich doch, Carl, Dich, dessen zarte Aufmerksamkeit mir die Freude dieses Tages verschafft hat! Welch ein Vergnügen hätt' ich ohne diese Hoops entbehren müssen! Du hattest doch Recht, Du hattest Recht; aber um mich ganz glücklich zu machen, mußt Du Dir noch ein Paar neue Stiefel kaufen. Willst Du?" —

Ich legte mein Haupt mit den Gefühlen der süßesten Ruhe auf's Kissen, und sah, wie die Hoops und meine Sammetschuhe von einem hellen Strahl des Mondes, der durch das Fenster eindrang, beschienen wurden. Welche lieblichen Träume umgaukelten mich in dieser Nacht des Vertrauens und der Zuversicht! —

Beinahe jeden Tag schlug ich nun nach meiner Office jenen neuen Weg ein, welchen mich zuerst Aerger und Demüthigung geführt hatten.

Wenn es nicht regnete, stand Wilhelmina regelmäßig auf den Stufen der Kellertreppe in Mitte ihrer Körbe, und erhielt jedes Mal von mir einen Gruß, den sie mit einem freundlichen Lächeln und einigen dankbaren Worten erwiederte; konnte ich einige an meiner Zeit übrige Minuten auf eine kleine Unterredung verwenden, so machte ihr das jedes Mal die größte Freude. Die Sammetschuhe hielten gut aus ohne Nachhülfe durch fremde Stoffe, und unter anderen philosophischen Bemerkungen konnte ich die in mein Tagebuch setzen, daß Schuhe nie so schnell alt werden, wenn der Weg, den sie zurücklegen, eine Menschenseele glücklich macht.

Nicht selten sprach ich bei Wilhelmina's Aeltern vor, und das dritte oder vierte Mal machte ich auch die Bekanntschaft des Fritz, ihres guten Jungen. Ich hoffe, daß ihnen meine Bekanntschaft materiell eben so vielen Nutzen brachte, als sie ihnen — ich kann das ohne Eigenliebe sagen — ein geistiges Labsal war. Sie verkauften jedenfalls mehr Körbe, als je vorher, und der größte Theil derselben wanderte in die Hände meiner reicheren Freunde oder solcher Personen, welche irgendwie mit unserer Firma zusammenhingen.

Unterdessen vergingen mir meine Abende zu Hause in der angenehmsten Weise. Herr Steinberg besuchte uns wie er es versprochen. Ich hatte ihn bald sehr lieb gewonnen. In seinem ganzen Wesen lag eine Tiefe und Wärme, die mich ungemein anzog; manche Leute hätten es wohl Melancholie genannt. Aber meine Gattin und ich fanden diese uns neue Art des Denkens und Fühlens so reizend, sie gab uns eine so schöne Abwechselung, es

war ein so wohlthuendes Bad nach dem Tagewerk des gewöhnlichen Geschäftslebens und doppelt anziehend, weil das für uns etwas ganz Neues war.

Nicht, daß uns gerade die deutsche Art viel besser gefallen hätte als die amerikanische, aber Herr Steinberg stand in einer gewissen, geheimnißvollen Wechselwirkung zu uns. Wir sahen täglich Geschäftsleute, Besuche, Arbeiter und dienende Geister; aber sie Alle sprachen nur von Dingen, die Jeder an der Oberfläche des Lebens liegen sieht. Wie angenehm war es da, ein oder zwei Mal wöchentlich in die Tiefen eines Charakters hinab zu steigen, in denen wir uns beide so ganz und gar wie in einem Zaubergarten verlieren konnten.

Herr Steinberg spielte wunderschön die Flöte; beinahe ebenso schön, sagte meine Frau, als das Piano.

Das erstere Instrument brachte er gewöhnlich mit sich, wenn er uns besuchte und den Thee mit uns trank, wobei er uns gewöhnlich bis zehn oder eilf Uhr Nachts durch sein Spiel ergötzte. Sowohl durch seine Unterhaltung als durch seine Musik schien ein geheimer Kummer zu ziehen. Wir sprachen uns jedes Mal, nachdem er sich entfernt hatte, darüber aus, daß irgend Etwas auf seinem Herzen lasten müsse. Armuth konnte es jetzt nicht mehr sein, da er seit geraumer Zeit eine Einnahme hatte, welche meine eigene überstieg, und seine Schüler sich täglich mehrten. Auch die Verbannung aus seinem Vaterlande konnte nicht der Grund seines geheimen Leidens sein, da er uns oft auf unsere theilnehmendsten Fragen die Versicherung gab, daß er keine Sehnsucht nach der Heimath fühle, da er Niemanden dort zurückgelassen, der ihn hinziehen könnte. Zuletzt kam ich auf den Einfall, er möchte in Amalia Angelina verliebt sein, und fühlen, daß seine von der ihrigen so verschiedene gesellschaftliche Stellung seine Liebe zu einer hoffnungslosen mache. Er sprach häufig von ihr mit der größten Wärme, mit einem Gefühl des Dankes, das vor der Welt so oft nur eine Maske verzweifelter Liebe ist. Meine Frau sagte, daß sie sich davon schon hundert Mal, überzeugt habe.

„Kannst Du denn gar nicht ausfinden was ihm fehlt?“ sagte ich eines Abends zu meiner Frau, nachdem der junge Deutsche weggegangen war, noch viel melancholischer und im trüberer Stimmung als gewöhnlich.

„Wie soll ich?“ antwortete sie.

„Wahrhaftig,“ sagt' ich, „in solchen Dingen sollte ein Mann niemals einer Frau Belehrungen zu geben haben. Wir kennen ihn jetzt lange genug, um ihn ohne Unverschämtheit geradezu nach dem Grund seines Kummers fragen zu können; natürlich mußt Du die Frage stellen. Du vermagst viel über ihn; er fühlt sich sichtbar ungemein zu Dir hingezogen. Gewiß erwartet er nur, daß Du sein Geständniß verlangst; ich glaube auch, daß es wirklich in der Welt nichts Süßeres gibt, als ein geheimes Leiden in das Herz eines theilnehmenden Freundes ausschütten zu können. Du kannst ihm auf diese Art fürwahr den größten Dienst erweisen, wenn Du nur willst.“

Meine Frau dachte einen Augenblick darüber nach und sagte dann, sobald Herr Steinberg wieder unser Haus besuche, wolle sie den Versuch machen, diese delikate Sache zu berühren.

Schon der nächste Abend führte ihn zu uns. So lange wir am Theetische saßen, war der junge Mann in Träumen versunken und konnte kein angeknüpftes Gespräch festhalten. Als wir unsere Stühle zurückschoben und nach dem Sitzzimmer aufbrachen, fühlte er die Nothwendigkeit, das Gefühl, welches ihn belastete, auf irgend eine Weise zu verstecken, und zog sogleich seine Flöte hervor. Zuerst spielte er scherzende, leichte Weisen mit dem köstlichsten Humor, die mich so lustig stimmten, daß ich hätte hüpfen und springen können wie ein Kind, wäre nicht meine Frau dagesessen, die Augen mit den Händen beschattend, durch welche hindurch sie Herrn Steinbergs Mienenspiel beobachtete. Mit jedem Augenblicke wurde seine Musik nun trauriger. Aus einem wirbelnden Tanz ging er in „Gertruds Traumwalzer“ über; dem folgte der „Garibaldi Marsch“ von Hempsted; nach diesem kamen „Webers letzte Gedanken,“ dan „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen“ und zuletzt:

„Auf des Meeres hohen Wogen ꝛc." Den Schluß bildete eine gar schöne, aber schmerzvolle Melodie, welche mich jedes Mal, wenn er sie spielte, als wäre ich völlig hoffnungslos, zusammenbrechen ließ; das Haupt sank mir auf die Brust und mein Gesicht wurde eine Meile lang beim Anhören des „Der lange, lange, düstre Tag." — (Sie sehen ich weiß alle die Dinge bei Namen zu nennen; darunter sind einzelne Nummern, welche die Leute „classisch" nennen, und ich konnte sie nach und nach meinem Gehör einprägen und lauschte ihnen gerne. Der Herr lehrte mich die Melodien, indem er sie gar oft meiner Frau, deren Lieblingsstücke es waren, vortrug. Ich schrieb mir die Namen auf ein Fetzchen Papier und wurde zuletzt so vertraut damit, daß ich danach verlangen konnte, als wären es marinirte Häringe oder eingemachte Wallnüsse gewesen.)

Als endlich die letzte melancholische Passage verklungen war, legte Herr Steinberg seine Flöte auf den Tisch, faltete seine Arme und setzte sich in einen Armstuhl, um sein früheres trauriges Sinnen fortzusetzen. Einige Augenblicke hatte ihn meine Frau so beobachtet, und brach dann zum ersten Mal, seitdem wir den Thee genommen, das lange Stillschweigen.

„Haben Sie wohl viele interessante Bekanntschaften gemacht, mit Ausnahme Ihrer Schüler, seitdem Sie nach New-York gekommen sind?"

Ich wüßte ausser Ihnen Beiden und Doctor Paulus deren keine zu erwähnen.

„Was fangen Sie dann nur mit Ihren Abenden an, wenn Sie nicht uns besuchen? Wie unterhalten Sie sich dann?"

„Unterhalten! — Ich wüßte nichts, was ich Unterhaltung nennen möchte. Ich arbeite viel. Manchmal besuche ich allerdings die Oper — vorzüglich, wenn Mozart an der Reihe ist; hier und da auch die Conzerte der philharmonischen Gesellschaft. Größtentheils aber beschäftige ich mich mit Compositionen für meine Schüler, und, weil es denn doch heraus muß, ich schreibe eine Lammswoll Sonate; den nächsten Monat soll sie publicirt werden."

„O, wir danken Ihnen für diese Aufmerksamkeit, Herr Steinberg! Wie wird es uns entzücken, sie zu hören! Aber Sie müssen doch jetzt ein sehr einsames Leben führen?"

„Ja wenn ich nicht arbeite, fühle ich mich einsam — sehr einsam.

„Wissen Sie, Herr Steinberg, was wir schon lange wünschten, daß Sie thun möchten?"

Der Herr lachte bitter, und sagte, nein, das wisse er nicht. Hoffentlich meinten sie nicht, daß er in den „North-River" springen solle.

„Nein, behüt' uns der Himmel!" rief meine Frau, „wie können Sie so schreckliche Dinge sagen. Weder das, noch irgend etwas der Art. Wir denken an Besseres. Sie sollen leben — lieben, — heirathen, nicht mehr so einsam sein, sondern glücklich, wie mein Mann und ich."

Augenblicklich verließ das Gesicht Herrn Steinbergs der scherzende Ausdruck wieder, mit dem er die letzten Worte gesprochen, und es wurde so finster und feierlich, daß ich einen Augenblick dachte, es möchte um seine Freundschaft gegen uns geschehen sein.

„Ach Gott!" sprach er endlich nach einer langen Pause; „das Glück, welches Sie mir wünschen, ist für mich hinfort unmöglich. Ich muß Verdienst suchen um zu l e b e n, aber das L i e b e n ist vorüber, und h e i r a t h e n werde ich niemals."

Da sah ihn meine Frau so — ich möchte fast sagen zärtlich an mit ihren großen, blauen Augen, daß es einen Stein hätte schmelzen können.

„Vergeben Sie mir, Herr Steinberg," sagte sie mit liebenswürdigem Freimuthe — „wenn wir als zwei Freunde, welche Sie achten, lieben, die an Ihrem Schicksal den innigsten Antheil nehmen, gewiß größeren, als irgend Jemand in diesem Lande, vergeben Sie, wenn wir Sie fragen, wie sie zu diesem trostlosen Entschlusse gekommen sind?"

Meine lieben Freunde, das ist kein Entschluß, es ist die Verzweiflung. Himmel und Erde will ich Widerstand leisten; nennen Sie

mir Alles, ich kann es ertragen, ich sehe nicht aus wie ein krankhafter Junge. Ich kann arbeiten, kann Alles thun, was der Tag verlangt, ich kann leiden und dulden — aber diesem Schicksal Widerstand zu leisten, das vermag ich nicht.

„Und glauben Sie, Gott werde Sie verzweifeln lassen?" —

„Würde es Sie nicht zu sehr ermüden" entgegnete Herr Steinberg, „so möchte ich Ihnen wohl erzählen, nur Ihnen allein worüber ich sonst gegen Niemanden mich aussprach, seitdem ich nach Amerika gekommen bin. In meiner Heimath hab' ich geliebt, und ich wurde wieder geliebt. Aber leider war das beste, schönste, Mädchen, eine wahrhaft himmlische Natur, gezwungen, die Heimath zu verlassen, um hierher auszuwandern. Ich hatte mir damals vorgenommen, ihr und den Ihrigen zu folgen, sobald ich Geld genug aufgebracht hätte, um in dieser fremden Stadt mein Leben wenigstens für die erste Zeit fristen zu können. Ich war damals sehr arm. Ich reiste mit nach Antwerpen — sie ging zu Schiffe und winkte mir draussen auf der Schelde vom Bord des Schiffes ihre Abschieds-Grüße zu, so lange man von demselben aus das Dock sehen konnte, an welchem ich stand. Aber — seit jenem Augenblicke hab' ich niemals wieder ein Wort von ihr gehört. Nach Verlauf eines Jahres kam dasselbe Schiff, das unterdessen in der andern Hemisphäre weite Fahrten gemacht hatte, wieder nach Antwerpen zurück. Ich las es in den Zeitungen angezeigt, und schrieb sogleich an dessen Capitain, um mich nach dem theueren Mädchen zu erkundigen. Er antwortete mir, — sagte, sehr viele Passagiere hätten auf's Heftigste an der Seekrankheit gelitten, mehre wären daran gestorben. Er glaube, daß das von mir beschriebene Mädchen sich unter den Letzteren befunden habe. Ich glaubte dies nicht mehr, wie so viele Tage und Nächte vorher; ich wußte es gewiß von jenem Tage an, und wenn ich je ein Gebet spreche, so richte ich es an meine süße, unvergeßliche Heilige. Noch zwei Jahre, nachdem ich diese Nachricht erhalten, verweilte ich in meinem Vaterlande. Ich schaffte, schaffte, unablässig, Tag für Tag, ohne doch zu wissen, weshalb. Und dessenungeachtet war es mein einziges Streben, dieses Land zu erreichen, wo sie mich ja erwartet hätte in treuer Liebe. Endlich konnte ich abreisen. Seit einem Jahre bin ich nun hier. Seit einem Jahre, und allein — allein. Ich werde einsam sterben wie ich lebe. Die Liebe — ist jenseits des Grabes; heirathen werde ich nie. — Aber sprechen wir jetzt von andern Dingen." —

Er sprach aber nicht, sondern nahm seine Flöte vom Tische, und beinahe eine Stunde lang, während welcher meine Frau vergebens die Thränen zu verbergen suchte die ihr über die Wangen herabrollten, spielte er uns so wunderbar herrliche, so phantastische, wilde Weisen, als wär' es Musik, die aus einer andern Welt zu uns herüber tönte. Als die Flöte schwieg, legte er sie in's Etui, drückte uns beiden innig und fest die Hände, bot uns, ohne weiter eine Silbe zu sprechen, gute Nacht und verließ uns.

Von da an dachten wir wahrhaftig niemals mehr daran, den Namen Angelina's mit Herrn Steinbergs Schicksal in Verbindung zu bringen. Wir wußten, daß seine Gefühle einem dahingeschiedenen Wesen geweiht waren.

Mehre Monate lang besuchte uns Herr Steinberg nach diesem Abende, und wenn es manchmal den Anschein hatte, als trüge er den Verlust, welchen er erlitten, leichter, so verließ er uns dafür das nächste Mal mit solch einer Miene, daß meine Frau, ehe sie ihr Haupt zum Schlaf auf's Kissen legte, oft für ihn betete, der Himmel möge ihn nur vor einem letzten, schrecklichen Entschlusse bewahren, wodurch er vielleicht seinem Leben ein Ende machen könnte.

Der Schnee des Winters hatte dem Grün des Frühlings Platz gemacht, und bereits suchte man Schutz vor der Hitze des Sommers, wo immer ein Baum mit so viel Laub gesegnet war, daß er Schatten genug für ein schmächtiges Paar verbreitete.

Meine Sammetschuhe hatten bereits das Zeitliche gesegnet und die Probezeit meiner

ner Frau war in Erfüllung gegangen. Der Pelz war abgerieben, die Besätze schäbig wie ein zwanzigjähriger Pudel, und vorn, links und rechts lugten die Füße hervor. Ich mußte mir neue kaufen, aber diesmal waren es, beiläufig gesagt, keine Sammetschuhe für einen Dollar unter dem Kostenpreise. Ich stellte die Sammetnen zu dem Packet mit den alten Hoops in das dunkle Closet, und blickte auf die beiden Alterthümer täglich mit zufriedenem Gemüthe, eingedenk der mancherlei kleinen Freuden, mit denen das Leben eines armen Buchhalters gesegnet ist.

Auch die neuen, gefeierten Hoops hatten bereits ihre schönsten Tage gesehen, und besaßen alle erdenklichen Formen, nur keine runde, der auch sie jetzt hartnäckig widerstrebten. Allein meine Frau fand sie noch immer vortrefflich, und meinte, ihrem Charakter treu, einen Monat lang wären sie schon noch brauchbar.

In zwei Monaten gedachte ich einen kleinen Urlaub zu einem Ausflug auf's Land zu benutzen und mit meiner Therese unter früchtebeladenen Aepfelbäumen mich im Schatten idyllischen Zartgefühls zu laben.

Herrn Steinberg's Beschäftigung gab ihm auf sowohl früher eintretende als länger dauernde Ferien Aussicht, da alle seine Schüler bereits das Freie suchten, und ein Mädchen nach dem andern der Stadt den Rücken kehrte. Gerade als ich eines Morgens das Haus verlassen wollte, begegneten wir uns auf der Treppe.

„Ich komme," sagte er, „um mir Ihren Rath und Beistand zu erbitten."

„Das ist wohlgethan, mein Bester," antwortete ich; „kommen Sie nur gleich mit mir, und begleiten Sie mich nach meiner Office; unter Weges können wir Ihre Angelegenheiten auf's Beste berathen."

„Es ist nichts von Bedeutung, weshalb ich Ihren Rath erhole. Morgen reist die ganze Stemson'sche Familie nach ihrem Landsitze ab. Diese Leute waren so ausnehmend freundlich gegen mich, daß ich ihnen gar zu gern ein kleines Zeichen meiner Erkenntlichkeit vor ihrem Weggang überreichen möchte. Es kann freilich von keiner Kostbarkeit die Rede sein; etwas, das für sie wohl werthlos sein wird, allein es soll ja auch nur der Dollmetscher meiner Gefühle sein. Ich denke einige schöne Blumen zu wählen, welche ich mit meinen besten Wünschen Angelina übergeben will. Ich möchte auch ein zierliches Körbchen dazu haben. Wo kann ich das bekommen? Sie als Hausvater müssen alle diese Dinge wissen."

„O, da kann Ihnen Niemand bessern Rath geben als ich. Ich weiß eine allerliebste Familie — Landsleute von Ihnen — die sich mit Korbmachen beschäftiget, und mein Weg nach der Office führt an deren Wohnung vorüber."

„Aber liefern sie auch schöne Waare?"

„Gewiß, das Hübscheste, Geschmackvollste, was ich je gesehen."

„Nun, so lassen Sie uns gleich dahin gehen, Herr Lammswolle."

Ich sah wohl, daß Herrn Steinberg's Heiterkeit nur erzwungen war — ja, daß er mehr mißgestimmt war, als je zuvor, — aber ich schrieb das der lange dauernden Aussicht auf noch größere Einsamkeit als gewöhnlich zu. Denn die Sommerferien mußten ihn mit großer Langeweile bedrohen. Ich sann hin und her, wie es ihm während dieser Zeit erträglich gemacht werden könnte; ich machte den Plan, ihn mit uns auf's Land zu nehmen, und der schöne Sommermorgen rief alle Geister in mir zu solchem Frohsein und Behagen wach, daß ich im Eifer des Denkens und Phantasirens so schnell zu gehen anfing, daß er kaum meinen Schritten folgen konnte.

Wir waren der alten Kellertreppe bereits ganz nahe gekommen. Schon sah ich Wilhelminas liebliches, blondes Köpfchen aus ihrer Burg von Körben hervorblicken, und obgleich sie die Straße hinab sah, hörten wir doch ihre musikalische Stimme: „Baskets!" rufen. „Keine schönen Körbchen gefällig, meine Herren?"

Wir schritten noch einen Block weiter und nun hörte sie auch Steinberg.

„Wie, das ist ja die Stimme Ihrer Frau!" sagte er, einen Schritt zurücktretend mit einem

ganz eigenthümlichen Ausdruck im Gesichte.

„Nein," sprach ich lachend, „die ist es nicht, aber eine andere, die ebenso klingt. In der That täuschend ähnlich. Das hübsche Töchterchen des Korbmachers sieht ihr auch sonst auf's Haar gleich."

„Was!" rief Steinberg, indem er mich hastig beim Arm ergriff. Ich blickte ihn an und sah, daß er bleich war und am ganzen Leib zitterte.

„Sie sagen, daß sie ganz Ihrer Frau gleicht?"

„Ja, es ist eine wunderbare Aehnlichkeit. Aber was bleiben Sie hier wie eingewurzelt stehen? Ueberzeugen Sie sich nur selbst!"

„Ich wag' es kaum — noch ein Schritt — noch ein Augenblick! —"

„Wie, was haben Sie nur? Sie thun, als erwarteten Sie etwas Schreckliches. Kommen Sie, kommen Sie!"

Ich ergriff seinen Arm und er ließ sich, halb bewußtlos, von mir fortziehen. Noch zwei Schritte, und wir standen vor der Korbmacherin.

Sie sah auf, um mich mit ihrem gewöhnlichen Lächeln zu grüßen — und jetzt blickte sie auch in das Gesicht Steinberg's, er in das ihrige.

„O mein Gott, Wilhelmina!" rief Steinberg aus.

„Robert!" hauchte das Mädchen, wie im Traume. Sie lagen sich in den Armen.

Als hätte ein Blitz mir das ganze Dunkel erleuchtet, trat ich einige Schritte zurück; ich erkannte, daß, wie Steinberg oft bemerkt hatte, das Unaussprechliche ohne Worte für sich selbst spricht. — —

Ich selbst mußte vor Freude weinen, und als ich wieder hinzu getreten war, konnten wir Drei uns nur stillschweigend die Hände drücken und stiegen die Stufen hinab, um die alten Eltern aufzusuchen. Ich will es nicht versuchen, zu schildern, welche Scene hier mein Innerstes mit Wehmuth und Entzücken erfüllte. — —

Als ich einige Tage nachher meine Frau abermals mit neuen Schwellmaschinen beschenkt hatte, brachten wir die zwei Reliquien aus dem finstern Closet herunter, und sprachen, in Gegenwart der einer fernen Zukunft Geheiligten von damals und jetzt.

„Was denkst Du nun," sprach ich zu meiner Frau, „von der Weisheit, mit welcher ich jene Einkäufe machte, jetzt im Sonnenschein gereifter Erfahrung?"

„Beide seien gesegnet," rief Therese, „die Schuhe wie die Hoops! Mögen alle solche Schuhe, aus altem verlegenem Sammet und Lederabfällen zusammengeleimt, so segensreiche Wege führen! Gesegnet mit der Fülle des Segens, liebster Karl, sollen für immer die Füße sein, die in einem solchen Paar wandeln.

Aber was ist das für ein übermüthig fröhliches Lachen im andern Zimmer? Laß uns sehen, was es gibt."

Wir öffneten die Thüre. Es gab heute einen Familien-Thee, und im andern Gemache weilten unsere Gäste.

Ein ehrwürdiges, altes Ehepaar hatte sich's in zwei großen Armstühlen am Kamin bequem gemacht.

Ein schöner junger Mann, aus dessen geistreichem Antlitz die Melancholie gänzlich verschwunden war, stand, den einen Arm um die Hüfte eines reizenden, goldlockigen Mädchens geschlungen, zwischen den beiden Alten.

„Ja, gesegnet sei der Ausverkauf unter dem Kostenpreise! Heil ihm in Ewigkeit!" rief meine Frau mit scherzendem Enthusiasmus.

Und im Stolze des ersten, kühnen Versuchs in der Kunst zu gehen, kam die kleine Marie Lammswolle, das verzogene Baby der Steinbergs, herangetrippelt, die niedlichen weißen Füßchen vergraben in den Tiefen der glückseligen Sammetschuhe.

Vierundzwanzig Stunden auf dem rothen Meere.

Von Hermann Emmerich.

Unter den neueren Entdeckungsreisenden nimmt Richard Burton eine hervorragende Stellung ein. Er ist ein grundgelehrter, kühner und, was bei seinen Landsleuten nicht allzu häufig vorkommt, auch ein liebenswürdiger Mann. Während er der Wirklichkeit ihr volles prosaisches Recht gibt, durchzieht ihn doch zugleich ein poetischer Hauch, und seine Darstellungen sind immer höchst anschaulich. Alles, was er schildert, gewinnt Leben und in der stilistischen Behandlung erscheint er als Meister. Dieser Offizier des indischen Heeres ist ein noch junger Mann, aber er hat schon Großes geleistet. Längere Zeit stand er in Besatzungen am Indus und schrieb ein treffliches Werk über die Provinz Sindh; nachher besuchte er die Malabarküste und durchstreifte das Nilgerrigebirge. Bald aber zog es ihn nach Arabien, und er war so glücklich Mekka zu erreichen, wo er in der Kaaba des Propheten den berühmten schwarzen Stein sah. Ein Jahr später drang er durch das Land der Somal in Ostafrika bis nach Härrär, einer ganz eigenthümlichen Stadt, welche ein mohamedanischer Emir beherrscht und wohin vor ihm nie ein christlicher Europäer gekommen war. Als sich durch Ludwig Krapf die Nachricht verbreitete, daß im äquatorialen Ostafrika hohe, mit Schnee bedeckte Bergriesen emporsteigen und eine Region großer Seen vorhanden ist in deren Nähe wohl die Quellen des Nils zu zu finden sind, hatte Burton weder Ruhe noch Rast. In Gemeinschaft mit Capitain Speke drang er bis an diese Seen vor. Ein Theil des Wegs war ihm schon durch unsere deutschen Missionäre bekannt, aber weiter nach Westen hin beginnen Burtons und Speke's eigene Forschungen, durch welche die Wissenschaft der Länder- und Völkerkunde eine ungemeine Bereicherung erfahren hat.

Die Reise von Suez nach Dschidda, dem Hafen von Mekka, machte Hauptmann Burton, als afghanischer Derwisch verkleidet, auf einem arabischen Pilgerfahrzeuge, das gewöhnlich Nachts anlegte; die Pilger schliefen dann auf festem Boden. An einem Julitage verließ das Schiff, der Goldfaden genannt, die altberühmte Stadt Tor auf der Sinaihalbinsel, in dessen Nähe die Bäder Mosis liegen. In diesen erfrischte er seine Glieder, trank süßes Wasser aus dem nicht weit entfernten Mosesbrunnen und stach am nächsten Tage in See. Der Goldfaden schwamm auf dem rothen Meere. Nun möge Burton schildern.

Es ist Morgen. Die Luft finde ich mild und balsamisch, wie an einem italienischen Frühlingstage. Aus den Bergthälern rollt dicker Nebel zur See herab, an den vorspringenden Höhen hängt ein Duft, den ich mit einer Krone von Perlmutter vergleichen möchte. Die weiter landeinwärts liegenden Felsen gleichen Titanenwällen, hohen Burgen mit weit vorspringenden Bastionen und schattigen Festungsgräben. An ihrem Fuße strömt ein Meer von Amethyst, und sobald die ersten Lichtstrahlen auf die Erde fallen, verschwimmen ihre fast durchsichtigen Gipfel mit der gelblichen Färbung des Himmels. Nichts kann köstlicher sein als diese Stunde. Aber bald steigt die Sonne herauf und wird ein grimmiger Feind. Sie färbt den Himmel orangegelb, das Meer roth oder veilchenblau, verjagt die achatfarbigen Wolken, welche sich im Aether verlieren; die Atmosphäre ist so klar, daß man dann und wann einen Planeten erkennt. Während der ersten zwei Stunden läßt diese Sonne sich noch ertragen, nachher wird sie unausstehlich. Ich fühle mich unwohl. Sie prallt auf das Wasser, dessen Wiederglanz mir die Augen blendet; sie zieht mir Blasen auf der Haut, mein Mund trocknet aus, und ich habe nur noch einen einzigen Gedanken: ich zähle, wie viele Stunden und Minuten der grimmige Feind noch sichtbar bleiben werde.

Es ist Mittag! Der Wind wird von den glühheißen Felsen zurückgetrieben und ist wie der Hauch aus einem feurigen Ofen. Alle Färbung verschwindet in einem matten Milchweiß, und die spiegelglatte See wirft

dasselbe derart zurück, daß man die Kimmlinie nicht zu erkennen vermag. Nach Mittag ruht der Wind auf dieser, Gluthhitze ausstrahlenden Küste; alles ist still, nur dann und wann klappt es im Segel. Schlafen können die Menschen nicht, sie sind halb ihrer Sinne beraubt und meinen, sie müßten verenden, wenn die Hitze nur noch ein wenig stärker werde.

Wir haben Sonnenuntergang. Der grimmige Feind sinkt hinab in die tiefblaue See unter einem gigantischen Lichtbogen, welcher den halben Himmel einnimmt. Zunächst dem Kimm wölbt sich ein Halbrundbogen von dunklem Orange, über ihm steht ein anderer Bogen von hellem Golde und an diesen schließt sich ein Halbkreis von mildem Seegrün, der allmälig in Saphir übergeht. Durch diesen Regenbogen schießt die Sonne ihre Strahlen, und diese sind vergleichbar den rosafarbenen Speichen eines ungeheuern Rades. Im Osten tauchen die Felsen und die Wüste aus purpurrothen Streifen hervor. Die Sprache ist viel zu arm, als daß sie die Harmonie und die Erhabenheit dieser Stunde auch nur annähernd zu schildern vermöchte. Auch solche Herrlichkeit verschwindet, aber nur um einer andern Platz zu machen. Rasch bricht die Nacht herein. Plötzlich steigt ein Zodiakallicht herauf; die grauen Hügel und die schroffen Felsen färben sich rosig oder golden, und die Palmen sind grün; der Sand wird safrangelb, das Meer hollunderfarbig. Aber auch das alles ist nach einer Viertelstunde nicht mehr da; die Klippen starren geisterhaft und nackt im Scheine des Mondes, dessen Licht auf diese geheimnißvolle Wildniß herabfällt.

Nun ist es Nacht. Am Horizont alles dunkel. Die See gleicht einem Spiegel von geglättetem Stahl und wirft das weiße Gesicht des Mondes zurück. Riesige Säulen matten Lichtes steigen aus den indigoblauen Wellen in die Luft empor, und ihr Haupt verliert sich im unendlichen Raume. Mit wunderbarer Helle funkeln die Sterne, ich verspüre den süßen Einfluß der Pleiaden. Es fällt Thau. Die Luft hatte sich abgekühlt, und wir Pilger sangen und lasen dann den Hieb el Bahr, ein Gebet, durch welches der gläubige Muselmann sich gegen alle Gefahren auf dem Meere schützt.

Bald kamen die Felsen von Akaba in Sicht; dort verengt sich das rothe Meer, und die Gegend gilt für gefährlich, weil hier immer ein Sturm braust. Wir aber kamen glücklich vorüber und landeten beim Ankerplatz Damgha. Am andern Tage fuhren wir an starrenden Felsen, gelben Sandstrichen und grünem Seekraut entlang. Gegen Sonnenuntergang erhob sich ein frischer Wind und wir warfen neben einem Schiffe, das Pilger aus Persien trug, die Anker aus. Aber wir befanden uns auf einem gefährlichen Korallenriffe an einer gewaltigen Felsenleiste, welche nur wenig über das Wasser hervorragte. Die dem Meere zugewandte Seite fiel steil wie eine Festungsmauer ab, und eine Fregatte hätte bis dicht an sie heranfahren können. Jede Welle schlug über das Riff und füllte die kleinen Vertiefungen der Oberfläche mit Wasser aus. Der Ocean war so durchsichtig, daß ich die unterseeischen Wiesen mit ihrem wunderbaren Schmuck deutlich zu erkennen vermochte. Möven und Seeschwalben verzehrten ihre Beute, und andere Vögel stritten sich um einen todten fliegenden Fisch, welchen die Araber als Seeheuschrecken bezeichnen.

Die Nacht war herrlich, aber wir schwebten in großer Gefahr. Der frische Wind trieb uns immer mehr gegen den schärfsten Theil des Riffes; unser Anker konnte nicht recht fassen, weil das Tau zu kurz und weiter kein Kabel am Bord war. Der Goldfaden war ebenso nachlässig ausgerüstet, wie andere Pilgerschiffe. Rannten wir gegen die messerscharfen Kanten an, so würde das Fahrzeug durchschnitten wie ein Apfel, und wir waren verloren. Aber der Kais (Capitain) des Perserschiffes rettete uns, indem er uns Taue zuwarf.

Irrthümer.

Es ist eigenthümlich, wie viel im Leben einzig und allein auf Täuschungen beruht. Dinge, welche wir oft für die wichtigsten, bedeutungsvollsten halten, sind nichts als ein durch die Zeit geheiligter, ehrwürdigere Unsinn. Ein schön gekleideter, reinlicher glattrasirter Weltmann ist so weit entfernt von der Wahrheit der Natur, als ein Theatergewitter von einem Prärie-Sturm. Für die kindliche Einbildungskraft ist beides dasselbe, höchstens würde dem Kinde der Theaterdonner mehr Eindruck machen, als der wirkliche.

Und sind wir nicht Alle solche Kinder! — Der zwölfjährige Junge denkt, Rauchen und Schwören mache ihn zum Manne; ihr lacht über seine Thorheit und vielleicht offenbart sich nur eigenes Ideal vom Manne nur in einer würdevollen Miene, guten Kleidern, guten Dinners, und politischem Einflusse, Dinge, welche der wahren Männlichkeit nicht näher stehen, als eingelegte Tischlerarbeit solidem Mahagonie; nicht näher, als der Kirchenläufer dem wahrhaft Frommen, oder das Abfeuern von „Craders" am 4. Juli dem wahren Patriotismus. Das Leben ist voll von solchen Irrthümern.

Junge Frauen, welche sich einbilden, das Glück bestehe in dem Besuch modischer Gesellschaften, im Halten einer eigenen Equipage, oder im Geben von Festen, leiden an einer grundfalschen Anschauungsweise. Die Aeltern eines jungen Dummkopfes sind sehr übelberathen, wenn sie glauben, ihr Sohn werde dadurch, daß sie ihn nach einer hohen Schule schicken, ein großer Gelehrter werden. Ein Priester ist sehr im Irrthume, wenn er glaubt; daß ihn eine weiße Halsbinde, eine fromme Miene und salbungsvolle Predigten zu einer geheiligten Person machen, und es ist kein geringeres Mißverständniß, wenn die aufgeblasenen Schafe seiner Heerde sich einbilden, daß sie, weil fein geputzt und von Rosenöl duftend, in den Augen des Schöpfers mehr Werth haben, als die armen, kurzgeschorenen, frierenden Lämmer, welche vielleicht nicht „anständig" genug aussehen, um sich in den mit Fresco Gemälden geschmückten Kapellen auf den weichgepolsterten Sitzen niederzulassen.

Ebenso hintergeben wir uns in unsern gegenseitigen Beziehungen mit Männern und Frauen. Ihr scheut euren Nachbar, weil er so gar gelehrt und feierlich dreinsieht, während er im Grunde seines Herzens der beste Mensch von der Welt ist. Ihr nehmt unwillkürlich vor dem Reichen mit einem Bückling euren Hut ab, weil ihr nicht durch all den seidenen Plunder in sein schwaches, bethörtes Herz blicken könnt, das eurer groben, ehrlichen Kittels nicht würdig ist. Ihr lügt euch vor, jenes bezaubernde Mädchen mit den gedrehten Locken und den schimmernden Armbändern zu lieben, ja, ihr verlangt vielleicht, ihrer vielen Anbetee wegen, es zu heirathen, um später mit bitterer Reue zu erkennen, welch ein eitles, herzloses Ding die Eitelkeit ist, und um mit blutendem Herzen des theuren, armen, süßen Liebchens zu gedenken auf das ihr einst so stolz waret, das ihr zu eurem Weibe machen wolltet, hättet ihr es nicht der reichen, glänzenden Puppe geopfert.

Deutsche Volks-Blätter.

Nro. 5. Februar 1861. 1. Band.

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman

von

Heribert Rau.

Fortsetzung.

Licht und Schatten.

Die Universitätsstadt Frankfurt an der Oder war heute in großer Bewegung. Die Sonne strahlte freundlich vom Himmel und eine stolze Freude aus allen Gesichtern; denn ..... es war ein Ehrentag für die Hochschule, die Studentenschaft und die Bürger. Der Tag des Amtsantrittes — der Intronisation — des neugewählten Rectors war ja angebrochen.

Da hoben sie sich stolz, die alten und alterthümlichen Häuser der Universitätsstadt, wie einst in des Mittelalters schönsten Zeiten; denn ein mittelalterlicher Spuk sollte heute wieder, wie bei jeder Rector-Wahl, erstehen und gespensterartig durch die, mit ehrfurchtsvoll staunenden Philistern gefüllten Straßen ziehen.

Wir Deutschen sind ein wunderliches Volk. Schön ist die Treue, mit welcher wir an althergebracht Gutem hängen: an alten guten Sitten, an ehrwürdigen Ueberlieferungen, an sinnigen Gebräuchen, deren wir noch gar manche haben, die selbst bis zu dem alten Germanenthum hinaufreichen. Aber so schön auch diese Treue ist, so lächerlich wird sie, wenn sie in jene Zähigkeit ausartet, die, wie sie so oft in unserem guten Vaterlande, mit wahrhaft kindischem Eigensinne an Formen kleben bleibt, die längst veraltet sind und aus welchen der Geist seit Jahrhunderten gewichen ist. Nirgends aber hat man dies mehr gethan, als in den deutschen Reichsstädten und auf den deutschen Universitäten, wo, selbst bis in unsere Tage, der Zunftzwang mit seinem Unwesen und der Pedantismus des gelehrten Zopfs wie buntbehangene Gespenster aus längst erblaßten Jahrhunderten in das frischpulsirende Leben der Gegenwart ragen.

Hundertmal ärger als jetzt, war dies übrigens noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, ehe die schrecklichen, aber auch vielfach heilsamen Stürme der Revolution in Frankreich einen guten Theil dieser verrosteten und verrotteten Gesetze, Gebräuche, Vorurtheile und Herkommen wie Spreu hinwegbliesen.

Eine solche nichts sagende, auf gänzlich erloschene Rechte basirte Komödie, war nun auch die Wahl und Intronisirung der Rectoren oder Protectoren der Universitäten; aber beide Feierlichkeiten galten zu der Zeit, von welcher wir schreiben, bei den Rectoren und Professoren, der Studentenschaft und den Bürgern noch sehr viel. Bei ersteren, weil sie ihre Gewalt darin befestigt, ihrem Stolz dadurch geschmeichelt sahen; bei den Studenten, weil sie eine Garantie ihrer akademischen Republik und Exculsivität darin fanden; bei den Philistern endlich, weil ihnen damit ein unentgeldliches Schauspiel geboten und ihrem Stolze als Bürger einer Universitätsstadt geschmeichelt wurde.

Auch in Frankfurt an der Oder war bereits die Wahl in altherkömmlicher, streng vorgeschriebener Weise in den letzten Tagen bewerkstelligt worden. Das heißt: „alle Mitglieder der Facultäten hatten zuerst Wahlmänner ernannt, diese bildeten hierauf einen Ausschuß unter sich und so fort, bis sich endlich aus der Puppe des vierten oder fünften Ausschusses der Rector = Phönix enthüllte und das Resultat jeder dieser Wahlen unter Trompeten- und Paukenschall der versammelten akademischen Bürgerschaft unter weiteren Förmlichkeiten bekannt gemacht wurde."

Heute aber war nun der hehre Tag der Thronbesteigung dieses akademischen Fürsten.

Die Straßen der Stadt wimmelten bereits von schaulustigen Bürgern und Fremden, sowie von Studenten, die sich im vollen Feststaate nach ihren Versammlungsplätzen begaben.

Malerisch genug sahen die jungen kräftigen Gestalten in ihren kurzen, schwarzen Röcken, enganliegenden Beinkleidern von weißem Leder und gewaltigen Kanonenstiefeln mit klirrenden Sporen, aus. Schärpen, in den Farben der Landsmannschaften, zogen sich über Achsel und Brust; der Schläger saß keck und herausfordernd an der Seite, während das Haupt ein Barett mit wehenden Federn schmückte. So eilten die jungen kräftigen Leute von allen Seiten herbei, sich zu sammeln und dann von den verschiedenen Sammelplätzen, unter dem Geläute aller Glocken nach der Aula zu ziehen.

Auch der junge Alexander von Humboldt, seinen Arm in den des Grafen Dohna gelegt und begleitet von seinem Bruder Wilhelm, Arnim, Beeskow und den übrigen Mitgliedern des Freundschaft- und Tugendbundes, hatte sich auf den Weg nach dem Universitätsgebäude gemacht. Auch sie trugen den schwarzen Rock, die weißledernen Hosen und das Barett, als damals übliche Studententracht; aber weder Schärpen, noch Federn, noch Schläger kündeten in ihnen Renommisten an. Sie sahen in der That in ihrer einfachen, kleidsamen Tracht und bei ihren unverkennbar edlen Manieren, ihrer selbstbewußten Sicherheit und jugendlichen Lebensfrische reizend aus, und manches verschämt blickende Mädchenauge, manch' glühender Frauenblick ruhte mit Wohlgefallen und Entzücken auf ihrer männlich schönen Erscheinung; freilich verdunkelte in dieser Beeskow, der wirklich ein Bild männlicher Schönheit war, alle Anderen.

„Ist es aber nicht wahrhaft lächerlich," — sagte jetzt Alexander — „daß man noch in unseren Zeiten diese mittelalterlichen Schatten aus den Gräbern der Vergangenheit heraufbeschwört?"

„Lächerlich ist es allerdings und in der That eine Komödie!" rief Beeskow heiter — „aber es gehört mit zu den Nietnägeln der akademisch = republikanischen Herrlichkeit alten Styls, und die läßt man sich so leicht nicht nehmen, weder von Unten noch von Oben. Seine Magnificenz, der jedesmalige Rector oder Protector, hält stets krampfhaft an seinem fürstlichen Range fest, wenn er auch nur noch ein Schein ist, und das Gremium der professores ordinarii steht ihm würdig bei; während die ganze Studentenschaft weiß, daß mit dieser Scheinherrlichkeit auch diejenige der übertriebenen akademischen Freiheit und Ungebundenheit fällt."

„Ist es denn wahr?" — frug hier Dohna — „daß der Rector einer Universität nicht in seiner Amtswürde sterben darf?"

„Allerdings!"

„Und weshalb?"

„Ohne Zweifel" — rief hier Arnim lachend — „weil man damit symbolisch das letzte Fünkchen akademischen Glanzes zu Grabe tragen würde!"

„Doch nicht!" — meinte Beeskow.

„Und warum denn?"

„Weil man der Leiche eines im Amte stehenden Rectors, dem nach altem Recht fürstliche Gewalt zusteht, auch fürstliche Ehren erweisen müßte und darauf macht doch ein königlicher Leichnam ausschließlich Anspruch."

„O der Schwäche!" — rief Alexander. — „Wie kann man an solchen Kindereien kleben. Aber man hätte vor allen Dingen noch einen anderen Zopf auf den Universitäten abzuschneiden, der viel wichtiger ist."

„Und der wäre?" — frugen Mehrere zugleich.

„Der übertriebene und fast alleinige Gebrauch der lateinischen Sprache bei allen academischen Handlungen, Veröffentlichungen und Feierlichkeiten."

„Aber der Studirende muß doch der alten Sprachen mächtig sein!" — rief hier Wilhelm von Humboldt. — „Denke nur, was die Welt der Wiederbelebung der classischen Sprachen verdankt."

„Ich verkenne das gewiß nicht, lieber Bruder!" — entgegnete Alexander. — „Aber muß darum unsere deutsche Muttersprache degradirt werden? Was sollen denn unsere deutschen Universitäten sein?"

„Nun!" — sagte Wilhelm — „sie sollen sein: Pflanzschulen deutschen Geistes!"

„Sehr richtig gesagt!" — rief Alexander mit einem freundlichen und herzlichen Blicke nach dem geliebten Bruder. — „Aber eben darum dürfen sie sich auch gewiß dem deutschen Volke und dem deutschen Geiste nicht ganz entfremden, und dies thuen sie, wenn sie die deutsche Sprache in gelehrter Ueberschätzung wie eine Unwürdige von sich weisen und sich, der Nation und den Laien gegenüber, in den Panzer der Latinität hüllen."

In diesem Augenblicke schlugen alle Glocken an, und unter dem vielstimmigen Chore der metallenen Zungen setzten sich erst die Züge der, sich nach der Aula begebenden Landsmannschaften und dann jener des neuen Würdenträgers in Bewegung.

Alexander und dessen Freunde, die ja zumeist ebenfalls noch Neulinge im akademischen Leben waren, blieben stehen, um — ehe sie sich in den Festsaal begaben — den wunderlichen Zug mit anzusehen.

Ihn eröffneten, vom Hause des neuen Rectors ausziehend, drei Pedelle, von welchen einer voraus als Marschall schritt. Sie waren alle drei in lange rothe Talare gehüllt, trugen auf dem Haupte Barette von gleicher Farbe und in den Händen lange Stäbe, auf welchen, am oberen Ende, Athenes Vogel, der Weisheit kündende Eule, prangte. Den Pedellen folgte ein Musikcorps, einen langsamen feierlichen Marsch spielend, als ob ein König zur Krönung zöge, und wirklich schritt auch hinter zwei weiteren, ebenfalls roth gekleideten Universitätsdienern, die in der einen Hand den Hut, in der anderen die Stäbe trugen, das neue Haupt des akademischen Staates gravitätisch einher. Es war der Rector, ein altersgraues Männchen mit vorgebücktem Haupte und spindeldürren Beinen, einen reich mit Hermelin verbrämten Purpurmantel über den Achseln, in der einen Hand das purpurne Barett, in der anderen das silberne Scepter, unter dem Purpur schwarze Feiertracht und auf dem Haupte eine gewaltige Perücke. Würdevoll und feierlich schlossen sich ihm die vier Decane an, jeder geschmückt mit einem Talare aus Sammt, in der Farbe der Facultät, welcher er vorstand. Auch ihre edlen Häupter bedeckten riesige Perücken. Nach den Decanen aber kam der akademische Senat, und diesem endlich folgten sämmtliche Professoren, genau nach Rang und Anstellungszeit geordnet, so daß die Professores extraordinarii, und unter diesen wieder die jüngsten, nebst den Quästoren, den feierlichen Zug schlossen.

„Welch' ein Pedantismus! welch' lindische und unwürdige Spielerei!" — rief jetzt Dohna, als der Zug vorüber war und die jungen Freunde auf einem näheren Wege nach dem Universitätsgebäude eilten. — „Wie können sich Männer der Wissenschaft zu einem solchen Schauspiele hergeben?"

„Ich begreife es auch nicht!" — sagte der junge Alexander von Humboldt. — „Es liegt eine vollständige Verkennung der Gegenwart und des in ihr pulsirenden Lebens darin. Jede Zeit hat ihre Formen und diese Formen haben ihre Berechtigung in eben diesen Zeitverhältnissen. Wenn aber diese Verhältnisse sich ändern, so müssen sich doch auch die Formen überleben und an Ueberlebtem und Abgestorbenem festhalten, heißt rückwärts und nicht vorwärts gehen. Wir krönen den Helden, den Dichter, den Sieger, mit einem, dem jungen Haine geraubten Kranze und prächtig zieren die frischen grünen Blätter das edle Haupt; aber für wahnsinnig würden wir Denjenigen erklären, der seinem Freunde einen Kranz aus

den gelben, dürren, halbverfaulten Blättern ausdrücken wollte, die Mutter Natur schon im verwichenen Herbste den Bäumen sorglich abgestreift. Vorwärts! ist das Losungswort in der Natur, in der Menschheit, in dem ganzen Weltall und nur der hat seine Lebensaufgabe recht verstanden, der diesem Losungswort nachkommt."

„So ist es!" — sagte Wilhelm mit einem warmen Blick auf den Bruder. — „Aber das am Alten hängen, scheint mir leider sich hier auch noch auf wichtigere Dinge, als diese äußeren Gebräuche, zu erstrecken. Mir kam es bis jetzt in manchem Collegium vor, als wolle man hier auch nichts von dem Wörtchen „vorwärts" wissen."

„Ach, du lieber Gott!" — rief Beeskow lachend — „wenn Euch das jetzt schon auffällt, was werdet Ihr da mit der Zeit noch für Erfahrungen bei diesen Tintenknechten und Pedanten machen! Eine ganze Rumpelkammer veralteter Ansichten und Anschauungen wird sich Euch öffnen, und wenn Ihr nicht die geistige Kraft habt, über diesen Wust keck hinauszusetzen und liegen zu lassen, was Euch nicht für das Leben taugt, dann seid Ihr und ist Euer Leben verloren!"

Alexander schüttelte sein Haupt: — „Kann denn Herz und Geist gekräftigt, kann ihnen eine gesunde Nahrung zugeführt werden," — sagte er traurig — „wenn sich die Menschen mit den faulen, längst abgefallenen und veralteten Geistesfrüchten früherer Jahrhunderte nähren? Aber ich hoffe, Ihr geht zu weit!" — setzte er dann, sich selbst tröstend, hinzu — „und wenn Ihr auch Recht haben solltet, so baue ich auf Eines: die Naturwissenschaften haben in den letzten Jahren eine so merkwürdige Umgestaltung erlitten und uns so großartige Blicke in den Organismus des Allebens gestattet, daß es mir prophetisch vor der Seele steht: sie werden für die Menschheit die Erlöserinnen aus vielen und schweren Banden sein. Gebt acht, Ihr Freunde, wir gehen einer neuen Aera entgegen, und freudig ruf ich mit dem Dichter: ich wittere Morgenluft!"

Die jungen Männer waren unterdessen an dem Universitätsgebäude angelangt und in die festlich geschmückte Aula eingetreten, in welcher sich bereits sämmtliche Studirende versammelt hatten. Zu gleicher Zeit benachrichtigte sie die aufrauschende Musik eines zweiten, vor dem Gebäude aufgestellten Musikcorps, daß die Großwürdenträger soeben eingetroffen seien.

Da öffneten sich die Thüren und der Zug trat ein.

Feierlich reihten sich nun um den mit Purpursammt ausgeschlagenen Thron die Decane und Professoren; — die Stäbe aufstoßend und hochaufgerichtet, wie Statuen, stellten sich Marschall und Pedelle, als feste Stützen des akademischen Herrschersitzes, zu dessen beiden Seiten. Als dies geschehen, bestieg der Ex-Rector die Tribüne und legte in einer langen lateinischen Rede, die von Sprachfeinheiten, schönen Redensarten und hohlen Phrasen strotzte, Rechenschaft ab; wie er sein Amt mit unermüdlichem Eifer, mit Treue und Liebe geführt, — die heiligen unantastbaren Privilegien der Universität beschützt und aufrecht erhalten, die akademische Freiheit gewahrt und den Flor der Wissenschaft in das Unglaubliche gesteigert habe. Jetzt begann der zweite Act dieses merkwürdigen Schauspieles. Unter nicht enden wollenden Complimenten übertrug der Ex-Rector Amt und Pflicht dem würdigen Nachfolger, der nun — unter den gleichen Complimenten gegen seinen Vorfahren — versprach, mit der gleichen Liebe und Treue die Universität und ihre Rechte zu schützen, zu schirmen und zu vertreten. — Auch seine lateinische Rede war endlos und suchte noch an gekünstelter Feinheit die seines Vorgängers zu überbieten.

Alle Herzen sehnten sich unterdessen nach Freiheit, alle Lungen nach frischer Luft, alle Vernünftigen nach dem Verstummen der zahllosen wohlklingenden und doch leeren lateinischen Phrasen. Dabei wirkte ein verstecktes Gähnen allmälig so ansteckend, daß es zuletzt bedenklich überhand nahm, wie der Durst in Hunderten von Studentenkehlen. Da! .... da! ..... ist der neue Großwürdenträger zu Ende und mit ihm die öffentliche Feier.

Ermüdet, erschöpft und mißstimmt verließ Alexander mit den Freunden das Universitätsgebäude. Sie alle fühlten sich innerlich unendlich unbefriedigt. Alexander hatte so viel, so ganz Anderes erwartet. War nicht der Antritt eines solchen Amtes ein herrlicher Moment, um mit der ganzen Gluth der Begeisterung den vielen Hunderten von jungen Männern das Hochwichtige ihres Berufs, ihrer jetzigen und zukünftigen Stellung an das Herz zu legen? sie aufzufordern, einem rohen und wüsten Treiben zu entsagen, um mit der ganzen ungeschwächten Jugendkraft den Wissenschaften zu huldigen? Aber freilich mußte dies nicht in gedrechselten lateinischen Phrasen und einer hinkenden Nachahmung Cieronischer Beredsamkeit geschehen, sondern in deutscher Sprache und mit deutscher Offenheit, Hingebung und Wärme.

Und was hatte er dafür gesehen? Eine Komödie, bei welcher die sonst so ernsten Vertreter der Wissenschaften, auf eine wahrhaft lächerliche Weise herausgeputzt, zur allgemeinen Belustigung die Schauspieler abgeben.

Und was hatte er gehört? Hohle Phrasen und leere Complimente, mit welcher man sich gegenseitig angeräuchert.

So war die Verstimmung unter den Mitgliedern des Freundschaft- und Tugendbundes eine allgemeine, und das jetzt folgende Studentenfest war nicht geeignet, sie zu bessern.

Alexander von Humboldt und Wilhelm, Dohna und Arnim zeigten eigentlich keine Lust ihm beizuwohnen; aber Kunth und Professor Löffler baten sie darum, da ihr Zurückziehen auffallen und ihnen bei der ganzen Studentenschaft Unangenehmes bereiten könnte.

So setzten sich die vier jungen Leute zu Pferde und begaben sich nach Cunnersdorf, woselbst heute alle Musensöhne zusammenkamen. Es war ein tolles Treiben; denn nach der ersten Befriedigung der durstigen Kehlen und hungrigen Magen, ging es daran, die Grade des akademischen Alters zu verleihen. Es wurden aus den „Füchsen“ „Brandfüchse“ und aus den bisherigen „Brandfüchsen“ „junge Burschen“ gemacht.

Das war ein Hallo, ein Singen, ein Jauchzen, daß der alte Kirchenthurm von Cunnersdorf verwundert sein Haupt schüttelte.

Auch Alexander und die Freunde traten heran, die Sache mit anzusehen.

In einem großen Wirthsgarten, in dem man eben kneipte, bildeten die älteren Mitglieder der Studentenschaft, mit brennenden Spänen bewaffnet, eine lange Gasse. Durch diese Gasse nun mußten die sogenannten Füchse durchgehen, während die alten Studenten, unter Absingung eines bezüglichen Liedes, alle ihre Geschicklichkeit aufboten, um das Haupthaar der Durchgehenden zu versengen und sie dadurch zu „Brander“ zu machen.

Bei den gewürfelteren der jungen Leute war dies aber keine leichte Sache, da sich diese die bedrohte Zierde des Hauptes zuvor tüchtig mit edlem Gerstensaft genetzt hatten. Weniger Vorsichtigeren freilich und Ungeschickteren, wurde oft das ganze Haar vom Kopfe gesengt und ein junger, hübscher und talentvoller, Mensch verlor sogar durch Unvorsichtigkeit ein Auge dabei. Trotzdem ging der Jubel und die tolle Lust weiter; denn nun wurden die bisherigen „Brandfüchse“ zu „jungen Burschen“ befördert. Dies aber geschah, indem sie auf Stühlen in einer langen Reihe herangeritten kamen, während die ganze Studentenschaft das geistvolle Lied „Was kommt dort von der Höh?“ dazu sang. Dreimal ritten sie hin und her, bis der letzte Vers mit der Stelle kam: „So wird der Fuchs ein Bursch,“ bei welcher die Senioren der verschiedenen Landsmannschaften den Betreffenden den Ritterschlag ertheilten.

Damit war auch diese großartige Feier zu Ende und nun begann das Zechen in ausgedehntem Maßstabe.

Als die Reihen sich lösten und jeder seinen Tisch suchte, sah Alexander seinen Freund Dohna an. — „Ich weiß, was Du denkst!“ — sagte dieser.

„Nun?“

„Laß uns nach Hause gehen!“

„So ist es, und seid Ihr dergleichen Meinung?“

Arnim und Wilhelm bejahten nickend und

so machte man sich auf den Weg, um die Pferde wieder zu besteigen. Niemand sprach ein Wort; aber in diesem Schweigen lag ein nachhaltender Unmuth, das Geständniß der völligsten Unbefriedigung. Alexander namentlich sehnte sich nach Hause. In dem dortigen Abendkreise bei Professor Lößler würzte doch Geist die Unterhaltung, während hier wirklich die platteste Geistlosigkeit am Tage lag.

Indeß es war anders in den Sternen bestimmt: Alexander und seine Freunde sollten so leichten Kaufes nicht heimkommen. War es doch bereits ruchbar geworden, daß sie einen Bund unter sich und Anderen geschlossen, der nicht nur auf die eigene sittliche Veredlung abziele, sondern auch dem bisherigen rohen Treiben der Landsmannschaften entgegen zu treten beabsichtigte.

Dies rohe, unbändige Treiben nannte man aber damals auf den deutschen Hochschulen im Allgemeinen; „a k a d e m i s c h e F r e i h e i t," und für diese vermeintliche „a k a d e m i s c h e F r e i h e i t," die in unbändigem Trinken, unaufhörlichem Pauken, eitlem Nichtsthun, maßlosem Renommiren und tüchtigem Schuldenmachen bestand, schwärmte ja die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Studirenden. War es da ein Wunder, daß die Landsmannschaften die Nachricht von diesem neuen Bunde empörte? Wollte man denn studiren? Beabsichtigte man denn einst ein tüchtiges durch die Wissenschaften befähigtes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden? Nein! leben wollte man; — seine Jugend genießen! Ein Kneipgenie zu werden, war die größte Ehre und eine große Propatriapaukerei das höchste Glück.

Der Zorn der Landsmannschafter gegen die Neuerer — die noch obnedem, als armselige „Schulfüchse", die Nase kaum in das akademische Leben gesteckt hatten — war unbegrenzt.

„Sie scheinen Renommage an den Tag legen zu wollen!" — hieß es allgemein — auch heute, wo ihr stilles zurückgezogenes Wesen natürlich besonders aufgefallen war.

„Es sind Philisterseelen!" — schimpften die Anderen.

„Nein!" — schrie ein dritter — „aristokratische Hochmuthspinsel sind sie, die uns die Freiheit rauben und die Privilegien der Studentenschaft an den Staat verrathen und verkaufen."

„Bah! — brüllte auf der anderen Seite ein vom entsetzlich vielen Biertrinken dick angeschwollener Bruder Studio. — „Sie sollen uns mit ihrem „Freundschafts- und Tugendbunde zu etlichem Gaudium dienen. Wir wollen doch sehen, ob diese unbärtigen Milchgesichter uns fidele Häuser in ihrem Treiben zu stören wagen."

Und sich auf seinem Stuhle weit zurücklegend fing er mit einer weithindröhnenden Baßstimme zu singen an:

„S' gibt kein schöner Leben,
Als Studentenleben,
Wie es Bachus und Gambrinus schuf!
In die Kneipen laufen
Und sein Geld versaufen,
Ist ein hoher, herrlicher Beruf.
Ist das Moos entschwunden,
Wird ein Bär gebunden,
Immer geht's in dulci jubilo;
Ist kein Geld in Bänken,
Ist doch Pump in Schenken
Für den kreuzfidelen Studio.

Auch von Lieb umgeben
Ist's Studentenleben,
Uns beschützet Venus Cypria.
Mädchen, die da lieben,
Und das Küssen üben,
Waren stets in schwerer Menge da.
Aber die da schmachten,
Und platonisch trachten! — .
Ach, die liebe Unschuld thut nur so:
Denn so recht innwendig
Brennt es ganz unbändig
Für den kreuzfidelen Studio.

Will zum Contrahiren
Einer mich touchiren,
Gleich gefordert wird er augenblicks.
„Bist ein dummer Junge!"
Und mit raschem Sprunge
Auf Mensur geht's in Paukantenwichs.
Schleppfuchs muß die Waffen

Auf den Schauplatz schaffen,
Quarten pfeifen, Terzen schwirren froh.
Hat ein Schmiß gesessen,
Ist der Tusch vergessen
Von dem kreuzfidelen Studio.

Vater spricht: das Raufen
Und das Kneipenlaufen
Nutzt dir zum Examen keinen Deut;
Doch dabei vergißt er,
Daß er ein Philister
Und daß jedes Ding hat seine Zeit.
Traun! das hieße lästern,
Schon vor sechs Semestern
Ein Examen! Nein! das geht nicht so!
Möchte nie auf Erden
Etwas anderes werden,
Als ein kreuzfideler Studio."

Der Dicke war grade zu Ende mit seinem Liede als Alexander mit den Seinen, auf dem Wege nach den Pferden, vorüberkam.

„Nun, Ihr Schulfüchse!„ — rief er ihnen sobald er sie bemerkte höhnisch zu, — „sucht wohl schon das Weite. Könnt wohl den edlen Gerstensaft nicht vertragen und sehnt Euch nach heimathlicher Milchsuppe.!"

Ein ungeheures rohes Gelächter aus Hunderten von Kehlen begleitete diese Worte. Dohna erbleichte, die Augen Aller funkelten auf und ersterer wollte dem Dicken eben eine Forderung in das Gesicht schleudern, als Alexander vortrat und mit Würde und Ruhe sagte:

„Mein Herr, wenn wir auch noch keine sechs Semester auf Universität zugebracht, so steht uns, wie ich glaube, doch das Recht zu, nach eigenem Gutdünken zu handeln, und Niemand Anderes hat sich darum zu bekümmern. Uebrigens gestehe ich gern für mich und meine Freunde ein, daß wir das Biertrinken nicht als Hauptzweck unseres Hierseins erachten, sondern ein tüchtiges, ehrenfestes Studiren. Dabei täuschen Sie sich aber, wenn Sie uns für Kopfhänger halten. Auch wir lieben die Freude und huldigen jedem Genuß, sobald er sich mit den Gesetzen der Sittlichkeit in Einklang bringen läßt. Mir deucht auch, daß dies Verfahren das Rechte sei, und sicher würde es der Wissenschaft sehr zu Gute kommen, wenn recht viele unserer Commilitonen so dächten, wie wir."

Alexander hatte diese Worte so ruhig und doch so fest gesprochen, und es lag dabei eine solche Würde und doch auch wieder Milde in seinen Zügen und in seinem Wesen, daß er in der That imponirte. Uebrigens hatte sich auch schon der Ruf von seinem eisernen Fleiße und den für sein Alter enormen Kenntnissen, die er besaß, verbreitet, und dies sicherte ihm selbst in der Brust der Frivolsten, gegen deren eigenen Willen, eine gewisse Achtung. Es war der imponirende Einfluß, den jeder mächtige Geist, jeder moralisch Starke unbewußt einflößt und der eben so unbewußt von allen Anderen empfunden wird, der auch hier ein momentanes Verstummen hervorrief. Allerdings war dies Verstummen aber nur augenblicklich; denn der Dicke, der das Bier ohnedem schon spürte und sich vorgenommen hatte, einen Skandal mit den Tugendbündlern herbeizuführen, griff die Ehre der Freunde noch einmal mit frechen Worten an, worauf ihm Alexander eine so treffende und schneidende Antwort gab, daß ein ernster Zweikampf nicht ausbleiben konnte.

Man hatte sich indessen von Seiten der Landsmannschäftler gewaltig getäuscht, wenn man glaubte: der junge von Humboldt und seine Freunde hätten — weil ihr Auftreten ein ruhiges und sittiges war — keinen Muth und keine Gewandtheit im Führen der Waffen. Im Gegentheile! an dem rechten Muthe gebrach es keinem derselben und in allen ritterlichen Uebungen waren sie von Jugend auf zu Hause. So wurde denn auch der Bruder Studio, der Alexander beleidigt, von diesem blutig nach Hause geschickt; allein dadurch steigerte sich nur noch der Haß der Landsmannschäftler, und da man die Sache jetzt als die: eines Bundes gegen den anderen ansah, so standen bald auch Wilhelm, Dohna, Arnim, Beeskow und die Anderen auf der Mensur. Aber sie hielten sich sämmtlich so tapfer, daß sie, ehe man es sich erwartete, in der Achtung der Studentenschaft so sehr stiegen, um allmälig in Ruhe gelassen zu werden.

Aber diese Achtung gründete sich bald auch

bei den Besseren der Studirenden auf den wirklich großartigen Fleiß und die schöne sittliche Haltung, die fort und fort alle diejenigen bewährten, die zu dem neuen „Freundschaft- und Tugendbunde" gehörten; und so kam es, daß deren Zahl bald beträchtlich wuchs und sich ihm in kurzer Zeit fast alle Studenten anschlossen, die nicht ganz in der alten Rohheit versunken waren.

Auch auf den jungen Grafen Dohna wirkte das Beispiel Alexander's außerordentlich günstig ein.

Dohna war ein Mann von sehr schönen Fähigkeiten, aber seine Erziehung während der Kinderjahre in ländlicher Einsamkeit auf Schloß Schlobitten, war eine ungemein mangelhafte gewesen. Sein und seiner Geschwister Mentor, Schirrmacher, war ein gutes, freundliches, aber unbedeutendes Männchen; auch betraf der Unterricht damals nur Gegenstände, welche zu jenen Zeiten den höheren Ständen als wichtig erschienen: die französische Sprache z. B. mußte fertig und vollständig erlernt und eine ganze Fluth französischer Memoiren gelesen werden. Dagegen war von alten Sprachen kaum die Rede, eben so wenig von Mathematik. Der geschichtliche Unterricht erstreckte sich dabei nach damaliger Art, fast nur auf Fürstengeschichte, ohne von irgend einem wissenschaftlichen Hauche durchdrungen zu sein.

Später holte Dohna dies allerdings zum Theile nach; dennoch trat ihm, als er die Hochschule zu Frankfurt an der Oder bezogen, sofort sein Mangel an classischer Bildung lebhaft vor die Seele und dies peinliche Gefühl steigerte sich noch, als er Alexander von Humboldt und seinen Bruder näher kennen lernte. Welche reiche Fülle schönen und gediegenen Wissens brachten doch diese jungen Männer schon mit auf die Hochschule! Und welches Beispiel unermüdlichen Strebens fand er hier. Da ging in des jungen Dohna's edler Seele der Vorsatz auf, nicht hinter jenen zurückbleiben zu wollen, und von der Minute an begann zwischen Dohna und Alexander ein wahrer Wetteifer in dem Streben nach sittlicher und wissenschaftlicher Vervollkommnung.

Den gleichen Einfluß übte Alexander auf Beeskow, der, vor der Bekanntschaft mit dem jungen Humboldt's, auf dem besten Wege gewesen war, in dem wilden und wüsten Treiben, das er auf der Hochschule vorgefunden, unterzugehen. Beeskow erkannte dies auch wohl, und hing daher mit begeisterter Liebe an Alexander.

Während dieser aber, seinem Studium mit ganzer Seele hingegeben, sowohl durch sein Beispiel, wie durch den von ihm in das Leben gerufenen Bund unendlich segensreich wirkte, lebte ein finsterer Haß gegen ihn in den Herzen Derjenigen fort, deren wüstem Treiben er so entschieden und erfolgreich entgegen getreten. Ihre Wuth kannte keine Grenzen. Denn da ihr ganzes akademisches Dasein in Schwelgen und einem, bis zur äußersten Zügellosigkeit ungebundenen Leben, — der Einfluß, den sie auf die Bürger- und Studentenschaft ausübten, nur aus der Furcht, die ihre händelsüchtige Rohheit und Brutalität um sie verbreitete, bestand, so mußten sie erwarten, daß mit den feineren und edleren Sitten, die Humboldt und seine Freunde auf der Universität zu verbreiten suchten, ihre Sterne völlig erlöschen sie selbst aber zu dem Nichts zusammenschrumpfen würden, das sie sich selbst im Innersten fühlten.

Mit dem Schläger aber, mit Renommistereien, mit Verhöhnungen und dergleichen war gegen die in ruhiger Würde gleichmäßig auftretenden und fortschreitenden Mitglieder des „Freundschaft- und Tugendbundes" nichts mehr zu machen; zumal sie sehr bald auch bei sämmtlichen Professoren in einer Achtung standen, die die hochweisen Würdenträger der Gelehrtenrepublik sonst nicht so leicht ihren Schülern entgegentragen. Eine Erscheinung, zu der allerdings die hervorragende Lebensstellung einiger dieser jungen Männer beitrug.

So fand denn unter den wüstesten der Studenten manche geheime Berathung darüber statt; wie man diese milchbärtigen Neuerer unschädlich machen könne; aber — zur Ehre des Studententhums sei es gesagt — selbst die fidelsten Häuser und die „forschesten Burschen", wiesen hier jede Zumuthung zurück, die

mit gemeiner Bosheit im Bunde stand.

Dennoch gab es Einige in den verschiedenen Landsmannschaften, die verworfen genug waren, festen Schrittes darauf auszugehen: ihren Haß unter dem Schleier der Nacht zu kühlen.

Alexander von Humboldt ahnte freilich hiervon nichts. Sein Geist schwelgte in dem unermeßlichen Reiche der Wissenschaften, das seine Schätze in überreicher Fülle immer mehr und mehr vor ihm ausbreitete, während eine heitere Ruhe und Genugthuung in seinem Inneren thronte. Es war jene schöne Harmonie, die die nothwendige Bedingung, ja, die einzig wahre Grundlage eines glücklichen Lebens ist.

Friedlich strahlte die Sonne seines inneren Glücks; herrlich leuchtend stiegen die goldenen Sterne der Freundschaft und stille, keusche Jugendliebe in seiner Brust höher und höher, als leise und in Nacht gehüllt, ... eine verhängnißvolle That ihm entgegentrat.

Ein Boudoir.

Der junge Alexander von Humboldt hatte in der letzten Zeit Miß Morgan öfter bei Wekerlings getroffen. Sie in ihrer eigenen Wohnung zu besuchen, war ihm keine Veranlassung gegeben und er vermißte dieß auch nicht, eben weil er sie öfter in den ästhetischen Cirkeln des Professors fand.

Aber immer wärmer und wärmer traf ihn der Strahl ihres sonnigen Auges und die Knospe einer gar zarten und innigen Liebe erschloß sich allgemach mit der Kraft einer stillen Leidenschaft.

Das ganz Eigenthümliche dieser, auf der einen Seite so selbstständigen und auf der anderen so liebenswürdigen Erscheinung, mochte nicht wenig hiezu beitragen.

Alexander war ein ganz entschiedener Feind von jeder forcirten weiblichen Selbstständigkeit. „Selbst bei dem Manne ist Ungestüm etwas Zurückschreckendes!" — hatte er oft gesagt, wenn von solchen Mädchen oder Weibern — die namentlich in Universitätsstätten nichts Seltenes sind — die Rede war: „aber noch viel zurückschreckender und wiederlicher ist mir Ungestüm im Charakter eines weiblichen Wesens; denn hier will es schon die Natur, daß Stille, Sanftmuth und Bescheidenheit die Führer durch das Leben sein sollen."

Und wie richtig war das Urtheil Alexanders bei all seiner Jugend und geringen Bekanntschaft mit der weiblichen Welt.

Lebendigkeit wird gar manchem weiblichen Wesen angeboren und ist als solche, durchaus keine Untugend. Wird aber dem Uebermaße dieser Lebendigkeit nicht schon in zarter Kindheit vorgebeugt, läßt man sie mit in die jungfräulichen Jahre hinüber schreiten, so wird sie die Trägerin als eine rohe Gewohnheit vielleicht nie verlassen. So sieht man Mädchen und Frauen, die gleichsam von den schönen Ufern der Weiblichkeit verschlagen sind: männlich rohe, hastige, militärische Wesen, die um sich her ein sonderbares Regiment der Willkür verbreiten und nur die äußere Form ihres Geschlechtes beibehalten haben.

Sie gleichen, und wenn sie auch den höheren Ständen angehören, immer den Damen der Halle und die Gebildeteren ihres Geschlechtes erröthen wehmüthig vor ihnen.

Diese Mannweiber fühlen es sogar bisweilen selbst, daß in ihnen die sanfte, stille Weiblichkeit, die Heiligkeit ihres Geschlechtes, verloren gegangen ist. Aber sie büßen dies auch meistens schon an sich, denn das Ungestüme und Verwilderte verräth sich in der Physiognomie des Weibes noch mehr, als in den Gesichtszügen des rohen Mannes. Die Natur wollte ja in den Ausdruck des weiblichen Geschlechtes das Ideal ihrer höchsten Güte legen und dadurch ihr Meisterstück noch mehr, als durch die schönste Körperform verherrlichen. In jenen rohen weiblichen Wesen geht aber, schon in der Physiognomie, auch der kleinste Funke unter, der bezaubern könnte.

Sanftmuth, Geduld und Liebe, in Anmuth gekleidet, sind dagegen — sagt Ehrenberg sehr schön — wie der edelste Schmuck, so auch die

höchste Würde des Weibes. Ihr kunstloses Auftreten rührt uns bis zur Anbetung und übt eine stille Gewalt über alle Herzen aus. Das Weib, das diese Tugenden besitzt, gebietet, wo es sich zu unterwerfen — es fordert Achtung, wo es um Schutz und Schonung zu flehen — es verlangt königliches Ansehen, wo es auf Alles zu resigniren scheint.

Aber das war ja gerade bei Miß Cecily Morgan das Schöne und Eigenthümliche, daß sich in ihr, man könnte sagen, eine edlere männliche Energie und ein Streben nach Selbstständigkeit vorfanden, die nicht nur von jedem Ungestüm und jedem Anfluge forcirter Männlichkeit fern waren, sondern auch in Anmuth gehüllt auftraten.

Und diese Anmuth, dieser Liebreiz, der innere Gehalt und die weibliche Grazie Cecily's waren die Zauberer, die Alexander's Herz im Geheimen mit süßen Banden umstrickten. Aber auch Miß Morgan schien in der letzten Zeit für den jungen Humboldt nicht unempfindlich. Von den gewöhnlichen faden Huldigungen, wie sie so viele junge Männer bei ähnlichen Gelegenheiten darzubringen pflegen, konnte natürlich bei Alexander nicht die Rede sein. Aber in Cecily's Blicken lag ein erhöhtes Interesse, wenn sie sich mit ihm unterhielt. Es sprach aus ihnen jenes ganz eigenthümliche unbeschreibliche Etwas, das mit Lichtblitzen, Entzücken und Seligkeit in unsere Herzen zu gießen vermag, und uns, meistens mit Recht, auf Liebe schließen läßt; das aber auch gar manchmal nur das lichte Aufflammen eines, in reiner Begeisterung für das Schöne, Große und Herrliche beseligten weiblichen Herzens ist.

Alexander — mit einer wirklich kindlich reinen Verehrung und Liebe an Cecily seinem Ideale hängend, — sog gerade aus diesen Blicken die süßeste Nahrung seiner Begeisterung für Miß Morgan; wer mochte es ihm verargen, daß sie ihn einen Himmel der Liebe ahnen ließen?

Er sprach übrigens mit keiner Seele über diesen Gegenstand, auch nicht mit Beeskow, von dem er zuerst erfahren, wer sie sei. Uebrigens stellte ihr Alexander selbst diesen Freund bei einer der nächsten ästhetischen Abendunterhaltungen im Hause des Professor Wekerling — wo Beeskow jetzt auch eingeführt war — vor und zwar als Denjenigen, der sich einst, der Rohheit der Landsmannschäftler gegenüber, so ritterlich ihrer angenommen habe.

Der Weg, den unser Schicksal schreitet, ist indeß oft wunderbar genug. Alexander würde dies gewiß **nicht** gethan haben, hätte er zweierlei ahnen können; einmal den Eindruck, den sein Freund auf Cecily, die ihn zum erstenmale sah, machte, und dann, daß Beeskow sie längst liebte.

Das Ideal, welches Miß Morgan's ganzes Sein und Wesen regierte und dominirte war — wie wir wissen — die Schönheit, und zwar in körperlicher, wie in moralischer Beziehung. Gott war ihr „**die Idee des absolut Schönen**;" alles Schöne verehrte sie mit leidenschaftlicher Begeisterung; schön mußte alles um sie her sein; Niemand huldigte den schönen Künsten mehr wie sie, und schön auch als Charakter und in sittlicher Beziehung dazustehen, war ihr eifriges Streben.

Man kann sich nun denken, welchen Eindruck auf sie die Erscheinung eines so überaus schönen jungen Mannes machen mußte, wie Beeskow war.

In der ganzen Studentenschaft galt er als der hübscheste Bursche. Vor allen Dingen war er ein Bild jugendlicher Frische und Kraft. Seine Figur war kräftig und doch schlank, mit fleischigen runden und muskulösen Formen. Schwarze, von Lebenslust und jugendlichem Uebermuthe blitzenden Augen, verriethen Geist und eine gewisse schelmische Keckheit. Sein Haar war dicht und rabenschwarz und legte sich in gefälligen Wellen um die hohe, schön geformte, freie Stirne, während das schwarze Schnurrbärtchen unter der feinen leicht gebogenen Nase den frischen rosigen Teint der runden und vollen Wangen noch hob. Lachte Beeskow, so blitzten zwei Reihen Zähne, so weiß wie Elfenbein, zwischen den kirschrothen, etwas sinnlich gewölbten Lippen durch. Seine Züge spiegelten dabei Leben, Geist und Ironie, während in allen seinen Bewegungen

Selbstbewußtsein, aber auch jenes geniale Sichgebenlassen eines flotten Burschen lag.

Und wie günstig hob nun noch die Studententracht jener Zeit, die Vorzüge seiner körperlichen Erscheinung. Der knappe und kurze schwarze Rock zeigte vortheilhaft die schlanke Taille und die breite männliche Brust, während die enganliegenden Beinkleider von weißem Leder die runden, vollen und strammen Schenkel und jede Form des Unterkörpers, wie aus Marmor gebauen, darstellten. Kraft und Fülle war auch hier charakteristisch und stand in einem überaus schönen und harmonischen Einklange mit dem Ganzen.

Uebrigens gehörte nicht viel dazu, um auf den ersten Blick aus der ganzen Erscheinung einen Mann von Geist, Witz und Feuer zu erkennen. Cecily war in der That von der Schönheit Beeskow's so überrascht, daß seine Vorstellung wie ein elektrischer Schlag auf ihr Herz wirkte. Es ward ihr heiß und kalt, eine dunkle Gluth überlief sie und kaum vermochte sie die ihr sonst immer so sehr zu Gebote stehende Fassung aufrecht zu erhalten.

Alexander bemerkte natürlich von alledem nichts. In seiner eigenen Bescheidenheit, in seiner Verehrung des Freundes und seiner stillen liebenden Vergötterung Miß Morgan's sah er jetzt mit Freude die strahlenden Gesichter Beider, die ihm der natürliche Ausdruck zweier edlen Naturen waren, welche sich gegenseitig finden und ahnend erkennen.

Und allerdings hatten sich diese beiden Naturen in einem einzigen Momente gefunden und ahnend erkannt. Es war dies eine jener, im Leben sehr oft vorkommenden, wunderbaren Erscheinungen, die — bei aller psychologischen Begründung — doch etwas so Räthselhaftes, Zauberartiges an sich haben, daß man sie in dunkleren Jahrhunderten in der That einem Zauber zuschrieb: eine unglückliche Verblendung, die manch armes Weib nur dem unabweisbaren Zuge seines Herzens folgendes Wesen unter namenlosen Qualen auf dem Scheiterhaufen untergehen ließ. Jetzt lehrt uns schon die Chemie: Wenn irgend welche Stoffe mit einander in Berührung gebracht werden, so verbinden sich stets zunächst diejenigen miteinander, welche die größte gegenseitige Verwandtschaft haben. Und dies Naturgesetz bestätigt sich vollkommen im Reiche des Seelischen.

Auch in unseren Herzen wohnt ein unabweisbarer Trieb, eine unaussprechliche Sehnsucht nach dem uns verwandten Geistigen. Es treibt uns, mit ihm eine Verbindung einzugehen, — Eines mit ihm zu werden. Das Verwandte sucht, findet und verbindet sich blitzschnell mit dem Verwandten. Daher das „veni, vidi, vici!" der Liebe.

Hier war es auch so: ein Moment hatte über das Schicksal dreier Menschen entschieden. Beeskow liebte zwar schon seit längerer Zeit Cecily im Stillen; aber Miß Morgan, die seine Erscheinung wie mit einem elektrischen Funken getroffen, war jetzt ebenfalls und, zwar von dem Momente an, in welchem sie ihn erblickt, sein; denn sein ganzes geistiges Wesen und seine ursprüngliche, angeborene Künstlernatur waren ihr noch wohlverwandter, als das tiefere, rein geistigere, aber auch ernstere Wesen Alexanders. Dieser freilich konnte von dem Vorgange in dem Herzen der so hoch Verehrten nichts ahnen, fand Cecily doch selbst noch kein klares Bewußtsein über das, was sich seelisch in ihr gestaltet hatte.

Aber Miß Morgan sah doch zu klar — auch in ihrem Inneren — um nicht schon in den nächsten Tagen die Leidenschaft zu erkennen, deren unwillkürliches Opfer sie geworden war. Sie erschrack erst mädchenhaft; wehrte sich gegen sich selbst, wie eine Fliege, die sich in dem tausendfädigen Netze einer Spinne gefangen hat; aber die Fäden waren zu zähe, sie rissen nicht und ..... Miß Cecily Morgan war so vernünftig und geistig stark, um sehr bald zu erkennen: daß sie eigentlich eine Thörin sei, gegen ein ganz in der Natur begründetes, edles und heiliges Gefühl anzukämpfen.

„Ich liebe ihn!" — sagte sie zu sich selbst — „ist das etwas Böses? Nein! im Gegentheile, ich folge ja darin nur den ewigen göttlichen Gesetzen der Natur. Liebe ist das schönste, erhabenste und beglückendste Gefühl,

das unsere Brust schwellen kann, warum soll ich ihm nicht Raum geben? Gott selbst ist die Liebe und durch die Liebe sollen wir Menschen uns ja gerade verklären und bis zur Gottheit erheben."

Und Cecily hob ihr schönes Haupt stolz empor und setzte einen Triumph ihres Verstandes, ihrer Naturtreue, ihrer Wahrheitsliebe, und ihres starken, über die Schwächen gewöhnlicher Märchen erhabenen Wesens darein, dieser heiligsten und erhabensten aller Leidenschaften — freilich im edelsten Sinne des Wortes — freien Lauf zu geben.

Als eine Lügnerin oder gezierte Coquette glaubte sie sich aber verachten zu müssen, wenn sie — als ihr Beeskow bald darauf seine Liebe erklärte — nicht offen, treu und wahr dem Geliebten ihre Neigung ebenfalls gestanden hätte. Beeskow war überglücklich. Und wie hätte er es nicht sein sollen? — Er, mit seinem jugendlichen Aufschwunge für alles Edle, Schöne und Geistige; — er, der in seiner künstlerischen Natur sich so ganz in seiner Cecily wiedergespiegelt fand; — er, der so excentrisch in Allem: mit seinem genialen Anfluge, seinem Selbstbewußtsein, seinem übersprudelnden Jugendmuthe, seinem herrlichen Talente für Musik, Zeichnen und Malerei, seinem Enthusiasmus für Kunst und Künstler?! —

Freilich konnte Miß Cecily nicht wissen, daß hinter all' diesen schillernden Eigenthümlichkeiten des Geliebten, eine bis zum Aeußersten sinnliche Natur liege, und daß es ihm, bei dem besten und edelsten Willen, doch gar häufig, wenn die Leidenschaften in der jugendlichen Brust stürmten, an moralischer Kraft und Ausdauer gebrach. Wußte sie ja doch bis dahin selbst noch nicht, was Leidenschaft war; war ihrem kindlichen Herzen bis zur Stunde doch jener Antheil ganz fremd, den — namentlich bei phantasiereichen künstlerischen Naturen — die Sinnlichkeit gern bei jeder Erregung nimmt.

Beeskow aber verlor über sein Glück — das er jedoch auf das Strengste geheim hielt — den festen moralischen Halt, den er seit dem Umgange mit dem jungen Alexander von Humboldt gewonnen. Rascher, als es möglich schien, ward er ein Spielball seines Herzens und der Liebe, und seine Freundschaft litt durch den Mangel an Aufrichtigkeit gegen den Freund.

Sein Geist war jetzt in einer beständigen Gährung, sein ganzes Wesen fieberhaft aufgeregt. Er arbeitete wie ein Riese und bis zur Ueberspannung seiner Kräfte, um dann oft plötzlich bis zu einer Art geistiger Abwesenheit in selige Gedanken zu versinken. Er konnte dann in seiner Phantasie so recht mit Besonnenheit schwelgen und sich in den Genuß vertiefen. Aber weder hier, noch in den mancherlei Liebhabereien und Studien, auf die sich jetzt sein jugendlicher Enthusiasmus mit einer gefräßigen Wißbegier warf, fand er Ruhe. Desto heftiger wurde er von Tag zu Tag in seiner Freundschaft zu Alexander und den übrigen Mitgliedern des „Tugendbundes"; vielleicht gerade, um seinen Mangel an Aufrichtigkeit einigermaßen gut zu machen. Er war jetzt der Begeistertste in dieser Verbrüderung, und hätte gewiß sein Leben für eine große, die Menschheit beglückende That eingesetzt, um Cecily würdig zu erscheinen und als Held und Märtyrer vor ihren Augen zu sterben. Denn selbst im Märtyrerthum liegt für hochpoetische Menschen und tiefsinnliche Naturen eine Wollust, die jener der Liebe gleich kommt. Oft war es ihm dabei, als müsse er die ganze Welt umarmen und könne sie nur nicht greifen. Er liebte, ward geliebt...... und doch zersprengte noch eine unbefriedigte Sehnsucht fast seine Brust; — eine Sehnsucht, die ihn oft schwindeln machte und sich nachgerade zu einer Art Wuth der Unbefriedigung steigerte.

Alexander ahnte in seiner stillen Verehrung Miß Morgan's von alle dem nichts. Er sprach ja mit Cecily, die er nur bei Wekerlings sah, nie über diesen Gegenstand, und da sich Beeskow hier wenig mehr zeigte, lag keine Gelegenheit vor, daß sich dieser verrathen hätte. Desto öfter besuchte Beeskow Miß Morgan und ihre Mutter in ihrer Wohnung; doch wußte er es so einzurichten, daß keine Seele etwas von diesen Besuchen erfuhr, und auch Cecily mußte ihm versprechen, derselben nirgends zu erwähnen.

Und welche herrliche Stunden verlebten hier die beiden Liebenden in gegenseitiger Ausübung ihrer künstlerischen Talente: im Zeichnen, Malen und in der Musik, sowie in begeisterten Gesprächen über die Schönheit, ihre Macht und ihre Herrschaft über Welt und Menschheit. Das Griechenthum war dabei ihr Ideal; während Beeskow plötzlich wieder die alte Lust zum Malen überkam und sein angeborenes Talent sich dabei wirklich glänzend geltend machte.

Als sie einst in Cecily's Arbeitszimmer viel darüber gesprochen und in einem vortrefflichen englischen Werke die Kupferstiche fast sämmtlicher bis dahin bekannten Antiken gemeinsam betrachtet und bewundert hatten, und beide in Eifer und Aufregung glühten, bat Beeskow die Geliebte: ihm nun endlich einmal ihr kleines Heiligthum — ihren Tempel, wie sie ihr Boudoir nannte, — zu zeigen.

Cecily nahm jetzt keinen Anstand; die Stimmung war eine warme, vertraulich beseligende; und konnte und durfte sie noch ein Geheimniß vor dem Geliebten haben?

„Du sollst es sehen, Adrian!" — sagte sie daher mit einem bezaubernden Lächeln, in dem ein Himmel voll Glück und Seligkeit lag. — „Nimm es aber als einen Beweis meiner unendlichen Liebe hin, wenn ich Dich hinein lasse; denn diesen stillen Winkel meiner süßesten mädchenhaften Träume, dies Heiligthum meiner Zurückgezogenheit, hat noch kein Mann gesehen, kein fremder Fuß betreten."

Und Cecily drückte mit diesen Worten gegen einen großen Spiegel, der in der Wand angebracht war und mit dem unteren breiten Theile des scheinbaren Rahmens bis zum Fußboden reichte. Sofort drehte sich der Spiegel um eine, in seiner Mitte angebrachte senkrecht stehende Achse, so daß sich zwei schmale Räume zum Eintreten öffneten. Rasch benutzte sie das liebende Paar und sofort schloß sich der Spiegel wieder hinter ihnen, so daß sie sich in einem kleinen zauberhaft schönen Gemache befanden, dem jedoch, da es gar keine Thüre zeigte, jeder Ein- und Ausgang zu fehlen schien. Es war ein seltsamer, wunderbar-behaglicher Eindruck, den dies auf den jungen Mann machte: wie für die Ewigkeit schien er sich hier, abgeschlossen von aller Welt, in der beglückendsten Gefangenschaft zu befinden. Es überlief ihn ein leiser Schauer des Entzückens.

. Dies kleine Gemach mußte ohnedem die Göttin der Schönheit geschaffen und zu ihrem Tempel geweiht haben; so wenigstens bedünkte es in diesem Augenblicke Beeskow, der vor Staunen und seligem Behagen unbeweglich da stand. Das ganze war im griechischen Style ausgeführt; Halbsäulen zerlegten die Wände in Tafeln, auf deren spiegelglatten, von einem leichten Rothe angehauchten Grunde, meisterhaft gearbeitete Statuetten von Alabaster sich auf zierlichen Piedestalen schön hervorhoben. Es waren sämmtlich Gestalten aus der griechischen Mythologie: Amor und Psyche, — Aphrodite, dem Meere entsteigend, — Apollo, der Gott der nie welkenden jugendlich-männlichen Schönheit, — die drei Grazien, — Andromeda, von Perseus befreit u. s. w.

Die Wirkung dieser kleinen plastischen Kunstwerke war aber eine um so gewaltigere und eigenthümlichere, als sie ihr Licht von oben und durch Scheiben von rothem Glase empfingen, so daß sie bei der magischen Dämmerung, die rings in dem Gemache herrschte, alle lebend erschienen, die zierlichen Glieder in der natürlichen Farbe des Fleisches und in einer Zartheit und Abrundung, die nirgends auch nur einen Anflug von Rohheit und Härte zuließ.

Starkduftende Gewächse mit reichen, in den prächtigsten Farben prangenden Blüthen bildeten dabei, rings an den Wänden hin, einen kleinen Zaubergarten; während die Mitte des Zimmers ein breiter, weich gepolsterter Divan von weißer Seide, in Form und Gestaltung eines griechischen Ruhebettes, einnahm. Ein schöner weicher Teppich bedeckte den Boden.

„Nun, mein Freund!" — sagte jetzt Cecily, indem sie Beeskow, der mit seiner jugendlich schönen Gestalt selbst wie ein Apollo in diesem Tempel dastand, mit leuchtenden Blicken und glühenden Wangen ansah. — „Nun, mein Freund, habe ich nicht das Recht, mein Bou-

dir einen kleinen Tempel zu nennen?"

„O gewiß, theuere Cecily!" — entgegnete der junge Mann. „Ich kann mich von meinem Staunen nicht erholen. Aber den rechten Werth und die rechte Bedeutung erhält dieser Tempel doch erst, wenn Du selbst als Priesterin der Schönheit in ihm weilst!"

„Dazu ist er auch geschaffen!" — sagte Miß Morgan. — „Und meine schönsten und liebsten Stunden habe ich hier zugebracht. Wenn mir das Bedürfniß kommt, mich einsam in meine Gedanken zu versenken, dann flüchte ich mich hierher, wo ich — verborgen vor aller Welt und frei und los von all' und jedem Druck alberner Convenienz — nur mir allein gehöre. Hingestreckt auf diesen Divan, kann ich dann Stunden lang mein ganzes Wesen aufgehen lassen in dem Forschen und Suchen nach der Schönheit Ideal und der Verkörperung desselben im Leben."

„Und was sind die Resultate dieser Stunden? — frug Adrian, indem er sich auf den Divan setzte und Cecily sanft nach sich zog.

„Eine unbegrenzte Verehrung, Liebe und Sehnsucht nach dem Volke und dem Lande der Schönheit.

„Ich errathe!" — rief Beeskow, die Hand der Geliebten leise drückend — „nach den Griechen und Griechenland."

„So ist es!" — sagte Cecily und ihre seelenvollen Augen glänzten im Feuer der Begeisterung. — „Tritt uns denn nicht das griechische Volk aus dem chaotischen Gemenge der alten Völker wie eine plastische Göttergestalt mitten unter rohen Skulpturanfängen wunderbar herrlich entgegen? War denn dort, in dem lieblichen Hellas, nicht Alles herrlich?......der ewig heitere Himmel, die reine klare Luft, der Ocean, so ewig groß und ewig neu an Schönheiten; die ganze Natur in ihrer erhöhten Farbenpracht, mit ihren zarten, ebenmäßigen Gebilden! Da war es denn kein Wunder, daß der Sinn für Schönheit überhaupt so frühe in den Griechen geweckt wurde; daß sich auch in den Menschen dort natürliche Grazie entwickelte und das Streben nach hoher Idealschönheit das Wesen der griechischen Nation bald charakterisirte."

„Es ist wahr!" — sagte Beeskow, dessen Blicke mit Entzücken an dem strahlenden Antlitze der Geliebten hingen — „in Griechenlands schönster Zeit durchdrang der Geist der Poesie, des Edlen und Idealen Alles."

„O!" — rief Cecily — „schön erschienen die Menschen in Gestalt und Ausdruck; — schön und malerisch war ihre Gewandung, die nicht, wie jetzt, in entsetzlichen, jedes Gefühl für Schönheit empörenden Moden den Körper verhüllte und verunstaltete, sondern in kindlicher Unbefangenheit die wunderbare Herrlichkeit seiner Formen zeigte. Schön bis zum Erhabenen und Herrlichen, traten Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei und Dichtkunst auf, — und schön vor Allem war die Bildung des Geistes!"

„Eben darum und ganz naturgemäß" — sagte Beeskow — „mußte sich nun aber auch bei den Griechen dieser Schönheitssinn in ihrem ganzen Leben, in allen ihren öffentlichen und Privatverhältnissen ausdrücken."

„Und er that es!" — rief Cecily in flammendem Eifer. — „Er that es bei ihrer Erziehung, ihren Spielen, ihren Festen, ihren Leibes- und Geistesübungen. O welche Zeiten waren die Zeiten des Perikles! als das Parthenon sich erhob, die Propyläen emporstiegen, das Erechtheum, das Pelasgikon, der Areopagus, das Odeon die Zierden Athen's wurden; als Phidias seine Göttergestalten schuf und Apelles seinen Meisterpinsel führte. Und......und!" — fügte sie hinzu, indem sie ihre beiden zierlich kleinen Hände auf die schön geformte wogende Brust drückte — „was geht denn über die Dichtungen ihrer Götterlehre und über die zauberhaften Kunstgebilde, die wir dieser verdanken."

Und ihr Blick schweifte mit Entzücken über die Alabasterstatuetten, die die Wände des kleinen Gemaches zierten. Cecily war dabei so sehr in die berauschende Betrachtung derselben verloren, daß sie nicht bemerkte, mit welch' brennender Gluth das Auge des Geliebten auf ihr ruhte. Beeskow aber kam es vor, als habe er Miß Morgan noch nie so schön gesehen. Sie selbst war wie ein Gebilde aus griechischer Meisterhand, mit dem wundervol-

len Profil, dem zartgewölbten Busen, dem schlanken Körper und den edlen Formen der Arme und Hände. O nur eines, nur eines wünschte sich der Jüngling jetzt: daß diese liebliche Göttergestalt keine andere, als eine griechische Gewandung umhüllen möge.

Und Beeskow zog die Geliebte an sich und flüsterte ihr in's Ohr, was er dachte. Da lächelte Cecily mit bezaubernder Unschuld und sagte:

„Und wäre das etwas Böses? Wenn wir in jenen Zeiten lebten, verstünde es sich ja von selbst. Dem Reinen ist alles rein."

„Engel!" — rief Adrian und zog sie an seine Brust und ein glühender Kuß brannte auf ihren Lippen.

Den Tod im Auge.

Hast du nun genau behalten, was ich dir gesagt habe?" — schrie mit rauher, schnarchender Stimme ein altes häßliches Weib einem kleinen in Lumpen gehüllten Mädchen zu.

„Ja, ich hab' es behalten!" — entgegnete das bleiche Wesen, indem es am ganzen Leibe zitterte und mit Entsetzen nach den Händen der Alten schielte, die wie die Krallen eines reißenden Thieres anzusehen waren und von welchen es wohl eine neue unsanfte Berührung mit seinem zerzausten Haupthaare fürchtete.

„Wo also sollst du ihn erwarten?" rief die Alte und faßte das Kind mit ihrer knochendürren Hand so fest an seinem mageren Arme, daß es laut aufschrie. Aber der Schmerzensschrei des armen Wesens schien die häßliche Alte noch zu freuen, denn ihre grünen, tiefliegenden Augen leuchteten in dem dunkelen Gemache katzenartig auf, während sie die Kleine unter heiterem Lachen hin- und herschüttelte, als wolle sie dieselbe aus dem Todesschlafe erwecken.

„Bist wohl von Marzipan?" — rief sie dabei — „weil du so schreist, wenn man dich anrührt? Antworte mir lieber: wo sollst du ihn erwarten?"

„Am Deutschherrenhause an der Brücke!" — entgegnete die Kleine, leise wimmernd.

„Und wirst du ihn erkennen?"

„Ja!"

„Woran?"

„Er trägt keine Farben und keinen Schläger; auch habt Ihr mir den jungen Mann schon bei Tage gezeigt."

„Wenn du einen Falschen bringst! — sagte die Alte, und ihr gelbes, von zahllosen Falten durchfurchtes Gesicht, mit den Warzen auf dem einen Backen und den kurzen grauen Haaren an dem, über den eingefallenen zahnlosen Mund weit hervorstehenden Kinn, zeigte schon im Voraus den Zorn, den sie für den unglücklichen Fall verkünden wollte. — „Wenn du einen Falschen bringst, reiße ich dir dein letztes Haar aus!"

Die Kleine erblaßte, denn der Druck an ihrem Arme war so stark geworden, daß dem Kinde die Sinne zu schwinden anfingen.

„Ich bringe schon den rechten!" — lispelte es leise; — „aber nun laßt mich auch los, Mutter Gertrud, Ihr zerquetscht mir den Arm."

Indeß die Alte ließ nicht los: — „Dummes Ding!" — rief sie und schüttelte das Mädchen auf's Neue — „sei nicht so frech, sonst summt dir eine Maulschelle auf. — Und du weißt, was du mit ihm zu thun hast."

„Ich weiß es!"

„Und daß Euch Niemand bemerkt."

„Ich werde vorsichtig sein."

„Namentlich hüben in der Vorstadt."

„Ich führe ihn durch die kleinen Gassen, die bis dahin leer und einsam sind."

„Recht!"

„Und von hinten in das Haus."

„So hab' ich dir's befohlen. Dann über den langen Gang nach der Thüre...."

„Aber...." — hub die Kleine hier ängstlich an.

„Was aber!" — keifte die Alte und ihre Finger krallten sich ordentlich in das Bischen Fleisch des Kinderarmes, den sie hielt. — „Halte dein Maul und thue, was man dir befiehlt!"

„Aber gebt mir um Gottes Willen erst ei-

nen Bissen zu essen, Mutter Gertrud!—flehte das Kind jetzt. — „Ich habe seit gestern nichts genossen und kann kaum noch auf den Beinen stehen."

Die Alte lachte höhnisch, kniff ihre Katzenaugen zusammen und sagte: — „Dann kannst du auch desto besser lamentiren. Wenn du mir aber den Vogel erst abgeliefert, dann sollst du auch zu essen haben."

„Nur ein kleines Stückchen Brod!" — jammerte das Kind.

„Wenn er hier im Hause ist."

„Ich bitte Euch, Mutter Gertrud, nur ein kleines, kleines Stückchen!"

Aber Mutter Gertrud blieb taub für die Bitten des Kindes: „Jetzt marsch!" — rief sie, ohne den Arm ihres Opfers nur einen Augenblick los zu lassen und führte dasselbe zur Thüre. — „In einer Stunde bist du mit ihm hier, oder ich reiße dir alle Haare aus dem Kopfe und werfe dich in den Keller den Ratten vor!" — Und ein Tritt der Alten setzte das Kind vor die Thüre.

Das Gemach, in welchem sich diese Scene zutrug, war, obgleich die Dunkelheit angebrochen, nicht erleuchtet. Schwerlich herrschte aber auch hier am Tage Licht: denn das einzige niedere Fenster desselben ging auf einen düsteren Gang und war noch dazu so sehr mit Schmutz und Staub bedeckt, daß sich im Laufe der Zeit eine förmliche Kruste über den kleinen schlechten Scheiben gebildet hatte. Wären nicht einige derselben zertrümmert gewesen und herausgefallen, so hätte auch nicht ein Strahl des Lichtes, kein Hauch frischer Luft hier Eingang gefunden.

Entsprechend sah es im Inneren dieser Höhle aus. Wände und Decke waren schwarz von Rauch und Schmutz, und letzterer bildete sogar auf dem Fußboden eine angenehme Abwechslung von kleinen Bergen und Thälern, so daß derselbe der Darstellung eines Landes in bas-relief nicht unähnlich sah.

Ein alter, wacklicher, von den Würmern fast zerfressener Tisch nebst drei Stühlen, die sich in einem ähnlichen Zustande befanden — ein elendes Bett und einige halbzerbrochene Töpfe bildeten die Haushaltung. Doch fehlte in derselben auch ein Spiegel nicht, wenn man nämlich die Platte des Tisches dafür nahm, die von Fett und — mit den Aermeln abgebohntem — Schmutz so blank war, daß man sich wirklich, bei etwas mehr Licht, in ihr hätte spiegeln können. Ein mephitischer Geruch erfüllte dabei den Raum, und zwar machte sich bei demselben wieder eine bedeutende Branntweinatmosphäre hervorragend geltend, die um so mehr und intensiver wurde, je mehr man sich Mutter Getrud näherte.

Freilich wußten Diejenigen, die hier bekannt waren, daß, wenn man der alten dunkelen und halbzerfallenen Holztreppe hinabgeklommen war, sich noch einige Räumlichkeiten in dem Hause fanden, die etwas besser aussahen, als die untere Stube. In jenen Kammern herrschte doch wenigstens einige Sorge für Bequemlichkeit und nicht allzu schlechte Betten bildeten den Mittelpunkt des daselbst aufgewandten Luxus. Ständige Bewohner hatten diese Zimmer freilich nicht; aber Mutter Gertrud fand doch häufig Gelegenheit, sie auf Stunden, Tage oder Nächte zu vermiethen, und dann ging es manchmal recht lustig in dem alten, abgelegenen Häuschen zu. Das war aber auch Mutter Gertrud's einziger Verdienst, und von diesem mußte sie sich und das Kind ihrer verstorbenen Schwester ernähren, dasselbe Mädchen, das sie soeben weggeschickt hatte.

Ueber dem kleinen Häuschen schwebte übrigens ein Nebel von unheimlichen Sagen, die die meisten Einwohner der Stadt wohl kannten, aber kaum auszusprechen wagten. In den Kriegszeiten nämlich sollte es hier oft noch lustiger zugegangen sein, wie dies jetzt noch manchmal geschah. Die Söhne des Mars fanden — besonders wenn sie an Beute reich durch die Stadt kamen — hier eine ungemein freundliche und liebreiche Aufnahme; nur, so flüsterte man sich zu, kam nicht Jeder, der hineingegangen war, wieder heraus. Wenn der Appel zum Ausmarsch rief, war mancher spurlos verschwunden, der vielleicht dann schon still und schweigsam auf den letzten Appel harrte.

Aber diese Zeiten waren ja längst vorüber;

die Hausbesitzer hatten mehr denn einmal gewechselt, und statt der Söhne des Mars sprachen jetzt fast nur Musensöhne hier ein. Freilich waren dies nur die wüstesten und rohesten, die sich im Uebermuthe der Jugend allen Lastern in die Arme warfen und ihr verworfenes Treiben in Nacht und Verborgenheit hüllen mußten.

Auch in diesem Augenblicke saß in dem hintersten Winkel des eben beschriebenen Gemaches eine Gestalt, die man zwar, der Dunkelheit und ihrer Verhüllung wegen, nicht erkennen konnte, die aber dennoch durch Backen-, Schnurr- und Kinnbart, sowie durch Sprachweise und Manieren auffallend an einen der berüchtigtsten Schläger und Renommisten jener Landsmannschaft erinnerte, die im „tollen Häring" zu kneipen pflegte.

„Mutter Gertrud" — sagte jetzt die Gestalt in tiefem Baß, aber mit gedämpfter Stimme, — „wird mich auch der Grasaffe, den Ihr eben fortgeschickt, nicht erkannt haben?"

„Gewiß nicht!" — krächzte die Alte, indem sie nach einer auf dem Tische stehenden Branntweinflasche schlich und einen tüchtigen Zug nahm. — „Es ist ja hier so dunkel, wie im Grabe."

„Und Ihr glaubt, daß die Sache gelingt? Denn der Kerl muß aus dem Wege; ich und noch ein paar Andere haben es geschworen."

„Rechnet auf mich."

„Habt Ihr auch die Kraft, es auszuführen?"

„Gelbschnabel!" — rief mit heiserem Lachen die Alte, — „wollt Ihr mich lehren, was ich zu thun habe, wenn ich gut bezahlt bin?"

„Und ...."

„Mit Eurem ewigen „und!" — Gebt das Geld und trollt Euch, bis die schwarze Lore wieder kommt. Ich verstehe mehr von dem Haus, als irgend eine noch lebende Seele."

„Wie so?" — frug die Gestalt, indem sie sich erhob.

Mutter Gertrud that einen neuen und so kräftigen Zug aus der Branntweinflasche daß der Bärtige selbst erstaunt zusah.

„Wie so?" — wiederholte sie dann, und ein Strom von Branntweindunst zog aus ihrem Halse. — „Wie so? weil ich vor Jahr und Tag schon einmal in diesem Hause war."

„Ihr?"

„Ja, ich, junger Mann, und zwar war ich damals noch so jung und schön, wie es jetzt Euere schwarze Lore ist, mit der Ihr oft da oben haust. Das waren freilich noch bessere Zeiten — — schmucke Kriegsmänner kamen da — Gold die Fülle .... Doch, was schwatze ich, ... zahlt mir mein Geld ..... und dann trollt Euch, ich muß Anstalten machen."

„Hier ist es!" — sagte die Gestalt und warf eine schwere Geldrolle auf den Tisch. — „Aber das Maul gehalten, alte Hexe, oder Du bist verloren."

Und mit diesen Worten wandte sich der Verhüllte und verließ Haus und Gemach.

Die Glocke schlug eben ein Viertel vor acht Uhr, als sich der junge Alexander von seiner Arbeit erhob. Er hatte heute Abend ausnahmsweise den gemüthlichen Theebesuch bei Professor Löffler nicht gemacht, und Kunth und Wilhelm allein hinuntergehen lassen, weil ihn eine neue Entdeckung so anzog, daß er alles Andere darüber vergaß.

Cavendish, der berühmte Chemiker, — der talentvolle zweite Sohn des Herzogs von Devonshire — hatte die directe Vereinigung des Stickstoffes mit dem Sauerstoff zu Salpetersäure beobachtet, und verbreitete nun in einer kleinen Schrift zuerst Licht über die Zusammensetzung dieser, schon in den frühesten Zeiten der Chemie bekannten Säure.

Alexander's Wißbegierde erfaßte die Sache mit dem ihm eigenen Eifer und so waren ihm in seinem stillen Studierzimmer zwei Stunden über der neuen Broschüre verschwunden, er wußte selbst nicht wie. Jetzt mußte er enden und sich auf den Weg machen, denn von acht bis neun Uhr las noch Professor Walker ein Privat-Collegium über Zoologie, das er nie versäumte, da es großes Interesse für ihn hatte.

Professor Walker aber wohnte weit ab und bis zum Deutschherrnhause in der Nähe der Brücke war es gewiß eine gute Viertelstunde Weges.

Alexander nahm daher rasch Kopfbedeckung und Collegienheft und verließ das Haus. Er war indessen im Geiste noch so sehr in die Cavendish'sche Abhandlung vertieft, daß er Alles, was um ihn her vorging, nur wie in einem halbwachen Zustande bemerkte. So hörte er, als er am Deutschherrnhause in Gedanken verloren vorüberschritt, ein leises Weinen und erblickte auch ein armes Kind, von welchem das Weinen ausging. Sonst wäre er gewiß hier stehen geblieben und hätte das arme Wesen theilnehmend um die Ursache seiner Thränen gefragt; heute nahm er nur einen traumartigen Eindruck davon mit, der ihm jedoch sogleich wieder zum Bewußtsein kam, als er — eine Stunde später — das Colleg des Professor Walker verlassen und nun, etwas gesammelter, dasselbe Kind an demselben Orte weinend fand.

Alexander war zu mitfühlend, um an fremdem Elend kalt vorübergehen zu können. Er kannte schon durch zahlreiche Erfahrungen den reichen Genuß, der für ein edles Herz in stillem Wohlthun ruht, dem ärmlichen der selbstischen Freude gegenüber. So blieb er denn auch jetzt auf der ganz still gewordenen Straße stehen und frug das Kind in mildem Tone: was ihm fehle?

Die Kleine weinte leise fort: es schien ihr schwer zu werden, ein Wort hervorzubringen. Endlich, als Alexander mit beharrlicher Theilnahme in sie drang, sagte sie:

„Mich hungert so sehr!"

Alexander griff in die Tasche und wollte dem Kinde eine Silbermünze reichen; da fuhr es, wie durch eine Erinnerung erschreckt, zusammen, wehrt das Geld ab und lispelte:

„Mir nicht, mir nicht! ..... der Mutter! O Herr, kommt mit mir; nur wenn Ihr selbst kommt, könnt Ihr in einer verzweifelten Familie Rath und Hülfe schaffen!"

„Es ist schon spät!" — versetzte Alexander. — „Ich will dir heute Geld geben und morgen selbst kommen, wenn du mir Eure Wohnung sagst."

„O!" — stotterte das Kind und seine Glieder zitterten, als balle sich eine knochendürre und knochenharte Faust hinter seinem Rücken. — „nicht morgen! jetzt, jetzt gleich müßt Ihr mir folgen, ... wenn .... wenn ..... wenn nicht alle Hülfe zu spät kommen soll!"

„Nun denn!„ — sagte Alexander, der unterdessen bei dem matten Scheine der nächsten Laterne mit inniger Rührung in die leidenden Züge des blassen Kindes geschaut — „so will ich mit dir gehen."

„Ist es weit?"

„Nein!" — antwortete die Kleine, und fast schien es Alexander als betrachte sie ihn mit Blicken der Angst und des Bedauerns. Aber er mochte sich bei dem flackernden unsicheren Laternenlichte geirrt haben und die Angst galt wohl dem Elende zu Hause.

„So gehe voran!" — sagte er. — „Ich folge dir!"

Die Kleine that, wie ihr befohlen, und der junge Humboldt folgte schweigend über die Oderbrücke nach der Vorstadt. Hier bog das Kind in eine einsame Nebengasse, von dieser in eine zweite, dritte, von welchen jede mit ärmlichen Häusern und verfalleneren Baracken besetzt war. Alexander gewahrte es mit einem tiefen Seufzer. Er dachte an das viele Elend, an den vielen Jammer, die auf der Erde herrschen und frug sich im Stillen: ob denn das Leben, das so Tausende — von Unwissenheit, Rohheit, Sorgen und Arbeit in den Staub gedrückt — führten, ob das wirklich ein *menschliches Leben* genannt werden könne und dürfe? Und in wiefern solche Existenzen mit der menschlichen Würde und der höheren menschlichen Bestimmung in Einklang zu bringen seien?

Er sann lange, schmerzlich bewegt, darüber nach; aber er blickte getröstet auf, als es in seinem Inneren mit prophetischer Stimme wiederklang: „Indem die Vorsehung die Schicksale der Menschheit bestimmt, ist auch das innere Wesen des Menschen dabei in Einklang gebracht. Es herrscht auch hier eine Harmonie, wie in allen Dingen der Natur, so

daß man sie auch gegenseitig aus einander ohne höhere Fügung erklären und derleiten könnte. Gerade dies aber beweis't um so klarer und sicherer die höhere Fügung, die jener großen, erhabenen und herrlichen Harmonie des Ganzen das Dasein gab! Auch der Wurm im Staube ist glücklich und der Käfer mitten in in der Gährung verwesender Stoffe, so verhältnißmäßig, als der König auf seinem Throne und der Genius im Reiche des Lichtes!"

Alexander war, in diesen Gedanken verloren, unbemerkt in ein Haus getreten. Er ward sich dessen aber erst klar bewußt, als es um ihn zur stockfinsteren Nacht geworden und das Kind ihn um seine Hand bat, damit es ihn leiten könne. Der junge Mann gab sie ruhig und die Kleine führte ihn einen lichtlosen und endlosen Gang entlang. Einen Anderen hätte hier wohl ein unbehagliches und ängstliches Gefühl überschlichen; der junge Humboldt aber kannte keine Furcht, nur eines fiel ihm auf: die Hand der kleinen Führerin zitterte fieberhaft in der seinen.

„Bist du krank, mein Kind?" — frug er daher milde.

Aber die Kleine antwortete nicht. Nur schwere, beklommene Athemzüge entrangen sich ihrer Brust, als unterdrückte sie gewaltsam eine große Angst und ihre Hand zitterte noch mehr.

„Sage es mir!" — fuhr Alexander theilnehmend fort — „wenn dir etwas fehlt, will ich dir zu helfen suchen!"

Die kleine zitternde Hand drückte die seine leise. Ja, plötzlich blieb die Führerin stille, als besinne sie sich, ob sie weiter gehen solle oder nicht. Doch dies Besinnen dauerte nur einen Moment, dann verkündete ein plötzliches Zusammenfahren, daß das Kind über irgend etwas erschrocken sei und zitternd ging es weiter. Freilich waren Alexander's Sehorgane nicht so sehr an Finsterniß gewöhnt, um zu bemerken, daß in einem Winkel, an dem sie eben vorüberkamen, die Gestalt eines alten, häßlichen, gespenstischen Weibes zusammengekauert saß, dessen Augen fast wie die einer Katze funkelten, während sich der dürre, knochenartige Arm drohend erhob.

Indessen ward der nächtliche Gang dem jungen Mann jetzt doch etwas zu lange.

„Sind wir noch nicht am Ziel?" — frug er daher.

„Doch, mein Herr!" — antwortete die schwankende Stimme des Kindes. — „Hier ist die Thüre. Treten Sie ein....ich....ich will Licht holen."

Alexander ergriff die Klinke, auf welche das Kind seine Hand gelegt, öffnete und trat ein. Aber auch dieser Raum war völlig finster. In demselben Augenblick hörte er draußen das Kind einen gellenden Schmerzensschrei ausstoßen.

War es in der Dunkelheit gestürzt? — war ihm sonst etwas zugestoßen? — Er tappte nach der Thüre....aber....siehe da, sie wollte nicht mehr aufgehen....vielleicht war das Schloß zugefallen.

Jetzt bereute der junge Alexander von Humboldt doch ernstlich, daß er von seinem guten Herzen verleitet, etwas zu vertrauensvoll vorgegangen sei. Er fürchtete zwar nichts, aber die Situation war auch gerade keine angenehme. Er lächelte bei diesen Gedanken über sich selbst:

„Darf man denn nicht auch einmal etwas Unangenehmes erleben und überwinden?" — sagte er dann zu sich — wenn es darauf ankommt, eine gute That zu verrichten? Ich will in Geduld warten, bis die Kleine Licht bringt, dann wird sich Alles geben."

Aber das Licht kam nicht. Es vergingen fünf....zehn....zwanzig Minuten....die Kleine ließ sich nicht sehen.

„Wenn sie auf dem dunkeln Gange verunglückt wäre?" — dachte jetzt Alexander und seine Stirn legte sich in leichte Falten. — „Ich könnte ihr nicht einmal Hülfe leisten. Und ich selbst....wo bin ich denn?.... Vielleicht weiß es kein Mensch, daß ich mich hier befinde....und die Thüre ist zugefallen."

Die Stirne des jungen Mannes verfinsterte sich mehr und mehr. Er dachte nach Hause und daß man ihn dort mit Unruhe erwarten werde; denn Alexander blieb nie aus, ohne es wenigstens zu hinterlassen, wo er sei und wann er zurückkomme. Und auch das war ja

so selten, da er namentlich Abends in den Erholungsstunden, fast immer die Gesellschaft Wilhelm's und Kunth's, wenn nicht der übrigen Freunde, theilte.

So nahm denn der junge Humboldt jetzt noch einmal alle seine Geduld zusammen, immer noch auf seine kleine Führerin mit dem Lichte wartend. Wenn sie nicht gefallen war, und Schaden erlitten hatte, so mußte sie ja kommen; warum hätte sie ihn sonst hierhergeführt?

Aber sie kam nicht.

Es mochte jetzt schon eine halbe Stunde seit ihrem Weggehen verschwunden sein und nun fing Alexander doch an, ungeduldig und besorgt zu werden. Wenn man ihn nun hier vergaß?

Er pochte heftig wider die Thüre. Alles still. Er rief,.... seine Stimme verhallte, — klang aber eigenthümlich hohl zurück.

Was sollte das sein? — Wo war er? — hatte man ihm einen bösen Streich gespielt? .... aber warum?.... Er meinte es ja mit aller Welt so gut!

Alexander besann sich, ob er Feinde habe. Er wußte von keinem, außer den Landsmannschäftlern, und das waren Studenten, die konnten ihn und seine Gesinnungsgenossen fordern, aber.... nein!.... zu einem so erbärmlichen Schurkenstreiche war auch der roheste unter denselben wohl nicht fähig.

Es mußte hier ein böser Zufall sein Spiel treiben. Also — was war in dieser Lage für einen verständigen Mann zu thun?

„Vielleicht hat das Gemach noch einen anderen Ausgang!" — sagte der junge Mann jetzt vor sich hin. — „Ich will es untersuchen."

Und Alexander fing an, sich an den Wänden hinzufühlen, da auch nicht eine Ahnung von Lichtschimmer hineinfiel. Aber nicht einmal Fenster schien das Gemach zu besitzen.

Plötzlich klang es hohl unter seinen Füßen. Alexander hielt erschrocken an, zumal er zugleich eine leichte Schwankung des Fußbodens verspürte. Vorsichtig bemühte er sich, zurückzutreten.... aber.... es war zu spät.... in demselben Momente öffnete es sich, wie eine Fallthüre, unter ihm und er stürzte mit einem Schrei des Entsetzens in die Tiefe.

Einen Augenblick war es todtenstill. — —

„So!" — krächzte jetzt die heisere Stimme der Mutter Gertrud, außerhalb des Gemaches, in dem sich bis jetzt Alexander aufgehalten. „Der hat sein Theil! Da unten schläft Mancher aus den Kriegszeiten, der mir einst schön gethan und im tollen Uebermuthe nicht wußte, wo er mit seinem Bischen Leben und Gold hinaus sollte. Und nun zu dem lästigen Ding.... das mich beinahe verrathen hätte. Die muß auf die eine oder die andere Weise auch fort.

Und Mutter Gertrude schlich nach ihrem Wohnzimmer, wo an Händen und Füßen gefesselt und den Mund mit einem alten schmutzigen Lumpen zugebunden, das Kind ihrer Schwester am Boden lag.

„Warte nun, Racker!" — rief sie dabei, indem sie zugleich den Rest der Branntweinflasche mit einem Zuge hinuntergoß, — „ich will dich Satan lehren, mich verrathen zu wollen."

Und damit griff sie in des Kindes Haare, wickelte sie mehreremale um die dürre Hand und schleppte das unglückliche Opfer dann schwebend nach dem Keller. Hier ließ sie es los, warf es auf die Erde und rief:

„Da! mögest du verflucht sein und mögen dich die Ratten verzehren!"

Dann gab sie dem armen in Schmerzen und Angst sich krümmenden Wesen noch einen Fußtritt und schwankte in ihrem Branntweinrausche die Treppe hinauf. Die Kellerthüre fiel zu, — ein schwerer Riegel ward vorgeschoben, — ein heiseres Lachen erschallte, und es ward auch hier todtenstille. — —

Aber die Todtenstille dauerte nicht allzulange, da fing es in dem dunkeln Keller an zu raspeln und zu nagen, als ob feine, scharfe Zähne große Stücke Holz zerbissen; und es sprang hier etwas herüber und hinüber und lief dort etwas Unsichtbares mit schwerem Tritt.

Die arme Kleine zuckte entsetzt zusammen, denn sie — die schon zweimal in ähnlicher Weise hier gelegen — wußte recht gut, was

das war: es waren die großen, abscheulichen Ratten, vor welchen sie sich bis in den Tod fürchtete. Und sie lag an Händen und Füßen gebunden, fast ohne sich zu rühren — mit verschlossenem Munde, ohne schreien zu können und kaum von den elenden Lumpen ihrer Kleidung bedeckt.

Und jetzt....jetzt....hüpfte es näher!... da kam es mit den kalten Pfoten an ihren nackten Beinen herauf. Sie bäumte sich entsetzt, so gut sie konnte,....das Thier war weg. Aber die Ratten sind nicht so scheu und furchtsam wie die Mäuse, sondern keck und unverschämt. In zwei Minuten war das Thier wieder da, und eine zweite und eine dritte folgte. Die arme Kleine verlor bald den Verstand: denn nun liefen sie ihr über Hals und Brust und Beine und sie fühlte hinter den kalten Pfoten die langen Schwänze und dann wieder die Alles durchwühlenden, schnuppernden Schnauzen. Jetzt kamen sie ihr auch unter die Kleider und alles Bewegen half nichts mehr....im Gegentheil, sie mußte fürchten, bei dem geringsten Widerstand gebissen zu werden, und sie wußte, wie schmerzlich und schwerheilend eine solche Wunde sei. Und doch dies Krabbeln, dies Wühlen, dies Laufen, dies Schnuppern....Angst und Entsetzen übermannte die Kleine,....die Sinne vergingen ihr....das Bewußtsein schwand.

Lange lag die Unglückliche in diesem Zustande, da....plötzlich....sprangen die Ratten wie besessen davon. Der Strahl eines Lichtes fiel in den Keller. Jetzt verschwand er....dann kam er wieder, und zwar fiel er durch ein mit Eisengittern wohlverwahrtes Kellerloch herein, das augenscheinlich in den Keller des Nebenhauses ging.

Es war eine halbzerbrochene Laterne, die gegen das Eisengitter gehalten wurde, und hinter der Laterne zeigten sich zwei bärtige, verwilderte Mannsgesichter, Verworfenheit in ihren Zügen, einen Ausdruck hinterlistiger Schlauheit und leidenschaftlicher Gier in den Blicken.

„Da ist das Loch, wo sie ihren Schatz stecken hat!“ — sagte jetzt der eine der Männer mit gedämpfter Stimme, der man aber sogleich jene Heiserkeit anhörte, die Trunkenbolden so häufig eigen ist.

„Den Teufel!“ — entgegnete der Andere, und die Flügel seiner rothblauen Nase hoben und senkten sich schnuppernd, — „ich rieche es. Aber was hab' ich davon, wenn ich nicht d'ran kann?!“

„Geduld!“ — flüsterte der Andere. — „Ich weiß für bestimmt, daß Mutter Gertrud erst dieser Tage wieder von einem ihrer sauberen Kunden....es ist ein großer Kerl mit wüthigem Bart, Farben und Schläger....zwölf Flaschen vom besten Branntwein erhalten hat. Ich weiß auch, daß sie ihn hier in diesem Rattenloch hinter alten, zerfallenen Fässern verborgen hat, und ich weiß endlich, daß sie jetzt eben total betrunken und bewußtlos auf ihrem Bett liegt und schläft und schnarcht, als wolle sie, trotz ihrer Sünden, das jüngste Gericht herbeischlafen.“

„Conrad!“ — sagte jetzt der Andere halblaut. — „Wenn du das alles weißt, dann weißt du viel; wenn du aber nicht weißt, wie wir in das Rattenloch hinein und an die zwölf Apostel kommen, dann weißt du gar nichts!“

„Nur Geduld!“ — versetzte der Erste jetzt, und ein widerlich pfiffiges Lächeln spielte um seinen häßlichen Mund. — „Wenn der lange Conrad einen Braten riecht, so sitzt er auch mit zu Tisch. Mutter Gertrud soll die Ehre nicht geschenkt werden, daß ihr Keller dicht an den meinen stößt.“

„Aber das Eisengitter?“

Der Andere lachte heiser auf; dann gab er dem Matthes die Laterne, suchte in seinen Taschen und sagte:

„Da bin ich schon mit anderen Stäben fertig geworden.“

Wieder entstand tiefe Stille, in der man nur ein leises Feilen vernahm. Mit einemmale indessen hielt der lange Conrad mit seiner Arbeit inne, warf die Feile weg, schlug sich vor die Stirne und rief freudig:

„Was Teufel braucht's denn die Arbeit! der alte Plunder wackelt ja schon. Faßt an, Matthes! mich soll der leibhaftige Satan ho-

len, wenn wir das Ding nicht mit einem Ruck herausbekommen."

„Das wäre!" — rief dieser leise, setzte die Laterne auf den Boden und griff mit an. Und in der That, nach einem dreimaligen Anziehen dieser vier muskulösen Arme brach das alte Gitter aus dem halbverwitterten Steine.

„Hurrah! — rief jetzt der lange Conrad zwischen den Zähnen, indem er das Gitter leise niedergleiten ließ. — „Und nun, vorwärts!"

Und mit der Gewandtheit einer Katze schwang sich die lange hagere Gestalt mit dem Oberleibe in die Maueröffnung.

„Halt' mich an den Füßen, Matthes!" — flüsterte er dann — „und laß mich langsam hinunter."

Matthes that, wie ihm befohlen. Der Lange aber, der so kopfüber in den Keller der Mutter Gertrud herabgelassen wurde, streckte die Arme nach dem Boden und hatte diesen auch schon erreicht, während Matthes noch seine Füße hielt.

„Laß los!" — lispelte er, und die andere Minute stand er auf den Beinen.

„Jetzt die Laterne!"

Matthes reichte sie.

„Und nun komm!"

Der Andere folgte, nur daß jetzt der lange Conrad von hüben half.

Ein heiseres satanisches Lachen war der Glückwunsch, den sich nun Beide zu der Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten darbrachten. Der lange Conrad nahm darauf die Laterne und schritt — am Boden hinleuchtend — nach der Ecke des Kellers, wo er die Flaschen vermuthete.

Freilich sprang den Dieben manche Ratte über den Fuß; aber das war ihnen nichts Neues. Nur Flüche folgten den aufgeschreckten Thieren, bis der lange Conrad plötzlich einen Freudenschrei ausstieß: die zwölf Apostel waren entdeckt.

„Aber es sind ja keine zwölfe mehr!" — sagte Matthes jetzt betrübt, indem seine gierigen Blicke die Flaschen wiederholt überzählten.

„Nun freilich!" — entgegnete der lange Conrad. — „Eine hat sie im Leib, und das ist gut, sonst hätten wir vielleicht die elf anderen nicht bekommen. Wollen wir sie gleich hinüber expediren?"

„Warum nicht gar!" — rief Matthes. — „Erst einen Trunk zur Belohnung zur Stärkung."

„Meinethalben auch!" — entgegnete der Genosse und zog sogleich den Kork aus einer der Flaschen, setzte an und that einen guten Zug.

„Sapperment!" — sagte er sodann mit Augen, die vor Brand und Genuß überliefen und reichte den Trank dem Freunde — „das ist kostbar!"

„Ah!" — stöhnte der Andere, nach einem langen Zuge Athem schöpfend, — „viel zu gut für die alte Hexe."

Die Flasche wechselte nun noch einige male, bis sie leer war, worauf der lange Conrad zum Rückzug mit den übrigen Flaschen mahnte.

„Und ist weiter nichts hier mitzunehmen?" — frug jetzt Matthes.

„Warum nicht gar!" — rief der lange Conrad lachend. — „Du müßtest Dir denn gerade ein Rattenragout zubereiten wollen."

„Danke!" — sagte dieser. — Aber untersuchen muß ich doch, ob sich gar nichts mehr findet. Die Alte ist geizig...."

In demselben Augenblicke entfuhr ein „Donnerwetter!" seinen Lippen, denn er war so heftig gegen einen weichen Gegenstand gestoßen, daß er bald den langen Weg hingefallen wäre.

„Nun?" — rief Conrad und leuchtete mit der Laterne; aber beide fuhren entsetzt zurück, als sie einen kleinen menschlichen Körper regungslos vor sich liegen sahen.

„Zum Teufel!" — murmelte jetzt erschrocken der lange Conrad. — „Hat die Hexe das Kind ihrer Schwester umgebracht?"

„Das wäre doch zu arg!" — meinte Matthes. — „Laß sehen."

Und beide Männer knieten neben der Bewußtlosen nieder und beeilten sich, das Tuch von ihrem Munde zu entfernen und die Banden des Kindes zu lösen. Aber der Körper blieb starr und leblos.

„Reich' mir eine der Flaschen!" — sagte

jetzt der lange Conrad mit einer Stimme, die Theilnahme verrieth. —

Matthes gehorchte. „Hier!" — versetzte er dabei im Hinreichen. — „Willst wohl probiren, ob das ächte Apostel sind."

„Wie so?" — frug jener, indem er von der Flüssigkeit in seine Hand goß und des Kindes Schlafe damit netzte.

„Nun!" — meinte Matthes — „ob die auch Todte wieder lebendig machen können.

„Halt's Maul mit Deiner Dummheit!" — sagte der lange Conrad ärgerlich. — „Das Kind dauert mich!" — und er hielt ihm die Flasche unter die Nase und goß ihm einige Tropfen in den Mund.

In der That fing die Kleine sich jetzt zu regen an.

„Hab' ich's nicht gesagt!" — rief Matthes. — „Es sind, bei Gott, ächte Apostel!"

Conrad ließ das Kind auf's Neue riechen, gab ihm noch einen Schluck und in zehn Minuten war die Kleine so weit, sich aufrichten und sich dessen erinnern zu können, was mit ihr vorgegangen.

„Schlechtes Weib!" — rief Conrad empört — wenn nun die Ratten das Kind gefressen hätten!"

„O!" — sagte die Kleine entsetzt — „sie waren mir schon am Leibe. Ich hab' sie bis oben gefühlt."

„Nun, mit dem Auffressen hatte es wohl noch keine Noth!" — meinte Matthes.

„Was?" — rief der Andere, und nahm zu seiner Stärkung aus der neu angebrochenen Flasche einen Schluck. — „Wie war es denn vor kurzem bei dem Krämer im Hellerhof? Der hatte auf seinem Speicher ein altes Käsefaß stehen, das, weil Ballen davor lagen, Niemand bemerkte. Nach langer Zeit räumt der Krämer den Speicher auf, und als er an das Faß kommt, findet er drei ungeheuere Ratten drein. Er schlägt sie todt. Wie aber das Faß ausgeleert wird, da waren, außer den drei dickwänstigen Ratten, noch über dreißig Schwänze darin. In das Faß hinein konnten die Ratten wohl springen, und thaten es auch, angelockt von dem Käsegeruch; heraus aber konnten sie nicht, weil das Faß zu schlüpfrig und zu hoch war, und so wurde jede Neuankommende von den drei ersten gefressen!"

„O Gott, schweigt still!" — rief das Kind und hielt die Hände vor sein Gesicht.

„Aber was machen wir jetzt mit dir?" — frug der lange Conrad.

„O laßt mich mit Euch gehen!" — bat die Kleine. — „Mutter Gertrud schlägt mich sonst todt."

„Gut!" sagte der Lange. — „So steh' auf und komm'."

Das Kind gehorchte; aber plötzlich rief es: — „Herr Gott!" — und fuhr mit beiden Händen nach der Stirne.

„Was soll's?" — flüsterte Matthes finster. Was schreist du wie toll? Willst du uns, zum Lohne daß wir dich gerettet haben, verrathen?"

„Ach nein! ach nein!" — sagte das Kind jetzt leise, aber sichtbar in Todesangst —

„Ach!"

„Nun?"

„Er....er!"

„Wer denn?"

„O Gott! o Gott! ich darf's nicht sagen."

„Was darfst du nicht sagen? Und warum darfst du nichts sagen?"

„Sie schlägt mich todt!"

„Wenn sie dich hat!" — sagte beruhigend der Lange. — „Jetzt aber gehst du mit uns."

„Ja so!" — rief die Kleine, und es fiel ihr sichtlich eine schwere Last vom Herzen. — „O dann seht, ob Ihr ihn noch retten könnt."

„Wen denn?"

„Mutter Gertrud hat einen ganz jungen Herrn durch mich in ihr Haus gelockt.... nach hinten....durch den langen Gang.... in die Mausfalle, wie sie das Zimmer nennt."

„Und was ist damit?"

„Ach!...."

„Dort hat sie ihn eingeschlossen...."

Beide Männer lachten roh auf. Dann sagte Matthes: „Beruhige dich, der wird nicht allein bleiben. Mutter Gertrud wird ihm schon für Gesellschaft gesorgt haben."

„Nein! nein!" — sagte die Kleine heftig. — „Ich habe ihr Gespräch mit einem bärtigen,

wild aussehenden jungen Mann belauscht. Das Zimmer hat im Boden eine Fallthüre; so wie er auf dieselbe tritt...."

„Nun?" — riefen beide Männer gespannt.

„Stürzt er in die Tiefe und ist unrettbar verloren."

Der lange Conrad und Matthes sahen sich erstaunt an und ein Schauer rieselte über die Haut der Männer, die selbst Verbrecher waren, da sich mit einem Male das Räthsel löste, das seit den Kriegsjahren über diesem Hause schwebte.

Aber was sollten sie sich in diese gefährliche Sache mischen.

„Laß das!" — sagte daher der Lange jetzt zu dem Kinde. — „Das sind Geschichten, die uns nichts angehen. Du hast dich verhört."

„Nein, nein, nein!" — rief die Kleine. — „Ich habe mich nicht verhört. Und er ist so gut!.... er war gleich bereit, zu helfen! und sprach so gut und freundlich zu mir."

„Komm!" — befahl der lange Conrad jetzt ernst. — „Wenn's ja auch so ist, wie du gesagt hast, so liegt er längst in der Tiefe."

„Wer kann das wissen?" — meinte die Kleine, — „und dann.... man kann ihm doch vielleicht noch helfen.

„Und sich mit den Gerichten verwickeln?"

„Er muß reich und vornehm sein; denkt daran, wie er und die Seinen euch belohnen würden!"

Die Männer stutzten.

„Und müßten uns die Gerichte nicht auch belohnen?" — sagte jetzt Matthes — „wenn wir die Schurkerei der gottlosen Hexe an den Tag brächten?"

„Der Teufel!" — meinte der Lange. — „Ich traue dem Volke nicht."

In diesem Augenblicke schlug es wie ein leiser, leiser, weit entfernter Hülferuf an die Ohren der im Keller Anwesenden.

„Was war das?!" — rief Matthes.

Alle lauschten. Noch einmal drang es, wie der Hülferuf eines Sterbenden, aus der Tiefe hervor.

„Das ist er! das ist er!" — jammerte, Todtenblässe im Gesicht, das Kind.

„Verflucht!" — rief der Lange — „da müssen wir doch nachsehen. Das wäre ein Fressen, wenn die Alte an den Galgen müßte."

„Aber woher kommt der Ruf?" — sagte jetzt Matthes, der schon die Laterne aufgenommen und beiläufig den Rest der zweiten Flasche getrunken hatte.

Man horchte noch einmal; aber Alles blieb still.

„Der Ruf kam von unten! — sagte jetzt der lange Conrad ernst. — „Laßt uns untersuchen, ob sich hier keine Oeffnung findet, die vielleicht nach einem tieferen Raume führt."

Die drei Menschen krochen jetzt vorsichtig nach dem Winkel des Kellers, aus welchem ihnen der Schall heraufgekommen zu sein schien. Die Laterne leuchtete matt, aber immer genug, um die nächste Umgebung zu erkennen. Plötzlich rief der Lange:

„Halt! keinen Schritt weiter, sonst sind wir Alle verloren. Hier ist das Kellergewölbe nach unten eingestürzt."

„So ruft einmal hinunter!" — bat das Kind.

Der Lange legte sich auf den Bauch und rief, und — siehe da — ein Hülferuf antwortete.

„Wir haben ihn! wir haben ihn! — jauchzte das Kind.

„Nein!" — sagte Matthes finster, — „wir haben ihn nicht. Denn wie zum Teufel soll man da hinunterkommen."

In demselben Augenblick schrie der Lange auf und rollte mit Donnergetön und der ganzen ihn umgebenden Mauer hinunter.

Dicker Staub wirbelte empor und die Laterne erlöschte.

Schreckensstunden.

Wenn uns eine Ohnmacht oder ein fester Schlaf umfangen hat und wir wachen auf, so dämmert es erst vor unseren Augen und vor unserem Geiste. Wir wissen alsdann nicht, ob es Morgen oder Abend, ob wir in dem Bette oder auf dem Sopha liegen, hier oder dort sind. Viel ärger aber noch tritt diese Erscheinung

nach einer schweren betäubenden Krankheit oder einem erschütternden Sturze ein, nach welchem wir gleichsam aus einem Todesschlafe erwachen und in der ersten Zeit kaum wissen, ob wir uns diesseits oder jenseits des Grabes befinden.

So auch war es Alexander zu Muthe, als er nach langer Betäubung zu sich kam. Es war ein traumartiger, halbbewußter Zustand, der ihn umfing. Nur eine dumpfe Ahnung seines Daseins und ein unbestimmter Schmerz machten sich anfangs geltend, bis es nach und nach allmälig in seinem Kopfe zu dämmern anfing und sich aus dem chaotischen Wirrsal seines Gehirnes der Gedanke hervor arbeitete: „Wo bin ich?"

Aber die Antwort auf diese Frage blieb sich Alexander lange schuldig. Einmal, weil er noch nicht im Stande war, über seine Denkkraft zu verfügen, und dann, weil das Vorhergegangene so schnell und so furchtbar überraschend über ihn gekommen war, daß sein Geist gar keine vermittelnde Haltpunkte fand, an die er aufklärende Gedanken hätte knüpfen können. Außerdem herrschte ja die vollkommenste Finsterniß rings um ihn her, seine Lunge athmete eine dicke, schwere, feuchte Luft, geschwängert mit betäubenden, modrigen Gerüchen, wie sie aus tiefen Kellern und unterirdischen Mauerwerken aufsteigen; seine tastende Hand aber verrieth ihm bald, daß er sich in einer wahrhaft verzweifelten Lage befand; denn er schwebte in irgend einem, ihm völlig unbekannten Raume fast frei in der Luft. Hinter sich vermochte er freilich eine rauhe Steinwand zu tasten, aber unter seinen Füßen schien eine tiefe Kluft zu gähnen, in die hinabzustürzen ihn nur ein aus der Mauer hervorragender Balken, den er mit dem linken Arme umschlungen hielt und ein eiserner Haken verhinderte, in dem er sich bei seinem Sturze mit dem breiten ledernen Gürtel gefangen haben mußte, den er um die Taille trug, der sich aber jetzt, durch die Schwere des Körpers, fast bis unter die Arme gezogen hatte, und ihn somit auch noch auf der Brust beengte. Ein empfindlicher Schmerz an der linken Seite des Rückens, bewies zugleich, daß ihm der Haken hier Haut und Fleisch verletzt und aufgerissen haben müsse.

Aber welches Entsetzen erfüllte Alexander nun, als ihm dies Alles nach und nach klar wurde und auch die Erinnerung an das Kind, den langen, finsteren Gang, das dunkle Gemach und seinen jähen Sturz wieder auftauchte. Es blieb kein Zweifel — er war verrathen und durch den Haß niederträchtiger Seelen einem gräßlichen Untergange gewidmet worden. Unbemerkt und spurlos sollte Derjenige verschwinden, der Anderen ein so gewaltiger Stein des Anstoßes war und die kühne Hand ausgestreckt hatte, den uralten Bau jener Zwingburg zusammenzureißen, die mißverstandener, in Rohheit ausgearteter Jugendmuth und Freiheitssinn, Kastengeist und falscher Wissensstolz aufgeführt.

Aber nicht daran dachte der junge Mann jetzt. Nur vorübergeflogen war ihm dieser Gedanke und er schüttelte ihn sofort, als ebenso unwürdig, wie unmöglich, ab. Eine solche Tiefe der Verworfenheit zu begreifen, wäre seine edle, kindlich reine Seele gar nicht fähig gewesen.

Uebrigens stand auch jetzt Anderes vor seiner Seele. Sah er doch in seiner entsetzlichen Lage dem Tode geradezu in das Auge, ... und .... welch' einem Tode! .... Jede Minute konnte der Gürtel reißen, die Schnalle zerspringen .... und dann! dann! .... furchtbare Vorstellung! .... dann stürzte er in die Tiefe, um zerschmettert seinen Geist aufzugeben .... oder .... unter entsetzlichen Qualen endlich zu verhungern. Denn sich an dem Balken, den er mit dem linken Arme umschlang, zu halten, reichten für die Dauer die Kräfte nicht hin.

Und woher sollte Hülfe kommen? jetzt, tief in der Nacht .... und hier .... in der unterirdischen Einsamkeit.

Dem Tode nun endlich in das kalte starre Auge zu sehen, schauert den Greis, der, lebensmüde und sorgenbeladen, ihn doch schon so manchmal herbeigewünscht.

Dem Tode plötzlich in das kalte starre Auge zu sehen, entsetzt den kräftigen Mann, der ihm, charakterfest, vielleicht oft schon im Leben die Brust geboten. Und auch der Jüngling, der im kühnen Jugendübermuthe mehr denn einmal, die blanke Waffe in der Hand, ihm gegenüber stand, wird leise erbeben, wenn der Alles-Vernichtende sein Opfer fordert.

Aber wie ganz anders hier, wo nicht Lebensüberdruß den letzten Seufzer mildert; oder der Gedanke: du stirbst für deine Familie, für das Vaterland, für eine Idee, für deine Ehre, eine goldene Glorie über den Hügel wirft, der dich decken soll. Wie ganz anders hier, wo ein edles, jugendliches Herz noch so frisch und fröhlich schlägt; — ein junger, kräftiger, strebsamer Geist mit unersättlichem Wissensdurst freudig nach der Palme des höchsten Wissens ringt! Wo eine große, schöne, glänzende Zukunft sich wie ein sonniges Paradies vor den lebensfrohen Augen ausdehnt! — Wo so viele edle und zarte Bande die jugendlich klopfende Brust eng umschließen! — Wo ein hochherziger, reichbegabter Jüngling mit der vollen Kraft der Jugend genial und groß durchzubrechen beginnt, indem er Alles um sich her mit sich fort reißt!

Und nicht einem Tode der Ehre — nicht einem Tode im Kreise seiner Lieben.... einem elenden, schmähligen, gräßlichen Tode entgegengehen!.... Allein! ganz allein, von aller Welt verlassen, spurlos verschwindend wie ein Schatten!.... o! der Gedanke schon trägt eine qualvolle Vernichtung in sich.

Auch Alexander war Mensch und erbebte in der innersten Tiefe seiner Seele. Kalter Schweiß perlte in dicken Tropfen auf seiner Stirne, und der natürliche Drang, sein Leben zu retten, ließ ihn wiederholt um Hülfe rufen.

Umsonst!.... Schauerlich hallte der Ruf in der Tiefe und der Einsamkeit der Nacht wider. Die Welt träumte dort oben.... und Alexander fühlte mit namenlosem Entsetzen .... daß er jetzt schon.... l e b e n d i g b e g r a b e n sei!

Er rief nochmals.... umsonst! umsonst! .... Alles blieb todtenstille.

„Nun denn!" — sagte er jetzt leise vor sich hin — „so ist es denn in Gottes Rathschluß festgesetzt, daß ich hier untergehen soll. Dem Unabweisbaren tritt der Mann fest und ruhig entgegen. Ich will sterben wie ein Mann."

„Sterben!" — Der Gedanke an den Tod war Alexander seit dem Verscheiden seines Vaters nicht mehr so nahe getreten, als jetzt.

„Sterben? — Leben?!" — dachte er — „was ist Beides? — Das Leben ergeht sich in wechselnder Erschöpfung und Verjüngung. Aber es kommt dem natürlichen Laufe der Dinge nach, bei jedem Menschen eine Zeit, wo das Vermögen, die erschöpften Kräfte durch Rückkehr zum früheren Lebenszustande zu ersetzen, seine Grenze erreicht und wo der Tod eintritt. Es ist dies in der Natur des Organismus begründet, der, wie einen bestimmten Gliederbau und Umfang im Raum und einen Typus in der Zeit, so auch eine bestimmte Zeitdauer hat. Das ist der gewöhnliche Lauf der Dinge.... aber!.... aber!.. aber!".... schrie es jetzt in seinem Innern auf — „das ist nicht bei dir der Fall! Du bist noch so jung, so lebenskräftig!.... du hast noch nichts gethan, nichts geschaffen im Leben!.... Gott! Gott!" — und jetzt drängten sich alle die schönen großen Lebenshoffnungen, die er im jugendlichen Busen genährt, — alle die herrlichen Pläne, die er für die Zukunft gehegt, — der ganze unendliche ungestillte Drang nach Wissen, nach Erforschen der Natur und ihrer ewigen Gesetze, nach segensreichem Wirken und Schaffen.... nach Ehre, Ruhm und Größe.... jetzt drängte sich dies Alles mit einer verzweifelnden Gewalt vor seine Seele.

Die Seele aber ist das sich selbst offenbar werdende Leben und das Leben besteht in Selbstbestimmung und Selbsterhaltung: somit ist aber Liebe zum Leben und Scheu vor dem Tode natürlich und tief eingewurzelt in jeder Menschenbrust, und nur ein krankhafter Zustand der Seele, ein Zerfallen des Lebens in sich, bei welchem das Dasein als ein uner-

trägliches Uebel erscheint, macht hiervon eine Ausnahme.

„Hülfe! — Hülfe!“ — rief Alexander. — .... Aber es blieb Alles still....

Seine Stirne war jetzt in kaltem Schweiß gebadet, der Gürtel nahm ihm fast den Athem. Es war etwas wie Todeskampf, das an ihn herantrat. Da dachte er seiner guten Mutter, seines Bruders, Kunth's, der Freunde,.... Cecily's! — O Gott, o Gott! und alle diese Lieben sollte er lassen, nie mehr sehen, nie mehr an das Herz drücken; und wenn er an den Schmerz und die Verzweiflung dachte, die sich ihrer bemächtigen mußten, wenn sie ihn nun überall suchten und nirgends fanden.... die Sinne vergingen ihm fast und seine Seele flehte auf zu Gott.

Da ward es wieder ruhig in seiner Brust: denn in edlen, geistesstarken menschlichen Naturen liegt die Kraft, so wie den größten Schmerz, so auch die Todesfurcht zu überwinden. Alexander hatte sich selbst wieder gefunden. Wer das Geistige in der Natur anerkennt, achtet das Leben nicht für das höchste Gut, aber wirft es auch nicht weg, wenn ihm noch ein Schimmer bleibt, es zu erhalten und weiter wirken zu können.

In diesem Augenblicke kam es Alexander vor, als habe der Gürtel etwas nachgegeben. Er tastete mit der rechten Hand, der linke Arm umschlang noch krampfhaft den Balken.... es war richtig! .... er fing zu reißen an .... die Minuten seines Lebens waren gezählt.... jeden Augenblick konnte er in die Tiefe stürzen.

„So will ich noch einmal rufen! — dachte er — „und wenn es umsonst ist, mit Ruhe und als Mann sterben.“

Und Alexander rief noch einmal: „Hülfe! — Hülfe!“

Aber es blieb wieder Alles ruhig........ doch nein! nein!....klang nicht eben von oben herab: „Wer ruft?“

„Hülfe! — Hülfe!“ — schrie Alexander noch einmal auf; aber dann vergingen ihm die Sinne. Er hatte gefühlt, daß der Gürtel wieder um etwas gerissen war.....

„Zum Teufel zu, Conrad! Conrad!“ — rief in diesem Momente Matthes, während die Kleine über den Einsturz des Kellergewölbes und das Verschwinden des Langen bestürzt und betäubt sprachlos dastand. — „Conrad, wo bist du hingekommen?“

„Brülle doch nicht so!“ — entgegnete es etwas tiefer unten. — „Ich lebe noch, wenn ich mir auch am Fuße weh' gethan habe. Mache vor allen Dingen das Licht wieder an, damit wir sehen, wo wir stecken.“

Matthes zog Stein, Stahl und Zunder aus der Tasche und schlug Licht. Da ergab es sich denn, daß der Lange in einen zweiten Keller gefallen sei, der jedoch zum Theil mit Schutt ausgefüllt war, über den er herabrollte, ohne sich schwer zu verletzen. Aber auch dieser zeigte eine Oeffnung, und als Conrad hinabrief, hörte er deutlich eine schwache Stimme antworten: „Helft! helft! aber rasch, sonst bin ich verloren!“

Alexander war das Bewußtsein noch einmal zurückgekehrt.

„Hurtig, Matthes!“—schrie jetzt der Lange, — „hole die Stricke, die in meinem Keller liegen.“

Matthes gehorchte, das Kind hielt die Laterne und bald waren die Stricke, die schon bei mancher nächtlichen Geschichte thätig gewesen, herbei geschafft. Man befestigte nun die Laterne an einem derselben und ließ sie erst zu dem Langen und dann in den weiteren Raum hinunter. Es war außer allem Zweifel: man befand sich hier in den unterirdischen Räumen, die einst zu einer den deutschen Rittern eigenen Burg gehörten. Die Burg war längst verschwunden und armselige Hütten waren auf ihren Trümmern entstanden. Aber der Theil der Vorstadt hieß ja selbst damals noch: „im Burgfrieden.“

Der lange Conrad schaute der Laterne gespannt nach; immer tiefer sank sie und noch gewahrte man nichts.

„Hier! hier!“ — tönte es jetzt herauf — „noch etwas tiefer. Aber rasch alsdann Stricke.“

„Holla!“ rief in diesem Augenblicke der Lange; denn er sah in der Tiefe in schwachen Umrissen eine menschliche Gestalt.

Jetzt wurden zwei starke Stricke im obersten, der Mutter Gertrude zugehörigen Keller an den das Gewölbe tragenden Säulen befestigt. Als dies geschehen, ließ man die anderen Enden — wovon das eine in eine Schlinge geknüpft war — hinab.

Aber welche Gefühle bewegten jetzt Alexanders Brust. Er, der eben noch dem Tode in das Auge geschaut, sah jetzt das Leben mit allen seinen Hoffnungen wieder winken. Und doch!....doch!....hing denn sein Dasein nicht an einem Haare?....Vielleicht noch ehe er das Seil erfassen konnte, war der Gürtel völlig gerissen und er stürzte, die Rettung vor Augen, in die Tiefe.

Hier aber bewies Alexander die ganze volle Größe seines Charakters. Nichts wußte er mehr von Furcht. Das Auge bei dem schwachen Scheine der Laterne fest auf die sich immer näher herabsenkenden Stricke gerichtet, spannte er nur auf den Moment, indem er die Schlinge mit dem einen Fuße herbeiziehen könne, um dann mit beiden Füßen hineinzuschlüpfen. Und er kam, der Moment, und es gelang. „Langsam auf!" rief er jetzt; unter den Armen zog sich die Schlinge fest; dann befreite sich Alexander von dem Haken, faßte mit den Händen den anderen Strick und mit dem Ausdrucke seligen Gefühles erschallte es: „Gerettet! — Auf, auf!"

Zehn Minuten später befand sich Alexander im oberen Kellerraume; aber die physische und geistige Anstrengung dieser Schreckensstunden war so übermäßig groß gewesen, daß er ohnmächtig zusammenbrach.

Das Kind warf sich leise schluchzend zu seinen Füßen.

Venus-Urania.

Eine Nacht der Unruhe und der bangsten Erwartung war im Löffler'schen Hause vorübergegangen, als gegen vier Uhr Morgens — der junge Alexander von Humboldt zurückkehrte. Er sah bleich und entstellt aus, seine Kleider waren schmutzig, zerrissen und am Rücken sogar voll Blutspuren. —

Alle waren aufgeblieben: Wilhelm, Kunth, der Professor und selbst dessen Schwester Juliane, die schon in banger Sorge, es möge dem Jünglinge etwas zugestoßen sein, ihre sämmtlichen Theesorten, Hausmedicamente, warme Decken und dergleichen mehr, bereit hielt. Als Alexander endlich erschien, stürzten Alle über ihn her und ein wahrer Sturm der ängstlichsten und theilnehmendsten Fragen drang auf ihn ein. Alexander aber, bis zum Tode erschöpft, bat, schweigen zu dürfen.

„Ihr Guten!" — sagte er leise mit Blicken der Liebe und Dankbarkeit — „Gott hat mich Euch — und mir das Leben wieder geschenkt. Preisen wir ihn dafür im Stillen. Aber um Eines bitte ich Euch Alle: wenn Ihr mich lieb habt, so fragt mich n i e um das, was ich heute Nacht erlebte. Ich habe einen tiefen Blick in die Schattenseiten menschlichen Daseins geworfen. Laßt das Entsetzliche in Nacht und Schweigen verborgen sein."

Nur ungern — und einzig aus liebender Rücksicht — fügte man sich dieser Bitte; namentlich waren Wilhelm und Kunth, die ein Verbrechen ahnten, mit dem Schweigen darüber gar nicht einverstanden. Alexander aber blieb bei seiner Bitte und bei seinem Vorsatze; und da er auch die bei seiner Rettung betheiligten beiden Männer durch reiche Belohnung zum Schweigen vermocht hatte, so erfuhr keine Seele in der Universitätsstadt ein Wort von dieser Begebenheit. Sein edles Herz war von der gegen ihn verübten Schandthat zu sehr empört; — seine Verachtung gegen den oder die Urheber war zu groß, um auf gerichtliche Untersuchung und Bestrafung anzutragen. Sein Streben ging nur darnach: jede Erinnerung an diese Nacht aus seinem Gedächtnisse streichen zu können.

Und doch blieb ihm eine schöne und liebe Erinnerung an die er sogleich in tiefster Stille ein edles Werk knüpfte.

Das arme Kind, das ihn — von Mutter Gertrud gezwungen — in das Verderben gelockt, für seine Rettung aber so thätig gewesen,

und bei seinem Wiedererwachen aus der Ohnmacht eine so aufrichtige Reue, einen so tiefen Schmerz gezeigt hatte, schien ihm von Gott zugewiesen. Konnte, durfte er es in den Händen der rohen und verworfenen Menschen lassen, unter welchen er es gefunden? Gewiß nicht! Nur die nächsten Tage vertraute er es noch dem Schutze des langen Conrad und dessen Weibe an. Dann übergab er es, ohne daß Jemand etwas davon erfuhr, einer armen aber braven Wittwe, die er ausgekundschaftet hatte, zur Erziehung und Pflege. Was kümmerte es ihn dabei, daß die Kosten einen nicht geringen Theil seines Taschengeldes verschlangen. Er brauchte ja so wenig für sich, und das Bewußtsein, ein an und für sich gutes Wesen aus den Händen des Verderbens gerettet und einem sittlichen und arbeitsamen Leben zugeführt zu haben, war wirklich ein höherer Genuß, als er ihn sich sonst hätte erkaufen können.

Uebrigens ward der junge Alexander von Humboldt von jener Zeit an noch stiller und in sich gekehrter, während er nur allein der Wissenschaft lebte. Außer dem so gemüthvollen und geistig bewegten Kreise im eigenen Hause bei Löffler, besuchte er fast nur noch die Abende bei Professor Wekerling.

Hier war und blieb Miß Cecily Morgan ein mächtiger Anziehungspunkt für ihn, und ohne daß er sich dem reizenden Mädchen näherte, erglühte sein Herz von Tag zu Tag in einer reineren und seltgeren Liebe für sie.

Unser großer und herrlicher Luther sagt einmal: „Ich weiß nicht, ob man das Wort „Liebe" auch so herzlich und genugsam in lateinischer Sprache oder anderen Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge in das Herz durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache." — Wie unendlich viel liegt in diesen einfachen schlichten Worten. Bezeichnen sie doch ganz die stille, kindlich-beglückte, innige Hingebung, die ein liebendes Herz erfüllt und durchglüht, selbst wenn es noch von keiner Gegenliebe weiß. Und ist denn eine solche Liebe, wie sie der junge Alexander von Humboldt jetzt in seinem Tiefinnersten trug, nicht eine unendlich reichsprudelnde Quelle alles Großen und Herrlichen, der höchsten Sittlichkeit und des unermüdlichsten Strebens? Die Liebe ist Licht dem Haupte, heilige Gluth dem Herzen. Wie der Lichtstrahl sich in sieben Farben bricht, so gehen alle Tugenden hervor aus der Liebe und vereinigen sich wieder in Liebe. Sie wird in der Jugend jedem edlen und reinen Herzen zu einer verklärenden Flamme, die durch ihre reinigende, alle Schlacken verzehrenden Gluth mehr als alles Andere zur Herausbildung eines tüchtigen Charakters beiträgt.

Dies that sie nun namentlich auch bei Alexander von Humboldt. Und doch! — wie ganz anders wirkte sie bei Beeskow, der gewiß auch ein ganz edler Mensch war, den aber sein excentrisches Wesen, seine glühende Phantasie und seine bis in das Aeußerste sinnliche Natur auf ganz andere Wege riß. Sein ganzes Wesen war gleichsam von der Oberfläche zurückgetreten nach seinem Inneren. Er war nur noch Leidenschaft und diese Leidenschaft verzehrte Alles in ihm: den Trieb nach vorwärts, die Kraft und Ausdauer zum Studiren, die — durch seine Freundschaft mit Alexander kaum gewonnene — Festigkeit in moralischer Beziehung, nur seine Freundschaft selbst nicht, die eher in's Excentrische und Ungeheuerliche wuchs. Desto verschlossener wurde er gegen Andere, ja er fing an, den Umgang mit allen übrigen Menschen zu fliehen. Er lebte eigentlich nur dann, wenn er bei Cecily war, und er w a r bei Cecily, auch wenn er n i c h t bei Cecily war. Sein Geist und sein Sinnen blieb unzertrennlich mit ihr verbunden; aber auch seine Sinnlichkeit und seine Phantasie. Konnte er die Stunden nicht bei der Geliebten zubringen — was jetzt zumeist in ihrem reizenden Boudoir geschah — so suchte er die Einsamkeit. Hier hing er dann seinen Gedanken nach und diese Gedanken waren wieder nur geschäftige Maler, die ihm die Geliebte mit allen ihren Reizen als Königin, als Ideal der Schönheit vormalten. Ja diese geistigen Pinselstriche seiner überreizten Phantasie waren noch kühner als die Wirklichkeit selbst, und die Farben, mit welchen die Letztere auftrug, waren so glühend und brennend, daß

sie ihn in sich selbst zu verzehren drohten. Aber er erhitzte sich auch oft dermaßen an diesem gefährlichen Spiele, daß er wie außer sich wurde. Dann aber trat oft eine Erschlaffung ein, die nur durch Ströme feurigen Weines gehoben werden konnte.

Und doch lag in Allem dem auch wieder etwas Edles. Beeskow vergötterte seine neue Freundin, und sie wurde für seinen Geist ein fester Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt. Die Liebe ist ja das allmächtige Gefühl, das im Menschen die wahren und einzigen Wunder wirkt. Die Liebe erhebt zum sittlichen Stolze, aber sie drückt auch herab zur unbedingt gehorchenden Demuth. Er, der feurige Jüngling voll übersprudelnder Jugendkraft, der früher im kecken Muthe Alles vor sich niederwarf, was sich ihm auch nur im Entferntesten entgegenstemmen wollte, lag jetzt vor seinem Ideal im Staube, und fand das höchste überschwenglichste Glück hierin. Aber die Geliebte war ihm auch das einzige wirkliche Gut auf der Welt und nur in ihr und durch sie fühlte er den Werth des Lebens. Aber die Höhe der Seligkeit, die er erklommen, führte ihn nachgerade auch an den haarscharfen Rand eines furchtbaren Abgrundes. Entweder sein ganzes jetziges Sein war nur ein Uebergang zu einem gewaltigen männlichen und sittlich großen Aufschwunge .... oder .... er war für immer verloren.

Und Cecily? — Miß Morgan hatte vor ihrem Freunde voraus, was so viele Frauen vor uns Männern voraus haben: jenes schöne Maßhalten, ohne welches wahre Schönheit und dauerndes Glück nicht bestehen können. Sie liebte Adrian von Beeskow so feurig, wie er sie; ihre Liebe zu ihm war effectiv ein, der männlichen Schönheit in körperlicher und geistiger Beziehung gewidmeter Cultus. Und sie war zu wahr und naturtreu, zu offen und geistig frei, um dabei auf Schranken Rücksicht zu nehmen, die menschliche Engherzigkeit und verschrobene Convenienz gezogen. Cecily gab sich, wie sie war. Aber während dabei in ihrem Wesen jede Hoheit und jede Grazie lag, die der weiblichen Natur eigen sein kann, und Alles an ihr fein, gebildet und ächt weiblich erschien, dominirte zugleich überall der Geist. Sie kannte nichts Großes und Gutes, was ihr fremd geblieben wäre, und gerade in und durch ihre Liebe ward ihr alles Große und Gute näher gerückt. Dadurch aber ward es ihr auch bei ihrer Leidenschaft leicht, nach Innen und Außen ein ideales Gleichgewicht zu halten und mit diesem das rechte und schöne Maß. Deutlicher ward ihr dabei ihr Beruf zur Kunst, und nie hatte sie schöner, kühner, inniger und schwunghafter gedichtet, als jetzt.

Wie gut wäre es gewesen, wenn sie auch nur eine Ahnung von des Freundes gegentheiliger Richtung gehabt hätte; Beeskow wäre von ihr mit Leichtigkeit in die richtige Bahn geworfen worden.

Daß Alexander von Humboldt über das sonderbare Wesen, welches sein Freund Beeskow in der letzten Zeit angenommen, erstaunt war, ist natürlich; aber die Ursache blieb ihm ein Räthsel, und da er sich jetzt so ganz in das Studium der Natur- und Kameralwissenschaften geworfen, daß ihm fast kein freier Augenblick übrig blieb, so kam er auch nicht zur Lösung desselben.

Aber welche Stunden der Seligkeit entschwanden Cecily und Adrian jetzt oft in ihrem kleinen Tempel der Liebe; denn dazu war Miß Morgan's reizendes, still verborgenes Boudoir in der That geworden. Hier lasen sie, Kopf an Kopf, Schulter an Schulter gelehnt, mit den Armen sich traulich umschlingend — über Griechenlands schönste Zeiten, sprachen über den Werth der Antike und tauschten ihre Gedanken aus über die Gesetze der Schönheit. Und welch ein berauschender Genuß lag für die Beiden, in heißer Liebe Verbundenen, in diesem heiligen Cultus dessen, was ihnen das Höchste war. Auch den Homer lasen sie hier in stillem Entzücken mit einander.

Heute auch saßen Beide wieder in traulichem Gespräche beisammen. Sie hatten die kleine Schrift von Winkelmann „Ueber die Empfindung des Schönen" gelesen und jetzt war die Rede auf die allgemeine Verbildung und die Gesunkenheit des Geschmackes in der Gegenwart gekommen, als Cecily sagte: .

„Der Hauptfehler liegt in dieser Beziehung sicher in der modernen Erziehung. Zu einem feinen, gebildeten, ästhetischen Geschmack erziehen, heißt nicht Geschmack predigen, sondern ihn zeigen, damit an die Seele dringen, ihn den Kindern von Jugend auf durch die That lehren."

„Es ist nur die Frage," — fiel Adrian mit einem glühenden Blick auf die Geliebte ein — „ob sich überhaupt Geschmack lehren läßt? Ich glaube selbst, er muß, wie der Sinn für das Schöne, angeboren sein."

„Beide sind auch jedem Menschen, selbst dem ganz rohen Indianer, angeboren. Es kommt eben nur darauf an, ob und wie weit sie entwickelt werden."

„Und wie soll das geschehen?"

„Indem man in den jungen Menschen, in sein Wollen und in seine Kräfte mit sanft fortgehendem nie nachlassendem Schwunge, Ordnung bringt; der Seele desselben einen hellen, freien und leichten Blick, seinem Herzen Gefühl für das Schöne und Gute, mit Vernunft und Wahl begleitet, gibt?"

„Das wäre freilich ein schöner Sieg der Pädagogik!" — rief Adrian.

„Es wäre mehr!" — entgegnete Miß Morgan in edler Erregung: „Es wäre, so oft es geschähe, eine große schweigende That. Die Seele soll und muß in allen Kräften und Kraftanwendungen konson gestimmt werden, wie die Leier Appollo's. Bringen wir es dahin, so wird bei den Menschen in ihren Empfindungen, Sitten und Handlungen nicht weniger Geschmack herschen, als in den Kenntnissen der Phantasie und des Verstandes."

„Das ist Alles schön!" — rief hier Adrian, ohne seine bewundernden Blicke von dem Antlitz der Geliebten wegzuziehen. — „Wenn die Bildung des Geschmackes in einem, in dieser Beziehung so entarteten Zeitalter, wie das unsere, nur nicht so unsäglich schwer wäre. So lange es Perrücken, Zöpfe, Reifröcke und wie sie alle heißen mögen, die tollen Ausgeburten unserer Moden, gibt, dagegen jede sogenannt gebildete Dame vor der, in ihrer Nacktheit götterschönen Statue des Apollo mit Horreur zurückbebt, so lange kann von Geschmack bei uns nicht die Rede sein. Schon dem Kinde kommen lauter Gegenstände vor die Augen, die den Geschmack nicht bilden, sondern verderben."

„Freilich!" — sagte Cecily — „das Bäumchen steht am Wege, wo jeder rohe Fuß darüber hinfährt."

Adrian nickte mit dem Haupte, dann fuhr er, fast mit schmerzlichem Tone, fort: — „Das ist auch die Ursache, warum wir mit aller Theorie nie ein Griechenland des Geschmackes aufwecken können. Klima, Sitten, Gebräuche, selbst geistige Zwecke widersetzen sich bei uns und zerstören von vornherein das Aufkommen jener schönen, hochedeln Sinnlichkeit, die uns noch jetzt an den Griechen entzückt."

„Schlimm genug!" — meinte Miß Morgan. — „Dann wird uns der Geschmack, der Sinn für das Schöne, immer eine subordinirte Sache bleiben müssen, die, anderer Ursachen wegen, aufgeopfert werden muß. Bei den Griechen war sie, und das ist eben so schön — ein natürliches Kleid ja der Körper der Tugend."

„Weil man zugleich einen anderen, kindlicheren und naturgemäßeren Begriff von Tugend hatte. Damals waren eine freie, ungebundene, dem heißen, beseligenden Drange des Herzens folgende Freundschaft und Liebe Tugenden; jetzt wird man, namentlich die letztere, als Verbrechen stempeln; dagegen es Tugend heißen, wenn — dem Willen der Eltern oder den Geboten der Convenienz folgend — ein Mädchen gegen seinen Willen, und die Liebe zu einem Anderen im Herzen, einen Dritten heirathet. O! was für eine Gattin, was für eine Mutter wird aus dieser modernen Tugend hervorgehen!"

„Sehen wir das nicht täglich?!" — rief Cecily erregt. — „Welche Massen jammervoller Ehen umgeben uns nach allen Seiten hin. Unter hundert findet sich kaum eine wahrhaft glückliche. Und warum? — weil man vergessen hat, daß Wahrheit die einzige Tugendschöne ist; diese aber, wie das Son-

nenlicht, unwandelbar und ewig erwärmend bleibt."

„O wie wahr!" — rief hier Adrian entzückt, indem er Miß Morgan's beide Hände ergriff und sie mit Innigkeit drückte, während seine glutvollen Augen seine Seele in die der Geliebten zu versenken schienen. — „Aber nicht wahr, bei uns, geliebtes Herz, soll es anders sein; wir wollen die Tugendschöne in der Wahrheit suchen, und unseren Empfindungen, unserem Handeln, unserem Wesen soll nie die Lüge, auch wenn sie die Convenienz gebilligt, den Stempel des Verächtlichen aufdrücken."

„So sei es!" — sagte Cecily mit einem Blick voll Liebe und Innigkeit und ein heißer, glühender Kuß besiegelte das Versprechen.

Beide schwiegen einige Augenblicke, gleich als wollten sie die stille Seligkeit, die ihre Herzen erfüllte, leise nachzittern lassen, dann sagte Cecily das Gespräch wieder anknüpfend:

„Aber wäre es denn nicht ein großes Verdienst um die Menschheit, wenn man dahin wirkte, daß schon der Jugend die Werke des Geschmackes, die Muster der Alten, recht häufig vor die Augen und vor die Seele geführt werden könnten?"

„Gewiß!" — meinte Adrian — „wenn es nur auf die rechte Weise geschehen würde!"

„Und ist das, bei Eurer sogenannten classischen Erziehung nicht der Fall?"

„Sehr selten! Da wo diese Werke des Alterthums angewandt werden, erwecken sie im Gegentheil oft den Ekel der Jugend und werden die ärgsten Anlässe des Ungeschmacks."

„Wie wäre das möglich?"

„Wenn ich einen jungen Menschen Jahrelang am Werkzeug schnitzeln lehre, ihm aber die Natur nie selbst zu Gesicht kommen lasse: so wird er statt eines Bildhauers der ärgste Tagedieb und hat noch dazu sein Werkzeug zerschnitzelt und auf immer verdorben. So aber, zum Beispiel, geht es den meisten Schulmeistern und allen Phrasendrechslern bei den Classikern, namentlich bei Cicero und Homer. Nicht bloß, daß sie keine Cicerone und Homere bilden — dazu gehörte noch unendlich viel! — ihre armen Gefangenen bekommen dabei nie, auch nur den Schatten ciceronischen oder homerischen Geistes zu Gesicht. Nur die todte Form wird ihnen geboten, damit sie sich grammaticalisch an ihr zu Tode zappeln und ihnen die ganze Sache zum Ekel wird. Mitten haben dann diese hochweisen Pädagogen aus ihren Zöglingen gebildet, den Homer und Cicero etwa in Phrasen zu zernagen; sie haben Buben geschaffen, die, statt zu malen, die Farbe von dem Gemälde kratzen, oder die Paniere des guten Geschmackes zu Stangen gebrauchen, mit welchen sie Sperlingsnester zerstören."

„O, Du wirst bitter, mein Freund!" — sagte Cecily sanft.

„Und sollte ich nicht!" — rief Adrian fast zornig erglühend. — „M i t t e n u n t e r d e n S c h ö n h e i t e n d e r A l t e n w i r d a u f d i e s e W e i s e d a s G e f ü h l f ü r d i e S c h ö n h e i t v e r h ä r t e t, und der Geschmack mit Gewalt gezwungen, daß er sich verwahrlose und auf elende, kindische, unsinnige Wege gerathe."

„Und was wäre dagegen zu thun."

„Die Sache muß mit freiem, unbefangenem, für das Große und Schöne glühenden Geiste behandelt werden, und dabei bleibt es eine unumstößliche Wahrheit: die größte und beste Schule des guten Geschmackes ist das Leben."

„Ja!" — rief Cecily mit dem Tone des Bedauerns — „wenn die giftigen unterdrückenden Schatten nicht wären! Wenn nicht Knechtschaft fast auf allen Seelen lastete; — wenn die Begierde, reich zu werden, nicht jeden Keim idealen Aufschwunges zertreten würde; — wenn das allgemein unwahre Wesen nicht überall den Schein und die Lüge auf den Thron erhöben; wenn nicht der Unsinn Geschmack und der Geschmack Unsinn, die Sklaverei der Convenienz Freiheit, und die edle, naturwüchsige Freiheit Unsitte hieße, dann wollte ich noch hoffen.... aber so?...."

„Wir müssen hinzueilen und die Dornen ausrotten, selbst wenn es dabei blutige Hände gilt; dann wird der gute Geschmack siegen und über neue Provinzen herrschen."

„Was ist zu machen, wenn sich die alte, träge Gewohnheit, der Neid und die Dumm-

keit immer und immer wieder mit Schwefelfackeln bewaffnen?"

„Auch die Besserdenkenden können sich vereinigen. Und dann ..... das Licht der Sonne ist stärker als das aller Schwefelfackeln der Welt. Wenn schlechte Muster des Geschmackes herrschen, — treten wir ihnen entgegen, und — — — da Freiheit und ureigenes Menschenthum doch allein der Himmelsäther sind, in dem alles Schöne und Herrliche, alles Reinmenschliche und Beglückende keimt, ohne den es hin ist und verwes't; so laß uns vor allen Dingen nach diesen Quellen des Geschmackes, als nach ihm selbst streben. Es ist doch nichts, als Wahrheit und Güte in dem Gewande einer schönen Sinnlichkeit. Weg mit jeder kindischen Engherzigkeit. In der Freiheit liegt die Größe, in dem unverhüllten Anschauen des ewig Schönen die einzige wahre Seligkeit!"

„Du sprichst mir aus der Seele!" — entgegnete Cecily und ihre gottvollen Augen leuchteten in einem fast überirdischen Glanze. Arrlan zog sie entzückt an sich; „Nun denn!" — sagte er dabei glühend und mit Blicken in welchen die ganze Seligkeit der Liebe und der Ausdruck dithyrambischer Begeisterung für das Höchst-Schöne lag—„so gewähre mir heute auch die schon oft an dich gestellte Bitte: Sei mir jetzt, bei dem Bilde was ich hier unter deinen Augen begonnen, in der Fülle deiner Schönheit und im ächt classischen Geiste ein Vorbild der himmlischen Venus „Urania."

Ein leises Roth überflog die reizenden Züge des Mädchens, dann beugte sie sich leise in keuscher Verwirrung zu dem Geliebten, drückte einen brennenden Kuß auf seine Lippen und flüsterte: „Ja!" — — —

Fortsetzung folgt.

Clement.

Historischer Roman

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Fortsetzung.

In diesem Zwiespalt, in dem sie Dumoulins Schritte noch immer mit angstvollem Interesse verfolgte, obgleich sie dies Niemanden ahnen ließ, indem sie oft noch eine heiße Thräne um den verlorenen Geliebten in ihrem einsamen Stübchen weinte, während sie selbst die Tante mit lächelnder Miene versicherte, sie habe den ihrer Unwerthen ganz aus dem Herzen gerissen und vergessen, fühlte Emma jedesmal, wenn Clement im Hause ihres Vaters angemeldet wurde, ihr Herz heftiger schlagen und das Blut in ihre jetzt blassen Wangen steigen, weil sie fürchtete, er möchte sich deutlicher über seine Absichten gegen sie oder den Vater aussprechen, und weil sie die Probe, auf die ihr Gefühl der Vernunft gegenüber dann gestellt werden sollte, beängstigte; aber Clement sprach sich nicht aus.

In Bezug auf ihn müssen wir jetzt noch erklären, wie er nach Berlin gekommen war. Von dem Minister von Flemming, dessen Vertrauen er sich vollständig zu erwerben gewußt hatte, hochgeschätzt, war er wirklich mit einer geheimen Sendung an den sächsischen Gesandten im Haag auf seinen Wunsch betraut, wie es seine dem Könige ebenfalls vorgelegten Creditive erwiesen; ebenso war er zu dieser Reise sowohl von ihm, als von dem Orden mit Geld versehen worden, das ihm sein jetzt prunkvolles und dadurch Aufsehen erregendes Leben in Berlin gestattete; zwar nahm dieses Leben bedeutende Summen in Anspruch, und die Mittel, mit denen er versehen war, reichten nicht lange dazu aus, aber es lag ihm daran, reich zu erscheinen, und er vertraute dem Glück und seiner Geschicklichkeit.

Es konnte nicht fehlen, daß er bald mit vielen Personen des Hofes in Verkehr stand, die sich ihm je nach ihren Zwecken rücksichtslos vertrauten oder ihn auszuforschen strebten; die

Namen dieser Aller, sowie die Ansichten, die sie aussprachen, erfuhr der König durch ihn selbst, denn er fand öfter Gelegenheit, Clement heimlich zu sprechen, und dieser stieg mit jedem Tage höher in seiner Gunst, während sich die von dem Monarchen angelegte Liste mit Namen von Personen füllte, die alle mehr oder weniger in das angeregte Complot verwickelt sein sollten.

Aber bei Clement verkehrte auch noch heimlich eine andere Gesellschaft, von der Friedrich Wilhelm nichts erfuhr und die über ihre Zusammenkünfte das tiefste Geheimniß zu bewahren wußte. Es waren dies ebenfalls Brüder des Rosenkreuzer-Ordens, aber niedriggestelltere, die nichts von dessen großen Plänen und dem eigentlichen Zweck der Sendung Clements ahnten und die sich ihm nur deshalb anschlossen und dienstfertig zeigten, weil sie von ihrer heimlichen Loge in Berlin, die mit der Dresdener natürlich in Verbindung stand, auf das Bestimmteste angewiesen waren, den fremden Baron als einen hohen Obern zu betrachten und seinem Verlangen in allen Stücken zu entsprechen. Diese Männer waren ein Baron von Heydemann, Hofkavalier, ein Kriegssecretair Bode und der Resident des Herzogs von Sachsen-Weimar am preußischen Hofe, ein gewisser Lehmann, ein Mensch von dunkler Herkunft. Die ersteren Beiden waren dem Orden streng ergeben, und ihr Verstand reichte nicht hin, seine Gaukeleien zu durchschauen, vielmehr bewunderten sie das Uebernatürliche, das er zur Schau trug, und harrten geduldig des Augenblicks, der ihnen freilich nie kommen sollte, tiefer in seine Geheimnisse eingeweiht zu werden; bestrebt, ihren guten Willen und Eifer an den Tag zu legen, unterstützten sie Clement bereitwillig, indem sie auf sein Verlangen ihm die geheimen Staats-Archive und andere Geheimnisse die ihrer Amtsehre anvertraut waren, öffneten, woraus er dann Vortheile für sich und den Orden zog. Lehmann war ein verschlagener, schlechter Mensch, der Clement eigentlich nur seiner Schlauheit wegen beigegeben war und mit aller Anstrengung dahin strebte, ihn zu erforschen; auch hatten ihn seine Oberen als eine Art von Aufpasser über den fremden Baron bestellt, ohne ihn jedoch in dessen Geheimnisse einzuweihen.

Der König hatte eine ungemeine Liebe zu Clement gefaßt; er, der in letzter Zeit fast an Niemanden mehr ein freundliches Wort richtete und dessen Mißtrauen fortwährend im Zunehmen begriffen blieb, zeigte allein ein heiteres Gesicht, wenn er den fremden Baron traf, was gewöhnlich in dem Garten vor dem Weidendammer Thore geschah. Clement hatte ihm seine Geschichte später noch ausführlicher erzählt und erwähnt, daß und wie er unter dem Fürsten Ragoczy gefochten habe; natürlich verschwieg er das eigentliche Verhältniß, in dem er zu Jenem gestanden und wie er ihn des Geldgewinnes halber verrathen hatte. Daß er Soldat gewesen, nahm den König vollständig für ihn ein, und da der junge Mann nicht ganz unbedeutende militairische Kenntnisse entwickelte, wurde seine Unterhaltung dem Monarchen, der über solche sehr gern sprach, immer lieber und unentbehrlicher, und Clement stieg in seiner Achtung noch bei Weitem. Er hatte ernstlich die Absicht, ihn für immer an sich und seinen Hof zu fesseln; da er aber den Stolz seines Lieblings in Bezug auf die Annahme von Geld oder Geschenken genügend kennen gelernt zu haben meinte und durch solche Versprechungen nichts zu erreichen hoffte, so dachte er über ein anderes Mittel nach, das zu demselben Ziele führen sollte.

Wenn der König einen großen Grenadier hatte anwerben oder rauben lassen und der Mann schien ungeachtet der ihm zu Theil gewordenen Begünstigungen doch sich nicht zu gefallen und wahrscheinlich nur eine günstige Gelegenheit zur Desertion abzuwarten, so hatte Friedrich Wilhelm schon oft mit Erfolg das Mittel angewendet, ihn gut zu verheirathen und ihm eine kleine Wirthschaft auszustatten. Die Braut wurde dem Bräutigam vorzüglich nach des Königs Geschmack aus den Landmädchen gewählt und oft ebenso wenig um ihre Einwilligung befragt, als der Grenadier früher um die seinige zum Eintritt in den Militairdienst; der König erließ eine

Ordre an die Kommandantur von Berlin oder Potsdam, in Folge deren die Trauung ohne Weiteres vollzogen wurde. Dennoch waren diese Ehen meistens glücklich, denn der Monarch unterstützte sie mit Geldgeschenken, die den jungen Gatten sorgenfreie Existenz sicherten, und meistens gab der Grenadier seine Desertionspläne auf.

Friedrich Wilhelm war nie zartfühlend gewesen und ergriff daher mit Freuden die ihm überkommende Idee, Clement zwar nicht gerade zu einer Heirath in Berlin zu zwingen, aber ihm doch eine solche vorzuschlagen, um auch seiner späteren Dienste sicher zu sein. Er sann lange hin und her, welcher Dame er diese Ehre zu Theil werden lassen solle, und da er nur wenige kannte, für seinen Liebling aber eine in jeder Beziehung gute Wahl treffen wollte, fiel diese endlich auf die Tochter des Ministers von Marschall, die des jungen Mannes doch jedenfalls würdig sein mußte, da sie eine Weile das Herz des Königs selbst in lebhaftere Bewegung zu setzen vermocht hatte; den einzigen Uebelstand bei diesem Vorschlage, den Mangel an Vermögen auf Seiten der Braut, gedachte der König selbst auszugleichen. Was ihre Einwilligung in dieses Bündniß anbetraf, so zweifelte Friedrich Wilhelm gar nicht, das Mädchen sei viel zu gescheidt, eine so vortheilhafte Verbindung auszuschlagen; übrigens aber kam es darauf auch nicht an, denn sie war seine Unterthanin und ihr Vater einer seiner besoldeten Diener. Er entschloß sich daher, mit Clement von seiner Absicht zu sprechen.

— Hat Er den Marschall schon öfter besucht, wie ich es Ihm rieth? fragte er daher eines Abends plötzlich.

Clement bejahte es und fügte hinzu, daß er in der That in ihm einen biedern, edlen Mann gefunden habe, in dessen Gesellschaft er sich sehr wohl befinde.

— Kennt Er auch die Tochter? fragte der König gespannt weiter, und fuhr dann schnell fort: Und wie gefällt sie Ihm?

Clement stutzte einen Augenblick über die Bedeutung dieser Frage; er erwiederte, daß er Emma als ein schönes, geistvolles und gebildetes Mädchen verehre. Ehe er sein Urtheil aber noch vollständig ausgesprochen hatte, unterbrach ihn der König hastig:

— Das freut mich, daß Er so denkt, denn Er hat recht. Ich will das Mädchen an Ihn verheirathen, damit Er mir nicht mehr desertiren kann.

— Majestät, stammelte Clement halb erschreckt, halb belästigt von dem Ernste dieser eigenthümlichen Brautwerbung; so hoch ich auch das Fräulein von Marschall schätze —

— Ich weiß, was Er sagen will, meinte der König in eigensinniger Heftigkeit. Er weiß bereits, daß die Marschall kein Vermögen hat, aber dafür lasse Er mich sorgen; ich statte sie aus, daß Er zufrieden sein soll, und trage dadurch zugleich einen Theil meiner Schuld an Ihn ab.

— Nein, Eure Majestät, daran dachte ich in der That nicht, entgegnete Clement, der sich schnell alles Dessen erinnerte, was er von dem Eigensinne und der Willkürlichkeit Friedrich Wilhelms gehört hatte, und dessen Herz jetzt schon bänger schlug, denn er dachte an Viela; indessen dürfte doch wohl die erste zu berücksichtigende Frage sein, ob das Fräulein von Marschall mich liebt, und ich fürchte, dies bezweifeln zu müssen.

Der König blickte ihn verwundert und verdrießlich an, denn es wurde ihm stets schwer, sich von einem einmal gefaßten Gedanken zu trennen.

— Was kümmert es mich, ob die Marschall Ihn liebt oder nicht? fragte er heftig. Das Mädchen kenne ich besser und weiß, daß sie die kindische Empfindelei ihres Geschlechts nicht über die gesunde Vernunft stellt. Was sollte sie hindern, eine so gute Partie zu machen? denn Er ist reich, hübsch, hat einen braven Charakter und wird es in meinem Dienste noch zu etwas bringen — und übrigens wünsche ich diese Verbindung.

Clement wußte im Augenblick nicht, was er gegen diese mit solcher Entschiedenheit ausgesprochene Zumuthung erwiedern solle, denn er wollte um keinen Preis die Gnade des Königs verscherzen; leider hatte er demselben auf seine Frage schon früher gesagt, daß er

nicht verheirathet sei, sonst würde er sich jetzt dieses Auskunftsmittels bedient haben.

— Ich selbst werde Seinen Brautwerber bei der Marschall und ihrem Vater machen, fuhr der König nach einer kleinen Pause fort.

— Majestät, ein solcher Schritt für das ganze Leben muß nicht übereilt werden, erwiederte Clement ernst. Ich will mir Eurer Majestät huldvollen Vorschlag überlegen und bitte um einige Tage Bedenkzeit.

Es war ein Beweis von der großen Gunst, in welcher der junge Mann bei dem Monarchen stand, daß Letzterer nicht heftig auffuhr, sondern, seinen Unmuth niederhaltend, antwortete:

— Ich sehe nicht ein, was Er bei einem so günstigen Anerbieten lange zu überlegen hat; aber es mag so sein, wie Er meint; indessen will ich innerhalb dreier Tage Seinen Entschluß hören und ich hoffe, daß er nach meinem Wunsch ausfällt. Versäume Er mir aber darüber Seine Geschichte nicht.

Friedrich Wilhelm war sichtlich verstimmt, daß diese Angelegenheit einen Aufschub erleiden sollte. Mit einem kurzen Gruße w. d er sich schnell ab und entließ den bestürzten Clement.

Träumend schritt dieser nach Hause und überlegte, wie er sich am besten aus dem bösen Handel ziehen könne. Je länger er aber darüber nachdachte, desto mehr trat seine Abneigung dagegen in den Hintergrund und desto deutlicher stellten sich ihm seine mannigfachen wichtigen Vortheile heraus. Clements Liebe zu Viela war nie von einer besonderen Tiefe gewesen, wie daraus hervorging, daß er sie, wenn auch anfangs selbst durch Köpröly eine kurze Zeit lang getäuscht, in dem Glauben ließ, sie sei seine rechtmäßige Gattin, während er sich nach dem Rathe des Freundes lieber stillschweigend die Hinterthür aufließ, das Verhältniß mit ihr abzubrechen, wenn es ihm einst zur Last würde, daß er endlich auch sogar in diese Trennung gewilligt hatte. Ueberredete er sich dann selbst, die Wiedervereinigung Viela's zu seinem einzigen Lebenszwecke zu machen, so täuschte er sich, denn nicht dies hatte ihn zu seinen jetzt schon theilweise zur Ausführung gebrachten Plänen bestimmt. Er hatte sich schon oft gesagt, daß Viela sich in der langen Trennung möglicherweise in ihre neuen Verhältnisse ganz gut gefunden haben könne und dieselben bei ihrer Lebens- und Genußsucht vielleicht sogar liebgewonnen habe; er konnte ihr dann nicht einmal mehr Vorwürfe machen, wenn ihre Liebe zu ihm erloschen war, da er wußte, sie habe die Täuschung, die er sich gegen sie zu Schulden kommen ließ, erfahren. Clement spielte jetzt ein gefährliches Spiel gegen so viele mächtige Gegner, und im Falle, daß es ihm fehlschlug, erwartete ihn Schande, wohl gar der Tod. Er bedurfte daher einer festen Stütze, und wie konnte er sie besser finden, als durch diese Heirath mit der Tochter einer hochgestellten Familie, die unter dem Schutze des Königs selbst geschehen sollte? Er war überzeugt, daß bei einer ungünstigen Wendung seines Schicksals der König auch des Mädchens gedenken würde, das er durch seinen Willen zur Gattin gemacht habe und welche die Schmach des Gatten fast ebenso nachdrücklich wie diesen selbst treffen mußte, voraussichtlich würde man deshalb auch bei ihm selbst Gnade vorwalten lassen. Endlich erreichte er auf eine leichte Art, bei der sein Charakter gar keinen Verdächtigungen unterliegen konnte, ein Vermögen, nach dem er vor Allem strebte, und was Emma's Persönlichkeit anbetraf, so hatte diese so viel Reize, daß er auch hierin befriedigt werden mußte, war er auch weit entfernt, sie zu lieben. Eine Weigerung war bei dem Starrsinn des Königs gefährlich, und Clement kam endlich nach langem Nachsinnen zu dem Schluß, er wolle auf den Vorschlag des Monarchen eingehen.

Der König war hocherfreut, als er seinen Entschluß noch vor Ablauf der festgesetzten Bedenkzeit vernahm und dachte nun auch allen Ernstes daran, sofort zur Ausführung seines Vorhabens zu schreiten. Er ließ den Minister von Marschall zu sich bescheiden und eröffnete ihm seine Absicht in kurzen Worten.

Der alte Herr kannte die Entschiedenheit des Königs, er selbst hatte auch nichts gegen die Verbindung, die so viele Aussichten ver-

sprach, einzuwenden, und übernahm den Auftrag, seine Tochter darauf vorzubereiten, daß der König selbst ihr morgen seinen Wunsch eröffnen wolle. Nach Hause zurückgekehrt, begann er gegen Emma mit zarter Schonung eine lange Einleitung zu machen, die sie bald belehrte, worauf es eigentlich abgesehen sei.

Aber das junge Mädchen hatte sich getäuscht, wenn sie sich stark geglaubt hatte, Dumoulin für das ganze Leben zu entsagen und den Wünschen des Vaters auf eine andere Verbindung entsprechen zu können; sie fühlte dies erst in diesem entscheidenden Augenblicke, in dem ein Wort von ihr die ganze Zukunft unabänderlich festsetzen sollte, und sie war zu schwach, dieses Wort zu sprechen. Sie brach in heiße Thränen aus, als sie erfuhr, was der König bestimmt habe, und in ihrer grenzenlosen Verzweiflung blieb ihr nicht einmal der Trost, ihr Herz an dem des Vaters, der sie nicht begriff, ausschütten zu können, da sie sich scheute, Dumoulins Namen zu nennen und ihre alte Neigung zu ihm zu gestehen, die er nicht mehr verdiente. Derselbe Grund stellte sich auch ihrer ersten Idee hindernd entgegen, sich dem Könige zu Füßen zu werfen und ihm offen zu gestehen, daß sie ihre erste Liebe nicht Clement opfern könne. Sie hatte einen Augenblick gehofft, des Monarchen starres Herz, das ihr gewogen war, wie sie wußte, durch diese Erklärung zu erweichen, aber sie mußte sich bald sagen, daß er zürnen würde, wenn er Dumoulins Namen hörte, der jetzt für einen erklärten Verehrer der Wagnitz galt und für sie selbst gar keine Neigung mehr zu haben schien. Emma schwieg daher über den eigentlichen Grund ihres tiefen Schmerzes dem Vater gegenüber und konnte seinen Vorstellungen, wie vortheilhaft die unter solchen Verhältnissen mit Clement geschlossene Partie sein müsse, nur entgegensetzen, daß sie diesen nicht liebe.

Der Minister hatte sie darauf aufmerksam gemacht, wie unmöglich es sein würde, sich dem Willen des Königs zu widersetzen, was Emma selbst wußte und hatte sie aufgefordert, sich zu fassen und ruhig darüber nachzudenken, ob ihr nicht doch noch ein Glück aus der vorgeschlagenen Verbindung erstehen könne. Emma hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen und rathlos, auf keine Rettung mehr hoffend, hatte sie ihren Thränen lange freien Lauf gelassen. Endlich durchzuckte ein schwacher Hoffnungsstrahl von Neuem das zerrissene, verzweifelnde Herz, und nach längerem Nachdenken erhob das Mädchen das Haupt und trocknete die heißen Thränen; sie hatte sich vorgenommen, alle Kräfte ihrer Seele zu einem gefaßten Benehmen zusammenzurufen, wenn sie anderen Tages dem Könige und ihrem bestimmten Bräutigam gegenüberstände, denn sie wußte, daß der Monarch die Thränen und jammernden Klagen haßte und daß sie allein durch Entschlossenheit etwas von ihm erlangen konnte; mit solcher wollte sie ihn daher empfangen, seine Werbung anhören und nur Zeit zu gewinnen suchen, ehe die kirchliche Trauung vollzogen würde. Sie hoffte noch immer, Dumoulin, zu dem die Nachricht ihrer bevorstehenden ehelichen Verbindung sicherlich auch dringen würde, werde sich der alten Liebe wieder erinnern und Schritte zur Annäherung an sie thun, ehe man sie ihm für immer entriffe; geschah dies aber, dann zagte Emma nicht mehr, sie fühlte daß sie dann die Kraft besäße, den strengsten Befehlen des Königs zu trotzen.

Emma fand die ganze Nacht nicht die Ruhe, deren sie zu ihrer körperlichen Stärkung bei dem gestern beschlossenen Plane so nöthig bedurft hätte; mehrere Male hatte sie sich in der Nacht erhoben und Briefe an Dumoulin begonnen, in denen sie ihn beschwor, jetzt, wo es sich unwiderruflich um Beider Schicksal handle, zu ihr zurückzukehren, aber immer wieder mußte ihr jungfraulicher Stolz dieses Beginnen verdammen und stets wurden die angefangenen Briefe zerrissen, denn sie hatte das Vertrauen zu dem einst Geliebten verloren.

Der Morgen des verhängnißvollen Tages brach an, und Emma erschien, als sie ihrem Vater wie gewöhnlich den Morgengruß brachte, entsetzlich blaß, aber kalt und äußerlich gefaßt in seinem Zimmer. Auch ihm hatte der maßlose Schmerz seines Kindes schon die tiefste Sorge gemacht; er errieth, daß die alte Neigung zu Dumoulin noch nicht ganz erloschen sein möge, wie er bisher geglaubt, aber er

tröstete sich mit dem Gedanken, daß die so heiß ersehnte Verbindung mit diesem ihr doch niemals Segen gebracht haben würde und daß das neue Verhältniß bald jedem unnützen und doch schädlichen Gedanken daran ein Ende machen würde. Trotz dieser Einsicht machte ihn ein Blick auf Emma's Gesicht, dessen erzwungene Kälte auf einen noch tieferen Schmerz deutete, als ihre gestrigen Thränen und lauten Klagen, schwach, so daß er jetzt ihre Hand noch lieber dem früher zurückgewiesenen Offizier, als Clement gegeben hätte; aber es war zu spät und der Wille des Königs, wie er wußte, unumstößlich.

Am Nachmittage, nach der Wachtparade, wurde der König, der seinen Besuch angekündigt hatte, erwartet. Der Minister und seine Tochter wechselten bis dahin fast kein einziges Wort, und Letztere saß wie ein Marmorbild am Fenster und blickte starr auf die Straße hinaus.

Der König ließ nicht auf sich warten; er traf zu der vermutheten Zeit, nur von einem Pagen begleitet, zu Pferde vor dem Marschallschen Hause ein und betrat es dröhnenden Schrittes. Emma zitterte heftig und war einem neuen gewaltsamen Ausbruch ihres Schmerzes nahe, aber der Vater warf ihr einen bittenden Blick zu, und schnell hatte sie ihre scheinbare Fassung wieder erlangt.

— Guten Tag, Marschall! Grüß' Euch Gott, Fräulein! Habe Euch lange nicht gesehen und freue mich der Wiederbegegnung.

Mit diesen Worten trat der König hastig in das Zimmer, lüftete ein wenig den dreieckigen Hut und warf sich dann ungenirt und während er mit der Hand winkte, keine weiteren Umstände seinetwegen zu machen, in einen Lehnsessel nieder. Sein Gesicht hatte einen ungemein leutseligen und vergnügten Ausdruck, und seine Augen blickten mit sichtlichem inneren Wohlbehagen auf das schöne Mädchen, das wenige Schritte vor ihm stand.

— Ich komme eigentlich zu Euch, schönes Kind, fuhr der König zu Emma gewendet fort, und zwar im Auftrage eines Eurer guten Freunde, dem das Herz wehe thut, wenn er an Euch denkt, und für dessen Heilung ich mich besonders interessire. Ihr errathet wohl, wen ich meine?

— Ich verstehe Eurer Majestät huldvollen Scherz in der That nicht, stammelte Emma verlegen.

— Ei, Ihr solltet den Baron Clement von Rosenau nicht verstanden haben? drohte der Monarch lächelnd mit dem Finger. Aber erröthet nicht, schöne Emma, ich will Euch weitere Verlegenheit ersparen und bekennen, daß ich hierhergekommen bin, um für ihn um Eure Hand zu werben. Ihr werdet sicherlich nichts dagegen haben, sein heißes Sehnen, wie Ihr jungen, liebeglühenden Leute es ja wohl nennt und meinen Wunsch zu befriedigen. Clement ist ein Mann, den ich hochzuschätzen Grund habe: darum werde ich Euch ausstatten und auch künftighin für Euch sorgen; Euer Entschluß soll Euch nicht gereuen.

Der König schwieg und blickte erwartungsvoll auf das junge Mädchen, das mit festem Tone und ohne ein Anzeichen ihrer inneren stürmischen Bewegung erwiederte:

— Mein Vater hat mich bereits auf den Antrag vorbereitet, den Eure Majestät mir in hoher Gnade aus höchsteigener Hand zukommen lassen, und ich schätze mich glücklich, Ihrem Befehle und dem väterlichen Wunsche Folge zu leisten, da ich den Herrn Baron nur von Seiten kennen gelernt habe, die mir die höchste Achtung abnöthigten.

— Ihr seid ein braves Mädchen! rief der König, erfreut aufspringend und ihre Hand ergreifend, die er herzlich drückte. Der Clement setzte Zweifel darein, daß Ihr in die Verbindung mit ihm einwilligen würdet, aber ich habe ihm gleich gesagt, daß Ihr viel zu viel Verstand hättet, sie auszuschlagen. Nun, seid für Eure Bereitwilligkeit meiner steten Huld versichert, denn ich will es Euch gestehen, daß mir Euer beiderseitiger Entschluß eine große Freude ist. Für Eure Ausstattung, schöne Emma, sorge ich, wie gesagt, und Er, Marschall, wird wohl nichts dagegen haben, daß wir morgen schon die Trauung vollziehen lassen?

Der Minister verbeugte sich ehrfurchtsvoll,

mit Allem einverstanden, was der König wollte; er begriff die plötzliche Veränderung seiner Tochter nicht und wußte nicht, ob er sich ihrer freuen oder zürnen solle, daß Emma ihn selbst getäuscht habe. Emma aber ergriff jetzt mit einer Kühnheit, die ihr die Gefahr des Augenblicks eingab, das Wort.

—Majestät setzen die Frist bis zu der kirchlichen Einsegnung gar zu kurz, sagte sie mit einem Lächeln auf den Lippen, und ich muß dieses Mal auf dem Rechte der Braut bestehen, auch deshalb befragt zu werden, denn es sind noch viele durchaus wichtige Vorbereitungen zu treffen, deren Umfang nur der wirthschaftliche Frauensinn ermessen kann, und da mir Eure Majestät ein besonderes Vertrauen schenken, wie Sie eben zu bemerken geruhten, so werden Sie auch überzeugt sein, daß ich jene nach äußerster Möglichkeit beeile. Außerdem aber, fügte sie ernster hinzu, bin ich streng religiös erzogen, und Eure Majestät werden begreifen, daß ich nicht wünschen kann, mich dem wichtigen, ernsten Stande, der mir jetzt auf überraschende Weise so nahe gelegt ist, und seinen Berufspflichten unbedacht zu ergeben, ehe ich mich dazu vorbereitet habe und für würdig befinden kann.

Der König brummte etwas in den Bart und über seine Stirn zog eine leichte Wolke, die aber schnell wieder verschwand, als er in Emma's liebliches, bittendes Gesicht blickte. Auch seine religiösen Ansichten waren in vielen Beziehungen so streng, daß er unmöglich über den Grund, den das Mädchen anführte, zürnen konnte.

— Und wann meint Ihr denn, Clement glücklich zu machen? fragte er.

— Sein Eure Majestät überzeugt, daß er nicht allzu lange darauf warten soll, erwiederte Emma, wieder mit ihrem allerliebsten schalkhaften Lächeln.

— Meinetwegen, sagte der König freundlich; ich bin in der That geneigt zu glauben, daß Ihr nicht zu harten Herzens gegen ihn und Euch selbst sein werdet.

Er hatte die Handschuhe, die er vorher ausgezogen und auf den Tisch gelegt, wieder ergriffen und schien im Begriff, aufzubrechen. Emma's Herz hob sich erleichtert, denn sie hatte erlangt, was sie gewünscht, einen Aufschub, der ihr erlaubte, neue Pläne zu ersinnen, um die verhaßte Heirath von sich fern zu halten. Aber plötzlich wurde der König von einem neuen Gedanken ergriffen und meinte, Emma werde doch nichts dagegen haben, wenn ihre Verlobung öffentlich verkündigt werde, was ja den von ihr geäußerten Bedenken keinen Eintrag thäte. Eine neue Weigerung konnte das schon Gewonnene wieder verderben und das Mißtrauen des Königs erregen; sie fühlte dies sogleich und gab daher, obgleich ihr die Stimme dabei zu versagen drohte, ihre Zustimmung zu des Monarchen Vorschlage.

— Ich werde den Bräutigam noch heute zu Euch schicken, sagte er scherzend, ehe er sich entfernte; feiert die Verlobung im Familienkreise, das öffentliche Gepränge dabei ist überflüssig; morgen müssen aber die öffentlichen Anzeigen ausgegeben werden.

Mit freundlichem Gruße verließ der König das Marschall'sche Haus; ehe der Minister aber noch eine Frage an seine Tochter richten konnte, was den plötzlich veränderten Entschluß in ihr hervorgerufen habe, sah er diese wanken und hatte gerade nur noch Zeit, zu ihrer Hülfe herbeizuspringen und die Ohnmächtige in seine Arme aufzufangen. Der Zwang, den sich das arme Mädchen hatte auferlegen müssen, war ihren schwachen Kräften, welche die Sorgen der letzten Zeit schon erschöpft hatten, zu übermächtig gewesen, und letztere unterlagen jetzt der gewaltsamen Anspannung. Erst nach längerer Zeit löste ein Thränenstrom den Krampf, der die Brust zusammenschnürte, und Emma fand das Bewußtsein wieder, aber sie verweigerte entschieden, dem Vater eine Aufklärung zu geben, und erklärte sich bereit, am Abende Clement zu empfangen.

Er kam wirklich freudestrahlenden Gesichtes, denn der König hatte ihm schon den Erfolg seines Besuches mitgetheilt. Emma war anscheinend wieder so ruhig, daß er nichts von ihrer Aufregung ahnte, obgleich ihn die Zurückhaltung, aus der das Mädchen nicht wich, überraschte, denn aus ihrer schnellen Einwilligung hatte er geschlossen, sie liebe ihn

wirklich. Clement sah jetzt, daß dies nicht der Fall sein konnte, aber er machte auch keinen Anspruch darauf und war zufrieden, als in dem kleinen Familienkreise die Ringe gewechselt wurden und er den ersten Kuß auf seiner Braut kleine Hand drücken durfte.

7.

Laura von Wagnitz saß in ihrem eleganten Toilettenzimmer, und vor ihr lagen zwei zierlich gefaltete Billetchen, die sie vor Kurzem erhalten hatte; sie blickte nachdenklich auf dieselben nieder. Fiel des Fräuleins Auge auf das eine, die Anzeige des Ministers von Marschall, daß er seine Tochter mit dem Baron Clement von Rosenau verlobt habe, so überflog der Ausdruck der Freude und inneren Befriedigung das schöne Gesicht, betrachtete sie aber das zweite, von Craup erhaltene, in dem er ihr dieselbe Nachricht mittheilte und hinzufügte, es sei nun, da Emma's Ungefährlichkeit für den König sich klar herausgestellt habe, ganz überflüssig, das anscheinende Liebesverhältniß mit dem Capitain Dumoulin fortzusetzen und er sei überzeugt, Laura werde es ebenso schnell und geschickt abbrechen, als sie es eingeleitet hatte, so wurde Laura wieder sehr ernst und in ihrem Innern kämpfte eine Unentschlossenheit, die sich deutlich daraus kundgab, daß sie das Köpfchen sinnend aufstützte und bald den einen, bald den andern Brief von Neuem durchlas.

Craup, der sich durch seine intime Bekanntschaft mit Laura und die Dienste, die er ihr oft erzeigt, ältere Rechte an sie erworben hatte, verlangte also, daß sie die Verbindung mit Dumoulin abbreche, eine billige Forderung, da er selbst diese Bekanntschaft nur seiner und ihrer Zwecke halber eingeleitet hatte und nun der Grund dafür fortgefallen war, denn Beide hatten jetzt wieder freies Spiel bei dem Könige, dem Emma eine Weile hindernd in den Weg getreten war. Laura hatte den jungen Offizier ja nicht seiner- oder ihrerselbstwillen an sich gezogen, sondern nur, um Craups Pläne zu unterstützen, der ihr erklärter Liebhaber war. Und dennoch wurde es dem Mädchen jetzt so unendlich schwer, den Getäuschten von sich zu lassen, wie Craup es mit Recht forderte? — Laura's Herz war auch an dem Netze, das sie Dumoulin gestellt hatte, hängen geblieben, und jetzt erst, wo die Trennung nahe bevorstand, fühlte sie an seinem bangen Klopfen, daß sie Dumoulin liebe und daß ihr diese Neigung theurer sei, als die Aussichten, die ihr Craup bieten konnte. Die Verlobung des Fräuleins von Marschall reichte hin diese Ueberzeugung in ihr unumstößlich festzustellen, denn sie machte Dumoulin ganz frei und aus dem bisherigen leichteren Verhältnisse könne ein innigeres, dauerndes werden. Laura liebte, wie gesagt, und in diesem Gefühlszustande schien ihr die letzte Aussicht unendlich lockender und süßer, als das bisher mit Craup geführte Leben und selbst die Zukunft, die er ihr als Geliebte eines mächtigen Monarchen zu bereiten gedachte. Dennoch waren ihre Verpflichtungen gegen den Minister nicht unbeträchtlich, ihre Furcht vor ihm groß, da er eine gefährliche Waffe in ihrer früheren innigen Bekanntschaft gegen sie in Händen hatte, und sie schwankte noch, ob sie dem Zuge ihres Herzens folgen sollte, der sie trieb, muthig mit ihm zu brechen und sich Dumoulin vertrauend in die Arme zu werfen, die sie, wie sie nicht zweifelte, gerade jetzt leidenschaftlich empfangen würden.

Sie erwartete gerade den Capitain bei sich, denn sie hatte ihm gestern das Versprechen abgenommen, zu ihr zu kommen, und sie freute sich, ihm die Nachricht von Emma's Verlobung vorlegen zu können und den Eindruck zu beobachten, den diese auf ihn machen würde. Als ihr Kammermädchen ihn anmeldete, waren ihre schmerzlichen Bedenken schnell bei Seite geworfen und ihr Auge leuchtete hell auf; eilig verbarg sie Craups Billet, warf dann noch einen prüfenden Blick in den Spiegel und befahl, den Capitain eintreten zu lassen.

Dumoulin hatte wirklich noch keine Nachricht von Emma's öffentlicher Verlobung erhalten; sein Gesicht war ungezwungen heiter, als er eintrat und die schöne Laura mit einem

mehr feurigen als ehrerbietigen Handkusse begrüßte.

— Sie kommen gerade zur rechten Zeit, Dumoulin, begann Laura triumphirenden Blickes nach einigen Worten höflich gleichgültiger Unterhaltung, eine interessante Nachricht zu erfahren, die mir soeben zugegangen ist und den ganzen Hof bald in Bewegung setzen wird. Denken Sie sich, der König hat seine dereinstige Geliebte verlobt, denn man sagt, der König selbst soll das junge Paar unter seinen besonderen Schutz genommen haben.

Sie reichte dem betroffenen jungen Manne die ihrer Familie von den Marschalls zugeschickte Anzeige, während ihre Augen beobachtend auf den Lesenden geheftet blieben. Dumoulin erbleichte einen Augenblick; diese Nachricht verwundete sein Herz tiefer, als er für möglich gehalten hatte, und er fühlte es schmerzlich, daß das letzte schwache Band zwischen Emma und ihm jetzt für immer gerissen sei; daß sie aber diesen Entschluß zu fassen vermocht hatte, den er ahnend schon vorher gesehen, erfüllte ihn auch mit Bitterkeit gegen sie, und schnell beschloß er, sich nicht schwach einer Herzenserregung hinzugeben, deren sie nicht werth sei. Mit erzwungener Gleichgültigkeit legte er das Billet wieder vor Laura hin und sagte kalt:

— Das ließ sich erwarten, denn der fremde Baron verkehrte schon lange im Marschall'schen Hause.

— Und auf Sie macht dieser Vorfall gar keinen tieferen Eindruck? fragte Laura neckend und drohte ihm mit dem Finger.

— Sicherlich wenigstens nicht einen schmerzlichen, erwiederte Dumoulin. Sie haben zwar schon lange errathen, schöne Laura, daß mir das Fräulein von Marschall früher nicht ganz gleichgültig war, indessen wissen Sie auch ebenso gut, daß mein Herz jetzt einer andern Neigung laut zuschlägt, die freilich ebenso wenig Erwiederung zu finden scheint, als seine erste.

Eine so klare Andeutung seiner Absichten auf Laura hatte sich Dumoulin noch nie erlaubt, und es war ihm auch jetzt weniger Ernst damit, als daß sie ihm von dem Rachegefühl gegen Emma dictirt wurde. Er schätzte die Wagniß nicht hoch genug, um sie je wirklich lieben zu können; wie er aber ihre Bekanntschaft nur gesucht hatte, um Emma dadurch seine Gleichgültigkeit an den Tag zu legen, als er sie seiner Liebe nicht mehr für werth hielt, ebenso ließ er sich jetzt auch noch weiter von seinen bitteren Empfindungen fortreißen und stand nicht an, eine ihm fremde Leidenschaft zu erheucheln. Bei der Wagniß aber war ein solches Geständniß gefährlich, denn sie ließ seinem Bekenner, wenn er ihr gefiel, nicht den Willen, auf halbem Wege stehen zu bleiben, sondern führte ihn hülfreich weiter. Sie faßte daher auch sogleich mit Freuden seine unbedachten Worte auf und meinte mit verschämt niedergeschlagenen Augen:

— Sie haben mir noch nie etwas von Ihren Herzensgeheimnissen vertraut, Dumoulin; wollen Sie das aber, so kann ich Ihnen vielleicht bald eine bessere Auskunft geben, als Sie zu erwarten scheinen, denn auch Ihr Männer schätzt oft den Eindruck, den Ihr auf uns Frauen macht, nicht richtig, und ich bin überzeugt, Ihre Liebe kann nicht so unglücklich sein, wie Sie meinen.

— Sind Sie das wirklich, Laura? fragte Dumoulin schnell und sich unbedacht dem Reize der so leichten, schnellen Eroberung hingebend. Sie müssen jedenfalls die competenteste Richterin sein, denn Sie kennen das Mädchen meiner Neigung am genauesten.

— Nun, lassen Sie hören, wie sie aussieht, vielleicht errathe ich sie dann, forderte ihn Laura mit einem schalkhaften, verführerischen Blicke auf.

Dumoulin begann in den lebendigsten Farben eine Schilderung von ihrer eigenen Person zu entwerfen, die nicht trügen konnte und das Herz des liebeglühenden Mädchens beben machte; sie hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu und ihre leuchtenden Augen verhießen ihm schon Gewährung aller seiner Wünsche, noch ehe er geendet hatte. Sicherlich wäre es zu einer Erklärung gekommen, die Dumoulin wohl schon anderen Tages bitter bereut haben würde, denn auch ihn riß

jetzt die Leidenschaftlichkeit über alle Ueberlegung fort, hätte sich nicht plötzlich die Thür geöffnet, so daß die beiden jungen Leute erschreckt auffuhren.

Der hastig Eintretende war der Minister von Craup; er kam mit der Vertraulichkeit eines begünstigten Liebhabers ohne Anmeldung, und Laura's, sowie Dumoulin's Betroffenheit und Unmuth über die Störung sprachen sich zu deutlich in ihren Mienen aus, als daß sie ihm hätten entgehen können. Diese Bemerkung war ihm unangenehm; wenn er von Laura, die heute erst sein Billet mit dem Entschlusse in Bezug auf Dumoulin empfangen haben konnte, auch nicht verlangen durfte, daß sie den jungen Offizier sogleich auf eine beleidigende Weise zurücktrieb, so war die Vertraulichkeit, in der sie noch mit ihm zu stehen schien, doch zu auffallend, als daß in Craup nicht schnell der Gedanke Platz gewonnen hätte, er werde vielleicht von Laura, deren Verstellungskraft ihm genügend bekannt war, selbst getäuscht, und sie ziehe ihm Dumoulin vor.

Seine Begrüßung war daher kurz und fast unfreundlich und er legte in der gleichgültigen Unterhaltung, die sich nun entspann, seine Launenhaftigkeit Laura gegenüber so deutlich an den Tag, daß diese sich tief verletzt fühlte, zumal es unter Dumoulin's Augen geschah, und Letzterer staunte. Er wußte zwar, daß Craup ein Hausfreund der Familie Wagnitz sei, aber er ahnte nicht, in welchem nahen Verhältniß er zu Laura stehe und was ihm das Recht gäbe, sich so hart gegen sie zu zeigen. Beider Männer gereizte Stimmung stieg bald höher, denn Jeder hielt sich für den hier am meisten Berechtigten; Dumoulin, sonst fern von aller Streitsucht, war durch Emma's Verlobung ohnehin schon in üble Laune versetzt und suchte einen Ableiter für dieselbe. Die Wagnitz selbst war in der peinlichsten Lage; ganz von Craup abhängig, da einige in der Gereiztheit und Uebereilung von ihm gesprochenen Worte hinreichen konnten, ihr Verhältniß zu dem jungen Offizier auf immer zu stören, verletzten seine hämischen Bemerkungen sie doch um so mehr, als sie nicht wagen durfte, ihnen ernstlich zu begegnen, und fürchten mußte, Dumoulin werde aus dem Uebergewichte, das Jener deutlich an den Tag legte, ihre sträfliche Verbindung ahnen. In dieser peinlichen Lage war sie still und geduldig, obgleich ihr die Thränen vor Aerger fast in die Augen traten.

Man sprach von der Verlobung der Tochter des Ministers von Marschall und darüber, daß dieselbe so überraschend schnell stattgefunden habe, ohne zu erwähnen, daß sie ein Werk des Königs sei.

— Es ist eine vortheilhafte Partie, und ich bin überzeugt, jede Dame unseres Hofes wäre sie ohne Bedenken eingegangen, sagte der Minister von Craup, und fügte höhnisch hinzu: Meinen Sie nicht, Fräulein Laura?

— Eine seltsame Frage, versuchte diese zu scherzen. Mir ist der Baron Clement wirklich zu wenig bekannt, als daß ich ein Urtheil darüber haben könnte, welchen Eindruck er auf ein weibliches Herz zu machen vermag.

— Lassen Sie das Herz aus dem Spiele, liebe Laura, spottete Craup, und gestehen Sie offen, daß es gerade in dieser Sphäre eine untergeordnete Rolle gegen den Verstand, und noch mehr gegen die Laune spielt, wovon wir leider täglich neue Beweise haben. Unsere Damen fangen ihre Liebeskarriere mit einem bescheidenen Pagen an, mit dem sie so lange spielen, bis es gelingt, ein innigeres Verhältniß mit einem Manne von Ansehen und Macht zu knüpfen, in dessen Bedeutung sie die eigene suchen und sie sich zu fesseln bestreben. Scheitert diese Intrigue aber an dessen Ueberlegung und Verstand, so stimmen sie ihre Hoffnung und Ansprüche herab und beglücken irgend einen unerfahrenen Jüngling mit ihrer Liebe, welcher die Erstlinge zu pflücken meint und der Angebeteten neben seinem Herzen auch die Hand zu bieten entschlossen ist. Es läßt sich das durchaus nicht leugnen denn wir haben die Beispiele oft in unserer nächsten Nähe.

Laura erröthete bei diesen spöttischen Worten, deren Absicht ihr nicht verborgen bleiben konnte. Dumoulin erblaßte vor Aerger und erwiederte mit einem feindlichen Blicke auf den Minister:

— Sie beurtheilen die Damen des Hofes sehr hart, Herr Minister, und vergessen, daß die Männer von Ansehen und Macht, deren Sie erwähnen, oft von einer maßlosen Eitelkeit verblendet sind, die sie ohne Grund Triumphe feiern läßt, daß der Mann von kalter Berechnung auch am wenigsten eines richtigen Urtheils über das, was in das Gebiet des Herzens fällt, fähig ist.

— Behalten Sie diese Ansicht, Capitain, entgegnete der Minister heftig, und es kann Ihnen, zumal wenn Sie eine so gute Lehrerin wie Fräulein von Wagnitz haben, gar nicht fehlen, bald dieselbe Erfahrung zu machen, wie die Jünglinge, von denen ich vorher sprach.

Dumoulin erhob sich zornglühend, aber ein bittender Blick der Wagnitz ermahnte ihn zur Mäßigung.

— Erinnern Sie sich der Worte, die Sie eben gesprochen haben, Herr von Craup, sagte er, seine Heftigkeit mühsam beherrschend. Sie haben das Fräulein von Wagnitz und mich dadurch beleidigt, wie es schon länger in Ihrer Absicht zu liegen schien, und ich hoffe, Sie werden mir, sich hinter ihre hohe Stellung versteckend, nicht die Rechenschaft versagen, die ich an einem andern Orte zu fordern gedenke.

— Fürchten Sie das nicht, Capitain Dumoulin, erwiederte der Minister, anscheinend gleichgültig, ich stehe stets zu Ihren Diensten.

Dumoulin achtete seiner nicht mehr; mit einer Verbeugung vor dem Fräulein, das auf das Höchste bestürzt erschien, zog er deren Hand an seine Lippen und entfernte sich schnell. Craup blickte ihm gleichgültig nach, dann ließ er sein Auge verächtlich auf Laura streifen und sagte im rauhesten Ton:

— Du bist eine unverbesserliche Coquette, Mädchen, aber nicht schlau genug, mich zu betrügen; ich errieth Deine Absicht auf Dumoulin mit dem ersten Blick.

— Ich habe gethan, was Du selbst von mir verlangtest, Leopold, erwiederte Laura zitternd.

— Gieb Dir nicht die Mühe, mich täuschen zu wollen, entgegnete Craup ruhig. Du mußt bereits heut Morgen das Billet empfangen haben, in dem ich Dir schrieb, daß es Zeit sei, jetzt mit dem Capitain zu brechen; dennoch habe ich euch in einer Situation überrascht, die mir keinen Zweifel daran lassen kann, daß Du eine weitere Intrigue, dieses Mal gegen mich selbst gerichtet, fortzuspielen gedachtest. Aufrichtig gesagt, beste Laura, würde mich diese Entdeckung nicht zur Verzweiflung bringen, aber sie ist mir unangenehm, weil ich Dich, wie Du weißt, zu höheren Zwecken ausersehen habe, als die Gattin eines unbedeutenden Offiziers zu werden, der kaum allein von seinem Solde leben kann.

Es bedurfte vieler schmeichelnden Worte und heißer Thränen Laura's, ehe sie Craup beruhigen konnte, indem sie ihn auf das Heiligste versicherte, sie denke gar nicht daran, Dumoulin zu lieben und habe sich in ihrer Eitelkeit nur nicht das Vergnügen versagen können, einen noch vollständigeren Triumph als bisher über ihn zu erringen. Der Minister fürchtete wirklich von dieser Bekanntschaft Gefährdung seines Planes, später dem Könige eine Geliebte zu geben, wozu ihm Niemand so geeignet schien, als die gewandte und von ihm selbst ganz abhängige Wagnitz, andererseits aber bewegte ihn auch wirkliche Eifersucht und er wollte seinen Einfluß auf das Mädchen nicht mit einem Andern theilen. Aus dem von ihm beobachteten Benehmen Dumoulin's gegen Laura ersah er indessen, daß er noch zeitig genug gekommen sei, um übergroße Vertraulichkeit zwischen Beiden zu verhindern, und deshalb erklärte er sich endlich mit ihrem festen Versprechen, jetzt wirklich mit Dumoulin zu brechen und ihn nicht weiter beachten zu wollen, zufrieden.

Laura gedachte diese Versicherung nicht zu halten; vorläufig wollte sie aber das Resultat des Streites zwischen den beiden Männern abwarten, und sie dachte keineswegs mit Schrecken an das ihrer Ansicht nach voraussichtliche Duell; im Gegentheil schmeichelte es ihr nicht wenig, daß der ganze Hof davon sprechen werde.

Craup, der Laura vollständig ausgesöhnt verließ, fand in seiner Wohnung bereits ein Schreiben des Capitain von Einsiedel vom Leibgrenadier-Regiment vor, worin dieser ihm anzeigte, Dumoulin habe ihn beauftragt, sich mit dem Sekundanten des Herrn Ministers, um

dessen Nennung er bat, wegen der bewußten Streitangelegenheit in Verbindung zu setzen. Dem Minister, obgleich er von Natur ein beherzter Mann war, drängten sich jetzt doch die Bedenken einer, wie es schien, schnell bevorstehenden ernsten Ausgleichung durch die Waffen mit Dumoulin unangenehm auf, und er warf den Brief verdrießlich auf den Tisch und zürnte sich selbst, daß er es so weit hatte kommen lassen; aber es ließ sich nichts mehr ändern und er mußte sich entschließen, einen Freund um den Dienst anzugeben, den Einsiedel seinem Gegner leistete.

Das Duell war bei den strengsten Strafen durchaus verboten; dennoch wußte man, daß der ritterliche König Friedrich Wilhelm nicht dagegen eingenommen war, wenn es sich um Ehrenkränkungen eines Offiziers oder eines anderen hochgestellten Mannes handelte, daß er sogar unfehlbar den, der es ausschlug, aus seinem Dienste entlassen haben würde. Wie schon öfter Beispiele gelehrt hatten, schlug der König jede Untersuchung nieder, wenn ein Duell keine oder nur unbedeutende Folgen gehabt, fand dabei aber eine Tödtung statt, so ließ er auch wieder dem Gesetze freien Lauf und hatte in solchem Falle erklärt, nichts für den Verurtheilten thun zu können. So war vor einiger Zeit ein braver Offizier, der das Unglück gehabt hatte, seinen Gegner im Zweikampfe zu tödten, öffentlich hingerichtet worden. Wenn es daher Craup auch nicht an persönlichem Muthe fehlte, so bedauerte er doch allen Ernstes, sich in eine Lage gebracht zu haben, die leicht sehr schlimme Folgen nach sich ziehen konnte. Voll lebhafter Unruhe sann er auf ein Mittel, sich dem Duelle zu entziehen, obgleich er Dumoulin seine Bereitwilligkeit dazu hatte mittheilen lassen. In der Hoffnung, hierdurch seinen Zweck zu erreichen, theilte er dem General Peter von Blankensee, dem besonderen Günstlinge des Königs, sein und Dumoulins Vorhaben mit, und durch dessen Mund gelang es zum Ohr des Königs, der auf das Höchste darüber erstaunt und begierig, den Grund des Streites zu erfahren, ohne Weiteres Craup zu sich rufen ließ.

Als der Monarch gehört hatte, daß die Wagnitz, die er ohnehin nicht leiden mochte, mit die Veranlassung zu der Uneinigkeit gegeben habe, war er ganz entrüstet und verlangte dem Minister sein Ehrenwort ab, in dieser Sache nicht eher einen weitern Schritt zu thun, als bis er selbst die Erlaubniß dazu gegeben habe. Craup mußte gehorchen und that dies auch nicht ungern, denn er gedachte mit dreister Stirn zu behaupten, daß er das Geheimniß über das blutige Vorhaben bewahrt habe und nicht begreifen könne, wie dies dem Könige bekannt geworden sei.

Nach seiner Entlassung ließ der König Dumoulin zu sich bescheiden. Der Capitain kam ohne Scheu, denn er glaubte, es handle sich um irgend einen dienstlichen Auftrag, aber der erste Blick auf des Monarchen finsteres Gesicht belehrte ihn, daß es sich hier um etwas Unangenehmes für ihn selbst handeln müsse.

Der König, wie immer in vollständiger Uniform und das spanische Rohr in der Hand haltend, trat ihm einige Schritte entgegen und blieb dicht vor dem in militairischer Haltung aufgerichteten Offizier stehen; sein Auge ruhte mit durchbohrender Schärfe auf ihm.

— Ich liebe es wenn meine Offiziere Courage haben und sich nicht von Jedem auf der Nase herumtanzen lassen, begann er in barschem Tone nach einer beängstigenden Pause; ich verlange sogar, daß sie eine schimpfliche Beleidigung mit der Waffe in der Hand rächen, und ich würde den, der es nicht thäte, kassiren; aber um Lappalien und zumal eines intigutanten Weibsbildes wegen einem Mitmenschen nach dem Leben zu trachten oder den eigenen Kopf auf das Schaffot zu liefern, ist eine Sünde, und ich will gottesfürchtige Diener haben. Versteht Er mich? — Was hat Er denn nun mit dem Minister von Craup vorgehabt?

Dumoulin erzählte, auf das Höchste darüber bestürzt, daß er verrathen sei, in kurzen wahrheitsgetreuen Worten die Begegnung bei der Wagnitz.

— Eifersucht! Nichts als Eifersucht! rief der König ärgerlich. Und die Wagnitz ist nicht einmal werth, daß sich zwei Ehrenmänner ihretwegen schlagen, wenn sie auch Hof-

dame bei meiner Frau ist. Ich würde Ihm wohlmeinend rathen, dem Frauenzimmer gar nicht mehr nachzulaufen, denn Er ist viel zu schade für sie. Aus dem Duelle wird nun aber ein für alle Mal nichts, und Er wird mir sein Wort darauf geben, daß Er sich mit dem Craup versöhnt. Ihr habt Beide Unrecht und mögt Euch in Güte abfinden.

Der König wollte keine weiteren Einwendungen hören, als Dumoulin solche zu machen suchte. Wer ihn einigermaßen kannte, wußte, daß er von einer einmal gefaßten Ansicht nicht abging und ihn jedes Ankämpfen dagegen in den heftigsten Zorn versetzte. Was Dumoulin aber auch noch bestimmte, sich in den Willen des Königs zu fügen, war die Verachtung, mit der derselbe offen von dem Mädchen sprach, um derenwillen der Kampf hauptsächlich hatte stattfinden sollen, denn die gefallenen Streitworte waren wirklich nicht so arg, daß sie durch eine friedliche Ausgleichung nicht erledigt werden konnten. Dumoulin hatte sich schon bei ernsteren Nachdenken, wozu ihn sein Entschluß angeregt, alle die nachtheiligen Bemerkungen, die er an der Wagnitz gemacht hatte, in das Gedächtniß zurückgerufen und bereut, daß ihn die Leidenschaftlichkeit beinahe zu einer Erklärung fortriß, die er bei kaltem Blute bedauert haben würde, indem sie ihn vielleicht unaufhörlich an die Dame fesselte. Friedrich Wilhelms Worte machten ihn von Neuem auf die Unwürdigkeit dieser Leidenschaft aufmerksam.

Er gab dem Könige sein Ehrenwort, sich mit Craup zu versöhnen; aber damit war, wie er hoffte, diese Angelegenheit noch nicht erledigt, denn der König begann von Neuem:

— Diese Sache ist also abgemacht. Damit Er aber keine Gelegenheit finde, in neuen Streit mit dem Craup zu gerathen und damit Er keinen leichtsinnigen Streich mit der Wagnitz mache, werde ich Ihn wieder auf Seine Werbestation schicken, wo Er mir gute Dienste zu leisten versteht. Mache Er dort wieder gut, was Er hier versehen hat, und schicke Er mir große Leute. Sein Regiment wird die Ordre erhalten, wann Er abgehen soll.

Der König rückte an seinem Hut, ein Zeichen, daß der Offizier entlassen sei, und dieser entfernte sich schweigend, wie es der Dienst vorschrieb, aber in seinem Innern sah es trübe aus. In Ungnade bei dem Könige gefallen, wieder zu einem ihm verhaßten Dienste bestimmt, der ihn aus den angenehmen Garnisonorten auf ein fernes, von der Welt abgeschlossenes Dorf führte, dachte er nicht mehr an das leichtfertige Verhältniß zu Laura von Wagnitz, dessen Lösung ihm keinen Schmerz bereitete, ihm unter den jetzigen Umständen eher erwünscht kam, aber er fühlte es tief, daß er jetzt von jeder Verbindung mit Emma abgeschnitten sein sollte, und dies gerade in einer Zeit, in der ihr Schicksal einer so wichtigen Veränderung entgegenging. Dumoulin war wirklich ganz niedergeschmettert, als er zu Hause anlangte, und je mehr er sich sagen mußte, die Wagnitz sei mehr oder weniger an alle diesem Uebel schuld, desto ernstlicher bereute er sein Benehmen gegen sie und Emma. Aber die Ueberlegung war zu spät gekommen; schon am andern Morgen erhielt er die Ordre, mit den ihm beigegebenen Korporalen noch an demselben Abend abzureisen, und schweren Herzens trat er in vollständiger Ungewißheit über Emma's Verhältnisse, die ihn jetzt unaufhörlich beschäftigten, die verhaßte Fahrt an.

Emma von Marschall änderte indessen ihr Benehmen gegen den ihr aufgedrungenen Bräutigam nicht, obgleich dieser das Haus ihres Vaters viel besuchte und sich oft Gelegenheit fand, mit ihm allein sein zu müssen. Sie war stets kalt-freundlich gegen ihn, und Clement, der das Geheimniß ihres Herzens — denn daß ein solches vorliege, ahnte er — nicht zu erforschen vermochte, hatte auch jeden Versuch dazu aufgegeben, da er diese Heirath nur als eine Spekulation betrachtete; er hielt sich für sicher, daß sie nach dem Willen des Königs bald stattfinden werde, und das genügte ihm. Er war zu stolz, dem Mädchen, das ihm mit so wenig Wärme entgegenkam, ein heißeres Gefühl zu erheucheln, und zeigte sich ihr gegenüber ebenso kühl, wenn auch stets in achtungsvoller Zuvorkommenheit. Emma, die ihm dafür in ihrem Innern Dank wußte, schöpfte neue Hoffnung, denn sie glaubte, Cle-

ment werde nicht auf eine Beschleunigung der Hochzeit dringen, ihr vielleicht selbst freiwillig entsagen, wenn sie sich offen gegen ihn ausspräche. Sie beabsichtigte das letztere, aber noch immer fehlte es ihr an Muth dazu und sie versuchte, ihn erst tiefer zu erforschen. Von Neuem dachte sie auch allen Ernstes daran, sich auf irgend eine Weise, durch die sie ihrer eigenen Würde nicht zu nahe trat, mit Dumoulin wieder in Verbindung zu setzen und von ihm Hülfe zu begehren. In ihrer Noth vermochte sie ihn nicht so hart als früher zu beurtheilen und fühlte sich eher zur Verzeihung geneigt. Sie beschloß endlich, deshalb ihre Tante, die sich ihr immer als mütterliche Freundin erwiesen hatte, zu Rathe zu ziehen und sie um die Vermittelung bei Dumoulin zu bitten. Sie begab sich zu ihr; ehe sie aber noch ihr Anliegen vorbringen konnte, theilte ihr die alte Dame mit, daß Tags zuvor ein kurzes Billet des Capitain Dumoulin an sie eingegangen sei, worin er ihr höflichst seine Abreise an die holländische Grenze anzeige und sie bitte, es mit der ihm vorgeschriebenen Eile zu entschuldigen, daß er nicht persönlich seinen Abschiedsbesuch machen könne.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für Emma, denn sie glaubte damit die sicherste Stütze ihrer Pläne verloren zu haben. Weinend theilte sie der Tante mit, was sie beabsichtigt habe, und diese, welche die innigste Theilnahme an dem bevorstehenden traurigen Loose ihrer Nichte nahm, gab ihr den Rath, ihr Vorhaben, mit Clement offen zu sprechen, auszuführen. Emma entschloß sich dazu und, da die Zeit drängte, bestimmte sie den folgenden Tag dafür.

Eine Gelegenheit, mit Clement ungestört allein zu sein, fand sich bald, und herzklopfend begann Emma das Gespräch auf ihre Hochzeit zu lenken, welches Thema sie sonst gern vermied. Clement stutzte; er meinte, sie wünsche deren baldige Vollziehung selbst, und er war darüber erfreut, denn die Zeit drängte, sich nach dem Haag zu begeben, und seine Geldmittel, die er durch die Ausstattung des Königs zu ersetzen gedachte, gingen ihrem Ende entgegen. Clement hatte beschlossen, sich von dem Glück fortan leiten zu lassen, ohne einen bestimmten Plan zu fassen. Vom Haag aus wollte er den Kampf gegen den Fürsten von Anhalt und Grumbkow zu Ende führen, um im Falle des Mißlingens gegen ihre Rache gesichert zu sein; triumphirte er, so wollte er nach Berlin zurückkehren, dort sich erst in der neuen ihm durch die Gnade des Königs verliehenen voraussichtlich hohen Stellung festsetzen und dann, je nachdem es die Gelegenheit gestattete, seine weitere Aufsuchung Biela's und Köpröly's fortführen. Sein bisher errungener Vortheil hatte ihn schon übermüthig gemacht, und er gedachte sich an das Interesse der Rosenkreuzer nur so lange zu halten, als es seine eigene Sicherheit erforderte. Besiegte er Anhalt und Grumbkow, so bedurfte er ihres Schutzes nicht mehr und wollte sich dann ganz von ihnen trennen. Dann fürchtete er aber auch ihre Rache nicht mehr, denn diese wurde sich nicht so leicht an den Günstling des Königs von Preußen, der, durch Jablonsky unterstützt, ohnehin schon sehr aufgebracht gegen ihr Treiben war, gewagt haben. Um Emma beabsichtigte er sich wenig zu kümmern und wollte ihr, die er nicht liebte, auch die Freiheit lassen, die sie begehrte.

Das junge Mädchen, das dieses Alles nicht ahnte, führte ihn nun jetzt selbst auf ihre bevorstehende eheliche Verbindung und gestand ihm dann, plötzlich in Thränen ausbrechend, daß sie ihn nicht liebe, daß es ihr unmöglich würde, sich dem Wunsche des Königs zu fügen und daß sie erwarte, er werde so edel sein, ihr freiwillig zu entsagen. Clement war erstaunt und bestürzt, denn er hatte aus Emma's bisherigem Benehmen nur geschlossen, daß sie ihn zwar ohne Liebe, aber doch freiwillig, durch die vortheilhaften Aussichten bewogen, heirathen wolle. Er fürchtete einen Augenblick, alle seine Pläne, Geld zu erlangen, könnten an ihrer Abneigung gegen die Vermählung scheitern, aber er sagte sich auch ebenso schnell wieder, daß der Wille des Monarchen unumstößlich sei und daß dieser Emma nöthigenfalls zwingen werde.

— Ich bin in der äußersten Verzweiflung über die Eröffnung, die Sie mir machen, Fräu=

lein Emma, erwiederte er ihr mit dem Ausdruck tiefer Bewegung — und so unglücklich es mich auch machen würde, einem so theuren Wunsche meines Herzens zu entsagen, würde ich dies doch für meine Pflicht halten, denn Ihr Glück steht mir höher, als das eigene, aber der Wille des Königs, dessen große Hartnäckigkeit weitbekannt ist —

— Sie sind sein Günstling! rief Emma mit hoffnungsstrahlendem Gesichte; wagen Sie ein offenes Wort gegen ihn, und er wird Sie dann gewiß nicht zu einer Ihnen verhaßten Heirath zwingen wollen.

— Ich will zuvörderst ein offenes Wort mit Ihnen sprechen, entgegnete Clement, welcher den Bitten des Mädchens keinen andern Grund entgegenzusetzen wußte und Aufrichtigkeit um so weniger scheuen zu müssen glaubte, als seine Eitelkeit durch ihre Abneigung gegen ihn sich verletzt fühlte. Ich bin in derselben Lage, wie Sie, Fräulein Emma, wenn ich unsere bevorstehende Verbindung auch nicht, gleich Ihnen, verabscheue, sondern mich dadurch beglückt und geehrt fühle; auch mich zwingt der König dazu.

— Das ist nicht möglich! rief Emma erschrocken; Sie sind nicht sein Unterthan.

— Aber ich werde es binnen Kurzem sein, antwortete Clement — und schon jetzt fesseln mich Verhältnisse an den König, deren Erklärung ich Ihnen nicht geben darf, da sie von hoher politischer Wichtigkeit sind. Dies gerade hat die Idee des Monarchen, uns miteinander zu vermählen, erweckt.

Das Mädchen blickte in entsetzlicher Herzensangst starr vor sich hin; sie begriff nur, daß ihre letzte Hoffnung verloren sei und daß sich die Verhältnisse ihr in noch dunklerem Lichte darstellen müßten, da sie ihr einen Gatten nicht einmal aus seiner Neigung, sondern ihr ganz fremden Zwecken zufolge zuführten. Clement fuhr in demselben innigen Tone der Theilnahme weiter fort:

— Glauben Sie sicher, Emma, daß ich es meiner Ehre für unwürdig halten würde, die Hand einer Gattin zu erstreben, die mich gleichgültig betrachtet, die mir sogar blutenden Herzens zum Altare folgt, daß ich klar beurtheile, welch' geringer Segen für beide Theile einer solchen Verbindung entsprießen kann. Dennoch walten hier Verhältnisse ob, die mich zu diesem Schritte zwingen, und wenn ich sie Ihnen später eröffnen kann, wie ich hoffe, so werden Sie mich nicht verdammen, sondern anerkennen, daß ich einer Pflicht folgte, die mir die höchsten und heiligsten Interessen geboten. Ich habe früh gelernt, den Wünschen meines Herzens zu entsagen, weil ich stets dem Rufe der Ehre folgte, und dennoch schlägt in dieser Brust ein warmes Herz, das auch Ihren Schmerz zu würdigen versteht und ihm jedes Opfer bringen könnte, das sich mit jenen höheren Pflichten vereinigen ließe. Hier aber stehe ich machtlos und kann Ihnen nur den Trost geben, daß ich Ihr Gefühl stets ehren werde in dieser erzwungenen Verbindung und daß Ihnen immer die Freiheit bleiben soll, die Grenzen unseres gegenseitigen Verhältnisses zu bestimmen. Vertrauen Sie mir und fügen Sie sich in den unumstößlichen Willen des Königs.

— Aber ich liebe einen Andern! klagte Emma leise, die Augen beschämt auf den Boden senkend.

— Vertrauen Sie dem Himmel, Emma daß er Ihnen Kraft zum Entsagen gäbe, erwiederte Clement, ohne in seinen Mienen zu verrathen, wie unangenehm ihn dies Geständniß berührte. Ich will ihn bitten, daß er mich Jenen Ihnen mit der Zeit ersetzen läßt.

— Sie wissen gar keinen Ausweg? flehte das Mädchen in herzzerreißender Angst. Sie sind ein erfahrener, durch manigfache Lebensschicksale und Gefahren geprüfter Mann, retten Sie mich, Clement!

Er zuckte schmerzlich die Achseln und erhob sich von seinem Platze, die peinliche Unterredung zu beenden.

— Vertrauen Sie dem Himmel, wiederholte er tröstend.

Und der Himmel half dieses Mal wirklich. Emma verfiel nach dieser Unterhandlung mit Clement, die ihr die letzte Hoffnung raubte, noch an demselben Abend in ein hitziges Fieber,

das so bedenklich wurde, daß es für ihr Leben fürchten ließ. Der Vater und Clement waren in Verzweiflung, die schnell herbeigerufenen Aerzte in der lebhaftesten Besorgniß, und der König, der den plötzlichen Eintritt der Krankheit, die jedenfalls von längerer Dauer zu sein versprach, am andern Tage durch Clement erfuhr, war im höchsten Grade mißgestimmt, daß die von ihm beabsichtigte Vermählung nicht vor sich gehen könne. Eine Weile beseelte ihn der Verdacht, Emma's Einwilligung zu der von ihm vorgeschlagenen Heirath sei nicht ernstlich gewesen und ihre Krankheit jetzt blos Verstellung, um einen Aufschub zu erlangen, aber die Aerzte, die er ihr unter dem Vorgeben inniger Theilnahme selbst zusandte, bestätigten auf das Bestimmteste, daß das Leiden höchst bedenklich sei.

Den Unmuth des Königs und die Unruhe Clements zu steigern, traf gerade in dieser Zeit ein Brief des Ministers von Flemming an den Letzteren ein, worin er ihn aufforderte, seine Reise nach dem Haag zu beeilen, da er erfahren habe, Clement halte sich noch immer am Berliner Hofe auf.

Der Baron zeigte diesen Brief sogleich dem Könige; er war selbst in größter Herzensangst, wie er die Reise machen solle, da seine Geldmittel vollständig erschöpft waren und er es nicht wagte, den König um eine Unterstützung anzusprechen.

— Er muß abreisen, sagte der Monarch, nachdem er das ihm überreichte Schreiben gelesen hatte, unmuthig. Seine längere Anwesenheit hierselbst würde Flemmings Verdacht erregen und Er sich Sein ganzes Spiel im Haag verderben. Wie geht es Seiner Braut und meint Er, daß die Trauung noch vor Seiner Abfahrt stattfinden könne?

Clement berichtete, daß Emma noch immer bewußtlos liege und daß er sie schon seit mehreren Tagen gar nicht gesehen habe, an die Vermählung sei deshalb wohl jetzt nicht zu denken.

— Das ist mir sehr verdrießlich, brummte der König; aber es läßt sich dabei nichts thun. Nun, Er steht ja wohl mit dem Mädchen im besten Einvernehmen und wird ihr die Treue bis zu Seiner Rückkehr bewahren?

Mit traurigem Blicke stimmte ihm Clement bei.

— Und wann gedenkt Er aus dem Haag hierher zurückzukehren?

— Ich hoffe, Eure Majestät, daß mich meine dortigen Geschäfte nicht länger als einen bis zwei Monate aufhalten werden und daß ich noch vor Ablauf des Jahres wieder hier sein werde, erwiederte Clement.

— Gut, beeile Er sich nach Möglichkeit. Aber höre Er einmal, ich kann Ihn wirklich nicht von hier scheiden sehen, ohne Ihm meine Dankbarkeit bewiesen zu haben, fuhr der König fort. Bedarf Er noch nicht des Geldes nach dem kostspieligen Aufenthalte in Berlin?

— Durchaus nicht, Eure Majestät, erwiederte Clement, so schwer ihm diese Behauptung auch wurde, aber er wollte seinem Grundsatze und dem Gebote der Rosenkreuzer getreu bleiben, Friedrich Wilhelm durch seine Uneigennützigkeit für sich zu gewinnen.

— Ich werde Ihm dennoch morgen eine kleine Summe zukommen lassen, die Er meinetwegen nur verwenden mag, wo es mein Dienst dort besonders erfordert, sagte der Monarch. Wenn Er will, kann Er mir später einmal eine Berechnung darüber machen.

Clement verbeugte sich stumm, denn seine Geldverlegenheit war zu groß, als daß er länger auf seiner Weigerung gegen einen Vorschlag hätte beharren sollen, der ihm in so schonender Weise gemacht wurde.

Der König ertheilte ihm nun noch eine Menge von Instruktionen, was er im Haag in seinem Interesse besonders erforschen und auf welche Weise er ihn schriftlich durch den Minister von Marschall benachrichtigen solle; dann entließ er ihn gnädigst unter dem wiederholten Bedauern, daß seine Trauung mit Emma von Marschall nicht jetzt schon stattfinden könne.

Clement eilte sehr befriedigt in seine Wohnung, denn er hatte seinen Hauptzweck erreicht. Am folgenden Tage brachte ihm Eversmann die bedeutende Summe von zwölftausend Thalern, über die er ihm, wie der König in seiner Ordnungsliebe verlangte, quittiren mußte.

Diese unerhörte Freigebigkeit des sparsamen, fast geizigen Monarchen setzte ihn in das höchste Erstaunen, aber sie erfüllte ihn auch mit der lebhaftesten Freude, denn er hatte jetzt eine Summe in Händen, die zur Erreichung seiner zuerst gefaßten Pläne vollständig hingereicht hätte. Einen Augenblick überlegte er daber auch, ob er nicht alle die Verpflichtungen, die er in letzter Zeit übernommen, aufgeben und seine Person mit dem Gelde in Sicherheit bringen solle. Aber Clement war jetzt schon von einer anderen mächtigen Leidenschaft ergriffen, von dem Ehrgeiz, weiter zu steigen, woraus sich ihm so verführerische Aussichten eröffneten; er mochte auf der einmal betretenen Bahn, die ihn zu den höchsten Staatsämtern durch die Gunst des Königs führen konnte, nicht wieder zaghaft umkehren, und bald stand sein Entschluß fest, sein begonnenes Spiel fortzusetzen.

Alle Vorbereitungen zu seiner Reise waren getroffen, und nachdem er sich bei seinen Bekannten am Berliner Hofe verabschiedet hatte eilte er in das Marschall'sche Haus, um von Emma Abschied zu nehmen. Aber er durfte sie nicht sehen, denn die Aerzte erklärten ihren Zustand an diesem Tage für bedenklicher als bisher und wollten keine Veranlassung zur Gemüthsaufregung gestatten. Nachdem er sich dem alten Minister empfohlen hatte, verließ Clement daher Berlin, ohne seine Braut nach jener Unterredung wiedergesehen zu haben, und vollständig ungewiß, welchen Entschluß sie in Bezug auf die ewige Verbindung mit ihm fassen möchte, aber er vertraute dem Willen des Königs.

Emma lag schon mehrere Tage ohne Bewußtsein, und selbst in diesem Zustande waren die Qualen, die ihr Herz zerrissen, nicht ganz von ihr gewichen, denn das Fieber zauberte ihr stets den König, Clement und Dumoulin vor die Seele, deren Namen sie abwechselnd verzweifelnd ausrief. Jetzt erst durchschaute der alte Vater vollständig ihren Herzenskummer und begriff die Handlungsweise der Tochter. Er bereute oft bitter, daß er gegen ihr Verhältniß mit Dumoulin unerbittlich hart gewesen sei, da er seine Tiefe nicht geahnt hatte, aber es lag nicht mehr in seiner Macht, der Tochter die Ruhe ihres Herzens wiederzugeben.

Craup hatte sich vor Dumoulins Abreise an die holländische Grenze wirklich nach dem Gebote des Königs scheinbar mit ihm versöhnt; er konnte dies um so ruhigeren Herzens thun, als durch jene Entfernung von Berlin jeder Grund zur Eifersucht in Betreff Laura's fortgefallen war, mit welcher der Minister sein Verhältniß nun wieder ungestört wie zuvor fortsetzte, stets den Plan im Sinne festhaltend, sie zur Geliebten Friedrich Wilhelms zu erheben, wenn dessen finstere Laune wieder einer heiteren Platz gemacht hätte.

Laura selbst dachte noch oft an Dumoulin und bedauerte von Herzen, daß das eingeleitete Duell nicht stattgefunden habe und daß der junge Capitain hatte abreisen müssen, aber mit ihrem gewöhnlichen Leichtsinn, der nicht die längere Dauer eines ernsten Gefühls gestattete, vergaß sie ihn unter den Zerstreuungen des Hofes schnell wieder. Durch das Wohlwollen der Königin ausgezeichnet, hielt sie sich an letzterem stets als eine der gefeiertsten Schönheiten, obgleich ihr Ruf von manchen Erzählungen, in denen vorzüglich auch Craup eine Rolle spielte, hart gefährdet wurde. Uebrigens schien in letzter Zeit eine Veränderung mit ihr vorzugehen, und in der That gelang es Craup einigermaßen, mit seinen Ermahnungen durchzudringen und sie zur Annahme eines gesetzteren Wesens zu veranlassen, indem er ihr unaufhörlich vorhielt, daß der König sich nur dadurch von ihr angezogen fühlen könne.

Letzterer war indessen noch finsterer und abstoßender geworden, seitdem Clement Berlin verlassen hatte, und er fuhr fort, sein Geheimniß so streng zu bewahren, daß Niemand im Entferntesten den Grund seiner Laune errieth und dieselbe mit dem fremden Baron in Verbindung brachte, dessen man nur noch kurz erwähnte, wenn von der Tochter des Ministers von Marschall zufällig die Rede war. Nur Eversmann, gegen den der König ebenso schweigsam wie gegen jeden Andern blieb, war es gar zu auffällig erschienen, daß Clement durch seine Hand die bedeutende Summe em-

pfangen hatte, die sein Herr aus seiner Privat-Chatoulle genommen haben mußte, da die Zahlung sonst durch die Finanzverwaltung erfolgt wäre. Obgleich ihm Friedrich Wilhelm nun auf das Strengste verboten hatte, zu irgend Jemanden jener Sendung zu erwähnen, kämpfte Everemann doch schon mehrere Tage mit sich, ob er Grumbkow nicht davon in Kenntniß setzen solle. Endlich geschah dies, und der Generalfeldmarschall war auf das Höchste erstaunt über die ganz ungewöhnliche Freigebigkeit des sonst so sparsamen Monarchen, der nothwendig eine tiefere Absicht zu Grunde liegen mußte.

Grumbkow hatte sich nie viel um den fremden Baron bekümmert, da dieser ihn nach dem Rathe des Königs nicht aufgesucht hatte; er zog deshalb jetzt noch überall die genauesten Erkundigungen nach seinem Leben in Berlin ein, aber auch diese ergaben Nichts, was ihn auf einen besonderen Verdacht hätte leiten können. Da Clement, wie es ihm befohlen worden, nur durch den Minister von Marschall an den König berichtete, so ließ sich seine weitere Verbindung mit Letzterem selbst aus den eingehenden Briefen, die Grumbkow einer genauen Controle unterzog, nicht ersehen, und er, sowie der Fürst von Anhalt, blieben nach wie vor in Ungewißheit über das Ungewitter, das sich sichtlich über ihren Häuptern zusammengezogen hatte.

Das Tabaks-Collegium, diese von dem Monarchen so sehr geliebte Abendgesellschaft, blieb jetzt ausgesetzt, und selbst seine Familie besuchte er selten. Noch immer lagen die früher schon von Everemann bemerkten geladenen Pistolen in seinem Schlafzimmer, und die Offiziere versahen den Dienst in den Vorzimmern. Der König selbst war auffallend blaß und jede Spur von Heiterkeit von ihm geschwunden; man vermißte sie jetzt ungern, obgleich man früher oft ihre Derbheit gefürchtet hatte.

Ein unheimlicher Geist durchwehte den ganzen Berliner Hof; Einer mißtraute dem Andern und die Intriguen spielten in einem Maaße, wie nie zuvor, aber ohne Folgen, denn der König kümmerte sich um Nichts und hatte nur oft lange geheime Unterredungen mit dem Hofprediger Jablonsky und dem Minister von Marschall; beide Männer hatten, wenn sie von ihm kamen, ein ebenso ernstes Gesicht wie er selbst.

So sah es gegen das Ende des Jahres 1717 im Berliner und Potsdamer Schlosse aus; wir aber wollen jetzt Dumoulin und Clement folgen, die sich fast auf denselben Weg begeben hatten.

8.

Dumoulin hatte seine Werbestation, ein Dorf an der holländischen Grenze bei Cleve, erreicht, und es blieb ihm Nichts übrig, als sich mit allem Eifer auf den ihm verhaßten Dienst zu werfen. Die Werbungen wurden folgendermaßen betrieben. Sowohl der Offizier als seine Korporäle, welche Letztere verkleidet und mit Pässen versehen die Grenze übertraten, suchten zuerst Bekanntschaft mit sogenannten Seelenverkaufern zu machen, das heißt mit Leuten, meistentheils Schenkwirthen, die ihnen kräftige und vor Allem große Menschen zuwiesen und die Einleitungen trafen, um sie mit diesen zusammenzuführen. Hatte der verkleidete Korporal, in dem der zukünftige Grenadier einen ehrsamen Bürger vermuthete, sich nun durch ein schlau geführtes Gespräch überzeugt, dieser habe durchaus keine Lust, gegen ein nicht unbedeutendes Handgeld Seiner Majestät dem Könige von Preußen zu dienen, und dies war nur zu oft der Fall, denn man fürchtete sich vor der bekannterweise äußerst strengen Disziplin in der preußischen Armee, so schritt man zur List und Gewalt. Gewöhnlich wurde das Opfer betrunken gemacht, ihm dann Handgeld aufgedrängt oder gar in seinem bewußtlosen Zustande heimlich über die preußische Grenze geschleppt, wo der Unglückliche am nächsten Morgen in dem Rekruten-Depot neben mehreren anderen gleich ihm Geworbenen oder Geraubten verzweifelnd erwachte. An die Flucht aus einem solchen Depot war nicht so leicht zu denken, denn die Werbe-Offiziere und ihre Untergebenen hatten Grund genug, auf ihre Gefangenen wachsam

zu sein und sie in die Garnisonsorte richtig abzuliefern.

Natürlich sahen die fremden Regierungen diesem Treiben nicht stillschweigend zu. Sie erließen geschärfte Verordnungen gegen die Werber, drohten ihnen mit dem Strick, was in späterer Zeit sogar von den Holländern an zwei preußischen Offiziren zum Ernst gemacht wurde, und ließen, wenn sie einen von ihnen erwischten, diesen lange im Gefängnisse sitzen. Es war also ein sehr gefährliches Geschäft, das Dumoulin anheimfiel, denn auch er in eigener Person hatte schon zu öfteren Malen verkleidet die Grenze überschreiten müssen, galt es einen besonders guten Fang zu thun, und er konnte im Fall einer Entdeckung nicht darauf rechnen, als Offizier behandelt zu werden, obgleich er sein Patent als solcher stets in der Tasche führte.

Wir haben schon früher gesagt, daß dem jungen Offizier dieser Dienst höchst zuwider war, da sein edles Herz die grausame Gewaltthat, schuldlose Menschen aus ihren heimischen Verhältnissen, Familien, ihrem eigentlichen Stande zu reißen, um sie für immer an die preußischen Fahnen zu fesseln, nicht billigen konnte, sondern verabscheuen mußte, aber bei der grenzenlosen Willkür des Königs war an eine Weigerung, diesen Dienst zu übernehmen, gar nicht zu denken, und Dumoulin war auch viel zu guter Soldat, um bei einem erhaltenen Befehl nur eine Miene zu verziehen. Er mußte thun, was jeder seiner Kameraden schon gethan hatte oder noch thun mußte, und man kann ihm wirklich keinen Vorwurf machen, wenn er das Werbegeschäft mit dem lebhaftesten Eifer betrieb, denn desto früher erreichte es für ihn ein Ende, da er eine bestimmte Anzahl Rekruten stellen mußte, ehe er auf sein Zurückrufen rechnen konnte. Jetzt kam noch die Bitterkeit über seinen Bruch mit Emma von Marschall, die er, wie er nur zu deutlich fühlte, noch immer von Herzen liebte, dazu, seine Thätigkeit anzuspornen, denn er hoffte, darin einige Zerstreuung und Linderung seines Kummers zu finden.

In dem Dorfe, das Dumoulin zu seinem Standquartier hatte machen müssen, gab es ein ziemlich ansehnliches Gasthaus, denn der Ort lag an der großen nach Holland hineinführenden Landstraße, und hier hatte der junge Offizier ein paar Zimmer erhalten. Er befand sich in einer üblen Lage, denn von allen Seiten betrachtete man ihn und seine Untergebenen, deren Geschäft hier kein Geheimniß bleiben konnte und die sich in voller Uniform zeigten, mit Mißtrauen und mühsam verhehltem Aerger; nur die Furcht vor der Strafe des Königs und die unwillkürliche Achtung, die man in einem Militairstaate dem Soldaten mehr oder weniger zollt, waren es die von offenen Aeußerungen des Hasses und von Gewaltthätigkeiten gegen die Werber abhielten. Jeder, der an Körperlänge ein wenig über Seinesgleichen hervorragte, mußte für seine Sicherheit vor ihnen fürchten, denn war man mit der gewaltsamen Werbung im eigenen Lande auch vorsichtiger, so war doch schon mancher arme Bursche nichtsahnend im Wirthshause an einen verkappten Werber gerathen, hatte mit diesem, der sich aus des Königs Seckel freigebig zeigen konnte, gezecht, bis er die klare Besinnung verlor, und dann in die ihm gebotene Hand mit der Verpflichtung zum Militairdienst auf eine lange Reihe von Jahren eingeschlagen. Dann war Alles gesetzmäßig zugegangen und Niemand konnte eine Einwendung dagegen machen, daß man anderen Tages den Rekruten aus seiner Heimath unter guter Bedeckung nach Potsdam schickte. Dumoulin hatte daher mit Niemanden Umgang, denn theils floh man ihn wie einen bösen Geist, theils waren die Leute, welche das Dorf und seine Umgegend bewohnten, so weit unter seinem Stande, daß er bei den damaligen strengen Rangunterschieden nicht mit ihnen verkehren konnte. Als der junge Offizier schon einmal an demselben Orte gestanden hatte, führte er einen lebhaften Briefwechsel mit Emma von Marschall, und dieser verkürzte ihm einigermaßen die Langeweile; jetzt aber war er dieser ganz hingegeben, und seine einzige Unterhaltung war der Dienst, ein Spaziergang oder ein Ritt in die Umgegend und endlich die Briefe, die er selten von Kameraden seines Regimentes erhielt oder an sie

schrieb. Von Emma's Krankheit wußte er nichts, denn er hatte Berlin schon vor dem Ausbruche derselben verlassen und zufällig erwähnte ihrer, da man sein früheres Verhältniß zu ihr nicht kannte, keiner der Offiziere, mit denen er in Briefwechsel stand. Er wußte nur, daß sie verlobt sei und daß dem allgemeinen Gerüchte nach ihre Hochzeit bald stattfinden solle; er war daher überzeugt, er werde sie bei seiner Rückkehr bereits als Gattin des Baron Clement wiederfinden, und so sehr ihm dieser Gedanke das Herz zerriß, fühlte er doch die Nothwendigkeit, sich damit vertraut zu machen und seine früheren Absichten und Emma zu vergessen. In diesem Bestreben wurde seine Stimmung düster und der Abglanz derselben spiegelte sich in seinem Aeußeren wieder. Die Leute hielten dies für unbeugsame Härte und mieden ihn noch mehr; im ganzen Dorfe flüsterte man sich zu, der Werbeoffizier müsse ein sehr böser Mensch sein.

In dem Gasthause, in welchem Dumoulin wohnte, war ein auffallend schönes Hausmädchen, um dessen Gunst sich die reichen Bauernburschen des Dorfes, selbst die Gutsbesitzer der Umgegend bewarben und deshalb das Haus und die Tasche des Wirthes füllten. Nur Dumoulin schien keine Augen für die schöne Stina, wie sie genannt wurde, zu haben, obgleich er sie oft, selbst in seinen eigenen Zimmern sah, wohin sie ihr Dienst täglich führte; er war von zu ernsten Gedanken bewegt, um an die Anknüpfung eines leichtsinnigen Verhältnisses zu denken, und das Mädchen schien ebenso wenig Lust dazu zu haben, denn sie verrichtete still und schnell ihre Geschäfte, ohne je ein Wort mit ihm zu wechseln, und ihr Blick ruhte mit Aengstlichkeit auf dem allgemein gefürchteten Mann.

Stina war in der That sehr schön, im Alter der reiferen Jungfrau, und ihr ganzes Wesen schien sie für einen besseren Platz bestimmt zu haben, als der war den sie jetzt einnahm. Sie war ungemein ernst, und man sah selbst die Spuren mannigfach erlebten Unglücks in ihrem blassen Gesicht, das nie von einem Lächeln verklärt wurde; mit einem Worte, sie mußte Jedem interessant erscheinen, wie es auch die vielfachen Bewerbungen um sie bewiesen. Diesen setzte sie aber eine nicht zu erschütternde Festigkeit und Kälte entgegen, und ihre eifrigsten Anbeter konnten sich nicht eines einzigen freundlichen Blickes, eines ermunternden Wortes rühmen.

Dumoulin hatte das Mädchen gar nicht beachtet, bis ihn ein Zufall aufmerksam auf dasselbe machte. Wie gewöhnlich seinen trüben Gedanken nachhängend, hatte er sich längere Zeit nach seiner Ankunft in dem Gasthause eines Abends in das Fenster gelegt, das nach dem Hofe hinausführte; unwillkürlich fiel sein Auge auf Stina, die, mit einer Hausarbeit beschäftigt, unten so saß, daß er ihr Gesicht deutlich beobachten konnte. Sie bemerkte ihn nicht, und sich allein und unbeachtet glaubend, mußte auch sie sich ganz ihren wahren Empfindungen hingegeben haben, denn ihr Gesicht sprach von einem tiefverschlossenen Schmerze und in den dunklen Augen standen zwei Thränen, die sie zu trocknen vergaß.

Der Offizier fühlte sich eigenthümlich angezogen von dem trauernden Mädchen, denn sein eigener Schmerz sympathisirte mit dem ihrigen. Er wandte den Blick nicht wieder von ihr ab und wunderte sich selbst, wie ihm so viel Schönheit so lange hatte entgehen können; er fühlte Mitleid mit dem Mädchen, und seine Neugier regte sich, den Grund ihres Kummers zu wissen. Plötzlich schlug Stina zufällig die Augen zu dem stillen Beobachter auf, und, sichtlich erschrocken, erhob sie sich schnell und ging in das Haus; aber dieser eine Blick auf Dumoulins Gesicht hatte hingereicht, auch ihr die überraschende Ueberzeugung zu geben, der Werbe-Offizier habe ein weiches, an dem Schmerze Anderer theilnehmendes Herz und sie habe ihm Unrecht gethan, wenn sie bisher den Leuten beipflichtete, die ihn ohne nähere Prüfung für hart und unmenschlich erklärten.

Auch Dumoulin fand es für der Mühe werth, von jetzt an ein aufmerksameres Auge auf Stina zu werfen, und es machte den günstigsten Eindruck auf ihn, daß sie den vielfachen Verführungen, denen sie ausgesetzt war, mit einer Ruhe trotzte, die jedem Achtung abnöthigen mußte. Wie er zu bemerken glaubte,

gehörte sie nicht diesem Lande an, denn, obgleich sie fertig Deutsch sprach, geschah dies doch mit einem fremdartigen Accent. Alles dies trug dazu bei, des jungen Offiziers Neugierde zu erhöhen, und er entschloß sich, das Mädchen bei nächster Gelegenheit, die sich oft bot, anzureden und auszuforschen.

Fortsetzung folgt.

Die Trennung der Kaiserin Josephine.

(Für die Deutschen Volksblätter bearbeitet.)

Gewiß ist jetzt Alles von hohem Interesse für jeden Leser, was die Familie des gewaltigen Franzosenkaisers betrifft, und wer weiß, ob Eugenien nicht, nach den in letzter Zeit über ihr Verhältniß zu Napoleon III circulirenden Gerüchten zu urtheilen, vielleicht ein ähnliches Schicksal bevorsteht, wie es Napoleon I der liebenswürdigen Josephine bereitete, wenn auch dieses Mal andere Motive zu Grunde liegen sollten.

Wir folgen der Schilderung, welche uns Abbot von jenem Ereigniß und den dasselbe begleitenden Umständen giebt. Gewiß hat in der Geschichte des modernen Europa nichts eine so allgemeine, innige Theilnahme gefunden, wie die Scheidung Josephinens.

Napoleon hing mit inniger Liebe an seinem kleinen Enkel, dem Sohn, welchen Hortense seinem Bruder Louis geboren. Der Knabe war ausnehmend schön, und in seinem Charakter schienen sich alle jene edlen, hohen Züge entwickeln zu wollen, die den Kaiser am meisten entzückten. Napoleon hatte sich bestimmt entschieden, den jungen Prinzen zum Erben seiner Krone zu machen. Sowohl in Frankreich als in Holland galt dies als eine so ausgemachte Sache, daß Josephine darüber hochbeglückt war und neue, heitere Tage ihrem Herzen wieder zu lachen schienen.

Allein in den ersten Tagen des Frühlings von 1807 erkrankte dieses Kind, dem solche Hoffnungen lachten, damals fünf Jahre alt, plötzlich auf's Heftigste an der Bräune und starb nach wenigen Stunden.

Dieser Schlag traf die Kaiserin Josephine mit vernichtender Macht. In der Tiefe des Kummers über den Verlust dieses Kindes, bemächtigte sich ihrer eine unwiderstehliche Angst im Hinblick auf alle schrecklichen Folgen, vor deren Betrachtung sie schaudernd zurückwich. Sie wußte wohl, daß Napoleon sie innig liebte, allein ebenso gut kannte sie die Gewalt seines Ehrgeizes und daß er seiner Liebe jedes Opfer auferlegen würde, welches, wie er dafür hielt, den Interessen seiner Macht und seines Ruhmes dienlich sein könnte. Drei Tage lang verschloß sie sich in ihren Gemächern und war stets in Thränen gebadet.

Die schlimme Botschaft erreichte Napoleon, als er eben ferne von Frankreich, im preußischen Feldzuge auf eine fast wunderbare Weise über seine Feinde gesiegt hatte. Seine Macht hatte nun ein Höhe erreicht, die ihm in den wildesten Träumen seiner Jugend wohl kaum vorgeschwebt war. Alle seine Gegner schienen jetzt zermalmt und in den Staub gebeugt.

Napoleon war der Schöpfer von Königen geworden und die stolzesten Monarchen Europa's sahen sich gezwungen, seinen Befehlen zu gehorchen. In einer solchen Stunde des Triumphes ward ihm die traurige Kunde. Schweigend sank er in seinen Stuhl zurück, bedeckte das Gesicht mit den Händen und schien lange Zeit in den peinlichsten Gedanken verloren. Düster und angstvoll hörte man ihn wiederholt zu sich selbst sagen: „Und Wem soll ich das Alles hinterlassen?"

Der Kampf in seinem Innern zwischen seiner Liebe für Josephinen und seinem Ehrgeiz eine neue Dynastie zu gründen und seinen Namen und Ruhm einem leiblichen Nachkommen zu hinterlassen, war ein schrecklicher.

Das konnte man erkennen auf seiner blassen Wange, in seinem rastlosen Auge, an seiner

Appetit- und Schlaflosigkeit. Aber Bonaparte's fester Wille steuerte unabweichlich auf sein Ziel los. Mit einer Energie, die in der Welt noch nicht übertroffen worden, hatte er sich seinen Weg gebahnt. In seinem Geiste war es beschlossen — ein Entschluß, vor dem sich Alles beugen mußte — den Ruhm zu erlangen, die Franzosen zur glänzendsten, mächtigsten und glücklichsten Nation zu machen, die es je auf Erden gegeben. Dafür vermochte er alle Bequemlichkeit und Ruhe, alles persönliche Glück, jedes Rechtsgefühl zu opfern. Zu diesem Zweck stand er nicht an, die innigsten, festesten Bande zu lösen.

Josephine kannte Napoleon. Sie war sich vollkommen seines grenzenlosen Ehrgeizes bewußt. Eine unerträgliche Angst preßte ihr Tag und Nacht Thränen aus, über den Tod jenes angebeteten Kindes, und mit bebendem Herzen sah sie der Heimkehr ihres Gemahls entgegen. Geheimnißvolle Winke tauchten hier und da in der Tagespresse auf, man wagte bereits von einer beabsichtigten Trennung zu sprechen und von der möglichen Ehe mit einer der zahlreichen Prinzessinen der auswärtigen Höfe.

Im October 1807 kehrte Napoleon von Wien zurück. Er begrüßte Josephinen mit der größten Freundlichkeit, aber sie erkannte bald, daß er in seinem Geiste über unheilvolle Anschläge brütete und die verhängnißvolle Frage bei sich erwog. Er schien ärgerlich und verlegen, und hatte häufige geheime Unterredungen mit seinen Ministern. Der ganze Hof befand sich in der peinlichsten Lage. Napoleon wagte kaum, seiner Gattin in's Auge zu schauen, als fürchtete er, daß der Anblick derer, die er einst geliebt, ihn in seinem festen Entschluß wankend machen könnten.

Josephine selbst war durch ihre Besorgniß in einer steten fieberischen Aufregung und doch gezwungen, heiter und unbefangen zu scheinen. Bis jetzt waren es nur ängstliche Befürchtungen ihres nahen Sturzes. Sie bewachte mit der verzehrendsten Sorge jede Bewegung im Auge des Kaisers, jeden Ton seiner Stimme, jedes Wort, das er äußerte.

Kein Tag verging, ohne daß er wirklich oder scheinbar ihr Fürchten bestätigte. Ihr Gatte wurde zurückhaltender, hielt sich von ihrer Gesellschaft ferne, und die Vermittelungs-Thüre zwischen ihren beiderseitigen Gemächern wurde verschlossen. Selten betrat er jetzt nur mehr ihren Salon, und that er es, so klopfte er ohne Ausnahme jedes Mal an. Und doch war noch kein Wort zwischen ihm und der Kaiserin über den verhängnißvollen Act gesprochen worden. So oft Josephine den Laut seiner Tritte vernahm, bekam sie in der Angst, jetzt, jetzt möchte er selbst ihr die schreckliche Nachricht bringen, so heftiges Herzklopfen, daß sie nur mit äußerster Schwierigkeit das Gemach durchschreiten konnte, selbst wenn sie sich an den Wänden anlehnte oder auf Gegenstände der Einrichtung stützte.

So waren die Monate October und November hingegangen, und während der Kaiser mit seinem Cabinet über die Verbindung berieth, die er am besten einginge, hatte er es doch noch nicht über sich gewinnen können, die Sache der Kaiserin persönlich zu eröffnen. Es ist gewiß, daß er selbst mit größter Angst einer Trennung entgegen sah, aber das vermochte ihn nicht, seinen eisernen Willen zu beugen und auf seine Pläne zu verzichten. Die Größe seines Ruhmes, seine ungeheure Macht waren jetzt so Alles überstrahlend, daß es keine königliche Familie in Europa gab, die sich nicht geehrt gefühlt hätte, ihm eine Braut zu geben.

Zuerst dachte man an eine Prinzessin aus der Familie der Bourbonen, damit auf diese Art der Bestand seiner Herrschaft gesichert würde, indem man so die Royalisten Frankreichs mit derselben versöhnte. Eine Prinzessin von Sachsen wurde vorgeschlagen. Einige gewichtige Umstände drängten zu einer Verbindung mit dem ungeheuren russischen Kaiserreiche, und es wurden dem Petersburger Hof Anträge gemacht, deren Gegenstand eine Schwester des Kaisers Alexander war. Endlich wurde beschlossen, beim Hofe zu Wien um Maria Louise, die Tochter des Kaisers Franz zu werben.

So war denn der verhängnißvolle Tag, der Josephine ihr Schicksal verkünden sollte, gekommen. Es war der letzte November 1809. Der Kaiser und die Kaiserin speisten allein zu

Fontainebleau. Sie schien geahnt zu haben, daß ihr Loos besiegelt sei, denn während des ganzen Tages hatte sie in ihrem innersten Gemache bitterlich geweint. Als die Zeit zur Tafel gekommen war, badete sie ihre geschwollenen Augen, und suchte ihre Fassung wieder zu gewinnen.

Schweigend saßen sie einander am Tische gegenüber; Napoleon saß lautlos da, und Josephine war ihrer Stimme nicht mächtig, um ein Wort hervorzubringen. Keines aß einen Bissen. Gang nach Gang wurde gebracht und unberührt wieder abgetragen. Ein Bleigewicht lag auf ihnen, tödtliche Blässe verrieth die Pein ihrer Herzen.

Napoleon stieß, in seiner Verwirrung mechanisch und augenscheinlich dessen nicht bewußt, was er that, mit dem Messer an den Rand seines Trinkglases, daß es zerbrach; so sehr war er im Sinnen verloren. Gewiß wurde nie ein traurigeres Mahl gesehen. Die Leute, welche den Tisch bedienten, schienen von dem Geiste dieser Trauer angesteckt, und versahen ihr Amt in größter Ruhe und Stille, als hätten sie den Dienst in einem Todtengemach. Endlich war die Ceremonie der Tafel vorüber, die Umgebung wurde entlassen, und Napoleon erhob sich und verschloß die Thüre mit seiner eigenen Hand. Nun war er allein mit Josephinen.

Ein neuer Augenblick des peinlichsten Schweigens folgte, als der Kaiser, bleich wie der Tod, und an allen Nerven zitternd, sich der Kaiserin näherte. Er ergriff ihre Hand, drückte sie an sein Herz und rief mit erschütterter Stimme. „Josephine, meine liebe, gute Josephine! Du weißt, wie ich Dich liebte. Dir allein verdank' ich die wenigen glücklichen Augenblicke meines Lebens! Josephine, mein Schicksal ist mächtiger als mein Wille! Meine süßesten Neigungen müssen dem Wohle Frankreichs weichen."

Josephinen's Sinne schwanden, ihr Blut stockte; sie wurde ohnmächtig und fiel wie todt zur Erde. Napoleon riß erschreckt die Thüre auf und rief nach Beistand. Die im Vorzimmer Harrenden eilten sogleich herbei. Napoleon nahm, ohne ein Wort zu sagen, ein Wachslicht vom Kamin, und bedeutete bleich und zitternd dem Grafen von Beaumont, die Kaiserin in seine Arme zu nehmen. Sie wußte noch nicht, was mit ihr vorging, aber, wie im Traume, sprach sie leise: „O nein, das kannst Du gewiß nicht thun! Du wirst mich nicht tödten." Der Kaiser schritt nun voran durch einen dunklen Gang, welcher nach den Gemächern der Kaiserin führte. Die Aufregung Napoleons schien mit jeder Minute zu wachsen. Er stieß abgebrochene Sätze aus, in denen er von plötzlichen Nervenzufällen sprach. Als er sah, daß die Treppe zu steil war, für den Grafen von Beaumont um den hülflosen Körper der armen Josephine ohne Beistand hinauf zu bringen, gab er sein Licht an einen Herren des Gefolges ab und trug sie auf seinen eigenen Armen bis zur Thüre ihres Schlafgemachs. Napoleon entließ nun das ihn begleitende Gefolge, legte Josephinen auf das Bett und schellte der Kammerfrau, welche den Dienst hatte. Er beugte sich über sie mit der innigsten Zärtlichkeit und Angst, bis sie wieder aufzuleben begann. Aber sobald ihr Bewußtsein zurückgekehrt war, verließ er das Gemach. Napoleon selbst legte sich diese ganze Nacht nicht zu Bette. Er schritt in seinem Arbeitszimmer bis zum Morgen auf und ab. Der kaiserliche Wundarzt, Corvisart, brachte die Nacht an der Seite der Kaiserin zu. Jede Stunde kam der rastlose, aber fest entschlossene Kaiser an die Thüre, um nach ihrem Befinden zu fragen. „Als ich von meiner Ohnmacht zu mir kam," sagt Josephine, „gewahrte ich, daß sich Corvisart mit mir beschäftigte und meine arme Tochter Hortense an meiner Seite weinte. Nein, nein, ich kann all die Schrecken dieser Nacht nicht schildern. Selbst das Interesse, welches der Kaiser an meinen Leiden zu nehmen schien, empfand ich nur als eine neue Grausamkeit. O wie sehr hatte ich recht, mich vor der Kaiserkrone zu fürchten."

Vierzehn Tage vergingen nun, während deren Josephine und Napoleon einander nur wenig sahen. Gerade in diese Zeit fiel der Jahrestag der Krönung und der Schlacht bei Austerlitz. Paris schwamm in einem Meer

von Wonne. Die Glocken läuteten zur allgemeinen Lust, und die ganze Stadt strahlte von den Illuminationen der Feste. Und Josephine war gezwungen, sich in diesen Tagen öffentlich zu zeigen. Sie wußte, daß die damals versammelten Souveräne und Fürsten schon von ihrem nahen Fall unterrichtet waren. In allen den Millionen Freudenrufen hörte sie nur den Klagelaut ihres eigenen Webs. Aber, obgleich ein aufmerksamer Beobachter in ihren feuchten Augen und den blassen Wangen das Geheimniß lesen mußte, welches ihr Herz verzehrte, so verließ sie doch vor den Augen der Menge nicht einen Augenblick ihre gewohnte Grazie und Liebenswürdigkeit. Die niedergebeugte, zarte Hortense wich nicht von der Seite ihrer Mutter.

Eugen wurde aus Italien gerufen. Er eilte nach Paris, und seine Mutter war die erste, welche er begrüßte. Aus ihrem Gemach eilte er unmittelbar nach Napoleons Cabinet, und fragte den Kaiser, ob er wirklich entschlossen sei, sich von der Kaiserin zu scheiden.

Napoleon, welcher Eugen innig zugethan war, gab keine Antwort, sondern drückte nur dessen Hand als Zeichen der Bejahung. Eugen ließ sogleich die Hand des Kaisers los und sprach: „Sire, in diesem Falle bitte ich, mich aus Ihren Diensten zu entlassen."

„Wie," rief Napoleon, „Du, Eugen, mein adoptirter Sohn wolltest mich verlassen?"

„Ja, Sire," entgegnete Eugen fest, „der Sohn derjenigen, welche nicht ferner Kaiserin sein soll, kann auch nicht länger Vicekönig bleiben. Ich werde meiner Mutter in ihr Exil folgen. Sie muß ihren Trost jetzt in ihren Kindern suchen."

Napoleon war nicht ohne Gefühl; Thränen füllten seine Augen. In traurigem, von Aufregung zitterndem Tone sprach er: „Eugen, Du kennst die unabweisbare Nothwendigkeit, welche mich zu diesem Schritte zwingt, und Du wolltest mich verlassen? Wer — wenn ich einen Sohn, den Gegenstand meiner Wünsche, den Fortpflanzer meines Stammes, haben sollte — wer würde dann über mein Kind wachen, wenn ich ihm ferne bin? Wenn ich sterbe, wirst Du ihm nicht Vater sein? Wer soll ihn erziehen, wer sonst einen Mann aus ihm machen?"

Eugen war tief ergriffen, und erfaßte Napoleons Arm. Dieser erhob sich und lange wanderten sie in vertrautem Gespräche zusammen auf und nieder. Die edle Josephine selbst ermahnte ihren Sohn, in dem sie ihre eigenen Gefühle dem Wohle Anderer zum Opfer brachte, der Freund Napoleons zu bleiben. „Der Kaiser," sagte sie zu ihm, „ist Dein Wohlthäter, ist Dir mehr als Vater, dem Du für jedes Ding zu danken verpflichtet bist, und dem Du deshalb unbedingten Gehorsam schuldest."

Der verhängnißvolle Tag, an welchem die Scheidung vollzogen werden sollte, war gekommen. Es war der 15. Dezember 1809. Napoleon hatte alle Könige, Prinzen und Prinzessinnen, welche Mitglieder der kaiserlichen Familie waren, und die höchsten Hof- und Staatsbeamten im großen Saal der Tuilerien versammelt. Da war Niemand, den nicht das Traurig-Großartige dieses Aktes auf's Tiefste bewegte.

Napoleon sprach zu den Versammelten:

„Die politischen Interessen meiner Monarchie, die Wünsche meines Volkes, welche stets die Richtschnur meiner Handlungen sind, verlangen, daß ich einen Erben hinterlasse, auf den meine Liebe zu meinem Volke und der Thron übergehen kann, den die Vorsehung mir bestimmt hat. Seit Jahren hab' ich alle Hoffnung, von meiner geliebten Gemahlin der Kaiserin Josephine, Kinder zu erhalten, verloren. Dieses ist der Grund, welcher mich zwingt, die zärtlichsten Neigungen meines Herzens zu opfern, nur das Wohl meiner Unterthanen zu berücksichtigen und die Lösung unseres Ehebundes zu wünschen. Ich bin vierzig Jahre alt geworden, und darf vernünftiger Weise hoffen, noch lange genug zu leben, um die Kinder, mit welchen die Vorsehung mich vielleicht segnet, im Geiste meiner eigenen Ideen zu erziehen. Gott weiß es, was dieser Entschluß mein Herz gekostet hat; aber vor keinem Opfer soll mein Muth zurückweichen, wenn die Interessen Frankreichs es verlangen. Ferne davon, daß ich mich über meine geliebte

Gemahlin beklagen sollte, kann ich mich nur zu ihrem Lobe und dankbar für all' ihre Anhänglichkeit und Liebe äußern. Sie hat mir 15 Jahre meines Lebens verschönt, und ihr Andenken wird unauslöschlich in meinem Herzen eingegraben sein. Sie wurde von meiner eigenen Hand gekrönt, sie soll stets den Rang und Titel als Kaiserin behalten. In jedem Falle möge sie nie an meinen Gefühlen für sie zweifeln und mich stets als ihren besten, treuesten Freund betrachten."

Josephine erwiederte mit Augen voll Thränen und bebender Stimme: „Ich füge mich ganz dem Willen des Kaisers, indem ich in die Lösung der Ehe willige, welche fürder als ein Hinderniß für das Glück Frankreichs erscheint, indem sie dieses Land des Glückes berauben würde, eines Tages von den Nachkommen dieses großen Mannes regiert zu werden, den die Vorsehung augenscheinlich gesendet hat, um die Wunden, welche eine schreckliche Revolution geschlagen, wieder zu heilen, und den Altar, den Thron und die gesellschaftliche Ordnung wieder herzustellen.

Seine Wiedervermählung wird nichts ändern an den Gefühlen meines Herzens. Der Kaiser wird in mir stets seine beste Freundin finden. Ich weiß, was diese Handlung, welche von der Politik und den höchsten Interessen geboten ist, mein Herz gekostet hat, aber wir rühmen uns beide der Opfer, die wir dem Besten dieses Landes gebracht haben. Ein erhebendes Gefühl ist für mich der Gedanke, daß ich den größten Beweis von Anhänglichkeit und Ergebenheit abgelege, den diese Erde je gesehen."

Das waren die Worte, welche die Welt vernahm; in der Stille aber gab sich Josephine den ungezügelten Qualen ihrer Angst hin. Keine Sprache vermag die Tiefe ihres Wehs zu schildern. Sechs Monate lang weinte sie so unaufhörlich, daß ihre Augen dem Erblinden nahe waren. Am folgenden Tage fand dieselbe Versammlung statt zur Zeugschaft der gesetzmäßig vollzogenen Scheidung. Der Kaiser betrat das Gemach in seinem prachtvollen Staatskleide, aber bleich, sorgenvoll und niedergebeugt. Ein leises Geflüster, mit den Gefühlen der Trauer harmonirend, durchlief den Saal. Napoleon lehnte sich, ganz abgesondert stehend, an eine Säule, faltete seine Arme über die Brust und verharrte so bewegungslos, einer Statue gleich, in völligem Schweigen. Ein runder Tisch stand in der Mitte des Saales, auf ihm ein goldenes Schreibzeug, ein leerer Armstuhl vor dem Tische. Niemals blickte eine Menge mit mehr Angst und Wehmuth nach dem Schaffot, dem Henkerblock oder der Guillotine, als die in dem glänzend ausgestatteten Saale versammelten Herren und Damen auf dieses Werkzeug einer noch viel schrecklicheren Marter.

Endlich wurde die herrschende Todtenstille durch das Oeffnen einer Seitenthüre unterbrochen. Josephine trat ein. Todtenblaß war ihr Gesicht und nur der Muth der Verzweiflung gab ihr eine augenblickliche Fassung.

Sie stützte sich auf den Arm der Königin Hortense, die aber, nicht so stark wie ihre Mutter, ihren Gefühlen keine Gewalt anthun konnte. Die theilnehmende Tochter brach sogleich beim Eintritt in den Saal in Thränen aus und weinte und schluchzte während der ganzen folgenden Scene.

Die Versammelten erhoben sich ehrfurchtsvoll beim Eintritt Josephinens, und kein Auge blieb trocken. Mit der allen ihren Bewegungen stets eigenen Grazie trat sie zu dem für sie bereitgehaltenen Armstuhl. Sie ließ sich nieder, beugte ihre Stirn auf ihre Hand und lauschte so der Verlesung der Scheidungsakte. Nichts unterbrach das Schweigen des Grabes, nur das krampfhafte Schluchzen der Hortense, hörte man zwischen der Stimme des Lesenden durch. Eugen hatte sich auch, bleich und zitternd wie ein Espenlaub, einen Platz an der Seite seiner Mutter gesucht. Die Wangen der Kaiserin benetzten stille große Thränen.

Sobald die Scheidungsakte verlesen war, drückte Josephine einen Augenblick ihr Taschentuch an ihre Augen und erhob sich, nun mit ihrer reinklingenden, deutlichen Stimme, aber am ganzen Leibe bebend, den die Scheidung anerkennenden Eid zu sprechen. Sie setzte sich dann, ergriff die Feder und zeichnete ihren

Namen unter das Protokoll, welches ihre theuersten Hoffnungen entzwei schnitt, die festesten Bande zerriß, welche je menschliche Herzen fesselten. Der arme Eugen konnte die Scene nicht länger ertragen. Seine Sinne schwanden ihm und er fiel leblos zu Boden. Josephine und Hortense zogen sich mit dem Gefolge zurück, welches den ohnmächtigen Körper des liebevollen Sohnes und Bruders hinwegtrug.

Das war ein würdiger Schluß dieser erschütternden Tragödie.

Aber die Schmerzen dieses Tages waren noch nicht alle überstanden.

Josephine, die in all' ihrer Qual kaum mehr ihrer Besinnung mächtig war, hatte noch Dem, der ihr Gatte gewesen, das letzte Lebewohl zu sagen. Sie blieb in ihrem Gemach, in herzzerreißendem Kummer die Stunde erwartend, in welcher sich Napoleon gewöhnlich Nachts zur Ruhe zurückzog. Der Kaiser hatte sich, rastlos und mit zerrissenem Herzen, eben auf das Bett geworfen, aus welchem er so eben sein getreues, liebendes Weib vertrieben, und der dienstthuende Kämmerer wollte gerade das Gemach verlassen, als eine Seitenthüre sich öffnete und Josephine zitternd eintrat. Ihre Augen waren geschwollen vom Weinen, ihr Haar in Unordnung und sie erschien in dem ganzen deshabille des verzweifelndsten Schmerzes. Sie wankte vorwärts bis in die Mitte des Zimmers, und näherte sich dem Bette; plötzlich stand sie unschlüssig stille, begrub das Gesicht in ihren Händen und brach in eine Fluth von Thränen aus. Ein Gefühl der Schaam schien für einen Augenblick ihre Schritte zu hemmen — sie wußte ja, — daß sie kein Recht mehr hatte, das Schlafgemach Napoleons zu betreten. Aber im nächsten Augenblick brach all die zurückgedrängte Liebe ihres Herzens gewaltsam hervor, und alles Andere in ihrem Unglück vergessend, flog sie nach dem Bette, warf sich an Napoleons Nacken, umschlang ihn mit ihren Armen, rief; „Mein Gemahl, mein Gemahl!" und weinte, als wollte ihr Herz brechen. Der kaiserliche Stolz Napoleons war für einen Augenblick ebenfalls geschwunden, und auch er weinte herbe Thränen. Er versicherte Josephinen seiner Liebe seiner glühenden, unwandelbaren Liebe. Auf alle mögliche Weise suchte er ihren Gram zu mildern und sie zu trösten, und eine gute Weile hielten sie sich zärtlich umschlungen.

Der Kämmerer welcher den Dienst hatte, wurde entlassen und sie brachten nun noch eine letzte Stunde in vertraulichem Alleinsein zu. Und jetzt nahm Josephine mit einer Herzensangst, wie sie wohl wenige Sterbliche jemals gefühlt haben mögen, Abschied von dem Gatten, welchen sie so lange, so tief und so treu geliebt hatte.

Nachdem die Kaiserin sich mit gebrochenem Herzen in das Gemach ihrer unnatürlichen Wittwenschaft zurückgezogen, trat der Kämmerer wieder ein, um die Lichter wegzunehmen. Er fand den Kaiser so in seinen Betttüchern vergraben, daß er gänzlich unsichtbar war. Alles war todtenstill; die Lichter wurden entfernt und der unglückliche Monarch blieb in Finsterniß und Schweigen, nur der Gesellschaft seiner eigenen Gedanken überlassen, zurück.

Am nächsten Morgen bezeugten seine todtengleiche Blässe, die eingesunkenen Augen und der gramvolle Ausdruck aller seiner Züge, daß er eine schlaflose, qualvolle Nacht zugebracht hatte.

So tief auch das Leid war, welches Napoleon durch diese Scheidung über die edle Josephine verhängte, so kann doch Niemand das Großartige dieser in der Geschichte und dem Leben Napoleons I so merkwürdigen Tragödie verkennen.

Ein Abend in der französischen Oper.

Aus dem Reisentagebuche eines deutschen Kleinstädters.

———0———

Mein erster Gang war natürlich nach dem Palais = Royal. Noch auf dem Wege dahin las ich an einer Straßenecke die Affichen und sah zu meiner Freude, daß an demselben Abende die Hugenotten gegeben würden. Welch ein glückliches Zusammentreffen. So wie ich, der Deutsche, nach Paris kam, begrüßte mich sogleich das Werk eines deutschen Meisters, eines geborenen Berliners. Ja, von Deutschland aus wird das wahre Heil über Frankreich kommen. — Das fühlte ich nur zu tief, und das stimmte mich sehr freudig. Deutsche Gründlichkeit, deutsche Musik, deutsche Treue, deutsche Ehrlichkeit, lauter Dinge, die man bisher in Frankreich nicht zu schätzen, nicht zu erkennen wußte, sie werden, sie müssen sich Bahn brechen und die Franzosen noch erkennen, daß, wenn sie auch unsern Geschmack durch ihre Moden, wir sie dereinst durch unsere Tugenden beherrschen werden. Es ist doch ein wunderbares Gefühl, ein Deutscher zu sein.

Das muß man jedoch den Franzosen lassen, bis jetzt noch wissen sie die Ereignisse und Erscheinungen des Alltagsleben viel besser zu fassen und zu handhaben als wir. Ich erinnere mich noch sehr deutlich, als in Rattenhausen vorigen Winter zum ersten Mal auf ausdrücklichen Befehl Serenissimi zum Geburtstage unserer gnädigsten Fürstin, ungeachtet aller Besorgnisse und Einwendungen des hohen Staatsministeriums, die Stumme von Portici gegeben wurde, wie sich da Alles schon um drei Uhr vor dem Schauspielhause lagerte, sammelte, drängte, stieß und quetschte, ganz so wie Seine Excellenz, der weiland großherzogliche Staatsminister und Geheimrath, Herr Johann Wolfgang von Goethe in seinem unsterblichen Trauerspiele Faust (Siehe den Prolog, Stuttgart, bei Cotta, 1825, S. 7 und folgende) unübertrefflich schön dichtet, daß (bei Herrn von Goethe heißt es eigentlich wenn, aber diese kleine Variante wird man mir wohl gestatten, da ich mir weiter keine Aenderung erlaube und es so vortrefflich paßt) also daß:

> — sich der Strom nach unsrer Bude drängt
> Und mit gewaltig wiederholten Wehen
> Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt;
> Bei hellem Tage, schon vor Vieren,
> Mit Stößen sich bis an die Kasse ficht,
> Und wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren
> Um ein Billet sich fast die Hälse bricht.

Wie ganz anders ist es dagegen in Paris. Da heißt es, wer zuerst kommt, malt zuerst, und wer zuletzt kommt, muß warten, bis seine Vorderleute befriedigt sind. Da werden sie ordentlich durch Geländer, die man ansetzt, eingepfercht, und Schildwachen sind dabei aufgestellt und dulden nicht, daß sich Einer vordrängt, und wenn's ein General wäre. Das ist Gleichheit der Menschenrechte und da giebt es keine privilegirte Kaste, wie leider noch in Deutschland, besonders in den kleinen Residenzen. Eine solche Anstellung nun, bis zur Oeffnung der Kasse, heißt in Paris eine queue.

Ich habe mir den Kopf zerbrochen um den Ursprung dieser Benennung zu finden, aber es hat mir nicht glücken wollen, obgleich ich sonst gar nicht erfolglos in etymologischen Forschungen bin. In dem sehr reichhaltigen Lexikon von Wolff und Leng (Weimar 1836, zweite Auflage) finde ich Seite 1030 zwar unter dem Artikel queue neben einigen dreißig andern Bedeutungen dieses Wortes auch die Redensart angegeben: Il y a queue a ce spectacle und erklärt durch „man steht in einer Reihe, wenn dies Schauspiel gegeben wird, es ist sehr beliebt, man drängt sich dazu" — aber das kann mir nicht genügen und giebt mir keine Aufhellung über den Ursprung dieses Ausdruckes. Ich will es mir notiren, und wenn ich mit Gottes Hülfe wieder zu Hause bin, es gründlich zu erforschen suchen und eine kleine Abhandlung für unsere linguistische und ethnographische Mittwochsgesellschaft darüber schreiben. Für jetzt will ich es aber dabei bewenden lassen und zu Papier bringen, wie es mir an jenem Abende erging, was gegenwärtig doch das Wichtigste und Nothwendigste bleibt.

Ich stellte mich also auch in die Queue hin; aber meine kleine und schmächtige Gestalt, die mir sonst immer bei allen öffentlichen Schauspielen sehr zu Statten kommt, war mir diesmal etwas hinderlich. Die Masse mehrte sich mit jedem Augenblicke und bald war ich von meinem Nachbar zur Rechten, einem dicken Engländer, so in meinen Nachbar zur Linken, einen stämmigen Amerikaner, hineingedrängt, daß ich mir wirklich vorkam wie ein in einen unbeholfenen Bleiklumpen gefaßtes Juwel. Ich ließ mir das eine Zeitlang gefallen, als es jedoch zu arg wurde, lehnte ich mich mit Zunge und Ellenbogen, die ich beide so spitz wie möglich machte, gegen dieses Unterdrückungs- oder richtiger Zerdrückungssystem auf. Nun warfen sich aber meine beiden Nachbarn arglistig einen Blick des Einverständnisses zu und, sich durch eine combinirte Bewegung rasch einander nähernd, schleuderten sie mich plötzlich zurück, so daß ich meinem Hintermann zwischen die Beine gerieth. Dieser benutzte, wie ich zu meinem größten Leidwesen mir erst später deutlich machte, den Umstand mit seltener Gewandtheit, mein Taschentuch zu stibitzen; ein schönes, feines linnenes Tuch, das meine geliebte Henriette, als wir uns verlobten, nebst fünf andern Tüchern von derselben Qualität und Feinheit, selbst gesäumt und die Anfangsbuchstaben meines Namens hineingestickt hatte. Dieser Verlust schmerzte mich sehr und betrübt mich noch immer, wenn ich daran denke. Damals aber ward ich es nicht gleich gewahr, so sehr waren meine Gedanken auf den mir bevorstehenden Genuß gerichtet, der noch erhöht werden sollte dadurch, daß, wie ich von den Umstehenden in der Queue vernahm, der König mit seiner ganzen Familie das Theater besuchen würde. Louis Philipp war ja für mich die größte historische Merkwürdigkeit in Paris, und da ich nicht wagte mich den Tuilerien oder Neuilly zu nahen, aus Furcht, der Absicht eines Attentats auf das Leben dieses Monarchen aus dem Hause Orleans, welche sich damals nur zu oft wiederholten, für verdächtig gehalten und gefänglich eingezogen zu werden, so war mir diese Gelegenheit, meine geschichtliche Wißbegierde zu befriedigen, sehr erwünscht, und ich betrachte es als einen besondern Glücksfall, an demselben Abende, der noch dazu der erste seit meiner Ankunft in Paris war, gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen zu können. Sobald ich daher an die Kasse kam, nahm ich sogleich ein Billet für das Parkett, weil ich hoffte von hier aus Alles auf das Bequemste im ganzen Hause sehen zu können, da ich mich mit tüchtigen Binocles bewaffnet hatte*). Aber nur zu bald bereute ich die Wahl, das Haus drohte sehr voll zu werden; ich hatte den vierten Sitz von der Ecke bekommen und die Hälfte der ganzen Reihe mußte bei mir vorüber. Die Sperrsitze sind aber entsetzlich schmal und eng. Da ich selbst nur schmächtig und klein bin, so ward ich nach den Gesetzen der Physik bei dem Durchdrängen am Meisten gepeinigt; denn der Druck, den ein solider compacter, schwerer menschlicher Körper auf mich ausübte, konnte durch den Gegendruck meiner kleinen Figur nicht in eine Art von Gleichgewicht gebracht werden, sondern erhielt eher noch Verstärkung. Das Gedränge wuchs und ich litt dadurch fast an allen Stellen meines armen Leibes, so sehr ich mich auch bemühte, indem ich mich zusammendrängte und den Athem einzog, das Volumen meines Körpers zu verringern.

Zwar durfte ich hoffen, daß mit dem Beginne der Oper sich der Zudrang legen würde, aber mit jedem Zwischenacte mußte sich das Uebel wiederholen und ich lief wirklich Gefahr — ohne alle Uebertreibung geredet — nicht mit ganzen Gliedmaßen das Theater am Schlusse verlassen zu können. — Was hatte ich nicht schon Alles ausgestanden. — Mit der größten Artigkeit und einem stereotypen Pardon, Monsieur, das mit den verschiedensten Betonungen ausgesprochen wurde, hatte sich ein neuangekommener Zuschauer derselben

*) Für meine des Französischen unkundigen Freunde bemerke ich, daß binocle, aus dem Lateinischen von bis und oculus herkommend und daraus zusammengesetzt ein Instrument bedeutet, welches aus zwei in der Entfernung beider Augen an einander befestigten, durch eine Schraube zu stellenden Operngucker besteht —— In der Naturgeschichte bezeichnet binocle dagegen ein Schaalthier, das Doppelauge genannt.

Reihe nach dem anderen an mir vorübergequetscht; bald hatten sich unsere Uhrketten und Knöpfe verfitzt, wie das Tauwerk und die Steuer zweier Schiffe, die ein Sturm zusammenstoßen läßt, bald trat mir Einer auf meine Hühneraugen, bald drängte mich Einer mit seinem hinteren Menschen, daß mir der Athem ausging; bald wieder legte sich ein Vierter, den die Gottheit mit einem beträchtlichen Bauche gesegnet, dermaßen auf mich, daß ich fast die Fähigkeit zu hören und zu sehen verlor und meinte, zu Hause in meinem Bette und vom Alp gedrückt zu sein. Endlich legte sich der Sturm und ich hatte wenigstens in so fern Ursache, mich über meinen Platz zu freuen, als vor mir ein leerer Sitz war, weshalb ich auch der festen Hoffnung lebte, durch die großen Hüte der rundherumsitzenden Damen mindestens etwas sehen zu können. Aber weh mir! Wer malt meinen Schreck, als sich urplötzlich mein Freund, der dicke Amerikaner, durch die gefüllten Reihen drängt und auf dem leeren Sitze Platz nimmt, so daß mir jetzt auch alle und jede Aussicht versperrt ward. Wie ich mich auch drehn und wenden mochte, um irgend eine Lücke zu erhaschen, durch die ich meine Blicke nach der Bühne senden konnte; es war vergeblich.

Um das Maaß meiner Leiden voll zu machen, hörte ich nun noch obendrein, denn sehen konnte ich ja Nichts, daß der Regisseur vortrat und dem Publikum anzeigte: durch eine plötzliche Krankheit der ersten Sängerin sei es unmöglich, die Oper zu geben; er erlaube sich daher das Publikum zu fragen, ob es statt dessen das Ballet La Juive zu sehen wünsche. Dies wurde mit Acclamation von allen Seiten angenommen und brachte mich zur Verzweiflung. Ich hasse das Ballet, es ist der Ruin aller Bühnen. Seit Serenissimus in Rattenhausen den Balletmeister aus München angestellt und die Chorschüler und Bürgertöchter zu einem corps de ballet hat zustutzen lassen, sind Schiller, Goethe, Schakespeare und Raupach auf immer von der Bühne bei uns verschwunden und mit ihnen aller Adel der dramatischen Künste. — Für mich war nun kein Interesse mehr an diesem Abende, als der Anblick Seiner Majestät, des Königs der Franzosen, und ich beschloß die ganze Abendzeit dazu zu verwenden, sein erhabenes Antlitz recht aus dem Grunde zu studiren und mir einzuprägen. — Ich beschloß also Alles daran zu setzen, eilte zu dem Kassirer und verlangte den ersten Platz in einer Loge. Anfangs wollte er nicht, aber ich nahm mich zusammen und donnerte ihm eine Philippica zu. Das half und er war so gefällig, meine Bitte für das Doppelte des gewöhnlichen Preises zu gewähren, so daß mich der Platz ungefähr acht Gulden im Vierundzwanzig Guldenfuß kostete; aber das schien mir nicht zu viel, um Louis Philipp ganz a mon aise zu betrachten. — Ich eilte jetzt nach dem zweiten Range und freute mich im Stillen, noch etwas mehr Glück gehabt zu haben, als eine Familie vom Lande, die ich auf dem Corridor antraf und die unter anhaltendem Regen eine Reise von zehn Meilen zurückgelegt hatte, um auch einmal die weltberühmten Hugenotten zu hören, jetzt aber, im Besitz mühsam erworbener, theuer erhandelter, ungültiger Billets, nicht einmal das Ballet zu sehen bekam. Mich dagegen nahm ein vortrefflicher Vorderplatz auf. Nachdem ich mich bequem hingesetzt, ließ ich die Augen umherschweifen, aber nirgends konnte ich etwas Königliches erblicken. Endlich faßte ich ein Herz und fragte meine Nachbarin, eine Dame, die unaufhörlich durch ihre Binocles (Siehe die Anmerkung auf der Seite 316) nach der Loge gegenüber blickte: „Pardon, Madame, ou est la loge du Roi?" — was auf Deutsch heißt: „Verzeihen Sie, Madame, wo ist die Loge des Königs?" Sie sah mich verwundert an, erwiderte jedoch kurzweg: Exaclement sous celle-ci Monsieur (Gerade unter dieser, mein Herr,) und rückte etwas von mir fort. Ich saß wie vom Donner gerührt. Gedrängt, gequetscht, getreten zu sein, acht Gulden im Vierundzwanzig Guldenfuß gezahlt zu haben, um den König zu sehn und nun, so sehr ich mich auch über die Brüstung hinabbeugte, Nichts gewahren zu können, als in seltenen Augenblicken die Nasenspitze Seiner Majestät — das schien mir doch zu große Tücke des Schicksals — und

kein anderer Platz war, wie mir der Kassirer versichert, im ganzen weiten Hause mehr zu haben, selbst wenn ich sechszehn Gulden im Vierundzwanzig Guldenfuß dafür hätte zahlen wollen. — Unablässig legte ich mich nun mit halbem Leibe über die Loge hinaus, um wenigstens etwas zu schauen, aber meine Augen vermochten Nichts zu erfassen als besagte königlich französische Nasenspitze, eine Seitenlocke der Herzogin von Orleans und den Rand der Epauletten des Herzogs von Nemours. Obendrein zürnten meine Logennachbaren unaufhörlich mit mir, Asseyez vous! Asseyez vous donc, Monsieur! rief man von allen Seiten, welches hieß: Setzen Sie sich doch, mein Herr. — Mon Dieu, je crois qu'il a l'intention d'un suicide, flüsterte die Dame neben mir, mich in den Verdacht des Selbstmordes habend, ihrem Begleiter zu. Dieser, dem Anscheine nach ein Offizier von hohem Range, stand leise auf, ging hinaus und kehrte nach einer Weile wieder. Gleich darauf fühlte ich plötzlich eine Hand auf meiner Schulter; ich sah mich um; ein Sergent de ville stand hinter mir und bat mich, ihm zu folgen. Ich that es. Draußen erklärte er mich für einen Arrestanten. Alle meine Protestationen halfen Nichts; ich mußte ihm in ein unteres Gemach folgen und dort verweilen, bis endlich nach mehren Stunden ein Commissär kam und mich verhörte. Nun klärte sich Alles auf, man entließ mich mit höflichem Bedauern. Das Theater war aus, die Menge strömte fort. . Draußen regnete es entsetzlich. Ich hatte einen weiten Weg zu Hause und sah mich nach einem Fiaker um. Ein einziger war noch da. — Eben will ich einsteigen, da kommt mein Feind, der verwünschte Amerikaner, stößt mich weg, nimmt vor meinen Augen Besitz von meinem Fuhrwerk und ich muß nun zu Fuß nach Hause, wo ich, nachdem ich mich unzählige Mal verirrt und in beständiger Angst geschwebt, angefallen und beraubt zu werden, endlich bis auf die Haut naß und von Kopf zu Fuß beschmutzt anlangte.

So ist es mir zum ersten Mal in der französischen Oper gegangen. Gestoßen, gequetscht, um acht Gulden und ein Taschentuch ärmer und gar Nichts gesehen. Aber ich weiß nun Bescheid; das nächste Mal soll es mir nicht so gehen.

Die Bosheiten des Winters.

Der Winter hat zwei Gesichter wie sein Schutzheiliger Janus, römischen Andenkens. Das eine Antlitz ist komisch, das andere tragisch. Er tödtet und macht sich lustig; Beides oft zu derselben Zeit. Er verzerrt seine Schlachtopfer zu Caricaturen.

Herrliches Wetter! ruft der Kammerkassencalculator Schiefelbein — ein Junggeselle in seinen besten Jahren, d. h. über die guten Jahre schon längst hinaus — als er aufwacht. Aber wie täuschte er sich. — Ach! was er für Sonnenschein hält, ist nur der Reflex des auf den Dächern liegenden Schnees. Unser Freund, der sich rasch im Bette aufgesetzt hatte, fährt mit erstarrten Schultern wieder unter die Decke und harrt nun auf die Ankunft seiner Aufwärterin; aber diese, Frau Heinichen genannt, ist im Winter so faul wie ein Murmelthier, und Schiefelbein, der in die Expedition muß, steht endlich zähneklappernd auf, den trüben Blick nach seinem kalten Ofen richtend, in welchem halbausgebrannte und erloschene Holzscheute friedlich neben einander schlummern. Während er sein Phosphorfeuerzeug und seine Sammlung alter Zeitungen zur Hälfte consumirt, um jene in Brand zu setzen, betrüben und quälen die finstersten Gedanken den armen Beamten. Wenn Frau Heinichen gar nicht kommt, so ist er genöthigt, sich um Haushaltungsangelegenheiten zu kümmern, die ihm ganz fremd geworden sind, und selbst sich Milch und Semmel zu holen, um seinen bescheidenen Kaffee nicht schwarz wie die Nacht und ohne die nothwendige Begleit-

tung des Frühstückbrotes hinabschlucken zu müssen.

Um wenigstens etwas Zeit zu gewinnen, beschließt er mittlerweile Toilette zu machen. Doch vergebens sieht er sich nach dem nöthigen Wasser um; es ist hart gefroren in dem Waschbecken und der Caraffe. Beide, die er verzweifelnd schüttelt, künden durch einen dumpfen, schweren Ton ihm die Dicke des Eises an. Die Seife, hart wie Marmor, ist eins geworden mit der bescheidenen Untertasse, auf der sie ruhte. Die am gestrigen Abende noch feuchten Bürsten sind vortrefflich, um alle Formen der Krystallisation daran zu studiren. Schiefelbein muß aber auf die Expedition und fühlt daher doppelt lebhaft, weich ein Leid es sei, sich bei solchem Wetter auf die Straße wagen zu müssen.

Er betheuert sich selbst, daß seit Menschengedenken nicht solche Kälte geherrscht habe; aber dieses historische Zeugniß lindert seinen Jammer nicht seine Zähne klappern, seine Glieder erstarren, die Nägel springen ihm an den Fingern, seine Haare richten sich wie Borsten unter dem Kamme empor. Er trippelt, hüpft und springt, bald vom Ofen an das Fenster, dann vom Fenster an die Thür, endlich von der Thür an die Treppe; ungeduldig ruft er hier: Frau Heinichen! aber keine Frau Heinichen läßt sich sehen.

Endlich kommt sie .... Ihr asthmatisches Keuchen auf der Treppe und das Schlürfen ihrer Pantoffeln erfreut ihn, als ob es die Ankunft eines Gottes verkündigte. Heimlich beglückt, ruft er entzückt mit Schiller, dessen Dithyrambe ihm gerade als außerordentlich passend auf seinen Zustand, ja, wie, recht dafür gedichtet, einfällt:

> Nimmer, das glaubt mir,
> Erscheinen die Götter
> Nimmer allein.
> Kaum daß ich Bachus, den lustigen habe,
> Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
> Phöbus, der herrliche, findet sich ein.
> Sie nahen, sie kommen,
> Die himmlischen Alle,
> Mit Göttern erfüllt sich
> Die irdische Halle.

Die Thür öffnet sich und es kommen herein: Frau Heinichen und eine höchst unangenehme Zugluft, die die Kälte im Zimmer wenigstens um drei Grad verstärkt. Der Kammerkassencalculator hält es für gerathener, seine Freude zu verbergen und die Aufwärterin mit dem kalten Froste eines erzürnten Staatsbeamten zu empfangen. So breit wie möglich setzt er sich vor dem Ofen hin, im Begriff, ihr ein zerschmetterndes „Nun, kommt sie endlich?“ zuzuschleudern; aber Frau Heinichen ahnt das aufsteigende Gewitter und hat sich, um es zu vertreiben, mit einer mächtigen Entschuldigung gerüstet. Es ist nämlich der Tag, wo Schiefelbein seine reine Wäsche erwartet. Sie präsentirt ihm ein Paar gestern gewaschener und dem Nachtfroste ausgesetzter Strümpfe, die auf ein Haar zwei gedörrten Stockfischen gleichen. Die Ueberraschung, die ihm dieser Anblick verursacht, lähmt ihm die Sprache.

Von seiner Milde gerührt, ist die Alte voll der unermüdlichsten Sorgfalt für ihn. Während er sich zu rasiren glaubt, mit einer Art von stumpfer Säge, die ein Rasirmesser heißt und nach dem Kunstausdruck mehr als einen Draht hat, sodaß ihm unter heftigen Schmerzen ein Haar seines Bartes nach dem andern ausspringt, hat sie ihm sein Frühstück bereitet. Endlich ist er so weit fertig und eilt nun auf sein Expeditionszimmer, wo er wenigstens eine genügende Wärme vorfindet; ungefähr doppelt so viel Grad Wärme, als draußen Grad Kälte herrschen, — denn wenn in unsern bureaukratischen Zeiten die Beamten nicht einmal warm säßen, wer sollte es denn thun? da ginge ja nächstens die Welt unter; aber die geht sobald nicht unter; jene Herren wissen vortrefflich auf Staatsunkosten für das Beste des Staates, und das ist doch gewiß die Erhaltung der Welt, zu sorgen. Die wärmsten Stätten im Winter sind daher auch immer die Gerichtszimmer, Accisebureaus, Amtsstuben u. s. w.

Begleiten wir nun den Herrn Kammerkassencalculator Schiefelbein auf die Straße. Obgleich ihn die Zeit drängt, so sind seine Schritte doch sehr abgemessen. Sorgfältig

verläßt er das Trottoir jedes Mal überall, wo sich ein etwas bedenklicher Abhang zeigt. Er hat den Kragen seines Ueberrockes sorgfältig in die Höhe geschlagen; dieser, sowie sein tief in die Stirne gedrückter Hut, dessen breiter Rand kaum ein Drittel seines mageren Gesichtes zeigt, geben ihm so ziemlich das Ansehn einer wandelnden Mumie. Indem er sich einer gewissen Straße nähert, wird sein an sich schon unsicherer Gang immer schwankender und ungewisser. Ein lustiges Schreien traf sein Ohr und er sieht voraus, daß sich dasselbe bei seinem Kommen verdoppeln werde. In der That, kaum erscheint er, so stimmt ein Dutzend junger Schlingel, mit Backen, die weiß und blau marmorirt sind, ein Spottlied an. Schieselbein, der sie kennt, weiß sehr wohl, warum die wilde Bande sich zerstreut und wem die Schneeballen bestimmt sind, von denen jeder dieser Straßenbuben schon einen ziemlichen Vorrath bereit hält. Unser armer Staatsdiener macht gute Miene zum bösen Spiel und versucht seine Feinde durch sein kluges Benehmen zu entwaffnen. Vorsichtig lüftet er das gelbe seidene Tuch, das er zwei Mal um den Hals gewickelt hat, und macht sein mageres Antlitz für einen Augenblick frei, um ein gezwungenes Lächeln zu zeigen. Vergebliche Politik, ohne Wirkung auf die unbarmherzigen Gassenjungen. Alle ihre Batterien spielten zu gleicher Zeit, von hinten wie von vorn, von der Rechten wie von der Linken treffen ihn pfeifend die unschuldigen Bomben. Anfangs affectirt Schieselbein eine stoische Gelassenheit, aber sein erkünstelter Muth macht bald natürlicheren Empfindungen Platz. Ein Schneeball trifft sein Auge; die Geduld verläßt ihn, er zieht seinen Nasenwärmer in die Höhe, faßt seinen Hut mit beiden Händen und verdoppelt scheltend seine Schritte. Unglücklicherweise hat er die Gefahren einer so eiligen Flucht nicht berechnet. Der tückische Schnee gleitet ihn unter den Füßen weg und, ehe er sich dessen versieht, gleicht unser beklagenswerther Kammerkassencalculator einem Müllerburschen auf ein Haar. Er steht wieder auf, von unten bis oben gepudert und setzt schleunig seinen Weg fort, froh, daß die kampflustige Jugend einen anderen Zielpunkt ihrer Schießübungen gefunden hat. Aber an einer andern Stelle, die so glatt ist wie polirter Stahl und sich ein wenig neigt, verliert er von Neuem das Gleichgewicht und legt sich der Länge nach glorreich auf den Rücken hin. Nehmen wir an, daß in diesem Augenblicke sein Präsident vorüberkäme; hätte der Winter nicht Ursache in seinen alten, bereiften Bart zu lachen?

Zeigen wir ein anderes Bild. Die Liebhaber und die Diebe — zwei Classen von Bürgern, welche von einander zu unterscheiden sehr schwer fällt, haben auch sehr oft einen Zahn auf diese grausame Jahreszeit.

Vermittelst einer Strickleiter übersteigt Jemand die Mauern eines Parks. Die von dem Froste gehärtete Erde hallte, zu seinem Schrecken, unter seinen Tritten wieder. Wenn der Schloßhund aufwachte!! Der Gärtner, der bereits auf den Beinen ist und die Flinte bereit hält, lauert vielleicht schon mit bösem Blicke auf den nächtlichen Besucher. Dieser schreitet dennoch vor, langsam, mit gesenktem Haupte, gerunzelter Stirn; hinter jedem Baum bleibt er stehen und segnet ganz leise den Himmel, welcher anfängt sich mit Wolken zu bedecken. Von diesem beschützt, erreicht er endlich das Ziel und mit Nachschlüsseln oder mit Dietrichen versehen — je nachdem Amor oder Merkur seine Schritte leitet — dringt er in das Schloß ein. — Zwei oder drei Stunden verstreichen, während welcher der Schnee, in dichten Flocken fallend, eine dicke Decke über die Erde schüttet. Unser geheimnißvoller Nachtwandler — ists ein Liebender? — erscheint wieder auf der Schwelle, die er rasch hinter sich läßt. O Schrecken und Entsetzen! Wie soll er entfliehen, ohne dem Boden verrätherische Fußtapfen einzudrücken. Eginhard entkam einer ähnlichen Verlegenheit durch die Treue seiner kraftvollen Geliebten; aber das Blut Karl's des Großen fließt nicht in den Adern jeder hübschen Dame. Auch könnte die Wohlthat nur einem Liebenden nützen. — Aber der Dieb, der unglückliche Dieb, ist der nicht zu beklagen? Wie viel Dank ist nicht die Criminaljustiz dem Winter schuldig, der so geschickt für sie sorgt.

Deutsche Volks-Blätter.

Nro. 6. **März 1861.** **1. Band.**

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman
von
Heribert Rau.

Den Tod im Herzen.

Auf den nimmermüden, die Ewigkeit pfeilschnell durcheilenden Flügeln der Zeit war wieder ein Jahr verschwunden: das Jahr 1787, das sich eben zu Ende neigte und schon in wenigen Stunden der Herrschaft des neuen Jahres den Thron einräumen sollte.

Schon lange lag die Nacht auf der Erde: aber sie brachte keine Stille und keine Ruhe über die Universitätsstadt, sondern im Gegentheil! je mehr sie vorrückte, desto lustiger ward es in den vielen Wirthshäusern, desto lauter erschallten fröhliche Studentenlieder aus den Kneipen der verschiedenen Landsmannschaften.

Am lautesten und lustigsten aber ging es im„ Tollen Häring" zu, obgleich das Local nicht mehr so überfüllt war, wie früher bei ähnlichen Gelegenheiten. Hatten sich doch gar Manche von den Landsmannschaften losgetrennt und Viele der Neuankommenden gar nicht angeschlossen, da in der That der alte rohe Ton anfing in Verruf zu kommen. Desto toller trieben es dagegen, schon aus jugendlichem Oppositionsgeiste, die übriggebliebenen Landsmannschäftler. Diese Neujahrsnacht zumal sollte den Philistern und den „Milchsuppen" — wie die Mitglieder der Landsmannschaften spottweise die Theilnehmer an dem „Freundschafts- und Tugendbunde" nannten — beweisen, daß der alte Geist noch nicht ausgetrieben sei.

Ein Fackelzug der vereinigten Landsmannschaften hatte heute Abend schon stattgefunden und zu vielem Halloh und Scandal Veranlassung gegeben. In den Zug eingemischt waren nämlich eine Menge anzüglicher Masken erschienen. So hatte sich einer der größten und stärksten Studenten als Amme verkleidet und trug einen anderen Studenten — einen kleinen schwächlichen Kerl, der wie ein Milchkind gewickelt war — auf den Armen. Die Anspielung war deutlich genug und erregte daher bei den untersten Klassen der Bevölkerung, wo sie sich zeigte, Ausbrüche der rohesten Freude.

Nicht weit hinter dieser Maske kam eine zweite, die den Teufel mit Hörner, Klauen und Schwanz, aber auch mit einem, durch die Hörner durchgedrücktem Barett, mit Schärpen in den Farben der Landsmannschaften und einem ungeheueren Schläger an der Seite darstellte. Ein kleiner Junge, den Fallhut auf dem Kopfe, trieb ihn mit einer Ruthe vor sich her. Der Teufel aber schlug alle paar Minuten mit den Füßen aus und dann purzelte jedesmal der Knabe um und schrie jämmerlich. Eine Scene, die ebenfalls bei der rohen Masse nie ohne Halloh vorüberging.

Auch einige nicht beliebte Professoren waren unter diesen Caricaturen dargestellt, mit Zöpfen, die von zehn hintereinandergehenden Studenten getragen wurden. Natürlich bewegte sich der Zug an den Wohnungen der

bezüglichen Professoren vorüber, wo denselben alsdann Katzenmusiken der schönsten Art dargebracht wurden.

Einem Schneider aber, der kürzlich mehrere Studenten die er als schlechte Schuldner seit Jahren im Buche stehen hatte, Ungelegenheiten gemacht, wurden Thüren und Fenster eingeschlagen und der Arme mußte — im puren Hemde, wie man ihn aus dem Bett geholt hatte, den Teufel hinter sich — am offenen Fenster und Angesichts der halben Bevölkerung der Stadt, laute Abbitte thun, worauf ihn der Teufel mit einer mächtigen Ruthe zum endlosen Jubel der Zuschauer tüchtig durchhieb.

So ging es durch die Stadt, zwei Stunden lang, bis man sich vor dem Universitätsgebäude, von dem man ausgegangen, wiederfand. Hier schloß der Zug einen großen Kreis, die brennenden Fackeln wurden auf einen Haufen geworfen, und während dieselben in einer hohen Flamme emporloderten, die dann wieder nach und nach in sich zusammensank, erschallte aus Hunderten von jugendlichen Kehlen das alte Gaudeamus igitur.

Als der Gesang geendet und die Flammen erloschen, trennte man sich, aber nur, um sich auf den Landsmannschaftlichen Kneipen wiederzufinden.

Und welch' einen Jubel gab es nun! welche Ströme der verschiedensten Flüssigkeiten wurden da vernichtet. Wie schallte es von der einen Seite: „Schmollis!" — wie tönte das „Fiducit!" so lustig zurück. Aber wie artete die Heiterkeit auch sobald wieder in Rohheit aus.

Jetzt noch ertönte das gemüthliche:

Ich hab' den ganzen Vormittag
Auf meiner Kneip' studirt,
D'rum sei nun auch der Nachmittag
Dem Bierstoff dedicirt!
Ich geh' nicht eh'r vom Platze heim,
Als bis die Wächter zwölfe schrei'n.

Was ist des Lebens höchste Lust?
Die Liebe und der Wein!
Ruht Liebchen sanft an meiner Brust,
Träum ich ein Fürst zu sein;
Und bei dem edlen Rebensaft
Träum ich von Kron' und Kaiserschaft!

Schon oft hab' ich bei meiner Seel',
Darüber nachgedacht.
Wie gut's der Schöpfer dem Kameel
Und wie bequem gemacht:
Es trägt ein Faß im Leib daher,
Wenn's nur voll Merseburger wär'!

Wer nie der Schönheit Reiz empfand,
Und sich nicht freut beim Wein,
Dem reich' ich nicht als Freund die Hand,
Mag nicht sein Bruder sein.
Sein Leben gleicht wie mir es dünkt,
Dem Felde, das nur Dornen bringt.

Ihr lieben Brüder, sagt mir doch,
Wo der Verstand mir weilt,
Es kommt mir vor in meinem Sinn,
Als wär' ich fast bekeilt,
Das Auge lallt, die Nas' ist schwer
Und meine Zunge sieht nicht mehr.

Herr Wirth, nehm' er das Glas zur Hand
Und schenk' er wieder ein,
Schreib' er's nur dort an jene Wand,
Gepumpet muß es sein!
Sei er fidel! ich laß ihm ja
Mein Cerevis zum Pfande da.

Aber bald folgten nun auch andere Lieder, die den jetzt anhebenden Bachanalien Ehre machten. Ausgelassenheit, wilde Leidenschaftlichkeit und ein tolles übermüthes Aufschäumen der Jugend errangen die Oberherrschaft, während Mancher, den Becher in der Hand, lallend unter Stuhl und Tisch sank.

Unterdessen saß unbekümmert um den Maskenzug und seine schlechten Witze, unberührt von dem wüsten Treiben auf den Straßen der Stadt und in den Kneipen — eine kleine Gesellschaft in den hellerleuchteten, gemüthlichen Zimmern des Professor Löffler. Außer diesem und seiner Schwester Juliane, Kunth, Alexander und Wilhelm von Humboldt, waren heute auch noch Dohna, Arnim und Beeskow geladen, wovon aber nur die beiden ersteren erschienen waren.

Die still besorgte Juliane braute eben einen köstlich duftenden Punsch, der einem einfachen aber vortrefflichen, ihrer Kochkunst Ehre machenden Abendessen die Krone aufsetzen sollte,

als der Professor, seine Pfeife gemüthlich schmauchend, sagte:

„Es ist doch immer eine ganz eigenthümliche gehobene Stimmung, die den sinnigen Menschen bei dem Wechsel des Jahres erfaßt."

„Wie könnte es auch anders sein?" — versetzte Kunth, der ebenfalls seine Pfeife angezündet hatte. — „Ein Jahr ist immer ein bedeutender Abschnitt in unserem Leben, und so erinnert uns unwillkürlich jede Neujahrsnacht an die Flüchtigkeit unseres Daseins."

„Aber diese Erinnerung hat für uns nichts Unangenehmes!" — fuhr der Professor fort und seine milden Züge spiegelten den Frieden seiner Seele und die Klarheit seines Geistes wunderbar wieder. Es war etwas unendlich Gewinnendes und Anziehendes, was jetzt in seinem durchaus nicht schönen Gesichte lag. „Ich begreife sogar nicht" — fuhr er mi einem milden Lächeln fort — „warum sich so viele Menschen dabei niedergedrückt fühlen. Mich erhebt der Gedanke, daß sich in diesem Zeitabschnitte wieder außer und in uns so manch' Gutes gestaltet hat. Ich schaue daher auch gern zurück, und ein rückwärtsgehendes Vertiefen in die Vergangenheit, das zugleich ein Vertiefen in die manigfachen Falten des eigenen Gemüthes und Herzens ist, ist sehr wohlthätig und heilsam."

„Ja" — meinte hier Alexander — „da muß man aber auch außer und in sich eine Vergangenheit haben, bei der es sich der Mühe lohnt, einzukehren; und das ist gewiß bei den wenigsten Menschen der Fall."

„Weil sie zumeist überhaupt nichts haben, als das Bischen „Ich" und die paar schnell vorüberfliegenden Jährchen Leben, die sie um jeden Preis genießen wollen!" — rief Kunth.

„O welche traurige Existenz muß das sein, wenn nur sich selbst und die flüchtigen Genüsse des Lebens kennt!" — sagte der Professor. — „Dann freilich muß uns das rasche Versinken der Zeit erschrecken so oft man daran erinnert wird."

„Und damit sie nicht daran erinnert werden" — rief hier Dohna — „oder wenigstens nicht zum klaren Bewußtsein dieser Erinnerung kommen, suchen die meisten Menschen dieselbe zu betäuben."

Thoren die sie sind!" — fuhr der Professor fort. — „Wie erhebt doch den Verständigen der Blick auf diesen gewaltigen, durch die uferlose Ewigkeit dahinbrausenden Zeitenstrom! Was war doch das Menschengeschlecht? und was ist es in der Zeit geworden? Die großen, von grausamen Eroberern gewaltsam zusammengebrachten und zusammengehaltenen, allgemeine Rohheit und Barbarei nährenden Reiche mußten in kleinere Staaten zerfallen, damit jede Nation ihre Eigenthümlichkeit entwickeln und somit die gemeinsame Bildung der Menschheit befördern konnte. Darum fielen und zerbröckelten im Laufe der Jahrtausende die großen Reiche des Alterthums wie morsche Särge, getroffen von des Todtengräbers eisernem Spaten. In den durch endlose Kriege und Verheerungen, durch Knechtschaft und geistige Verdunkelung herabgewürdigten Völkern mußte die Sehnsucht nach einem glücklicheren Zustande, nach Wahrheit, geistiger Freiheit und Menschenwürde erwachen, und die edelsten unter ihnen ringen und trachten, ihrer Rechte, ihrer wahren Bestimmung sich bewußt zu werden; es mußte der Wahn und der Irrthum sich steigern, damit die göttliche Kraft aus ihrem Schlummer erwache, den Geist erleuchte, das Herz erwärme, die Sitten veredle, das Leben läutere und erhebe."

„So ist es!" — sagte Kunth — „darum folgte auch eine Gesetzgebung der andern und jede drang tiefer in den Geist der Humanität ein."

„Ja!" — fuhr der Professor fort und seine Züge belebten sich immer mehr und mehr, und es blitzte enie hohe edle Freude aus ihnen. — „Und traten auch hie und da wieder Zeiten ein, wo der höhere Sinn und das edlere Wesen der Menschheit unterdrückt und zurückgedrückt schien, immer von Neuem und mit immer größerer Kraft und Klarheit brach der reine, gottbewußte Geist edler Menschlichkeit sich Bahn. So wuchs im Laufe der Zeit — und darum sei er gesegnet, dieser beflügelte

Lauf und auch jetzt freudig von uns begrüßt — so wuchs im Laufe der Zeit von Geschlecht zu Geschlecht von Jahrhundert zu Jahrhundert die Zahl derer, welchen die Wahrheit das edelste Streben, die Freiheit des Geistes das köstlichste Gut, — ächte, reine Menschenliebe das höchste Glück wurde! ..... und" — setzte hier der Professor mit leuchtenden Augen hinzu, indem er seine Pfeife aus den Händen gleiten ließ und sein volles Punschglas erfaßte — „solche edle Menschen hat auch mir die Zeit in Euch allen zugeführt; Ihr .... mein lieber Kunth und Ihr jungen Leute, Ihr seid wackere Träger derselben. Laßt uns darum in dieser schönen Stunde der Schnellfliehenden, aber auch so viel Segenspendenden, die auch uns zusammengeführt, ein volles dampfendes, duftendes Glas darbringen!"

„Ja, das wollen wir!" — rief es von allen Seiten, und bald klangen Gläser so melodisch zusammen, wie ein heiteres, Freude verkündendes Glockengeläute.

„Nur eines ist schade!" — sagte jetzt Kunth, nachdem Alle getrunken und ihre Gläser wieder hingesetzt hatten: — „daß die Zusammenführende auch so oft wieder zur Trennenden wird."

„Wie so?" — frug die ganze Gesellschaft überrascht; denn Jeder fühlte, daß in diesen Worten Kunth's eine tiefere Beziehung liege.

„Je nun!" — fuhr dieser fort — „ich hätte es vielleicht in dieser Stunde nicht sagen sollen ......"

„Was denn!" — rief Wilhelm ungeduldig.

„Ich habe heute zwei Briefe von Eurer Mutter erhalten," — sagte Kunth seinen Zöglingen zugewandt. — „Der eine davon spricht den Wunsch aus, daß Ihr bis zu Ostern Frankfurt verlassen und Euch der Georgia Augusta zuwenden sollt; der andere kündet mir an, daß mir durch ihre freundliche Verwendung eine Staatsanstellung geworden."

Eine Pause entstand. Die Nachricht war für Alle überraschend, ja fast peinlich, da jetzt auf allen Seiten Trennungen in Aussicht standen.

Welche schmerzliche Lücke mußte das Weggehen Kunth's und der beiden jungen Männer im Löffler'schen Hause und seinem stillen gemüthlichen Kreise verursachen; welche würdigen Freunde und Lehrer verloren Alexander und Wilhelm an dem Professor und Kunth, der ihnen ja fast ein zweiter Vater geworden. Auch von Dohna, Arnim, Beeskow und so manch Anderem mußte dann geschieden sein — vorausgesetzt, daß nicht der Eine oder der Andere denselben Entschluß faßte — und dann! ..... Cecily! Mußte eine Trennung von ihr Alexander's Herz nicht schmerzlich berühren? So wenig er sie auch in der letzten Zeit gesehen und gesprochen hatte, immer hatte er sich doch mit dem so innig geliebten und hochverehrten Mädchen in einer und derselben Stadt befunden und konnte sie sehen, wenn er wollte. Ging er nach Göttingen, so war das anders; geistig freilich blieb ihm gewiß auch dann die Angebetete nahe; aber ihre persönliche Nähe, die Anschauung der reizenden Erscheinung, ihre geistreiche Unterhaltung — alles dies, was ihn so manchmal erfrischt, gehoben und beseligt — blieb ihm entrückt. Und wie? mußte sie denn, daß er sie liebe? mußte er nicht mit seinem Weggehen ihren Augen und ihrem Gedächtnisse — ihrem Herzen wagte er nicht zu denken — entschwinden, wie so manch' andere nichtssagende Erscheinung? Und doch war Cecily im Stillen sein Ein und Alles geworden! Jetzt erst — erst mit dem Gedanken der Möglichkeit einer Trennung — fühlte er wie sehr er dies Mädchen liebe, wie seine ganze Seele mit der ihm eigenen Tiefe und Innigkeit an ihr hänge.

Alexander fühlte, daß die Ueberraschung ihn hatte erbleichen machen; aber mit diesem Gefühl hob sich auch sein männlicher Stolz wieder: durfte um eines Mädchens Willen — und wäre sein Herz mit noch so heiligen Banden an sie gefesselt — das höhere Ziel seines Lebens in den Hintergrund treten? Für seine und seines Bruders wissenschaftliche Ausbildung war diese Uebersiedlung auf die Universität Göttingen, die bedeutendste jener Zeit,

von unendlicher Wichtigkeit. Mußte dagegen nicht alles Andere verschwinden?

In der That war es denn auch gerade Alexander, der sich zuerst fand, und die peinliche Pause, die auf Kunth's Mittheilung entstanden war, unterbrach:

„Jetzt können wir gleich der Zeit eine neue Bezeichnung beilegen!" — sagte er mit einem kaum bemerkbaren Lächeln, dem aber ein Anflug leisen Schmerzes nicht fremd blieb. — „Nennen wir sie getrost die Doppelgestaltige; denn sie bietet uns in diesem Momente die Freude des Beieinanderseins und den Schmerz bevorstehender Trennung. In welcher Gestalt wollen wir sie festhalten? Ich denke doch in ihrer heiteren. Wer sich heiter zu erhalten sucht, der sorgt nicht nur für sein Glück, sondern er übt wirklich eine Tugend!"

„Gewiß! gewiß!" — rief hier Professor Löffler und Niemand außer Juliane bemerkte, daß er unter der Brille eine Thräne zerdrückte; — „Heiterkeit, selbst die wehmüthige, macht ja zu allem Guten aufgelegter und gibt dem Menschen die Kraft, sich selbst mehr aufzuerlegen und mehr für Andere zu leisten. Erhalten wir uns — auch bei der Aussicht, daß uns das kommende Jahr in der erwähnten Beziehung trübe Momente bringen wird — die bisherige Stimmung und beweisen wir, daß wir nicht selbstsüchtig immer nur uns vor Augen haben, und was uns begegnet, für größer und merkwürdiger halten, als was Anderen zustößt!"

„Mich und meine Mittheilung in dieser Stunde rechtfertigt zugleich noch etwas Anderes!" — sagte jetzt Kunth — „die Auffassungsweise der Zeit, die uns soeben erst unser wackerer Professor gelehrt hat. Ich blicke über den Augenblick und über die Scholle hinaus, so lieb mir beide jetzt sind, und da sehe ich meine liebe Zöglinge unter dem mütterlichen Schutze der hochwürdigen Georgia-Augusta zu trefflichen Männern der Wissenschaft und zu wackeren Bannerträgern der so schön und mächtig hereinbrechenden neuen Zeit heranreifen." — Und Kunth erhob sich rasch und rief: — „Meine Freunde, laßt uns noch einmal unser Glas leeren! Ich bringe es mit einem heiteren Hoch der Wissenschaft, als dem höchsten Gute der Menschheit; — ihren wackeren Trägern in der Gegenwart und somit vor allen Dingen unserem lieben und allverehrten Professor; — und endlich ihren tüchtigen, strebsamen Jüngern, somit meinem lieben Alexander und Wilhelm von Humboldt und Euch, Ihr jungen Herren, die ein würdiges Streben mit meinen Zöglingen verbindet!"

Und abermals klangen die Gläser und ein lautes vieltöniges „Hoch!" erfüllte die sonst so friedlichen Räume.

Die Stimmung war jetzt wie gehobener und sie ward es noch mehr, als Kunth erklärte, daß er seinen Zöglingen wahrscheinlich ganz nahe bleiben werde und Dohna und Arnim die Zusage gaben, daß unter diesen Umständen, auch sie mit Ostern nach Göttingen übersiedeln würden.

„Das ist schön!" — rief Alexander. — „So bleiben doch wenigstens einige Beziehungen und — unser akademischer Freundschaftsbund wird auch für die nächste Zeit noch bei einander bleiben. Beeskow geht gewiß auch mit!"

„Beeskow?" — wiederholte Dohna gedehnt und ein spöttisches Lächeln schwebte um seinen Mund; dann sagte er mit dem Ausdrucke der Ironie: — „Ich glaube nicht, daß Beeskow mit geht, der hat Besseres hier zu thun."

„Wie so?" — frug Alexander.

Dohna lachte: „Solltest Du in der That nicht wissen, daß Beeskow bis über die Ohren verliebt ist?"

„Nein!"

„Nun, da möchte man fast schließen Du seiest es selbst.

Alexander erröthete über und über.

„Beruhige Dich nur!" — fuhr Dohna scherzhaft fort, — „Deine Geliebte kennt Jedermann!"

„Wie?" — rief Alexander noch glühender.

Die jungen Leute lachten herzlich — Kunth und Löffler waren in eine Fensternische getreten — und Dohna sagte:

„Verstelle Dich nicht so! Heißt die gestrenge Dame Deines Herzens nicht: die Naturwissen-

schaft?"

Alexander lachte jetzt mit; aber es war ihm ein Stein vom Herzen genommen.

„Und Beeskow?" — frug er wiederholt.

„Der Glückliche!" — rief Arnim. — „Er liebt das schönste Mädchen in der Stadt und wird wieder geliebt."

„Ja noch mehr!" — sagte Dohna mit ironischem Lachen und leerte ein Glas dampfenden Punsches.

„Noch mehr?" — frugen Alexander und Wilhelm gespannt. — „Was heißt das?"

„Was das heißt!" — wiederholte Dohna lachend. — „Nun Ihr fragt gewaltig naiv! Man munkelt davon, daß er sehr glücklich sei."

„Aber Ihr habt den Namen seiner Schönen noch nicht genannt?"

„Als wenn das nötbig wäre, wenn man von dem schönsten und geistreichsten Mädchen in der Stadt spricht."

Alexander erblaßte.

„Nun, weißt Du's noch nicht?" — rief in der heitersten Laune Dohna. — „Mensch, Freund! Du scheinst in der Liebe schwerbegriffiger zu sein, als sonst."

„Ich kenne nur Eine," — versetzte Alexander mit fast erstickter Stimme — „auf welche Eure Bezeichnung paßte .... Und diese...."

„Nun diese ....!" — rief Arnim lachend — „diese süße Huldgöttin ist .... Miß Cecily Morgan!"

„Wer?!" — stammelte Alexander.

In diesem Augenblicke schlug die Glocke der Marienkirche zwölf Uhr.

„Mitternacht!" — riefen Kunth und der Professor und die Gläser wurden neu gefüllt und klangen munter an, und Alle umarmten und küßten sich herzlich, das neue Jahr begrüßend.

Nur in Einem klang es furchtbar nach: „Mitternacht!" und der Eine war Alexander. Er stand bleich und sprachlos .... den Tod im Herzen.

Ein neuer Stern.

Ostern waren vorüber, Alexander und Wilhelm von Humboldt hatten bereits die Universität Göttingen bezogen, während Kunth nach Tegel abgereist war, um sich persönlich mit der Majorin in Vernehmen zu setzen. Auch die jungen Grafen Dohna und Arnim galten jetzt schon als fleißige Besucher der Georgia Augusta; wie sich denn auch ihr schönes Freundschaftsverhältniß zu den beiden Humboldt's in Göttingen mit der gleichen Innigkeit fortspann, mit der es die letzten zwei Jahre in Frankfurt an der Oder bestanden.

Ereignisse aber, wie der Umzug von einer Universität auf eine andere, geben bei jungen, strebsamen Leuten immer den wohlthätigen Impuls zu einer gesteigerten Thätigkeit ab. Auch bei unseren Freunden war dies der Fall, und zwar vor allen Dingen bei Alexander, der jetzt, dem Wortlaute nach, wirklich Tag und Nacht studirte, so daß sich Wilhelm oft genöthigt sah, ihn vor allzugroßer Anstrengung zu warnen und selbst zeitweise mit brüderlichem Ernste einzuschreiten.

Aber in Alexander war auch, seit der letzten Neujahrsnacht, eine vollständige Umgestaltung eingetreten. Er hatte wirklich geliebt, — geliebt mit der ganzen Tiefe und Innigkeit, die ein Herz, wie das eines Alexander's von Humboldt, fähig ist; — seine Liebe war getäuscht worden ..... mit dieser Täuschung aber war auch der schöne Traum von Liebe für ihn auf immer dahin.

Einen Charakter, der sich schon so frühzeitig mit männlichem Ernste abrundete, wie dies bei Alexander geschah, konnten freilich die wenigen in heiterer Laune gesprochenen Worte Dohna's und Arnim's nicht überzeugen; um so weniger, als sie eine schwere Beschuldigung für Adrian und Cecily enthielten. Sie schlenderten in jener Nacht allerdings — gegen den Willen und das Wissen der Freunde — den

Tod in das Herz des jungen Humboldt's; aber dies Herz war viel zu edel und viel zu rein, um das Gesagte glauben, viel zu gerecht, um, auf einige witzelnde Worte hin, einen sonst so wackeren Freund, ein so heißgeliebtes und angebetetes Mädchen, das bisher sein Ideal gewesen, verurtheilen zu können.

Alexander that daher gleich mit dem kommenden Morgen den einzigen Schritt, den er bei dem ihm eigenen geraden, offenen und determinirten Wesen thun konnte: er ging zu Adrian und frug ihn rundweg, was an der Sache sei? Freilich war dieser überrascht, daß man überhaupt etwas von seinem Verhältnisse zu Cecily wisse. Als ihm aber Alexander ohne Umschweife sagte, daß er selbst das Mädchen mit Leidenschaft liebe, wenn es auch noch zu keiner Erklärung von seiner Seite gekommen sei — — und Beeskow dabei die innere Erregtheit und die seelenmarternde Unruhe des Freundes sah, erfaßte ihn die aufrichtigste Theilnahme für den so hochverehrten Jugendgenossen, und, ihm die Hände mit Innigkeit drückend, als ob er dessen Schmerz mildern und ihn für sein eigenes Glück um Vergebung bitten wolle, gestand er Alexandern: daß er Cecily liebe und von ihr wieder geliebt werde; ja ..... daß sie sein theueres Weib sei, wenn auch nicht ihm angetraut und verbunden nach den Gesetzen des Staates und der Convenienz, doch nach jenen der ewigen göttlichen Natur, der freien Wahl des Herzens und der innigsten und heiligsten Liebe!

Alexander glaubte seinen Ohren nicht trauen zu können; staunend, halbbetäubt lauschte er Adrian, der ihm im feurigen Fluß begeisterter Rede seine und seiner Geliebten ideale Auffassung der Liebe und Ehe darlegte — es war Vieles wahr und schön, Vieles kühn und edel gedacht, was er sagte ..... aber es ließ sich mit Alexander's sittlichem Gefühl nicht einigen und — — der Schmerz seine eigene Liebe, sein eigenes Ideal und mit diesem einen Theil seines Herzens und seines Glücks auf ewig verloren zu haben — raubte ihm die Kraft zu hören und zu denken und trieb ihn hinaus in die Einsamkeit und Oede.

Aber es bedurfte für den jungen Alexander von Humboldt nur kurze Zeit, um sich selbst wiederzufinden und sich — wenigstens nach außen hin — den alten männlichen Halt zu geben. Niemand, auch nicht einmal Wilhelm oder Kunth, merkten ihm an, was geschehen; aber sein Herz verblutete still und nur ein fast übermenschliches Arbeiten und Studiren vermochte den Geist aufrecht zu erhalten und den Schmerz zu betäuben, der sein Innerstes zerriß.

Jetzt war ihm der Aufenthalt in Frankfurt bis zu Ostern ein Entsetzliches; aber auch dies Entsetzliche mußte getragen werden, und .... Alexander trug es, wie ein Mann. Er war gegen Adrian von Beeskow wie früher. Miß Morgan sah er nicht mehr; berührte auch gegen den Freund das unselige Verhältniß mit keinem Worte.

Aber... wie reifte Alexander dieser stumme, gewaltige Schmerz! Und warum hätte denn der Ewige uns armen Menschenkindern das erregbare, leicht bewegliche, dem Gram und dem Schmerze so zugängliche Gemüth gegeben, wenn er nicht zugleich die Kraft hätte hineinlegen wollen, diese Gefühle zu beherrschen, diesen Schmerz zu besiegen. Wir sollen ganze Menschen, ernste, feste, abgerundete Charaktere werden.... aber.... durch uns selbst. „Es ist mit dem Samenkorn, das in dem Herzen geistige Frucht trägt" — sagte einst Wilhelm von Humboldt in einem seiner Werke — „ebenso als mit demjenigen, welches seine Triebe aus der Erde emporschießt. Die Frucht wird auch nicht ganz unmittelbar von Gott, ja nicht einmal von der Natur gegeben; sie muß alle Zustände durchgehen, welche sie nach und nach zur Reife bringen, und wenn der Mensch der Ernte gewiß sein will, muß er selbst Mühe und Schweiß daran setzen. Noch viel mehr aber ist dies der Fall bei der Frucht des Geistes und des Herzens; allein die Sicherheit ist hier auch unendlich größer. Es kann da kein störendes Naturereigniß dazwischen treten, denn wenn ungünstige Stimmungen auftauchen, so kann die Kraft des Gemüthes auch gegen diese ankämpfen.

Und Alexander that dies redlich und mit der

ganzen geistigen Kraft und Ausdauer, die ihm die Natur als eines der herrlichsten Geschenke auf seinen Lebensweg mitgegeben. Cecily's Bild blieb in seinem Herzen; ja Cecily blieb sein Ideal; — aber es war freilich nicht jenes Mädchen in seiner wirklichen Erscheinung, sondern Miß Moegen, *wie er sie sich gedacht!*

Uebrigens konnte ja für Alexander wie für Wilhelm in wissenschaftlicher Beziehung nichts erwünschter sein, als die Uebersiedlung nach Göttingen; denn hier glänzte gerade in denjenigen wissenschaftlichen Gebieten, für welche er eine so große Begeisterung in sich trug, in den Naturwissenschaften, eine der ersten Größen der damaligen Zeit .... hier lebte und lehrte eben jetzt *Blumenbach*, jener berühmte Naturforscher, der alle Reiche des Naturlebens nach Formen und Wesen mit leuchtendem Geist überschaute und ordnete; — hier lebte *Heyne*, der Lehrer und Wiederbeleber der Alterthumswissenschaft; — hier wirkte *Eichhorn* als Geschichtslehrer.

Und Alterthumswissenschaft und Geschichte waren die Gebiete, auf denen sich beide Brüder auch hier wieder gemeinschaftlich bethätigten; die klassische Vorzeit mit ihren philosophischen und Kunststudien fesselte Beide; die Geschichte mit ihren philosophischen Anschauungen zog Wilhelm dahin, wo Alexander die Erd- und Völkerkunde auf geschichtlichem Boden sammelte — und während Wilhelm sich mit klassischer Literatur und den Schriften des Philosophen Kant vertrauter machte, gab sich Alexander der belehrenden und persönlichen Einwirkung Blumenbachs hin. Dann aber fanden beide, noch immer durch die innigste Liebe wie Dioskuren verbundene Brüder wieder ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt in dem näheren und befreundeten Umgange des Professor Heyne, der bald die jungen Männer schätzen lernte und den größten Einfluß auf ihre ferneren akademischen Studien hatte.

Und Heine war in der That ein liebenswürdiger Mann, der den beiden Jünglingen in geselliger Beziehung den ihnen theuer gewordenen Professor Löffler trefflich ersetzte; — es war ein Mann, der dabei nach Außen hin zur Wiederbelebung der Alterthumswissenschaften, wie eben bemerkt, nicht wenig beitrug und in Wahrheit als der unmittelbare Vorläufer ihrer neueren Glanzperiode zu betrachten ist. Zwar war sein Auftreten nicht von der energischen Wirkung, wie etwa das von Wolf und Voß; aber er bahnte diesen durch geschmackvollere Auffassung der Alten den Weg. Er reihte sich in einzelnen Zweigen, z. B. in der Kunstarchäologie, den tüchtigsten Forschern an, leistete aber unbedingt das Tüchtigste als Lehrer an Ort und Stelle.

Welch' ein ungemeiner Vortheil mußte daher sein Umgang für Alexander und Wilhelm sein. Ueberhaupt fand der unabweisbare Trieb Alexander's, sich nach den vielseitigsten Richtungen hin auszubilden, — der etwas ganz Hervorragendes in seinem Charakter war und Kunth täglich mehr in Erstaunen setzte, da ihm darin die Ahnung einer sich entwickelnden genialen Größe seines beliebten Zöglings aufging — in Göttingen die reichste Nahrung. Was der lebendige Vortrag nicht bot, reichte jeder Zeit die herrliche Bibliothek dieser Universität mit ihren 300,000 Werken und 5,000 Handschriften in größter Fülle dar. In der philosophischen Fakultät fanden sich die tüchtigsten Männer, namentlich auch für die historisch-politischen Fächer. Da lehrten Schlözer und Spittler, Michaelis und Eichhorn, sämmtlich bedeutende Namen. Auch Bürger, jetzt in seinem vierzigsten Jahre, wirkte als Privatdocent hier. So blieb für die beiden Brüder, die ja ohnedem ein Geist und eine Seele, ein Herz und ein Leben waren — der innere Schmerz Alexander's über den schwindelnden Sturz aus der jähen Höhe seines bisherigen Glücks steigerte diese Bruderliebe und Innigkeit noch — so blieb für die beiden Brüder bei dem Studium der Alterthumskunde, der Kunst der Philosophie, der Rechtslehre, der Sprachwissenschaften: *Natur und Leben immer im Gesichtskreise*, so daß kein einseitiges Studium ihren Geist und ihr Wesen verengern konnte, sondern im Gegentheil sich ihr Blick immer weiter ausdehnen, *ihre Anschauung des Lebens und Wissens immer großartiger gestal-*

ten mußte.

Unendlich angenehm berührte es dabei aber auch Alexander und seine Freunde, daß in Göttingen ein bei weitem gesitteterer Ton unter der akademischen Jugend herrschte, als in Frankfurt an der Oder. Auch hier war akademische Freiheit, auch hier pulsirte das frischeste und fröhlichste Leben unter der studirenden Jugend; auch hier schlürften freie Häuser den überschäumenden Becher mit urgemüthlicher Lust; auch hier trieben Landsmannschaften ihr Wesen; — aber die Rohheit dominirte doch nicht. Trotz dem hielt Alexander den in Frankfurt gestifteten „Freundschafts- und Tugendbund" — der seinen Mitgliedern außer der sittlichen Wirkung, die er auf sie selbst und nach außen übte, auch so manche schöne und genußreiche Stunde geschaffen hatte — aufrecht, und hatte die Freude der trefflichsten Jünglinge viele sich anschließen zu sehen.

An Dohna und Arnim, die alten Mitglieder, reihten sich jetzt aber im engeren Freundschaftskreise namentlich drei junge Männer: Stieglitz, Delsner und August Wilhelm Schlegel.

Schlegel's Studium und Neigung zu Kunst, Alterthum und Sprache ließ sich ihn näher an Wilhelm von Humboldt anschließen; dagegen gewann Alexander an Stieglitz einen gar wackern Freund.*)

Es war eine eigenthümliche Erscheinung dieser einundzwanzigjährige junge Mann! Dem Studiren der Medicin und der Naturwissenschaften mit ungemeinem Eifer hingegeben, zeichnete ihn schon in diesem frühen Alter eine umsichtige Lebensklugheit aus, die ihn auch namentlich in der Wahl seines Umganges leitete. Geistreich von Natur, ließen sein Ernst und die scharfe Berechnung aller Verhältnisse und Lagen, in welchen ihn das Leben brachte, dem Anscheine nach auf wenig Gemüthswärme schließen. Er vergaß sich nie. Aber nur um seine Zwecke zu erreichen und alle Hindernisse zu besiegen, beherrschte er die Regungen seines Gemüthes, ja bewältigte und verbarg er oft seine wärmsten Empfindungen. So konnte er mitunter selbst kalt und hart erscheinen, obwohl sein Herz für alles Edle und Erhabene schlug und seine Freundschaft, wenn einmal geschlossen, einen wahrhaft antiken Charakter trug.

Aber es sollte noch ein schönerer Stern in Alexander von Humboldt's akademischen Leben aufgehen und ihm durch seinen Umgang mit Heyne zugeführt werden; — ein Stern, der mächtig in sein Leben hineinscheinen und gewaltig auf ihn einwirken sollte .... und dies war: Heyne's Schwiegersohn, Georg Forster.

Georg Forster.

„Endlich ist er da!" — mit diesen freudig ausgestoßenen Worten stürzte Wilhelm in das Zimmer seines Bruders Alexander.

„Wer ist da?" — frug dieser, indem er ruhig von Le Vaillant's afrikanischer Reisebeschreibung aufblickte, in der er eben gelesen hatte.

„Nun!" — rief Wilhelm erregt, — „sagt Dir dies Dein Herz nicht? Du sehnst Dich ja schon so lange nach ihm. Ich glaubte Dich mit meiner Nachricht in einen gelinden Paroxismus zu versetzen!".

Alexander lächelte trübe: „Mein Herz" — sagte er dann — „ist zum Vasallen meines Verstandes geworden; an diesen also mußt Du Deine Apostrophen richten!"

„Das ist nimmer wahr!" — engegnete Wilhelm mit Wärme, legte seine Rechte auf des Bruders Schulter und sah' ihn mit einem Blicke inniger Bruderliebe an. — „Bei einem so edlen Gemüthe und einem so hellen Kopfe wie sie sich bei meinem Alexander finden, geben Herz und Verstand immer Hand in Hand. Die Beiden leben aber bei Dir in einer glücklichen Ehe, und in einer solchen herrscht weder der Mann, noch die Frau; son-

*) Der nachmalige berühmte praktische Arzt, Obermedicinalrath und erster Leibarzt zu Hannover (gest. 1840.)

dern beide verbinden Liebe und Vernunft. Wo aber Liebe und Vernunft im Bunde gehen, da wohnt Friede, Freude und inneres Glück."

Alexander reichte dem geliebten Bruder mit einem leisen, kaum bemerkbaren Seufzer die Hand und drückte sie warm; dann sagte er mit Innigkeit: — „Für Dich, Wilhelm, ist gewiß mein Herz immer offen. Aber laß das, und sage mir lieber: wer ist gekommen?"

„Nun, wer anders!" — rief Wilhelm freudig — „als Heynes Schwiegersohn, Georg Forster, der berühmte Begleiter Cook's bei seiner Reise um die Welt!"

Jetzt aber verklärten sich auch Alexander's Züge, denn lange schon ehe er Göttingen gesehen und Heyne kennen gelernt, schwärmte er für diesen, damals in aller Welt wohlbekannten Mann, der schon in seinen Jünglingsjahren den Ruhm eines Weltumseglers und durch sein treffliches 1780 erschienenes Werk: „Reise um die Welt," den Namen eines eben so tüchtigen Naturforschers als gewandten Schriftstellers gewonnen hatte.

„Also Forster ist da?! — rief jetzt freudig bewegt auch Alexander. — „Er ist von Wilna angekommen?"

„Mit seinem lieben Weibe, Therese, von deren Talenten und Geist Vater Heyne schon so oft gesprochen, und die er mit so großer Sehnsucht erwartet hat."

„Und wann werden wir Beide sehen?

„Noch diesen Abend!" — rief Wilhelm flammend. — „Heyne hat uns zu einem Abendbrod einladen lassen."

„O, das ist herrlich!" — sagte Alexander und seine nach Wissen heißhungrige Seele riß den Gedanken an diese interessante Bekanntschaft mit doppelter Energie an sich, da er in ihr einen heilenden Balsam für die Wunde erkannte, die das Schicksal ihm erst geschlagen.

Und wer kennt ihn denn heutzutage nicht, diesen durch Gesinnung und Charakter hoch über den meisten seiner Zeitgenossen dastehenden Mann, der, voll tiefen Gemüthes und mit den reichsten Geisteskräften begabt, für alles Schöne und Edle erglühte, nach dem Besten und Höchsten strebte, der in seinem Thun und Wollen so rein war und dennoch von den Stürmen des Schicksals so wild umtobt wurde, daß er an gebrochenem Herzen starb?! War doch das Ideal seines Lebens die Freiheit, der er all' seine Kräfte widmete und welcher er auch nicht untreu wurde, als alle Aussichten trübe waren. Das vermochte aber auch nur ein Mann wie Forster, der die Welt umschifft, die Völker aller Zonen gesehen und kennen gelernt und sich mit dieser Weltkenntniß und einer gründlichen und wissenschaftlichen Bildung einen so freien Blick erworben hatte.

Von Jugend an mit den äußeren Verhältnissen des Lebens ringend, dann im Kampfe mit den Wogen des großen Oceans, auf dem er drei Jahre schiffte, gewann sein Charakter Festigkeit und Stärke, und doch war auch er nicht ganz weggewandt und frei von der mystischen Schwärmerei, die seine Zeit charakterisirte, die sich jedoch bei ihm mehr noch als weiche Empfindung darstellte. Dabei war Forster in der edelsten und gesundesten Bedeutung des Wortes eine durchaus sittliche Natur.

Mehr aber noch als seine persönliche Erscheinung, — mehr als das schöpferische Gedankenleben und die gestaltende Kraft, die seinen wissenschaftlichen Leistungen ihr künstlerisches Gepräge verleihen, — mehr als die allseitige Unbefangenheit seines Beobachtungsgeistes, erquickte schon damals alle Welt die vollendete Menschheit und Humanität, in seinem unübertroffenen Reisebericht, die sein vorzüglichstes Augenmerk auf Menschen und Sitten richteten, die ihn mit weisem Verständniß den Kern des Menschen unter Federn und Tätowirrungen erfassen und in jeder Gestalt und unter jeglicher Schminke das Recht der Vernunft aufsuchen und anerkennen ließen.

Von Forster hat außerdem die Welt das Reisen gelernt, wenn man das Wort versteht in seinem fruchtbarsten und weit umfassendsten Sinne. Unberechenbar mußte hierin seine Einwirkung auf den jungen Humboldt werden, — unberechenbar ist in der That die Wirkung, die es bereits gehabt hat und in steigender Entwicklung für alle Zukunft haben muß, daß ein Gemüth, das bei seiner Kraft und Treue so viel Biegsamkeit zu bewahren wußte, daß

ein Geist, der Gründlichkeit und Tiefe mit der entschiedensten Freiheit von Vorurtheilen verband, uns Kunde brachte von den Gedanken und Trieben, welche die Inselbewohner der Südsee bewegten.

Achtung vor der Menschheit, die man bei ihm auf jeder Seite kennen lernen kann, wird dereinst wieder gut machen, was an jenen Völkerschaften verdorben und verbrochen wurde.

Wenn Tahitier, Neu-Seeländer und Tanneser sich einst betheiligen werden an der Bildung der Völker, die das ganze Menschengeschlecht der Freiheit der Vernunft entgegenführt, dann wird man die ersten tiefen Spuren der guten Botschaft bei dem Jünglinge suchen, der den reichen Lohn für seine That in dem gährenden Bildungsstoff davon trug, der seine Jugend mit kräftiger Anschauung mit viel bewegten Erlebnissen, mit dem Marke der Erfahrung nährte.

Mußte der junge Alexander von Humboldt dem Zusammentreffen mit solch' einem Manne nicht in der That mit hochklopfendem Herzen entgegensehen? Und umgekehrt, wie viele Anknüpfungspunkte mußte wieder dieser Mann in der Seele Alexander's finden, dessen Phantasie noch von den Bildern einer überseeischen fernen Welt erfüllt war, die einst schon Campe, der Verfasser des Robinson, in ihm geweckt hatte? Wie mußte der Drang nach Anschauungen fabelhafter Gegenden, nach kühnen Seefahrten und neuen Entdeckungen in Alexander sich regen, wenn Forster nun von seiner Weltreise erzählte?

So wurde Forster die erste bedeutungsvolle, vom geheimnißvollen Schimmer einer transatlantischen Welt umgebenen Gestalt, welche sich mit dem jugendlichen Alexander von Humboldt enger verband, ein Mann von Kühnheit und Productivität des Geistes, voll heiligen Ringens nach Freiheit, der in seinem angeborenen Freiheitssinn, den — wie erwähnt — die früheren Reisen in eine neue Welt reich genährt hatten, sich in den damaligen deutschen Zopfverhältnissen nicht heimisch fühlte und namentlich ein erklärter Gegner der vagen Berliner Aufklärungssucht seiner Zeit war.

Schon von der ersten Erziehung her, war ja das preußische Kamaschenthum auch von den Brüdern Humboldt fern geblieben, sie hatten früh — von den Einflüssen einer freien Denkart in der anregenden Nähe eines geistreichen Königs gebildet — wahre Vaterlandsgesinnung eingesogen, ... mußte jetzt Forster's freie Anschauung sein freimüthiger Sinn und seine kernhafte, vorurtheilsfreie Art zu denken, nicht von nachhaltigem Einflusse auf die beiden Brüder werden und namentlich in Alexander's Charakter jenen Zug des Bürgerthums befestigen und entwickeln, der ihn zeitlebens so hoch geziert hat?

Es war sicher eine weise Fügung des Himmels, daß Campe und Forster als Sterne erster Größe an dem Jugendhimmel Alexander von Humboldt's aufgehen mußten; und es war die Ahnung der Bedeutsamkeit des neuzuknüpfenden Verhältnisses, die Alexander und Wilhelm jetzt mit einer ganz eigenthümlichen ungeduldigen Freude und Sehnsucht auf den Abend erfüllten.

Und er kam, der Abend, und ihre Freude und Sehnsucht sollte gestillt werden; sie fanden Forster und seine Frau in dem kleinen Kreise lieber Menschen, die Heyne um sich versammelt hatte, und der — außer seiner Familie und den beiden Neuangekommenen — nur noch die beiden Humboldt's und den Professor Lichtenberg umschloß.

Aber wie sprach auch schon Forster's äußere Erscheinung die jungen Männer an. Er war damals vier und dreißig Jahre alt und stand so recht in der frischen Kraft des geistigen Lebens, wenn ihm körperlich auch die Folgen seiner Weltumseglung durch scorbutische Uebel nachgingen. Aber herzgewinnend und auf die erste Minute fesselnd war diese Erscheinung doch. Lag doch etwas eigenthümlich Kindliches noch jetzt in diesen offenen ehrlichen Zügen, so daß man gleich Vertrauen haben mußte und sich zu ihrem Träger wie durch eine magische Gewalt hingezogen fühlte. Dazu das helle, tiefblickende Auge, dem ein schwärmerisches Etwas nicht ferne lag; die hohe schöne Stirne, die edel geformte Nase und der etwas sinnliche, fast wie zum Küssen eigens gemachte Mund, — das Alles, mußte es nicht auf den

ersten Blick gewinnen, auch wenn man nicht wußte, welch' eine Welt in diesem Herzen pulsire, welch' mächtiger, edler Geist unter dieser Stirne throne?

Der junge Alexander von Humboldt gehörte nicht zu den Menschen, die sich gerade allzuschnell an Andere anschlossen. Bei all seinem wohlwollenden, geraden und offenen Wesen leitete ihn doch immer eine kluge Zurückhaltung, die gerne erst mit den geistigen Fühlhörnern den intellectuellen und sittlichen Gehalt des sich Annähernden prüfte. Erst wenn hier alles wohlbefunden war und die innere Stimme seelischer Verwandtschaft dafür sprach, schloß sich Alexander entschieden, dann aber auch um so inniger und wärmer, an.

Bei Forster war dieser Prozeß mit dem ersten Blick überwunden; Alexander fand sich wie durch höhere Gewalt ihm zu eigen gegeben und fand darin, wie in einer beseligenden Liebe sein Glück.

Uebrigens waren ja auch der geistigen Anknüpfungspunkte so viele geboten: vor allen Dingen Georg Forster's berühmtes Werk, die schon erwähnte Reise um die Welt, ein Buch, das Alexander studirt hatte und durch und durch kannte, wie wenig andere.

„Wer könnte Ihnen genug für diese treffliche Gabe danken!" — sagte daher auch Alexander, als, sehr bald nach der ersten Begrüßung Beider, die Rede darauf kam. „Wie anziehend ist diese Reise um die Welt beschrieben; wie zeichnet sich dies Werk durch unbefangene und lichtvolle Erzählung und begeisterte Schilderung fremder Gegenden, Menschen und Sitten aus. Sie, Herr Professor," — setzte er dann lächelnd hinzu — „Sie werden es zu verantworten haben, wenn auch ich einst der neuen Welt zusteuere."

„Diese Verantwortung übernehme ich gern!" — sagte Forster freundlich, mit sichtbarem Behagen die edlen durchgeistigten und doch gemüthsvollen Züge des Jünglings in's Auge fassend. — „Es ist noch unendlich wenig auf diesem Felde gethan und jugendliche Kräfte werden daher doppelt willkommen sein. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich die Reise antrat; wie alt sind Sie?"

„Ich bin jetzt neunzehn!" — versetzte Alexander. — „Aber wie viel fehlt mir noch ...."

„Nicht doch!" — unterbrach ihn Forster.— „Sie haben einmal den innern Drang und die jugendliche Begeisterung dafür und das ist schon sehr viel; dann aber weiß ich auch von meinem Schwiegervater, daß Sie bei großen Kenntnissen, seinen tüchtigen Forschergeist, Fleiß und Ausdauer besitzen. Das sind alles Dinge, die Sie — glauben Sie es mir — zu einem tüchtigen Naturforscher stempeln und auch machen werden. Immerhin haben Sie sich noch recht viele und gediegene Kenntnisse anzueignen. Der Körper muß erst recht fest und vollkommen ausgebildet sein, ehe man solche Reise unternimmt: ich habe die traurigen Folgen des Gegentheiles nur zu schmerzlich an mir selbst empfunden."

„Ich muß vor allen Dingen noch viel von Ihnen lernen, Sie herrlicher Mann!" — rief Alexander mit Wärme. — „So, die Wahrheitstreue der Beschreibung, in der Sie Meister sind."

„Wer mit Liebe sieht," — sagte Forster — „dem gleitet die Wahrheit durch das Sinnenthor in die Seele!"

„Und der Reichthum Ihrer Anschauungen?"

„Reichthum der Anschauungen, mein werther junger Freund, gewinnt sich auf solchen Reisen bei offenem Geiste und offenen Sinnen von selbst. Uebrigens ist derselbe nöthig, wenn sich uns die Verbindungen zwischen Ursache und Wirkung erschließen sollen; außerdem ist er auch das allmächtige Schutzmittel gegen einseitige Verfolgung von Lieblingsvorstellungen und voreiliger Abzirkelung einer auf engen Grenzen erforschten Gedankenwelt."

„Und wer hat, wie Sie, die Schöpferkraft um seinen Denkbildern eine solche Gluth und ein solches Leben einzuhauchen; woher kommt Ihnen dieser Sinn für Form und Farbe?"

„Durch die reine Unmittelbarkeit der Naturempfindung."

„Sie sind ein Wundermann!" — fuhr hier

Alexander fort, indem er seine Blicke mit Begeisterung auf Forster ruhen ließ. — „Ihre Reisebeschreibung ist ein episches Gedicht und, wie ein echtes Dichtwerk, liebenswürdig und menschlich in jeder Zeile. Man weiß nicht, ob von der Schönheit die Einfalt oder von der Klarheit die Wärme übertroffen wird; man weiß nicht, ist ihm der Mensch und seine Bildung und sein Glück näher, oder die schöne Flur vom heiteren Himmel überwölbt. Man möchte immer weiter hören, wenn man begonnen hat seinen Erzählungen zu lauschen, in welchen jedes Wort ein Pinselstrich ist, fest und rein gestaltend, so daß man zu sehen glaubt, wo man anfangs nur horchte."

„Gemach, junger Mann!" — sagte Forster lächelnd und doch mit dem Ausdrucke wohlverdienter, selbstgenügender Freude — „Sie werden zu feurig in Ihrem Lobe und setzen auf Rechnung meines Talentes, was auf Rechnung des Schöpfers gehört. Wer es je selbst erfahren hat, welch' einen ganz eigenthümlichen Eindruck die Schönheiten der Natur in einem gefühlvollen Herzen hervorbringen, der — und nur der allein — kann sich eine Vorstellung machen, wie in dem Augenblick, wenn des Herzens Innerstes sich aufschließt, jeder sonst noch so unerhebliche Gegenstand interessant werden und durch unnennbare Empfindungen uns beglücken und begeistern kann."*)

„Ich fühle dies wahr und deutlich mit Ihnen!" — sagte Alexander bewegt, — „und habe es selbst schon mehr denn einmal empfunden."

Forster schien die letzten Worte nicht gehört zu haben. Wie in tiefe Gedanken verloren und in eine endlose Ferne schauend, saß er einige Secunden schwelgend da: dann sagte er plötzlich, wie in eine beglückende Erinnerung verloren:

„O! und wie oft hatte ich solche beglückende Augenblicke, in welchen die mannigfaltige Schönheit der Natur in ihrem ganzen Reichthume vor mir ausgebreitet lag! So seh' ich jetzt im Geiste noch einmal Tanna vor mir liegen. Ueberall mit dichter Waldung umringt, ward ich selten etwas von der Gegend gewahr, wenn nicht hie und da eine Lücke zwischen den Bäumen mir einige Aussicht verschaffte. Dann aber hatte ich ein um so reizenderes Schauspiel. Ich übersah einen Theil der am Abhange der Hügel befindlichen Pflanzungen, wo die Einwohner in voller Arbeit waren. Sie fällten Bäume, bestellten ihr Land statt mit einem Spaten mit einem dürren Aste und setzten Jams und andere Wurzeln. An einem Orte hörte ich sogar einen Indianer bei seiner Arbeit singen und erkannte bald an der Melodie, daß es eines von den Liedern war, die sie uns bei ihren Wohnhütten mehrmals vorgesungen hatten. Die Gegend war zum Entzücken schön und selbst Tahiti konnte sich nicht leicht einer schöneren Landschaft rühmen. Die verschiedene Stellung der Bäume mit ihren dickbelaubten Wipfeln, über welchen die stattlichen Kronen der Cocos-Palmen in großer Menge hervorragten, gab der Landschaft das herrlichste Colorit. Hier glänzte das Laub des Waldes im goldenen Strahl der Sonne, indeß dort eine Masse von Schatten das geblendete Auge wohlthätig erquickte. Der Rauch, der in bläulichen Kreisen zwischen den Bäumen aufstieg, erinnerte mich an die sanften Freuden des häuslichen Lebens; der Anblick großer Pisangwälder, deren goldene, traubenförmige Früchte hier ein passendes Sinnbild des Friedens und des Ueberflusses waren, erfüllte mich natürlicher Weise mit dem herzerhebenden Gedanken an Freundschaft und Volksglückseligkeit, und das Lied des arbeitenden Indianers vollendete dies Gemälde gleichsam bis auf den letzten Pinselstrich. Gegen Westen zeigte sich die Landschaft nicht minder schön. Die fruchtbare Ebene war daselbst von einer Menge reicher Hügel begrenzt, wo Waldungen und Obstgärten mit einander abwechselten. Ueber diese ragte eine Reihe von Bergen hervor, die den Gebirgen auf den Societätsinseln gleichzukommen, jedoch nicht so jäh und rauh zu sein schienen. Selbst das einsame Plätzchen, aus welchen ich diese paradiesische Gegend betrachtete, hatte die Natur nicht

*) Forster's eigene Worte.

ungeschmückt gelassen. Es war eine Gruppe der schönsten Bäume, an deren Stämmen sich mancherlei wohlriechende blühende Schlingpflanzen und Glockenwinden hinaufrankten. Vögel von allerhand buntem Gefieder belebten diesen schattenreichen Aufenthalt und ergötzten das Ohr oft unerwartet mit harmonischen Liedern. Ueber mir der Himmel heiter, das Säuseln des kühlen Seewindes um mich her, stand ich da und genoß in Ruhe des Herzens all das Glück, das ein Eden bieten kann."*)

Forster hielt inne, seine Augen leuchteten schwärmerisch, seine Züge waren verklärt, bis plötzlich eine Wolke über seine Stirne lief und er sich seufzend mit der Hand über dieselbe strich.

„Ich alter Thor!" — sagte er dann trüblächelnd zu Alexander, der ihm bis dahin regungslos mit stummen Entzücken gelauscht, — „ich alter Thor!" es sind jetzt beinahe vierzehn Jahre, daß ich dies sah und ich kann mich noch so vergessen."

„Wünschen Sie sich vielmehr Glück zu dem, was Sie erlebt und zu der Kraft und Lebendigkeit Ihres Geistes, der längst Erlebtes mit solcher Frische aufrecht erhalten kann!" — entgegnete der junge Humboldt.

„Ja, Sie haben recht!" — sagte Forster jetzt in einem ganz anderen Tone. — „Es ist wahrhaftig ein Wunder, wenn man, wie ich, an vier Jahre in Wilna war."

„O, ich weiß es!" — fiel Alexander ein, — „es gefiel Ihnen dort nicht."

„Den Teufel auch!" — rief Forster. — „Wie kann es einem in Barbarei und Verbannung gefallen?"

„Und hatten Sie denn keine Gesellschaft an die Sie sich anschließen konnten?"

„Geselligkeit in Wilna?„ — Ich hätte sie beim Adel suchen müssen und das war ein Mischmasch von sarmatischer oder fast neuseeländischer Rohheit und französischer Superfeinheit. Himmel!" — rief Forster hier, indem er aufsprang und, mit beiden Händen seinen Kopf fassend, im Zimmer auf- und abließ. — „Wo die hochadlichen Herren statt des Sacktuchs ihre Hände gebrauchten und statt der Strümpfe Stroh in den Stiefeln hatten, durfte man sich nicht wundern, daß die Damen im tiefsten Neglige, das sich denken läßt, ihre Haare zum Fenster hinauskämmten, und auf diese Schilderung der Küchenreinheit verzichten Sie gewiß gern."

„Warum?" — frug Lichtenberg, — „vielleicht findet sich ein Hogarth, der eine solche polnische Küchenscene darstellt. Und was das Stroh in den Stiefeln anbetrifft, so findet sich bei uns in ähnlichen Kreisen nur die umgekehrte Mode. Man trägt es statt in den Stiefeln im Kopfe."

Alle lachten. Forster's Frau aber sagte mit leisem Vorwurfe:

„Und bist Du nicht ungerecht, Georg? Haben wir nicht auch recht schöne und glückliche Stunden in Wilna verlebt?"

„Gewiß!" — rief Forster, und drückte begütigend seinem jungen Weibe einen Kuß auf die Stirne. — Unsere Liebe zog sich ja dort an der Wärme unserer Herzen groß."

„Ist das wahr, Therese?" — frug Vater Heyne mit schalkhaften Lächeln.

„Ja, Väterchen!" — entgegnete diese. — „Der Außenwelt fast ganz abgestorben, lebten wir miteinander wie die Kinder und freuten uns wie die Kinder."

„Wir genossen unsere Liebe in dem Bewußtsein, daß alles Uebrige nichts werth sei!" — sagte Forster.

„Und!" — rief Lichtenberg, — „hofftet, wie alle jungen Eheleute, daß Ihr den Augenblick nicht erleben werdet, wo ihr zu lange geliebt hättet und fühlen müßtet, daß der Traum von Philemon und Baucis vorüber sei."

„Böser Mensch!" — sagte hier Therese mit verstelltem Zürnen, und schlug Lichtenberg scherzend auf den Mund.

„Nun, Spaß bei Seite!" — fiel Forster ein. — „Hätte ich nicht in Theresen eine Frau gehabt, die mir wahrhaft alles ersetzte, was ich verlassen hatte und entbehren mußte, so würde ich es in Wilna keine zehn Wochen ausgehalten haben. Aber ich bin und bleibe

*) Forster's eigene Schilderung.

demohnerachtet in allen Verhältnissen und gewiß auch Zeit meines Lebens ein Unglücksvogel. Nachdem ich jahrelang an der Kette gelegen, kommt der Augenblick der Erlösung: nach vielen unbestimmten und unbefriedigenden Aussichten nach Marburg, Mainz oder Wien berufen zu werden ...."

„Die Dich immerhin anregten und durch die daran geknüpften Hoffnungen erquickten!" — meinte Therese."

„Sage lieber: aufregten und neckten!" — versetzte Forster. — „Also nach allen diesen unbestimmten Aussichten kam unvermuthet der Antrag: ich solle mich an einer großen russischen Entdeckungsreise betheiligen."

„Herrlich!" — rief Alexander von Humboldt, dem bei diesem Gedanken selbst das Herz klopfte.

„In die Südsee sollt' es gehen!" — rief Forster mit schmerzlicher Ironie und ging wieder unruhig auf und ab. — „Vom Kap geraden Weges nach Neu-Holland und Neu-Seeland; dann nach Amerika und dann wieder nach Japan oder nach Kamtschatka."

„Und das Frauchen?" — frug Lichtenberg. — „sollte das auch mit zu den Kamtschatkaien?"

„O nein!" — rief Forster mit einem Blick in die Ferne. — „Vier Jahre sollte die Reise dauern; Frau und Kind zeitlebens versorgt sein! Und .... die russische Regierung kaufte mich überdies von Polen frei!"

„Welch' neue Schätze standen da der Wissenschaft bevor!" — sagte Alexander.

„Der Muth meiner unvergleichlichen Therese unterstützte mich in Allem! Freund Sömmering ward unter glänzenden Bedingungen gleichfalls für die Reise gewonnen. Helfer und Helfershelfer für die wissenschaftlichen Untersuchungen waren schon zahlreich angeworben: Zeichner, Jäger, Aerzte. Mit fieberhafter Aufregung arbeitete ich, um in Wilna — das mir nachgerade vollends unausstehlich war — meine letzten Obliegenheiten zu erfüllen .... da bricht der Türkenkrieg aus .... der Plan wird von der russischen Regierung aufgegeben .... und .... ich stürze von der Schwelle meiner schönsten und bewußtesten Hoffnungen, meiner opferfreudigen, nach Wissen durstenden Wünsche herab!"

„Armer Mann!" — dachte Alexander mit einem Seufzer: denn er begriff, was in einem solchen Entsagen liege.

Lichtenberg machte jetzt wieder ein paar satyrische Ausfälle über das Glück der Weiber, die an berühmte Männer, namentlich an Weltumsegler, verheirathet seien; aber Forster hörte ihn nicht, weil ihn der Schmerz über diese getäuschte Hoffnung für den Augenblick betäubte.

Alexander trat theilnehmend an ihn heran, indem er mit milder Stimme frug: — „Und was denken Sie jetzt zu thun?"

„Nun!" — entgegnete Forster und seine Züge waren wieder so ruhig, als sein Wesen gefaßt — „was ist für mich, dem Schicksale gegenüber zu thun? Klötze mit Scheermessern schnitzeln zu wollen, macht nur die Messer stumpf, der Klotz bleibt, was er war. Das Werk der Vernunft ist es, zu berechnen, nicht nur was unsere Kräfte unter den gegebenen Verhältnissen vermögen, sondern auch, welches die Zeit und Umstände sind, unter welchen wir sie anwenden dürfen und müssen. Ich habe nach Mainz geschrieben und werde in der nächsten Zeit einen Abstecher von hier aus dahin machen, um die dortigen Aussichten zu prüfen."

„Und wird man sich nicht alle Mühe geben, Sie hier in Göttingen für die Universität zu gewinnen?" — frug der junge Humboldt.

„Mein lieber junger Freund!" — sagte Forster lächelnd — „kennen Sie das Sprichwort nicht: der Prophet gilt nichts in seinem Lande?"

„Aber bei Ihnen ....

„Macht man keine Ausnahme."

„Sie sind einer der größten und bedeutendsten Männer unserer Zeit. Sollten andere Regierungen nicht in ihrem eigenen und in dem wohlverstandenen Interesse der Wissenschaft auf ähnliche Pläne wie die Russische eingehen, und sie an den Platz stellen, den einzunehmen Ihnen gebührt?"

Forster schüttelte leise mit dem Kopfe, dann

sagte er, im Geheimen das jugendliche Feuer Alexander's mit Wohlgefallen beobachtend. — „Wenn wir jung sind, meinen wir immer: entweder das, oder nichts .... und .... werden wir älter und kriegen das nicht, was wir so eigensinnig verlangten, so behelfen wir uns doch!"

„Das ist eine traurige Erfahrung!" — meinte Alexander.

„Es ist nicht das Loos der Menschen, in dieser Welt vollkommen glücklich zu sein!" — versetzte Forster. — „Das Einzige was uns übrig bleibt, ist, aus dem, was wir erhalten und erreichen können, den besten Vortheil zu ziehen und so nützlich und glücklich zu sein, als unsere Lage es zuläßt. Aber" — fügte er sich plötzlich unterbrechend hinzu — „das ist keine Lehre für Sie: haltet Sie immer Ihren Jugendmuth oben und stählen Sie Ihr Wollen in dem Feuer einer heiligen Begeisterung für die Wissenschaft zu ernster, riesiger Ausdauer. Nur dann wird es Ihnen gelingen, etwas großes zu erreichen."

Das Gespräch ward jetzt wieder allgemeiner und die Gesellschaft gruppirte sich mehr um Therese, die anmuthig und interessant erschien, ohne gerade schön zu sein. Es war ihr übrigens das seltene Glück geworden, bei einem emporstrebenden Geiste, ganz durch sich selbst gebildet zu werden. Sie war daher frei — aber nur im edelsten Wortverstande — ganz Natur in allen ihren Gefühlen und Handlungen. Und doch — wie himmelweit entfernt war diese weibliche Erscheinung von jener Extravaganz, zu welcher ein gleiches Streben, aber unter ungünstigeren Umständen, Miß Morgan getrieben. Auch Theresen's Herz war jedem Eindruck des Guten und Schönen offen. Auch ihre Lecture war ausgebreitet und von der größten Mannigfaltigkeit, ihre Kenntnisse aber, von dieser Lecture abstrahirt, hatte sie mit eigener Vernunft und Beurtheilungskraft verdaut und abgesondert, sie gaben, daher auch ihrer Seele, — bei Aufrechthaltung einer ächten, schönen Weiblichkeit, — einen gesunden Nahrungsstoff. Forster selbst sagte von ihr: Sie ist ein vernünftiges Weib, das über das Vernünftigsein ihr ächt weibliches Gefühl nicht eingebüßt hat.

Jetzt, in der munteren Gesellschaft, in der namentlich Lichtenberg, der geistreichste Satyriker unserer Nation, seine Geistesblitze nach allen Richtungen aufsliegen ließ, gedieh auch ihr lebhafter Geist zur unterhaltenden Munterkeit des Witzes.

Allen war jetzt wohl in Theresen's Nähe und selbst Forster schien sein Mißgeschick auf Augenblicke vergessen zu haben und scherzte unbefangen wie ein Kind. Und war das nicht der Segen des unschuldigen Frohsinns, der in Theresen wohnte?

An dem frohen Lebenssinn des Weibes hängt die vorzügliche Liebenswürdigkeit und jener stille Zauber, der alle Herzen gewinnt, sagt Ehrenberg, und wie unendlich Recht hat er! Ohne diesen Lebenssinn würden andere Vorzüge vielleicht unsere Achtung erwecken, aber uns nicht anziehen. Drückend ist die Nähe des kalten, mürrischen und launischen Weibes; aber wohlthuend schon der Blick desjenigen Frau, in deren Seele ein heiteres Bild des Lebens steht. Die Ruhe, die Klarheit und stille Fröhlichkeit, die aus diesem Blicke sprechen, scheinen ihr ganzes Wesen zu verklären. Auch der Mißmuthige wird unwillkürlich in diese Stimmung hineingezogen.

Und machte Forster nicht alle diese Erfahrungen an sich selbst?

Wenn schwere Sorgen — deren ja nur zu viele auf seinem armen Herzen in seinem kurzen Leben lasteten — wenn verwickelte Arbeiten, mißlungene Unternehmungen und unüberwindliche Hindernisse ihm alle Lust am Leben verleidet hatten: so söhnten ihn die Unbefangenheit, womit Therese über all' diese Dinge hinsah, — die ruhige Fassung, mit welcher sie alles beurtheilte, — die Sanftheit, mit der sie jeden Schicksalsschlag auffaßte, — die Harmonie, in welcher sich ihr Alles darstellte, wieder mit dem Leben aus.

Alle weiblichen Tugenden entwickeln sich unter dem Schutze eines heiteren frohen Sinnes voller und kräftiger und erlangen durch ihn neue Reize. Durch ihn werden die Frauen die holden Genien unseres Lebens, die freund-

lichen Gefährtinen auf unserer oft öden Wallfahrt.

So auch hatte sich Alexander Cecily als Weib gedacht, und mitten in der allgemeinen Heiterkeit, die jetzt bei dem Abendessen herrschte, durchzuckte ihn die schmerzliche Erinnerung an ihren Verlust so gewaltig, daß er Mühe hatte eine Thrane zu zerdrücken und in der That stiller wurde.

Aber das Schicksal hatte dem jungen Alexander von Humboldt einen Wink gegeben. Von diesem Abende an knüpfte sich das innigste Seelenband zwischen ihm und den beiden Gatten. Auch Wilhelm nahm an diesem schönen Bündnisse Theil, das von so unberechenbarem Einflusse auf Alexander wurde.

Hatte dieser als Knabe den Erzählungen Campe's gelauscht, und sich dabei, pochenden Herzens, im Geiste auf dem großen Ocean geschaukelt oder unter menschenfressenden Wilden gesehen, so verging jetzt fast kein Tag, an welch[illegible]er nicht Forster besuchte und als wiss[illegible] hochgebildeter Jüngling mit dem [illegible] Weltumsegler über Gegenstände [illegible] und jene überseeischen Länder sprach, die ihn nun einmal mit unwiderstehlicher Sehnsucht anzogen. Und er fand in der Fülle des Geistes und der Bildung, die seinem neuen Freunde bei aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit eigen waren, überall neue Lebenskeime, lichtvolle Blicke, großartige Ideen. Schon nach kurzem Umgange mit Forster stand in des jungen Alexander von Humboldt's Seele der Entschluß fest: einst ebenfalls die neue Welt jenseits des Oceans zu besuchen und durch tüchtige Forschungen die Wissenschaft zu bereichern!

Der Lebensretter.

Und welch' schönes Leben im frischen Ideenaustausch gestaltete sich nun zwischen dem älteren, an Erfahrungen so reichen Forster und dem allmälig zur Lebensreise gedeihenden Jünglinge: Alexander von Humboldt.

Forster besaß in der schwungreichen und doch wahren Darstellungsweise seiner Erlebnisse in Amerika und auf den Inseln der Süd-See in der That eine Zauberformel für seinen jungen Freund; und wie gerne ließ sich dieser damit bannen und in den Zauberkreis neuer Anschauungen hineinziehen. Aber Forster war auch kein Pedant; all' sein Wissen in naturwissenschaftlicher Beziehung war von der Freude der Anschauung erwärmt. Die Gesetze des Schaffens und Werdens wurden ihm gleich Erlebnisse, und jede Wahrheit fand in seiner baukundigen Hand allsogleich ihre körperliche Gestalt.

Was ihn aber so sehr an Alexander fesselte, war die Spannkraft des Geistes, die er, wie in sich, so auch in diesem wiederfand.

Nur eines berührte Alexander an Forster unangenehm und dies war dessen ewige Unruhe. Und doch war diese Unruhe so begründet. Mußte sich der „Weltumsegler" nicht überall beengt und beschränkt fühlen? War es nicht natürlich, daß dieser rege Geist immer und immer wieder über die kleinlichen Verhältnisse, die ihn an die Scholle fesselten, hinausstrebte?

Das Bewußtsein, mit den in seinem Geiste ruhenden Kräften und Fähigkeiten noch Großes wirken zu können, stachelte ihn unaufhörlich auf; während ihn die Sorge um Frau und Kind und um all die kleinen elenden Bedürfnisse des alltäglichen Lebens marterten und quälten und hier dahin trieben, um nur ein anständiges Unterkommen zu finden.

Wie glücklich dagegen der junge Alexander von Humboldt zu preisen war, wußte er selbst nicht, da er — wie eine Pflanze im fetten üppigen Boden eines Tropenwaldes in dem Bewußtsein einer vollständig unabhängigen, gesicherten und glücklichen Lebensstellung aufgewachsen war. Alexander von Humboldt hatte daher auch schon als Jüngling jene unschätzbare Ruhe und Sicherheit, die allen in ähnlichen Verhaltnissen aufgewachsenen Menschen eigen ist, in so fern sie zugleich Bildung

besitzen. Daß sich diese Ruhe und Sicherheit in seinem späteren Alter bis zu einer imponirenden und doch unendlich liebenswürdigen Größe steigerten, dies war freilich in dem ungeheuren Wissen begründet, das in seinem Inneren aufgespeichert lag, in der philosophischen Durchbildung seines Geistes und in der wunderbar schönen Harmonie, in der er sein ganzes Wesen mit sich selbst und dem Universum zu setzen gewußt hatte.

In Folge dieser glücklichen Ruhe nahm aber auch jetzt schon der Jüngling alles, was geistig anregend von Forster ausging, mit ungemeiner Klarheit und Sicherheit in sich auf, — nur eines befürchtend: daß ihm sein würdiger Freund zu schnell könne entrissen werden. Auch Wilhelm und Stieglitz nahmen an diesem Leben regen Antheil. Botanische und mineralogische Ausfluge wurden dabei viele gemacht.

Auch heute war ein solcher Ausflug verabredet. Es sollte nach Maria-Spring und der romantisch gelegenen Burg-Plesse gehen und von dort aus nach den zu Tage brechenden Muschelkalklagern, um wo möglich den Nautilus bidorsatus zu finden, über dessen Vorkommen in der Umgegend man in Streit gerathen war. Auch der Göttinger Flora sollte dabei gedacht werden. —

Die Sonne hatte sich eben erhoben, als sich die Freunde an einem bestimmten Punkte trafen. Es waren Alexander, Stieglitz und Forster; denn Wilhelm hatte einen weiteren Ausflug nach Erfurt und Weimar gemacht, von dem er in diesen Tagen zurückerwartet wurde.

Forster aber mußte etwas besonders Angenehmes begegnet sein, sahen die beiden Uebrigen sogleich, denn aus seinen Zügen strahlte es heute wie lauter Licht und Freude.

„Grüß Gott!"

„Guten Morgen!" — riefen sich die hellen klangvollen Stimmen der Freunde zu.

„Willkommen!" — sagte auch Alexander und reichte Forster die Hand. — „Sie bringen uns ja das heiterste Wetter am Himmel und auf Ihrem Gesichte. Ist Ihnen ein Glück begegnet, oder trugen sie heute Nacht liebliche Träume nach den paradiesischen Inseln der Südsee?"

„Es gaukelt mir das Schicksal in der That wieder etwas Goldenes vor!" — entgegnete Forster mit freundlichem Lächeln. — „Aber ich fürchte allerdings auch, daß es für mich Pechvogel wieder ein Traum sein wird."

„Und das wäre?" — frugen Alexander und Stieglitz.

„Ich habe noch gestern Abend spät ein sehr freundliches Schreiben von meinem spanischen Freunde d'Elhuyar erhalten. Er sucht mich für Spanien zu gewinnen."

„Der Verräther!" — rief Alexander mit anscheinendem Zorne. — „Er will Sie uns entführen?"

„Er möchte es in meinem Interesse gern!" — sagte Forster. — „Aber die Wünsche und Hoffnungen eines Freundes sind noch keine Thatsachen."

„Und stellt er nichts Bestimmtes in Aussicht?"

„Halb und Halb!"

„Reden Sie!"

„Er hat bei dem Minister zwei — iner zu einer Expedition nach den Philippinen vorzuschlagen. Einer davon soll ich sein."

„Vortrefflich!"

„Wenn etwas aus der ganzen Sache wird."

„Zweifeln Sie?"

„Ich bin so mißtrauisch geworden."

„Wenn aber die Sache von der Regierung ausgeht, und kein Krieg ...."

„Das ist es eben, was mich besorgt macht: die Expedition geht nicht von der Regierung, sondern von der philippinischen Compagnie aus. Uebrigens hat auch der spanische Hof selbst mehrere Unternehmungen im Auge."

„Nun da muß ein Mann, wie Forster, immer höchst erwünscht sein."

„Wir sind noch nicht so weit. Mein Freund d'Elhuyar wünscht vor allen Dingen nur zu wissen, ob ich mich für Spanien entschließen könne, um in diesem Falle mit allem Eifer der Freundschaft bei dem Minister für mich zu wirken."

„Und Ihr Entschluß?"

Forster sann einen Augenblick nach, wäh-

rend die Gesellschaft ihren Weg antrat.

„Meinen Entschluß?“ — sagte er endlich und sandte einen seiner wunderbar flammenden und doch auch schwärmerischen Blicke nach oben — „ach! der südliche Himmel der Philippinen lockt mich gar sehr an. Es ist so enge, so nüchtern in Europa.“

„Und Ihre liebe Frau?“

„Geht mit Freuden mit!“

„Ist es möglich?“

„Warum nicht? Sie sagte gestern selbst, daß sie sich darauf freue, ihre kleine Tochter unter farbigen Menschen zu erziehen, und statt der neuesten Produkte der Leipziger Messe die befremdliche Natur der tropischen Pflanzen zu studiren.“

„Eine herrliche Frau!“

„Gewiß!“

„Aber Sie scheinen ja noch zu schwanken.“

„Weil sich mir noch zwei andere Aussichten eröffnet haben.“

„Noch zwei? Sie setzen mich in Erstaunen, — und woher?

„Ein Ruf nach Petersburg und eine Hoffnung für Mainz. Nach Rußland aber gehe ich nicht. Wilna liegt mir noch in den Knochen.“

„Sie Glücklicher! da streitet sich ja in der That Nord und Süd um Sie?“

„Ich habe Briefe von Sömmering und Johannes Müller erhalten, die bekannterweise in Mainz bei'm Kurfürsten angestellt sind und mich effectiv zu bestimmen suchen, die Bibliothekarstelle in Mainz anzunehmen.“

„Und würden Sie Mainz dem Rufe nach Spanien vorziehen?“

„Darin schwanke ich eben noch. In Mainz leben mir Freunde; es stehen aufgeklärte Männer am Ruder der Regierung; der Coadjutor Dalberg hat die Anwartschaft auf den Kurfürstenstuhl, — auch die Gegend ist schön und der Menschenschlag heiter und bieder. Aber!“ — rief hier Forster plötzlich — „Kinder! lassen wir das. Ich freue mich, daß Freunde noch an mich denken und meine Kräfte noch zu gebrauchen sind; nur bringt mich heute, an diesem schönen Tage, nicht wieder in das Schwanken. Des Widersprechenden liegt ohnehin genug in mir, und führt mich leicht zu einer duldenden, verschlossenen Stille, die nur zerrüttenden Sturm androht. Heute aber, bei diesem göttlichen Wetter, möchte ich mit Euch ganz Heiterkeit sein. Sonnenschein ist überhaupt für mich Leben und ich danke jedesmal dem Himmel für seinen Sonnenschein. Mich dünkt, wenn ich den sehe, wie er Gerechte und Ungerechte erquickt, wie er den Frieden in der Natur erneuert, so weicht jeder trübe, jeder feindselige Gedanke, und ich kann mich nicht überreden, um einen Rippenstoß meine Ruhe hinzugeben.“

Und in der That zog jetzt die ungebundenste Heiterkeit in die Herzen der kleinen Gesellschaft ein. Aber wie schön war auch der Morgen mit seinem Lerchengeschmetter und seiner noch frischen balsamischen Luft. Wie reizend lagen sie da, die stillen Dörfchen Eddigehausen und der liebliche Quell Mariaspring unter der weithin schattigen alten herrlichen Buche. Hoch oben aber thronte die mächtige Ruine, wie eine stolze Mauerkrone, ein versteinerter Gedanke aus längst versunkenen Jahrhunderten; denn ist sie nicht die älteste Ruine Deutschlands (wie man wissen will vom Jahre 963), so ist doch gewiß die Linde noch von Ritterhand gepflanzt, unter der schon Tausende in stiller Begeisterung saßen, die jetzt — gleich den mächtigen Dynasten von Plesse — den Schlaf des Todes schlafen, oder in alle Welt zerstreut sind, wie die Blätter jener Linde vom rauhen Winde des Herbstes!

Alle waren entzückt. Stieglitz aber sprach sich freudig über die Fruchtbarkeit der ganzen Gegend aus, die allerdings wie ein Garten vor ihnen lag und jetzt alle zum Stillstehen veranlaßte.

„Ist das nicht eine Lust!“ — sagte er dabei freudig. — „Wie herrlich hat hier Gott die Mühen des Landmanns gesegnet!“

„Ja!“ — entgegnete Forster mit jenem, ihm ganz allein eigenen Ausdrucke sehnsüchtiger Freude, der sich immer auf seinem Gesichte malte, wenn in seiner Seele Erinnerungen an seine große Reise auftauchten. — „Und doch, welche Last des Lebens ruht auf uns Europäern, gegenüber den glücklichen Kindern

des Südens. Auf Tahiti spendet der Brodbaum seine Früchte in so verschwenderischer Fülle, daß es genügt, zehn Bäume gepflanzt zu haben, um dem eigenen, wie dem kommenden Geschlechte, so viel zu bieten, wie bei uns der Bauer in einem ganzen Leben durch Pflug und Ernte dem Boden abringt. Ach! und die Schönheit des paradiesischen Eilandes! mit seinen schattigen Fruchtbäumen, seinen wundervollen Wiesen, seinem wohlriechenden, mit Blüthen übersätem Buschwerke, neben dem die Barringtonie, aus ihren lilienweißen Blumenkelchen, die zahlreichen, an ihren Spitzen karmoisinrothen Staubfäden treibt. Und überall grüne, mit der reichsten Vegetation überdeckte Berge, von welchen sich krystallklare Bäche in gewaltigen Fällen herabstürzen!"

„Schweigen Sie, Forster, schweigen Sie!" — rief hier Alexander. — „Ihre Berichte sind für mich Sirenengesang, und doch habe ich nicht Kraft, mir die Ohren zu verstopfen."

„Das sollen Sie auch nicht!" — meinte Forster. — „Nun machen Sie es wie Odysseus und binden Sie sich mit den Banden und Stricken eines festen Willens an den Mastbaum Ihres Lebensschiffes, bis Sie noch etwas älter und reifer sind. Lockt Sie dann noch das Echo meines Sanges, dann, junger Mann, lustig hinüber in die neue Wunderwelt; es gibt dort Arbeit genug für Sie!"

„Ach ja!" — rief jetzt Alexander und Freude und Begeisterung blitzten aus seinen Augen, — „und ich dürfte darnach, sie zu verrichten. Gestehe ich es nur, der Entschluß, jene Hemisphäre zu besuchen, und alle meine Kräfte an die gründliche Erforschung der dort so üppigen, so wunderbaren und noch so wenig gekannten Natur zu setzen, ... das ist seit langer Zeit mein Ideal, die Aufgabe meines Lebens. Und müssen sich denn, durch solche Forschungen jenseits des Oceans, nicht Tausende von Räthsel lösen, auf die wir jetzt noch überall bei dem Studium der Naturwissenschaften stoßen? Wie wird sich die Anschauung über den allgemeinen Zusammenhang der Dinge lichten, wenn tüchtige Kräfte redlich dort wirken? Und tüchtige Vorkenntnisse werde ich mir erwerben; die Nachwelt aber soll dann auch eingestehen, daß ich die Aufgabe, die ich mir gestellt, redlich gelöst habe."

„Wackerer junger Mann!" — rief hier Forster, indem er Alexander's Hand ergriff und sie herzlich schüttelte. — „Halten Sie, was Sie hier versprochen, und Sie werden Großes leisten. — Nur noch eins!"

„Und?"

„Wird auch der Körper mit dem Geiste gleichen Schritt zu halten vermögen? Sie scheinen mir nicht zu den Stärksten zu gehören?"

„Ich war sogar in meiner Jugend und selbst noch bis jetzt, kränklich; aber ich fühle in mir, daß mein Geist stark genug ist, dem Körper zu gebieten. Was sind Sturm und Wellen, was sind Hunger und Durst, Hitze und Kälte, körperliche Leiden und Entbehrungen, wenn sie ein fester Sinn überwinden will; wenn man das Leben an ihre Ueberwindung und die Erreichung eines großen Zieles setzt?"

„Sie haben recht!" — sagte Forster freudig. — „Ich merke schon, wir sind aus einem und demselben Holze geschnitzt. Blicken Sie in meine Reise, und, sie werden nie finden, daß ich das tobende Meer mit seiner Brandung und seinen Klippen als ein Ungeheuer, die aufgebrachten Wilden als wüthende Riesen, die Gefahren und Mühseligkeiten einer solchen Reise als unüberwindlich dargestellt habe. Sie sind eben einmal natürliche Begleiter eines solchen Unternehmens."

„Zu dem Liebe, Begeisterung und eine Seele gehört, die sich bei Arbeit, Sorgen und Mühen von Gedankenfreuden getragen fühlt. Erhöhen denn nicht gerade, wenn man mit Liebe und Begeisterung für etwas wirkt, die Mühen und Kämpfe den Genuß?"

„Wie denn Genuß überhaupt ein sehr relativer Begriff ist!" — meinte Stieglitz. — „Dem Geizigen ist hungern und frieren ein Genuß, wenn er dabei nur spart und Geld zurücklegen kann; dem Faulen ist es ein edles Nichtsthun, das den Fleißigen zur Verzweiflung brächte: Fanatiker, Schwärmer und

Märtyrer konnten sogar einen Genuß in dem Erdulden der ärgsten Qualen finden."

„So ist es!" — sagte Forster. — „Wo geniale Kraft in einem Herzen wohnt, da ist das höchste Glück eine, alle Fasern anspannende Arbeit! Und wer kennt denn nicht den Reiz, der in der ewigen Neuheit der Anschauungen Situationen, Forschungen und Entdeckungen liegt? Veränderung und Wechsel sind die Devisen unseres so schief in seiner Bahn kreisenden Planeten! Der ewige Reihentanz bringt immer neue Verhältnisse, neue Verwickelungen, neuen Kampf unserer Kräfte mit den Kräften des Weltalls hervor. Ich liebe diesen Wechsel, dies Kämpfen, dies Ringen, dies Heben und Senken und Kommen und Geben, und darum hat auch das Meer immer mein Herz gefesselt. Die Unermeßlichkeit des Meeres ergreift den Schauenden ernster und tiefer noch als die des gestirnten Himmels. Dort, an der stillen, unbeweglichen Bühne funkeln ewig unauslöschliche Lichter. Hier hingegen ist nichts wesentlich getrennt; ein großes Ganze und die Wellen nur sind vergängliche Phänomene. Ihr Spiel läßt nicht den Eindruck der Selbstständigkeit des Mannigfaltigen zurück; sie entstehen und thürmen sich, sie schäumen verschwinden, bis endlich das Unermeßliche sie wieder verschlingt. Nirgends ist die Natur fruchtbarer, als hier, in der unerbittlichen Strenge ihrer Gesetze; nirgends fühlt man anschaulicher, daß, gegen die gesammte Gattung gehalten, das Einzelne nur die Welle ist, die aus dem Nichtsein durch einen Moment des abgesonderten Daseins wieder in das Nichtsein übergeht, indeß das Ganze in unwandelbarer Einheit sich fortwälzt!"

„O welche Größe der Weltanschauung muß dies dem Geiste geben! — rief hier Alexander. — „Schon der Gedanke daran hebt meine Seele. Wer mit diesem großartigen Naturspiele bekannt ist, kann der jemals vergessen, daß auch er — so hoch er stehen möge — nur eine vorübergehende Welle im endlosen Ocean des Lebens ist? — — Nein! nein! bei allem Selbstbewußtsein muß ihn Bescheidenheit zieren.

„Wie dies ja auch so schön bei unserem würdigen Freunde hier der Fall ist!" — sagte Stieglitz mit einem warmen Blick auf Forster.

„Groß, froh, selbstbewußt und doch auch bescheiden macht überall die Natur, wo sie uns in ihrer ganzen Größe entgegen tritt!" — entgegnete Forster. — „Es liegt überhaupt eine ungemeine sittliche Erhebung in ihrem Studium."

„Und wie herrlich vereinigen sich bei solch großen wissenschaftlichen Reisen Wissen und That!" — rief der junge Alexander von Humboldt glühend. — „Welche innere Harmonie muß da die Seele gewinnen; wie müssen sich edle, heitere Ruhe und gleichmäßige Vollendung aller Anlagen zu einem schönen Gesammtcharakter menschlicher Persönlichkeit einigen! Welche köstlichen Früchte des Wissens lassen sich da erringen und wie beseligend muß es sein, sie der Welt und den Menschen zu bieten!"

„Ja, das ist es!" — sagte Forster. — „Und das werden auch Sie einst thun, dafür bürgt mir schon der Eifer und die Begeisterung mit welchen sie den Gedanken auffassen."

„Alexander wird auch mich gewinnen!" — rief Stieglitz lächelnd.

„Darauf würde ich stolz sein!" — entgegnete Alexander. — „Was gibt es denn Großartigeres und Fruchtbareres als das, in unabsehbare Fernen sich ausdehnende Gebiet der Naturwissenschaften. O Himmel! wie treibt es mich da zu wirken: die Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner zu erweitern; — die Gesetze der Natur zu erlauschen und, wo möglich, neue aufzufinden, welchen Weltkörper, Menschen und Thiere, Pflanzen und Mineralien gehorchen; — neue Lebensformen zu entdecken; — ungewisse Gegenstände und deren Producte zu bestimmen; — die Bekanntschaft mit neuen Völkern zu machen und deren Sitten, Sprachen und Culturgegenstände zur Kenntniß meiner übrigen Mitmenschen zu bringen!"

„Allerdings ein Gebiet unerschöpflicher Thätigkeit!" — sagte Stieglitz. — „Wie klein kommt mir da mein medicinisches Studium vor."

„Auch das ist segenreich!" — versetzte Alexander. — „Aber es ist mir zu eng begrenzt. Ich habe den Drang in mir, Alles zu umfassen! Nennt das nicht unbescheiden, Freunde, sucht keine Anmaßlichkeit darin; ich weiß recht gut, daß dies keinem Menschen gelingen wird .... aber .... der Drang liegt nun einmal in mir, und ich will ihm folgen, so weit ich kann!"

Die kleine Gesellschaft war unterdessen am Fuße der Ruine angelangt, und da ihnen die höher steigende Sonne schon tüchtig warm gemacht hatte, auch die Aussicht so verlockend war, ließ man sich hier auf kurze Zeit nieder. Nach halbstündiger Rast aber setzten Alexander, Forster und Stieglitz ihren Weg fort, der jetzt durch einen schönen Wald, bald indessen, trotz der Mittagshitze, auch über die schattenlosen Flächen der Muschelkalkablagerungen führte, wo sich der bestrittene Nautillus bidorsatus finden sollte.

Da galt es denn des Bückens viel; aber es lohnte sich auch der Mühe; denn nicht nur die besagte Art der Nautiliten wurde gefunden, sondern man brachte sogar eine reiche Ernte von noch anderen wichtigen Versteinerungen zusammen. Aeußerst interessant für Humboldt und Stieglitz war dabei die Auskunft, die ihnen Forster über die noch ähnlichen lebenden Thiergattungen der verschiedenen Meere gab.

Auch der seltneren Pflanzen wurden — nachdem man auf einem Dorfe ganz einfach zu Mittag gespeist und die ärgste Hitze hatte vorübergehen lassen — noch manche gesammelt, so daß sich der Tag zu Ende neigte, ehe man sich es vermuthete.

Aber was kümmerten Hitze und Anstrengungen die drei Wanderer; sie waren in ihrem Elemente und ernste wissenschaftliche Gespräche wechselten so schön mit heiteren und witzigen, daß ihnen das allmälige Hinabsinken der Sonne in der That überraschend kam.

Sie hatten jetzt auf die Landstraße eingebogen und grüßten die an der einen Seite hinfließende Leine, die ihnen eine sanfte, wohlthuende Kühle entgegensandte. Abermals ward hier an einem schönen Plätzchen Halt gemacht und Alexander sagte, indem er sich zu den Anderen setzte:

„Ist es nicht schade, daß Wilhelm heute nicht unser Genosse war?"

„Wohl ist es das!" — rief Stieglitz. — „Er hat uns noch gefehlt. Er ist ein so liebenswürdiger Gesellschafter, und ich kenne Niemand, der, bei Schärfe des Verstandes, bei Ironie und ruhiger Anmuth des Scherzes eine solche Macht der Dialektik besitzt.

„O, er besitzt noch etwas Höheres!" — sagte Alexander warm: — „das edelste und das beste Herz von der Welt."

„Wer wüßte das nicht!" — rief Forster, indem er sich behaglich in das weiche Moos ausstreckte, das hier den Boden deckte. — „Aber mich hat noch etwas ganz Anderes an ihm von vornherein frappirt."

„Und das wäre?"

„Die Unerschrockenheit des Denkens, die ihm eigen ist."

„Ihn aber nie zur Unduldsamkeit gegen die Meinung Anderer verleitet."

„Gewiß nicht! Jedem aber, der sich ihm nähert, muß sein freimüthiges Wesen gewinnen."

„Und wer ihn näher kennt, wie ich!" — sagte Alexander — „der vermag seine Großherzigkeit nicht genug zu bewundern. Wie oft hat dabei sein kräftiges Streben nach allem Edlen und Schönen und sein schwärmerisch idealer Trieb auch mich, der ich ruhiger und nüchterner bin, gehoben und getragen."

„Es scheint mir überhaupt kein schöneres Verhältniß unter Brüdern zu geben, als das, meiner beiden lieben Humboldt's!" — sagte Forster, seine Blicke nach dem rein blauen, sich allmälig dunkler färbenden Himmel gerichtet.

„Ich glaube es auch kaum!" — versetzte Alexander mit Innigkeit. — „Wir ergänzen uns einander und umfassen uns mit ächter, herzlicher Bruderliebe."

„Sie haben daher auch den akademischen Beinamen: die Dioskuren!" — ergänzte Stieglitz heiter.

„Nur daß wir keine Söhne Jupiters sind."

„Aber desto würdigere Repräsentanten des Kastor und Pollux."

„Was Tausend!" rief Forster. — „Vox populi, vox dei! Kastor und Pollux glänzen unter den Unsterblichen!"

„Nun!" — sagte Alexander lächelnd — „unser beiderseitiges Streben geht allerdings nach nichts Geringerem."

Jetzt ließ sich von ferne ein fröhliches Singen hören, auf welches die Freunde aber wenig achteten, da Stieglitz eben frug: bis wann man Wilhelm zurück erwarte.

„Er kann jeden Tag wieder in Göttingen eintreffen!" — sagte Alexander. — „Ich erwarte ihn eigentlich schon seit drei Tagen. Es muß ihm in Erfurt oder Weimar sehr gefallen haben.

Immer lauter wurde die Stimme des Singenden.

„Habt Ihr Verwandte dort?" — frug Stieglitz.

„Nein!" — sagte Alexander. — „Aber es trieb ihn Schiller, Goethe und den Koadjutor Dalberg aufzusuchen; auch an den Kammerpräsidenten von Dacheröden hat er Empfehlungsschreiben.

„Ich beneide ihn um diese Reise!" — fuhr Stieglitz fort. — „Was gäbe ich darum, wenn ich auch einmal mit Schiller —"

„Stille!" — rief in diesem Augenblicke Alexander emporfahrend — „diese Stimme .....!"

„Wie? sollte das gar? ...."

Aber Alexander war jetzt schon aufgesprungen, und, dem singend daherschlendernden Studenten mit dem Ränzchen auf dem Rücken entgegeneilend, rief er jauchzend: — „Wilhelm! Wilhelm!"

Sofort waren auch Stieglitz und Forster auf den Beinen und nun war der Jubel über das, hier so ganz unerwartete, Zusammentreffen und Wiedersehen allgemein. Wilhelm, ganz seiner Eingebung folgend, hatte seinen Rückweg in kleinen Touren, bald hier, bald dorthin, angetreten, und so gab es sich, daß der Zufall dies schöne Begegnen herbeiführte.

„Das ist herrlich!" — rief jetzt Wilhelm. „Aber kommt, laßt mich ein wenig zu Euch niedersitzen, denn ich bin von der enormen Hitze des Tages und dem weiten Wege, den ich zurückgelegt, wahrlich müde genug."

Die Freunde folgten und nun ging es an ein gegenseitiges Fragen, das nicht enden wollte.

„Gut gefallen muß Dir's haben!" — sagte jetzt Alexander — „denn Du hast uns mit dem Zurückkommen die Zeit lange gemacht."

„Ich habe vierzehn unendlich glückliche Tage mit Schiller verlebt!"

„Und Goethe?"

„Den traf ich nicht."

„War er nicht anwesend?"

„Er bereitet sich zu einer Reise nach Italien vor."

„Der Glückliche!"

„Aber Du bliebst ja vier Wochen aus?"

Wilhelm lächelte schlau.

„Nun?"

„Wenn Ihr das wüßtet!"

„Wo Du warst?"

„Und bei wem?"

„Nun in Erfurt!"

„Richtig gerathen. Aber mit wem zusammen?"

„Mit Dalberg!"

„Zeitweise! O! er ist ein herrlicher, gar lieber Mann, der als Mensch so hoch dasteht, wie als Schriftsteller, Staatsmann und Aesthetiker. Und wie schützt und hebt er Kunst und Wissenschaft; welche treffliche Gesinnungen hegt dieser Edle! Je öfter ich Gelegenheit hatte, mit ihm umzugehen, desto mehr überzeugte ich mich von der Reinheit seiner Absichten und der Vortrefflichkeit seines moralischen Charakters."

Natürlich berührte dieser Gegenstand Forster ungemein, da ja Dalberg auf den Churhut zu Mainz Aussicht hatte. Aber Wilhelm schien von anderen Dingen Herz und Geist voll zu haben und verschob lachend alle weiteren Berichte über Schiller und Dalberg auf die kommenden Tage.

„Da steckt etwas dahinter!" — sagte jetzt Alexander. — „Ich kenne meinen Bruder zu

gut. Wäre das nicht, er würde von Schiller und Dalberg nicht zu erzählen aufhören."

Wilhelm lachte wieder schlau und rieb sich die Hände so entzückt und so vergnüglich, daß die anderen drei unwillkürlich lachen mußten.

„Ich glaube gar!" — rief jetzt Forster — „er hat sein Herz unterwegs verloren!"

„Bei Gott, er ist verliebt!" — fielen die beiden Anderen ein.

Wilhelm schwieg immer, aber sein glückstrahlendes Antlitz schien die Voraussetzung zu bestätigen.

„So beichte doch!" — sagte sein Bruder.

„Ihr habt das Rechte noch nicht gerathen."

„Mit wem Du zumeist zusammen warst?"

„Ja!"

„Nun denn mit dem Kammerpräsidenten von Dacheröden?"

„Auch nicht."

„Auch nicht?" — rief Alexander. — Dann ist meine Weisheit zu Ende!"

„Nun denn, so will ich es euch sagen!"

„Heraus damit!"

„Der Kammerpräsident Karl Friedrich von Dacheröden, löblichst verwandt mit dem Coadjutor ...."

„Ich glaube Du willst uns seinen Stammbaum geben?"

„Ehemals Vicepräsident der preußischen Kammer zu Halberstadt ...."

„Ich bitte Dich, martere uns nicht!"

„Vermählt mit einer Baronin Posadowsky, Erbin von Burgörner, in der Grafschaft Mansfeld ...."

„Ich laufe davon!" — rief Stieglitz.

„Er ist ausgelassen!" — sagte Alexander — „da muß er sehr glücklich sein."

„Und sonst wohl begütert und hochangesehen ...."

Stieglitz sang:

„Zwei Ströme grüßen brüderlich
An Münden's stillen Mauern sich —
So strömen in der Abendruh
Sich hier — verwandte Seelen zu!"

„Besitzt auch eine sehr ausgezeichnete Tochter!"

„Ah!" — riefen jetzt Alexander, Forster und Stieglitz zugleich. — Da haben wir's, eine Tochter!"

„Ich sagt' es ja, er ist verliebt! — Göttlich! Wilhelm verliebt!!"

„Eine ausgezeichnete Tochter!" — wiederholte Wilhelm glücklich.

„Schön, geistreich, liebenswürdig?" — frug Stieglitz. — „Denn der Einfluß vermittelst der Stellung des Vaters ist da."

„Wie er gleich calculiren muß!" — rief Wilhelm spöttelnd — „selbst in der Liebe."

„Man muß die Verhältnisse nie aus den Augen lassen."

„Das habe ich auch nicht gethan!" — sagte Wilhelm glühend — „ich habe sogar eines, euch darf ich's ja sagen, angeknüpft."

„In der That?"

„Also Ernst?!"

„Versteht sich noch im Stillen."

„Ein zweiter Cäsar; es geht im Sturm bei ihm: Ich kam, sah und siegte."

„Im Gegentheil!" — rief Wilhelm lachend. — „Ich kam, sah — und wurde besiegt! Caroline von Dacheröden ist die Cäsarin!"

„Nun, und werden wir kein Bild von Ihrer Cäsarin erhalten?" — frug jetzt Forster.

„Warum nicht. Weß' das Herz voll ist, deß' quillt der Mund leicht über!"

„Aber, lieber Wilhelm, mit irdischen Farben gemalt!" — bat Alexander lächelnd.

„Fort denn mit dem Pinsel süßer Schwärmerei!" — fuhr der Glückliche in gleich scherzhaftem Tone fort. — „Wahrheit, dein Name ist Humboldt!"

„Also?"

„Caroline ist keine Schönheit; aber sie hat etwas unendlich Liebenswürdiges und Gewinnendes, und Augen von wirklich bewunderungswürdigem Glanze. Viel mehr jedoch zeichnete sich ihr inneres Wesen aus, ein Geist, wie ich ihn noch bei keiner Dame gefunden habe."

Alexander zuckte hier leise zusammen, ein theueres Bild schwebte an seiner Seele vorüber. Er hatte ja einst dasselbe von Cecily gedacht, — und jetzt?

Aber Wilhelm's Herz, in das die Liebe zum

erstenmale ihre warmen, belebenden Strahlen geworfen, war im vollen Erguß:

„Meine ganze Denkweise, meine Lebensanschauung, meine Gesinnung .... alles dies strahlte mir aus ihrem reichen Gemüthe lieblich zurück. Und dabei hat Fräulein Caroline von Dacheröden eine so unwiderstehliche Anmuth in frischem Lebensdrange, eine solch' gesellig-heitere Bildung, und doch auch wieder — halbverschleiert — eine Art romantisches Dämmerweben ...."

„Dachte ich's doch!" — sagte Alexander — „ein Stück Romantik ist gewiß dabei."

„Aber ernste Tiefe und helle Wahrheitsblicke nicht ausgeschlossen!" — ergänzte Wilhelm.

„In der That!" — sagte Alexander mit kaum unterdrückter Wehmuth — „Du scheinst mir hier glücklich gefunden zu haben, was Dich für das Leben beglücken soll!"

Wilhelm drückte dem Bruder herzlich die Hand: „Ich glaube es auch!" — sagte er dann. — „Gerade ein solches Wesen ist wie für mich geschaffen. Alles Schwärmerische, was in meiner Natur liegt, und was ich im Außenleben zurückdränge, so viel ich kann, findet hier seinen Brennpunkt. Wie ich an ihr, so vermag Caroline auch an meinem inneren Leben innigen Antheil nehmen. Und mit dieser Fülle des Gemüthes vereinigt sich in diesem Mädchen eine so männliche Bildung, daß wir zeitweise die classischen Dichter mit einander lasen. Wir werden sehr glücklich mit einander sein."

„Und weiß Herr von Dacheröden schon etwas davon?"

„Nein! nicht mit einer Studentenliebe will ich vor ihn treten, sondern als Mann, der im Leben etwas gilt. Vorab genügt uns das Bewußtsein unserer innigen Liebe."

„Daran erkenne ich meinen Wilhelm!" — sagte Alexander und drückte abermals dem Bruder herzlich die Hand.

Die kleine Gesellschaft erhob sich nun und setzte ihren Weg nach Göttingen zurück gemüthlich fort.

Der Mond war aufgegangen und warf seine Silberstrahlen über die weite Landschaft, daß sie wie in einem matten Zauberlichte erglänzte. Ruhig zog die Leine neben dem Wege dahin und athmete eine erquickende Kühle aus; denn nach Sonnenuntergang schien die Luft fast noch dicker und wärmer geworden zu sein, als sie es am Tage war. Sie lastete wirklich erdrückend auf den Wanderern.

Stieglitz, den Wilhelm's Liebe sehr interessirte, hatte mit diesem auf's Neue darüber zu sprechen begonnen. Forster und Alexander gingen, in anderen Gesprächen verloren, voraus. Aber beide Paare waren in die Gegenstände, die sie beschäftigten, so vertieft, daß sie nicht bemerkten, wie sie immer weiter auseinander kamen, und sich endlich gänzlich aus den Augen verloren.

Die Nacht war weit vorgerückt, als Wilhelm seinen Freund plötzlich anhielt und auf eine wunderschöne Stelle aufmerksam machte.

Die Leine, die sich hier theilweise über Felsen hinwegdrängt, um sich dann wieder in ungewöhnlich tiefen Stellen zu sammeln, warf leicht schäumende Wellen, die — vom Monde beglänzt — der Phantasie reichen Spielraum zu wunderbaren Bildern gaben, zumal die Ufer hier mit düsteren Tannen und Fichten besetzt waren und die runde volle Scheibe des Mondes über den schwarzen riesigen Bäumen fast gespenstisch stand.

Beide Freunde, von dem Anblick entzückt, wollten jetzt auch Alexander und Forster darauf aufmerksam machen. Aber sie sahen sie nicht mehr.

„Soll ich sie rufen?" — frug Stieglitz.

„Nein!" — sagte Wilhelm. — „Sie schwärmen gewiß wieder unter den Cocospalmen von Tanna. Wir wollen sie in ihrem Glück nicht stören. Aber ich denke, wir thun etwas anderes?"

„Nun?"

„Wir wollen uns baden?"

„Jetzt und hier?"

„Die Nacht ist ja so warm wie auf Tahiti und warum nicht hier?"

„Wir sind mit dem Platze nicht vertraut."

Wilhelm lachte. — „Die Leine ist eine unschuldige Seele, die wird uns wahrlich nicht zum Opfer verlangen."

„Ich bin gerne vorsichtig in solchen Dingen!" — sagte Stieglitz.

„Ich auch!" — versetzte Wilhelm. — „Aber Deine Vorsicht geht hier gewiß zu weit. Ein Bad wird uns nach des Tages Mühen und unserem langen Marschieren erfrischen und erquicken. Und dann sieh' nur, der Ort ist zauberhaft und die Beleuchtung entzückend."

„Das ist wahr .... aber...."

„Schau nur über jene mit weißem Schaum leicht gekrönten Wellen; siehst Du in diesen schön geschwungenen Linien nicht die duftigen, luftigen Körper wunderlieblicher Wassernixen, die, sich leicht auf den Wogen schaukelnd, spielend hinabgleiten?"

„Ich muß sagen ...."

„O stille, stille! nüchterne Seele!" — rief Wilhelm — „zerstöre mir die holden poetischen Bilder nicht! .... Sieh nur! sieh! wie zauberhaft dies Spiel! Und gälte es eine Welt, ich muß in diese Wogen."

Und Wilhelm fing an seine Kleider abzuwerfen. Stieglitz folgte.

„Nun, Du willst auch?" — frug Wilhelm.

„Wenn Du Dich badest, bade ich mich mit."

Und in wenigen Minuten stürzten sich die Körper der beiden Jünglinge in die kühlende Fluth.

Es war prächtig zu sehen wie sie — bald von den schäumenden Wogen gehoben, bald in fröhlichem Muthe untertauchend — nun selbst spielenden Wassergöttern glichen. Wie Marmor, so weiß und blank, sahen dabei die schön gerundeten Formen ihrer Körper im Mondscheine aus, wenn sie aus dem feuchten Elemente auftauchten.

Und scherzende Worte flogen hin und her. Wilhelm wollte die Nixen von Schaum erhaschen; aber Stieglitz schmähte ihn dafür und beschuldigte ihn des Treubruches an der Geliebten.

„Gut!" — rief jetzt Wilhelm — „so will ich mich selbst strafen und aus dem herrlich bewegten Revier der Schaumgeborenen in die stillere Strömung schwimmen."

„Halt!" — rief der Freund. — „Thue das nicht, Wilhelm, Du kennst die Strömung nicht."

„So will ich sie kennen lernen!"

„Ich bitte Dich, sei vorsichtig!"

„Kann ich nicht schwimmen?"

„Du bist einer der besten Schwimmer, aber .... es kann auch den besten ...."

Aber Wilhelm war schon der Strömung zugeglitten. Seine vollen kräftigen Arme theilten die Fluthen wie spielend; und wenn seine festen und vollen Schenkel sich hoben, hätten sie einem Bildhauer zum Modell dienen können.

„Du hörst nicht!" — rief Stieglitz, der sich weiter oben hielt.

„Ich liebe und werde geliebt!" — rief Wilhelm in Jugendmuth und Ueberseligkeit. — „So wird die Liebe auch über mich wachen. Jetzt sollen die schaumgeborenen Nixen zu mir kommen; ich spotte ihrer .... hier ist ihr Reich zu Ende .... Aber was zum Teufel!" — rief hier Wilhelm plötzlich noch lauter.

„Was gibt es?" — frug Stieglitz.

„Ich glaube, ich habe gefrevelt!" — rief Wilhelm jetzt in ernsterem Tone, indem er schwer athmete und gewaltig mit den Armen arbeitete. — „Es hat mich eine am Fuß..."

„Wilhelm!"

„So wahr Gott lebt! und dreht mich ...."

„Es wird doch kein Strudel sein?"

„Ja, ja!" — schrie jetzt Wilhelm auf. — „Ich bin in einen Strudel gerathen .... und .... das Ringen und Ankämpfen ist vergeblich .... er reißt mich fort .... Stieglitz! .... Stieglitz! ich ertrinke .... aber es thut nichts! — Grüß meinem Bruder .... meiner ....!" Der Moment war entsetzlich. Die eben noch so heitere, lebensfrohe Scene hatte sich plötzlich in eine furchtbare verwandelt; Scherz und Witz in einen ernstlichen Todeskampf.

Aber Stieglitz, der bereits schon an das Ufer gestiegen und sich zum Theil angekleidet hatte, sah kaum die Gefahr des Freundes, als er — wie er war — abermals in den Fluß sprang, und, mit übermenschlicher Kraft rudernd, pfeilschnell nach dem schon Sinkenden hinschwamm.

Noch einmal tauchte das Haupt des geliebten Freundes auf; groß und gläsern und doch

mit dem Ausdruck scheidender Liebe, blickten die treuen Augen den Herbeischwimmenden an, dem ein furchtbarer Schmerz die Seele zerriß.

„Halte dich oben! Halte dich oben! Ich komme!" — rief Stieglitz, der sah, daß der Geist des Freundes noch mächtig genug war, dem schon mit dem Tode ringenden Leben zu gebieten.

Aber Wilhelm's Kräfte waren dahin, ein Krampf im Fuße entzog ihm die Möglichkeit jeder weiteren Bewegung; ..... noch ein Stöhnen .... ein letztes Auftauchen ..... und ..... er sank!

Aber jetzt hatte auch der Freund zum letztenmale riesenkräftig mit Armen und Beinen ausgeholt, ... mit einem gewaltigen Stoße schoß der Körper vorwärts .... aber jetzt verschwand auch Stieglitz — beide Arme nach dem sinkenden Freunde ausstreckend — von der Oberfläche des Wassers.

Einen Moment tiefsten Schweigens, todtenähnlicher Ruhe über Wasser und Land. Regungslos stand der Mond, bleich und entsetzt herabschauend ..... nur die schaumgeborenen Nixen schienen ihre wellenförmigen Leiber wie im höhnenden Spiele dem Strudel fort und fort zuzusenden.

Ha! ..... da hob es sich wieder .... ein Arm, ein Nacken erscheint! ..... Stieglitz taucht auf, den Freund mit dem Arme umschlungen, mit übermenschlicher Kraft dem Ufer zusteuernd.

Jetzt, jetzt ist es erreicht .... und schweigend sinken die Freunde sich in die Arme.

Die Lebensreise.

Um wieviel inniger die eben beschriebene schöne muthvolle That Stieglitz an die beiden Humboldt's kettete, läßt sich leicht ermessen; aber auch Wilhelm hatte jetzt dem Tode in's Auge geschaut, und — dieser Blick machte ihn um Jahre reifer und ernster.

Ueberhaupt trat der Ernst des Lebens jetzt mehr an beide Jünglinge heran. Blatt für Blatt fiel aus dem schönen Freundeskreise, den die letzte Zeit des akademischen Lebens um sie gewunden: Kunth war ja schon lange in den Staatsdienst getreten; jetzt hatte Forster Göttingen verlassen, um die ihm in Mainz gewordene Stellung anzutreten; Beeskow war in Frankfurt an der Oder geblieben, und gleich nach Forster's Abreise rief der Tod seines Vaters nun auch den jungen Grafen Arnim von der Hochschule hinweg.

Alle diese Trennungen berührten die beiden Humboldt's schmerzlich; aber die Schmerzen und Kämpfe des Lebens sind ja gerade unsere besten Erzieher. Alexander und Wilhelm standen bereits als feste Charaktere und scharf gewappnete Geister da: Sie hatten die kostbare Zeit ihres akademischen Lebens trefflich benutzt und ihre philosophische Ausbildung war eine thatsächliche, in Fleisch und Blut übergegangene.

Beide bewiesen dies auch jetzt, denn sie behaupteten ihre Stellung über den Sachen und Begebenheiten und ließen sich keineswegs von denselben drücken und binden. Sie besaßen — so jung sie im Ganzen noch waren — die geistige Kraft, gegen jedes Geschick anzukämpfen; aber jedes Vorkommniß zugleich auch so aufzunehmen, wie es die Bestimmung des Menschen — sich immer reifer und mannigfaltiger zu entwickeln — beansprucht.

Und welch' ein Glück lag für Alexander und Wilhelm darin, daß sie schon so früh Herr dieser unschätzbaren geistigen Fähigkeit wurden! Gewannen sie nicht gerade dadurch jene Heiterkeit, die man eine classische .... oder .... die der Unsterblichen nennen könnte, und die beide für ihr ganzes Leben so auszeichnete und zierte?

Es war dies nicht die laute Heiterkeit, die sich wie genießende Fröhlichkeit ankündigt, sondern die stille, die sich so recht und ganz über unser Inneres ergießt; jene Heiterkeit der Seele, die namentlich auch den Gedanken eine so herrliche Frische und Klarheit gibt und die erste und unerlaßlichste Bedingung eines glücklichen Lebens ist.

So war es Alexander sowohl wie Wilhelm

jetzt schon in der Blüthe ihrer Jugend möglich, alles was sie traf, mit einer ruhigen Objectivität an sich vorüberziehen zu sehen, immer eingedenk, daß es ein ganz anderes, würdigeres und höheres geistiges Gebiet gebe, in dem der Mensch sich wirklich heimathlich zu fühlen und mit der vollen Intensität und Kraft seines Geistes zu wirken bestimmt sei.

Freilich erschütterten zugleich um jene Zeit Ereignisse die Welt, die den Blick jedes Denkenden von der Scholle, auf der er sich und sein kleines Ich bewegte, abzogen und dem großen Völkerganzen zuwandten.

In Paris hatte damals die politische Krisis eine solche Höhe erreicht, daß jede Stunde ein entscheidender Schlag erwartet werden konnte. Die aufgereizte Stimmung der Hauptstadt Frankreichs, die drohende Stellung der National-Versammlung zu Versailles, die, von Mirabeau geleitet, dem Hofe längst schon Trotz geboten; — die unbegreifliche Verblendung der Partei der Prinzen und Aristokraten, die immer von neuem complottirte; — das Anrücken der Truppen gegen Paris; — die Vertreibung Necker's, des Lieblings des Volkes, und die Erstürmung der Bastille waren Ereignisse gewesen, die ganz Europa aus dem Schlafe rüttelten, wie hätten sie spurlos an unseren Freunden vorübergehen können?

Alexander und Wilhelm waren hochherzig genug, um sich mit ganzer Seele von dem Ringen der Völker nach Freiheit fesseln zu lassen, und mit dem höchsten Interesse dem männlichen Streben der französischen Nation zu folgen, die sich wieder in den Besitz der ihr geraubten Menschenrechte zu setzen bemüht war.

Und in der That, die sich rasch auf einander drängenden Ereignisse der französischen Revolution, — gerade zusammenfallend mit der Zeit, in der auch Alexander's und Wilhelm's akademisches Leben beschlossen werden sollte, und die sie in voller Reife für das Leben traf — ergriffen beide Jünglinge mächtig genug, um sie zu höherem und weiterem Streben in das Große und Ganze hinaus anzuregen und zu spornen. Sie fühlten, wie der Standpunkt, den sie bis dahin naturgemäß eingenommen, wie ein Pünktchen unter ihren Füßen schwand; — eine gewaltige, mächtige Stimme in ihrem Innern rief: „Kindheit und Jugend sind vorüber, ihr seid Männer und müßt als solche jetzt in's Leben treten!" — und wie dort, männlich erstarkt, eine Nation sich erhob, so erhob sich in ihnen selbst das Gefühl der Mannesreife und warf auch das schmucke Gewand der schönen akademischen Zeit zurück, um nach der männlichen Toga zu greifen.

Mitten aber in all' dieser Erregtheit und den Anstalten, Göttingen zu verlassen, trafen an einem und demselben Tage zwei Briefe in der Wohnung der beiden Humboldt's ein. Der eine kam von Gotha und war für Alexander bestimmt, der andere von Braunschweig und trug die Adresse Wilhelm's. Sie wurden zugleich erbrochen und gelesen und riefen bei beiden Brüdern Zeichen der Ueberraschung hervor.

„Sonderbar!" — sagte Alexander kopfschüttelnd.

„Herrlicher Gedanke!" — rief Wilhelm.— „Aber, lieber Alexander, theile mir erst Dein Schreiben mit dann werde ich Dir auch sagen, was mir unser alter, lieber Campe schreibt?"

„Campe?" — wiederholte Alexander erstaunt.

„Ja?" — sagte Wilhelm — „unser alter vortrefflicher Lehrer, der jetzige Braunschweigische Hofrath, Canonikus, Buchhändler und Schriftsteller. Aber ich bitte Dich, lies!

„Nun denn!" — versetzte Alexander — „mein Schreiben ist so kurz als abenteuerlich."

„Von wem kommt es denn?"

„Ja!" damit eben beginnt das Romantische der Sache. Es ist ohne Unterschrift."

„Ohne Unterschrift? und woher datirt?"

„Von Gotha!"

„So lies, ich bin auf das Höchste gespannt."

„Treffen Sie den 30. Juni um Mittag auf der Wartburg bei Eisenach ein. Auf ewig von der Welt scheidend, erwartet Sie aus meinem Munde der Hülferuf eines untergehenden Freundes."

„Das ist allerdings eine höchst eigenthümliche Einladung!" — sagte Wilhelm.

„Räthselhaft genug!" — versetzte Alexander.

„Hast Du keine Ahnung, von wem sie kommen könnte?"

„Auch nicht die leiseste."

„Ein untergehender Freund? — ein aus der Welt Scheidender?"

„So ganz nahe kann mir der Schreiber des Briefes doch wohl nicht stehen: er redet mich mit Sie an."

„Und Freund .... und in Gotha!"

„In Gotha kenne ich Niemand."

Beide Brüder schwiegen hier, in Nachdenken verloren, einige Augenblicke. Endlich sagte Alexander.

„Was hilft hier alles Sinnen und Grübeln. Man sieht ja auf den ersten Blick, daß der Schreiber sich bemüht hat, den Schleier des Räthselhaften über diese Zusammenkunft zu breiten."

„So bist Du entschlossen hinzugehen?"

„Ja! Erwartet mich wirklich der Hülferuf eines Freundes, so soll dieser Freund nicht umsonst gehofft und auf mich sein Vertrauen gesetzt haben. Wer weiß, ob nicht das Glück eines ganzen Menschenlebens auf dem Spiele steht."

„Und wenn man Dich täuscht, oder ein Unwürdiger Dein edles Herz mißbraucht?"

„Dann habe ich meine Pflicht gethan. Uebrigens hatten wir ja doch vor, gerade in dieser Zeit, bei unserem Abgange von der Universität, noch einen größeren Ausflug zu machen. Eisenach, die Wartburg, der Tannhäuser, überhaupt das ganze Thüringer Ländchen an geschichtlichen Erinnerungen so reich, ziehen mich an. Es läßt sich also das Angenehme mit dem Guten hier trefflich verbinden. — Aber nun theile mir auch Deinen Brief mit."

„Sehr gern!" — Und Wilhelm las dem Bruder einen längeren, sehr herzlich geschriebenen Brief Campe's vor, in welchem dieser Wilhelm einlud, ihn auf einer Reise nach Paris zu begleiten, um dort, wie sich Campe ausdrückte: „Der Leichenfeier des französischen Despotismus beizuwohnen."*) Campe fügte hinzu, daß er seine Einladung darum nur an Wilhelm richte, weil dieser, für das Staatsleben erzogen, sich gewiß sehr und mehr als Alexander, für die Bewegungen in Frankreich interessire.

Und in der That hatte sich Campe nicht geirrt: Wilhelm nahm die Einladung mit jugendlicher Begeisterung auf, während sie dem ruhiger blickenden Alexander gar nicht recht kam. Er tadelte sogar entschieden ein solch' mehr als kühnes Unternehmen. Aber Wilhelm war Feuer und Flammen und Alexander achtete die persönliche Freiheit zu hoch, um gegen des Bruders Wunsch und Wille anders als durch freundschaftliche Warnung aufzutreten.

Am 17. Juli sollte Wilhelm mit Campe in Braunschweig zusammentreffen. Alexander konnte also vorher noch dem räthselhaften Rufe nach der Wartburg folgen. Und er that es mit einer ganz eigenthümlichen Spannung und einer wunderbaren, ihm sonst fremden Aufregung.

Die Tage waren herrlich, und das sagenreiche Thüringen, mit seinen prächtigen Wäldern und Bergen grüßten ihn gar traulich.

Weithin in einer Länge von fünfzehn Meilen erstreckt sich hier der Thüringer Wald, aus der Gegend von Eisenach in südöstlicher Richtung ausgehend, bis wo er sich nördlich bei dem Städtchen Lehesten und südlich bei Cronach in den Frankenwald verliert. Majestätisch ragen dabei seine höchsten Spitzen, der Schneekopf und Beerberg hervor; während das düstere Grün seiner mächtigen und weit ausgedehnten Nadelwaldungen ihm einen ungemein ernsten Charakter verleiht.

Alexander fühlte sich von dieser Gegend ungemein angezogen. Sagen aus vorchristlicher Zeit, geschichtliche Erinnerungen und naturwissenschaftliche Forschungen machten sie ihm dreifach werth. So grüßte er Eisenach mit erhöhtem Interesse. Hier auch nahm er seine Wohnung, um die wenigen Tage bis

*) Thatsache und Campe's eigene Worte.

zum 30. Juni zu Ausflügen benutzen zu können. Denn auch jetzt verlor der junge Humboldt die Wissenschaft nicht aus den Augen. So führte ihn die Wißbegierde den zweiten Tag schon nach den beiden Hörselbergen, die, aus Muschelkalk bestehend, eine große Ausbeute interessanter Versteinerungen versprachen.

Alexander hatte sich für diesen Ausflug keinen Führer mitgenommen. Er liebte diese faden, immer schwätzenden Gesellschafter mit ihren auswendig gelernten und doch stets albernen und unrichtig aufgefaßten Geschichten nicht. In der Einsamkeit des Waldes und des Weges fand er die schönste Gelegenheit zur Beobachtung der Natur und zu ernsten Gedanken, während die Poesie des Wanderns ihm auf diese Weise doppelt freundlich entgegen lachte. Hatte er sich alsdann auch einmal verirrt, so fanden sich immer Leute, die ihn zurechtweisen konnten, und gerade in diesen Verirrungen lag oft für ihn die gefällige Täuschung, als befände er sich auf weiten Reisen in wildfremden Ländern.

So ging es ihm auch heute. Er war schon viel gegangen und — bald durch Pflanzen bald durch Steine — längst vom rechten Wege abgelenkt worden, als sich vor seinen Blicken mitten in grünender und blühender Umgebung, ein öde und kahl emporragender Berg zeigte und seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Alexander hatte diesen Berg schon lange bemerkt; aber während er ihm früher, von der einen Seite, fast wie ein ägyptischer Riesensarkophag vorgekommen war, zeigte er ihm jetzt, von der anderen Seite, einen scharf gekrümmten, in ein, — einer Alpenzacke ähnliches — Horn auslaufenden Rücken, der — den benachbarten dicht bewachsenen grünen Höhen gegenüber — mit seinen, bald gelbgrau, bald röthlich schimmernden, ausgewaschenen, gerippten Flanken, mit seinen jähen Abschüssen und Schluchten eine wunderbare, fast fremdländische Gestalt darbot. Aber der Berg gewann noch an wunderbaren Effect, je nach der Beleuchtung, die, wie durch einen Zauber, bald gelb, bald grau, bald violet erschien.

Alexander stand eben in stiller Bewunderung versunken und über die physikalischen und geologischen Verhältnisse dieser Erscheinung nachdenkend, als auf dem schmalen Waldpfade, der hier auf eine kleine stille Wiese mündete, ein Greis herkam, dessen halb bäuerische, halb städtische Kleidung alsbald den Dorfschullehrer verrieth.

Alexander grüßte ihn freundlich, und da der Gruß ebenso erwiedert wurde, waren beide Männer bald in ein anziehendes Gespräch verwickelt.

„Ihr wollt wissen, Herr, was das für ein Berg sei?“ — sagte jetzt der freundliche Alte, indem er auf den eben erwähnten geologischen Giganten zeigte — „das ist der thüringische Wunderberg, und“ — setzte er lächelnd hinzu — „ich will nicht hoffen, daß ein so junges Blut, wie Ihr, seinen Weg nach demselben nehmen will.“

„Warum nicht?“ — frug der junge Humboldt erstaunt.

„Ei, ei!“ — fuhr der Alte immer noch halb im Scherze halb im Ernste fort — „so müßt Ihr wahrlich im lieben Thüringer Lande wenig bekannt sein. Habt Ihr denn noch nichts von dem Hörselberge gehört?“

„O ja!“ — versetzte Alexander. — „Seine Muschelkalkfelsen sollen sehr interessante Versteinerungen enthalten.“

„Nehmt Euch in acht, junges Herrchen!“ — sagte der Alte bei diesen Worten, indem er Alexander lächelnd mit dem Finger drohte, — „das sind Flausen, mit welchen Euch der Satan oder Frau Venus fangen wollen.“

„Ich verstehe Euch nicht, Alter!“ — entgegnete der junge Mann verwundert.

„Nun!“ — versetzte der Greis — „ich sehe schon, 's ist Christenpflicht Euch im Weiterschreiten die Augen zu öffnen. Also hört!“

„Ich bin ganz Ohr!“ — sagte Alexander, der Gefallen an dem frischen munteren und neckischen Wesen des Alten fand.

„Am Fuße des Hörselberges,“ — hub der Greis jetzt an — „liegt das Dorf Aftarfeld. In demselben bin ich Schulmeister. Ich will Euch daher erzählen, wie es entstanden und

woher es den seltsam klingenden Namen hat. Ihr mögt alsdann auf die Gefahr schließen, die Ihr lauft, wenn Ihr dem Hörselberge zu nahe kommt. Vor grauer Zeit, geht die Sage, lebte eine fromme Königin von England, die sich über den Tod ihres heißgeliebten Gemahls tief härmte. Als ihr ein Traumgesicht verkündet hatte, welche Pein die Seele desselben im Fegfeuer erleide, machte sie sich auf, den schrecklichen Ort zu suchen, wo das Fegfeuer glühe. Als diesen nannte man ihr den Hörselberg im Thüringer Lande, damals Hör-Seelenberg genannt, weil man zuweilen in ihm die gemarterten Seelen wimmern zu hören glaubte. Die Königin kam daher herüber vom fernen England mit großem Trauergefolge und ließ sich an dem Berge nieder, der eine Stätte des Satans sein sollte. Lange Zeit verweilte sie am Fuße desselben. Um ihr Liebeswerk an dem Gemahl zu vollbringen, baute sie sich ein Haus aber es reihte sich allmählig eine Zahl anderer Häuser an, und so ward der Ort ein Dorf. Weil nun die fromme Königin aus Liebe zu ihrem Gemahl hierhergezogen und Kirche und Dorf gegründet hat, und unsere guten Altvorderen, die alten Teutschen, eine Göttin der Liebe verehrten, die sie "Astar" nannten, so ward auch dem Orte der Namen „Astarfeld" beigelegt."

„So, so!" — entgegnete hier Alexander, jetzt ebenfalls lächelnd. — „Nun, die Sage ist ganz schön; aber mir kommt bei ihrer Erzählung und dem Namen „Astar" ein anderer Gedanke."

„Und was denkt Ihr denn?"

„Mir deucht, der Name des Dorfes stammt wohl richtiger aus der Zeit her, in welcher hier Christenthum und Heidenthum noch im Kampfe lagen. Hat man nicht in der Nähe des Berges oder auf demselben Stellen gefunden, die auf die Verehrung der heidnischen Götter hindeuten?"

„O ja!" — meinte der Alte und nickte mit seinem eisgrauen Haupte. — „Wo jetzt das Dorf Wutha steht."

„Nun denn!" — rief Alexander — „Wutha, sollte das nicht von Wodan kommen? So mag auch „Astarfeld" einfach von der heidnischen Göttin „Astar" abzuleiten sein."

„Möglich, möglich!" — sagte der Alte — „mir aber zu gelehrt. So halte ich mich lieber an unsere alten Sagen und deren haben wir noch viele. Wollt Ihr noch eine derselben hören?"

„Recht gern, wenn uns unser Weg noch weiter zusammenführt?"

„Warum nicht! Wenn Ihr denn doch einmal in Euer Verderben laufen wollt," — sagte der Greis mit der alten scherzhaften Gemüthlichkeit, — „und so große Sehnsucht nach dem Hörselberge habt, so folgt mir nur, ich will dem jungen Blute schon den nächsten Weg weisen. Aber, Herr, ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Thut es immer, Alter. Ich nehme die Sache auf mich!" — entgegnete Alexander freundlich."

„Also!" — sagte der Schullehrer — „vor allen Dingen werdet Ihr vielleicht wissen, daß bei dem Herannahen von Krieg und bösen Zeiten, die wilde Jagd vom Hörselberge auszieht."

„Eine Sage, die von einer Menge Berge und Burgen unseres guten deutschen Vaterlandes erzählt wird!" — fiel Alexander von Humboldt ein.

„Erst vor wenigen Wochen wieder soll sie ausgezogen sein!" — fuhr der Alte fort. — „Der Herr Pfarrer sagt: wegen der Franzmänner drüben über den Rhein. Vom Hörselberge begann der Zug der wüthenden Jäger auf feuerschnaubenden Pferdegerippen, mancher Mann das Gesicht auf dem Rücken, oder den Kopf unter dem Arme. Der getreue Eckardt, mit langem Barte und weißem Stabe, eilt dem wüthenden Heere voraus und mahnt die Begegnenden, sich niederzuwerfen, die Augen zu schließen und den Lärm vorübersausen zu lassen, oder er hält am Eingange in die Höllenschlucht heimliche Wache, um die Menschen auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche ihnen beim Eintritt in den Berg drohen."

„Und glaubt Ihr daran?"

„Der Herr Pfarrer sagt' es!" — meinte

der Alte mit leiser Ironie. — „Da muß es wohl wahr sein. Aber das ist immer noch nicht das Schlimmste vom Hörselberge."

„Und hausen noch mehr böse Geister hier?"

„Gewiß! und solche, die für junges Blut, wie Ihr, Herr besonders gefährlich sind."

„So laßt hören!"

„Ja, aber schaut Euch erst noch einmal, von dieser Lichtung aus, den Berg an."

Alexander blickte auf und blieb wirklich überrascht und wie bezaubert stehen. Durch die kleine Biegung, die der Weg bis dahin gemacht, hatte der Wunderberg schon wieder seine Form geändert und was noch auffallender war, sein Gipfel strahlte jetzt in der Mittagssonne fast in blendendem Weiß. Alexander erkannte freilich darin den Reflex der Sonnenstrahlen von den Kalkmassen; aber die Erscheinung war deßhalb nicht weniger überraschend gewesen; klar aber wurde es ihm, wie bei derartigen physikalischen Verhältnissen sich schon seit grauer Vorzeit eine Masse Wunder-Sagen um diesen Berg sammeln mußte.

„Na, na!" — sagte jetzt der Schulmeister, scherzhaft mit dem Kopfe schüttelnd, indem sich Beide wieder in Bewegung setzten. — „Das will mir gar nicht gefallen, daß Frau Venus gerade heute den Berg so erleuchtet."

„Wer?"

„Frau Venus."

„Hat denn die auch etwas mit dem Hörselberg zu thun?"

„Genug, junges Herrchen! Die wohnt ja in dem Berge! Nehmt Euch nur in Acht, daß sie nichts mit Euch zu thun bekommt und es Euch nicht ergeht, wie einst dem Tannhäuser."

„Und wie ist's dem ergangen?"

„Ein Rittersmann aus Franken, Namens Tannhäuser, kam einst auch am Hörselberge vorbei und die dort wohnende Frau Venus verlockte ihn durch süße Liederspiele, bei ihr einzukehren. Tannhäuser, obgleich von dem treuen Knappen Eckardt vergeblich gewarnt, folgte und blieb, von den Reizen der Venus gefesselt, ein volles Jahr am unterirdischen Liebeshofe. Nach Verlauf dieser Zeit aber fing der Ritter an, Reue zu fühlen, daß er über der irdischen Sinneslust des Himmels ganz vergessen habe, und daraus entsprang die Sehnsucht, auf immer den Umarmungen der Verführerin zu entfliehen. Frau Venus bot alle Bitten und Künste auf, den Ritter länger zu fesseln; sie mußte ihn aber entlassen, als er sie, die heidnische Liebesgöttin, mit dem heiligen Namen der Jungfrau Maria darum beschworen, und so entließ sie ihn, nachdem er ihr jedoch, im Fall er keine Vergebung seiner Sünden erlange, zurückzukehren versprochen hatte. Tannhäuser pilgerte bußfertig nach Rom und warf sich reumüthig dem Papste Urban zu Füßen. Aber der heilige Vater ließ den Reuigen hart an und erklärte, zornig mit seinem Stabe den Boden stampfend: „So wenig dieser dürre Stab je wieder grünen wird, so wenig sollst du zu Gottes Huld gelangen!" Vergeblich war sein Flehen, und an Gott und Kirche verzweifelnd, kehrte Tannhäuser zu Frau Venus in den Hörselberg zurück. Da erbebte der heilige Vater und sandte Boten aus, den Ritter zu suchen. Dieser aber war im Hörselberge verschwunden und harrt noch heute der Erlösung. — Das ist die Sage von Tannhäuser und der Frau Venus. — Und nun, junger Mann, gehabt Euch wohl! Unsere Wege trennen sich hier; denn vor mir altem Graubart will die Frau Venus nichts wissen; Ihr aber kommt zu Hörselberge, wenn Ihr diesen Weg noch ein halbes Stündchen verfolgt."

Und mit diesen Worten grüßte der muntere Alte freundlich und verschwand wie Rübezahl in dem Gebüsche.

Alexander war in der That poetisch angeregt und diese Stimmung dauerte nicht nur heute für den ganzen Tag an, sie erneute sich auch, als er am anderen Tage — es war der Morgen des, in jenem sonderbaren Schreiben bestimmten 30. Juni — nach der Wartburg hinaufstieg und ihn abermals das Haupt des Hörselberges von ferne grüßte.

Räthselhaft wie alle die Sagen, die ihn

hier umklangen, war ja auch heute sein Gang. Konnte nicht ebenfalls jener Brief eine Verlockung, wenn auch nicht von Frau Venus ausgehend, sein? Und war dies nicht der Fall, so blieb der Hülferuf eines untergebenden Freundes eine so ernste Sache, daß sie Alexander selbst sehr ernst stimmte. Er wollte dann nicht wie der Papst sagen: „So wenig dieser dürre Stab je wieder grünen wird, so wenig sollst du zu Gottes Huld gelangen!" sondern an den schönen Schluß der Sage denken, der, gerade durch das wunderbare Ergrünen des Stabes, die Langmuth und Güte Gottes andeutet und damit jeden Menschen zur Milde mahnt.

Und wie ernst stimmte ihn, den einsam Aufsteigenden, selbst die Umgebung. Dichtbewaldete Berge hoben sich von allen Seiten, und während das freundliche Eisenach mehr und mehr hinter ihm schwand, und der schmale steile Pfad sich hob, desto mehr traten ihm aus dichter Waldung die gewaltigen Ruinen jenes Bergschlosses entgegen, das eine so wichtige Rolle in der deutschen Geschichte gespielt.

Endlich waren sie erreicht, die altehrwürdigen Trümmer der Wartburg, und Alexander stand mitten unter ihnen. Aber wie stürmten jetzt tausend geschichtliche Erinnerungen auf ihn ein! Hier hatte 1067 Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen, den ersten Stein zur Burg gelegt; — hier hatten vierhundert Jahre lang die thüring'schen Landgrafen residirt; — hier hielt man im dreizehnten Jahrhundert am Hofe des Landgrafen Hermann und des Markgrafen Heinrich des Erlauchten jene weltberühmten glänzenden Turn- und Ritterspiele, welche durch die Wettgesänge der ersten deutschen Minnesänger gefeirt wurden; — hier war der Schauplatz des berühmten Sänger- oder Wartburgkrieges, an dem sich die Dichter Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweite, Heinrich von Osterdingen und andere der ersten Dichter der Zeit betheiligten; — hier saß Friedrich der Gebissene, als Gefangener seines Vaters, ein Jahr lang im Kerker; — hier endlich weilte der große, kühne, herrliche Luther zehn Monate lang als Ritter Göre und arbeitete an seinem glorreichen Riesenwerke, der deutschen Bibelübersetzung!

Mußten alle diese geschichtlichen Erinnerungen nicht gewaltig auf Alexander zurückwirken? und dabei die Spannung auf das, was er selbst hier erleben sollte!

Er fühlte sich aufgeregter, als er dies wohl sonst war. Als er aber, von einer freien, nur von niederen Mauerresten eingeschlossenen Stelle aus, seine Blicke über die unendliche Ferne schweifen ließ, die nichts als bewaldete Berge und immer wieder Berge zeigte, bis fern an den Horizont hin, wo in grauen Linien der Meißner seinen gigantischen Rücken hob; — als sich diese Fernsicht vor ihm ausdehnte, so still, so lautlos, so groß, so imponirend ...... da ward es wieder ruhig in seiner Brust und er fand sich ganz wieder, — sich und seine feste Weltanschauung.

Mächtiger und klarer denn je empfand er: daß das Blatt ein Nichts im Walde, — der Punkt ein Nichts im All, — der einzelne Mensch ein Nichts in dem Oceane der Menschheit sei, wenn er sich nicht selbst eine unsichtbare Welt in seinem Inneren erbaue, eine Welt voll Wirkungen und Beziehungen nach Innen und Außen. Denn — so mußte er sich ja gerade hier unter den Trümmern der Jahrhunderte fragen — was bleibt von der ganzen Menschengeschichte für den Einzelnen übrig, als das Bewußtsein und die Erkenntniß: daß Millionen von Geschlechter die Phasen ihres irdischen Daseins, wie die Raupe, die sich verpuppt, nacheinander vollenden. Und thut die Natur nicht dasselbe, und der Planet den wir bewohnen?

Alexander hielt inne: „Wäre aber alsdann nicht alles Wirken des Einzelnen umsonst? — frug er sich fast erschrocken.

„Nein!" — antwortete es in seinem Inneren. — „Wenn auch das Wirken des Einzelnen vorübergehend scheint, wie die Welle des Oceans, die göttliche Natur des Menschen drückt ihm doch den Stempel der Ewigkeit auf. Die Weltgeschichte ist ein großes prachtvolles Gewebe von Künstlerhand; läuft auch von Anfang jeder Faden einzeln; scheinen sich

dann auch später die tausend und abertausend Fäden, für das Auge des Nichtkünstlers, auf das Tollste zu verwirren, ... ruhig fliegt das Weberschifflein der Zeit, und, prächtig ineinandergreifend, liegt dann für den überschauenden Geist das ganze Kunstwerk da!"

„Und was ist alsdann für den Einzelnen die Aufgabe des Momentes?" — frug sich Alexander weiter.

„Was anders," — sagte er nach einigem Schweigen: „als die Lösung seiner inneren Angelegenheit: sich selbst die größtmöglichste Vollkommenheit zu geben und sich in allen Wendungen des Schicksals mit seiner äußeren Lage in das nöthige Gleichgewicht zu setzen!"

Und dies schöne Gleichgewicht, ihm sonst immer so eigen, kehrte auch jetzt zurück und Alexander sah mit Ruhe dem Kommenden entgegen. Auf den Rasen hingestreckt, verzehrte er das Wenige, was er zu seiner körperlichen Stärkung mitgenommen, während er die wundervolle Einsamkeit wohlthätig auf sich einwirken ließ. Unwillkürlich traten dabei die herrlichen Bilder der tropischen Gegenden vor seine Seele, die Forster ihm so oft vorgezaubert, und versenkten ihn in glückliche Zukunftsträume.

Plötzlich war es ihm, als höre er ein seidenes Gewand hinter sich rauschen; überrascht wandte er sich um, und ..... sah eine in tiefe Trauer gehüllte Dame hinter sich stehen. Es war eine schöne, zarte und schlanke Gestalt, deren Körper ein schwarzseidenes Kleid umschloß; ein Shawl von schwarzen Spitzen ruhte auf ihrem Arme, während ein dichter Schleier von gleich düsterer Farbe und gleicher Arbeit, vom Haupte herabfallend, ihr Antlitz streng verhüllte.

Alexander war aufgesprungen, sein Herz klopfte hörbar; — nicht, als ob er in der Erscheinung eine jener sagenhaften Gestalten zu sehen geglaubt hätte, von welchen man ihm hier in den Bergen so viel erzählt, wohl aber von einem unbekannten Etwas bewegt, das er sich so schnell nicht enträthseln konnte. Und doch sollte ihm dies Räthsel sofort gelöst werden: denn schweigend schlug jetzt die Dame ihren Schleier zurück.

Da entfuhr ein lauter Schrei der Brust Alexander's: „Ha, was sehe ich!" — rief er — „ist denn hier alles Zauber? Miß Cecily Morgan?"

„Ja, Herr von Humboldt!" — antwortete die sanfte Stimme des einst so geliebten Mädchens; aber es lag der Ausdruck eines tiefen Schmerzes, einer gewaltigen Entsagung in dem Tone, mit welchem diese Worte gesprochen wurden.

„Und wie kommen Sie hierher?" — frug der junge Mann tiefbewegt weiter. — Ist es Zufall?" .... oder sollte der Brief, der mich hierher rief ...."

„Er kam von mir, mein Herr. Lassen Sie den Zweck dieser Zusammenkunft, die Kühnheit entschuldigen, die ich hatte, als ich Sie darum bat."

„Aber jetzt erst hatte sich Alexander so weit von seiner Ueberraschung erholt, daß er einen ruhiger prüfenden Blick auf Miß Morgan werfen konnte.

Großer Gott! wie hatte sie sich in den zwei Jahren, in welchen sie Alexander nicht gesehen, verändert!

Cecily war nur noch ein Schatten ihrer einstigen Erscheinung. Noch war sie schön, aber diese Schönheit hatte etwas Beängstigendes, etwas Geisterartiges. Die Weiße ihrer Haut war durchsichtig, so daß man auf den Schläfen und auf der Stirne die kleinsten Aederchen leise durchschimmern sah; von den Wangen war jede Spur von Röthe gewichen und ein unendlich schmerzlicher Zug um den Mund sprach von tiefen Seelenleiden. Nur die dunkeln Augen brannten noch in der alten entzückenden Gluth und verkündeten jetzt, wie ehedem Geist und Energie.

Auch Gestalt, die Alexander immer an die griechische Antike erinnert, zeigte — obgleich die Formen an Fülle verloren — noch in Haltung und Bewegung jene, mit weiblicher Hoheit verbundene Anmuth, die Miß Morgan zur Siegerin über sein Herz gemacht. Dennoch erschütterte ihr Anblick Alexander so sehr, daß ihm das Wort im Munde erstarb.

Miß Morgan's natürlicher Scharfblick errieth diesen Eindruck leicht. Ein trübes aber ruhiges Lächeln flog über ihre Züge, dann sagte sie:

„Wenn man an zwei Gräbern geweint und sein und Anderer hinabgesunkenes Lebensglück betrauert hat, dann, Herr von Humboldt, welken die Rosen der Jugend."

„Cecily!" — entgegnete Alexander mit Milde. — „Mir ist der Schmerz eines jeden Menschenherzen heilig, der Ihre doppelt: Sie sprachen von zwei Gräbern?"

„Ja von dem meiner Mutter und jenem meines Kindes!"

Eine momentane Pause entstand. Alexander war es, als sei ihm das Herz zugeschnürt. — „Und Beeskow?" — frug er jetzt kaum vernehmlich.

„Um seinetwillen bat ich Sie — den ich immer als einen der edelsten Menschen verehrt habe — um dies Zwiegespräch. Er ist der Freund, der, untergehend, Ihrer Hülfe bedarf. Ich weiß es, Sie werden sie ihm nicht versagen."

„Sie erschüttern mich durch jedes Ihrer Worte!" — sagte Alexander.

„Und spreche in Räthseln!" — fügte Miß Morgan hinzu. — „Setzen wir uns auf diese Trümmer einstiger Größe und Herrlichkeit. Es ist der rechte Ort für das, was ich Ihnen zu sagen habe, ehe ich auf ewig von Deutschland scheide."

„Sie wollen Deutschland verlassen?"

„Ich gehe nach meinem Vaterlande, nach England, um in stiller Zurückgezogenheit ein Leben zu beschließen, dessen Glück ein schöner aber schwerer Irrthum zertrümmert hat."

Beide setzten sich schweigend, dann hob Miß Morgan auf's Neue an:

„Ich werde kurz sein, Herr von Humboldt, denn ich weiß es, wir Beide lieben Thaten mehr als Worte."

„Schütten Sie immer Ihr Herz gegen Ihren treuesten und wärmsten Freund aus!" — sagte Alexander, in dessen Brust es gewaltig stürmte. — „Glücklich werde ich mich schätzen, wenn ich durch Thaten beweisen kann, daß ich wirklich Ihr Freund bin."

Ein dankbarer Blick aus Cecily's dunklen Augen lohnte Alexander; dann fuhr Miß Morgan fort:

„Beurtheilen sie mich nicht zu streng. Sie kennen mein Verhältniß zu Beeskow. Tadelt es die Welt, so hat sie recht. Es beruht auf dem großen Irrthum, der mein und sein Leben zertrümmert hat."

„Miß Morgan ...."

„Nicht doch!" — sagte die Trauernde fast stolz. — „Keine Entschuldigung. Ich habe mir in meinen Augen nichts vorzuwerfen, als daß ich mich von den edelsten und heiligsten Gefühlen zu weit fortreißen ließ. Glauben Sie mir, Herr von Humboldt, in diesem Herzen hat von jeher die reinste Begeisterung für alles Edle, Große und Schöne geglüht. Mit Leidenschaftlichkeit weihte ich mein Leben dem Ideale der Schönheit. Ich wollte es versuchen, ihm durch mein eigenes Leben Ausdruck zu geben, und dafür schienen mir edle Freiheit, Wahrheit und Natürlichkeit die besten Hülfsmittel. Heiter und leicht im Glück, nichts Böses ahnend, nichts scheuend, mit Enthusiasmus der Kunst hingegeben, war ich glücklich wie ein Kind und ..... wäre es geblieben, hätte ich nicht den einen großen Irrthum in mir genährt: ein edles Frauenherz, ein Weib von Geist, Kraft und Aufschwung dürfe ungestraft die Grenzen niedertreten, die nun einmal Natur, Gesetz und Sitte um uns gezogen. Hier liegt der Irrthum meines Lebens! Nicht theilnehmen an der schweren Arbeit, an dem blutigen Kampfe, an dem mühevollen Aufbauen, an dem freien, keck in das Leben Greifenden Wirken des Mannes soll das Weib. Sie soll — ich fühle es jetzt, aber leider zu spät — sie soll ergänzen, fortführen, vollenden, was er erstrebt und beginnt. Sie soll dieselbe Wahrheit, Freiheit und Schönheit anstreben und pflegen, die er für das Ganze zu schaffen bemüht ist; aber — nur in ihrem kleinen häuslichen Kreise; — ihre Aufgabe ist: das Leben des Einzelnen mit dem des Allgemeinen in Einklang zu bringen. Ich habe sie verfehlt ..... und damit mein Lebensglück verspielt."

Cecily hielt inne. In ihren großen dunk-

len Augen, in ihrem ganzen Wesen ,lag die Bestättigung der letzten Worte: man sah es, sie hatte, so jung sie war, mit sich und ihrem Leben abgeschlossen.

„Aber genug davon!" — sagte sie jetzt. — „Es handelt sich ja nicht von mir, sondern von einem Freunde, der uns beiden werth ist."

„Sie meinen Beeskow?" — frug Alexander.

„Allerdings!"

„Und was ist mit ihm?"

„Er ward seiner Zeit, wie Sie wissen, mein Gatte; mir zwar nicht angetraut nach den Gesetzen der Kirche und des Staates, wohl aber durch jene der Natur und der innigsten heiligsten Liebe. Wie glücklich lebten wir im Anfange mit einander! wir schienen ja für einander geschaffen und unsere gemeinsame Begeisterung für antike Schöne, unser gleichmäßiges Ringen nach künstlerischer Ausbildung vereinigten uns noch mehr und inniger. Adrian war ja eine so große, so schöne, so geniale Natur, — ein Mann von Geist, Witz und Feuer, voll Liebenswürdigkeit und jugendlichem Aufschwung, voll Talent und übersprudeltem Jugendmuth. Aber eines wußte ich freilich nicht! daß er eine bis in das Aeußerste sinnliche Natur sei, ohne moralische Kraft und Ausdauer; — ein Spielball seines allerdings guten aber auch schwachen Herzens und ungezügelter Leidenschaft."

„So kannte ich ihn wirklich auch nicht!" — sagte Alexander.

„Weil diese Schwächen zurücktraten, so lange Ihre Freundschaft sein besseres Ich oben erhielt. Als aber Sie und Ihr Bruder, als die Grafen Arnim Dohna und so mancher Andere, der günstig auf ihn eingewirkt, die Universität Frankfurt verlassen hatten; — als manches Mißgeschick über uns hereinbrach: der Tod meiner guten Mutter, eine schwere Krankheit, die mich in dessen Folge niederwarf, und später der Tod unseres Kindes .... da fing sein, schon längere Zeit in das Excentrische überschweifendes Wesen an, allen Halt zu verlieren. So innig meine Liebe zu ihm war, so sehr ich alles freudig opferte, ihm das Leben zu verschönern ..... sein unruhiger Geist, seine aufgestachelten Leidenschaften, seine Sinnlichkeit rissen ihn von mir hinweg, ließen ..... ihn andere Bande knüpfen."

„Der Undankbare!" — sagte Alexander und sein Herz ward von dem Gedanken schwer, was, unter anderen Verhältnissen, dies Mädchen ihm hätte werden können.

„Ich sage dies nicht um meinetwillen!" — fuhr Cecily fort und edler Stolz sprach aus Ton und Haltung. — „Ich werde ihn ewig lieben; aber das Band, das uns an einander fesselte, hat er selbst zerrissen. Je größer die Freiheit, desto heiliger muß die Treue sein!"

„Und was ist jetzt mit ihm?" — frug Alexander erschüttert.

„Deßhalb bat ich Sie hierher! Adrian ist ohne Ihren Einfluß verloren. Allen Leidenschaften preisgegeben, muß er untergehen, wenn Sie sich seiner nicht annehmen."

„Aber auf welche Weise könnte ich, da wir getrennt sind, auf ihn einwirken?"

Miß Morgan zog hier ein Portefeuille aus der Seitentasche ihres Kleides und reichte es Alexander hin.

„Herr von Humboldt!" — sagte sie dabei — „ich weiß es, daß ich mich in Ihnen nicht täusche. Sie werden auch eine kleine Mühe nicht scheuen, um einen, an und für sich guten und edlen Menschen, aus seinen Verirrungen zu retten. Beeskow ist mein Gatte. Da ich nach England zurückkehre, um ihn nie wiederzusehen, ist es meine Pflicht, daß ich mein nicht unbedeutendes Vermögen mit ihm theile. Adrian würde es aber in seinem excentrischen Wesen in der kürzesten Zeit verschwenden; ich lege es daher in Ihre Hände: seien sie ihm ein wahrer Freund, verwalten Sie es ihm. Ein Brief von mir hat ihn davon benachrichtigt und gibt Ihnen — außer dem großen moralischen Einfluß, den Sie schon auf ihn üben — dadurch noch einen thatsächlichen. Er schwärmte seiner Zeit für Ihren „Tugend- und Freundschaftsbund" .... ich bin überzeugt, Sie sind im Stande, sein besseres Selbst durch diesen zu retten."

„Persönlich“ — sagte Alexander ernst — „möcht es mir vielleicht gelingen, aber....“

„Werden Sie es mir vergeben, wenn ich dazu die Hand biete?“

„Wie so? ich begreife nicht.“

Miß Morgan erhob sich; Alexander folgte.

„Jetzt habe ich meine letzte Pflicht gethan!“ — sagte Cecily. — „Am Fuße des Berges wartet der Wagen, der mich nach Hamburg bringt, ... bis morgen bin ich weit entfernt von diesen Bergen und — übermorgen trifft Beeskow in Eisenach ein.“

„Sie hätten ....?“

„Auf Ihre Güte und Ihr treues Freundesherz rechnend, habe ich Adrian mit demselben Briefe, der ihm sagt, daß ich die Hälfte meines Vermögens in Ihre Hände niederlegen und dann in mein Vaterland zurückkehren werde, nach Eisenach bestellt. O, Herr von Humboldt, lassen Sie mich von hier — von dem Lande, wo ich ebenso namenlos glücklich als unglücklich war — mit der beruhigenden Gewißheit scheiden .... daß Sie dem Untergehenden die rettende Hand reichen.“

Cecily hatte dies mit Wärme und Leidenschaft gesagt, und als ihr nun Alexander erschüttert die Hand reichte und ihr fest gelobte, Adrian zu retten, da glänzten zwei große Thränen in ihren dunklen Augen.

„So leben Sie wohl!“ — sagte sie dann und ihre Stimme zitterte. — „Ich gehe — und steige lebendig in die Gruft der Entsagung und ewiger Abgeschlossenheit!“

Und mit diesen Worten wandte sie sich und verschwand hinter den Ruinen!

Alexander aber blieb tief bewegt zurück. Es war ihm, als ob ein namenloser Schmerz durch sein Inneres zöge. Er fühlte heute auf's Neue, wie unendlich er dieß Mädchen geliebt habe — er fühlte, daß er sie noch liebe — und daß mit ihrem Scheiden die Liebe ihm auf immer den Rücken gekehrt.

„Cecily!“ — rief er laut und schmerzlich; aber nur das Echo in den Ruinen antwortete ihm.

Als er nach Stunden, in tiefe Gedanken verloren, die Wartburg herabstieg, sank die Sonne. Feierlich und schweigend lagen die endlosen Wälder, wie träumende Riesen die Berge. Ueber Wälder und Höhen aber ragte aus weiter Ferne, in Purpur erglühend, ein alter Bekannter hervor: es war der Hörselberg, um dessen Gipfel leichte Nebelwölkchen wie Sagen und Märchen zogen.

Alexander fuhr sich bei diesem Anblick gedankenvoll über die Stirne: war es ihm doch selbst, als sei er, seit er Thüringen erreicht, in einen Zauberkreis eingetreten.

Und doch sollte er noch mehr erfahren: er sollte schon in den nächsten Tagen kennen lernen, daß es auch in den Herzen der Menschen Zauberkräfte gibt, die, durch ihre göttliche Kraft, Wunder zu wirken vermögen.

Adrian von Beeskow traf in der That zur bestimmten Zeit in Eisenach ein. Er war körperlich noch ungeschwächt der Alte. Seine Jugendkraft hatte den tollen Verirrungen widerstanden, Cecily's Brief ihn aber aus seinem Traume aufgeweckt. Mit der größtmöglichsten Schnelle und mit Aufbietung aller nur erdenklichen Mittel raschester Beförderung war er nach Eisenach geeilt, Cecily wo möglich noch zu erreichen. Ihn hatte wieder einmal, wie dies bei excentrischen Menschen so oft der Fall ist, ein Extrem in die Arme des andern geschleudert. Nicht in Reue zerknirscht wollte er sich ihr zu Füßen werfen — dafür war sein Charakter nicht gemacht — aber offen wollte er der noch immer Geliebten sein Unrecht bekennen und redlich wieder gut zu machen suchen, was er an ihr verbrochen.

Daran freilich dachte Adrian nicht, daß es Dinge gibt, die ein zart und edelfühlendes Frauenherz weder vergessen noch vergeben kann; — es fiel ihm, dem aus derberem Stoffe gewobenen Manne nicht ein, daß er mit all zu rauher Hand in seiner weltstürmenden Weise die zarte Blume der Liebe in Cecily's Herz geknickt habe, und daß keine Reue und keine Abbitte und kein edler Vorsatz wieder in das Leben rufe, — was einmal gestorben.

Beeskow kam und fand Miß Morgan nach England abgereist. Natürlich wollte der excentrische Mensch ihr auch dahin nacheilen;

aber Alexander hielt ihn zurück: Sie ist nicht mehr die Deine!" — war seine bestimmte Erklärung — „und nichts berechtigt Dich, ihr auch noch denjenigen Frieden zu rauben, den sie sich durch so große Opfer zu erkämpfen strebt."

Adrian gab erst nach langen Kämpfen nach, und da mehr der Ueberzeugung, daß er sie nicht mehr einhole und jenseits des Canals schwerlich finden werde, als den moralischen Vorstellungen des Freundes.

Jetzt aber erfaßte ihn ein wilder Schmerz um die Verlorene und eine Art Wuth gegen sich selbst. Da sprach Alexander die Zauberworte treuer, edler Freundesliebe: da ließ er die für Adrian halbverklungenen Erinnerungen an ihren schönen Freundschafts- und Tugendbund wieder auftauchen; da trat er so mild, so herzlich, so aufrichtend an den Freund heran, ihn so ganz mit seinem edlen, hohen Wesen erfassend, daß dieser, überwältigt, sich ihm an das Herz warf.

Alexander hatte Adrian gewonnen: er sah es an der Aufrichtigkeit seiner Reue, mehr noch an der männlich entschlossenen Weise, wie er — nicht Ueberschwengliches, wohl aber Vernünftiges und Ausführbares — angelobte. Beeskow schwur an derselben Stelle, wo wenige Tage früher Alexander mit Cecily gestanden, ein besserer, ein brauchbarerer — ein guter Mensch zu werden.

Beide Freunde verabredeten dann für die Zukunft das Nöthige und trennten sich mit schwerem Herzen.

Und mit sonderbar bewegtem Herzen schied Alexander aus dem sagenreichen Thüringen. Es war ihm, als habe er in seinen Bergen ein wunderbares Abschiedslied gehört — — ein Lied von süßer, seliger Liebe, die einmal blühe ...... und dann nie mehr!

Als er in Göttingen eintraf, war Wilhelm schon mit Campe nach Paris gereist. Da trieb es auch ihn fort, — fort in die Welt! —

Kindheit, Jugend und Liebe waren verglüht und verblüht: aber sie hatten reiche Schätze in Alexander's Herz und Geist gehäuft. Jetzt galt es, diese als Mann zu verwerthen.

„Wohlan denn!" — rief Alexander kühn und freudig — „so setzen wir des Lebens Kraft und Fülle an das Leben. Steigt auf ihr Sterne, die mir einst der große König gezeigt! — steigt auf und leuchtet freundlich meiner Bahn, daß ich einst, wie er, Großes leiste zum Wohle meiner Mitmenschen, und mich die Nachwelt segne, wie ihr Segen auf ihm ruht!"

Aber ehe sich nun Alexander von Humboldt dem Leben in die Arme warf, eilte er noch einmal zu seinem lieben, theueren Forster, und mit ihm ging es an den Rhein, nach Holland und nach England ...... dieser Reise Frucht aber war sein erstes literarisches Werk: „Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein."

„Schön, schön!" — sagte Kunth, als er dies Werk empfing, — „wer das Fundament seines Ruhmes gleich mit so festem Gesteine legt, der kann schon einen tüchtigen Tempel darauf aufführen."

Und Kunth hatte recht; aber lauschen wir jetzt den weiteren Hammerschlägen dazu, die bald „über den Ocean" herüber erschallen sollen.

Fortsetzung folgt.

c. t. l. [illegible]

Clement.

Historischer Roman

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Fortsetzung.

Wenn ich nicht irre, so seid Ihr in dieser Gegend fremd, Stina, redete er sie eines Morgens an, als sie sein Zimmer aufräumte. Ich schließe dies aus Eurer Sprachweise.

Das Mädchen sah ihn betroffen an, denn der Offizier hatte noch nie ein Wort zu ihr gesprochen, und seine Stimme klang bei seiner Frage wieder so weich und theilnehmend, wie sie schon einmal seinen Blick auf sich bemerkt hatte.

— Ihr täuscht Euch nicht, edler Herr, erwiederte sie, leicht erröthend — ich bin eine Galizierin und erst seit wenigen Monaten in diesem Hause und diesem Dorfe.

— Und doch sprecht Ihr unsere Muttersprache schon so vortrefflich? fuhr Dumoulin zweifelnd fort.

— Ich bin schon seit sieben Jahren in Deutschland, entgegnete Stina mit einem Seufzer.

— Das ist etwas Anderes; aber Ihr scheint die Heimath schwer zu vermissen, meinte Dumoulin freundlich — denn ich habe Euch neulich zufällig in einer tiefen Schwermuth belauscht und sogar Thränen, vermuthlich des Heimwehs, bemerkt.

Stina schüttelte traurig den Kopf, während ein schneller Blick zu erforschen suchte, ob der Offizier wirklich in aufrichtiger Theilnahme zu ihr spreche. Sie schien befriedigt zu sein, denn sie sagte wehmüthig:

— Nein, ich habe keine Heimath, denn ich habe keine Heimath und keine Lieben mehr, zu denen ich mich zurücksehnen könnte; ich bliebe gern hier, bis —

Sie brach schnell ab, als fürchte sie, schon zu viel gesagt zu haben.

— Aber Ihr fühlt Euch hier unglücklich? Genügt Euch Eure jetzige Stellung nicht? fragte Dumoulin weiter. Ich frage nur, weil ich an Eurem tiefen Kummer Antheil nehme, denn ich selbst habe solchen zu tragen und bin nicht so kalt und unempfindlich, wie es bei meinem jetzigen bösen Dienste wohl den Anschein bei den Leuten haben mag.

— Euch freut es wirklich nicht, wenn Ihr die unglücklichen Menschen wie das Wild einfangt und sie erbarmungslos in die lebenslängliche Sclaverei schickt? fragte Stina statt der Antwort mit ungläubigem Blick.

— Laßt solche Worte nicht den König hören beste Stina, meinte Dumoulin lächelnd; er hält den Dienst in seinem Leibregiment für die höchste Ehre und würde es Euch schwer verdenken, wenn Ihr ihn Sclaverei nennt.

— Und doch würde ich ihm dasselbe und noch mehr über seine Barbarei sagen, entgegnete Stina, den Kopf zurückwerfend, während ihr Auge zu des Offiziers Erstaunen feurig aufblitzte. Aber die Worte eines armen, niedrigen Mädchens werden nie bis an sein Ohr dringen. Jedoch seine Offiziere sollten es ihm sagen, sie sollten sich nicht zu einem Gewerbe hergeben, das so barbarisch und wenig ehrenwerth ist.

Ueber Dumoulins Gesicht flog eine Wolke des tiefsten Unmuths, und er hätte eine heftige Antwort gegeben, hätte er nicht noch bei Zeiten bedacht, daß er ein Mädchen vor sich habe, von dem er keine Genugthuung fordern könne. Ernst erwiederte er:

— Ihr kennt den König nicht, nicht die unbeugsame Härte seines Willens und überhaupt nicht unsere militairischen Verhältnisse; der Gehorsam ist uns so heilig, wie Ihr es nicht begreifen könnt, aber glaubt mir, daß er oft auch sehr schwer wird und daß es bitter ist, wenn unser Gefühl mit der Pflicht in Widerspruch steht, und in diesem Falle befinde ich mich leider. Aber Ihr habt mir meine Frage nach dem Grunde Eures Kummers noch nicht beantwortet.

— Fragt mich nicht darnach, edler Herr, sagte das Mädchen, wieder sanft geworden, denn das aufrichtige Bekenntniß des Offiziers, seine Pflicht sei ihm eine Last, hatte sie freundlicher gegen ihn gestimmt. Ich bin nicht glücklich und kann es nie wieder werden, mir kann aber auch kein Mensch helfen. Ich habe auch den Glauben an sie Alle verloren, setzte sie bitter hinzu und verließ mit einem flüchtigen Gruß schnell das Zimmer.

Dumoulin fühlte, daß Stina einen tiefen Schmerz in ihrer Brust tragen müsse, den Worte nur entweihten; er war zu zartfühlend, bei einer sich bietenden Gelegenheit seine Fragen zu wiederholen, aber er beobachtete das Mädchen auch ferner, nahm ein immer lebhafteres Interesse an ihr und sprach öfter zu ihr. Es schien ihm auch bald, als erkenne sie seine zarte Schonung und seine Theilnahme an, denn sie wurde immer ungezwungener gegen ihn, obgleich sie sich ebenso wenig wie früher über ihre Vergangenheit ausließ und ihm stets gleich räthselhaft blieb. Auffallend war es ihm besonders, daß zuweilen durch ihr ganzes Wesen ein für ihren Stand ganz ungemessener Stolz hervorleuchtete, der, mit Bitterkeit in ihrem Urtheil gemischt, etwas Abstoßendes hatte, aber auch auf die Voraussetzung führte, sie habe einst mit Recht andere Ansprüche machen können, als ihr ihre jetzige Stellung zugestand.

Dumoulin war etwa in der dritten Woche an seinem Stationsorte, als eines Abends ein leichter Reisewagen, mit Postpferden bespannt, auf der Straße von Cleve her kommend, im Dorfe eintraf und vor dem Gasthause hielt, bis die Pferde gewechselt waren, was bei der damals noch sehr unvollkommenen Posteinrichtung ziemlich lange währte. Der Fremde, ein junger Mann, der sich allein im Wagen befand und dessen Aeußeres auf einen Mann von hohem Stande deutete, stieg nicht aus, sondern wartete geduldig auf das neue Gespann. Zufällig trat in diesem Augenblick Dumoulin aus dem Hause und sein Blick fiel auf den Reisenden, der forschend auf die preußische Uniform blickte, als erwarte er, darin einen Bekannten zu finden.

— Ah, Capitain Dumoulin vom Leibregimente! rief er erfreut und beugte sich grüßend aus dem Wagen.

Auch Dumoulin erkannte Jenen; es war der Baron Clement von Rosenau, der Mann, den er haßte, weil er ihm das Liebste auf der Welt geraubt hatte, ohne es zu ahnen. Unangenehm berührt von dem Zusammentreffen, aber sorgfältig bemüht, seine Empfindungen zu verbergen, ging der Capitain an den Wagenschlag und begrüßte höflich den Günstling seines Königs, den er bei Hoffesten flüchtig kennen gelernt hatte.

— Welche überraschende Begegnung an diesem abgelegenen Orte! rief der Baron. Ich war erstaunt, hier an der Grenze Hollands, das ich eben zu betreten gedenke, die preußische Uniform zu sehen, und ich bin noch mehr erstaunt, einen so schätzenswerthen Bekannten in derselben zu erkennen. Aber was treiben Sie hier, Capitain? Hält Sie Ihr Dienst hier fest?

Dumoulin erzählte in kurzen Worten seine Bestimmung und empfing Clements Wünsche, recht viel und schöne Rekruten zu finden.

— Ich gehe nach dem Haag, wo ich als Abgesandter des Ministers Flemming wichtige Depeschen abzugeben und zu erläutern habe, fuhr der Baron fort — aber ich hoffe, wir werden uns bald und für längere Zeit in Berlin wiedersehen, denn ich habe nicht übel Lust, die Anerbietungen Ihres Königs anzunehmen und in seinen Dienst überzutreten, fesseln mich doch, wie Sie wohl wissen werden, süße Bande in Berlin.

So schwer es dem jungen Offizier wurde, stotterte er einige förmliche Gratulationen zu der Verlobung.

— Sie werden wohl schon von unserem Unglück gehört haben, bester Capitain, meinte Clement, scheinbar tief niedergedrückt. Schon seit vierzehn Tagen ist meine Braut gefährlich erkrankt, und ich muß sie gerade jetzt verlassen, wo sie im hitzigen Nervenfieber phantasirt, und außerdem stand unsere Vermählung gerade vor der Thür, als ich den Befehl zur schleunigen Abreise erhielt.

Der Capitain wurde blaß; er wußte nicht, solle er sich über die Verzögerung der Hochzeit freuen oder Emma's gefährlichen Zustand beklagen. Mühsam sich beherrschend, zwang er sich zu einigen bedauernden Worten.

Indessen waren die neuen Pferde vor den Wagen gespannt worden; der Postillon blies und Clement hatte eben seine Hand dem Offizier zum Abschiede gereicht, als des Letzteren Blick, sich zufällig der Hausthür zuwendend, auf Stina fiel, die in diesem Augenblicke heraustreten wollte. Die Hände nach dem Wagen ausstreckend, die Augen starr darauf gerichtet, als glaube sie noch nicht an die Wirklichkeit dessen, was sie erblickte, war sie plötzlich wie angewurzelt stehen geblieben, und ihr Gesicht sprach einen merkwürdig schnellen Wechsel zwischen Freude, Entsetzen und Schmerz aus. In demselben Moment zogen die Pferde an, und der Wagen führte Clement, der das Mädchen von seinem Sitze aus gar nicht bemerkt hatte, schnell fort, Dumoulin aber sprang der mit einem leisen Schrei Umsinkenden eilig zu Hülfe und fing sie in seinen Armen auf.

— Mein Gott, was fehlt Euch, Stina? rief er erschrocken. Was hat Euch so mächtig aufgeregt?

Das Mädchen deutete mit einer verzweifelnden Geberde auf den schnell dahinrollenden Wagen, dann rief sie, alle ihre Kräfte zusammennehmend, angstvoll:

— Es ist Franz! O, haltet ihn auf, Herr!

Der junge Offizier wußte nicht, was er thun sollte; er konnte den Wagen nicht mehr erreichen, wenn er demselben auch wirklich nachgeeilt wäre, und überdies war er überzeugt, es walte hier ein Mißverständniß ob, denn in welcher Beziehung sollte Stina zu dem reichen und vornehmen Baron Clement stehen?

— Ihr täuscht Euch sicherlich, Stina, sagte er tröstend; der Herr in jenem Wagen, der unsern Augen jetzt schon entschwunden, ist ein angesehener Mann vom Berliner Hofe, den ich kenne, und jedenfalls nicht der, den Ihr in ihm zu erblicken meintet.

— Doch, ich kenne ihn, es ist Franz Clement; rief Stina außer sich. O, mein Gott, er ist wieder fort, und ich werde keine Spur mehr von ihm finden können.

Dumoulin stutzte; das Mädchen wußte den Namen des Barons und täuschte sich also nicht; ihr Kummer sagte ihm, daß sie in einem sehr nahen Verhältnisse zu ihm stehen müsse, und er hätte Clement gern zurückgerufen, wenn dies noch im Bereich der Möglichkeit gelegen hätte.

— Ihr seht es ist unmöglich, dem Baron jetzt Kenntniß von Eurer Anwesenheit geben zu wollen, sagte er beschwichtigend — aber wenn Euch so viel daran liegt, ihn zu sprechen, so will ich noch heut an ihn schreiben, denn ich weiß wohin er sich begiebt.

— Wohin? fragte Stina heftig.

— Nach dem Haag, wie er mir eben sagte. Die Entfernung ist nicht zu weit, und er wird in einigen Tagen meinen Brief erhalten, meinte Dumoulin. Ihr müßt mich dann nur einigermaßen in Euer Vertrauen einweihen, liebe Stina, denn ich glaube kaum, daß ihm dieser Name genügen würde, sich Eurer zu erinnern.

Stina's Brust hob ein erleichternder Seufzer, dann wurde sie ruhiger und schien in Nachdenken versunken, das Dumoulin nicht stören wollte. Nach einer längeren Pause sagte sie ziemlich gefaßt zu ihm:

— Ihr seid sehr gut und theilnehmend, Herr, und ich danke Euch von Herzen, daß Ihr Euch meiner so freundlich annehmen wollt; aber ich kann von Eurer Güte keinen Gebrauch machen, denn Clement selbst würde es übel aufnehmen, wenn er auf die Vermuthung gerathen müßte, ich hätte unser Geheimniß einen Dritten vertraut. Ich will selbst nach dem Haag und ihn aufsuchen.

— Ihr, Stina, wollt allein eine so große Reise unternehmen? fragte der Offizier erstaunt. Habt Ihr denn die Mittel dazu.

— Ich habe genug, um die Hinreise zu bestreiten, erwiederte das Mädchen und fuhr mit leuchtenden Blicken fort: Clement wird dann weiter für mich sorgen und ich werde nicht wieder hierher zurückkehren.

— Seid Ihr dessen so gewiß, Stina? fragte Dumoulin zweifelnd. Ich weiß nicht;

in welchem Verhältnisse Ihr zu jenem Manne steht, aber ich halte es für meine Pflicht, Euch darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn es — verzeiht mir, wenn ich Euch zu nahe treten sollte — in irgend welcher Weise ein zärtliches gewesen ist, Ihr wenig Aussichten habt, auf eine freundliche Aufnahme bei Jenem zu stoßen.

Stina dachte nicht daran, sich durch die Vermuthung des Offiziers, die er gegen sie aussprach, gekränkt zu fühlen, denn sie achtete nur auf die von ihm ausgesprochene Befürchtung.

— Wie meint Ihr das? fragte sie schnell, ihn fest anblickend.

— Der Baron Clement ist verlobt und gedenkt nächstens seine Hochzeit in Berlin zu feiern, erwiederte Dumoulin.

Stina blickte ihn starr an.

— Ihr täuscht Euch, Herr — das ist unmöglich! rief sie heftig, und ihre Wangen rötheten sich schnell, während ihre Augen in wilder Gluth aufleuchteten.

— Ich versichere Euch, daß ich leider zu genaue Nachrichten darüber habe, entgegnete Dumoulin bitter. Der Baron ist in Berlin mit der Tochter des Ministers von Marschall verlobt, einer Dame, die ich persönlich genau kenne, und der König selbst schützt ihre Liebe.

Stina schien dennoch nicht zu glauben, was sie hörte.

— Er muß seine besonderen Gründe für ein solches Verfahren haben, flüsterte sie finster halb für sich, halb zu Dumoulin gewendet. Ich versichere Euch, Capitain, daß er Jene nicht heirathen wird und kann.

— Stina, ich bin erstaunt über die Sicherheit, mit der Ihr dies aussprecht, erwiederte Dumoulin erregt. Wenn Ihr wüßtet, welches Interesse ich selbst daran habe, daß diese Heirath nicht zu Stande kommt, so würdet Ihr meine Bitte, mich weiter aufzuklären, nicht für unnütze Neugier halten.

— Nein, erwiederte sie bestimmt, das kann ich nicht, aber ich versichere Euch, daß Clement jenes Mädchen nicht heirathen wird; Ihr werdet darüber bald Gewißheit erhalten, wenn ich mit ihm im Haag gesprochen habe, und Ihr könnt bis dahin ganz ruhig sein. Sollte aber, fuhr sie in verändertem Tone mit blitzenden Augen fort, Clement eine Nichtswürdigkeit, deren ich ihn noch nicht für fähig halten kann, beabsichtigen, so werde ich Euch in mein Geheimniß einweihen und wir werden vereint handeln können, jene Heirath zu hintertreiben.

— Ihr wißt nicht, Stina, daß der König selbst ihn schützt und daß wir gegen seinen Willen ohnmächtig sind, warf Dumoulin mit trübem Blicke ein.

— Seid Ihr ein Mann und zagt, wo ich, ein schwaches Weib, nicht bang zurückweiche und wo es für Euch ein hohes Ziel zu erringen giebt, denn ich vermuthe wohl nicht mit Unrecht, daß Ihr selbst die sogenannte Braut Clements liebt und sie gern die Eure nennen möchtet? fragte Stina lebhaft.

Der junge Offizier hielt die Blicke zu Boden gesenkt, aber sie heiterten sich allmälig auf, denn er wagte wieder zu hoffen, da Stina mit so großem Muthe und solcher Entschiedenheit sprach.

— Reiset nach dem Haag, Stina, sagte er dann — und wenn Ihr zurückkehrt, werden wir gemeinsam handeln.

— Ich sagte Euch schon, daß ich nicht wieder von dort zurückkehren würde, um mich hier täglich durch niedrige Dienstverrichtungen, und noch mehr durch die beleidigenden Schmeicheleien erbärmlicher Menschen demüthigen zu lassen, erwiederte das Mädchen stolz. Indessen werdet Ihr auch meiner nicht bedürfen, denn jene Emma von Marschall wird bald frei sein.

— Und wann gedenkt Ihr Eure Reise anzutreten? fragte der Capitain.

— Morgen schon, die Ungeduld und die Sehnsucht dulden mich hier nicht länger.

— Nehmt mein Anerbieten an, Stina, Euch mit den nöthigen Mitteln zu versehen, um in jedem Falle hierher wieder zurückkehren zu können, bat der Offizier.

— Ich danke Euch, Capitain, es bedarf dieser Vorsicht nicht.

— Wenn Ihr aber Clement gar nicht im Haag auffinden solltet, wenn er die Stadt viel-

leicht schon wieder verlassen hätte, was bei seiner abhängigen Stellung keine Unmöglichkeit wäre? fragte Dumoulin.

— Welche Stellung bekleidet er jetzt?

— Er ist ein Abgesandter des sächsischen Ministers von Flemming an die dortigen Gesandten Sachsens und Oesterreichs, so viel ich weiß.

— Nun gut, Capitain, geben Sie mir die Summe, die sie für meine Bedürfnisse erforderlich halten, sagte Stina so gleichgültig, daß Dumoulin jetzt erst die Veränderung bemerkte, die in dem Verhältnisse des Mädchens zu ihm eingetreten war. Ich werde sie Ihnen vom Haag aus zurückerstatten, sobald ich Clement aufgefunden habe, was in einigen Tagen der Fall sein wird. Ich werde Ihnen morgen meine Adresse versiegelt zurücklassen, und Sie mögen diese nach meiner Abreise erbrechen. Schweigen Sie aber über das, was Sie gelesen haben, gegen Jeden.

Der Offizier, der in Stina jetzt nicht mehr das einfache, niedrige Hausmädchen vor sich sah, sondern eine edelgeborene Dame in ihr ahnte, verbeugte sich unwillkürlich ehrerbietig. Mit einem kurzen Gruße, den ein dankbarer Blick begleitete, entfernte sich das Mädchen und ging, wie er bald darauf bemerkte, wieder so ruhig an ihre Arbeit, als sei gar nichts vorgefallen. In Träumereien versunken, was dies Alles zu bedeuten habe, wie Stina mit dem Baron Clement in Verbindung stehe, wie sie vor Allem mit solcher Sicherheit seine Verlobung aufzulösen gedachte, die unter einem mächtigen Schutze, den Niemand anzutasten wagte, stand, zog sich Dumoulin auf sein Zimmer zurück. Er wollte die Summe zu sich stecken, die er Stina zur Reise mitzugeben versprochen hatte, um sie ihr bei Gelegenheit heimlich zu geben, aber er zögerte wieder, als er das Geld bereits in der Hand hielt, denn er scheute sich, ihr so wenig anzubieten, daß sie, ihrem jetzigen dienenden Stande gemäß, die Hin- und Rückreise davon zweimal hätte bestreiten können. Schnell entschlossen, verdoppelte er die Summe, obgleich sie jetzt fast sein ganzes eigenes Vermögen betrug, was bei einem preußischen Capitain, der, wie er, keine Compagnie hatte nicht viel sagen wollte.

Als er in die Gaststube hinuntergegangen war um seine Abendmahlzeit dort einzunehmen, wie er es gewöhnlich zu thun pflegte, hörte er dort schon allgemein von der bevorstehenden Abreise des Mädchens sprechen, die den Unwillen des Wirths und das lebhafteste Bedauern unter den Gästen erregte. Ersterer hatte eben mitgetheilt, wie eine fixe Idee in das Mädchen gefahren sein müsse, denn sie bestehe darauf, schon anderen Tages ihn zu verlassen, obgleich er sich keinen Grund dafür denken könne und nicht begreife, wohin sie ohne Geld sich zu wenden gedenke. Aus seinen Andeutungen, die er oft durch heftige Flüche unterbrach, schien hervorzugehen, daß er irgend einen seiner Gäste und Anbeter des Mädchens im Verdacht habe, ihre Sprödigkeit besiegt und sie mit den Mitteln versehen zu haben, deren sie bedurfte, sich aus seinem Hause zurückzuziehen. Diese Ansicht fand auch allgemeinen Glauben, und zu Dumoulins großem Mißbehagen rieth man in seiner Gegenwart hin und her, wer der begünstigte und freigebige Liebhaber sein könne, und Einige schielten heimlich zu ihm selbst herüber, als hätten sie einen Verdacht, der wenigstens nicht ganz unbegründet war. Der Capitain schwieg indessen hartnäckig, und dies konnte nicht auffallen, da er selten ein Wort mit den übrigen Gästen des Hauses, die sich selbst von ihm fern hielten, obgleich sie ihn stets achtungsvoll grüßten, wechselte.

Als Stina in die Gaststube, wohin sie heut noch ihre Pflicht rief, eintrat, umgab man sie mit den lebhaftesten Aeußerungen des Bedauerns, daß sie anderen Tages abreisen wolle, wobei dann auch manche verdeckte Anspielungen auf die allgemeine Vermuthung nicht fehlten. Sie war, wie gewöhnlich, ernst und kalt und wies jeden Versuch, in ihr Vertrauen zu dringen, entschieden zurück. Niemanden entging es, daß ihr ganzes Wesen noch stolzer und edler geworden zu sein schien, als man es schon vorher an ihr bewundert hatte, und unwillkürlich durchdrang Alle, selbst den rohen Wirth, eine ehrfurchtsvolle Scheu gegen sie.

Als sie an Dumoulin vorüberging, gab sie ihm, von Niemanden bemerkt, ein Zeichen, daß sie ihn später noch auf seinem Zimmer sprechen werde.

Der Capitain zog sich daher bald dorthin zurück, und er brauchte nicht lange auf Stina zu warten, die eilig eintrat und ebenso hastig sagte:

— Ich habe nur wenige Minuten für Sie, denn Sie selbst werden gehört haben, welchen unwürdigen Verdacht man auf mich geworfen zu haben scheint; es könnte also Aufsehen erregen, wenn man erführe, daß ich länger hier gewesen, als es mein Dienst erfordert. Geben Sie mir schnell das Geld und nehmen Sie hier dieses Couvert, das meine Adresse enthält, aber ich bitte Sie dringend es nicht vor morgen Mittag zu öffnen.

— Ich werde Ihrem Wunsche folgen, erwiederte der junge Offizier, der sich erhoben hatte. Hier ist die Summe, die, wie ich hoffe, zu Ihrer Reise hinreichen wird, ich selbst muß gestehen, daß ich sie nicht erhöhen konnte.

Das Mädchen nahm ohne Zögern und mit einem leichten dankenden Kopfnicken das Geld.

— Sie werden mich benachrichtigen, Stina, was ich in Betreff Emma's von Marschall zu hoffen habe? fragte Dumoulin bittend. Sie haben nicht unrichtig vermuthet, daß ich sie liebe, und werden ermessen, wie peinigend mir eine lange Ungewißheit sein muß.

— Sie werden in spätestens acht Tagen eine Antwort haben, Capitain, erwiederte Stina mit Bestimmtheit; verlangen Sie aber nicht, daß ich mich ganz frei in derselben ausspreche, denn ich vermag noch nicht zu beurtheilen, welche Gründe Clement unzweifelhaft zu dieser Verlobung hatte und ob seine Pläne nicht durch eine zu offene Erklärung von meiner Seite Gefahr laufen. Lassen Sie es sich allein an der Versicherung genügen, daß er nie die Marschall heirathen wird. Uebrigens vertraue ich Ihrem Ehrgefühl, daß Sie jeden weiteren Schritt in Bezug auf jene Dame aufschieben, bis ich Ihnen in Clements Namen die Erlaubniß geben kann, über das, was Sie von mir gehört haben, zu sprechen.

Stina reichte dem Offizier ihre Hand, die er dankbar drückte, und verließ ihn dann, nachdem sie ihre Absicht ausgesprochen hatte, das Haus in der ersten Morgenfrühe zu verlassen.

Wirklich hatte sie dies ausgeführt, denn am anderen Morgen fragten die Gäste vergebens nach der schönen Stina, welche die unbegreifliche Reise nach Holland angetreten hatte; man fügte sich schwer in ihre Abwesenheit. Dumoulin war äußerst aufgeregt und konnte kaum die Mittagszeit erwarten, zu welcher es ihm gestattet war, das erhaltene Billet zu öffnen; dennoch hielt er getreulich seine Ungeduld zurück und erbrach das Siegel erst um die angegebene Stunde. Auf das Höchste erstaunt und erregt, legte er das Papier vor sich hin, nachdem er es mehrere Male gelesen hatte, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht täusche, denn es stand nichts als die Worte darauf:

„Viela Clement, zur Zeit unter der Adresse: Baronin Viela Clement von Rosenau."

Das Räthsel war nicht gelöst, im Gegentheil noch verworrener geworden. Es war klar, daß Stina, oder vielmehr Viela, die Gattin des Barons sei, denn nach ihrem ganzen Benehmen ließ sich keine weitläufigere Verwandtschaft vermuthen; wie sie als solche aber hierhergekommen, mehrere Monate in dienenden Verhältnissen gelebt hatte, während ihr Gatte am Berliner Hofe in Pracht und Glanz schwelgte, während er sich für unverheirathet ausgab und sich mit einer Andern öffentlich verlobte, das erschien dem Offizier ganz unbegreiflich und bedenklicher, als daß diese Viela sich zuerst und damit auch ihren Mann ohne den Baronstittel nannte; es mußte hier ein wichtiges Familiengeheimniß vorliegen, oder Dumoulin war von einem einfachen Hausmädchen mystifizirt worden, die es nur darauf abgesehen hatte, durch einen schlau gespielten Betrug Geld von ihm zu erpressen. Aber letztere Annahme verwarf

der junge Mann sogleich wieder, denn unmöglich ließ sich Stina's stolzes und edles Wesen damit in Einklang bringen, und ihre Erregung beim Wiedersehen Clements war zu groß und natürlich gewesen, als daß man sie sich als Verstellung auslegen konnte. Es blieb Dumoulin nichts übrig, als die versprochene Nachricht von ihr ungeduldig abzuwarten, aber mehrere Tage über die festgesetzte Zeit vergingen und sie traf nicht ein.

Wir wollen indessen Viela's Reise verfolgen, den sie, mit dem dazu nöthigen Gelde versehen, in einem von Stadt zu Stadt gemietheten erbärmlichen Wagen unter mancherlei Beschwerlichkeiten zurücklegte. Als sie im Haag eingetroffen war, öffnete sie in dem kleinen Wirthshause, in dem sie abgestiegen war, den kleinen Reisekoffer, den sie bei sich führte, und nahm daraus unter den einfachen ländlichen Kleidungsstücken, die sie bisher in ihrem dienenden Stande getragen hatte, eine Robe von schwerer schwarzer Seide und die dazu passenden Toilettengegenstände hervor, die einzigen, die sie noch aus einer früheren, besseren Zeit besaß; es war derselbe Anzug, den sie an jenem Abende getragen hatte, als sie von Clement getrennt wurde. Sie legte diesen an, nachdem sie sorgfältig ihr Haar wie damals geordnet hatte, und eine leichte Mantille überwerfend, ging sie auf die Straße hinaus. Von dem Wirth des Gasthauses hatte sie bereits die Wohnung Clements erfahren und schnellen Schrittes, stürmisch klopfenden Herzens eilte sie ihr zu.

In Viela's Busen wogte es mächtig, denn sie fühlte, daß sie einer Entscheidung für ihr ganzes Leben nahe sei und daß dieser Gang sie entweder glücklich oder für immer elend machen mußte. Wir werden später hören, wie sie sich von Köprölü getrennt hatte und in jenes Wirthshaus gekommen war, wo sie Dumoulin kennen gelernt und Clement wiedergesehen hatte. An jenem Abende, als Köprölü ihr die grausamen Eröffnungen von Clements Betrug machte, war sie eines klaren Gedankens unfähig gewesen; später aber, als Ruhe und Ueberlegung wiederkehrten, war sie fest von der Ueberzeugung durchdrungen, Clement sei ebenso das Opfer einer Intrigue Köprölü's geworden, wie sie selbst, und es falle ihm nicht Alles, dessen jener ihn beschuldigt, zur Last, vor Allem nicht der mit ihrer Trauung gespielte Betrug, an den sie nicht glauben konnte; sie meinte, auch dies sei nur ein Vorwand Köprölü's, sie Clement zu entfremden und seinen eigenen Absichten geneigt zu machen. Sie zweifelte daher wenigstens noch bis zu diesem Augenblicke an der Schuld ihres Gatten und sehnte sich, mit ihm wieder vereinigt zu werden, um sich offen auszusprechen und Gewißheit verschaffen zu können. Jetzt hatte sie ihn, zwischen Freude und der Angst, ihre Befürchtungen und Köprölü's Anschuldigungen durch ihn selbst bestätigt zu sehen, getheilt, wieder gesehen, wo sie es am wenigsten erwartete, aber gleichzeitig wurde auch eine neue schwere Anklage durch Dumoulin auf ihn geworfen, die seiner Verlobung nämlich. Viela konnte es sich nicht verhehlen, daß fast sichere Verdachtsgründe gegen Clement vorlagen, aber dennoch hielt sie einen so hohen Grad von Nichtswürdigkeit in ihm nicht für möglich und hatte schnell den festen Entschluß gefaßt, ihn nicht eher zu verdammen, sich jeden Urtheils über ihn zu enthalten, bis sie ihn selbst gesprochen hätte; darum sprach sie mit solcher Zuversicht zu Dumoulin und darum reiste sie selbst nach dem Haag, immer noch mehr von Vertrauen, als von Furcht beseelt.

Viela's Weg führte sie zu einem prächtigen Hotel, in dem Clement wohnen sollte. Man blickte sie mit einiger Verwunderung an, als sie nach ihm fragte, denn Niemandem konnte ihre Aufregung entgehen, und der reiche Anzug ließ sich nicht gut damit in Einklang bringen, daß die Fremde zu Fuß eintraf und zu einer Tageszeit, die man nicht zu Visiten zu benutzen pflegte, nämlich spät am Abende. Indessen wurde sie, wie sie es verlangte, als eine dem Baron bekannte Dame aus Dresden angemeldet und von ihm befohlen, sie sogleich vorzulassen.

Clement war erstaunt wer ihn hier aufsuchen könne, und sein erster Gedanke war, daß er irgend eine Nachricht von Viela's Schick-

sal erhalten werde; diese Vermuthung kam ihm aber unter seinen jetzigen Verhältnissen gar nicht besonders erwünscht, denn, wie wir schon wissen, war es ihm mit dem Bestreben, Viela aufzusuchen, nie lange Ernst gewesen, und besonders in letzter Zeit hatte er schon zu fürchten angefangen, er möge zufällig auf sie treffen und dies, voraussichtlich ein Hinderniß seiner Heirath werden, deren große Vortheile er nicht so leicht aufzugeben gedachte. Viela selbst erwartete er indessen jetzt gerade am allerwenigsten.

Als die junge Frau eintrat und die Mantille zurückschlug, so daß der helle Kerzenschein ihr Gesicht deutlich beleuchtete, fuhr Clement erschrocken einen Schritt zurück und griff nach der Lehne eines Sessels, um sich zu stützen. Beide standen sich eine Weile sprach- und bewegungslos gegenüber, er den Fluch des bösen Gewissens deutlich auf dem Gesichte tragend, sie schwankend zwischen Liebe, Angst und Rachegefühl, denn der erste Blick mußte sie belehren, daß Clement sich ihrer Wiederkehr nicht freue; aber sie sagte sich auch wieder, daß Köprölv vielleicht in ihm einen ähnlichen Verdacht gegen sie rege gemacht habe, wie in ihr selbst.

— Du scheinst nicht erfreut, mich wiederzusehen, Franz, sagte sie alle ihre Fassung zusammennehmend in leise vorwurfsvollem Tone. Ich komme nicht, um Dir Vorwürfe zu machen, obgleich ich wohl vielfachen Grund dazu hätte, denn ich bin überzeugt, Du bist gleich mir von dem falschen Freunde Köprölv getäuscht worden, der uns in seinem eigenen verwerflichen Interesse trennen wollte.

Clement winkte, noch immer nicht ganz Herr seiner selbst, Viela zu, sich auf das Canapee niederzulassen, dann schob er einen Sessel daneben, setzte sich vor sie hin und sagte mit erzwungener Ruhe:

— Wo kommst Du jetzt her, Viela, und welche Rechte gedenkst Du an mich geltend zu machen?

— Das ist ein Empfang, wie ich ihn nicht von meinem Gatten erwarten konnte, erwiederte Viela mit blitzenden Augen, aber einer sichtlich mühsam erstrebten Kälte. Mögen sich zuerst alle Mißverständnisse zwischen uns lösen, Franz, vielleicht wirst Du dann dies Benehmen, das ich sicherlich nicht verdient habe, bereuen. Höre zuerst die Beschuldigungen, die theils durch Andere zu meinen Ohren gekommen sind, die ich theils selbst Dir zu machen habe.

Clement erwiederte Nichts, er schien noch immer mit einem Entschlusse zu kämpfen, wie er sich gegen Viela am besten zu verhalten habe; er fühlte deutlich, daß er sie nicht mehr liebe wie früher, daß er an seinen ehrgeizigen Plänen mehr hänge als an ihr, aber er fürchtete sie, denn er kannte ihre Liebe und ihr Rachegefühl. Viela erzählte nun so ruhig, als ihr möglich war, Alles, was Köprölv ihr an jenem Abende eröffnet hatte, welchen Verrath Clement an dem Fürsten Ragoczy begangen, wie er sie durch eine Scheinheirath getäuscht habe, um ihrer ledig zu sein, sobald seine Leidenschaft befriedigt wäre. Hier unterbrach sie Clement, der bis dahin schweigend zugehört hatte, während seine Züge die lebhafte innere Erregung wiederspiegelten.

— Ich schwöre Dir bei Allem, was Dir und mir heilig ist, Viela, sagte er mit überzeugendem Tone, daß dieses Bubenstück nur von Köprölv allein verübt worden ist und daß ich unsern Bund, bis vor etwa drei Jahren für vollständig gesetzlich hielt; als mich der falsche Freund damals aufklarte, seine Nichtswürdigkeit durch die heilige Versicherung beschönigend, er habe nur mein Bestes gewollt, war ich rasend vor Zorn, aber ich fügte mich dem einmal Unabänderlichen, da ich die Ruhe Deines Herzens nicht stören wollte.

— Und weil Du voraussahest, es würde ein Augenblick wie der jetzige kommen, in dem ich Dir lästig sein würde, fügte Viela bitter hinzu. Ich habe an jenem Abende Köprölv geglaubt, ich habe am folgenden Tage bereut, daß ich Dich in einem so entehrenden Verdachte gehabt hatte, aber ich habe auch Zeit genug gefunden, mich mit dem schrecklichsten Gedanken vertrauter zu machen. Und jetzt, Franz, fuhr sie, sich stolz erhebend, in feierlichem Tone fort — schwöre auch ich Dir bei dem höchsten Gott, daß ich Deiner würdig ge-

blieben bin, obgleich Du mich freiwillig dem Verführer Köprölp abgetreten hast, daß ich ihm, nur meiner Pflichten gegen Dich bewußt, entflohen bin und seitdem gelebt habe, wie ich jeden Augenblick Gott und den Menschen gegenüber verantworten kann; aber ich trete jetzt auch vor Dich mit der Frage, die über mein ganzes künftiges Leben entscheiden wird: Liebst Du mich noch und willst Du jetzt noch Deine große Schuld gegen mich gut machen, wozu Du die heiligste Verpflichtung hast?

Clement war während ihrer langen Rede gefaßt geworden und hatte Zeit gefunden, seinen Plan zu entwerfen.

— Viela, sagte er, einen Arm um sie zärtlich schlingend, Du hättest nie daran zweifeln sollen, daß ich Dich stets geliebt habe. Du hast recht, daß Köprölp unser ganzes Unglück verschuldet hat, und ich würde nie darein gewilligt haben, mich von Dir zu trennen, wenn seine Verläumdungen nicht meine Eifersucht rege gemacht und meinen klaren Verstand bestrickt hätten. Ich halte Dich für unschuldig, aber gestehe selbst, daß Du Dich in letzter Zeit in Lagen befunden hast, deren Bedenklichkeiten Deine eigenen Versicherungen allein nicht heben können. Ich werde Köprölp aufsuchen und mein glühender Haß wird mir ihn finden helfen —

— Es ist genug, Franz, rief Viela, sich empört von ihm losreißend; es genügt Dir nicht, mich selbst in diese furchtbaren Lagen gebracht zu haben, deren Du erwähnst, sondern Du scheust Dich auch nicht, mit ihnen meine Ehre zu beflecken. Das ist nichtswürdig! — Ich durchschaue Dich jetzt vollkommen; eine neue, entsetzliche That lastet auf Deinem Gewissen, ich habe es schon gehört, aber nicht daran glauben wollen. Du gedenkst eine Ehe zu schließen, noch verbrecherischer als die, durch welche Du mich getäuscht hast.

Clement erbleichte, denn er hatte nicht geahnt, daß Viela auch hiervon schon Kenntniß hatte, aber fühlend, daß er jetzt der größten Ruhe bedürfe, Viela's Rache zu versöhnen, die ihm sehr gefährlich werden konnte, lag ihm Alles daran, sie durch Versprechungen hinzuhalten, bis ihr Eingreifen in seine Pläne zu spät kam.

— Du meinst ohne Zweifel meine Verlobung mit der Tochter des preußischen Ministers von Marschall? sagte er kalt lächelnd. Liebe Viela, wie kannst Du so thöricht sein, zu glauben, daß ich mich im Ernst zu verheirathen gedenke, da ich ältere Pflichten gegen Dich habe? Mit dieser Verlobung hat es eine eigene Bewandtniß, ich bin dazu durch den König von Preußen, der in seinem hartnäckigen Sinn durchaus keinen Widerspruch leidet, gezwungen worden, und dies ist in Folge von politischen Geheimnissen geschehen, die Du nicht begreifen würdest, wenn ich sie Dir auch erklären wollte und könnte. Mache Dir deshalb keine Sorgen, beste Viela.

— Du betrügst mich, Clement! Du spielst ein gefährliches Spiel mit mir, aber ich durchschaue es! rief die junge Frau heftig. Du fürchtest, daß ich mit meinen Ansprüchen als Deine Gattin öffentlich hervortrete, und Du willst mich zum Schweigen vermögen, damit Du ungehindert auf dem Wege des Bösen fortschreiten kannst.

— Das ist eine merkwürdige Idee von Dir, beste Viela, erwiderte Clement ruhig mit einem spöttischen Blicke auf sie. Was könnte es mir schaden, wenn Du mit Ansprüchen hervortrittst, die niemals eine gesetzliche Geltung gehabt haben, wie Du weißt, und deren Unrichtigkeit sofort nachzuweisen ist, da sich nirgends Dokumente über unsere eheliche Einsegnung vorfinden werden? Man würde Dich belächeln oder für irrsinnig halten, denn wenn es mir daran läge, würde ich jede frühere Bekanntschaft mit Dir ungestraft leugnen können.

— Nicht ungestraft, Franz, sagte Viela, aus deren Blick jede Spur von Liebe geschwunden war und einem unversöhnlichen Hasse Platz gemacht hatte; es giebt einen Gott über uns, der Dich richten wird, und ich will zu ihm flehen, daß er mich zum Werkzeuge seiner Rache ausersehe, denn jetzt habe ich Dich erkannt und ich hasse Dich, hasse Dich mehr als den Verräther Köprölp, denn Du, sein Schüler, hast

den Meister übertroffen. Wir sehen uns wieder, Franz.

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich der Thür zuwenden, aber Clement, der voraussah, was er von ihr zu fürchten habe, hielt sie am Arme fest.

— Weib, Du bist wahnsinnig sagte er in heftiger Aufregung; ich werde thun, was Du verlangst, aber bleibe hier und höre mich an.

— Ich habe nur die eine Frage zu wiederholen, deren Beantwortung über Dein und mein Schicksal entscheiden wird, sagte Biela kalt. Ich liebe Dich nicht mehr, aber ich fordere, daß Du mir meine Ehre wiedergiebst, daß Du Dich ohne Verzug mit mir rechtmäßig vor Gottes Altar trauen lässest.

— Unmöglich! erwiederte Clement mit Eiseskälte; aber Du sollst bei mir bleiben, wir werden, wie früher, wieder zusammen leben, wenn Du auch vorläufig nicht den Namen meiner Gattin führen darfst.

— Elender! rief Biela empört. Ich will kein Wort mehr von Dir hören.

Sie war heftig mit zornfunkelnden Augen aufgesprungen und eilte der Thür zu. Clement warf sich ihr in den Weg, um sie mit Gewalt zurückzuhalten, aber die Verzweiflung gab Biela Kräfte und sie stieß ihn so heftig zurück, daß er taumelte und sie losließ; ehe er sich erholen konnte, hatte sie die Thür hinter sich in das Schloß geworfen und drehte den Schlüssel um. Dann eilte sie im Fluge die Treppen hinab, auf denen die ihr Begegenden erstaunt stehen blieben, das in ihrer Erregung noch viel schönere und stolzere Weib zu betrachten, gewann, ohne aufgehalten zu werden, die Straße und eilte ihrem Wohnorte zu.

Dort angekommen, warf sie sich schluchzend auf einen Sessel nieder; abgebrochene, unverständliche Worte entflohen ihren blassen Lippen und ein heftiger Schauder überlief den ganzen Körper, der oft konvulsivisch zusammenzuckte. Aber diese Schwäche dauerte bei dem seelenstarken Weibe nur kurze Zeit, denn der wüthende Haß und das Begehren, zur Rache noch stark genug zu bleiben, gaben ihr die Kräfte, die schon zu entschwinden drohten, bald wieder. Noch in derselben Nacht verließ sie wieder in dem einfachen Kleide, in dem sie hierhergekommen war, den Haag und schlug den Weg nach Cleve ein.

Aber doch reichten die körperlichen Kräfte nicht zu, die moralischen und physischen Anstrengungen zu tragen, die in letzter Zeit so mächtig auf Biela eingestürmt waren; schon unterwegs fühlte sie sich unwohl und sah sich genöthigt, in einem kleinen Städtchen mehrere Tage das Lager zu hüten, von dem sie sich schwach wieder erhob, um ihre Reise fortzusetzen; daher kam es, daß Dumoulin nicht zur bestimmten Zeit den erwarteten Brief erhielt. Biela hatte noch nicht ruhig überlegen können, was sie vorläufig beginnen werde; sie schämte sich, in ihre frühere Stellung in dem Wirthshause zurückzukehren, denn sie fürchtete die Spöttereien des Wirthes und der Gäste über ihre baldige Rückkehr, und dennoch mußte sie sich ihren Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit suchen und obenein bald dem Offizier, der sich so freundlich gegen sie benommen hatte, die ihr geliehene Summe zurückerstatten; das arme Mädchen machte sich große Sorgen deshalb, die nur durch das tiefere Unglück ihres ganzen Lebens zuweilen übertäubt wurden. Es blieb ihr nichts übrig, als sich nach einem Dorfe zu begeben, das dem, in welchem Dumoulin wohnte, nahe lag, ihn dorthin zu sich zu bitten und ihm aufrichtig zu gestehen, welche Bewandtniß es mit ihr und Clement habe und wie sie jetzt nur noch ihre Rache an ihm zu nehmen gedenke. Sie fühlte, daß sie zu Dumoulin vertrauen könne, und war entschlossen, ganz offen gegen ihn zu sein, auch seine fernere Hülfe nicht zurückzuweisen, wenn er ihr, wie sich erwarten ließ, dieselbe anbieten sollte.

In dieser Weise führte sie ihren Vorsatz aus. Dumoulin erhielt am Tage nach ihrer Ankunft in dem zu ihren vorläufigen Aufenthalte gewählten Dorfe ein kurzes Billetchen, des Inhalts, daß er, sobald es seine Zeit erlaube, zu ihr kommen möge, da sie ihm wichtige Entdeckungen zu machen habe. Der Capitain, der von Biela's Rückkehr unter solchen

Umständen tief betroffen war, begab sich sogleich zu ihr.

Er fand sie in einem ärmlichen Häuschen, wo sie sich mit dem geringen Reste ihres Geldes eine kleine Stube gemiethet hatte; sie kam ihm in ihrer früheren ländlichen Tracht mit offener Herzlichkeit ohne Thränen entgegen, aber der erste Blick auf ihr ernstes Gesicht sagte ihm, daß sie ihre Erwartungen getäuscht gefunden habe und sich sehr unglücklich fühlen müsse.

— Ich habe aufgehört, die Baronin Clement von Rosenau zu sein, begann sie nach der ersten Begrüßung, die von Seiten des Offiziers eine warme und achtungsvolle war, und Sie werden sich wundern, mich, die ich mit so stolzer Zuversicht nach dem Haag ging, in dieser erbärmlichen Hütte ärmer und elender als zuvor wiederzufinden. Das Schicksal prüft mich schwer, es bürdet mir fast zu viel auf, aber noch ist mein Herz nicht der Verzweiflung preisgegeben, und sein wildes Wünschen und Sehnen wird mich aufrecht erhalten, bis ich meinen Zweck erreicht habe. Und dieser ist ein trauriger, fuhr sie nach einer Weile bitter fort, Den zu vernichten, den ich einst liebte, der aber mit tödtlicher Kälte jede warme Regung dieses Herzens gewaltsam erstickt hat.

— Sie haben Clement nicht getroffen, gnädige Frau? fragte der Offizier verlegen, da er sich Biela's Worte noch nicht ganz zu deuten vermochte.

— Ja, ich habe ihn gefunden; aber nennen Sie mich nicht mit einem Titel, der mir nicht mehr zukommt, mir vielleicht nie zugekommen ist, erwiederte Biela. Ich führe von jetzt an wieder meinen früheren Mädchennamen Biela Vilach, und Sie sollen, wenn Sie es wünschen, sogleich die traurigen Beweggründe erfahren, die mich dazu veranlassen. Sie sollen meine ganze Geschichte hören, Capitain, denn Sie sind jetzt noch der einzige Mensch, zu dem ich Vertrauen habe, und ich mag nicht, daß auch Sie mich falsch beurtheilen. Uebrigens habe ich Ihnen vorhergesagt, wir würden gemeinsam gegen Clement handeln, wenn Ihre Befürchtungen wahr wären und sie sind es gewesen.

— Halten Sie es nicht für Theilnahmslosigkeit, Biela, wenn ich Sie so nennen darf, daß ich noch keine Worte für mein inniges Bedauern Ihres Schicksals finden kann, sagte Dumoulin, aber ich begreife Ihr Unglück noch immer nicht, da jener Brief, den Sie mir bei Ihrer Abreise zurückließen, mich noch nicht genügend aufklären konnte, in welchem nahen Verhältnisse Sie zu diesem Baron Clement stehen.

— Ich war seine Gattin, nein, seine Geliebte, sagte Biela finster; verdammen Sie mich nicht, ehe Sie mich gehört haben, denn Sie werden sich überzeugen, daß ich das Opfer eines schändlichen Betruges geworden bin und, Sie werden dann begreifen, wie glühend ich diesen Menschen hassen muß, den ich einst so schwach war, zu lieben. Aber ich will in meine früh'ste Vergangenheit zurückgehen, so weit ich denken kann, denn Sie sollen ganz klar sehen, und dann wollen wir berathschlagen, wie wir unsern Haß befriedigen können, denn auch Sie werden ihn hassen, wenn auch nicht so glühend und unversöhnlich, wie ich.

Biela hatte dem Capitain gewinkt, neben ihr Platz zu nehmen; dann fuhr sie mit der Hand langsam über die Stirn und blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin, ehe sie begann:

9.

Meine frühesten Erinnerungen reichen an das Kranken- und Sterbelager meiner innig geliebten Mutter zurück. Ich mochte damals etwa sechs Jahre alt sein — es war im Jahre 1697 — dennoch sehe ich noch heute alles das klar vor mir, was sich damals unvergeßlich tief in meine Seele prägte; nur ein schweres Unglück besitzt diese zauberische Macht, seine Farben stets frisch in unserem Gedächtnisse zu erhalten. Wir befanden uns in einem kleinen Landstädtchen österreichisch Schlesiens und bewohnten eine ärmliche Dachstube, die fast

kein anderes Meublement in sich schloß, als eine erbärmliche Lagerstätte, auf der die Kranke lag. Ich werde ihre Züge nie vergessen, obgleich ich sie bald nicht mehr sehen sollte; sie mußte bis kurz vor jener Zeit sehr schön gewesen sein, auch die Leute sagten es später so, die Krankheit aber hatte schnell verheerende Spuren hinterlassen, und das Elend, in dem wir lebten, trug dazu bei, diese unverlöschlich zu machen; dennoch fielen mir, obgleich ich noch so jung war, ihre edle stolze Haltung, ihr ganzes vornehmes Wesen, wie ich es an Niemandem unserer damaligen Bekanntschaft wahrgenommen hatte, mit Wohlgefallen auf, und ich bestrebte mich in meiner kindischen Eitelkeit, es ihr gleich zu thun, so oft und bitter ich auch von den übrigen Kindern, mit denen ich zuweilen spielen durfte, deshalb geneckt wurde; auch die älteren Leute spotteten meiner deshalb, nannten mein Wesen altkluge Ziererei und meinten, ich würde eine ebenso gute Schauspielerin werden, wie meine Mutter. Das war sie nämlich und durchzog mit einer Gesellschaft von etwa zwanzig Personen, fast ohne Ausnahme wildes, rohes Volk, Schlesien, Mähren und Böhmen, um auf schnell und kunstlos errichteten Bühnen, zu denen gewöhnlich eine Scheune eingerichtet wurde, Vorstellungen zu geben. Es war ein jammervolles Leben voll Schmach und Entbehrungen, wie ich selbst später kennen lernen mußte, und für meine geliebte Mutter um so qualvoller, als sie vor mehreren Jahren noch einem ganz anderen Stande angehört hatte. Wie ich von ihr selbst zum Theil, später auch von anderen Menschen erfuhr, war sie die Tochter eines reichen und edlen polnischen Starosten, in Pracht und Ueppigkeit erzogen und verwöhnt, später Ehrenfräulein der Königin von Polen, an deren Hofe die schöne Lodoiska Bradowska vor allen übrigen Damen bewundert wurde. Im Jahre 1690 war eine brandenburgische Gesandtschaft in Warschau eingetroffen, die mit großer Auszeichnung empfangen und der zu Ehren die glänzendsten Hoffeste gegeben wurden. Bei diesen lernte meine Mutter einen brandenburgischen Major kennen, ich habe niemals seinen Namen erfahren können, sie liebte ihn, ihre Neigung wurde erwiedert, und, lassen Sie mich kurz sein, das streng sittliche Mädchen wurde ein Opfer ihrer Leidenschaft. Der Verführer reiste mit den heiligsten Schwüren, wiederzukehren, sobald er in seiner Heimath Alles zu ihrem Empfange als seine Gattin vorbereitet habe, von Warschau ab, er kehrte nie wieder und beantwortete auch keines der dringenden Schreiben meiner Mutter, und später wurde ich geboren, was nicht so gut verheimlicht werden konnte, um nicht ein ungeheures Aufsehen bei Hofe und die Entlassung meiner armen Mutter aus ihren bisherigen Verhältnissen bei der Königin zu veranlassen. Aber auch in ihrer Heimath sollte sie keine Aufnahme finden, der stolze, tief an seiner Ehre gekränkte Vater fluchte ihr, schrieb ihr unter den heftigsten Drohungen, daß sie nicht wagen solle, zu ihm zurückzukehren, und das unglückliche Weib, ehrlos, ohne jegliche Unterstützung, war in der Verzweiflung nahe daran, sich und ihrem Kinde das Leben zu nehmen. Indessen hielt sie die Liebe zu demselben aufrecht, und sie beschloß, einen letzten Versuch zu wagen, sich nämlich noch einmal persönlich an ihren Verführer zu wenden. Mit unsäglichen Mühen, zu denen ihr die Mutterliebe die Kraft gab, legte sie zu Fuß, ohne Geld, nur von Mitleidigen unterstützt, die Reise bis Breslau zurück, um sich von dort nach Berlin zu begeben; von hier aus, wo ihr alle weiteren Mittel zur Ausführung ihrer Weiterreise fehlten, schrieb sie an jenen Offizier, erhielt nach langer Zeit, in der sie immer tiefer in das Elend versank, eine geringe Summe Geldes, begleitet von einem so verletzenden Schreiben, daß sie sich unmöglich weiterer Demüthigung aussetzen konnte. So sehr sich ihr Gefühl und ihr angeborner Stolz dagegen sträubten, nahm sie dieses Geld dennoch für ihr Kind an, das todtkrank, wimmernd an ihrer Brust lag. Vergebens schrieb sie von Breslau aus an ihren Vater, er beantwortete ihre Briefe gar nicht; sie zog auf das Land hinaus, einen Dienst, so niedrig er auch sein mochte, zu suchen, aber Niemand erbarmte sich ihrer und gab ihr einen solchen, denn man

wollte das Kind, von dem sie sich nicht trennen mochte, nicht mit in den Kauf nehmen und spottete ihrer zarten, weißen Hände, die keine Arbeit zu verrichten im Stande sein würden. Genug, das bitterste Elend trieb sie, die Anerbietungen eines Mannes, der wohl in der schwachen und entstellten Kranken die frühere Schönheit ahnen mochte, anzunehmen, sich einer Gesellschaft von herumziehenden Schauspielern anzuschließen, die ihren ärmlichen Erwerb mit der allgemeinen Mißachtung theilten. Hier fand sie indessen das tägliche Brod für sich und ihr Kind, gewann ihre Kräfte und sogar ihre Schönheit wieder, obgleich sie sich im Ganzen entsetzlich elend fühlte. Es wurden ihr oft glänzende Anerbietungen gemacht, diese Truppe zu verlassen, aber es knüpften sich zwei Bedingungen daran, ihre Tochter aufzugeben und die Schande, und auf beide ging Lodoiska standhaft nicht ein.

So wuchs ich, mit meiner Mutter von Ort zu Ort in den österreichischen Provinzen umherziehend, heran und betrat selbst schon zuweilen die Bretter; man schenkte meiner zarten Jugend, dem Unglück meiner Mutter, das nicht immer so verborgen blieb, wie sie es wünschte, oft Mitleid, aber gab ihnen nie Hülfe. Als ich sechs Jahre alt war, wurde, wie schon gesagt, meine Mutter bedenklich krank; man fürchtete für ihr Leben, und so großen Nutzen der Vorsteher unserer Gesellschaft bisher von ihrer Schönheit, die das Publikum anlockte, gezogen hatte, zeigte er sich doch jetzt, wo er sie zu verlieren fürchten mußte, unerbittlich hart und unterstützte sie nur so wenig, daß wir dem Elende ausgesetzt waren und nicht einmal die Arzneimittel schaffen konnten, die der Arzt verordnet hatte. So jung, wie ich war, fühlte ich dieses Elend klar, und ich erinnere mich noch, daß ich eines Tages, als ich lange an dem Bette meiner theuern Mutter, die mir Alles war, gejammert hatte, ohne ihre Erlaubniß auf die Straße hinausging und betteite. Die Leute waren freundlich gegen mich, meine Thränen, meine Jugend und mein Aeußeres — man sagte mir damals schon oft, daß ich ein sehr schönes Kind sei — mochten sie vielleicht rühren, und der Ertrag meiner Wanderung war ziemlich reichlich; beglückt kehrte ich nach einigen Stunden zu meiner Mutter zurück. Aber sie billigte mein Verfahren nicht, das erste Mal sah sie ernstlich böse auf mich und ich mußte ihr auf das Heiligste geloben, lieber Alles zu ertragen, als zu betteln. Lange Wochen vergingen, in denen sie mit dem Tode kämpfte, und zeigte sich ja einmal eine geringe Besserung in ihrem Zustande, so drang das Elend wieder so gewaltig auf uns ein, daß die Sorge sie bald wieder kränker, als je machte. Oft waren wir nahe daran, aus unserm letzten Zufluchtsort, der kleinen ärmlichen Dachstube, geworfen zu werden, denn wir konnten die Miethe dafür nicht bezahlen, und nur mein heißes Flehen bewegte den Director unserer Schauspieler-Gesellschaft hin und wieder, ein geringes für uns zu thun, wogegen er mir, dem sechsjährigen Kinde das Versprechen abnötbigte, nach dem Tode meiner Mutter, von dem er mit grausamer Schonungslosigkeit sprach, bei seiner Gesellschaft zu bleiben, bis ich erwachsen sei. Dies schien den Wünschen meiner Mutter gar nicht zu ensprechen, denn unter Schluchzen sprach sie sich oft trübe aus, daß ich sobald, es mir nur irgend möglich würde, einen anderen ehrenvolleren Stand wählen solle, sei er auch mit der härtesten Arbeit verknüpft. Mit diesem Wunsche auf den Lippen starb sie, verzweifelnd ihr Kind an das Herz drückend und es dem Schutze des Himmels anbefehlend, denn Niemand stand an ihrem Todtenbette. Meine herzzerreißenden Klagen vermochten sie nicht wieder zu erwecken; ich wußte, daß ich mit ihr Alles verloren hatte, denn ich kannte ja nicht einmal den Namen meines Vaters, dessen Bild ich krampfhaft, als komme mir von dorther noch die einzige Hülfe, an mein Herz drückte.

Viola schwieg eine Weile und trocknete sich die Thränen, während Dumoulin, in düsteres Nachsinnen versunken, vor sich hinstarrte; dann fuhr sie gefaßter fort:

— Ich will dieses Bildes noch erwähnen, das ich später in eine goldne Kapsel fassen ließ und noch jetzt bei mir trage, wie ich es

stets gethan habe; mir ist es, als käme mir dadurch erst eine Aufklärung über den Mann, den ich weder lieben, noch hassen kann. Sie sollen es sehen, wenn ich geendigt habe. Meine Mutter gab mir kurz vor ihrem Tode dieses Portrait mit dem ausdrücklichen Befehle, es vor Jedermann zu verstecken, damit es mir Niemand nähme, und ich habe ihrem Worte getreulich gehorcht; wahrscheinlich hatte sie dabei auch die Absicht, daß es mich noch einmal zur Entdeckung meines Vaters führen solle dessen Namen sie mir nicht nannte, da er meinem damals schwachen Gedächtnisse doch vielleicht wieder entschwunden oder von mir ausgeplaudert worden wäre.

Diese Zeit die ich am Sterbelager meiner Mutter zugebracht, hat einen großen Einfluß auf meinen späteren Charakter gehabt, denn damals lernte ich den Fluch der Armuth in seiner entsetzlichsten Gestalt kennen, wen ich der Kranken nicht die geringste Erleichterung schaffen, nicht den bescheidensten Wunsch erfüllen konnte und sie sich mit angstvoller Verzweiflung an die Erde festklammern sah, auf der sie das ihr theuerste Wesen arm und hülflos, der unbestimmtesten Zukunft preisgegeben, zurücklassen mußte; in reiferen Jahren ging aber auch bei der mir immer vorschwebenden Erinnerung an jene schreckliche Zeit meiner Jugend mein lebhaftestes Sehnen dahin, mich aus Verhältnissen loszureißen, die mich demselben Schicksale, wie sie es erlitten, aussetzten, und unabhängig von den Menschen zu werden, die mit ihren leidenden Brüdern kein Mitleid haben und sich kalt von ihnen wenden. Als ich später Schauspielerin wurde, wuchs mein Hang zum Romantischen fast bis zur Ueberspannung, und die Sehnsucht, das zu werden, was ich zuweilen auf den Brettern vorstellte, reich, von Glanz und Bewunderung umgeben, zu leben, trieb mich dahin, daß ich alles Glück des Lebens nur hierin zu finden meinte; je ärmer und elender ich wurde, desto unerträglicher wurde mir dies und als ich das erste Mal liebte, Clement liebte, wie Sie später hören werden, schwankte ich dennoch, ob ich mein Geschick an das eines Mannes binden sollte, dessen Aussichten anscheinend wenig glänzend waren, ob ich den sanften Wünschen meines Herzens oder der ungezähmten Sucht, die Genüsse des Lebens zu erschöpfen, den Vorzug geben sollte.

Sobald meine Mutter gestorben und beerdigt war, machte der Schauspiel-Direktor seine Ansprüche auf mich geltend, und selbst wenn ich ihm nicht freiwillig gefolgt wäre, weil ich kein besseres Unterkommen wußte, würde man mich, das vollständig hülflose Kind, ihm zugesprochen haben, da sich Niemand anders meiner anzunehmen gedachte. Mit der Gesellschaft durchzog ich nun, gleich meiner Mutter, die österreichischen Provinzen, zuerst die Kinderrollen spielend, dann immer von Stufe zu Stufe zu den bedeutenderen aufsteigend: verletzten diese auch oft mein Gefühl, denn die Possen, an denen das Publikum den meisten Geschmack fand, waren oft der rohesten Art, so blieb mir doch nichts Anderes übrig, als gehorsam die mir zugetheilten Rollen zu lernen und zu spielen, erwarb ich mir dadurch doch, ohne die Bahn des Bösen zu betreten, wozu ich oft Gelegenheit gefunden hätte, das tägliche Brod. Unsere Umstände wechselten je nach der guten oder schlechten Einnahme, bald lebte ich im äußersten Elende in der erbärmlichsten Dachstube einer Dorfschenke, bald in einem nach meinen damaligen Begriffen glänzenden Gasthofe der kleinen Städte, die wir auf unserer Tour berührten, bald trug ich ein einfaches, ländliches Kleid oder, ein Stück der Theatergarderobe, das man mir gutwillig borgte, weil ich immer schön erscheinen sollte, bald ziemlich kostbare Kleider, auf die ich den größten Theil meiner Einnahme verwandte, denn ich war putzsüchtig und eitel, da ich wußte, daß ich schön sei; aber diese Wahrnehmung schützte mich auch wieder vor den Netzen, die mir häufig gestellt wurden, denn ich hielt mich zu gut für die Leute, die mich umschwärmten, und schmeichelte mir mit der Hoffnung, einst einen vornehmen, mächtigen Mann durch meine Schönheit zu bezaubern, wobei es mir indessen nicht in den Sinn kam, ihm anders, denn als seine Gattin zu folgen. Man nannte mich spröde, und meine Gefährtinnen, die einen sehr leichten Lebenswandel führten

und dadurch in besseren Umständen lebten, spotteten meiner Armuth und redeten mir zu, ihrem Beispiele zu folgen, aber ich verachtete ihre Rathschläge und hielt mich immer ferne von ihnen, je mehr sie mich zu sich herabziehen wollten. Trotz allen Neides, dem ich ausgesetzt war, wagte sich die Verläumdung doch nicht an meinen Ruf, unter solchen Verhältnissen wohl der beste Beweis, wie vorsichtig ich war; gerade dies zog mir aber nur noch mehr lästige Bewerber zu.

Als ich sechzehn Jahre alt war, zogen wir nach Galizien und spielten in der Umgegend von Lemberg. Hier war es, wo mir ein Mann von höherem Stande auffiel, der häufig unsere Vorstellungen besuchte, was seine Standesgenossen sonst meistens unter ihrer Würde hielten. Obgleich er mich nie anredete, sondern mich nur stets schweigend mit seinen großen, glühenden Augen betrachtete, hatte ich einen wahren Abscheu gegen ihn gefaßt, denn gerade die Pläne, über die er im Stillen brüten mochte, beängstigten mich, und ich war überzeugt, er sei von meiner Schönheit gefesselt und habe wenig ehrenhafte Absichten auf mich. Ueberdies war dieser Mann, dessen Namen ich nie erfahren habe, den man aber „Herr Graf" nannte und der ansehnliche Güter in der Umgegend besaß, schon in weit vorgerücktem Alter, sehr häßlich und gegen alle anderen Leute abstoßend und roh. Wie gesagt, richtete er nie ein Wort an mich, ließ meinem Spiele auf der Bühne nicht einmal durch Geberden einen Beifall zu Theil werden, aber da mich die Angst aufmerksam machte, bemerkte ich, daß er öfter mit unserm Direktor flüsterte und daß ihre Blicke dann oft zu mir herüberstreiften, wenn sie glaubten, ich achte nicht auf sie; einmal schien es mir sogar und erhöhte meine Angst daß der Graf dem Anderen Geld in die Hand drückte. Ich wünschte sehnsüchtig, daß wir erst diese Gegend wieder verlassen hätten.

Eines Tages, kurz vor der festgesetzten Abreise, trat der Graf finsteren Blickes zu mir heran; es war am Abende, als unsere Vorstellung eben beendet war und ich mich noch allein in dem Raume befand, der den Frauen unserer Gesellschaft als Garderobenzimmer diente. Ich war so heftig erschrocken, daß ich an allen Gliedern zitterte; er bemerkte es, und sein Gesicht wurde etwas freundlicher, als er mich anredete:

— Du brauchst nicht zu erschrecken, Kind, denn ich stehe Dir näher, als Du meinst, und habe nur Gutes für Dich im Sinn. Du führst wohl hier ein elendes Leben und sehnst Dich aus ihm heraus?

Gegen meine Ueberzeugung versicherte ich das Gegentheil, denn ich fürchtete, er werde mir vorschlagen, ihn zu begleiten. Er hörte mich schweigend an, dann meinte er mit bedauerndem Tone:

— Ich hätte nicht geglaubt, daß sich das edle Blut, das in Deinen Adern fließt, so bald verleugnen könnte. Was würde Deine Mutter dazu sagen, wenn sie Dich mit solchem Wohlgefallen von Deinem jetzigen Stande sprechen hörte?

— Meine Mutter war auch Schauspielerin, stotterte ich befangen.

— Du weißt am besten, daß sie nur die bitterste Armuth dazu getrieben hat, die arme Frau, sagte er mit weicher Stimme, was mich vertrauender gegen ihn stimmte. Ich beklage von Herzen, daß ich nicht früher als jetzt, eine Kenntniß von ihrem Aufenthalte erhielt, sonst würde ich mich ihrer angenommen haben; aber es ist jetzt zu spät dazu, und ich halte es für meine Pflicht, an der Tochter wieder gut zu machen, was ihr Vater an ihr verschuldete. Ich bin ihr Onkel von mütterlicher Seite und ich habe Deinen Lebenswandel hier schon lange beobachtet, um mich zu überzeugen, ob Du dessen, was ich an Dir thun will, würdig bist. Du wirst diese Gesellschaft sofort verlassen und mir auf meine Güter folgen.

Er reichte mir mit einem Blicke, der zärtlich sein sollte, die Hand; mir war es aber, als mahne mich eine Ahnung von ihm zurück, und so laut mein Herz auf einen Augenblick vor Freude geklopft hatte, daß ich aus dem mir verhaßten Stande scheiden sollte, um einen Theil meiner Träume vielleicht verwirklicht zu

sehen, kehrte doch schnell das Mißtrauen gegen den Grafen zurück.

— Ihr täuscht Euch vielleicht, edler Herr, stammelte ich zagend.

— Nein, erwiederte er mit Sicherheit; ich will Dir Beweise liefern.

Er erzählte mir die Geschichte meiner Mutter, und in meiner Aufregung war ich betroffen, manderlei zu hören, daß ich von ihr selbst bereits vernommen hatte; ich bedachte nicht, daß er es durch den Direktor unserer Gesellschaft leicht erfahren haben könne, gegen den sich meine Mutter in ihrer Noth einige Male unvorsichtig ausgesprochen und dem ich selbst in meinen Kinderjahren auf seine Fragen Vieles erzählt hatte, was ich von der Mutter gehört. Dann zog er einige vergilbte Papiere hervor, las mir einen Brief vor, der von meiner Mutter herrühren sollte, und da ich mich ihrer Handschrift nicht mehr entsinnen konnte, mußte mir der unterschriebene Name Lodoiska Bradowska genügen; auch zeigte er mir andere gerichtliche Papiere, die unsere Verwandtschaft nachweisen sollten, die ich aber nicht verstand, da sie sehr verwickelten Inhalts und zum Theil in französischer Sprache abgefaßt waren. Indessen mußte ich glauben, was er mit solcher Bestimmtheit vortrug, und ihn für meinen Großonkel halten. Er nahm mich nun, meine Empfindungen errathend, an die Hand und führte mich zu dem Direktor, bei dem er mich als seine Verwandte reklamirte und ihm mit Strafe dafür drohte, daß er, meinen Namen kennend, meine Familie nicht von meinem Aufenthalte benachrichtigt habe. Dieser Mann schien in eine arge Wuth zu gerathen, er verschwor sich hoch und theuer, mich nicht von sich lassen zu wollen, da er durch mich eine zu gute Einnahme habe, aber der Graf legte auch ihm jene Papiere vor, und er mußte sie für richtig erklären, worauf sie sich dahin gütlich einigten, daß mein Großonkel eine unbedeutende Entschädigungssumme zahlen mußte, um mich mit sich fortführen zu dürfen. Ich stand bei dieser Unterhaltung große Pein aus; ich konnte das Gefühl des Mißtrauens gegen den Grafen nicht überwältigen und war ein paar Mal nahe daran, zu erklären, ich wolle lieber bei der Schauspieler-Gesellschaft bleiben, aber ich fürchtete mich vor den Vorwürfen meines Großonkels, schob meine Angst auf die überraschende Veränderung meiner Lage und hoffte auch wieder, daß diese nun eine glücklichere würde.

Als der Handel geschlossen war, nahm ich von dem Direktor einen kurzen Abschied, der mich plötzlich mit mir wohlthuender Ehrerbietung behandelte und Comtesse nannte, mußte dann zu dem Grafen in den Wagen steigen und mit ihm nach seinem Schlosse fahren, wo mir sogleich ein paar sehr schöne Zimmer eingeräumt wurden, die nichts Auffälliges an sich hatten, als die hochliegenden, mit eisernen Gitterstäben versehenen Fenster. Auf meine Frage nach dem Grunde dieser Vorsicht erwiederte der Graf, diese Vorsicht sei der in der ganzen Umgegend hausenden Räuber- und Diebesbanden wegen nöthig. Indessen fiel es mir schon am anderen Tage auf, daß die übrigen Zimmer des Schlosses nicht mit solchen Fenstergittern versehen waren. Es schien schon Alles auf meinen Empfang vorbereitet zu sein, denn ich fand in meinen Schränken eine Auswahl der schönsten und kostbarsten Kleider und aller nöthigen Toillettengegenstände, sowie Bücher, deren Studium ich mich später mit dem größten Eifer hingab und daraus viel Wissenswerthes geschöpft habe, kurz Alles dessen, was das Leben angenehm und unterhaltend machen konnte.

Am andern Morgen frühstückte ich mit meinem Großonkel allein zusammen; überhaupt sah ich auf diesem Schlosse außer der männlichen Dienerschaft nie Jemand anders als eine alte, häßliche Frau, die eine Wirthschafterin zu sein und mich keineswegs zu lieben schien. Sie behandelte mich mit Anmaßung und Kälte, obgleich mein Onkel, auf den sie großen Einfluß zu haben schien, den Befehl erlassen hatte, mir als seiner Großnichte mit aller schuldigen Ehrerbietung zu begegnen. Dies geschah auch von der gesammten Dienerschaft, nur fiel es mir zuweilen auf, daß sie sich hinter meinem Rücken zulächelten, als spotteten sie meiner. Ich schob dies darauf,

daß mein Benehmen ein einfältiges sei und noch an meinen früheren Stand erinnern möge, und ich gab mir alle Mühe, mich nach dem mir noch schwach erinnerlichen Beispiele meiner Mutter zu bilden.

Mein Großonkel war ein alter Hagestolz, mürrisch und barsch gegen Jeden, dem Trunke ergeben; nur gegen die alte Wirthschafterin und mich war er freundlicher, gegen mich sogar zuweilen, und besonders, wenn er viel getrunken hatte, zärtlich, so daß er mich an seine Brust zog und mit mir plauderte, was in mir stets ein unangenehmes Gefühl erweckte, denn ich hatte einmal kein Vertrauen, wenn ich in seine stets düster und unheimlich glühenden Augen blickte.

So zufrieden und glücklich ich mich sonst in jeder Beziehung fühlen konnte, vermißte ich doch schmerzlich den Verkehr der Welt, an den ich gewöhnt war, und daher benutzte ich bald eine zärtliche Stunde meines Großonkels, ihn um die Erlaubniß zu bitten, ausreiten zu dürfen. Er gab sie mir, obgleich ihm dies schwer zu werden schien. Ich erhielt ein schönes Pferd, er selbst war mein Lehrer, denn er war trotz seines Alters von etwa sechzig Jahren noch ein rüstiger Reiter, aber es war mir unangenehm, daß mir für meine Gänge und Ritte sehr enge Grenzen um das Schloß gezogen wurden und daß mich dabei stets ein alter Diener begleiten mußte, der nicht die geringste Abweichung von dem Gebote meines Großonkels litt, und wenn ich eine solche dennoch versuchen wollte, ohne Umstände mein Pferd beim Zügel ergriff.

Auf die Frage nach meinem Großvater, dem einzigen Verwandten, den ich kannte, sagte mir der Graf, dieser sei längst todt, und es schien, als habe er mit ihm in schlechten Verhältnissen gestanden, denn er wurde jedesmal verdießlich, wenn ich seiner wieder erwähnte.

So vergingen mehr als vier Monate in dem Schlosse, als sich das Benehmen meines Großonkels sichtlich zu verändern anfing, was mir bald auffällig werden mußte. Er erzeigte mir immer mehr höfliche Aufmerksamkeiten, ließ mich unter diesem oder jenem Vorwande fast gar nicht mehr von seiner Seite, und wenn er mich liebkosend an sich zog, wie er dies schon früher öfter gethan hatte, geschah dies so heftig und mit einem solchen eigenthümlichen Gesichtsausdrucke, daß meine frühere Abneigung sich in Furcht und Abscheu verwandelte; ein Verdacht, über den ich mir noch nicht klare Rechenschaft zu geben vermochte, fing an in mir rege zu werden. Eines Tages hatte er wieder mehr als gewöhnlich getrunken und seine Zärtlichkeiten wurden so unpassend, daß ich mir nicht anders zu helfen wußte, als daß ich ihn heftig von mir zurückstieß. Er taumelte mit einem Fluche zu Boden und ich benutzte diesen Augenblick, eilig das Zimmer zu verlassen und mich in das meinige zu begeben, das ich schnell hinter mir verriegelte. Kaum war dies geschehen und ich noch unschlüssig, ob und wie ich auch diesem Hause fliehen solle, in dem ich mein Verderben klar voraussah, als ich ihn den Gang zu meiner Zimmerthür entlang kommen hörte. Mein Herz schlug fast hörbar, aber, mich auf die Stärke des vorgeschobenen Riegels verlassend, hatte ich mir fest vorgenommen, auf seine Fragen und sein Rufen nichts zu erwiedern, um ihn zu dem Glauben zu verleiten, ich sei gar nicht an diesem Orte. Wie ich es gefürchtet hatte, kam er an meine Thür und versuchte, sie zu öffnen; als ihm dies nicht gelang, begann er mich zum Oeffnen aufzufordern und schmeichelte und drohte abwechselnd. Als ich bei meinem Schweigen beharrte, drehte er fluchend von außen den Schlüssel um, so daß ich eine Gefangene war, und entfernte sich dann.

Mein Entschluß stand jetzt fest; ich wollte fliehen und die erste Gelegenheit dazu benutzen. Angstvoll sah ich mich überall nach einer solchen um, aber aus dem Zimmer, in dem ich mich befand, gab es keinen einzigen Ausgang. Jetzt erst drängten sich mir fast mit vollständiger Gewißheit alle die Zweifel, die ich früher hätte berücksichtigen sollen, daran auf, daß dieser Graf wirklich ein Verwandter von mir sei. Ich war überzeugt, er habe ein falsches Spiel mit dem Schauspiel-Direktor in Gemeinschaft gespielt, um mich ohne Aufsehen in seine Gewalt zu bekommen, und habe mich Letzterem

bezahlt. Ich war in der entsetzlichsten Aufregung und nahe daran, mir selbst das Leben zu nehmen, um mich von der mir drohenden Schmach zu befreien, denn ich wußte, daß der Graf auf diesem entlegenen Schlosse, auf dem er unumschränkt herrschte, keine Gewaltthat scheuen würde. In meinem Gedankengange wurde ich durch die Rückkehr des Grafen unterbrochen, den die alte Wirthschafterin begleitete. Er tobte wüthend an der Thür und schwur bei seiner Ehre, er werde dieselbe gewaltsam öffnen, wenn ich ihn, meinen Großonkel, nicht einließe. Da ich noch immer keine Antwort gab, schritt er sogleich an das Werk und bediente sich dazu mitgebrachter Werkzeuge. Ich sah keine Aussicht mehr vor mir, ihn in seinem Beginnen zu hindern, und mochte es nicht auf das Aeußerste kommen lassen, um ihn nicht noch mehr zu reizen und vielleicht durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen. Ich selbst öffnete deshalb die Thür und trat ihm mit der mir möglichsten Ruhe entgegen. Aber er drang jetzt mit einer Fluth von Schmähungen auf mich ein, nannte mich eine Undankbare, die er vor dem Hungertode geschützt habe, und ging endlich, von der hämischen Alten aufgestachelt, so weit in seiner Wuth, daß er mir gestand, er sei gar nicht ein Verwandter von mir und habe nur die Absichten auf mich gehabt, die ich bereits vermuthet hatte. Dann schwur er von Neuem, er wolle meinen unvernünftigen Trotz schon brechen und mich in meinem Zimmer, in dem ich mich selbst zu schützen gemeint, verhungern lassen, wenn ich es nicht vorziehe, ihn selbst zu mir zu bitten. Nach diesen Drohungen ließ er mich halb betäubt allein zurück und schloß mich, wie er es gesagt hatte, ein. Er schien sein Versprechen halten zu wollen, denn wirklich kümmerte man sich am ersten und zweiten Tage gar nicht um mich und ich konnte mich ganz meiner dumpfen Verzweiflung hingeben. Am dritten Tage kam die alte Wirthschafterin an meine Thür und fragte mich, ob ich gesonnen sei, den Herrn bei mir zu sehen, worauf ich ihr erwiederte, ich wollte lieber sterben; bei ihren späteren Besuchen erhielt sie dieselbe oder gar keine Antwort. Am vierten Tage aber waren meine Kräfte so geschwunden und ich fühlte so heftige Schmerzen, daß ich mich leise wimmernd auf mein Lager warf und meine Besinnung allmälig mehr entschwand; ich litt furchtbar, bis ich in eine tiefe Ohnmacht fiel. Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen haben mag, aber es muß lange gewesen sein, denn ich entsinne mich, zuweilen im heftigen Fieber lichte Augenblicke gehabt zu haben, in denen ich den Grafen und die alte Wirthschafterin an meinem Bette sah, wie sie bemüht waren, mir Arznei einzuflößen. Als ich zum klaren Bewußtsein erwachte, war es Nacht, und nur eine trübe Lampe erhellte mein Zimmer; an meinem Bette saß die Alte, fest schlafend. Im ersten Augenblick wußte ich gar nicht, wo ich mich befand, dann aber sammelte ich schnell meine Erinnerungen, und die mir drohende Gefahr gab mir eine Kraft, die bei meiner körperlichen Erschöpfung unnatürlich war. Ich erhob mich kaum hörbar von meinem Lager; meine Füße zitterten heftig, aber der feste Wille überwand jede Schwäche. Ich erreichte die Thür an der sich noch Spuren der gewaltsamen Eröffnung sehen ließen, schlich durch die kalten Gänge des Schlosses, vor Frost zitternd, denn ich trug nur ein leichtes Nachtkleid, und gelangte über den Hof aus dem Schlosse. Ein Hund schlug an; mich erfaßte eine namenlose Angst und ich lief mit Windeseile über die harten Stoppelfelder einem Walde zu. Meine Füße bluteten und ich hätte vor Schmerz laut aufschreien mögen, aber ich hielt nicht eher in meinem Laufe inne, bis ich erschöpft zu Boden sank und mich eine neue Ohnmacht befiel. Aus dieser weckte mich erst der naß fallende Morgenthau, und so ermattet, wie ich war, setzte ich doch meine Flucht nach einer auf das Gerathewohl gewählten Richtung fort, bis ich gegen die Mittagszeit, wohl mehrere Meilen von dem Schlosse entfernt, auf eine einzelne Bauernhütte stieß, in die mich ein mitleidiges Weib aufnahm. Ich erfuhr auf meine erste Frage, daß ich auf dem Wege nach der ungarischen Grenze sei. Dann erzählte ich dieser freundlichen Frau, nachdem ich mich einigermaßen erholt hatte, die Wahrheit. Sie

hörte mir, wie es schien, ungläubig zu, aber dennoch fragte sie nichts mehr und zeigte sich in den drei Tagen, die ich bei ihr blieb, sehr liebreich gegen mich. Merkwürdiger Weise kehrte mein Fieber nicht wieder, sondern ich wurde stärker und wohler.

Fortsetzung folgt.

Die Rosen des Guatimozin.

Antwort eines Ehemanns in der Provinz an einen Junggesellen in der Residenz.

Theuerster Freund! Nachdem ich Deinen letzten Brief gelesen, erlaube mir, Dir zu bemerken, daß, wenn ich Dich bei Jemanden unterbringen müßte, dieser gewißlich nicht einer von meinem Freunden sein würde.

Der arme Mann? Ich würde ihn von ganzem Herzen beklagen und sehe ihn im Geiste, wie er mich aus ganzer Seele verwünschte, vom frühen Morgen an, wo er zwanzig Glockenstränge abrisse, ehe er Dich weckte, bis zum späten Abend, wo er unter zehn Malen neun Mal vergeblich auf Deine Dienstleistungen hoffte. Sein Keller wäre in Sicherheit, das ist wahr, aber sein Stall?! Bei Deiner Neigung für die edle Reitkunst, und was sich daran hängt, hätte er gerade einen Diener für sein Pferd und ein Pferd für seinen Diener, er selbst würde aber weder Diener noch Pferde haben. Du siehst, wie genau ich Dich kenne.

Ist es nicht auch sehr schwer, Dich zu etwas zu bringen? — Du beklagst Dich, daß ein gescheidter Mensch — nach Deinen Reden halte ich Lorenz dafür — sich geschickt zu Deinem Herrn macht, — sich Deines Willens bemächtigt, um Dir den seinigen dafür einzuschieben, der unter vier Malen drei Mal vernünftiger ist, — Dich mit Gewalt hinaustreibt, wenn Deine Faulheit Dich zu großem Schaden Deiner Gesundheit an Dein Zimmer fesseln will — den Wein austrinkt, den Deine übermäßige Nüchternheit schaal werden ließe — das Interesse, das er für Dich hat, soweit treibt, Alles wissen zu wollen, was Dich betrifft — in Deine Geheimnisse einzudringen sucht, um nöthigen Falls für Dich zu handeln — und endlich sich die Mühe giebt, Dich an Ordnung zu gewöhnen, indem er Dir die Gefahr zeigt, welche die Nachläßigkeit bei werthvollen Dingen immer mit sich führt. — Wahrlich Du warst sehr übel daran.

Was würdest Du denn sagen, knurriger und immer unzufriedener Mensch, wenn Du, als Gatte einer liebenswürdigen Frau, binnen einem Dutzend von Jahren einige Dutzend Köchinnen und Dienstmädchen hättest kennen und ertragen lernen. Einige Dutzend, ja fast ein halbes Dutzend-Dutzend; ich übertreibe nicht, neunzehn Hannen, eilf Lotten, sechzehn Christel, sechs oder acht Minen und den Rest in Dorotheen, Katharinen, Sophieen, Margarethen, Lenen u. s. w., das war mein, Deines Freundes, Loos. — Welche Procession; ein ganzes Regiment; stelle einen Sappeur an die Spitze und man kann die holden Damen, die meines Hauses Dienerin waren, als eine vollzählige Pioniercompagie in das Feld schicken. Ihr Haar bildete eine complete Musterkarte aller Farben und Nuancen vom dunkelsten Schwarz bis zum brennendsten Roth; sie gehörten allen Provinzen unseres Königreiches an, sie waren von allen Taillen, eine volle Scala von Lilliput bis Brobdignac; alle Dialecte, alle Fehler, alle Tugenden konnte man bei ihnen finden. — Gott behüte Dich vor ihren Tugenden mehr als vor jedem anderen Laster.

Die erste war fromm und hatte immer Gewissensskrupel. Um diese los zu werden, lief sie beständig zu ihrem Beichtvater und Seelsorger, der auch der meinige war, und trug ihm Alles zu, was in meiner kleinen, unschuldigen Haushaltung vorfiel. Dieser wackere, übermäßig pflichtgetreue und um unser See-

lenheil besorgte Mann wußte daher genau, wenn meine Frau am Sonntage nicht in die Kirche gegangen war, sondern statt dessen an ihrem Ballstaat für den Abend genäht hatte, oder daß ich eine Whistpartbie bei mir gehabt, nachdem ich am Morgen vorher das heilige Abendmahl genommen. Auch warnte er mich sehr wohlwollend, vorsichtig zu sein und nicht so oft in den Klubb zu gehen und meine junge Gattin so viel allein zu lassen, da ein junger Referendarius sich stets dann einzustellen pflege. Das wußte er freilich nicht, daß es ein Vetter meiner Frau war, der mit ihr aufgewachsen und mit dem sie das Italienische fort trieb, das sie im älterlichen Hause zusammen erlernt hatten. Eben so wenig war ihm freilich bekannt, daß mein Vermögen vollkommen hinreichte, meinen geringen Aufwand zu decken, ohne daß ich die Mitgift meiner Cornelie anzurühren brauche, aber er warnte mich doch, keine Ausgaben über meinen Stand zu machen, so oft ich nämlich ein Diner oder ein Souper gegeben und ihn nicht dazu eingeladen hatte. Du wirst mich verwundert fragen, wie ich dergleichen nur dulden können? Lieber Freund, die Zeiten haben sich geändert, und dergleichen kommt von oben herab. Mein Präsident ist nämlich sehr fromm und räumt der Geistlichkeit ein Recht nach dem anderen ein; will ich es nicht mit ihm und mir das Leben und meine ganze hiesige Stellung dadurch verderben, so muß ich schon bei der eifrigen Seelsorge meines Beichtvaters, den er als einen überaus würdigen Arbeiter im Weinberge des Herrn vor Allen protegirt, ein Auge zudrücken. Es ist schon genug, daß ich nicht zugleich mit meinem Gesinde, das ich nicht davon abhalten darf, Bet- und Missionsstunden und sonstige Conventikel besuche. Ueberhaupt machst Du Dir keinen Begriff davon, wie die Frömmelei in unserer Stadt um sich gegriffen hat und wie Alles dabei dem Scheine und nur diesem allein huldigt. Seinem Gotte in der ganzen Dankbarkeit seines Herzens, aber nur ihm allein und in seinem Herzen dienen, ist nicht genug; Jeder, der irgend ein Amt dabei hat, will auch verehrt sein und wäre es nur der Balgentreter bei der Orgel; Jeder glaubt sich daher auch berufen, seinem lieben Nächsten aufzupassen und ihn zu controlliren, und Wehe diesem, wenn er sich darüber hinwegsetzt; die ganze Stadt ruft: Kreuzige ihn! und kein Vernünftiger hat ein Einsehen.

Aber jenes Spioniren ward mir doch sehr lästig. Meinem Wunsche nachgebend, schickte meine Frau die Fromme fort und nahm dafür, da ich es ausdrücklich verlangt hattte, ein Weltkind, mit glattem Gesichtchen, lebhaften Augen, einem Stutznäschen und blühendem Teint, an, das nur um sich zu haben Einem schon Vergnügen machte. So viel Reize sollte ich jedoch nicht ungestraft in meinem Hause beherbergen, das nun bald gewissermaaßen ein Nebengebäude unserer beiden hier befindlichen Kasernen wurde. Infanterie und Cavallerie, auch zu Zeiten Artilleristen vom schwersten Kaliber, Fouriere und Unteroffiziere, Feldwebel und Korporale, kurz alle Grade und alle Waffengattungen lösten sich nun in demselben ab und begegneten sich sogar mitunter. Diese Begegnungen führten aber meist schlimme Folgen mit sich. Man griff zum Säbel auf meiner Treppe und verschanzte sich in meiner Küche; es war mitunter eine wirkliche Belagerung. Meine Ruhe litt darunter und meine Suppen wurden sichtlich magerer. Ich verlangte daher eine neue Trennung und erlangte sie. Weißt Du aber, wie die Schelmin sich rächte. Sie erzählte überall, die Frau Landgerichtsräthin habe sie fortgeschickt, um sie vor den Nachstellungen des Herrn Landgerichtsrathes in Sicherheit zu bringen. Die bösen Zungen unserer Stadt glossirten sechs Monate lang über diesen Text.

Da mir die Venus mit einer Küchenschürze sehr zuwider geworden war, so bat ich meine Frau angelegentlich, sich nach einer häßlichen umzusehen, was denn auch geschah. Die neue Acquisition war wirklich so abschreckend, daß selbst der gierigste Minotaurus sie nicht angerührt haben würde. Allmählig jedoch und ohne den Grund zu errathen, der eine meiner gesündesten Fähigkeiten lähmte, verlor ich allen Appetit, denn das Bild meiner Küchenmonarchin drängte sich immer dazwischen,

wenn die leckersten Speisen vor mir auf der Tafel standen. Ich wäre bestimmt noch verhungert, so häßlich erschien sie mir. Glücklicher Weise ward sie krank aus Liebesgram und wir dadurch von ihr befreit.

Zwischen diesen Dreien und der Vierten, die ich dir ausführlicher schildern werde, befinden sich nun noch einige Marieen, Hannen, Kathrinen, Lotten und Sophieen, die aber sämmtlich nicht lange blieben, da ihre Fehler durchaus so beschaffen waren, daß man sie unmöglich in einer geordneten Haushaltung, als zum Inventarium gehörig, dulden konnte. Die Eine hatte Verwandte in der Stadt und schleppte diesen alle Reste zu; daß sie ganze Schinken und Würste, volle Körbe mit Holz, unangeschnittene Brode und dergleichen auch dafür hielt, geschah gewiß nur im Irrthum ihres Eifers, den Ihrigen Gutes zu thun, von denen sie dafür auch so innig geliebt wurde, daß stets ein Mitglied ihrer theuern Familie bei ihr zum Besuche war und mit aß und trank, als ob es zum Hause gehöre. Auf die Länge ward das nun freilich zu kostspielig und sie mußte fort. An ihre Stelle trat nun jene Vierte, eine Caroline, die uns bis in den Tod treu und ergeben war; ein wahres Muster von Dienstbotentreue, für das alle Frauenvereinsbelohnungen noch lange nicht genug gewesen wären. Diesem Selbstaufopferungstriebe fehlte es leider nur an Gelegenheit, sich zu entfalten, den unglücklicher Weise verarmten wir weder, noch überfiel uns die Cholera oder brannten wir ab. Sie konnte uns daher nur überflüssige und nutzlose Opfer bringen. Dies that sie aber mit einer Liebe, vor deren Gluth und Begeisterung man wirklich erschrak. Sie fastete, als ob wir uns in einer belagerten und ausgehungerten Stadt befänden und unser Leben mit dem fristen sollten, was sie übrig ließ. Vier Nächte in der Woche ging sie gar nicht zu Bett, um Alles selbst zu thun, was der übrigen Dienerschaft zukam. Diese aber, auf die sie entsetzlich eifersüchtig war, lief eines Tages Gefahr, schädliche Substanzen in ihrem Essen zu sich zu nehmen, und es entstand nun eine Verschwörung, die eben so rasch als lebhaft zum Ausbruch kam. Sie mußte also — das forderte die Gerechtigkeit — auf der Stelle ihren Abschied erhalten, — aber sie weigerte sich zu gehen und erklärte, wie einst Mirabeau, sie welche nur der Gewalt der Bayonette. Der herbeigeholte Polizeikommissarius vermochte nichts über sie und man mußte wirklich zu Gewaltmitteln seine Zuflucht nehmen. Zwar ließ man nicht die Garnison ausrücken, aber die ganze aufgebotene Polizeimannschaft im activen Dienst, sogar der Bettelvoigt, den man zur Unterstützung requirirte, hatten die größte Noth mit ihr und brachten sie endlich nur, einer Cassandra gleich, mit fliegenden Haaren und zerrissenen Gewändern aus meiner sonst so friedlichen Wohnung fort. Es gab ordentlich einen Aufruhr in der ganzen Stadt und am andern Tage erzählte man, meine Frau sei an dem ihr von der Magd beigebrachten Gifte gestorben, ich glücklicher Weise gerettet, aber meine Kinder rängen noch mit dem Tode.

Eine Fünfte war ein entsetzlicher Reinlichkeitsteufel und Waschbär, heimlich in der Nacht aufstehend und alle Stuben scheuernd, so daß man am Morgen nirgends zu bleiben wußte und Schnupfen und Husten nie aus unserem Hause wichen. Man mochte dagegen protestiren, schelten, toben so viel man wollte; es half Alles nichts. Sie mußte scheuern und wenn es ihr das Leben gekostet hätte. Meine Frau behauptete sogar, sie sei somnambul und thue es unwissentlich im Schlafe.

Die Sechste war dafür das entschiedene Gegentheil; schmutzig, nachlässig und zerstreut. Sie mußte über Hals und Kopf fort, als ich eines Mittags zu meinem und der Meinigen Entsetzen ein Stück von einem alten Lockenkamme, den sie lange getragen, bei dem Vorlegen in der Suppenterrine fand.

Ihr folgte eine reinliche aber dumme und taube Magd. Nie ward wirklich unser Aller Geduld so auf die Probe gestellt, als bei ihr; ich hoffe, die Gelassenheit, die ich ausübte, wird mir dereinst noch im Himmel abgerechnet werden. Ein einziger Zug wird hinreichen, Dir einen Begriff von ihrer Intelligenz zu geben; nämlich das merkwürdige System, das sie sich ausgedacht hatte, um Rechenschaft

über ihre Einkäufe auf dem Wochenmarkte abzulegen. Wenn man ihr einen Thaler eingehändigt hatte, so steckte sie in die andere Tasche dreißig Bohnen und ergänzte dann die verwendeten Silbergroschen durch diese. Kam sie nun zu Hause, so machte sie ihre Rechnung damit; was sie nicht an Silbergroschen hatte, mußte sie an Bohnen in der Tasche haben, und was an Bohnen fehlte, mußte an Silbergroschen da sein. Das gab nun freilich eine beständige Konfusion, einen täglichen Aerger für meine Frau und ein tägliches Fest für meine Kinder, wenn dieser Kassensturz halb in Bohnen, halb in Silbergroschen vorgenommen wurde.

Dabei war sie, wie ich bereits sagte, taub, daß man eine Kanone hätte vor ihrem Bette abschießen können, ohne sie im Schlafe zu stören, bemühte sich aber, gleich den meisten Personen, die an diesem Uebel laboriren, es nicht merken zu lassen, und verstand daher Alles falsch. Gott ist Zeuge meiner Angst gewesen, wenn ich einmal in Ermangelung eines anderen Gesandten eine delicate Botschaft durch sie mußte bestellen lassen. Man brauchte in solchen Fällen nur ihr zutrauliches Lächeln und ihre verstehenden Blicke zu sehen, um überzeugt zu sein, daß sie Alles verderben würde. Die Sottisen, die sie dabei beging und welche natürlich auf meine Rechnung kamen, sind nicht zu zählen. Mit der Mehrzahl meiner Bekannten hat sie mich brouillirt durch die Art und Weise, mit der sie ihre Namen auffaßte und verstümmelt wiedergab; es war ordentlich, als ob ein böser Dämon es ihr eingab, denn ihre Irrthümer glichen gar oft den boshaftesten Epigrammen. So zum Beispiel erinnerst Du Dich vielleicht noch meines Herrn Collegen, des langen, süßlichen, schleichenden Susemihl. Die Taube meldete ihn nie anders an als:

Herr Landkriegsrath Süßemilch.

Und Frau von Magerkron — Du weißt, Ihr Vater war Confektbäcker — ist seitdem nie den Namen wieder los geworden den die Dienstfertige ihr eines Nachmittags gab, als mehrere Freunde bei mir gespeist hatten und sie sich zum Thee bei meiner Frau anmelden ließ:

— Frau Makarone. —

In der Provinz vergiebt und vergißt man dergleichen Vergehen so leicht nicht; ich mußte also nach dieser letzten That mich über Hals und Kopf der so sehr compromittirenden Dienerin entledigen.

Ihre Nachfolgerin hatte dagegen nur zu feine Ohren. Immer an den Thüren horchend, brachte sie ihre Zeit damit zu, Lappen der Unterhaltung aufzuschnappen, zu denen sie dann einen die schwatzhaften Nachbarinnen erbauenden Commentar lieferte. Der unbedeutendste eheliche Zwist verbreitete sich alsbald durch ihre Bemühungen wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt. So erfuhr ich eines Tages zu meinem größten Erstaunen, daß ich ein Ungeheuer von Geiz und Grausamkeit sei. Meine Frau hatte sich nämlich einen neuen Hut gekauft und ich ihr im Scherz gedroht, ich würde sie auf Brod und Wasser setzen, wenn sie fortführe solche Verschwendungen für ihre Toilette zu treiben. Du mußt nämlich wissen, daß meine Julie gerade was das betrifft, ganz gegen meine Wünsche sehr sparsam ist. Unsere Iris aber hatte nun jene Rede, mit einigen Zusätzen bereichert, unter die Leute gebracht und ich galt nun wirklich bei einigen mitleidigen Einfaltspinseln lange Zeit für eine zweite Auflage von Blaubart, dessen hübsche junge Frau ein sehr trauriges und beklagenswerthes Leben führe.

Ein anderes Mal verbreitet sich, in Folge einiger unvorsichtig hingeworfen Worte, als wir bei Tische saßen, das Gerücht, mein Schwager sei ruinirt. Seine Handelsfreunde kamen von allen Seiten herbeigeströmt, und wäre er nicht so solide, so hätte er bei allen ihm abverlangten Zahlungen, durch die Indiscretion der Magd, auf immer einen bestigen Stoß erlitten. Das war denn doch zu gefährlich und Johanna die Neunte wurde entlassen.

Du sollst jedoch nicht mit allen sechs Dutzend Erfahrungen belästigt werden — jede dieser Unglücklichen ward uns zur Plage, sei es nun durch Impertinenz oder Unbesonnenheit, durch

ein zu zärtliches Herz oder zu unerträgliche Keuschheit, durch Untreue oder Näscherei, durch Faulheit oder zu große Geschäftigkeit, oder was sonst noch mehr und bei dem besten Willen mußten wir sie verabschieden.

Eine einzige unter den zweiundsiebenzig schien alle wünschenswerthen guten Eigenschaften in ihrer Person zu vereinigen. Sie war verständig und bescheiden, arbeitsam ohne Geräusch, uneigennützig ohne zu prahlen, weder zu jung noch zu alt, weder zu hübsch noch zu häßlich, von ausgesuchter Reinlichkeit und gerade lecker genug, um gut zu kochen, aber nicht so, daß es uns lästig geworden wäre. Eben so freundlich wie sie die Leute anmeldete, verstand sie auch diejenigen, von denen sie glaubte oder wußte, daß sie uns nicht angenehm waren, abzuweisen, und hatte ein besonderes Talent, an den Tagen, wo ich sehr beschäftigt war, einen Vorwand zu ersinnen, um mir alle Störung fern zu halten. Kurz sie war einzig in ihrer Art, und wir priesen unser Glück, eine solche Acquisition gemacht zu haben, vor allen Leuten. Sie bekam durch uns einen so vortrefflichen Ruf, daß einer der Handwerker, die für mich arbeiteten, sie schon nach einem Vierteljahr als seine Gattin heim- und natürlich uns entführte.

Das sind wahre Leiden, mein Freund, der Theilnahme würdig und ganz anderer Art, als diejenigen, über die Du klagst und die mir nur als umgeknickte Rosenblätter auf dem Lager eines Sybariten vorkommen. Glücklicher Junggesell! Du redest von Tyrannei! Was würdest Du erst sagen, wenn Du unter dem eisernen Scepter einer Amme geschmachtet hättest? Das läßt Alles, was Du von Unterwürfigkeit gegen Untergebene je kennen lernen, weit, weit hinter sich. — Die Amme! unumschränkte herrische Gebieterin, die man in seinem Hause aufnimmt, um Alles ihrem Gutdünken unterzuordnen — deren geringste Launen man respektiren muß, in der Furcht, daß ihr schlechter Humor die Quelle verdirbt, aus der ein heiß geliebtes Kind täglich sein Dasein schöpft, — die Amme! die vor allen andern bedient sein will und muß, selbst vor Dir: für die die Kapaune nicht genug an zwei Flügeln und die Rebhühner nicht genug an zwei Schenkeln haben und welche plötzlich so lecker und so wählerisch geworden ist, daß ihr selbst das Beste und Feinste nicht gut und fein genug scheint; die Alles verachtet bis auf sauere Speisen, die sie nicht essen darf, und die sie sich heimlich verschafft, um jeden Preis. — Die Amme, die Du hütest, wie nur der eifersüchtigste Ehemann die ungetreueste Frau hüten kann und welche dennoch — —

Ich hoffe, theurer Freund, Du hast jetzt genug und würdest künftig erröthen, wenn es Dir einfiele, Deine Leiden einem Unglücklicheren erzählen zu wollen. Charity, sagen die Engländer — begins always at home; rechne also nicht darauf, verwöhnter aber glücklicher Residenzler, daß ich meine Barmherzigkeit fünfzig Meilen weit zu Dir reisen lassen werde; wahrlich, ich kann sie besser hier in der Provinz und zwar in meinem eigenen Hause, an mir selbst, verwenden.

Aus dem
Tagebuch eines Componisten.
Eine Skizze.

Als ich in H. den Contrapunkt studirte, hatte ich mir eine recht ruhige Wohnung nahe beim Conservatorium ausgesucht und mich vorher wohl erkundigt ob nirgendwo im Umkreis der Nachbarschaft musizirt wurde. Alles fand sich nach Wunsch; die Hausleute waren völlig unmusikalisch, und die Räume über mir wurden von einer bejahrten Wittwe bewohnt, die nur in

Filzpantoffeln durch die Stube ging.

Den ersten Monat hindurch war ich mit dem Studium der Intervallen- und Akkordenlehre beschäftigt. Ich ent- und beziffere Bässe, hatte also vollauf am Schreibtisch zu thun, und spielte seltner als sonst. Die Wittwe im obern Stockwerk war entzückt über die stille Hausgenossenschaft und lobte mich als das Ideal eines Miethers beim Wirth. Gegen den April hin, als die Fenster nach dem sonnigen Garten zu geöffnet wurden, entdeckte ich in einem ziemlich entfernten Hintergebäude, das von einer andern Straße her an mein Gärtchen stieß, einen neu eingezogenen Violinspieler, der allerlei Capriolen auf seinem Instrument machte. Es drangen bei verschlossenen Fenstern zwar nur selten die höchsten Töne zu mir herüber, dennoch waren auch diese meinem sehr empfindlichen Gehör schon lästig. Ich kann mich ohnehin beim Anhören einer schlecht gespielten Violine nie der Einbildung erwehren, als klage aus ihren Tönen der Geist derjenigen Katze, welche ihre Gedärme zur Verfertigung der e-Saite hergeben mußte, um den Menschen durch ihren Opfertod ein Vergnügen zu machen.

Ich überlegte, daß wenn ich mir auch die Unbequemlichkeit auferlegen wollte, den Sommer das Fenster nach dem Garten hin stets geschlossen zu erhalten, doch schwerlich mein Vis-a-vis das nämlich streng beobachten werde. Es galt also, wer von uns beiden den Andern todt musizire. Hier war ich offenbar im Vortheil: ich ließ meinen Flügel dicht an's Fenster rücken, und sobald der Violinist nur den Bogen ansetzte, öffnete ich den obern Deckel, hob die Dämpfung ab, und spielte mit der äußersten Kraft aus einer andern Tonart. Durch diese volle Harmonie konnte er mit seiner Einzelnmelodie nicht hindurch, so sehr er sich bestrebte mich wieder zu ärgern.

Er schrieb mir endlich einen höflichen Brief, und trug mir an, ob wir nicht Cartel schließen und wechselseitig eine Zeit festsetzen sollten, wo keiner den andern in seinen Kunstübungen stören dürfe. Ich sah, daß ich mit einem verständigen Manne zu thun hatte, ging also zu ihm hinüber, und setzte ihm auseinander: daß eine noch so entfernte Musik mich bei meinen Studien, wenn ich noch nicht vorhandene Töne denkend erfinden müsse, bei weitem mehr störe als während des Spielens, wo ich ihr mit wirklichen Tönen begegnen könne. Ich schilderte ihm meine Qual: wie ich oft zehnmal die Feder angesetzt hatte, und wie mir, wenn ich mich nach der vorigen Störung kaum wieder gesammelt hatte, jedesmal sein Violinbogen gleich der Parzenscheere meinen Gedanken durchschnitt.

Der Violinist begriff, daß zwei Musiker wofern sie nicht miteinander dasselbe Stück spielen, in Einem Bereich eine Unmöglichkeit sind, und da er nur auf Monate gemiethet hatte, so zog er mir zum Gefallen in ein anderes Quartier.

Leider hatte unterdessen mein unaufhörliches, wahrhaft fanatisches Clavierspielen, mit dem ich den Krieg gegen den Violinisten geführt hatte, der guten Wittwe über mir so sehr ihr nervöses Kopfleiden gesteigert, daß auch sie meinen Hausleuten die Wohnung gekündigt hatte, und nach Ablauf des Quartals die Zimmer leer ließ. Verschiedenene Leute welche dieß Quartier in Augenschein nahmen, während ich zufällig jedesmal unten stark spielte, erklarten dem Wirth: daß es ihnen zwar sehr gefiele, aber daß sie nicht gerne mit einem Musiker zusammen wohnten, wenn man auch die Musik liebe, so sei es doch langweilig den ganzen Tag Etüden zu hören, denn es werde dadurch zuletzt alle Musik verleidet.

Endlich kam ein junger Lieutenant; dieser fand die Stuben ganz magnifique, die Aussicht superbe und das Dienstmädchen charmant. Er maß die eine Wand ab, um zu prüfen, ob er wohl seinen Flügel daran stellen könne. Die Vermietherin war ehrlich genug ihn zu fragen, ob es ihn denn nicht genire, daß unter seinem Zimmer schon Clavier gespielt werde: man höre es fast eben so gut durch den Plafond als wenn man in derselben Stube wäre. Der Lieutenant erwiederte lachend: das thäte ihm gar nichts, im Gegentheil, solche tolle Musik durcheinander werde ihm und seinen Kameraden unendlichen Spaß machen.

Als mir diese Aeußerung hinterbracht wurde,

sank mir das Herz, denn gegen so unempfindliche Ohren waren meine Waffen stumpf. Doch was sollte ich machen? Einen Wohnungswechsel ließen meine Finanzen nicht zu, da ich für die ganze Zeit meines Aufenthaltes voraus gemiethet hatte, und in jedem Quartier konnte mir ja ein ähnliches Mißgeschick begegnen. Auch standen mir die Mittel Spontini's nicht zu Gebot, der bekanntlich seinen Hausgenossinnen eine freie Loge im Theater unter der Bedingung verschaffte, daß sie nie Clavier spielen durften wenn er zu Hause war.

Zuerst versuchte ich's mit der Geduld. Ich strebte mich zur allervollkommensten Abstraktion des Geistes zu zwingen. Ich wollte nichts hören als meine innere Tonwelt und überredete meine Sinne: Das Clavierspiel des Lieutenants sei ein bloßes Geräusch und habe nichts mit Musik zu schaffen. Dieser Erziehungsversuch meiner selbst mißlang nicht allein trotz meinem besten Willen, sondern die Nervenanstrengung zerstörte fast meinen Organismus.

Ich sann mir nun einen zweckmäßigern Stundenplan aus. Früh Morgens wenn der Lieutenant in den Federn seine Heldenthaten von der gestrigen Theevisite ausschlief, bestrebte ich mich meine schriftlichen Generalbaß-Aufgaben abzuthun. Leider gelang es mir nie damit fertig zu werden, ehe der Lieutenant auf war, und: „vor Romeo's Rächerarme" oder: „Erzittere Byzanz!" anstimmte. Alle freie Zeit brachte er am Clavier zu, und damals noch hatte ein Lieutenant unendlich viel Mußestunden — das weiß Gott! Er spielte stundenlang Galloppaden, Polka's und dergleichen, alles mit aufgehobenen Pedal, chromatische Tonleitern im Baß nicht ausgenommen, horribile dictu!

Ich beschloß den Kampf auf Leben und Tod!

Sobald er nur auf's Clavier tippte, saß auch ich an dem meinigen, und da dieß einen zwiefach stärkern Ton hatte als sein's, so konnte ich ihn immerhin sehr enuyiren. Ich griff mit beiden Händen vielstimmige Akkorde und tremulirte dazu im tiefsten Baß. Dagegen konnte er sich nur mit verdoppeltem Draufschlagen helfen, und zweimal wöchentlich mußte der Stimmer bei ihm neue Saiten aufziehen. Dennoch litt ich mehr als er. Ich konnte ihn nur mit einer Musik übertäuben, die der seinen ähnlich war, und eine solche anzuhören war mir just die ärgste Marter. In meinen bescheidnen Lieblingsstücken: den Liedern ohne Worte, den Fugen und Sonaten herrschte das Pianissimo zu sehr vor um durch seine Polkas zu dringen.

So viel Fußbreit hatte ich aber doch nach einigen Wochen erobert, daß meinem musikalischen Widersacher selber diese aus d-dur und cis-dur gemischten Harmonien nicht mehr recht behaglich waren. Das Dienstmädchen erzählte mir: der Herr Lieutenant habe sie gefragt, ob mich denn sein Spielen über meinem Kopfe gar nicht störe? — Ich antwortete mit affectirter Gleichgültigkeit: „So lange ich auf meinem eignen Instrument spiele, kann ich von seinem schwachen Claviercben gar nichts wahrnehmen."

Mittlerweile hatte ich den doppelten Contrapunkt in der Dezima-Quinta absolvirt, und ich sollte nun fugirte Sätze erfinden. Jede ruhige Minute suchte ich dafür zu benützen, aber saß ich auch in der besten Stimmung an der Arbeit, und ich hörte den Lieutenant sporenklirrend die Treppe heraufstürmen, oder nur über meinem Kopfe den Stuhl rücken, so überfiel es mich wie ein Fieber: „O weh, jetzt wird er spielen!" und ehe er nur angefangen hatte, war ich arbeitsunfähig. Ich war einmal zornig gereizt, und wenn ich vielleicht eine Drehorgel auf der Straße überhört hätte, so brachte das Clavier des Lieutenants mich außer mir. Hatte ich gar nicht schreiben wollen, las ich nur die Zeitung, so kochte es dennoch in mir und ich war keines Gedankens mehr Meister. Ich haßte ihn endlich als meinen bittersten Feind und als den Zerstörer meiner ganzen Existenz.

Das stete vergebliche Ansetzen zum Componiren, das Unterbrochenwerden, dann wieder das Fortissimo-Tremuliren mit dem ich seine Polka's übertäubte — alles dieß spannte so übermäßig meine Nerven an, daß ich Abends,

wenn mein Peiniger auch einmal zum Thee ausgebeten war, vor Kopfschmerz doch nichts thun konnte. Meist war er aber zu Hause, und dann besuchten ihn fünf oder sechs Freunde, welche zum Clavier Bellini'sche und Donizetti'sche Arien brüllten, entweder unisono, oder was noch schlimmer war: Baß und Discant in Oktaven. Auch bereiteten sie sich zu ihrem künftigen Heldenberuf zuweilen vor, indem sie Möbel und Geschirre zerschlugen und oben zum Fenster heraus ein Feldgeschrei durch die stille Nacht erschallen ließen.

Durch diesen Chorus mit einer widersprechenden Tonart hindurchzudringen, war ein Unternehmen, an welches ich nicht gern die reine Stimmung meines vorzüglichen Instruments wagte. Ich rächte mich aber später jedesmal für einen solchen Abend, indem ich Morgens von 6 bis 7 den Kindern der Freischule geistliche Lieder zur Schulprüfung einstudirte, und damit den Lieutenant im Schlafe störte.

Er mußte es endlich merken, daß ich immer dann erst zu spielen anfing, wenn er sich unmittelbar vorher an's Clavier gesetzt hatte, und daß ich ihn absichtlich überstimmte. Nun ward er malitiös. Er bestellte sich den Regimentstrompeter und ließ sich von diesem akkompagniren. Ich dachte schon, ich sei geschlagen, und warf mich verzweifelt auf das Sofa, indem ich meine Ohren verstopfte. Aber der Kampf war nun eine Ehrensache geworden. Ich ermannte mich und ersann das letzte Mittel.

Ich kannte einen Franzosen, welcher mit Leidenschaft das Serpent blies. Von diesem Instrument sagt Hektor Berlioz in seinem Werk über die Kunst der Instrumentirung unter anderem folgendes:

„Sein wesentlich barbarischer Klang hätte weit besser für die Gebräuche des blutigen Opferdienstes der Druiden gepaßt, als für die der katholischen Religion, wo er noch immer angebracht wird. Abscheuliches Ueberbleibsel des Unverstandes und der Gefühls- wie der Geschmacksrohheit, welche seit undenklicher Zeit in unsern Tempeln die Anwendung der Tonkunst zum Gottesdienste leiten! Der einzige Fall muß ausgenommen werden, wo man in den Seelenmessen den Serpent gebraucht, um den schrecklichen Choral des dies irae zu verdoppeln. Sein frostiges und abscheuliches Geheul ist da ohne Zweifel an rechter Stelle, er scheint sogar wenn er diese Worte begleitet, in welchen alles Entsetzen des Todes und der Rache des eifrigen Gottes athmet, eine Art von Trauerpoesie in sich zu schließen.“

Obenbeschriebenes Instrument schien mir ganz geeignet um mein Vorhaben auszuführen. Hinsichtlich der vorzutragenden Composition besann ich mich auf einen flandrischen Mönch, Namens Hucbaldus, der zur Zeit Heinrichs des Finklers lebte, und der in seinen Traktaten die ältesten mehrstimmigen Compositionen hinterlassen hat. Dieselben steigen in reinen Quinten und Oktaven im Motus rectus auf und ab. Zwar sagt der ehrwürdige Mann von diesen damals noch nicht üblichen Weisen: „Videbis nasci suavem ex hac sonorum commixtione concentum!“ Doch üben sie auf die Musiker des neunzehnten Jahrhunderts eine sehr entgegengesetzte Wirkung aus. Ich habe dieselben zuweilen erprobt, wenn Besucher mir zu lange blieben. Sobald ich ein sogenanntes Organum des Hucbaldus anstimmte, so liefen sie als heulend zur Thür heraus.

Wenn jetzt der Lieutenant den Trompeter kommen ließ, dann stahl ich mich unbemerkt durch eine Hinterthür aus dem Hause, und wartete in einer nahen Conditorei dessen Weggehen ab. Dann kam ich ganz unbefangen nach Hause zurück, grüßte freundlich den Lieutenant, der oben im Fenster lag, und mich daheim wähnend erschreckt wahrnahm, daß er sein Trinkgeld an den Trompeter umsonst verschwendet hatte.

Aber nicht vergebens wendete ich ein reichliches Frühstück an den Serpentbläser und zwei Baß-Posaunisten vom Orchester, die ich jedesmal wenn der Lieutenant eine Nacht durchtanzt hatte, des Morgens schon um fünf Uhr zu einer Uebung abholte. Wir probirten das obenerwähnte Organum des Hucbaldus, dessen langgehaltene Noten besonders für das Serpent geschaffen schienen; aber unser Concert blieb nicht ohne auswärtige Unterstützung, denn alle Hunde und Katzen der Nachbarschaft, selbst das Federvieh und ein paar Milchesel stimmten zu diesen urweltlichen Tönen jauchzend mit ein.

Dreimal hatten wir dieses Morgenständchen dargebracht, da zog der Lieutenant aus.

Deutsche Volks-Blätter.

Nro. 7. | April 1861. | 1. Band.

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman
von
Heribert Rau.

Ueber dem Ocean. — Humboldt und Bonpland.

(Alexander von Humboldt's Mannesalter.)

Ein Hoffnungsstrahl.

Es war an einem Abende des Frühjahrs 1798, als sich in einem Pariser Salon eine kleine Gesellschaft um einen Theetisch gruppirt hatte. Die Gesellschaft war weniger glänzend als ausgesucht; denn wer nur einigermaßen in Frankreichs Hauptstadt in jener Zeit bekannt war, mußte in ihr sogleich die ersten damals dort lebenden wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Größen erkennen: Gay-Lussac, den berühmten Physiker und Erforscher des Luftkreises; Michaux, dessen Thätigkeit als Naturforscher und Reisender die Welt erstaunen machte; Frau von Stael, Benjamin Constant, Lalande, Geoffroy, Saint-Hilaire; den französischen Maler David; die deutschen Künstler Schick und Tiek, Graf Schlaberndorf, Legationssekretair von Brinckmann*) und einen prächtigen jungen Franzosen von etwa fünf und zwanzig Jahren, Aime Bonpland einen der ausgezeichnetsten Zöglinge der Arzneischule und des botanischen Gartens, Gay-Lussac's vorzüglichsten Liebling.

*) Dem schwedischen Gesandten, Baron von Stael, mitgegeben.

Aber das Haus, in welchen sich an diesem Abende alle die eben aufgezählten glänzenden Namen versammelt hatten, war damals auch eines der gesuchtesten in Paris: es war das Haus Wilhelm von Humboldt's und seiner Gattin, Caroline, geborene von Dacheröden.

Hatte doch Wilhelm von Humboldt sein großartig intellektuelles Streben nach dem Auslande getrieben. In Deutschland und namentlich Preußen — sah es ja damals trübe genug aus.

Regierung und Völker waren erschlafft, von Nationalgeist fand sich im lieben Vaterlande kaum eine Spur. Wohl hatte bis dahin Wilhelm von Humboldt an dem besseren Sein des deutschen Volkes, an seiner Kunst und Wissenschaft, nach Kräften Theil genommen; von dem politischen Leben aber konnte er nur sein Antlitz, nach einer ganz kurzen, nur zweijährigen diplomatischen Laufbahn, mit Schmerz abwenden. Denn was war damals von der zerrissenen deutschen Nation — an deren Spitze zwei Monarchieen standen, die sich tödtlich haßten — zu gegenwärtigen, als Schmach und Niederlage? Was blieb zu wünschen, als eine gründliche Wiedergeburt im Inneren und Aeußeren unseres Nationallebens, so wie des in seiner Isolirung ohnmächtigen Preußens.

Wer würde, wenn unabhängig, ein Land,

das so trostlose Aussichten hat, nicht lieber für längere Dauer verlassen und seine Dienste für Zeiten sparen, wo er hoffen kann, etwas Nachhaltigeres zu wirken.

Wilhelm von Humboldt wollte — um Menschen, Länder und Sitten kennen zu lernen und seine Erfahrungen auch nach dieser Seite hin zu erweitern — mit seiner Familie nach Italien gehen; durch den Krieg verhindert, zog er nach Paris, wo sein Haus alsbald für alle ausgezeichneten Deutschen ein „point de ralliement“ *) ward, übrigens auch den Franzosen des Angenehmen in Menge bot.

So waren es denn auch heute Herr und Frau von Humboldt, die in dem vorhin erwähnten auserlesenen kleinen Kreise die Honneurs machten. Aber in diesem Circle herrschte nicht die schwerfällige Langweiligkeit, die sich in unseren deutschen Gesellschaften so häufig geltend macht; auch nicht das oberflächliche gefall- und genußsüchtige Treiben der französischen Salon-Welt; hier gab sich ein Ton kund, der auf wunderbarschöne Weise das behaglich Leichte der französischen Nation mit deutscher Sinnigkeit und Tiefe des Geistes verband. Unter den wissenschaftlichen Bestrebungen der Franzosen leuchteten damals schon Natur- und Sprachstudien am meisten hervor. Namen wie Gay-Lussac, Lalande, Geoffroy, Saint-Hilaire, Cüvier und Delambre strahlten im Gebiete der ersteren; auf dem Felde der Sprachwissenschaften waren es theils Alterthumsforscher, theils Linguisten, die sich hervortbaten. Nur eines war seit langer Zeit in Frankreich gesunken und erloschen, der Geschmack für das classische Alterthum, und diesen auch hier wieder zu wecken und anzubahnen, hatte sich Wilhelm von Humboldt zur Aufgabe gemacht. Sein Haus ward daher bald der Sammelplatz all der Geister, welche noch Sinn für diesen Gegenstand hatten; während er selbst und seine Gattin für würdige Repräsentanten deutschen Geistes und deutscher Bildung gelten konnten. Auch das Schriftstellerthum beider Nationen war hier vortrefflich vertreten, indem sich der Hausherr selbst längst durch tüchtige literarische und kritische Werke der Welt bekannt gemacht hatte. Wilhelm von Humboldt's „Uebersetzung von Pindar's vierter Pythischer Ode“, seine „Uebertragung des Aeschyleischen Agamemnon“ und seine „Aesthetischen Versuche über Hermann und Dorothea“ bekundeten ja genügend sein bedeutendes Talent.

So war in dem kleinen Circle, der sich jede Woche an einigen bestimmten Abenden im Humboldt'schen Hause einfand, Stoff genug zu einer stets geistig belebten Unterhaltung vorhanden. Dabei brachte jeder Theilnehmer mit, was ihm in seinem Fache an bedeutenden literarischen Neuigkeiten vorkam; während namentlich Frau von Stael den Mittelpunkt einer reichsprudelnden glänzenden, ja oft in hoher Begeisterung aufblitzenden Conversation bildete.

Auch heute war die Unterhaltung eine ebenso belebte als interessante. Herr von Caillard, der ein Freund des Hauses und ein gelehrter Diplomat war, stand im Begriff ein geschichtliches Werk zu veröffentlichen. Verhindert, heute Abend zu erscheinen, hatte er einen Theil des Manuscripts durch seinen Vertrauten, Charbon de la Rochette, mitbringen lassen. Die Lectüre desselben rief jedoch eine verschiedene Beurtheilung der Fähigkeiten des Autors als Geschichtsschreiber hervor, und so war man nachgerade auf die Frage gekommen: Was denn vor allen Dingen die wesentlichste Aufgabe des Geschichtschreibers sei?

Frau von Stael meinte: Das Gegeneinanderwirken der Kräfte, die Wendungen des Geschickes, vor allem aber die großen, die Welt und Völker bewegenden Ideen richtig aufzufassen, zu verfolgen und in entsprechender Weise wiederzugeben.

„Allerdings!“ — sagte Herr von Humboldt, — „dann müssen sich aber in des Autors Geist die Elemente einer tiefer gehenden Philosophie der Geschichte entwickelt haben.“

„Und sollte dies bei Caillard nicht der Fall sein?“ — frug Lalande.

„Nein!“ — versetzte Wilhelm von Humboldt lächelnd. — „Ich achte Freund Caillard

*) Frau von Humboldt's Brief an ihre Freundin Rahel in Berlin vom 25. Mai 1799.

als Mensch und als Diplomat sehr hoch; als Geschichtschreiber aber entgeht ihm die eben aufgestellte unerläßliche Anforderung."

„Auch läßt er, wie mir scheint, die Ereignisse nicht recht ausreifen!" — meinte die Herrin des Hauses, indem sie mit der ihr eigenen Grazie den Thee schenkte.

„Nun denn!" — rief Gay Lussac Herrn von Humboldt jetzt zu — „welche Anforderungen stellen Sie denn an einen tüchtigen Geschichtschreiber?"

„Allerdings sehr bedeutende!" — entgegnete dieser. — „Ihr Herren Franzosen seid unbestrittene Meister in der Kunst, Memoiren zu schreiben. Darin kommt euch keine Nation gleich. Aber zwischen „Memoiren schreiben" und „Geschichte schreiben" ist noch ein wesentlicher Unterschied."

„Aber die Anforderungen! — wiederholte Gay-Lussac.

„Nun denn!" — fuhr der Hausherr fort, indem er im Eifer des Gespräches ganz vergaß, die Tasse Thee zum Munde zu führen, die er in der Hand hielt, — „der Geschichtschreiber hat nicht nur Geschichte zu schreiben und Thatsachen anzuführen, er muß vor allen Dingen auf die, auch in der Menschenwelt herrschenden, tieferen Gesetze hinweisen. Er muß ferner — in Betracht, daß das Geschehene nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar ist, das Uebrige aber hinzuempfunden, geschlossen und errathen werden muß, und daß die volle Wahrheit des Geschehenen auf dem Hinzukommen jener unsichtbaren Theile zu der Wirklichkeit der Thatsachen beruht — in die geheimsten Tiefen des menschlichen Auffassungs- und Productionsvermögens eindringen, — die innere Werkstätte des Staatsmannes, des Helden, des Gelehrten, des Dichters und des Künstlers belauschen, — die Grenzlinie ihrer Gebiete entwerfen, — und mit Geschick die zarten Berührungspunkte andeuten, die sich zwischen diesen hervorragenden und leitenden Größen und dem inneren Leben der Völker darbieten."

„Sie mögen Recht haben!" — sagte hier Gay-Lussac beifällig. — „Wie selbst die schlichteste Naturbeschreibung erst noch eines aus der Totalität des Naturkörpers entnommenen Hauches bedarf, um dessen inneren Charakter zu veranschaulichen, der sich weder messen noch beschreiben läßt, so bedarf auch die Geschichtschreibung des Durchwebens einer höheren, geistigen Weltanschauung, um alle Fäden irdischen Wirkens und zugleich alles Gepräg höherer Ideen zu umfassen."

„Und!" — rief Wilhelm von Humboldt ergänzend — „um daraus das Geschehene zwar in reiner Objectivität, aber auch in seinem inneren nothwendigen Zusammenhange mit der Summe des Daseins und allen Richtungen des menschlichen Geistes darzustellen."

„Ihre Anforderungen sind hoch!" — sagte Frau von Stael — „aber ich bin ganz mit denselben einverstanden; nur müssen dann alle Geschichtschreiber gewissermaßen Auguren sein!"

„Trefflich es Wort!" — rief der Hausherr entzückt. — „Sie haben mich verstanden. Aber gerade Sie haben auch diesen geheimnißvollen Blick in die Tiefe der menschlichen Natur und in die Zukunft, den ich andeuten wollte."

„Eine Himmelsgabe, dem Weibe mehr beschieden als dem Mann!" — sagte Benjamin Constant.

„So muß sie der Mann von dem Weibe lernen!" — fuhr Humboldt fort. — „Wer Geschichte schreiben will, muß vor allen Dingen das Eintreten jeder neuen, die Menschheit lange Epochen hindurch bewegenden Idee schon von Ferne wahrnehmen, — die Zukunft jedesmal aus der Gegenwart und Vergangenheit lesen und seinen Stoff dadurch, daß er dem Kampfe für diese Idee und ihre Verwirklichung nachgeht, zu bewältigen wissen."

„Dabei hat er aber eine große und gefährliche Klippe zu umschiffen!" — rief hier Frau von Stael mit der ihr eigenen Lebendigkeit.

„Und diese Klippe wäre?" — frug Gay-Lussac.

„Ich errathe, was Frau von Stael meint!" — sagte Humboldt.

„Nun?" — frug diese.

„Er muß sich hüten, daß er der Wirklich-

keit nicht eigenmächtig geschaffene Ideen anbildet."

„Getroffen!" — rief Frau von Staël, und die herrlichen Augen der sonst nicht schönen Frau blitzten so mächtig auf, daß sie eine ganz andere ward und in dieser geistigen Anregung wirklich schön genannt werden konnte. — „Und diese Freiheit und Zartheit der Ansicht", — sagte sie dabei fast leidenschaftlich — „muß seiner Natur so eigen geworden sein, daß er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine, die Menschheit bewegende Idee ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem was geschieht, liegt ein Theil außer dem Kreise unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang und in ihrer Tiefe; mangelt ihm aber die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit."

„Es ist wunderbar!" — sagte hier Legationsrath von Humboldt, denn diesen Titel führte Wilhelm seit langen Jahren, — „wie mich diese Aeußerung unserer Freundin an meinen vortrefflichen Bruder Alexander erinnert. Wäre er nicht Naturforscher, er müßte Geschichtschreiber sein. Allen den großen Anforderungen, die wir an den Historiker gestellt, genügt er in seinem Fache bis auf das Aeußerste."

„Ich denke, wir sehen ihn bald hier!" — sagte der würdige Greis Lalande, der, als ausgezeichneter Astronom, mit Alexander von Humboldt in Briefwechsel stand.

„Jedenfalls!" — versetzte der Legationsrath. — „Ich habe ihm geschrieben, was mir Freund Gay-Lussac im Vertrauen mitgetheilt: daß nämlich hier in Frankreich von dem National Museum eine Expedition ausgerüstet werde, die unter Capitain Baudin eine Entdeckungsreise nach der südlichen Halbkugel unternehmen soll."

„Und ich gebe Ihnen mein Wort, meine Herren!" — fiel hier Frau von Humboldt freundlich lächelnd ein — „diese Nachricht gibt ihm Flügel. Seine Sehnsucht, unbekannte Gegenden zu durchforschen, wird ihn mit Sturmeseile hierher treiben."

„Um so mehr, als sie sich, durch das Mißglücken seines letzten Vorhabens nur noch gesteigert hat!" — fügte der Bruder hinzu.

„Beabsichtigte er nicht nach Egypten zu gehen?" — frug Michaux.

„Allerdings!" — sagte die Legationsräthin, indem sie auf's Neue an dem Theetische die Honneurs machte. —

„Aber mein armer Schwager hat Unglück in der Ausführung seiner schönsten Hoffnungen und Wünsche. So oft ihm ein Hoffnungsstrahl winkt, kommt etwas dazwischen, was ihn erbleichen macht."

„Wie so?" — frug Frau von Staël.

„Nun!" — fuhr die Hausfrau fort, während sie der Gatte mit Zärtlichkeit von der Seite anblickte — „erst wollte Alexander im Vereine mit seinem Freiberger Studiengenossen Leopold von Buch — Sie wissen ja, daß er diesen trefflichen Geognosten auf der Freiberger Bergakademie kennen lernte — eine wissenschaftliche Reise nach Italien unternehmen: Der Krieg verhinderte die Ausführung. Dann faßte er in Salzburg den Entschluß, sich einer Expedition nach Unteregypten anschließen. Er wollte, mit einem anderen Freunde, den Nil entlang bis Assuan hinaufsteigen, die riesigen Denkmäler der alten Egypter untersuchen und dann seine Reise über Palästina und Syrien fortsetzen; aber auch hiervon zwangen ihn die politischen Ereignisse abzustehen."

"Um so mehr wird ihn meine neueste Nachricht erfreuen! — setzte der Hausherr hinzu — zumal er bei dieser Expedition in unseren Freunden Michaux und Bonpland so wackere Begleiter finden wird."

„Auch wir freuen uns sehr auf die Gesellschaft Herrn von Humboldt's!" — sagte, seinen hübschen Schnurrbart streichend, der junge Bonpland. — „Sein Werk: Florae Freibergensis specimen"*) ist ganz vortrefflich und verräth einen Mann von höchster Bega-

*) „Flora der kryptogamischen Gewächse der Freiberger Gegend" 1793.

bung. Wie scharf und geistreich sind die Ergebnisse seiner Beobachtungen, die er in den Minen jenes Districtes gemacht."

„Es war zwei Jahre, nachdem wir zusammen die Universität Göttingen verlassen hatten!" — ergänzte der Legationsrath. — „Der berühmte Werner, der eigentliche Begründer der Geognosie, hatte ihn auf die Bergakademie Freiberg gezogen. Ich war gerade damals aus dem Staatsdienste getreten, den ich zwei Jahre lang versucht hatte, um mich in einen anderen schöneren Dienst zu begeben."

Der Legationsrath bot bei diesen Worten seiner erröthenden Gattin mit glücklichem Lächeln die Hand.

„In keinen Dienst, Wilhelm!" — sagte diese liebevoll — „aber in ein Verhältniß, daß dich hoffentlich länger fesseln wird, wie bis dahin die Diplomatie."

„Ich glaube auch!" — rief Wilhelm von Humboldt heiter lachend. — „Aber wir sind von Alexander abgekommen. Freund Bonpland hat recht, wenn er dessen Flora vortrefflich nennt. Ich habe kaum etwas Interessanteres gefunden, als seine Beobachtungen über die in den Schachten der Bergwerke lebenden Pilze."

„Und seine Aphorismen aus der chemischen Physiologie der Pflanzen!" — sagte Gay-Lussac. — „Wie trefflich sind diese. Ich stelle sie der schönen Arbeit: „Ueber die gereizte Muskel und Nervenfaser" an Tüchtigkeit an die Seite. An diesen Schöpfungen des jetzt erst neunundzwanzigjährigen Mannes können wir Franzosen sammt und sonders lernen, was Schärfe des Verstandes, ruhige Klarheit der Gedanken, so wie Tiefe und Unermüdlichkeit der Forschung heißen will."

„Wenn wir es nur dahin bringen," — sagte Bonpland mit französischer Lebendigkeit, — „daß Herr von Humboldt der Expedition beigeordnet wird."

„Lassen Sie mich und Lalande dafür sorgen!" — meinte Gay-Lussac.

„Außerdem," — fügte der Legationsrath hinzu — „wird mein Bruder, wenn es sich nicht anders macht, auf eigene Kosten mitgeben."

„Das wäre doch wohl ein zu großes Opfer für einen Privatmann, zumal seine Forschungen ja der Regierung wieder zu gut kommen."

„Opfer?" — wiederholte die Hausfrau. — „Da kennen Sie meinen Schwager noch lange nicht, wenn Sie glauben, er würde vor irgend einem Opfer zurückbeben, sobald es gilt, jene Sehnsucht zu stillen, die er seit der frühesten Jugend in seinem Herzen trägt."

„Meine Frau hat recht!" — fiel hier der Legationsrath ein. — „Alexander hat sich aus dem Entschlusse, den amerikanischen Continent zu besuchen, eine Lebensaufgabe gemacht; er hat sich von seinem achtzehnten Jahre an durch Reisen in Europa vorbereitet, um im Stande zu sein, die geologischen Erfahrungen, die er hier gesammelt, mit dem Grundbaue Amerika's zu vergleichen, ferner hat er auf diesen vorbereitenden Reisen gesucht, sich die nöthige praktische Bekanntschaft mit denjenigen Instrumenten zu erwerben, welche solche Forschungen, wie er sie sich vorgesteckt hat, zu unterstützen vermögen."

„Das alles habe ich auch — von Ihnen unterrichtet — in meiner Eingabe an die Regierung geltend gemacht!" — sagte Gay-Lussac.

„Aber Sie wissen doch Eines noch nicht!" — fuhr der Legationsrath lächelnd fort — „was seine Opferbereitschaft am besten bekundet."

„Nun?"

„Als im Jahre 1796 unsere gute, unvergeßliche Mutter starb, erbte ich Tegel, Alexander dagegen das Gut Ringenwalde in der Neumark. Aber was war ihm der Besitz eines Gutes, seinem großen Vorhaben gegenüber. Und so verkaufte er — um in jeder Beziehung frei dazustehen und zu Gunsten der Wissenschaft über sein Vermögen jederzeit verfügen zu können. — sein Erbgut Ringewalde an den Dichter Franz von Kleist und übertrug unserem ehemaligen Erzieher, Lehrer und Freund, einem wackeren Manne mit Namen Kunth, der auch der Verwalter meines Vermögens wurde, die ganze Sorge über seine bewegliche Habe. Sie sehen also, daß er im

Nothfall die Reise auch aus eigenen Mitteln mitzumachen bereit ist."

Frau von Stael hatte bisher schweigend zugehört; jetzt aber brach sie in eine überströmende Begeisterung für solche Opferfreudigkeit und ein solch' festes und kühnes Streben nach einem hohen Ziele aus. Die ganze Gesellschaft nahm Theil an dem sich nun entwickelnden Gespräche, das bald mit der ganzen Lebendigkeit französischer Conversation sämmtliche Theilnehmer der Gesellschaft in Anspruch nahm.

Da öffnete sich mit einemmale die Flügelthüre und ein stattlicher Mann, noch in Reisekleider gehüllt, erschien unter derselben. In seinen milden, edlen, durchgeistigten Zügen prägte sich eine große Freude, ein seliges: „Willkommen!" aus, und wie er die Arme ausbreitete und — "Wilhelm!" — „Caroline!" — rief, da antwortete ihm ein jubelndes: „Alexander!" — „Alexander!" — und er lag in des Bruders und der Schwägerin Armen.

Neue Täuschung.

Es war ein großer, kühner Plan, welcher der, von Frankreich in Aussicht genommenen Entdeckungsreise in die Südsee unter dem Befehle des Capitain Baudin zu Grunde lag.

Man wollte die spanischen Besitzungen in Südamerika, von der Mündung des Rio de la Plata bis zum Königreiche Quito und der Landenge von Panama besuchen. Die zwei dazu bestimmten Corvetten sollten sofort über die Inselwelt des stillen Meeres nach Neuholland gelangen, die Küsten desselben von Vandiemensland bis Ruytsland untersuchen, bei Madagascar anlegen und über das Cap der guten Hoffnung zurückkehren.

Alexander von Humboldt war in der That, wie sein Bruder und seine Schwägerin vorausgesagt hatten, auf die erste Nachricht von dieser Expedition auf Sturmesflügeln nach Paris geeilt.

Endlich, endlich! sollte sich ja sein heißester Wunsch erfüllen; endlich, endlich! sollte er sich ja an einer großen wissenschaftlichen Entdeckungsreise betheiligen dürfen, und noch dazu an einer Reise, die gerade jene Länder zum Ziele hatte, für die er seit seiner frühesten Jugend und namentlich seit seinem Bekanntwerden mit Georg Forster leidenschaftlich schwärmte.

Wenn man anfängt geographische Karten zu betrachten und Schilderungen der Seefahrer zu lesen, so fühlt man für gewisse Länder und gewisse Klimate eine Art Vorliebe, von der man sich im reiferen Alter keine Rechenschaft zu geben vermag. Eindrücke der Art äußern dann oft einen nicht unbedeutenden Einfluß auf unsere Entschlüsse, und — wie instinktmäßig — suchen wir Gegenständen, die schon so lange eine geheime Anziehungskraft für uns gehabt, wirklich nahe zu kommen.

Als sich Alexander von Humboldt — bald nach seinem Weggange von der Universität — mit dem Himmel beschäftigte, nicht um förmlich Astronomie zu treiben, sondern nur um die Sterne kennen zu lernen, empfand er jene bange Unruhe, welche Menschen, die ein sitzendes Leben führen, ganz fremd ist.

Der Hoffnung entsagen zu sollen, jemals jene herrlichen Sternbilder am Südpol zu erblicken, das schien ihm unmöglich. Im ungeduldigen Drange, die Aequatorialländer kennen zu lernen, konnte er nicht die Augen zum Sterngewölbe aufschlagen, ohne an das südliche Kreuz zu denken und sich die erhabenen Verse Dante's vorzusagen, die sich auf dies Sternbild beziehen:

Wie oft rief er damals:

Io mi volsi a mandestra e posi mente
All' altro polo, e vidi quattro stelle,
Non viste mai fuor ch'alla prima gente.

Goder parea lo ciel di lor fiammelle,
O settentrional vedovo sito,

Poi che privato se di mirar quelle.*)

Und nun sollte er sie sehen die so wunderbar herrlichen Sternbilder! — sollte er sie sehen diese Inseln der Südsee, Forsters Ideale! — diese Länder voll der köstlichsten Naturwunder!

O, daß doch Freund Forster noch gelebt hätte, um sich bei dieser Reise mit ihm zu verbinden!

Aber Forster war nicht mehr.

Die Stürme der französischen Revolution hatten ihn ergriffen. Als einen ihrer glühendsten Anhänger sandten ihn die Republikaner von Mainz nach Paris, um den Convent zu vermögen, Mainz in seinen Freiheitsbund aufzunehmen. Da streckte das Schicksal, das ihn schon so viel verfolgt, seine eiserne Faust nach ihm aus. Nach Mainz zurückgekehrt, hatte er das Unglück, bei der Eroberung der Stadt durch die Preußen: Vermögen, Bibliothek und Handschriften zu verlieren. Zu diesem Schicksale gesellte sich aber auch noch ein zweiter nicht minder harter Schlag: die Trennung von seiner Gattin, die sich — mit seiner Erlaubniß — an seinen Freund Huber verheirathete. Indien sollte seinen Kummer bergen; da brach der Tod — vier Jahre vor der Zeit, bei der wir jetzt weilen — sein edles Herz.

Alexander hatte ihn tief betrauert, und die schmerzliche Erinnerung an den unglücklichen Freund tauchte jetzt um so lebendiger in ihm wieder auf, als er sich selbst so unendlich glücklich fühlte. Die Erlaubniß zur Mitreise war ihm ja geworden, er stand mitten in den Vorbereitungen zu derselben.

O wie schlug Alexander da das Herz so stürmisch froh, wie schwelgte sein Geist in den kühnsten Erwartungen. Die ganze Welt, die ganze Natur sollte sich ihm jetzt aufthun, ...

*) Rechts an des andern Poles Firmament
Boten sich dar vier Sterne meinen Blicken,
Die nur dem ersten Paar zu schau'n vergönnt.

Ihr Schimmer schien den Himmel zu entzücken:
O mitternächt'ger Bogen, so verwaist,
Weil Du an ihnen nie Dich kannst erquicken.

sollte jetzt gewissermaßen sein werden. Die Natur aber ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte, als ein lebendiges Ganzes. Das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens ist daher: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, von dem Individuellen alles zu umfassen, was die Entdeckungen der letzteren Zeitalter uns darbieten, die Einzelheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu unterliegen; der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinung verhüllt liegt.

Auf diesem Wege gedachte auch Alexander von Humboldt auf der großen Reise, der Natur gegenüber, zu Werke zu gehen; — auf diese Weise hoffte er in glücklicher Anregung, daß sein Bestreben über die engen Grenzen der bisherigen Erfahrung hinausreichen solle; — daß es ihm gelingen werde, die Natur beherrschend, den rohen Stoff empirischer Anschauung durch Ideen zu beherrschen.

Wer sein ganzes Leben, sein ganzes Streben, sein Hoffen und Wünschen, sein Sehnen und Wirken, mit einem Wort: sein ganzes Sein an irgend ein großes Unternehmen gesetzt, und nun endlich, nach jahrelangem Kämpfen, Ringen und Ueberwinden, nach tausend und abertausend Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten am Ziele angelangt ist, und der Erfüllung seiner Lebensaufgabe in das strahlende Antlitz schaut, — nur der kann fühlen, wie es jetzt Alexander von Humboldt zu Muthe war. Während seine Seele ein unbeschreibliches Wohlbehagen, eine oft stürmisch auflodernde Freude erfüllte, beglückte ihn schon seine vorbereitende Thätigkeit selbst. Er lernte noch arabisch; er trat mit den bedeutendsten Naturforschern und Mathematikern von Paris in Berührung, und seine „Forschungen über die Zusammensetzung der Atmosphäre," die er schon allein früher begonnen hatte, setzte er jetzt zum Theile mit dem berühmten Physiker Gay-Lussac fort, indem er eudio-

metrische*) Versuche zur chemischen Zerlegung des Luftkreises unternahm, welche er bei allen Witterungen und Jahreszeiten wiederholte und wodurch er sich um die Kenntniß dieses wichtigen Gegenstandes verdient machte. Diese gelehrten Forschungen knüpften sich an frühere, die er in den Bergwerken zu Freiberg begonnen, nämlich über „die unterirdischen Gasarten.“ Auch in dieser Beziehung arbeitete jetzt Alexander eifrig mit Gay-Lussac. Aber er arbeitete namentlich auch noch mit einem anderen Freunde, den er in der That lieb gewonnen hatte, und dies war der junge Aime Bonpland.

Bonpland war ein liebenswürdiger Mensch, ein ächter Franzose: hübsch gewachsen, leicht beweglich, von intelligentem Aeußeren, lebhaften geistsprühenden dunkeln Augen, rabenschwarzem gekräuseltem Haare, seinen Zügen, die den unverkennbaren Stempel seiner Nation trugen, kleinen zierlichen Händen und Füßen und einer immer heiteren Seele.

Er war früher den medicinischen Studien durch seine Berufung zum Militair entrückt worden, kehrte aber, nachdem er als Chirurg auf einer Fregatte, welche gegen die Engländer kreuzte, seiner Dienstzeit genügt hatte, zu seinen Studien zurück. Der Eifer, mit welchem er seine wissenschaftlichen Ziele verfolgte, und seine Talente erwarben ihm sofort die Freundschaft Gay-Lussac's und Corvisart's, und diese Männer waren es denn auch, die ihm, dem noch so jungen Manne, die Vergünstigung verschafften, die Expedition in die Südsee mitmachen zu dürfen.

Dem jungen Bonpland war dabei, von seiner Dienstzeit her, ein gewisses militärisches Aussehen geblieben, was ihm so gut stand, als sein kleiner zierlicher Schnurrbart, und — vereint mit seinem ohnehin kühnen und energischen Wesen — etwas ungemein Lebensfrisches und Ritterliches gab. Dabei fehlte ihm aber keineswegs jener scharfe Blick, jene geistige Ruhe, jene zähe, in wissenschaftlichen Untersuchungen ausdauernde Geduld, die dem Naturforscher so nöthig sind; so wie er auf der anderen Seite alle jene Eigenschaften besaß, die den Franzosen so liebenswürdig im Umgange machen. Daß sein leicht entzündliches Herz nicht gerade für die Treue in der Liebe geschaffen war, davon konnte Alexander natürlich nichts wissen. Es ging ihn dies ja auch gar nichts an. Seine Treue als Mann und Freund aber sollte das Schicksal durch ein langes Leben hindurch bekunden.

Jedenfalls gefiel der junge Bonpland Alexander von Humboldt sehr gut, so wie umgekehr der junge deutsche Gelehrte auf Bonpland den besten Eindruck machte. Ein Freundschaftsbund schloß sich daher bei den ganz gleichen Strebungen fast wie von selbst, und so sahen beide Männer dem Auslaufen der Expedition, für die sie schwärmten, mit gleicher Sehnsucht, mit gleicher Ungeduld, mit gleicher Freude entgegen.

Jetzt — nach einer Anwesenheit von einigen Monaten in Paris — waren alle Vorbereitungen getroffen. Alexander von Humboldt hatte sich für schweres Geld die vorzüglichsten Instrumente angeschafft, und war eben mit deren sorgfältiger Untersuchung und theilweiser Verpackung beschäftigt, als sein Bruder und dessen Gattin zu ihm in das Zimmer traten.

Frau von Humboldt trug ihr jüngstes Kind, einen herrlichen Knaben von ohngefähr einem Jahre, auf dem Arme. Der Kleine hatte sich herzig an die Mutter geschmiegt und diese schaute ihn von Zeit zu Zeit mit seligen Blicken an, aus welchen aber, so oft sie den Gatten oder den Schwager trafen, etwas stolz Triumphirendes aufblitzte. Der kleine Theodor war indessen auch ein ganz allerliebster Bursche: dick und fett und so recht zum küssen. Sein Gesichtchen hatte dabei einen Ausdruck der kindlichsten, unschuldigsten Fröhlichkeit, und doch deuteten seine schönen braunen Augen auf etwas Tieferes. Lieblich kräuselte sich das blonde Haar auf dem runden Köpfchen, während sein Mund einer der reizendsten war, den man an einem Kinde sehen konnte.

Auch der vierjährige Wilhelm, der, nebst der sechsjährigen Caroline, mit den Eltern ein-

*) Eudiometer. Luftgütemesser, nennt man das Instrument, welches den Sauerstoffgehalt der atmosphärischen Luft anzuzeigen und abzumessen bestimmt ist.

getreten, war ein schöner Knabe, kindlichen Trotz und Eigenwillen in den Zügen und doch daneben auch wieder einen Zug unendlicher Güte. Caroline — oder „Li," wie sie die Eltern nannten — gab dagegen schon jetzt ein Spiegelbild der Mutter ab. Liebenswürdig in ihrer Erscheinung, konnte sie bei großer Zartheit eine gewisse Sentimentalität nicht verbergen, die dem Mädchen aber, da sie ganz natürlich war, gut stand und ihrem Wesen etwas ungewöhnlich Interessantes gab.

„Guten Morgen Onkel Alexander!" — riefen jetzt die zwei größeren Kinder zugleich und sprangen freudig auf den Begrüßten zu; denn Alexander hatte durch seine große Herzensgüte einen nicht unbedeutenden Platz in ihren Herzen gewonnen.

„Guten Morgen, Kinder!" — entgegnete der Onkel, in dessen hoffender Seele heute alles wie Licht und Liebe war; und er hob beide zu sich empor und küßte sie herzlich. Aber der kleine Wilhelm gebärdete sich dabei sonderbar: er machte bei dem Aufheben eine fast trotzige Miene, indem er zugleich beide Hände mit Aengstlichkeit fest auf dem Rücken zusammenhielt.

„Nun, was hast Du denn, kleiner Mann?" — frug jetzt Alexander lächelnd, nachdem er ihn niedergesetzt. — „Du schneidest ja ein Gesicht, als wolltest Du eine Schlacht kommandiren und hältst die Hände von mir ab, als ob ich vergiftet wäre."

Auch die Eltern lächelten jetzt.

„Weil er Dich überraschen will!" — meinte Li — „und fürchtet Du wirst's ihm zerbrechen."

„Ueberraschen? — Und was zerbrechen?" — wiederholte Alexander.

Jetzt aber strahlte des kleinen Wilhelm Antlitz in voller Freude, und mit dem Ausdruck kindlicher Schlauheit und doch mit einem gewissen Stolze reichte er dem Oheim ein handgroßes Etui dar.

Alexander von Humboldt öffnete es, ... da traten Thränen der Freude und der Rührung in seine Augen: das Etui enthielt ein allerliebstes Familienbild: Wilhelm, seine Gattin und die Kinder darstellend.

„Da wir Dich doch nicht in Person über den Ocean begleiten können!" — sagte dabei Wilhelm mit leise zitternder Stimme, — „so mag dies Bild mit Dir ziehen und Dich auf der großen Wasserwüste wie in den Urwäldern Amerika's daran erinnern, daß Dir im fernen, fernen Heimathlande noch liebende Herzen schlagen."

„Bruder!" — entgegnete Alexander erschüttert, indem er den beiden Gatten seine Hände reichte — „ich hätte Dich, ich hätte Euch auch ohne dies Bild nicht vergessen; aber so ist es mir noch lieber; Euer Bild soll mein Amulet auf allen meinen Reisen sein!"

Aber die freudig-wehmüthige Stimmung sollte bald einer doppelt heiteren weichen: es kamen glückwünschende Briefe von Kunth und Leopold von Buch an. Auch Besuche trafen ein, und zu Mittag vereinte eine glänzende Tafel fast sämmtliche Freunde des Hauses. Wilhelm von Humboldt feierte die Theilnahme seines Bruders an der ehrenvollen Unternehmung der französischen Regierung und Alexander's demnächste Abreise durch ein splendides Diner. Der Champagner floß, die Conversation war auf das heiterste belebt; Witz und Laune machten sich in frohen Sprüngen geltend. Unter allen Anwesenden aber war es namentlich der Bonpland, der in fast ausgelassener Lust schwamm. Nur eines blieb auffallend, ja fast räthselhaft .... Gay-Lussac, der erste Freund des Hauses und Alexander's, war ausgeblieben.

Eben jetzt stritt man mit Laune darüber, welches Reich der Natur den Vorzug verdiene. Da nahm Bonpland sein volles Champagnerglas und brachte es: „den Kindern Flora's!"

„Denn!" — rief er dabei, und seine dunklen Augen funkelten in Begeisterung — „macht nicht die Pflanzenwelt die Erde erst zum Paradiese? gibt sie uns nicht, selbst vom praktischen Standpunkte aus betrachtet, Speise, Trank, Wohnung, Kleidung, Feuerung, Hausgeräthe und tausend Bequemlichkeiten? Wohlgerüche und Blumenfarben, Arzeneien und .... das Bild des Schönsten, was die Erde trägt, ... das Bild der Liebe und des Weibes."

„Dafür müssen wir aber schwer genug zahlen!" — entgegnete Frau von Stael lächelnd — „wir geben ihr uns selbst, mit Haut und Haar zur Revanche!"

„Und sie uns wieder eine grüne Decke über die Stätte der Ruhe!" — versetzte der junge Bonpland.

„Ich gestehe!" — fiel hier Frau von Humboldt ein — „daß ich es mit unserm Freunde halte. Das Leben des Thieres ist ewige Unbeständigkeit; das stille Leben der Pflanzen aber gibt uns das Bild des Weisen, der, im Verborgenen wirkend, doch unendlichen Segen spendet. Blumen machen das Erdenglück vieler Tausende!"

„Rousseau" — fiel Frau von Stael ein — „hoffte im Elysium Kränze zu winden für wahre und gute Menschen."

„Und Linne" — sagte Bejamin Constant — „ward mehreremale wieder gesund über die Freude, eine neue Pflanze gefunden zu haben."

„Aber auch einmal sehr krank" — ergänzte Lalande — „als Gärtner des Akademischen Gartens von einer so eben aus Surinam angekommenen Cochenillefeige die noch lebenden Insekten .... ab las und tödtete?!"

„Erwartungen, die man jahrelang gehegt!" — bekräftigte Alexander von Humboldt. — „Uebrigens" — fuhr dieser jetzt fort — „haben namentlich wir Deutsche der Pflanzencultur gar viel zu danken. Hätten uns unsere Voraltern nicht aus Italien und Gallien das Obst und die Rebe geholt, so könnten wir uns heute noch mit Holzbirnen und Holzäpfel, mit Vogelbeeren und Schlehen begnügen, und unser liebes Deutschland wäre dann noch heut zu Tage des Tacitus Germania, sylvis horrida, frugiferarum arborum impatiens!"*)

„Und" — sagte Frau von Humboldt — „Tausend Einsamen sind Blumen ihre Tröster, ihre Welt, ihr Alles. Im Pflanzenreiche liegt etwas so Sanftes, Reinigendes, Liebendes. Um, wie die Pflanzen, anzuziehen, haben die Thiere zu viel und die Mineralien zu wenig Leben. Ein Unbekannter, der Blumen liebt, hat schon im Voraus unser Vertrauen gewonnen."

„Ja, ja!" — meinte Alexander von Humboldt — „Blumen sind die Liebe des Kindes, das Alles hoffen darf und die letzte Liebe dessen, der nichts mehr zu hoffen hat."

„Wir aber!" — rief hier Bonpland freudestrahlend — „wir hoffen der Wissenschaft Tausende von neuen Pflanzen durch unsere Entdeckungen zuzuführen; — wir hoffen nicht unser Wissen allein zu erweitern, sondern auch die Mannichfaltigkeit der Botanik überhaupt durch neue, bis jetzt noch unbetretene Wege auf eine höhere Stufe zu erheben."

„Ich beneide euch, Ihr Glücklichen!" — fiel jetzt Lalande ein. — „Denn wer sollte den Genuß solcher Reisen und der damit verbundenen Forschungen nicht tief mitempfinden. Ich weiß, von meiner Sternwarte her, welche Seligkeit neue Entdeckungen dem Entdecker bieten. Während der ungebildete, im gewöhnlichen Fahrwasser dahinschwimmende Mensch die leuchtenden Gestirne an ein krystallenes Himmelsgewölbe heftet, erweitert der Astronom die räumliche Ferne; er begrenzt unsere Weltengruppe, nur um jenseits andere ungezählte Gruppen — eine aufglimmende Inselflur — zu zeigen. Das Gefühl des Erhabenen, in so fern es aus der einfachen Naturanschauung der Ausdehnung zu entspringen scheint, ist der feierlichen Stimmung des Gemüthes verwandt, die dem Ausdruck des Unendlichen und Freien in den Sphären ideeller Subjectivität, in dem Bereich des Geistigen angehört. Auf dieser Verwandtschaft, dieser Bezüglichkeit der sinnlichen Eindrücke beruht der Zauber des Unbegrenzten, sei es auf dem Ocean oder im Luftmeere, sei es im Weltraume, in den die nebelauflösende Kraft großer Fernröhre unsere Einbildung tief und ahnungsvoll versenkt."

„Dann hat aber auch Burke Unrecht!" — versetzte Frau von Stael — „wenn er behauptet: daß die Bewunderung und das Gefühl des Erhabenen allein aus der Unwis-

*) Deutschland, starrend an Wäldern, keine Fruchtbäume tragend.

senheit von den Dingen der Natur berühre."

„Gewiß hat er hier unrecht!" — entgegnete Alexander von Humboldt. — „Einseitige Behandlung der physikalischen Wissenschaften, endloses Anhäufen roher Materialien konnten freilich zu dem, nun fast verjährten Vorurtheile beitragen, als müßten nothwendig wissenschaftliche Erkenntniß das Gefühl erkälten, die schaffende Bildkraft der Phantasie ertödten und so den Naturgenuß stören. Wer aber in der bewegten Zeit, in der wir jetzt leben, noch dieses Vorurtheil nährt, der verkennt, bei dem allgemeinen Forschreiten menschlicher Bildung, die Freuden einer höheren Intelligenz. Um dies Höhere zu genießen, müssen freilich in dem mühsam durchforschten Felde specieller Naturformen und Naturerscheinungen die Einzelheiten zurückgedrängt und von dem selbst, der ihre Wichtigkeit erkannt hat, und den sie zu größeren Ansichten geleitet, sorgfältig verhüllt werden. Mit wachsender Einsicht vermehrt sich aber das Gefühl von der Unermeßlichkeit des Naturlebens und mit diesem das unbeschreibliche Glück der Naturanschauung selbst. Gelingt uns daher unser großes Vorhaben!" — setzte Alexander von Humboldt begeistert hinzu — „so erweitern wir nicht nur unsere geistige Existenz, sondern auch die aller einzelner Menschen!"

„Wohl denn, meine Freunde!" — rief jetzt der Legationsrath, indem er sein Champagnerglas voll goß und es dann hoch aufhob. — „Folgen Sie meinem Beispiele und bringen wir ein freudiges „Hoch" dem glücklichen Auslaufen der Expedition und dem segensreichen und glücklichen Wirken der daran Betheiligten!"

Und eben erhoben sich Alle in der heitersten Laune, ... als die Thüre rasch aufgerissen wurde und Gay-Lussac todtenbleich eintrat. — „Auf was wollen Sie anstoßen?" — rief er, mit weitgeöffneten Augen, als ob er einen Geist sehe.

Der Hausherr wiederholte seine Worte.

„Dann halten Sie ein!" — rief Gay-Lussac zornig — „und zerschmettern Sie Ihre Gläser an der Erde!"

„Um Gottes Willen?" — riefen Mehrere — „was ist geschehen?"

„Freund!?" — sagte Alexander von Humboldt; aber die Stimme versagte ihm jedes weitere Wort.

„Was geschehen ist?" — rief Gay-Lussac und warf sich erschöpft in einen Sessel: — „der unselige Krieg ist wieder erklärt und die ganze Südsee-Expedition, die der Wissenschaft eine so ungemeine Erweiterung, dem Staate und der Cultur so köstliche Früchte versprach ..... findet nicht statt!"

Ein Schrei der Ueberraschung drängte sich über Aller Lippen; Alexander von Humboldt glich einer Alabasterstatue.

„Und warum denn nicht?" — rief Bonpland, der so bleich wie Humboldt geworden war. — „Was hat der Krieg mit der Wissenschaft und unserer Expedition zu thun?"

„Sehr viel!" — entgegnete Gay-Lussac finster. — „Die Regierung hat sofort den Befehl ertheilt, die dafür angewiesenen Fonds zurückzuhalten, da sie jetzt für den Krieg zu verwenden seien."

„Und sind Sie Ihrer Sache gewiß?" — frug nach einer Pause allgemeinen Staunens und Schreckens Alexander von Humboldt ruhig aber wie mit Grabeston.

„Ich bin ihrer gewiß!" — entgegnete Gay-Lussac, — „denn ich komme soeben von dem Kriegsminister."

Todtenstille trat ein.

Eine große schöne menschliche Hoffnung war neuerdings zu Grabe getragen.

Und wieder Täuschung.

Mit Schmerz hatte Alexander von Humboldt diesen neuen Schlag alle seine Aussichten vernichten sehen; — ein einziger Tag hatte dem Plane, den er für mehrere Lebensjahre entworfen, ein Ende gemacht. Aber Alexander war Mann genug, auch diese Widerwärtigkeit zu überwinden: er beschloß nun, sobald als möglich — auf welche

Weise es auch immer sein möge — von Europa fortzukommen, ... irgend etwas zu unternehmen, das seinen Unmuth zerstreuen könne. Und siehe, abermals tauchte ein neuer Hoffnungsstrahl auf.

Alexander von Humboldt ward mit dem schwedischen Consul Skiöldebrand, bekannt, der dem Dey von Algier Geschenke von Seiten seines Hofes zu überbringen hatte und durch Paris kam, um sich in Marseille einzuschiffen. Skiöldebrand war lange auf der afrikanischen Küste angestellt gewesen, und da er bei der algierischen Regierung gut angeschrieben war, konnte er für Humboldt leicht auswirken, daß dieser den Theil der Atlaskette bereisen dürfe, auf den sich die bedeutenden Untersuchungen Desfontaines nicht erstreckt hatten.

Alexander athmete frisch auf; jetzt endlich hatte sich doch wohl die Gelegenheit zu einer wissenschaftlichen Reise gefunden, und waren es auch nicht die so heiß ersehnten Inseln der Südsee, — nicht die gewaltigen Urwälder Amerika's — so war es doch immer ein interessanter Küstenstrich Afrika's, den er durchforschen konnte; Bonpland war bereit ihn zu begleiten.

Jetzt also galt es einen neuen Plan zu entwerfen; und beide, von der alten Begeisterung getragen, durch das eben erlittene Mißgeschick nur noch fester verbunden, waren bald mit demselben im Reinen. Erst sollte es mit der schwedischen Fregatte des Consul Skiöldebrand nach Afrika gehen: hier waren die hohen Gebirgszüge Marokko's zu untersuchen, und wenn das geschehen, war ein Anschluß an die nach Mekka gehende Caravane beschlossen; der Weg führte alsdann geradezu über den persischen Meerbusen nach Ostindien.

So verließ denn Alexander von Humboldt, nachdem er sich von seinem Bruder und dessen liebenswürdiger Familie losgerissen, gegen Ende October 1798 Paris, und begab sich, völlig ausgerüstet, mit seinem Freunde Bonpland nach Marseille, um hier das Eintreffen der schwedischen Fregatte abzuwarten.

Aber noch schien die Zahl der Täuschungen für ihn nicht voll. Es war, als wolle das Schicksal ihn an der europäischen Küste zurückhalten, oder ihn eine andere, bessere Bahn aufsuchen lassen.

Zwei Monate wartete er mit seinem Reisegefährten Bonpland in Marseille ...... die schwedische Fregatte, welche den Consul nach Algier bringen sollte, erschien nicht!

Herr von Skiöldebrand, der auch schon in Marseille harrte, ward so ungeduldig, seinen Bestimmungsort zu erreichen, als die beiden Naturforscher; .... aber die Fregatte kam nicht. Alle Drei bestiegen mehrmals den Notre Dame de la Garde, von dem man weit in das Mittelmeer hinaus blicken konnte .... die Fregatte kam nicht. Jedes Segel, das am Horizonte sichtbar wurde, setzte sie in Aufregung .... umsonst .... zu der ersehnten Fregatte gehörte es nicht.

So kamen auch eines Tages die drei Herren wieder in Aufregung und stiller Verzweiflung von dem Berge herab und traten, im höchsten Grade mißstimmt, in ein Kaffeehaus. Die Zeitungen sollten sie zerstreuen, da sah Alexander seinen Freund Bonpland plötzlich erblassen.

„Was ist Ihnen!“ — frug Alexander rasch.

Bonpland aber zeigte schweigend auf eine Stelle der Zeitung: Skiöldebrand und Humboldt lasen. Da stand die unselige Nachricht: „daß die schwedische Fregatte, die sie nach Algier bringen sollte, in einem Sturme an den Küsten von Portugal stark gelitten und in den Hafen von Cadix eingelaufen sei. An eine Weiterreise des „Jaramas,“ so hieß das Schiff, sei vorerst nicht zu denken.

Alexander war wie vernichtet. Er glaubte fast, das Herz müsse ihm brechen, und es bemächtigte sich seiner eine Stimmung bei welcher sich ein Schmerzgefühl in alle seine Empfindungen mischte.

Welcher Mann von Geist und Charakter wäre Täuschungen nicht gewachsen? und welcher Sterbliche könnte von sich sagen, daß ihn das Leben nie Veranlassung gegeben habe, sich in der Ueberwindung von Täuschungen zu üben?

Wenn aber alle Hoffnungen und Erwar-

tungen, die wir bei redlichem Streben auf die Erlangung des Zieles gesetzt, das wir als unseren Lebenszweck erkannt haben, vernichtet werden, so fühlt sich auch der Stärkste in der Wurzel seines Daseins verletzt und seine Seele wird umdüstert und verfinstert.

So ging es jetzt in der That Alexander von Humboldt. Nicht einen Augenblick verlor er sein Ziel aus den Augen; — nicht um ein Haar änderte er sein Vorhaben, Europa zu verlassen; im Gegentheile, alle diese Täuschungen und vernichteten Hoffnungen machten, daß sich sein Entschluß nur noch kühner aufbäumte; aber die bisherige Freudigkeit war ihm für den Augenblick benommen. Freilich trübte dies auch seinen Blick; während eine nicht zu tadelnde Ungeduld ihn und Bonpland antrieb, jede Gelegenheit zum Abreisen zu benutzen. Beide ahnten dabei freilich nicht, welchem Mißgeschick sie sich dadurch beinahe verkauften.

Im Hafen von Marseille lag zur Zeit ein kleines ragusanisches Fahrzeug, bereit nach Tunis unter Segel zu gehen. Dies schien den beiden Freunden eine günstige Gelegenheit, sich dem Banne zu entziehen, der in Europa in der That auf ihnen zu liegen schien; kamen sie doch auf diese Weise wenigstens in die Nähe von Aegypten und Syrien.

Nach kurzen Unterhandlungen wurden sie auch wirklich mit dem Capitain wegen des Ueberfahrtspreises einig; am folgenden Tage schon sollte es unter Segel gehen ...... da ...... verzögert sich die Abreise abermals.

Aber welch' ein Glück lag diesmal in der Verzögerung! Noch am selben Tage traf in Marseille die Schreckenskunde ein, daß die tunesische Regierung eine Verfolgung gegen sämmtliche in der Berberei wohnenden Franzosen verhängt habe und jeden Neuankommenden Tod oder Sclaverei erwarte!

Beide Freunde waren einer großen Gefahr entgangen; aber .... mit ihrem Reiseplan war es abermals nichts!

Was war nun zu machen?! — An eine Abreise vor dem kommenden Frühjahre war nun nicht mehr zu denken, und doch stand der Entschluß, sein großes Vorhaben auszuführen, gerade jetzt riesiger und fester denn je vor Alexander von Humboldt's Seele und Bonpland war ein Gedanke mit ihm.

Nach längerer Ueberlegung entschlossen sie sich endlich, den Winter in Spanien zuzubringen. Auch hier war ja für die Wissenschaft gar Manches zu thun und unter der Hand konnte man sich dabei nach einer passenden Schiffsgelegenheit für das kommende Frühjahr umsehen.

„Auf nach Madrid!" — hieß es denn jetzt, und so machten sich beide Reisende mit Beginn des neuen Jahres auf den Weg.

Wie aber Alexander von Humboldt nie und nimmer die höheren Zwecke des Lebens auch nur für die kürzeste Zeit außer Augen ließ: so wurde auch dieser kleine Weg schon wissenschaftlichen Forschungen gewidmet. Alexander bestimmte, da er ja ohnehin mit den vortrefflichsten Instrumenten ausgerüstet war, die Höhe und astronomische Lage vieler wichtiger Punkte, bestieg die hohen Zacken des Montserrat und ermittelte die wahre Höhe der Centralebene von Kastilien, während Bonpland die Pflanzenwelt durchsuchte und reiche Beute sammelte.

Endlich war Madrid erreicht. Aber damit schien es auch, als ob plötzlich ein günstigerer Stern für Alexander aufsteigen wolle.

Er fand hier den sächsischen Gesandten, Baron Forell, einen liebenswürdigen Mann, der mit ausgebreiteten mineralogischen Kenntnissen das regste Interesse für die Naturwissenschaften überhaupt verband. Der Gesandte nahm sich daher der Reisepläne Alexanders von Humboldt mit großer Bereitwilligkeit an, und führte seinen neuen Freund, — sowie dessen Begleiter, Bonpland, — sofort bei dem aufgeklärten spanischen Minister Don Mariano Louis de Urquijo ein. Hier aber durften sich die Reisenden nun eines wirklichen und seltenen Glückes erfreuen, denn auch Ritter Urquijo war — was nicht gerade jeder Minister ist — ein Mann der Wissenschaft, und so kamen Beide durch dessen freundliche Vermittlung und warme Empfehlung zu einer Vorstellung bei Hofe.

Es war dies zu Aranjuez und Alexander fand dabei Gelegenheit, dem Könige die wissenschaftlichen Gründe, so wie die Vortheile der beabsichtigten Entdeckungen für das praktische Leben auseinander zu setzen, und in der That! er war dabei so glücklich, den König auf das Huldvollste für sein Vorhaben zu stimmen.

So ward Alexander denn die seltene königliche Erlaubniß, ohne irgend eine Beschränkung oder hindernde Bedingung, alle spanischen Ländergebiete in Amerika besuchen und durchforschen zu dürfen und Don Mariano Luis de Urquijo versprach ihm dazu seine schützende und fördernde Vermittlung.

Wer aber vermöchte nun die Freude auszudrücken, die Humboldt und seinen jungen Freund Bonpland erfaßte! Alexander war seit einem Jahre so vielen Hindernissen begegnet, daß er jetzt kaum glauben konnte, daß sein sehnlichster Wunsch endlich in Erfüllung gehen sollte. Es überkam ihn daher hier — wie wohl jeden Sterblichen bei einer ähnlichen schnellen und günstigen Wendung des Geschickes — eine Art Beklommenheit, die ihn fast einen neuen Umschwung der Verhältnisse fürchten ließ und ihn, gespornt noch durch die jetzt mit doppelter Macht neu erwachte Reiselust, mit Sturmeseile aus Madrid und der Küste zutrieb.

Fort, fort! ging es daher jetzt, ohne sich lange bei neuen Vorbereitungen aufzuhalten; fort von Madrid, um einen Hafenplatz zu erreichen! — fort! — an den schönen Gebirgsketten und Felsen Galiziens, an den Granitspitzen bei Corunna, an den Durchbrüchen des Meeres vorüber, das einst diese, vor vielen Jahrtausenden zusammenhängend gewesenen Bergketten und schroffen Felswände zerrissen haben mußte.

Nach Corunna sollte es gehen, dorthin waren beide Reisende von dem Minister und ersten spanischen Staatssecretair an den Kommandanten Don Raphael Clavigo empfohlen; — dort lag die Corvette Pizarro welche bestimmt war, nach Havanna und Mexico zu segeln; mit ihr sollte endlich und endlich der Sehnsucht heiß erstrebtes Ziel erreicht werden! Rasch und rascher ging die Reise. Sie kamen an .... da hatten die Engländer den Hafen blokirt, und die Verbindung zwischen dem Mutterlande Spanien und den spanisch-amerikanischen Colonien abgeschnitten.

Der Wachtthurm des Herkules.

Unweit der Hafenstadt Corunna erhebt sich am Meeresufer ein mächtiger steiler Felsen, auf dessen Spitze „der Wachtthurm des Herkules," auch „der eiserne Thurm" genannt, thront. Es ist ein schönes stattliches Bauwerk, dieser zwei und neunzig Fuß hohe Leuchtthurm mit seinen vier und einem halben Fuß dicken Mauern, die durch ihre Bauart verrathen, daß er unzweifelhaft ein Werk der Römer sei. Gibt doch auch eine in der Nähe der Fundamente gefundene Inschrift den Thurm als ein Werk des Cajus Servius Lupus, Architekten der Stadt Aqua Flavia, an.

Die Römer hatten wohl hier schon die Trümmer eines griechischen, dem Herkules geweihten Bauwerkes gefunden; denn griechische Colonien waren es, die sich in den ältesten Zeiten hier niedergelassen; ja die Sage will wissen, daß es die Gefährten des Herkules selbst gewesen seien, die hier gelandet.

Und wie vortrefflich ist der Hafen, den hier die Natur selbst errichtet; findet sich doch weit und breit kein Ankerplatz, der so tief in das Land hineinschneidet. Es ist ein enger, von steilen Granitfelsen gebildeter Canal, bei dessen Ansicht man auf den ersten Blick gewahrt, daß er von einer gewaltigen Fluth oder durch wiederholte Stöße ungemein heftiger Erdbeben entstanden sein müsse.

Tief unter dem Thurme, am Grunde des Felsens, brandet das Meer; und während der steinerne Riese mit seinem Flammenauge weit über die ewig bewegte unabsehbare Wasserfläche hinausschaut, zerschlagen die schäumenden Wogen ihre schaumgekrönten Häupter an den schwarzen Granit-Rippen des himmelanstrebenden Felsen. O! es ist ein großer, gewal-

tiger Anblick von da oben herab! Wie sie kommen und gehen, alle diese Tausende und Abertausende, diese Millionen Wogen, hoch und gewaltig oft, von Sturm und Wetter gepeitscht und dann wieder majestätisch ruhig unter dem blauen reinen Himmelsbogen. Die Welle, die, was sie ergreift, verschlingt, kommt dann wie spielend an. Wie eine Syrene lächelt sie; aber trauet ihr nicht, sie ist ja ein Theil des großen, treulosen und tückischen, die Welt umspannenden Ungeheuers. Und doch liegt in diesem Zuge nur der Charakter einer Naturkraft, die sich ihrer Stärke erfreut und in ihrer Größe und Unmittelbarkeit sich um Glück und Unglück der Erdenwürmer nichts kümmert, sondern schweigend und ernst nur den ewigen Gesetzen folgt, welchen sie unterworfen ist.

Heute aber und bis jetzt war das Meer ruhig; ja, von dem Thurme herabgeschaut, lag es glänzend und still da, wie ein ungeheurer Spiegel, den tiefblauen Himmel und seine strahlende Königin in ihrer ganzen vollen Schöne wiedergebend. Aber steige nur herab, dann wird dein lauschendes Ohr das Murmeln und Schlagen der an den Felsenfuß heranrollenden Gewässer vernehmen und dein Auge entdecken; daß sich die ganze unermeßliche Fläche auch jetzt wie in leisen Athemzügen hebt und senkt. Das ist die „Grunddünung," wie es der Seemann nennt.

Und welche Schätze der Natur werfen die spielenden Wellen aus: Weichthiere und Muscheln, Tange und sonstige Meerespflanzen. Denn auch das Meer hat seine Wiesen und Wälder, so gut wie seine Berge, Thäler und Ströme, nur seltsamer, wunderbarer noch, als die Erde.

Die ganze submarine — unterseeische — Vegetation wird fast ausschließlich von einer einzigen großen Pflanzenklasse, „den Algen oder Tangarten," gebildet. Obwohl geschlechtslose Pflanzen und sehr einförmig in ihren Fortpflanzungsorganen, entwickeln dieselben doch einen so außerordentlichen Formenreichthum, daß eine Landschaft am Boden des Meeres kaum weniger interessant und mannigfaltig ist, als eine Gegend, welcher die wärmere Tropensonne den Charakter vegetativer Uppigkeit verliehen hat. Die eigenthümliche bald gallertartig weiche, bald knorpligderbe Beschaffenheit aller Theile, die seltsame Vereinigung runder, langgestreckter und wiederum flach ausgebreiteter Organe, welche gleichwohl die Anwendung der Ausdrücke „Stengel und Blatt" sogleich als völlig unpassend erkennen lassen, die prachtvollen intensiven Farben von Grün, Olive, Gelb, Rosa und Purpur, zuweilen regenbogenähnlich auf derselben blattähnlichen Fläche verbunden, geben dieser Vegetation durchaus den Charakter des Ungewöhnlichen, Mährchenhaften. Noch zu Linne's Zeiten war unsere Kenntniß dieser Pflanzen sehr geringe. Die 70 Arten, welche jener Vater der Botanik bei Aufstellung seines Systems kannte, haben sich gegenwärtig auf fast 2000 vermehrt, und zwar sind es gerade nicht nur die kleinen, leicht zu übersehenden Formen, sondern die größten Arten, die 100 bis 1500 Fuß langen Riesen der unterseeischen Wälder, mit welchen uns erst neuere Forscher bekannt gemacht haben. Lamouroux, Bory St. Vincent und Greville haben sich auf diesem Felde die größten Verdienste um die Wissenschaft erworben. Vor Allem aber haben in neuester Zeit die Expeditionen des Capitain Roß nach den Südpolargegenden und die auf Kosten des Kaisers von Rußland und der Petersburger Akademie unternommenen Reisen von Martius, Postels, von Baer und Andern in die nördlichen Polarländer uns eine ganz neue Ansicht dieser Verhältnisse eröffnet.

An den Küsten der Insel Sitka zeigt sich dem Taucher diese eigenthümliche Vegetation in ihrer üppigsten Fülle. Einem Urwalde gleich drängt sich hier Pflanze an Pflanze. Die kleinen Conferven und Ectocarpeen überziehen den Boden mit einem grünen Sammetteppich, auf dem der Meersalat mit seinem breiten Laube die größern Kräuter vertritt; — dazwischen glänzen die mächtigen Blätter der mantelförmig gefalteten Irideen in prachtvollem Rosenroth oder Scharlach; — mannigfaltige Tangarten bekleiden die Klippen mit dunkler Olivenfarbe, zwischen denen dann wieder die prachtvolle Meerrose mit ihrem

zarten Farbenspiel hervorleuchtet; — gelb, grün und roth schillernd, bald als Riesenfächer sich ausbreitend, bald als mehrere Fuß lange und breite Blätter im Strome schwankend, bilden die seltsam netzförmig durchbrochenen Thalassiophylen und Agaren, die größeren Büsche dieses Waldes; als dessen Bäume erscheinen dann aber die oft 30 Fuß langen, breiten Bändern gleich wallenden Laminarien, wechselnd mit den buschig verzweigten Macrocystisarten mit ihren birnengroßen Blasen; dann zeigen sich die langgestielten Alarien, deren Stamm, sonderbar von einem manchettenähnlichen Blattbüschel umfaßt, sich nach oben in das riesenförmige, oft 50 Fuß lange Blatt ausbreitet. Aber alles überragend heben sich dazwischen die merkwürdigen Nereocysten hervor; aus korallenähnlicher Wurzel steigt der fadendünne Stiel bis zu einer Länge von 70 Fuß auf, allmälig keulenförmig bis zu einer mächtigen Blase anschwellend, auf dieser schwankt dann ein dichter Büschel schmaler, bis 30 Fuß langer Blätter. Man könnte sie die Palmen des Meeres nennen. Und diese ganze mächtige Pflanze ist das Product weniger Monate, denn alljährig stirbt sie ab und erzeugt sich auf's Neue durch ihren Samen. — Den Boden dieser unterseeischen Wälder aber beleben die Seesterne, an den Stämmen haften die Muscheln und Balanen, zwischen dem Laube jagen die gefräßigen Raubfische ihrer schwächeren Beute nach, und auf den schwimmenden Inseln, welche von den dichtgedrängten Blättern der Nereocysten gebildet werden, ruht die glänzende Meerotter, behaglich im Sonnenscheine sich wärmend, weßhalb die Pflanze vom Volke mit dem Namen „Otternkohl" (Bobrowaya Kapusta) bezeichnet wird. So vollendet sich das Gemälde einer Landschaft, welche in ihrer Eigenthümlichkeit zu bewundern nur wenig Sterblichen vergönnt ist.

Und Tange und Weichthiere suchend und untersuchend bewegten sich eben jetzt, zur Zeit der Ebbe, zwei Männer am Fuße der Felswand hin und her, auf der sich der Wachtthurm des Hercules erhob.

„Nun?" — sagte jetzt der Eine der Beiden, ein junger hübscher Mann, dessen Züge sofort seine französische Abkunft verriethen, zu dem Anderen, der mit deutscher Gründlichkeit einen Gegenstand unter dem Mikroskope betrachtete, welches er auf einem leichten tragbaren Gestelle, dessen Fuß im Sande ruhte, aufgestellt hatte. — Nun? welchen wissenschaftlichen Schatz haben Sie denn da erwischt, lieber Humboldt?"

„Ein Thier aus der Ordnung der Walzenscheiden!" — entgegnete der Angeredete ohne aufzuschauen. — „Prächtiges Exemplar: glashelle Durchsichtigkeit, — fast der ganze Körper ist von einem länglichen mit sonderbaren Spitzen versehenen Kiemensacke gebildet, der deutlich aus einer äußeren Mantelschichte und einer inneren Hautschichte besteht, in welcher Bündel oder kranzweise Bänder von Muskelfasern angebracht sind."

„Sehen Sie auch die Eingeweide?" — frug hier Bonpland mit Interesse, — denn er und niemand Anders war der junge Mann.

„Gewiß!" — versetzte Alexander von Humboldt. — „Die Eingeweide sind in einem kleinen, runden Knoten zusammengedrängt."

„Dem Nucleus. Und welche Farbe hat dieser?"

„Er ist roth."

„Das ist also wohl der Punkt, der bei Nacht mit so wunderbarem rothgelbem Lichte leuchtet?"

„Unstreitig!" — sagte Humboldt noch immer über das Mikroskop gebeugt.

„Und erkennen Sie auch den Nervenknoten?"

„Er ist auf der Rückenfläche und zwar an der Anheftungsstelle des Kiemenbalkens zu sehen."

„Und zeigen sich auch Flimmerhaare, als Bewegungsorgane, wie bei den Seescheiden?"

„Auf der Bauchfläche und am Maule. Aber sehen Sie jetzt einmal selbst!" — sagte hier Humboldt, indem er Bonpland an das Mikroskop ließ. — „Es sind doch wunderbar merkwürdige Erzeugnisse der Natur diese Weichthiere!"

Beide Männer besprachen sich jetzt noch

einige Zeit über den vorliegenden kleinen Meerbewohner; dann sagte Humboldt:

„Nun, lieber Bonpland, zeigen Sie mir aber auch einmal Ihre Ernte."

„O, die ist groß!" — rief der junge Franzose freudig. — „Kommen Sie nur hierher, ich habe einen ganzen Haufen von Tangen aufgefischt."

Und nun ging es an ein Untersuchen dieser Meeres-Pflanzen, welches beide Männer so lange und so sehr in Anspruch nahm, daß sie gar nicht bemerkten, wie sich nach und nach der Himmel trübte und zugleich mit der wiederkehrenden Fluth das Meer anfing hoch zu gehen. Unheimlich pfeifend fuhr dabei der Wind durch die hie und da zerklüfteten Felsen; während die steigenden Wasser schon die Füße der beiden Forscher zu benetzen anfingen.

Jetzt erst bemerkten sie, daß es die höchste Zeit sei, sich zurückzuziehen. Sie rafften daher rasch ihre Ausbeute sammt den mitgebrachten Instrumenten zusammen, und stiegen alsdann einen schmalen, nach dem Wachtthurme des Hercules führenden Felsensteig hinauf.

Plötzlich blieb der junge Franzose stehen und einen finsteren Blick über das weite Becken des Meeres nach der Gegend der afrikanischen Küste hinübersendend, rief er zornig, indem er mit seiner Hand nach ein paar kleinen schwarzen Pünktchen am Horizonte hindeutete:

„Alle Wetter! dort kreuzen die verdammten Engländer, die uns hier im Hafen von Corunna wie zwei gefangene Vögel zurückhalten. Zum Teufel! hätte ich jetzt die Fregatte hier, mit der wir einst gegen sie auszogen, ich wollte ...."

„Nun, nun!" — sagte Humboldt gelassen — „ich denke, sie sollen uns nicht mehr lange halten. Unsere Corvette Pizarro legt sich von morgen an segelfertig."

„Schlechter Segler, dieser Pizarro!" — rief Aime Bonpland achselzuckend.

„Und doch ist er auf seiner langen Fahrt vom Rio de la Plata bis hierher den Engländern entgangen."

„Reiner Zufall!"

„Er kann sich wiederholen."

„Und Sie glauben also, daß wir gut thun, wenn wir dem Rathe Don Clavigo's folgen?"

„Ja, ich glaube es! Wir schiffen uns mit unseren Instrumenten und unserem Gepäck auf gutes Glück ein. Der Pizarro benutzt dann den ersten besten Augenblick, in welchem er den Engländern durch die Finger schlüpfen kann ...... und ...... wir sind frei. Einmal wird uns ja doch das Glück günstig sein!"

„Freund!" — rief hier Bonpland — „ich weiß nicht, soll ich Ihre Ausdauer mehr bewundern oder die classische Ruhe, die Sie sich bei allen Unglücksfällen bewahren, die uns betreffen. Ich gestehe offen, daß mir die Geduld nun nachgerade ausgeht. Zehn Tage sitzen wir nun wieder hier wegen der verdammten Blokade fest!"

„Und haben wir diese zehn Tage nicht gut angewandt?" — frug jetzt Alexander von Humboldt ruhig lächelnd. — „Benutzten wir nicht diese Zeit, die Pflanzen einzulegen, die wir in den schönen, noch von keinen Naturforscher betretenen Thälern Süd-Spaniens, gesammelt? Untersuchten wir nicht hier am Strande eine Masse Pflanzen und Thiere, welche die Fluth auswarf, und bereiteten uns auf diese Weise praktisch für unser großes weiteres Unternehmen vor? Schrieben wir nicht wichtige Briefe? Untersuchten wir nicht die Temperatur des Meeres und die Wärmeabnahme in den übereinanderliegenden Wasserschichten?" Und fanden wir dabei nicht vor allen Dingen das für die Sicherheit der Seefahrer so höchst wichtige Resultat: daß die Nähe einer Sandbank schon lange vorher, ehe das Senkblei gebraucht werden kann, sich durch die schnelle Abnahme der Temperatur des Wassers an der Oberfläche verräth und der Schiffer also die Nähe der Gefahr durch das Thermometer weit früher als durch das Senkblei zu erkennen vermag? Ich glaube wahrlich, lieber Freund, schon dies einzige wissenschaftliche Ergebniß unserer Forschungen hier, ist des kleinen Aufenthaltes werth!"

„Allerdings!" — entgegnete Bonpland —

„aber, beim Himmel! ich möchte doch auch nun endlich einmal die europäische Küste in den Rücken bekommen. Da schauen wir nun täglich dem Meere in das Antlitz! — da liegen uns, nachdem wir zahllose Schwierigkeiten überwunden, die Schiffe zum Auslaufen bereit, vor der Nase! — da drüben wissen wir Afrika! — dort, dort! öffnet sich der atlantische Ocean, und es ist mir, als wehten mir die Blüthendüfte der Canarischen Inseln, die weichen süßen Lüfte Tahiti's entgegen! ...... und ich soll ruhig bleiben und warten, bis es den vermaledeiten Herren Engländern gefällt uns durchwitschen zu lassen? Liebster, bester Humboldt, da sträubt sich mein französisches Wesen dagegen; dazu gehört deutsche Geduld!"

„Und doch!" — sagte Humboldt mit mildem Lächeln und auf seine ruhige gemüthliche Art — „und doch, mein lieber französischer Hitzkopf, und doch werden auch Sie diese deutsche Geduld lernen müssen; denn was hilft uns alle Ungeduld? können wir das Geringste dadurch ändern?

„Nein!" — rief Bonpland mit einem Seufzer. — „Aber können Sie mir verdenken, daß mir die Sehnsucht, nun endlich in See zu stechen, das Herz fast zersprengt?"

„Diese Sehnsucht erfüllt mich gewiß nicht minder!" — entgegnete Humboldt ernst. — „Aber als Mann verschließe ich sie in meiner Brust und warte ruhig, bis das Schicksal mir die Erfüllung meiner heißen Wünsche bringt!"

In diesem Augenblicke rollte ein Donner über ihre Häupter dahin und das Echo antwortete tausendfach aus den zerklüfteten Bergen; auch der Regen fing an.

„Lassen Sie uns in diese Höhle treten!" sagte jetzt Humboldt; — „wir vermögen doch nicht mehr den Wachtthurm des Hercules vor dem Ausbruche des Gewitters zu erreichen. Hier haben wir einen herrlichen Blick auf die jetzt sturmbewegte See und wird das Wetter ärger, so sind wir dahinten prächtig geborgen."

Beide Freunde traten ein, legten ihre Bürden in dem dunklen Hintergrunde der Höhle nieder und traten dann wieder an deren Ausgang. Der Blick, der sich von hier aus öffnete, war jetzt wirklich großartig. Der Himmel hatte sich schwarz überzogen, aber mitten durch diese dunkle Hülle zuckten in rascher Folge und unter heftigen, im Echo sich vervielfältigenden Donnerschlägen, gewaltige Blitze, die bald wie feurige Schlangen nach Land und Meer schossen, bald wie ein den ganzen Himmel einnehmendes Feuer aufleuchteten. Der Sturm pfiff und heulte dabei, und über der stumm erzitternden Erde und dem wellengepeitschten Meere lag eine sonderbare Beleuchtung, die die ganze ungeheure Weite wie ein übermächtig großes Grabgewölbe erscheinen ließ.

Humboldt und Bonpland standen als schweigende Zuschauer dieses gewaltigen Naturschauspieles; aber wunderbar, auf Alexander von Humboldt's Zügen war kein Eindruck des Furchtbaren zu sehen, sie waren so ruhig, so mild und klar, wie immer. Er wußte nichts von dem Unwetter, welches jetzt über seinem Haupte dahinzog, ... er dachte über das Meer — dies vielgestaltige Ungeheuer nach, und es war jetzt in seinem Geiste nicht sturmbewegt noch ruhig ...... es war nur die Naturerscheinung als solche und im Allgemeinen.

„So einfach die Bewegung des Meeres an und für sich scheint!" — sagte er jetzt ruhig vor sich hin — „so ewig anziehend bleibt es, ihr zuzusehen. Man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was Einen gerade daran fesselt; aber die Empfindung ist darum nicht weniger wahr und dauernd. Viel trägt gewiß die Unermeßlichkeit der Erscheinung, der Gedanken des Zusammenhanges des einzelnen Meeres, an dessen Küste man steht, mit der, ganze Welttheile auseinander haltenden Masse bei. Diese malt sich wirklich, kann man sagen, in jeder einzelnen Welle. Das Dunkle, Unergründliche der Tiefe, thut auch das Seine dazu, und nicht blos das der Tiefe sondern auch das Geheimnißvolle dieser wilden und unermeßlichen Masse der Luft und des Wassers, deren Bewegungen und Ruhe der gewöhnliche Mensch weder in ihren Ursachen noch in ihren Zwecken einsieht,

und die doch wieder ewigen Gesetzen gehorchen und nicht die ihnen gezogenen Grenzen überschreiten; denn ..... die bewegtesten Wellen des Meeres laufen in spielenden Halbkreisen schäumend auf dem flachen Lande aus!"

Ein neuer furchtbarer Donner rollte über ihre Häupter dahin, ein gewaltiger Blitz zuckte weit ab in zackigem Strahl; zugleich mit Beiden aber war es, als ob sich die Schleußen des Himmels öffneten und ein zweites Meer seine unerschöpflichen Fluthen auf die Erde herabgöße.

Humboldt und Bonpland zogen sich in den hinteren Theil der Höhle zurück. Hier streckten sie sich nieder, und da sie von dem weiten Wege, den sie heute schon zurückgelegt, dem Heraufsteigen auf dem schroffen Felsenwege müde und erschöpft waren, so schliefen Beide, von der Dunkelheit begünstigt und von dem gleichmäßigen Niederströmen des Regens eingewiegt, in kurzer Zeit ein.

Eine Stunde mochten sie so geruht haben, als Alexander von Humboldt durch ein Geräusch erwachte. Es waren zwei Stimmen, die sich deutlich aus dem Vordergrunde der Höhle vernehmen ließen, und als Alexander schärfer aufblickte, gewahrte er in der That auch zwei Gestalten, die, in der schwarzen Felseneinfassung der Höhle und auf dem schönen Hintergrunde des jetzt wieder blau gewordenen Himmels, ein reizendes Bild abgaben. Ein junger Asturier — die Tracht verrieth seine Abstammung — lehnte, wie in tiefem Schmerz verloren, an der Felsenwand, während ein hübsches Mädchen sich an ihn schmiegte, ihren prächtigen Arm um seinen Nacken schlang und ihm mit den dunklen, glutvollen Augen voll inniger Liebe in das bleiche Antlitz sah.

„So schaue mich doch an, Ruiz!" — sagte die kleine Spanierin jetzt in zärtlichem Tone; denn weder sie noch ihr Geliebter ahnten die Anwesenheit einer menschlichen Seele in der finsteren Tiefe der Höhle. — „Schaue mich doch an, . . oder liebst Du mich nicht mehr?"

„Welche Frage!" — entgegnete der junge Mann mit gepreßter Stimme. — „Ist es denn nicht gerade meine Liebe zu Dir, die mich so trostlos, so namenlos unglücklich macht? Aber Du — Du kannst mich nicht lieben, sonst würdest Du nicht mit meiner Mutter übereinstimmen, um mich fort zu treiben, ... fort .... über das Meer .... nach dem verwünschten Cuba!"

Die kleine Spanierin hatte bei diesen vorwurfsvollen Worten ihren Arm von dem Nacken des jungen Asturiers zurückgezogen. Ein Zug des Schmerzes lief über ihr hübsches Gesicht, dann sagte sie mit vor Erregung zitternder Stimme: „Und das, Ruiz, kannst Du mir, Deiner Alma, sagen? Mir, deren treue Liebe Du nun seit Monaten kennst? — mir, die, dem Zorne ihres Vaters trotzend, so oft Du es willst, vom Wachtthurme herabschleicht, um Dich hier zu sprechen?"

„Aber warum gibst Du alsdann meiner Mutter recht und nicht mir?" — frug der Asturier heftig.

„Weil ich einsehe, daß Du Dein — daß Du unser aller Glück dadurch begründen kannst."

„Also um des Goldes wegen?"

„Pfui, Ruiz!" — rief die Kleine. — „Kannst Du das wirklich von mir denken?"

„Würdest Du mich sonst nach Cuba ziehen lassen?"

„Aber können wir uns denn heirathen, ohne daß Du einiges Vermögen hast?"

„Habe ich nicht gesunde Arme, frischen Muth?"

„Und Deine alte arme Mutter? .... und die Anforderungen meines Vaters?"

Der junge Asturier seufzte hier tief auf. Eine kurze Pause entstand; dann zog Alma, die sich an dem Eingange der Höhle auf einem Felsblocke niedergelassen hatte, den Geliebten sanft zu sich und sagte:

„Laß uns die Sache noch einmal vernünftig überlegen, Ruiz. Willst Du?"

Und mit dem „Willst Du?" drückte sie einen so heißen und zärtlichen Kuß auf des Jünglings bleiche Wange, daß es diesen sichtlich

wie mit Feuersgluthen durchzuckte. Seine Augen blitzten entzückt auf, sein Gesicht erglühte für einen Moment; dann aber sank sein Haupt, leise weinend, an des Mädchens Brust.

Abermals entstand eine Pause. Humboldt athmete leise: er fühlte Theilnahme für die Liebenden und um so mehr Interesse, als das Schicksal den jungen Asturier ja denselben Weg mit ihm führen zu wollen schien.

„Sieh, Alma!" — sagte jetzt der Jüngling, nachdem er sich gefaßt hatte — „Du weißt, wie unendlich ich meine alte kranke Mutter ehre und liebe."

„Gewiß weiß ich das! — entgegnete das Mädchen mit dem Tone innigster Ueberzeugung.

„Du weißt ferner," — fuhr der Jüngling fort — „daß ich bis heute meine gute Mutter durch den Ertrag meiner Arbeiten redlich unterstützt habe."

„Das hast Du gethan."

„Ich habe auch noch mehr verdient, so daß ich auch Dir ein bescheidenes Loos bieten könnte. Warum drängt nun die Mutter, daß ich um jeden Preis mit der Corvette Pizarro zu unseren reichen Verwandten nach Cuba abgehen soll?"

„Weil die gute Frau hofft, Dein Glück dadurch begründet zu sehen."

„O wie schlecht versteht sie sich alsdann auf mein Glück!"

„Ruiz, sie bringt ihre Liebe und ihren eigenen Vortheil dem Gedanken zum Opfer: daß ihr Sohn auf dem fernen Cuba bei den reichen Verwandten sich eine ehrenvolle und glückliche Existenz gründen könne. Das ist ein Opfer, das in ihrem Alter und ihren Verhältnissen nur eine Mutter und .... ein so treu und redlich liebendes Herz, wie das meine, bringen kann."

Der junge Mann schwieg, in tiefe Gedanken verloren.

„Und können wir denn, unter den jetzigen Verhältnissen, jemals Mann und Frau werden?"

„Wenn Du es wolltest!"

„Wie ungerecht! Als ob ich nicht mit Freuden Deine Hütte und Deine Armuth mit Dir theilen würde. Aber hast Du meinen Vater und seine Anforderungen vergessen? Gedenkst Du nicht mehr an seinen Stolz und seine Härte?"

„Ich denke daran .....!"

„Nun denn, Ruiz, so laß uns vernünftig sein; laß uns den Schmerz der Trennung überwinden. Nach einem oder zwei Jahren kehrst Du zurück in die Arme Deiner guten Mutter, Deiner treuen Braut und dann sind wir alle glücklich."

„Ich weiß nicht!" — sagte hier der junge Mann mit trübem Blick und leiser beklommener Stimme — „ich weiß nicht, was mich an diese glückliche Rückkunft nicht glauben läßt. O Alma! Alma!" — rief er dann heftig und wie von einer räthselhaften Angst gefoltert — „es ist mir bei dem Gedanken an meine Abreise: als werde ich euch nie wiedersehen!"

Und er umarmte die Geliebte stürmisch und eine neue Fluth von Thränen überströmte seine gutmüthigen Züge. Auch Alma hielt ihn jetzt fest umklammert und schluchzte, dann sagte sie leise und mit zitternder Stimme:

„Gehe mit Gott und der heiligen Jungfrau; der Segen Deiner guten Mutter und mein heißes Gebet begleiten Dich."

„Gut denn!" — murmelte jetzt der junge Mann, — „aber wenn mir mein Herz vor Sehnsucht nach Dir, nach der Mutter und der Heimath bricht, dann trage ich nicht die Schuld. Was ist mir Cuba mit seinen Schätzen und Reichthümern: No hay mas que Una Espana en el mundo!"*)

In diesem Augenblick schrillte ein gellender Pfiff durch die Lüfte.

„Das ist der Vater!" — sagte das Mädchen erschrocken aufspringend und nach einem Kruge greifend, der neben ihr stand.

„So lebe denn wohl!" — rief der Jüngling mit einem Ton des Schmerzes, der selbst Humboldt in den tiefsten Tiefen seines Herzens erbeben machte. — „Lebe wohl! und Gott gebe uns ein glückliches Wiedersehen!"

*) Der Lieblingsausruf der Spanier: „Es gibt nur Ein Spanien in der Welt!"

„Lebe wohl, mein Ruiz!" rief auch sie unter strömenden Thränen — „lebe wohl, lebe wohl! .... vergiß Deine Alma nicht ..... und kehre bald zurück .... Deine Mutter ...... Deine ......!"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Noch eine stürmische Umarmung, — noch ein langer, langer, heißer Kuß, wie für die Ewigkeit gegeben, und beide rissen sich von einander los und verschwanden vor der Höhle.

Offenes Meer.

Als Humboldt und Bonpland von der Felsenhöhe auf welchem der Wachtthurm des Hercules stand, wieder herabkamen, fing der Abend bereits zu dämmern an. Beide hatten den Heimweg fast schweigend zurückgelegt, denn Humboldt war noch ergriffen von der in der Höhle erlebten Scene, die ihn unwillkürlich an den Abschied von seiner eigenen Familie und dem eigenen Vaterlande erinnert hatte, und Bonpland's Gedanken beschäftigten sich mit den vermaledeiten Engländern, die mit ihren zwei den Hafen von Corunna blokirenden Fregatten und ihrem Linienschiffe seine leicht erregbare Einbildung so sehr erhitzten, daß er ihnen im Geiste förmliche Seeschlachten lieferte, in welchen er natürlich Sieger blieb, um dann, wie ein Vogel, der die Thüre seines Käfiges offen findet, mit der vollen Lust der Freiheit in die offene See zu stechen.

Ach! es waren nur Spiele der Phantasie, und weil es nur solche waren, ward er jetzt, je mehr sie sich Corunna näherten, ganz gegen seine Gewohnheit, immer heiter zu sein, zornig und finster. Sie hatten indessen die Stadt noch nicht erreicht, als ihnen ein Diener Don Raphael Clavigo's entgegen gesprengt kam.

„Holla ho! Ihr Herren!" — rief er schon von weitem, indem er den Freunden Eile zuwinkte — „machen Sie, daß Sie so schnell als möglich nach der Stadt kommen, der Capitain des Pizarro hat Befehl erhalten, auszulaufen!"

„Victoria! Victoria!" — jauchzte Bonpland — „das ist himmlisch, das ist göttlich!" — und es fehlte wenig, so hätte er erst den Freund umarmt und sich dann in Trab gesetzt und wäre mit dem Reiter um die Wette nach der Stadt gelaufen.

Auch Alexander von Humboldt fühlte sich durch diese lang ersehnte Nachricht unendlich freudig angeregt; aber er nahm sie, wie alles im Leben, mit der ihm eigenen Milde und Ruhe auf, während ihm Bonpland's Außersichgerathen ein gutmütiges Lächeln abzwang.

„Und woher die schnelle Wendung?" — frug er jetzt, indem er, neben dem Reiter hergehend, seine Schritte verdoppelte.

„Der Wind hat sich geändert, wir haben Nordost und der ist in der guten Jahreszeit an unserer Küste von großer Beständigkeit."

„Aber die Engländer?" — frug Humboldt weiter.

Der Reiter zuckte die Achseln. Dann sagte er: „Es ist immer noch leichter drei Schiffen zu entkommen, als einer ganzen Escadre!"

„Was sagt Ihr?" — rief Bonpland überrascht.

„Ich sage," — fuhr der Reiter fort, — „daß vor wenigen Stunden die Nachricht angelangt ist, eine englische Escadre sei von dem Wachtposten Sisarga signalisirt worden."

„Alle Wetter!" — rief Bonpland, — „wenn die sich vor Corunna legt, dann ist's aus mit unserer Reise!"

„Darum soll der Pizarro versuchen sich durchzustehlen."

„Und wird das gelingen?" — frug Humboldt besorgt.

Der Reiter zuckte abermals die Achseln; dann sagte er mit dem Ton der Ungläubigkeit:

„In Corunna ist man allgemein der Meinung, ehe drei Tage vergingen, würde der Pizarro wohl aufgebracht und auf dem Wege nach England sein."

„Das wäre eine saubere Geschichte!" — rief Bonpland hitzig. — „Jetzt streben wir seit einem Jahre den Küsten von Afrika und

Amerika zu, und nächstens bringen sie uns wieder nach London und Paris, daß die Gassenjungen mit Fingern auf uns zeigen und alle Welt uns auslacht."

„Ruhig, mein Freund!" — sagte Humboldt lächelnd. — „Noch haben uns die Engländer nicht. Frisch gewagt ist halb gewonnen! Machen wir, daß wir an Bord des Pizarro kommen. Glücklicherweise sind unsere Haupt-Instrumente schon eingeschifft, und so werden wir es binnen einer Stunde ebenfalls sein."

Der Reiter eilte jetzt voraus und die Freunde folgten so schnell sie es vermochten. Aber wie freudig wurden sie nun von der Nachricht überrascht, daß der Sturm, der im Laufe des Tages, wenn auch nur kurze Zeit, gewüthet, die englischen Wachtschiffe doch genöthigt habe, in offene See zu stechen; der Augenblick war daher dem Pizarro zum Auslaufen günstig. Und in der That waren alle Hände in Bewegung; Alles lebte und webte auf dem Schiffe und ehe die Nacht noch vollkommen eingebrochen war, lichtete die Corvette unter dem „Hurrah!" der Mannschaft und jenem der am Ufer Weilenden die Anker.

Bald schwanden, wie verlöschende Sterne, die Lichter der Stadt; ein frischer Wind trieb die Corvette pfeilschnell vorwärts! .... jetzt sah man nur noch einige Lichter .... — jetzt — jetzt — glimmte nur noch eines, es war das Licht einer Fischerhütte von Sisarga; — aber auch das eine ward kleiner und kleiner, bis sein Glanz wie der Seufzer eines Sterbenden in Nichts zerrann. Es war der letzte Gruß der Küste Europa's!

Humboldt und Bonpland standen auf dem Verdeck. Der junge Franzose jauchzte und eilte, in glücklicher Aufregung lustig perorirend, bald von dem Freunde zu dem Capitain, bald von diesem zu dem Freunde zurück.

Alexander von Humboldt dagegen verharrte in tiefem Schweigen, den erlöschenden Lichtern mit einem wunderbaren Gefühle nachschauend. Der Augenblick, in dem er von Europa schied, hatte für ihn etwas tief Ergreifendes. Wenn er sich auch noch so bestimmt vergegenwärtigte, wie stark der Verkehr zwischen beiden Welttheilen sei, wie leicht man, bei den großen Fortschritten der Schiffahrt, über den atlantischen Ocean hin und zurück gelangen könne .... das Gefühl, mit dem er diese erste Seereise antrat, hatte doch immer etwas gewaltig Aufregendes. Es war ihm neu, es glich keiner der Empfindungen, die ihn von früher Jugend auf bewegt hatten.

Getrennt von all den Wesen, an welchen sein Herz so warm, so innig und treu hing, im Begriff, gleichsam den Schritt in ein neues Leben zu thun, zog er sich unwillkürlich in sich selbst zurück und es kam plötzlich ein Gefühl des Alleinseins über ihn, wie er es bis dahin nie empfunden.

Und wie er so hinblickte .... und der letzte leuchtende Punkt an der heimathlichen Küste in der finsteren Nacht von Zeit zu Zeit noch einmal aus dem bewegten Wellen aufblitzte und endlich ganz verschwand, welche Erinnerungen wurden da in ihm wach, welche Bilder drängten sich vor seine Seele .... wie zitterte die Frage durch sein Herz: „Werd' ich die theueren Zurückgelassenen jemals wiedersehen?"

Aber Alexander von Humboldt war Philosoph und Mann, und wenn auch die edleren Gefühle des Menschenherzen mit Jugendfrische ihre volle Tiefe und Kraft in ihm behaupteten, so trat doch jetzt mit einemmale wieder die hohe Lebensaufgabe, die er sich in wissenschaftlicher Beziehung gestellt, groß, gewaltig und leuchtend vor seine Seele, und diese Reise, die er so lange und so beharrlich angestrebt, war ja der erste Schritt dem großen verdienstvollen Ziele entgegen! Und bei diesem Gedanken jauchzte es auch in seiner Brust auf! .... Noch einmal rief er den Zurückgebliebenen, dem heimathlichen Boden, ein „Lebewohl!" zu, ... dann wandte er sich entschieden und freudig nach der Gegend, welcher das Schiff munter entgegensteuerte, — nach der Gegend, in der die neue Welt lag; die sich jetzt bald vor ihm aufthun sollte! .... Plötzlich kam es ihm vor, als höre er unweit von sich einen tiefen, schmerzlichen Seufzer .... ein leises, halbunterdrücktes Schluchzen.

Humboldt schaute um sich und erblickte in der Finsterniß die Umrisse einer schlanken männ-

lichen Gestalt. Die Züge zu erkennen war unmöglich, aber die Gestalt hatte er schon gesehn. Eben wollte er sich ihr theilnehmend nahen, da verschwand sie spurlos .... Humboldt aber schlug sich leise vor die Stirne: wer konnte dies anders gewesen sein als der junge Asturier?

Die Fahrt ging nun rasch von statten. Von Seekrankheit zeigte sich weder bei Humboldt noch bei Bonpland eine Spur. Desto mehr gab es für Beide zu thun.

Die Meerströmung — welche von den Azoren gegen die Meerenge von Gibraltar und die canarischen Inseln fließt, und überhaupt die Gewässer des atlantischen Meeres in einem beständigen Kreislaufe von 3800 Meilen herumtreibt — beschäftigte jetzt vor allen Dingen die Aufmerksamkeit der beiden reisefrohen Naturforscher, deren Freude aber den höchsten Grad erreichte, als der schlanke Pizarro nun endlich wie ein munterer Seevogel über die offene See strich.

„In offener See! in offener See!" — jauchzte Bonpland.

„In offener See!" — hallte das Echo der Freude in Humboldt's Seele wieder. — „Nach neun Jahren lang getragener und so oft getäuschter Hoffnung in offener See! und der neuen Welt entgegen!"

Welche Gefühle des Entzückens! und doch noch immer eine drohende Schicksalswolke über dem Haupte. Die Segel der englischen Kreuzerflotte zeigten sich .... noch einmal sollten die Würfel fallen: .... aber der Himmel war günstig: der Capitain des Pizarro wich während der Nacht aus seinem Cours und die Engländer hatten den nächsten Morgen die Spur der Corvette verloren.

Jetzt aber jubelte Bonpland noch lauter und entzückter: — „In offener See und frei!" — und Humboldt drückte ihm freudig die treue Freundeshand.

Und welche Masse neuer Eindrücke stürmten jetzt auf die Reisenden ein:

Seeschwalben und Delphine begleiteten sie; am 11. Juni hatten sie zum erstenmale den überraschenden Anblick, das ganze Meer von einer ungeheueren Zahl Medusen bedeckt zu sehen, die mit großer Schnelligkeit vorüberströmten. Welch' ein Anblick war das! das ganze Meer leuchtete in metallischem Glanze, und wunderbar entzückend hob sich die violet und purpur schillernde Färbung der Thiere von dem azurnen Blau des Meeres ab.

Die erste Seefahrt bringt für einen Geist, wie Humboldt, in jeder Viertelstunde neue Ereignisse, neue Ansichten und Lebensbereicherungen. Während der Nacht sah er Medusen welche im Augenblicke, wo sie beim Auffangen leicht erschütterten, elektrisch aufleuchteten; — zwischen Madeira und der afrikanischen Küste gerieth er in einen wahren Sternschnuppenregen, der immer heftiger wurde, je mehr das Schiff gegen Süden fuhr: eine Erscheinung, die Humboldt später auch im Südmeere, in der Nähe von Vulkanen, wie in vielen Gegenden Europa's beobachtete und die ihn zu einer neuen Erklärung dieses, als periodisch wiederkehrend erkannten, Sternschnuppenregens führte.

Auch noch einen Gruß aus Europa sollten Humboldt und seine Begleiter erhalten — eine Küchenschwalbe setzte sich so ermüdet auf ein Segel, daß sie mit der Hand gefangen werden konnte — sie war ein letzter, verspäteter und um diese Zeit ungewöhnlicher Bote der Heimath, aber Humboldt eine liebe Erscheinung: trieb sie doch gleichfalls die Sehnsucht über das Meer dem schönen Süden zu!

Wie aber steigerten sich nun, bei Meeresruhe und dem heitersten Himmel, die neuen Eindrücke herrlicher Naturbilder in der Nähe der am Horizonte auftauchenden Inseln!

Hier die vulkanischen Spitzen der canarischen Insel Lancerote; — dort, in der Nacht, am dämmernden, unbestimmten, in weiter Ferne verschwimmenden Ufer hin- und herellende Feuer, die wahrscheinlich Fischer, die sich zum Geschäfte rüsteten, an ihren Küsten umhertrugen. Erinnerten sie nicht wunderbar an die sagenhaften beweglichen Lichter, welche die alten Spanier und Gefährten des Columbus in der merkwürdigen Nacht, welche der Entdeckung Amerika's voranging, auf der Insel Guanahani erblickt hatten?

Aber auch dies malwar das wandelnde Feuer eine gute Vorbedeutung für Humboldt, diesen wissenschaftlichen Columbus der neueren Zeit.

Fuhren doch die Reisenden jetzt bei dem heitersten Himmel an den kleinen Eilanden der canarischen Inselgruppe, deren Bild, mit ihren Küsten, stumpfkegllichen Felsen und vulkanischen Erhebungen ihren Sinn erfreute und deren Meer ihnen interessante Seegewächse darbot, vorüber, und der Irrthum ihres Capitains, welcher einen Basaltfelsen für ein Fort ansah und einen Offizier dahin aussandte, um sich zu erkundigen: ob auch Teneriffa von den Engländern nicht blokirt sei? gab ihnen Gelegenheit, die kleine Insel La Graciosa zu betreten.

Es war der erste Boden, den Alexander von Humboldt außerhalb Europa's betrat!

Nichts aber kann das Gefühl ausdrücken, welches einen Naturforscher durchzuckt, wenn er zum Erstenmale einen Boden berührt, der nicht europäisch ist. Seine Aufmerksamkeit heftet sich dann auf so viele Gegenstände; — alles, alles scheint ihm dann so neu, daß er Mühe hat, sich von den Eindrücken, die er erhält, Rechenschaft zu geben. Mit jedem Schritte glaubt er ein neues Product zu finden, und in dieser stürmischen Gemüthsbewegung erkennt er diejenigen oft nicht, welche die gewöhnlichsten in unseren botanischen Gärten und in unseren naturhistorischen Sammlungen sind.*)

Aber wie viel mehr sollten sich nun diese Gefühle steigern, als sich endlich der stolze Pik von Teneriffa zeigte und kurze Zeit darauf der Pizarro an dieser schönen Insel vor Anker ging.

O Teneriffa! herrliches Land! wer hat ein schöneres je gesehen? Schon der erste Anblick ist entzückend!

Der Boden der Insel steigt amphitheatralisch auf und zeigt, gleich Peru und Meriko, wenn auch in kleinerem Maßstabe, alle Klimate, von afrikanischer Hitze bis zum Froste der Hochalpen. Santa Cruz, der Hafen von Oratava, die Stadt desselben Namens und Laguna sind vier Orte, deren mittlere Temperaturen eine abnehmende Reihe darstellen. Das südliche Europa bietet nicht dieselben Vortheile, weil der Wechsel der Jahreszeiten sich noch zu stark fühlbar macht. Teneriffa dagegen, gleichsam an der Pforte der Tropen und doch nur wenige Tagereisen von Spanien hat schon ein gut Theil der Herrlichkeiten aufzuweisen, mit der die Natur die Länder zwischen den Wendekreisen ausgestattet.

Im Pflanzenreich treten bereits mehrere der schönsten und großartigsten Gestalten auf: die Bananen und die Palmen.

Wer Sinn für Naturschönheit hat, findet auf dieser köstlichen Insel, den reichsten, beseligendsten Genuß! Wessen Herz erkrankt, wessen Geist gebeugt ist, der flüchte sich hierher in die entzückende Einsamkeit! Kein Ort der Welt ist geeigneter, die Schwermuth zu bannen und einem schmerzlich ergriffenen Gemüthe den Frieden wieder zu geben, als Teneriffa und Madeira.

Heben sich dort nicht die herrlichsten Zimmet- und Brotfruchtbäume, diese köstlichen Gewächse der Südsee und Ostindiens? Wiegen sich, vom Winde sanft geschaukelt, am Meeresufer nicht die Dattel- und Cocuspalme? Und wie schön treten, weiter oben, die Bananengebüsche von den Drachenbäumen hervor, deren wunderbarer Stamm wie ein riesiger Schlangenleib aufsteigt. Die Abhänge sind dabei mit Reben bepflanzt, die sich, schlank und leicht, um hohe Spaliere ranken. Mit Blüthen bedeckte Orangenbäume, Myrthen und Cypressen umgeben Capellen, welche die Andacht auf freistehenden Hügeln errichtet hat. Ueberall sind die Grundstücke durch Hecken von Agave und Cactus eingefriedigt. Unzählige kryptogamische*) Gewächse, zumal Farren, bekleiden die Mauern, die von kleinen klaren Wasserquellen feucht erhalten werden. Im Winter, während der Vulkan mit Eis und Schnee bedeckt ist, genießt man in diesem

*) Humboldt's eigene Worte bei dem Betreten der Insel La Graciosa.

*) Kryptogamisch heißen in der Botanik die Gewächse mit verborgenen Geschlechtstheilen.

Landstriche eines ewigen Frühlings. Sommers, wenn der Tag sich neigt, bringt der Seewind angenehme Kühlung.

Und wächst nicht, mitten in diesem großen Garten, dort bei dem Dorfe San Juan de la Rambla, der köstliche Malvasier?

Aber nicht allein dieser Reichthum, nicht allein die milde Schönheit der Natur sind es, die uns hier so mächtig erfassen; auch die imposanten Massen des Berges ziehen den Schauenden wie mit geheimen Zauber an. Der Berg selbst beschäftigt ja lebhaft Geist und läßt den ruhig sinnenden Menschen die geheimnißvollen Quellen der vulkanischen Kräfte ahnen deren erderschütterndem Walten der stolze Pik sein Dasein verdankt.

Nachdem Humboldt und sein Begleiter in Santa Cruz auf Teneriffa angekommen waren und von dem Gouverneur, auf Empfehlung des Madrider Hofes, die Erlaubniß zu Excursionen auf der Insel erhalten hatten, benutzten sie dieselbe noch an dem gleichen Tage, nachdem sie im Hause des Obristen Armiage, Commandeurs eines Infanterieregimentes, die artigste und bereitwilligste Aufnahme gefunden hatten. Da, der englischen Blokade wegen, dem Schiffe worauf Humboldt reiste kein längerer Aufenthalt als von vier bis fünf Tagen gestattet werden konnte, so mußte sich Humboldt beeilen, um mit Bonpland nach dem Hafen von Orotava zu gelangen und von hier aus einen Wegweiser nach dem Pik zu nehmen. — Auf dem Wege dahin begegneten sie einer Menge weißer Kameele, die hier als Lastthiere gebraucht werden. Vor allem war es aber die Besteigung des berühmten Pik, worauf Humboldt seine nächste Hoffnung gesetzt hatte. Ein reizender Weg führte ihn von Laguna, einer 1620 Fuß hoch über dem Meere liegenden Stadt, nach dem Hafen Orotava. Eine Landschaft von unvergleichlichem Zauber nahm ihn hier auf.

Herrscht doch in diesen glücklichen Thälern ein beständiger Frühling! So von den Eindrücken einer paradiesischen Natur umgeben, kamen Humboldt und seine Gefährten nach Orotava und verfolgten von hier durch einen schönen Kastanienwald auf steinigem schmalem Wege die Richtung nach der Höhe des Vulkans.

In der That war Teneriffa wohl geeignet, als erstes tropisches Land, das Humboldt kennen lernte, die Reiselust zu steigern, das Gemüth zu erheben und heiter zu stimmen. Wenn der Naturforscher Anderson, welcher den Capitain Cook auf seiner dritten Reise um die Welt begleitete, alle Aerzte Europa's aufforderte, ihre Kranken nach Teneriffa zu schicken, um dort in der Schönheit des Naturlebens und im immergrünen Bilde der Vegetation dem ergriffenen Gemüthe Frieden und frohe Kräftigung wieder zu geben, so hatte er nicht zu viel gesagt, denn auch Humboldt schilderte diese Insel als einen bezaubernden Garten und er selbst fühlte die Wirkung dieses herrlichen Naturgemäldes mit offenem Sinn für Schönheit, obgleich in den Augen des Geologen die Insel nur als ein Berg interessanter vulkanischer Bildung aus verschiedenen Epochen erscheint.

Humboldt bestieg also mit seinem Reisegefährten den Pik und stellte höchst interessante Beobachtungen über dessen Bildung, seine geologische Geschichte und über die auf einander folgenden Kreise der ihn umgürtenden Vegetation an. — Zu einer wichtigen Anschauung im Allgemeinen gelangte er aber schon hier auf der canarischen Inselgruppe — nämlich: daß die unorganischen Formen der Natur (Gebirge und Felsmassen) sich selbst in den entlegensten Länder der Erde ähnlich bleiben, daß aber die organischen Formen (Pflanzen und Thiere) von einander verschieden sind. Als Humboldt z. B. an den Küsten dieser canarischen Inselgruppe vorüberfuhr, glaubte er oft früher schon gesehene Bergbildungen zu erblicken, während die Formen der Pflanzen- und Thierwelt mit dem Klima wechselten und die Höhe oder Tiefe des Standortes noch mannigfaltiger wurden. — Die Felsen, älter vielleicht, als die Ursachen des Klima's, erscheinen dieselben auf beiden Erdhälften. Diese Verschiedenheit der Pflanzen und Thiere aber, welche vom Klima und der Höhe des Bodens über der Meeresflache abhängt, weckte in Hum-

boldt das hohe Interesse an weiteren Nachforschungen über die geographische Verbreitung der Pflanzen und Thiere — worin er sich durch seine ferneren Untersuchungen in Amerika als den ersten wissenschaftlichen Begründer dieser Erkenntniß verdient machte. Und wie bedeutend die Einflüsse der Höhenpunkte auf diese Anordnung der Pflanzenverbreitung sind, das zeigte ihm schon die Besteigung des berühmten Pik von Teneriffa. Wanderte er hier doch zunächst durch die Region der baumartigen Haidekräuter, dann empfing ihn höher ein Gürtel von Farrn, noch höher ein Gehölz von Wachholderbäumen und Tannen, und darüber eine Ebene mit Pfriemenkräutern von dritthalb Stunden Breite, durch welche er endlich auf den Bimssteinboden des vulkanischen Kraters gelangte, wo der schöne Retamastrauch mit seinen duftenden Blüthen und die wilde hier lebende Ziege des Pik's ihn willkommen hießen.

Es war zu erwarten, daß Humboldt oben am Krater eines Vulkans seine geologischen Forschungen besonders weiter verfolgen würde und er that es mit großem Erfolge, denn er sammelte hier neue Materialien für seine späteren Anschauungen und Deutungen der vulkanischen Mitwirkung zu der Erdform und den Erscheinungen des Erdbebens.

Ein Blick über das Meer und die Küsten ließen Humboldt und Bonpland jetzt mit Schrecken erkennen, daß ihr Schiff, Pizarro, bereits unter Segel sei. Man kann sich denken, wie sie dies beunruhigte, da sie fürchten mußten, das Schiff werde sich am Ende ohne sie zur Abfahrt anschicken. Sie eilten daher so rasch als möglich dem Hafen zu erreichen. Glücklicherweise hatte sie der Pizarro lavirend erwartet.

Humboldt hatte indessen auf dieser kurzen Excursion wichtige Anschauungen für seine fernere Naturforschung gewonnen. Die canarische Inselgruppe war ihm ein lehrreiches Buch von unendlich reichem Inhalte geworden, dessen Mannichfaltigkeit auf engem Raume für einen Humboldt'schen Geist zu weiteren, allgemeinerem Verständniß führen mußte. Er erkannte die wahre Aufgabe des Naturforschers und die Wichtigkeit specieller Beobachtungen. Der Boden, worauf wir Menschen in Lust und Leid wandeln, ist der wechselvollste und in Zerstörung und Wiederaufblühen ununterbrochen thätigste — es waltet in ihm eine Kraft, welche das Formlose ordnet und gestaltet, den Planeten an seine Sonne kettet, der kalten Masse den lebendigen Hauch der Wärme gibt, das scheinbar Fertige, was der Mensch im engsten Gesichtskreise als ein Großes bezeichnen muß, gewaltsam zusammenstürzt und neue Gestalten an die Stelle der alten setzt. — Was ist diese Kraft? Wie schafft, wie zerstört sie? — Das waren die nächsten großen Fragen, welche sich Humboldt aufdrängten und an deren wissenschaftliche Beantwortung er sein Leben setzen wollte. —

„Was ist ein Schöpfungstag?“ — rief er aus — „genügt ihm eine Umdrehung der Erde um ihre Axe, oder ist er das Resultat einer Reihe von Jahrtausenden? — Erhob sich das feste Land aus dem Wasser oder sank das Wasser in die Erdtiefen nieder? — Was sind die Vulkane und wie entstanden, wie wirkten sie? —“

Und Teneriffa gab ihm eine erste Antwort darauf — er lernte die Wahrheit seines schon früher verfolgten Prinzips der Forschung kennen, alle Einzelnheiten nur als Theile einer innig verschlungenen, durch die ganze Werkstätte der Natur sich hinziehenden Verkettung allgemeiner großer Ursachen und Wirkungen aufzufassen, hierin den Erkenntnißfaden im scheinbaren Labyrinthe der unendlichen Mannichfaltigkeit zu finden, und deshalb auch das Einzelne, scheinbar Kleinliche, nicht mit Gleichgültigkeit zu übersehen, sondern vielmehr das Große im Kleinen, das Ganze im Theile erblicken zu lernen.

In diesem Geiste wurde der Vulkan auf Teneriffa für Humboldt ein Schlüssel zu großen Geheimnissen des Gesammtlebens; er erkannte die verschiedenen Mittel, welche die Natur anwendet, um zu gestalten und zu zerstören, und lernte so die Geschichte des Einzelnen zum Maßstabe der Geschichte des Allgemeinen verstehen. Das Feuer der Vulkane, die er auf Teneriffa bestieg, war längst erlo-

schen, aber seine Spuren wurden für Humboldt großartige Lettern zum Verständniß des gewaltigen Elementes, welches einst unsere Erde durchglühte, die Erdrinde durchbrach, Menschen, Thiere, Pflanzen und Städte durch Erdbeben begrub und jetzt noch in der Tiefe seine Adern fortpflanzt, um hier und dort den Boden zu erschüttern oder durch seine Sicherheitsventile, die Feuerkrater, in die Luft mit Flammen und glühender Lava zu explodiren.

Das war das große Wort, welches Teneriffa zu Humboldt sprach; das ist das große Wort, das er uns, durch diese Anschauung geleitet, verstehen lehrte!

Eine Wundernacht.

Die Nacht war längst angebrochen; — — das Schiff hatte Teneriffa weit, weit im Rücken. Wochen einer vielbewegten, an Forschungen und Erfahrungen reichen Seefahrt waren verschwunden; noch immer sah das Auge nichts, — nichts als Himmel und Wasser; aber näher gerückt war der Continent Amerika's.

Alexander von Humboldt stand allein auf dem hinteren Theile des Pizarro und schaute schweigend in die unermeßliche Weite, in die feierliche Stille. Er war ernster gestimmt als bisher, denn ein böser Gast hatte sich auf dem Schiffe eingestellt: ein bösartiges Fieber war ausgebrochen. Schon lagen mehrere Passagiere erkrankt darnieder und selbst Bonpland hatte sich heute nicht ganz wohl gefühlt und war zur Ruhe gegangen.

Ein eigenthümliches Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit, der Niedergedrücktheit lastete wie ein Alp auf Humboldt's Innerem, und die imponirende Größe des endlosen Oceans, des, in den Armen der Nacht ruhenden Welt, trat mit einem leisen Schauer vor seine Seele.

Ruhig zog das Schiff seinen Weg; .... gleichmäßig bewegten sich die ewig gehenden und kommenden Wogen; .... wie Gespenster zogen einzelne Wolken an dem bleichen Monde vorüber — — aber alles das fühlte er nicht — — nur in der Brust des einsam Wachenden rührte es sich .... wie ein großes Weh!

Und Humboldt blickte zum Himmel. Da ging es ihm wie immer: die unermeßliche Ferne mit ihren ewigen Lichtern regte seine Seele tiefer und lebendiger an, als jeder andere irdische Reiz. Es war als ob ihn dabei eine Art Sehnsucht vom Himmel und seinen Welten herabkomme, und was vom Himmel kommt, zieht wieder zum Himmel hin. Vielleicht war es auch das beengende Einerlei, das jede große Seereise an sich hat, das ihm jetzt die Brust zuschnürte und den Blick mit doppeltem Interesse nach oben zog. Denn um ihn her machte sich ja seit lange der unendlich gleichmäßige Gang des Lebens und der Erscheinungen geltend: Fliegende Fische, die sich — verfolgt von einem Feinde — über das Wasser erhoben. Humboldt hatte deren Anatomie und Flugeigenschaft bereits untersucht; — große, schwimmende Meergräser, tief wurzelnd auf dem Grunde des Oceans, in Stämmen von 500 bis 1800 Fuß Länge heraufreichend und ganze Bänke bildend; — auch Untersuchung hatten die Reisenden einen großen Theil ihrer bisherigen Zeit gewidmet. Und Hunderte dergleichen Gegenstände .... aber immer dieselben .... und immer Wasser und Himmel und Wolken und Mond, und der Gedanke an die daheimgebliebenen Lieben, und die Größe der Natur und die Kleinheit des Ich's — — und über das alles hinwebend jetzt auch noch ein Hauch des Todes, der, lauernd, durch die unteren Schiffsräume schlich.

Schwer, schwer lastend senkt sich die Einförmigkeit eines solchen Daseins oft selbst auf alte geprüfte Seefahrer. Auch das Schiffsvolk sucht nach Wochen der Reise den Anblick eines fremden Menschen; es sehnt sich nach einem Tone aus fremden Munde, nach Gegenständen anderer Gegenden. Immer ist es deshab dann ein freudiges Ereigniß, wenn ein anderes Schiff vorübersegelt: man stürmt auf das Verdeck, man winkt, man ruft sich zu

man fragt Namen und Ort, wohin? woher? grüßt sich .... und sieht sich gegenseitig am Horizonte wieder verschwinden.

Humboldt und Bonpland waren während der ganzen Reise unendlich thätig gewesen; aber ihre wissenschaftlichen Arbeiten konnten — trotz des reichen Materiales, welches jeder Tag ihrem Forschungseifer darbot — nicht die Regungen des Gemüthes, namentlich in dem Ersteren, zurückdrängen. Wie freudig sprang daher jetzt auch Alexander von Humboldt auf: sein scharfes Auge glaubte im Mondschein, fern am Horizonte ein Segel entdeckt zu haben.

Unverwandt, klopfenden Herzens, blickte er hin! — — näher und näher kam der Punkt, — — größer und größer ward er ...... es war ein Schiff .... aber .... es war auch der erste Schmerz, den der fühlende Seefahrer empfand, als allmälig der ferne Mast größer wurde, ... und nun ..... mit den Trümmern eines verunglückten, ganz von schwimmendem Seegrase überzogenen Schiffes, vorüberschwamm.

Es war ein ernster, ergreifender Moment: wie ein mit Rasen überzogenes Grab trieb das Wrack still und schweigend dahin! .... Wo mochten diejenigen jetzt sein, die es vor Kurzem noch geführt und belebt, die im zerstörenden Sturme ihr Leben mit den letzten Kämpfen um das Leben ausgehaucht?

So geht die Natur ihren ewigen Gang fort und kümmert sich nicht um den vergänglichen Menschen! Mag uns der Schmerz in den Staub drücken, mag uns die Marmorfaust eines plötzlichen Schicksals erfassen und zerknirschen, mögen wir selbst den Folgen gewöhnlicher Natur-Umwandlungen oder auch Natur-Revolutionen und gewaltigen Ausbrüchen erliegen, sie verfolgt ihre Bahn mit eiserner Gleichgültigkeit, mit der ganzen Strenge einer höheren Nothwendigkeit.

Und wem hätte diese Erfahrung nicht schon tief und schneidend in das Herz gegriffen? wen hätte sie nicht schon entsetzt, mit innerer Trauer erfüllt und vor dem unvermeidlichen Gange des Fatums schaudern und erstarren machen?! Aber so wie der Blick sich erhebt, der Geist sich sammelt und von einem höheren Standpunkte ausschaut, dann ist gerade dieser unerschütterlich feste, an ewige und unwandelbare Gesetze geknüpfte Gang der Natur dasjenige, was uns im stürmisch bewegten Leben den besten Trost, die größte Beruhigung bietet. Klar, fest und überzeugend tritt ja alsdann die Gewißheit an uns heran, daß es doch einen ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen gibt!

So dachte jetzt auch Humboldt, und leise vor sich hinsprechend sagte er:

„Ja! der Mond gehört zu einer großen, nie durch Einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherem und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in einem mächtigen und schönen Accorde vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen. Und dann — auch Licht und Liebe, auch Heiterkeit, Freude und Glanz hat ja die Natur; und wie sie ernst und erschütternd vor unsere Seele tritt, so weiß sie auch denjenigen der in Kummer und Gram versenkt ist, zu trösten und zu erheben."

Und Alexander blickte auf; aber da war es ihm, als ob ihm der Ewige selbst antwortete: der Mond war am fernen Horizonte unter die Wasser hinabgesunken, ein leichter Wind hatte die Wolken vertrieben und groß, funkelnd und prachtvoll sah er zum erstenmale das strahlende Sternbild des südlichen Kreuzes aufgehen!

Ein Ruf des Entzückens drängte sich aus seiner Brust und fand ein Echo in dem Munde der Matrosen, die auf die Nachricht hin: das Sternbild des Kreuzes sei aufgegangen, voll Freude auf das Verdeck eilten. In der Meereseinsamkeit grüßt man einen bekannten Stern, wie einen alten Freund, und das flammende Kreuz des Himmels erschien namentlich jetzt bei dem Ausbruche des Fiebers auf dem Schiffe, der ganzen Mannschaft wie ein von Gott gesandtes Zeichen des Heils. O, es war ja auch dasselbe Gestirn, welches die ersten Seefahrer des 15. Jahrhunderts,

als ihnen die Sterne des heimathlichen Himmels im Norden niedersanken, als bedeutungsvolles Zeichen zum freudigen Fortschritt, begrüßte.

Die Mannschaft verschwand nach kurzem Gebete bald wieder. Alexander war auf's Neue allein.

Die Nacht war ungemein heiter und lieblich geworden; die Luft so weich, so mild und warm, und doch wieder so behaglich durch einen leisen Luftzug bewegt daß sie Alexander mit Entzücken athmete. Es schien dabei, als ob das Leuchten des Meeres eine Art Lichtmasse in der Luft verbreitete.

Humboldt hatte sich wieder auf eine kleine Tonne niedergesetzt und ward nicht müde, die Schönheit des südlichen Himmels zu bewundern, an dem — da er mehrere Nächte bedeckt gewesen — jetzt immer neue Sternbilder vor seinen Blicken aufstiegen.

Ein sonderbares Gefühl ward in ihm rege; die Sterne, die er von Kindheit gekannt, waren ja, je mehr er sich dem Süden genähert, immer tiefer herabgesunken und endlich ganz verschwunden, und jetzt — brannte und blitzte und funkelte ein ganz neuer, doppelt herrlicher Himmel über ihm.

Hatte ihn doch nichts bisher so sehr an die ungeheure Entfernung von seiner Heimath gemahnt.

Die Gruppirung der großen Sterne, — einige zerstreute Nebelflecken, die an Glanz mit der Milchstraße wetteifern, — Strecken, die sich durch ihr tiefes Schwarz auszeichnen, — alles dies gibt dem südlichen Sternhimmel eine ganz eigenthümliche Physiognomie. Regt doch dieses Schauspiel selbst die Einbildungskraft der Menschen auf, die den Wissenschaften sehr ferne stehen und zum Himmelsgewölbe aufblicken, wie man eine schöne Landschaft oder eine großartige Aussicht bewundert. Man braucht kein Botaniker zu sein, um schon am Anblick der Pflanzenwelt den heißen Erdstrich zu erkennen, und auch wer keine astronomischen Kenntnisse hat, und von Flamsteads und Lacailles Himmelskarten nichts weiß, fühlt, daß er nicht mehr in Europa ist, wenn er das ungeheure Sternbild des Schiffes oder die leuchtenden Magellan'schen Wolken am Horizonte aufsteigen sieht. Erde und Himmel, — Allem in den Aequinoctialländern drückt sich der Stempel des Fremdartigen auf.

O! wie schlugen da wieder ferne Klänge an das Ohr des still Betrachtenden! Wie dämmerte in seiner Seele die Jugendzeit herauf, in der er sich so manchmal nach dem herrlichen Sternbilde des südlichen Kreuzes gesehnt. Jetzt stand es nun in der That funkelnd und leuchtend, wie aus unermeßlichen Diamanten gebildet, vor seinen Blicken, und mit stillem Entzücken klangen wie in der Jugend Tagen Dante's Verse in seiner Seele wieder:

> Io mi volsi a man destra e posi mente
> All' altro polo, e vidi quattro stelle,
> Non viste mai fuor ch'alla prima gente.
>
> Goder parea lo ciel di lor fiammelle,
> O settentrional vedovo sito,
> Poi che privato se di miar quelle!
>
> Dann rechts, dem andern Pole zugekehrt,
> Erblickt' ich eines Viergestirnes Schimmer,
> Deß Anschau'n nur dem ersten Paar gewährt.
>
> Der Himmel schien entzückt durch sein Geflimmer.
>
> O du verwais'tes Land, du öder Nord —
> Du siehst den Glanz des schönen Lichtes nimmer.

Aber mit diesen Versen des unsterblichen Dante war auch die ganze Jugend in Alexander's Seele aufgetaucht. Bild reihte sich an Bild: Vater, Mutter, Bruder zogen an ihm vorüber; — die schöne Kindheit, auf Schloß Tegel verlebt, — die akademischen Jahre, mit ihren Jugendfreundschaften und ..... ihrer Jugendliebe.

„Cecily!" — flüsterte Alexander leise — „was mag aus Dir geworden sein?!"

Und er fiel in ein stilles Sinnen .... und Stunden zogen an ihm vorüber.

Es dämmerte bereits, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. Alexander blickte überrascht auf: es war Bonpland, den ein erquickender Schlaf gestärkt und der nun wieder frisch und wohl an seiner Seite stand.

Humboldt begrüßte ihn herzlich, vernahm aber ungern, daß es schlecht im Schiffsraume stehe. Der Morgen hatte dabei einen kühleren Luftzug gebracht, der Alexander schauern machte. Einzelne Seevögel zogen schreiend über das Schiff und hie und da hob ein gefräßiger Haifisch seinen Kopf aus den Wassern.

Da plötzlich erschallte in langsamen Schlägen ein dumpfer Ton:

„Was ist das?" — frug Humboldt überrascht einen Matrosen, der, finsteren Gesichtes, an ihm vorüberging.

„Die Todtenglocke!" — antwortete der Mann kurz und ernst.

„Und wer ist gestorben?" — frug Alexander beklommen weiter.

„Der jüngste Passagier auf dem Schiffe!" — entgegnete Jener. — „Der junge neunzehnjährige Asturier."

Alexander war es, als griffe eine unsichtbare eiskalte Hand an sein Herz, während ihn zugleich ein tiefer, aufrichtiger Schmerz durchzuckte. So also hatten sich die Hoffnungen der armen Mutter, der fernen, in Liebe und Sehnsucht harrenden Alma erfüllt? Das war also die Frucht eines so schönen, hoffnungsvollen, jungen Lebens?

„Armer Jüngling!" — dachte Humboldt — „du hast dein Schicksal geahnt; nur mit Widerstreben gingst du an Bord ..... und nun? Schon grüßen uns die Lüfte der neuen Welt! .... Cuba, das Ziel deiner Reise, die Sehnsucht deiner Wünsche, das Land deines vermeintlichen Glück's ist fast erreicht .... da wirft dich ein böses Fieber nieder ... und... während jetzt vielleicht Mutter und Braut daheim für dich und dein Glück in heißem Gebete ringen, senken dich fremde Hände in ein nasses Grab!"

Und die Todtenglocke läutete fort und fort — die Matrosen sanken zu einem kurzen Gebete auf die Kniee; — dann glitt eine, auf ein Brett gebundene Leiche langsam in das Meer. Jetzt berührt sie das Wasser, ... jetzt ist sie verschwunden. Zehn Haifische schießen herbei! .... dann lautlose Stille, während am fernen Horizonte die Sonne groß und feierlich über dem unabsehbaren Ocean aufsteigt! — — —

Die neue Welt.

Es ist wunderbar, wie sich in unserem Leben gar oft eine höhere Führung kund gibt, eine Führung und eine Fügung der Verhältnisse, die uns allerdings meist erst spät, oft erst an unserem Lebensabende klar wird.

Es ist freilich wahr: der Mensch ist, vermöge seines freien Willens, sein eigener Herr, Schöpfer seines Schicksals und seiner Bestimmung. Er kann durch sein Wirken den Gang der moralischen Welt befördern und stören, und das ganze Menschengeschlecht, von dem Bettler bis zu dem Könige, ist also, jeder nach seiner Kraft, zusammengenommen, Werkmeister der moralischen Welt. Der Mensch entwickelt nur das einmal in ihn gelegte Streben, wie jedes Ding der sichtbaren Welt; doch mit dem Unterschiede, daß nur ihn sein freier Wille, und sein, das Böse und Gute begreifender Sinn, der Strafe und der Belohnung fähig machen.

Das gilt von der moralischen Welt; in dem Gang der Weltgeschichte aber muß er sich, ob er will oder nicht, den äußeren Verhältnissen unterordnen, und diese wirken dann bestimmend, oft wunderbar genug, auf sein Geschick ein.

War es nicht bis hierher schon Alexander von Humboldt mit seinem großen Reise-Unternehmen eigenthümlich genug gegangen? Auch die auf dem Schiffe ausgebrochene Krankheit führte jetzt eine folgenschwere Abänderung in seinem Reiseplane herbei. Die noch nicht der Ansteckung verfallenen Passagiere, durch die Bösartigkeit des Schiffsfiebers beängstigt faßten den Entschluß: am ersten besten Landungsplatze auszusteigen und das ursprüngliche Reiseziel, Cuba und Mexiko, mit einer anderen Schiffsgelegenheit zu erreichen. Man überredete daher den Capitain

bei Cumana, einem an der nordöstlichen Küste Venezuela's gelegenen Hafenplatze, einzulaufen und die Passagiere dort an das Land zu setzen. Dieses bestimmte denn auch Humboldt und Bonpland ihre Pläne zu ändern und die noch wenig bekannten Küsten von Venezuela und Parla zunächst zu besuchen. So wurde die zufällige Krankheit auf dem Schiffe die Ursache der großen Entdeckungen Humboldt's in diesen Gegenden und am Orinoco bis zu den Grenzen der portugiesischen Besitzungen am Rio Negro!

Aber welche neue Welt öffnete sich nun den Blicken der Reisenden! — Himmel! es war ja diejenige Welt, nach der sich Alexander seit seiner zartesten Jugend gesehnt, — die Welt, für die er schon mit Forster geschwärmt; — die zu sehen, auf der zu wandeln, zu forschen, zu entdecken, seines ganzen bisherigen Lebens Sehnsucht und Ziel gewesen.

Wie hingen schon — als das Schiff nach einundvierzigtägiger Fahrt bei Cumana vor Anker ging — seine Blicke voll stillem an den Gruppen von Cocosbäumen, die das Ufer säumten, und deren über sechzig Fuß hohe Stämme der Landschaft sogleich den südlichen Charakter aufdrückten. Die Ebene war bedeckt mit Büschen von Cassien, Capparis und baumartigen Mimosen, die, gleich den Pinien Italiens, ihre Zweige schirmartig ausbreiteten. Die zart gefiederten Blätter der Palmen hoben sich von einem Himmelblau ab, das keine Spur von Dunst trübte. Rasch stieg die Sonne zum Zenith empor; ein blendendes Licht war in der Luft verbreitet und strahlte magisch von den weißen, mit wunderbaren und herrlichen Cactusarten bedeckten Hügeln zurück; an den Meeresgestaden aber wimmelte es von Reihern, Flamingos und Alcatras, bräunlichen Pelikanen, von der Größe eines Schwanes, die, den Hals schön gebogen, den mächtigen Schnabel stolz vor sich geregt, die Flügel gehoben, hin und her schwammen oder sich plump und schwerfällig wackelnd auf dem Ufer hin und her bewegten.

Das glänzende Tageslicht, die Kraft der Pflanzenfarben, die wunderbaren Gestalten der Gewächse, das bunte Gefieder und die Masse der Vögel, alles, alles trug den großartigen Stempel der tropischen Natur!

„O! welche Fülle neuen Wissens, welch' unermeßlich reiches Studium öffnet sich uns hier!" — rief bei diesem Anblicke Humboldt entzückt und begeistert aus. Und hatte nicht auch die Seereise schon dies Wissen unendlich bereichert? Knüpften sich nicht an Humboldt's zoologische Forschungen und die Untersuchung der Tange, die wichtigsten physikalischen Beobachtungen?

Hatte doch Alexander, mit Benutzung der ihm bereits von der Wissenschaft dargebotenen Materialien, wichtige Untersuchungen über die Temperatur der Luft angestellt da ihm, abgesehen von dem Jahreszeitenwechsel und dem jedesmaligen Orte auf der Erde, der wesentliche Unterschied zwischen der Lufttemperatur auf dem Meere und dem Festlande bemerkenswerth geworden war, indem er den Ocean durchschnittlich etwas wärmer als die Atmosphäre fand, und die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen beiden Elementen durch die Winde und die Absorbtion des Wärmestoffes während der Wasserverdunstung, wobei bekanntlich immer Wärme gebunden wird, verhindert ist.

Eine andere interessante Untersuchung stellte Humboldt über die Bläue des Himmels an. Sein Auge ergötzte sich nicht allein an dem herrlichen Farbenübergange vom sanften Grün des Meeres zum prachtvollen Gelb und Roth des Himmels; er ließ nicht nur, wie ein gewöhnlicher Naturfreund, den augenblicklichen Eindruck beim Anblicke der Azurfarbe des hohen Gewölbes auf sich einwirken sondern er dachte tiefer über Wirkung und Ursache der Erscheinung nach, und wurde so der erste Naturforscher, welcher auf dem Meere der Aequinoctialgegenden der Erde, wo Tag- und Nachtzeit einander gleich sind, wissenschaftliche Beobachtungen über die Farben des Himmels anstellte. — Nachdem schon 1765 Deluc auf die blaue Himmelsfarbe aufmerksam gemacht und nach den Ursachen und Bedingungen derselben gefragt hatte, erfand 1791 Saussure ein Instrument, das er „Cyanometer," Him-

melsblaumesser, nannte, um durch die daran befindlichen Farbentafeln in steigender Scala vom tiefsten bis hellsten Blau, den jedesmaligen Grad der Himmelsbläue anzugeben. Humboldt gab auf dieser Seefahrt dem Instrumente eine große Anwendung, indem er durch die Farbe den Grad der Bläue, die Anhäufung und Natur der undurchsichtigen Dünste in der Luft ermittelte. Zu diesem Zwecke beobachtete er Farbe und Figur der auf- und untergehenden Sonnenscheibe, und erkannte daran die Dauer des schönen Wetters und Ruhe oder Stärke des Windes, und als untrügliches Zeichen eines nahen Sturmes lernte er die Blässe und ungewöhnliche Verschiebung der untergehenden Sonnenscheibe kennen. Er bediente sich des Instrumentes auch zur Messung der Meerfarbe, die meistens grün ist, und er fand auch hier Wechsel, welche bei heiterem Himmel oft das Meer aus dem tiefsten Indigoblau in das dunkelste Grün und Schiefergrau überführten ohne irgend eine atmosphärische Einwirkung — überhaupt stellte sich heraus, daß der Ausdruck: der Ocean spiegele den Himmel wieder" — ein rein poetischer, aber kein naturrichtiger sei, indem das Meer oft blau ist, während der Himmel fast ganz mit lichten, weißen Wolken bedeckt erscheint. — Außer diesen Beobachtungen hatte Humboldt aber auch noch manche neue Erfahrungen über die Feuchtigkeit der Luft, so wie über die Elektricität und Neigung der Magnetnadel gesammelt.

Und welches neue Wissen sollte ihm nun erst d i e n e u e W e l t selbst entgegenbringen? — — —

„Nun, meine Herren!" — sagte er am Abend des zweiten Tages, den sie in Cumana zubrachten, der Capitain des Pizarro zu Humboldt und Bonpland — „gestern habe ich Sie, und ich denke zu Ihrer Zufriedenheit, bei D o n V i c e n t e E m p a r a n, dem Gouverneur der Provinz Portobelo und Cumana, eingeführt, und jetzt komme ich, Sie zu einer Abendgesellschaft bei demselben einzuladen."

„Wir wissen Ihnen kaum zu danken, Herr Capitain!" — entgegnete Humboldt freundlich. — „Schon Ihr vor Anker geben in Cumana war eine große Gefälligkeit für sämmtliche Passagiere und hier ...."

„Nun!" — fiel der Capitain ein — „warum soll es mir nicht eine Freude machen, Männern der Wissenschaft zu dienen? Ich selbst verstehe mich zwar schlecht auf das gelehrte Zeug, da ich nur ein einfacher Seemann bin und genug mit meinem Pizarro, seinen Wasserratten und seinem Lauf zu thun habe; indeß man hat doch auch Respekt vor den Männern, die da immer Neues erfinden und der Welt gar viel durch ihr Wissen nützen. Aber machen Sie sich fertig, die Gesellschaft erwartet uns."

Humboldt und Bonpland gehorchten, und bald waren sie, in Gesellschaft des Capitains, auf dem Wege.

„Werden wir uns in die Wohnung des Gouverneurs begeben?" — frug jetzt der junge Franzose.

„Bah!" — entgegnete der Capitain, der, seine Havana-Cigarre rauchend, breitspurig, wie alle Seemänner, zwischen den beiden Reisenden herging — Humboldt mußte im Stillen seinen Gang immer mit dem der Pelicane vergleichen. — „Keine Seele ist in diesem Götterlande Abends und Nachts in seiner Wohnung. Werden sich aber doch wundern, die Herren, über die Kajüte in die ich sie führe!" — setzte er dann hinzu und ein pfiffiges Lächeln schwebte über sein kupferiges Gesicht, daß es wie Abendroth glänzte.

„Und wird man von unserem edlen Capitain nichts Näheres über diese Kajüte erfahren?" — frug Bonpland, in der ihm angeborenen, für einen Reisenden so glücklichen Heiterkeit.

Aber der Capitain schüttelte lachend den Kopf. — „Nicht für einen Eimer des köstlichsten Grogg's!" — sagte er dann. — „Ihr Landratten seid zwar verteufelt neugierig; aber uns Wasserratten lehrt das Monate lange Fahren auf schweigender See selbst schweigen. Also gewartet bis wir vor Anker gehen!"

Die Reisenden fügten sich lachend.

Sie kamen jetzt durch eine der Vorstädte, die ganz von Chaymas-Indianern bewohnt war. Es läßt sich kaum beschreiben, wie wunderbar ein solcher Anblick jeden Europäer zum Erstenmale berührt. Die dunkelbraunen, fast nackten, nur mit einem kurzen Hemde von Baumwollenzeug bedeckten Gestalten der Männer und Weiber — gedrungen und untersetzt, die Glieder rund und fleischig, die von dichten Wimpern beschatteten Augen schwarz und tiefliegend, die Backenknochen hervorspringend, das Haar straff und glatt, die Züge ernst und finster — tauchen fast gespensterartig vor ihm auf; während die ganz nackten Kinder seinem Auge bald wie Affen, bald wie kleine Teufelchen erscheinen. Und wie erregt dieser Anblick alle Phantasiegebilde der Jugend von Campe's Erzählungen Robinsonischer Irrfahrten an bis auf die Schilderungen eines Cooper.

Das fremdartige, überraschende, dem Europäer so neue der Erscheinung, hat einen unaussprechlichen Zauber für ihn.

Auch Humboldt und Bonpland entgingen diesem Eindrucke nicht, nur daß sich demselben bei ihnen das wissenschaftliche Interesse beigesellte. Sie vermochten kaum sich zurückzuhalten, schon jetzt bei den Indianern Anknüpfungspunkte für ihre Forschungen zu suchen. Aber die Einladung des Gouverneurs konnte nicht umgangen werden.

Der Weg zog sich jetzt, an einem Cactusgebüsch vorüber, den Ufern des Manzanares entlang: Tamarinden, Brasilholzbäume, Bombax, und andere durch ihr Laub und ihre Blüthen ausgezeichneten Gewächse beschatteten ihn. Der ganze Fluß aber lebte von Kindern der Indianer, die in seinen Fluthen zu Hause schienen, während andere mit ihren nackten Körpern flach auf dem Boden der Ufer lagen und emsig nach achtzehn Zoll langen und sieben Linien breiten Scolopender oder Tausendfüßen gruben, die sie dann jauchzend aus dem Boden zogen und mit Begierde verzehrten.

Selbst Humboldt und Bonpland überlief bei diesem Anblicke ein leises Grausen; während der Capitain des Pizarro vor Behagen einen lauten Seemannsfluch ausstieß.

„Wahre Teufel, diese kleinen Indianer!" — rief er dabei heiter. — „Würden am Ende noch Menschenfleisch fressen, wenn sie die Regierung nicht so scharf im Zaume hielt. Aber Don Vincente Emparan ist der Mann dafür. A propos! von dem Gouverneur zu reden: wie nahm er Sie denn gestern auf, als Sie ihre vom königlich spanischen Staatssecretariat ausgestellten Pässe überreichten?

„Sehr freundlich!" — entgegnete Herr von Humboldt. — „Er empfing uns mit der Offenheit und edlen Einfachheit, die von jeher Züge des baskischen Volkscharakters waren."

„Ist auch ein prächtiger Haudegen!" — versetzte der Capitain. — „Ehe er zum Statthalter von Portobelo und Cumana ernannt wurde, zeichnete er sich als Schiffscapitain in der königlichen Marine aus."

„Mir ist," — rief hier Bonpland, mit der Hand wie sinnend an die Stirne fahrend — als ob ich den Namen Emparan schon gelesen oder von ihm gehört hätte."

„Wird wohl auch so sein!" — meinte der Capitain. — „Der Name Emparan erinnert an ein Paar Seemänner von ächtem Schrot und Korn."

„Verwandte des Gouverneurs?"

„Brüder desselben?"

„Und ihre Thaten?"

„Die Geschichte ist so merkwürdig als traurig."

„Erzählen Sie."

„Nach dem letzten Bruch zwischen Spanien und England schlugen sich beide Brüder bei Nacht vor dem Hafen von Cadix mit ihren Schiffen, weil jeder das andere für ein feindliches hielt. Der Kampf war so furchtbar und erbittert, daß die Schiffe fast zugleich sanken. Nur ein sehr kleiner Theil der gegenseitigen Mannschaft wurde gerettet, und die Brüder hatten das Unglück, sich und ihren Irrthum erst dann zu erkennen, als sie, beide sterbend, mit ihren Schiffen untergingen."

„Welch' tragisches Schicksal!" — rief Humboldt.

„Und wie äußerte sich Don Vincente über Ihr Vorhaben?" — frug jetzt der Capitain.

„Sehr freundlich und zufrieden!" — versetzte Humboldt. — „Er meinte dabei mit Recht: Neuandalusien sei ja ohnehin kaum dem Namen nach in Europa bekannt; der Vortheil neuer Entdeckungen und sein Bekanntwerden könne daher auch nur für beide Theile von Vortheil sein."

„Nicht unwahr."

„Auch bestätigte er, daß in den Gebirgen dieser Provinz und an den Ufern ihrer zahlreichen Ströme der Naturforschung das reichste Feld der Beobachtung gegeben sei."

„Und bot er Ihnen nicht seine Unterstützung an?"

„Mit einer wirklich liebenswürdigen Bereitwilligkeit."

„Dafür kenne ich ihn. Uebrigens sind Sie auch von der spanischen Regierung empfohlen, wie kein Anderer."

„Dank der Freundschaft des edlen Don Mariano Louis de Urquijo!" — sagte Alexander von Humboldt warm.

Die Wanderer hatten jetzt einen Hügel erstiegen, auf welchem ein befestigtes, die Stadt beherrschendes Gebäude lag. Es war das Schloß St. Antonio. Hell und malerisch hob es sich von der dunkelen Wand der Gebirge ab, deren Gipfel bis zu den ewigen Schneeregionen aufstiegen.

Herrlicher aber noch als hier, war der Punkt, den sie einige Schritte weiter bei den Trümmern des alten Schlosses Santa Maria fanden. Der kühlende Seewind grüßte sie bei der tropischen Hitze unendlich labend und vor ihnen dehnte sich eine entzückende Aussicht auf Stadt und Hafen.

Aber auch hier sollten Humboldt und Bonpland, sogleich wieder erfahren in welch' einem Wunderlande sie sich befänden.

Fern, über der Felsenküste der Landenge von Araya, erschienen die hohen Berggipfel der Insel Margarita. Gegen Westen mahnten die kleinen Inseln Caracas, Picuito und Boracha an die erderschütternde Kathastrophe, durch welche einst die Küste von Terra Firma zerrissen wurde.

Wie Festungswerke stiegen diese kleinen Eilande auf, und da die Sonne die unteren Luftschichten, die See und das Erdreich ungleich erwärmte, so erschienen ihre Spitzen, in Folge einer Luftspiegelung, wie durch Zauber hinaufgezogen; ebenso die Enden der großen Vorgebirge der Küste.

Da trat plötzlich und ohne Dämmerung — wie es jenen Gegenden eigen ist — die Nacht ein, und so senkte sich, wie durch ein Wunder, das Bild der in der Luft schwebenden Gesteinmassen wieder auf seine Grundlage. Das Gestirn, das der organischen Natur Leben verleiht, schien durch die veränderte Beugung seiner Strahlen den starren Fels vom Fleck zu rücken und die dürre Sandebene wellenförmig zu bewegen.

Mit Staunen und hohem Interesse beobachteten die beiden Freunde dies großartige Phänomen, als endlich der Capitain ihr Schweigen mit den Worten unterbrach:

„Aber jetzt ist es die höchste Zeit, meine Herren, daß wir der Einladung des Gouverneurs genügen. Der Mond erhebt sich aus dem Meere und das ist das Signal des Zusammenkommens. Ich führte Sie nur hierher, um Ihnen die Aussicht und die Luftspiegelung zu zeigen. Wir sind übrigens in zehn Minuten wieder an den Ufern des Manzanares!"

„Also gehen wir nach dem Flusse?„ — entgegnete Bonpland.

„Nach dem Wohlthäter dieser Gegend!" — versetzte der Capitain. — „Ein Fluß, dessen Temperatur zur Zeit des Hochwassers auf 22° Wärme fällt, während der Thermometer auf 30 bis 33° Hitze steht, ist wahrlich eine unschätzbare Wohlthat in einem Lande, wo das ganze Jahr eine furchtbare Hitze herrscht und man den ganzen Tag im Wasser stecken möchte."

„Bei Gott!" — rief hier Bonpland — „ich glaube jetzt bald an alle Mährchen einer Zauberwelt, und es soll mich gar nicht wundern, wenn wir hier erleben, daß die Fische auf dem Lande spazieren gehen und die Menschen im Wasser leben."

„Nun, mein Herr Naturforscher!" — rief der Capitain heiter, indem er einen Augenblick stehen blieb. — „Um die letztere Erfah-

rung zu machen, brauchen Sie nicht weit zu gehen: die Kinder z. B. bringen hier in der That den größten Theil ihres Jugendlebens, wie Sie vorhin selbst gesehen haben, im Wasser zu. Doch stille! hier sind wir an dem Garten des Gouverneurs, nun machen Sie sich gleich wieder auf eines Ihrer Wundermährchen gefaßt."

Und wahrlich! schon der Punkt, an dem sie angelangt waren, schien der Sitz einer Fee zu sein.

Der Manzanares, von den hohen Savannen kommend, und auf dem südlichen Abhange des Lerio St. Anto io hinabsteigend, zog hier mit seinen hellen und klaren Wassern — von Mimosen, Ceiba und riesenhaften Erythrina beschattet — so sanft und schmeichelnd an den herrlichen, mit blühenden Büschen prangenden Ufern hin, daß es schon eine Lust war, seinem Laufe mit den Blicken zu folgen.

Die ganze Landschaft, jetzt vom prächtigsten Mondscheine überglänzt, war belebt und heiter, und contrastirte seltsam mit der hohen dunkelgrünen Mauer der im Hintergrunde majestätisch aufsteigenden Cordilleren. Vögel mit glänzendem, prachtvollem Gefieder, himmelanstrebende schlanke Palmen, vom leisen Abendwinde leicht bewegt, Stämme einer Art Lorbeerbäume, die in dichten Gruppen standen und mit ihren Wipfeln hundert Fuß hoch emporragten, während aus ihrem Laubdache der zauberische Gesang verschiedener Singvögel erschallte ...... alles dies gab der Natur ein Ansehen von origineller Großartigkeit und unerwarteter, wunderbarer Harmonie.

Der Eindruck war in der That so mächtig, daß Humboldt und selbst der sonst so lebhafte Bonpland schweigend dem Capitain folgten.

Sie schritten jetzt durch einen schön angelegten, sich nach den Ufern des Manzanares leise absenkenden Garten. Blumen die Fülle begrüßten sie so üppig in Wuchs und Farbe, Form und Duft, wie sie die Reisenden nie gesehen, und doch nahm jetzt etwas so Seltsames ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß sie selbst von den Kindern Floras abgelenkt wurden.

Es war dies ein nicht allzugroßes, in gefälligem Style aufgeführtes Gebäude, lediglich aus zwei kleinen Salons bestehend, durch deren offene Thüren Humboldt und Bonpland jetzt hineinschauen konnten.

Aber wie überraschte sie schon der Blick in den ersten Salon! ...... Auf den, rings um die Wände laufenden Divans lagen wenigstens zwanzig vollständige Damenanzüge ziemlich unordentlich hingestreut, als ob sie eben von ihren schönen Besitzerinnen in Eile abgestreift worden wären. Einige halbnackte Dienerinnen aus dem Stamme der Chaymas-Indianer standen träge und regungslos an die Säulen gelehnt, die das Gemach trugen.

„Aber was zum Teufel soll das?" — frug jetzt lebhaft Bonpland.

„Werden es gleich sehen!" — entgegnete der Capitain ebenso lakonisch als mysteriös.

„Bester!" — sagte Humboldt stehend bleibend — „Sie werden doch nicht ....?"

Der Capitain wollte sich todtlachen.

„So folgen Sie mir doch nur!" — rief er endlich, als er wieder zu Athem gekommen war. — „Wir sind ja in dem Garten des Herrn Gouverneur."

Zwei kupferfarbige ebenfalls halbnackte Diener öffneten jetzt die Thüre des zweiten Salons und ließen die Herren eintreten.

Aber mit Staunen gewahrten die Freunde hier eine ähnliche Kleiderniederlage, nur daß die hier auf den Divans liegenden Anzüge Herren angehörten. Ehe sie aber ihre Verwunderung aussprechen konnten, waren sie selbst halb entkleidet, während einer der Diener einem jeden von ihnen ein kurzes baumwollenes Hemde und ein paar weiße baumwollene Beinkleider darbot, die oben durch einen Gürtel gehalten wurden.

Humboldt und Bonpland, die in der That nicht wußten, was sie zu alledem sagen sollten, zögerten noch, als der Capitain schon in seiner Metamorphose vor ihnen stand. Er sah in dem überaus leichten Anzuge — der für europäische Augen und Sitten allerdings eigentlich gar kein Anzug war — gar nicht übel aus. Sein Beispiel ermuthigte sie übrigens

und in wenigen Minuten lagen auch die Kleider, in welchem sie gekommen waren, auf den Divans, während sie in dem neuen, ihnen gebotenen Habitus dastanden. Ein Diener reichte jetzt auf silbernem Teller köstliche Havana-Cigarren, ein anderer bot Feuer.

Als die Cigarren brannten, sagte der Capitain: — „Und nun vorwärts, meine Herren, in die Gesellschaft!"

Aber Bonpland hielt an: — „Sind sie des Teufels, Herr? wir sollen doch wohl nicht so .... und die Damen deren Kleider daneben liegen? ...."

„Nun bei Stern und Compaß!" — rief der Capitain lachend — „einen Franzosen von ihrem Schlage habe ich noch nicht kennen gelernt. Fürchten Sie sich etwa vor Damen?"

„Bei Gott, nein!" — rief der junge Mann mit leuchtenden Augen — „aber" ....

„Aber so kommen Sie doch und sehen Sie erst!" — fuhr der Capitain jetzt fast ärgerlich fort. — „Wir sind freilich hier nicht in Paris .... Landesart, Landessitte! .... In einem Lande, wo der Mensch dem Naturstande noch so nahe ist, wie hier, findet man es nicht anstößig, sich das Leben auf alle erlaubte Weise so erträglich zu machen, als möglich."

Und mit diesen Worten schritt der Capitain voraus, während die beiden Freunde, fast wie in einem Zauberrausche, folgten. Gespräch und Lachen vieler Menschen tönte ihnen entgegen.

Aber welcher Anblick bot sich ihnen nach wenigen Schritten!

Vor ihnen lag, vom Monde fast mit Tageshelle überglänzt und zwischen Tulpenbäumen, die mit zahllosen pokalförmigen Blüthen überdeckt waren, hervortretend, der Manzanares. Mitten in dem Flusse aber, in einem weiten Kreise, saß auf Stühlen, die man hineingetragen, eine große Gesellschaft, wohl aus zwanzig Damen und ebensoviel Herren bestehend. Es waren sämmtlich Glieder der ersten und reichsten Familien Cumanas, die hier rauchend, plaudernd, scherzend und lachend mitten in dem Fluß sitzend die wundervolle Nacht genossen. Der Gouverneur und seine Gattin machten dabei Honneurs. Junge Mädchen, aus dem Stamme der Chaymas-Indianer oder Zambos,*) nur bedeckt mit einem armellosen, kaum bis in die Mitte der Schenkel reichenden weißen baumwollenen Hemde, reichten dabei Limonade, Confituren und Cigarren herum. Denn auch die Damen, die ebenfalls nur ein ganz leichtes weißes Gewand anhatten, das sich, von Wasser durchdrungen, eng an ihre Körperformen anschloß, rauchten.

Die Scene war für Humboldt und Bonpland so überraschend, ja in dem ersten Augenblicke so verwirrend, daß beide Mühe hatten, dem Gouverneur und der Gesellschaft gegenüber, ihre ruhige Fassung zu behaupten. Nach kurzer Zeit freilich mußten sie sich beide im Geheimen gestehen: daß eine solche wundervolle Mondnacht, in so angenehmer heiterer und in vielfacher Beziehung reizender Gesellschaft, bei einer tropischen Hitze in den labenden und erquickenden Fluthen des Manzanares zugebracht, in der That ein Genuß sei, von dem man sonst in der ganzen weiten Welt auch nicht einmal einen Begriff habe.

Bonpland, als lebhafter Franzose, war ganz entzückt; hätte der Mond nicht gar hell geschienen, er würde in seinem Entzücken den neben ihm sitzenden Capitain, der sich vor Behaglichkeit gar nicht rührte, ein über das anderemal umarmt haben.

Aber wie munter waren auch alle diese jungen schönen Damen in ihren unschuldsvollen Naturkostümen! Wie eifrig unterhielten sie sich nach Landessitte von der ungemeinen Trockenheit des Jahreszeit, vom starken Regenfall in den benachbarten Distrikten, besonders aber von dem Luxus, den die Damen von Cumana den Damen in Caracas und Havanna zum Vorwurf machten. Nicht einmal durch die „Bavas," kleine vier Fuß lange Krokodille, ließen sie sich in ihrem eifrigen Gespräche stören; sie wußten ja, daß diese Thiere dem Menschen nie etwas zu Leide thun. Nur hie und da fuhr wohl eine von ihnen, wenn eines der kleinen Krokodile ganz unerwartet an ihre Füße kam, mit einem

*) Mischlinge von Negern und Indianern.

halblaut komischen Schrei auf, etwa wie europäische Damen bei Ansicht einer Maus. Allgemeine Heiterkeit aber entstand, wenn oft plötzlich ein Schwarm Delphine den Fluß heraufkam, und die Thiere nun die reizenden Cumaneserinnen durch die Wasserstrahlen erschreckten, die sie durch ihre Luftlöcher emporspritzten.

Köstlich war dann das Schreien, Lachen und Durcheinanderdrängen; während sich beim Aufspringen, durch das leichte, von Wasser durchdrungene, dicht anschließende Gewand die Formen des ganzen Körpers einer jeden Dame mit unübertrefflicher Plastik zeigten.

Bonpland schwamm in Entzücken und war ganz Auge und Ohr, obgleich eine der Dienerinnen, eine kaum vierzehnjährige Zambos, den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Es war übrigens in der That auch ein reizendes Wesen. Ihre runden vollen Glieder von noch dunklerer Färbung als die der Chaymas-Indianerinnen, hob der Mondschein prächtig von der leichten weißen Umhüllung ab; ihr Wesen war dabei noch ganz Kind; ihr, von langen Wimpern umschleiertes schwarzes Auge blickte sanft, fast wehmüthig auf: es lag etwas Melancholisches und doch auch wieder etwas von verborgener Leidenschaftlichkeit in diesem Blick. Die Hände waren dabei klein und schmal, und der junge Franzose hätte lieber, so oft ihm die Liebliche auf silbernem Teller Confitüren anbot, nach diesen Händchen gegriffen, als nach den Süßigkeiten, die sie zu vergeben hatte.

Ein Glück für ihn, daß sich Freund Humboldt in der Nähe befand. Die sich immer gleichbleibende freundliche und würdevolle Ruhe desselben, gab auch ihm — dem leicht bewegten, leicht hingerissenen Franzosen — seinen Halt wieder.

Humboldt aber unterhielt sich zumeist mit Don Vicente Emparan, der sich sehr für ihn und alle physischen Wissenschaften zu interessiren schien. Alexander hatte ohnedem vom ersten Augenblicke an einen Mann von Geist und Bildung in dem Gouverneur erkannt. In ein eifriges Gespräch verloren, frug dieser jetzt: ob Humboldt glaube, daß die Luft unter dem schönen tropischen Himmel weniger Stickstoff enthalte als in Spanien? oder ob, wenn sich das Eisen hier zu Lande rascher oxydire, dies allein von der größeren Feuchtigkeit herrühre, die der Haarhygrometer anzeige?

Dem Reisenden kann der Name des Vaterlandes, wenn er ihn auf einer fremden Küste nach jahrelanger Entfernung von der Heimath aussprechen hört, nicht lieblicher in die Ohren klingen, als Alexander von Humboldt hier die Worte: Stickstoff, Eisenoxid und Hygrometer. Wußte er doch, daß er, trotz der Befehle des spanischen Hofes und der Empfehlung eines mächtigen Ministers, bei seinem Aufenthalte in den spanischen Colonieen mit zahllosen Unannehmlichkeiten zu kämpfen haben würde, wenn es ihm nicht gelang, bei den Gouverneuren, den eigentlichen Regenten, dieser ungeheueren Landstriche, besondere Theilnahme für sich zu wecken. Und — er sah es jetzt mit Freude — diese Theilnahme fand er bei Don Emparan. Der Gouverneur war zu gebildet und ein zu warmer Freund der Wissenschaften, um es — wie so viele andere Machthaber der Colonieen anderen Reisenden gegenüber — seltsam und verdächtig zu finden: daß Humboldt und Bonpland so weit hergekommen seien, lediglich um Pflanzen zu sammeln und die Höhen der Berge, die Lage einzelner Oertlichkeiten astronomisch zu bestimmen.

Ohne allen Argwohn überhäufte er daher auch heute Alexander von Humboldt und Bonpland mit Freundlichkeiten und versprach ihnen für alle Fälle seine kräftigste Unterstützung.

So ward es Mitternacht ehe man es sich versah und jetzt auch schied die ganze Gesellschaft auf's höchste befriedigt.

Fortsetzung folgt.

Clement.

Historischer Roman

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Fortsetzung.

Da ich mich indessen in so großer Nähe des Grafen, der mich unzweifelhaft verfolgte, befand, hielt ich mich noch nicht für sicher und verließ meinen Zufluchtsort wieder am vierten Tage, von der mildthätigen Frau mit ländlichen Kleidern nach dem in jener Gegend gebräuchlichen Schnitte und wenigem Gelde versehen. Ich wanderte rastlos der ungarischen Grenze zu, bis ich in ein entlegenes Dorf am Fuße der Karpathen kam, wo ich zufällig bei jener Wittwe Bilacky rastete, deren Namen ich später angenommen habe. Ihr Mann, ein armer Kossäthe, war kurz vorher in Folge des übermäßigen Trunkes gestorben, und die alte schwache Frau, welche die Wirthschaft nicht gut allein besorgen konnte, machte mir den Vorschlag, bei ihr zu bleiben und sie zu unterstützen, worauf ich mit Freuden einging. Hier lebte ich nun sorgenlos, so weit es unter so ärmlichen Verhältnissen möglich war, und unterzog mich willig den schweren Arbeiten, die oft von mir verlangt wurden, aber ich konnte die Sehnsucht meines Herzens nicht stillen, diese Einsamkeit wieder zu verlassen und die Träume meiner Jugend, die an Lebendigkeit noch gewonnen hatten, verwirklicht zu sehen. Etwa ein Jahr nach meiner Ankunft in diesem Dorfe drohte mir von Neuem die Gefahr, denn zufällig hörte ich von bekannten Mädchen, daß in einem benachbarten Dorfe Leute gewesen seien, die nach einem Mädchen geforscht hatten, das ich ohne Zwei- selbst war. Sie waren von dem alten Grafen abgesandt, der überall das Gerücht verbreitet hatte, er habe eine entfernte, durch ihren früheren leichten Lebenswandel ganz verdorbene Verwandte mitleidig zu sich genommen, um sie zu bessern und zu erziehen, diese aber habe ihm mit dem bittersten Undanke gelohnt und sei mit einer bedeutenden Geldsumme von seinem Schlosse entsprungen; er suchte sie jetzt wieder in seine Gewalt zubekommen. Ich war in der entsetzlichsten Angst, denn wer hätte meine Unschuld beweisen können, und würde es dem reichen Grafen nicht leicht geworden sein bestechliche Richter für sich zu gewinnen? Indessen vermuthete Niemand in unserem Dorfe, daß ich die Gesuchte sei, und jene Männer kamen nicht zu uns. Ich habe später nie wieder etwas von dem Grafen gehört.

Hier lebte ich, bis ich Clement kennen lernte, nachdem der unglückliche Fürst Ragoczy in unserem Dorfe von den Oesterreichern überfallen worden war, als er sich im Jahre 1711 über die ungarische Grenze geflüchtet hatte.

Biela erzählte nun dem staunenden Capitain, wer Clement eigentlich sei, wie er sie durch eine vorgebliche Heirath betrogen, Ragoczy verrathen, sich den Baronstitel unrechtmäßiger Weise angeeignet und sie endlich an Köpröly abgetreten habe. Sie fuhr dann fort:

— Als ich aus der Ohnmacht erwachte, in die ich durch die schreckliche Ueberzeugung, Clement habe eingewilligt, sich von mir zu trennen, versenkt worden war, befand ich mich an Köpröly's Seite in einem verschlossenen Wagen, der nicht mehr über das Straßenpflaster der Stadt, sondern, wie es mir schien, auf einem Landwege schnell fortrollte. Meine erste Bewegung war, den Wagenschlag aufzureißen, um mich hinauszustürzen, aber Köpröly hielt mich sanft, doch fest zurück, und bat mich, ruhig zu sein, da sich Alles zu meiner möglichsten Befriedigung lösen würde. Auf meine Klage, daß man mir Gewalt anthue, erwiederte er ruhig, daß es in meinem Belieben stehen werde, in wenigen Tagen zu reisen, wohin es mir gefalle, daß er mir übrigens sein Wort als Edelmann gebe, er beabsichtige, mich mit der vollkommensten Achtung zu behandeln und mich bald darüber aufzu-

kläen, welchen Grund meine Entführung habe; bis dahin möge ich als unbeschränkte Herrin ein Landhaus in der Nähe von Dresden bewohnen, das zu diesem Zwecke von ihm gemiethet worden sei. Ich verlangte entschieden, zu meinem Manne zurückgeführt zu werden, aber indem er mich daran erinnerte, in welchem Verhältnisse ich eigentlich zu Clement stände, versicherte er mich auf das Heiligste, dieser sei jedenfalls schon von Dresden abgereist und er werde erst in einigen Tagen Nachricht von ihm erhalten, die er mir dann sogleich mittheilen wolle. Wenn ich Anfangs der sicheren Ueberzeugung gewesen war, Köprölü hege eine Leidenschaft für mich, so war ich doch bald zu dem Glauben geneigt, daß ich mich täusche, und folgte ihm daher ohne längeren Widerstand, der übrigens, wie ich einsah, auch erfolglos sein mußte. Wir trafen gegen Morgen in dem Landhause ein, das ein freundliches Aussehen hatte und von Niemandem anders bewohnt wurde; ich vermochte nicht klar darüber zu werden, in welcher Gegend es eigentlich lag. Meine Zimmer waren glänzend und mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet; Köprölü besuchte mich täglich nur einmal auf kurze Zeit und war so achtungsvoll und zurückhaltend, daß mein Mißtrauen gegen ihn immer mehr schwand. Ich erwartete mit Ungeduld eine Nachricht von Clement.

Am vierten Tage ließ Köprölü durch eine Dienerin, die er mir zur Disposition gestellt hatte, anfragen, ob ich geneigt sei, am Abend die von Clement eingegangenen Nachrichten zu hören; ich bejahte dies mit Freuden. Er kam und zeigte mir einen Brief, Clements Handschrift unzweifelhaft sehr künstlich nachgeahmt, denn er täuschte mich vollkommen. Mein Mann sprach sich dahin aus, daß er mich nicht wiederzusehen wünsche, da ich ihn zu der thörichten Verschwendung verleitet hätte, durch die er seine Verhältnisse ruinirt habe; er zeigte Köprölü an, daß er sich nach Köln am Rhein begeben, von wo er in kurzer Zeit nach Paris reisen wolle. Ich war niedergeschmettert und fast besinnungslos, als Köprölü mir den Vorschlag machte, fortan mit ihm zu leben. Er tadelte Clement hart, erzählte mir die ganze Geschichte jenes Abends, an dem dieser mich für dreitausend Dukaten an ihn förmlich verspielt hätte, und versuchte alles Mögliche, mein Herz von ihm zu trennen. Dennoch beharrte ich entschieden darauf Clement folgen und selbst sprechen zu wollen, und erinnerte ihn daran, daß er mir sein Ehrenwort gegeben habe, ich solle in einigen Tagen wieder freie Herrin meiner Handlungen sein. Mißmuthig gab er mir nach langen Einwendungen nach, bestand aber darauf, mich begleiten zu wollen. Am anderen Morgen reisten wir gemeinsam nach Köln ab, und Köprölü benutzte die Reise, mich meinem Entschlusse abwendig zu machen, was ihm indessen nicht gelang. Wir trafen in Köln ein, stiegen in einem Hotel ab, und Köprölü versprach, sich sogleich nach Clements Wohnung zu erkundigen; er kehrte bald mit der erschreckenden Nachricht zurück, jener sei bereits nach Paris abgereist. Meine Thränen bewogen ihn endlich, mich auch dorthin zu begleiten, denn es fehlte mir an allen Mitteln, die Kosten der Reise zu bestreiten; diese wurde auf den folgenden Morgen festgesetzt. Köprölü brachte den Abend auf meinem Zimmer zu; er trank viel Wein und nöthigte mich, dasselbe zu thun, was ich indessen in neu erregtem Mißtrauen verweigerte und nur ein Glas trank. Als er mich verließ und ich mich zur Ruhe begeben wollte, fühlte ich eine auffallende Mattigkeit in allen meinen Gliedern, es schien mir, als ob glühendes Blei in meinen Adern flösse, und der furchtbare Verdacht überkam mich, ich sei vergiftet oder man habe mir in jenem Wein einen Schlaftrunk eingegeben, dessen sich der Ungar bedient haben mochte, mich in seine Gewalt zu bringen. Von entsetzlicher Angst ergriffen, je mehr meine Mattigkeit zunahm und ich in meiner Vermuthung bestärkt wurde, riß ich mich mit der letzten Kraft gewaltsam in die Höhe und versuchte, mich munter zu erhalten. Ich sah bald die Erfolglosigkeit meiner Bemühungen und die Wahrscheinlichkeit, Köprölü's Opfer zu werden, ein, daher faßte ich einen schnellen, verzweifelten Entschluß und verließ leise mein Zimmer und das Hotel, obgleich die Füße mir jeden Augenblick den Dienst zu versagen droh-

ten. Dennoch erreichte ich, durch die feste Willenskraft gestärkt, ein nabeliegendes ärmliches Wirthshaus, ließ mir dort in Eile eine Stube geben und sank auf das Bett, auf dem ich sogleich entschlummerte.

Erst am andern Morgen erwachte ich und fühlte mich, eine drückende Schwere im Kopfe und meine Herzensangst abgerechnet ganz wohl; ich zweifelte nicht mehr an der Richtigkeit meines Verdachtes, und fing jetzt auch an Zweifel zu schöpfen, ob jener Brief von Clement ächt und er wirklich in Paris sei. Mehrere Tage hielt ich mich nun in meinem Zimmer versteckt, um Köprölo's Nachstellungen zu entgehen, dann schlich ich Abends vorsichtig hinaus und verkaufte das wenige Geschmeide das ich noch an mir trug; der Erlös gab mir die Mittel, abzureisen, und ich schlug einen beliebigen Weg ein, der mich in diese Gegend führte. Ganz entblößt von Geld, blieb mir nichts übrig, als in dem Gasthause, in dem Sie mich kennen lernten, einen Dienst anzunehmen und abzuwarten, bis ich mir so viel erspart hätte, die Nachforschungen nach Clement fortzusetzen. Ich schrieb einige Male an ihn nach Dresden, habe aber nie eine Antwort erhalten und weiß nicht, ob ihm meine Briefe zugekommen sind.

Biela erzählte nun ihr Wiederfinden Clements im Haag und die durch ihn erlittene schnöde Behandlung. Der Schmerz und Aerger darüber entlockten ihr Thränen, und ihre Stimme bebte vor innerer Erregung. Dumoulin hatte ihr mit inniger Theilnahme zugehört, und tief gerührt suchte er sie durch die Versicherung derselben und das Anerbieten, sich unter ihren augenblicklich so hülflosen Verhältnissen ihrer anzunehmen, zu beruhigen.

— Ich danke Ihnen, Capitain, sagte Biela, aber glauben Sie nicht, daß mein eigenes ungewisses Schicksal mich beunruhigt; ich habe schon so viel gelitten und habe schon so oft ohne Schutz, auf mich selbst angewiesen, in der Welt gestanden, daß mich die Zukunft nicht schreckt. Die Thränen, die Sie mich jetzt schwach weinen sehen, sind mir nicht von der Sorge um mich selbst entpreßt, sondern nur von der glühenden Ungeduld, Befriedigung meiner Sehnsucht nach Rache gefunden zu haben. Ich begreife selbst nicht, wie sich die heißeste Liebe so schnell in den unversöhnlichsten Haß verwandeln konnte, und ich glaube jetzt, daß sie Schwestern, derselben Mutter, unserer Leidenschaft, entsprossen sind. Rache! Capitain, das ist der einzige Gedanke, den ich noch habe, und ich schwöre Ihnen bei Gott, ich will sie sättigen, ehe ich mein Haupt zu der Ruhe niederlege, die ich hier auf Erden nicht finden konnte. Lassen Sie uns ohne Verzug überlegen, wie wir Clement am Empfindlichsten treffen können. Sagten Sie mir nicht, er sei lange in Berlin gewesen und habe sich in hohem Grade die Gunst des Königs von Preußen errungen? Welche Stellung hat er dort eingenommen?

Dumoulin erzählte ihr, obgleich er die wüthende Rachebegierde Biela's nicht in so hohem Grade theilte und sich fast unangenehm dadurch berührt fühlte, daß er in ein Complot gegen einen so hochgestellten Manne gezogen wurde, der ihn selbst eigentlich gar nicht, wenigstens nur unwissend, verletzt hatte, von dem geheimnißvollen Einflusse Clements auf den König, dessen Grund auch Niemand zu errathen vermocht hatte. Biela stützte sinnend den Kopf in die Hand, während sie ihm aufmerksam zuhörte; aber auch ihr blieb es natürlich unbegreiflich, welchem Umstande Jener die Gunst des Monarchen danke. Es war sicher anzunehmen, daß Friedrich Wilhelm geheime Verpflichtungen gegen ihn haben müsse, da aber nichts auf deren Spur führte, war es jedenfalls auch schwierig, ihn gegen Clement zu erzürnen, und Biela's Eröffnungen, wie sie selbst von diesem behandelt worden, würden schwerlich dazu hingereicht haben. Auch daß er unter einem falschen Namen und Titel, zu dem er nicht berechtigt war, auftrete, konnte nicht allein ein Grund der Anklage werden, denn er war unter demselben von dem Minister von Flemming bevollmächtigt worden, was dem Könige vollständig genügen mußte. Kurz, das Resultat der Berathschlagung zwischen Biela und Dumoulin blieb, daß man über die zu ergreifenden Schritte nicht in's

Klare kam und einen festen Entschluß noch aufschob.

— Sie versprachen, mir das Portrait Ihres Vaters zu zeigen, bat Dumoulin. Vielleicht ist es nicht unmöglich, daß ich in ihm einen der älteren Offiziere unserer Armee wiedererkenne, die mir zum größten Theile bekannt sind.

Viela erhob sich und löste eine feine Kette von ihrem Halse, an der eine bis dahin in den Falten ihres Kleides versteckte kleine goldene Kapsel befestigt war; sie öffnete diese und zeigte Dumoulin ein auf Elfenbein gemaltes Portrait eines ziemlich jungen Mannes in der früheren preußischen Uniform.

Dumoulin hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er betroffen mit dem Tone der Ueberzeugung ausrief:

— Grumbkow!

— Sie erkennen ihn? fragte Viela hastig mit zitternder Stimme.

— Ohne Zweifel, Viela, erwiederte der junge Offizier; es ist der Generalfeldmarschall und Minister des Königs, von Grumbkow; trotz der Veränderung, welche die Jahre in seinen Zügen hervorgebracht haben, müssen sie Jedem sofort erkennbar sein.

Das Mädchen hatte sich tief erschüttert niedergesetzt; ängstlich bat sie:

— Erzählen Sie mir von meinem Vater. Lebt er noch? Ist er in Berlin?

— Er steht auf dem Gipfel der Macht in unserem Staate, er ist von Allen hochgeachtet, aber —

— Warum unterbrechen Sie sich, Capitain? fragte Viela. Ich ahne, daß Sie mir nichts Vortheilhaftes von ihm zu sagen haben, aber erinnern Sie sich, daß ich Ihnen selbst erzählt habe, wie er sich gegen meine arme Mutter benommen hat.

— Ich wollte sagen: er ist nicht geliebt, fuhr Dumoulin fort. Man urtheilt im allgemeinen, daß er zuweilen seinen Einfluß auf den König mißbrauche und zu seinem eigenen Vortheile ausbeute. Ich fürchte, daß falls Sie die Absicht hätten, sich an ihn zu wenden und seine Hülfe zu beanspruchen, Sie nicht auf ein freudiges Entgegenkommen rechnen dürfen, denn man nennt ihn hartherzig und stolz.

Viela senkte trübe den Kopf. Nach einer Pause des Nachdenkens sagte sie zögernd:

— Ich hätte doch fast Lust, den Versuch zu wagen; ich wollte ihm nicht zur Last fallen und meine Ansprüche nicht weiter geltend machen, als daß er sich meiner gegen Clement annähme.

— Ich kann Ihnen nicht dazu rathen, sagte der Offizier zweifelnd. Grumbkow ist verheirathet und hat Familie, er würde demnach Sie auch im Geheimen nicht einmal als seine Tochter anerkennen. Gegen den Baron, den erklärten Günstling des Königs, würde er übrigens gewiß nicht feindliche Schritte unternehmen, denn dieses Spiel würde ihm zu gewagt erscheinen.

Viela sprach noch keinen weiteren Entschluß aus und hatte ihn wohl auch noch nicht gefaßt; sie erkundigte sich noch angelegentlich nach den Verhältnissen und nach dem Charakter ihres Vaters, und Dumoulin gab ihr darüber nach besten Wissen Auskunft.

Indessen war es schon so spät geworden, daß der Offizier an seine Heimkehr denken mußte. Nochmals versicherte er Viela, sie nicht verlassen und morgen schon zu ihr zurückkehren zu wollen. Sie dankte ihm mit einem innigen Blicke und einem warmen Händedrucke, und wirklich schien seine Theilnahme einen wohlthuenden und besänftigenden Eindruck auf ihr aufgeregtes Gemüth gemacht zu haben.

10.

Friedrich Wilhelms böse Stimmung schwand nicht, so sehr auch seine Umgebung von Tag zu Tag darauf hoffte und die ihm Naherstehenden sich bemühten, sie zu scheuchen; man konnte kein erfolgreiches Mittel dagegen finden, da man das Uebel selbst nicht richtig zu durchschauen vermochte. Nur so viel stand vor Allem fest, daß der Fürst von Anhalt und Grumbkow, die

sich dies am wenigsten hatten träumen lassen, in vollständige Ungnade gefallen seien, und Beide traf dies um so schmerzlicher, als sie sich dieses Mal wirklich keiner Schuld bewußt waren. Sie standen in fortwährender Berathung darüber, wie sie sich des Königs Vertrauen wieder gewinnen lasse.

— Ich will offen zu ihm sprechen, ich ertrage sein Benehmen nicht länger, das mich entehrt, rief der Fürst von Anhalt-Dessau eines Tages, als er sich bei Grumbkow befand, heftig. Soll mich der Teufel holen, wenn ich nicht lieber meine ganze Feldmarschallschaft und mein Hallesches Regiment aufgebe und mich nach Dessau zurückziehe, als daß ich hier jeden Tag nur finstere, mißtrauische Blicke sehe und mich wie einen Erzschelm behandeln lasse.

— Gemach, Durchlaucht, suchte ihn Grumbkow ängstlich zu beschwichtigen, der Kopf des Königs ist härter, als der unsrige, und Sie werden die Geschichte durch Ihr Ungestüm noch schlimmer machen, als sie schon ohnehin ist. Lassen Sie uns nur vor allen Dingen auskundschaiten, welche Veranlassung dem Wesen des Königs zu Grunde liegt, dann wollen wir schon handeln.

— Ich dächte, Ihr hättet Euch lange genug den Kopf darüber zerbrochen, Grumbkow, und doch sind wir noch immer auf demselben Fleck, meinte der Fürst unmuthig. Ihr habt schon hundert Personen im Verdacht gehabt, den Hofprediger, den Marschall, die Wagnitz, selbst den fremden Landstreicher, an den der König ein solches Gefallen gefunden zu haben scheint, und doch haben wir uns immer wieder überzeugen müssen, daß Eure Weisheit nicht hinreicht, uns auf den richtigen Weg zu führen.

— Geduld, Geduld, Eure Durchlaucht, hat der Feldmarschall. Ich bin schon wieder auf einer neuen Spur oder vielmehr auf einer alten, denn es handelt sich wieder um den fremden Baron, den Sie einen Landstreicher zu nennen belieben. Ich habe jetzt ausgekundschaftet, daß er hier eine geheime Verbindung mit mehreren Leuten unterhalten hat, und zwar ist einer von diesen, dessen Namen mir bisher allein bekannt geworden, der Resident des Herzogs von Sachsen-Weimar an unserem Hofe.

— Ach, Grumbkow, lassen Sie mich mit Ihrem Baron und dem Residenten zufrieden, den ich noch niemals der Beachtung werth gehalten habe, rief der Fürst unwillig. Thun Sie übrigens, was Sie wollen — ich werde die nächste Gelegenheit benutzen, zu Friedrich Wilhelm selbst zu reden; wenn er mich auch nicht anhört, will ich ihn geradezu um meine Entlassung bitten, denn dann ist es mit uns doch ein für alle Mal vorbei.

Der Fürst hörte nicht mehr auf Grumbkows Vorstellungen; die Lage, in der er sich jetzt befand, war ihm schon lange unerträglich und er war fest entschlossen, ihr auf eine oder die andere Weise ein Ende zu machen; er, ein muthiger, gerader Feldsoldat, war stolzer als Grumbkow, der sich seinen militairischen Rang nicht durch wahres Verdienst, sondern durch Schmeicheleien und Intriguen errungen hatte, und weniger geneigt, unverdiente Demüthigungen zu ertragen. Ohne ein weiteres Wort über seine Absichten verließ er den Feldmarschall, der ihm achselzuckend nachblickte.

An demselben Abende war wieder Soiree bei der Königin und Friedrich Wilhelm verdrießlicher als je; er hatte weder Worte noch Blicke für seine Kinder, war heftig gegen die Königin und seine ganze Umgebung, da er überall etwas zu tadeln fand, dann versank er wieder zeitweise in ein düsteres, sichtlich schmerzliches Nachsinnen. Niemand wagte ihn zu stören, selbst seine hohe Gemahlin nicht, die ernstlich um ihn besorgt war; auch gegen sie selbst zeigte er sich in letzter Zeit mißtrauisch und noch verschlossener als früher. Es war noch nicht neun Uhr, als er sich mit einem kurzen, unfreundlichen Gruße erhob und schweigend seinen Gemächern zuschritt.

Der Fürst Leopold von Dessau schien an diesem Abende seine Stimmung zu theilen, denn er kämpfte noch immer mit sich, seinen Entschluß auszuführen, und suchte eine passende Gelegenheit dazu. Als der König aufgestanden war, verabschiedete auch er sich bei der Kö-

nigin und folgte schnellen Schrittes dem Monarchen, der ohne jede Begleitung durch die Corridors des Schlosses ging. Als er die Tritte des Fürsten hinter sich hörte, blickte er sich, leise zusammenschreckend, um, setzte dann aber schneller seinen Weg fort, ohne Jenen zu erwarten. Als er das Vorzimmer betreten hatte, warf er die Thür desselben heftig hinter sich zu; der Fürst ließ sich dadurch nicht abschrecken, denn in seiner Aufgeregtheit achtete er nicht der Grenzen, die der König um sich gezogen hatte, sondern er öffnete diese Thür und trat in das Gemach dicht hinter dem Monarchen ein. Dieser wendete sich nochmals um und blieb stehen. In dem Vorzimmer befanden sich nur der diensthabende Offizier und ein Page; Beide hatten sich bei dem Eintritte des Königs erhoben und standen kerzengerade da. Der Fürst gab ihnen einen gebieterischen Wink, das Zimmer zu verlassen, ohne die Erlaubniß des Königs dazu einzuholen. Ueber des Letzteren Gesicht flammte ein Ausdruck auf, der deutlich seine Gefühle verrieth; er war im Begriff, die sich zögernd Entfernenden zurückzuhalten, als fürchte er, mit dem Fürsten allein zu bleiben, aber eben so schnell mochte sein persönlicher Muth sich dagegen gesträubt haben, denn er drängte die Worte zurück, die ihm schon auf den Lippen schwebten. Er stand jetzt dem Fürsten allein gegenüber, auf seinem Gesichte wechselten Zorn und das ärgste Mißtrauen so deutlich, daß Jenem kein Zweifel bleiben konnte, der Monarch versehe sich eines gewaltsamen Angriffes von seiner Seite, denn Friedrich Wilhelm hatte überdies die Hand noch an den Degengriff gelegt, jeden Augenblick bereit, die Klinge zu entblößen.

Einen Augenblick standen sich beide Männer so schweigend gegenüber, dann übermannte den Fürsten von Dessau, der den König stets herzlich geliebt hatte, obgleich er durch Grumbkow zu manchem Schritte verleitet worden war, der gerade nicht sein Bestes bezweckte, zuerst das Gefühl; Thränen der tiefempfundenen Kränkung stürzten aus seinen Augen, und mit einer hastigen Bewegung riß er seinen Degen von der Seite und schleuderte ihn weit von sich; dann warf er sich dem Könige zu Füßen.

— Majestät, sagte er in innig flehendem Tone, Sie haben einen Ihrer treuesten Diener vor sich.

Seine Bewegung hinderte ihn, mehr zu sprechen, aber seine Mienen sagten, daß er aus Ueberzeugung rede.

Friedrich Wilhelm schien einen Augenblick beschämt, er ließ den Degengriff los und sah freundlicher auf den Knieenden; schnell aber verfinsterte sich seine heitere Stirn wieder und er fragte kalt:

— Was soll das Alles bedeuten, Euer Liebden?

— Daß ich nicht länger schweigen kann, Majestät, rief der Fürst bewegt, daß mich die Sorge um Eure Majestät zu einem Benehmen fortreißt, das nicht der Etiquette entsprechen mag, das aber einem übervollen treuen Herzen entspringt. Nehmen Eure Majestät dieses graue Haupt hin, wenn Sie es für schuldig in irgend einer Weise halten, aber sprechen Sie sich darüber aus, was Sie ihm zur Last legen.

Der König schwieg; sein Auge wurde nicht heller, aber sein Zorn schien in eine stille Wehmuth überzugehen.

— Bin ich ein gemeiner Mörder, daß Eure Majestät die Hand an die Waffe gegen mich legen? fuhr der Fürst fort. Haben Sie vergessen, daß ich mein Leben für Sie und Ihre Vorgänger freudig in die Schanze geschlagen habe und daß ich in jedem Augenblicke bereit bin, mein bestes Herzblut für Ihre Ehre und Ihr Glück zu verspritzen?

— Stehen Eure Liebden auf, befahl Friedrich Wilhelm in weicherem Tone.

— Nein, Majestät, lassen Sie mich Ihnen das erste Mal ungehorsam sein, ich werde mich nicht eher erheben, als bis Sie mir gesagt haben, was dieses schmähliche Mißtrauen, diesen tiefen Kummer, dem sich Eure Majestät schon seit längerer Zeit unbegreiflicher Weise hingeben, erregt hat, erwiederte der Fürst bestimmt. Ich trage die Qual nicht länger, die es mir verursacht, und ich muß die nichtswürdige Intrigue, deren Opfer Sie unzwei-

felhaft geworden sind, durchschauen und aufklären. Eure Majestät, es widerspricht jedem Gerechtigkeitsgefühle, zu verdammen, ohne dem Beschuldigten die ihn treffende Anklage vorgelegt zu haben; thut Preußens großer König recht, so gegen seine treusten Diener zu handeln?

Der König lächelte bitter, dann sagte er mit einem schweren Seufzer:

— Die Treue ist oft nur der Deckmantel für die abscheulichsten Pläne.

— Majestät! rief der Fürst, heftig aufspringend. Habe ich diese harten Worte verdient? Haben Eure Majestät vergessen, daß ich Ihrem hohen Hause unter zwei Monarchen stets mit Ehren gedient, daß Majestät an meiner Seite die ersten Waffenthaten vollbracht haben? Erinnern Sie sich der Schlacht bei Hochstädt nicht mehr, wo ich die preußische Fahne ergriff, als Alles sich zur Flucht wandte, und sie mit dem Siege in die Reihen der Baiern zurücktrug; damals sanken Sie gerührt in meine Arme und schwuren —

— Es ist genug, Euer Liebden! sagte der König mit dem Versuche, streng zu erscheinen, während man es ihm deutlich ansah, daß er von den Worten Leopolds von Dessau gerührt wurde.

— Nein, Majestät, erwiederte der Fürst kühn; Sie sind meiner Ehre zu nahe getreten, und Leopold von Anhalt-Dessau ist nicht der Mann, der dazu feige das Haupt beugt. Sie behandeln mich wie einen Verräther, Majestät, und das kann ich nicht länger ertragen. Ich bitte um meinen Abschied aus der Armee Majestät, die ich noch oft zum Ruhme zu führen hoffte, der ich mit Leib und Seele anhänge und die mir theurer ist, als meine Heimath.

— Nein, nein, sagte der König hastig, kommt mit mir, ich will mich zu Euch aussprechen, denn Ihr könnt mich nicht täuschen.

Damit schritt er schnell in sein Zimmer, nachdem er dem Fürsten gewinkt hatte, ihm zu folgen. Hier warf er sich ungestüm in einen Sessel zur Seite des Schreibtisches und schleuderte Hut und Handschuhe auf denselben.

— Euer Liebden, es liegen schwere Beschuldigungen gegen Euch vor, sagte er schnell, als fürchte er, das alte Mißtrauen könne wieder zurückkehren und ihn an seinem Vorsatze, sich offen auszusprechen, hindern.

— Wer hat sie zu erheben gewagt? rief der Fürst zornig.

— Briefe von Eurer eigenen Hand an den sächsischen Staatsminister von Flemming, sagte der König mit einem stechenden und forschenden Blicke auf des Fürsten Gesicht.

Dieses drückte indessen nicht Bestürzung, sondern nur Unglauben aus, als der Fürst heftig sagte:

— An Flemming? — Ich habe nie in Briefwechsel mit ihm gestanden.

— Doch haben diese Schreiben in meiner Hand gelegen und ich habe sie sorglich geprüft, ehe ich einen Verdacht faßte erwiederte Friedrich Wilhelm mit Bestimmtheit.

— Dann sind sie falsch, Majestät, entgegnete der Fürst ebenso zuversichtlich.

— Unmöglich; es ist unzweifelhaft Eure Handschrift, Eure Liebden.

— Ich schwöre Eurer Majestät bei meiner Ehre, daß ich nie an Flemming geschrieben habe, rief der Fürst. Und was enthalten jene Briefe?

Der König erzählte mit erzwungener Ruhe von den Planen, von welchen er durch Clement Kenntniß erhalten hatte ohne dessen Namen zu nennen. Leopolds Gesicht wurde immer erstaunter, aber auch immer zuversichtlicher, denn von der Nichtswürdigkeit der gegen ihn erhobenen Anklage überzeugt, zweifelte er nicht mehr, daß sich in Folge dieser offenen Erklärung die Mißverständnisse zwischen dem Könige und ihm lösen würden.

— Eure Majestät sind abscheulich betrogen worden, sagte er, als der König geendigt hatte; ich vermag zwar nicht für Grumkows Unschuld einzustehen, aber ich halte auch ihn nicht eines so ehrlosen Verrathes für fähig. Eure Majestät sind uns eine ungesäumte

Untersuchung schuldig und werden mir ohne Zweifel die Quelle nennen aus der diese unerhörten Beschuldigungen geflossen sind.

— Ich will es, aber Euer Liebden geben mir Ihr Ehrenwort, vorläufig diese Unterredung gegen Jeden, selbst gegen Grumbkow, geheim zu halten, meinte der König.

— Wie Eure Majestät befehlen, ich gebe es, entgegnete der Fürst. Wer ist unser Ankläger?

— Der Abgesandte des sächsischen Ministers an den Haag. Der Baron Clement von Rosenau.

Der Fürst war auf das Höchste erstaunt.

— Ich kenne diesen Menschen fast gar nicht und begreife nicht, welchen Grund er haben kann, mich zu hassen und eine so gefährliche Intrigue gegen mich zu spielen, sagte er ruhig. Er ist ein Betrüger oder ein Betrogener.

— Aber die Briefe? meinte Friedrich Wilhelm, noch immer zweifelnd.

— Lassen Eure Majestät sie mich sehen; ich versichere Sie, daß sie nachgeahmt sein müssen.

— Ich habe sie nicht mehr; jener Clement hat sie mit sich nach dem Haag genommen, sagte der König.

— Sie müssen indessen zur Stelle geschafft werden, verlangte der Fürst dringend; ich schwöre Euer Majestät, daß ich Sie dann von dem Ungrunde dieses Verdachtes überzeugen will; ich will bis dahin Arrestant sein, und mein Kopf mag fallen, wenn ich nicht meine Unschuld rechtfertigen kann.

— Nein, nein, meinte Friedrich Wilhelm, von der Zuversichtlichkeit des Fürsten eingenommen, es bleibt vorläufig Alles beim Alten; ich will Clement hierher bescheiden und Ihr sollt seine Anschuldigungen hören; erinnert Euch des Ehrenwortes, das Ihr mir gegeben habt, gegen Jedermann zu schweigen.

Der Fürst verbeugte sich stumm, während in seinen Mienen noch immer Zorn und Unglauben kämpften. Noch einmal versicherte er den König in den glühendsten Worten seiner Treue, und dieser schwankte unruhig, ob er sich von dem Vertrauen zu Clement lossagen solle.

— Es ist gut, Euer Liebden, wir werden sehen, meinte er freundlicher; Clement wird in einigen Tagen hier sein können, denn ich werde noch heute an ihn schreiben. Ihr sollt dann unser Gespräch belauschen und Euch überzeugen, welche Glaubwürdigkeit seine Aussagen besitzen. Bis dahin gehabt Euch wohl, Euer Liebden, und mag von dieser Sache nicht mehr die Rede zwischen uns sein.

Von der wiederkehrenden Freundschaft zu dem Fürsten getrieben, reichte ihm der König die Hand, die Jener innig an seine Lippen zog, ehe er sich entfernte.

Er hielt sein Wort, Grumbkow nichts von der gehabten Unterredung mitzutheilen, der König aber schrieb noch in derselben Nacht ein Handbillet an Clement, das sogleich durch einen zuverlässigen Courier nach dem Haag befördert wurde; es enthielt die dringende Einladung an Jenen, sofort nach Berlin zu kommen, da ihn der König durchaus persönlich sprechen müsse, und deutete darauf hin, daß bei dieser Gelegenheit wohl auch gleich die eheliche Verbindung mit der Marschall vollzogen werden könne. Am andern Morgen schickte der König zu Jablonsky und theilte ihm mit, welche Zweifel an Clement durch des Fürsten von Anhalt Zuversichtlichkeit in ihm rege geworden seien und wie er beschlossen habe, ihn noch einmal zu prüfen und die von ihm übergebenen Briefe noch genauer zu untersuchen; der Hofprediger rieth gleichfalls zu dieser Vorsicht, obgleich er nicht das geringste Mißtrauen in den Baron setzte.

Der Minister von Marschall erfuhr von dem Vorgefallenen nichts, er war auch von den Verhältnissen in seinem eigenen Hause viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß er ein scharfer Beobachter für das, was außer demselben vorging, hätte sein können. Emma hatte die Gefahr ihrer Krankheit glücklich überstanden und war in dieser Zeit schon wieder so weit hergestellt, daß sie sich von ihrem Lager hatte erheben können, aber sie fühlte sich noch äußerst schwach und die Aerzte halten

ihrem Vater zur Pflicht gemacht, Alles zu vermeiden, was sie in irgend einer Weise aufregen könnte. Es hätte übrigens dieser Mahnung bei dem Minister gar nicht bedurft, denn das Herz war ihm durch das Leiden der Tochter aufgegangen und er wog jetzt keine anderen Rücksichten mehr ab, als ihr Glück; er bereute bitter, demselben früher im Wege gestanden zu haben, aber einmal hielt ihn der Wille des Königs und die dadurch bewirkte Verbindung mit dem Baron Clement, andererseits die Kenntniß von Dumoulins Verhältniß zu der Wagnitz davon ab, mit diesem eine Verbindung anzuknüpfen. So schonend, als er es vermochte, deutete er bei Emma darauf hin, um ihr zu beweisen, welchen Antheil er an ihrem Schmerz nähme und wie er unter anderen Umständen gern bereit sein würde, denselben in Freude zu verwandeln.

Emma selbst, eine bleiche Rose, seitdem sie das Krankenlager verlassen hatte, fühlte jetzt nicht mehr die Kraft, ihren durch Dumoulin's Benehmen verletzten Stolz gelten zu lassen; sie gestand sich aufrichtig, daß sie ihm gern verzeihen würde, wenn er zurückkehrte und sie darum bäte, aber dazu war jetzt wenig Aussicht vorhanden, denn Dumoulin war erst vor Kurzem auf seine Werbestation abgereist und unnachsichtlich hielt ihn sein Dienst mindestens ein halbes Jahr dort zurück. Emma fühlte eine unbeschreibliche Sehnsucht nach ihm, und dies um so mehr, als sie hörte, daß er mit der Wagnitz anscheinend gebrochen habe und daß diese sich wieder ganz ihrer früheren Liebschaft mit dem Minister Craup hingäbe. Der König hatte Marschall seit jener Werbung um die Hand der Tochter nicht wieder besucht, auch nur selten der bevorstehenden Heirath erwähnt, eine neue, schwache Hoffnung für Emma, die sich an dem schwächsten Rettungsscheine festhielt, er könne seinen Willen noch ändern; sie dachte wieder allen Ernstes daran, sich dem Monarchen mit einem aufrichtigen Bekenntnisse zu Füßen werfen zu wollen, aber sie wagte nicht, hiervon zu ihrem Vater zu sprechen, denn sie war seiner Mißbilligung dieser Absicht gewiß. Nach einem langen und schweren Kampfe überwog indessen die Furcht vor der verhaßten Heirath alle anderen Bedenklichkeiten; Emma fühlte, sie müsse handeln und dürfe dies nicht länger aufschieben, denn kehrte Clement, wie man es erwarten konnte, bald zurück, so war es zu spät dazu. Sie nahm sich vor, den Schutz der Königin zu erflehen, sobald sie dieser das erste Mal nach ihrer Krankheit wieder vorgestellt worden sei und sich eine passende Gelegenheit zu einer geheimen Unterredung böte; denn wenn sie auch wußte, wie gering der Einfluß der hohen Frau auf ihren königlichen Gemahl sei, so wurde es ihr doch leichter, der Frau die Gefühle ihres Herzens klar darzulegen, und sie hoffte, bei einer solchen mehr Theilnahme zu finden, als bei einem strengen, wenig zartfühlenden Manne, der es gewohnt war, sich von kalten Rücksichten bei allen seinen Handlungen leiten zu lassen.

Emma suchte ihre Vorstellung bei der Königin nach und wurde auf den folgenden Tag zu ihr beschieden, denn die hohe Frau hatte immer ein lebendiges Interesse für sie an den Tag gelegt. Als Emma sich zu der bewilligten Audienz eingefunden hatte, hörte sie, daß nur die Frau von Rocoule bei Sophie Dorothea sei; dies kam ihr erwünscht, denn sie kannte diese Dame als ehrenwerth und gutherzig und hatte mit ihr stets im besten Verhältnisse gestanden.

Die Königin begrüßte sie bei ihrem Eintritte mit der unverstelltesten Freude, die Emma wohlthat; sie erkundigte sich auf das Theilnehmendste nach dem Verlaufe ihrer Krankheit und ihrem jetzigen Befinden und meinte dann:

— Wie das arme Kind blaß und vergrämt aussieht; man sollte gar nicht glauben, daß sie glückliche Braut sei. Dabei fällt mir ein, daß ich bisher noch keine Gelegenheit gefunden habe, liebe Marschall, Euch meine Glückwünsche zu Eurer Verlobung darzubringen; nur Eure Krankheit, nicht ein Mangel an Interesse von meiner Seite ist an dieser Versäumniß schuld. Seid Ihr denn recht glücklich, Kind?

— Majestät, stammelte das junge Mädchen unter hervorquellenden Thränen, ich

möchte Ihnen mein ganzes Herz offen erschließen dürfen, wenn Sie nicht darüber zürnen wollten.

— Ah, was bedeutet das? fragte die Königin mit einem verwunderten Blicke auf Emma und Frau von Rocoule; eine Verlobung wider ihre Neigung, wie es scheint. Sprecht offen, als wenn Ihr zu Eurer Mutter redetet, liebe Emma, ich will Euch gern Gehör schenken.

— Ich liebe den Baron Clement nicht, Majestät, ich habe es ihm selbst gesagt, und dennoch zwingt man mich, ihm die Hand zu reichen! klagte die Tochter des Ministers.

— Euer Vater? fragte die Königin mit gerunzelter Stirn; o, das ist nicht hübsch, eine Convenienz-Heirath, die das Herz der Braut bricht.

— Nein, Majestät, mein Vater ist gut und milde gegen mich, stammelte Emma, der König selbst will meine Heirath.

— Der König? fragte Sophie Dorothea erstaunt. Erklärt Euch näher und seid ruhig, denn ich verspreche Euch in jedem Falle meine Theilnahme und, wenn es angeht, meine Unterstützung.

Emma erzählte, von Thränen zu öfteren Malen unterbrochen, die Geschichte ihrer Verlobung, ohne indessen die Scheu, Dumoulins Namen zu nennen und der Neigung zu ihm zu erwähnen, überwinden zu können. Die Königin und Frau von Rocoule sahen sehr bedenklich aus, und als Emma geendet, rief Erstere mit einem Anflug von Unwillen:

— Aber warum habt Ihr den König getäuscht und sogleich in die von ihm projektirte Verlobung eingewilligt? Ihr thatet daran unrecht, denn was soll er jetzt denken, wenn ich mich Eurer annehme und ihm gestehe, Ihr liebtet den Baron nicht allein nicht, sondern hättet einen wahren Abscheu vor ihm?

— Ich kenne die Härte und den unbeugsamen Willen Seiner Majestät, jammerte Emma, sich der Königin, die sie vergeblich aufzuheben suchte, zu Füßen werfend; ich wagte nicht, ihm zu widersprechen und wollte durch meine Nachgiebigkeit nur Zeit gewinnen, die Jedem, dem ein Unglück droht, so unendlich wichtig erscheint. Erbarmen Sie sich meiner, Ihro Majestät, und sprechen Sie mit dem Könige, sagen Sie ihm, daß sein Befehl mich auf das Krankenlager geworfen hat und daß sein Beharren darauf mir den Tod bereiten wird.

— Was habt Ihr aber eigentlich gegen den Baron Clement einzuwenden? fragte die Königin nachdenklich; so viel ich ihn kennen gelernt habe, ist er ein liebenswürdiger Mann, und man sagt, er wird hier Carriere machen.

— Ich liebe einen Anderen, entrang sich leise Emma's schwer bedrückter Brust.

— Das ist freilich ein genügender Grund für Eure Weigerung, meinte die Königin lächelnd; aber erhebt Euch, Fräulein von Marschall, und sagt mir, wer sich Euer Herz gewonnen hat, denn ich muß dies wissen, wenn ich mit dem Könige sprechen soll.

— Capitain Dumoulin vom Leibgrenadier-Regimente, flüsterte Emma von Marschall kaum hörbar.

— Dumoulin? sagte die Königin nachsinnend. Und er liebt Euch wieder? Ist es mir doch, als hätte ich gehört, er mache meinen Hoffräulein Laura von Wagnitz sehr stark den Hof und werbe um ihre Hand.

Frau von Rocoule bestätigte dies mit einem zuversichtlichen stummen Kopfnicken, dann streifte ihr sanfter Blick bedauernd auf Emma, die, ganz niedergeschmettert vor Beschämung, nicht ein Wort zu erwiedern wagte. Die Königin mochte glauben, daß die vor ihr Knieende ohne Erwiederung ihrer Liebe eine unglückliche Leidenschaft hege, ihr Auge wurde sehr ernst und sie sagte langsam:

— Das ist böse, sehr böse, Fräulein von Marschall. Wenn Ihr den Clement einmal nicht lieben könnt, so will ich Eurem Wunsche, mich bei dem Könige für Euch zu verwenden, willfahren, aber ich kann ihm nicht den wahren Grund Eurer Abneigung gegen diese Heirath mittheilen. Auch würde ich Euch rathen, noch einmal reiflich zu überlegen, ob Ihr nicht besser daran thut, dem Wunsche des Königs gehorsam zu sein, denn ohne Zweifel werdet Ihr einer so unglücklichen Leidenschaft,

wie die Eurige zu sein scheint, nicht Euer ganzes Lebensglück opfern; meiner Meinung nach muß ein Weib seine Neigung nie an einen Mann fortwerfen, der sie nicht zu würdigen versteht.

— Majestät, Dumoulin liebt mich und nur ein unglückliches Mißverständniß zwischen uns Beiden hat ihn zu der Wagnitz geführt! rief Emma leidenschaftlich, denn der Tadel der Königin verletzte sie tief.

— Woraus schließt Ihr das? fragte die Königin aufmerksam.

Emma stutzte; sie konnte unmöglich erzählen, was die eigentliche Veranlassung ihrer Trennung von Dumoulin gewesen sei, da der König dabei eine Rolle spielte, die seiner Gemahlin zu verdächtig erscheinen mußte, um sie nicht vollständig kalt gegen Emma zu machen. Sich schnell fassend, erzählte sie, daß eine ihr unbekannte Maske auf dem von Grumbkow veranstalteten Feste ihr Aufmerksamkeiten erzeigt und dies den Bruch zwischen Dumoulin und ihr, die lange schon in einem sehr innigen Verhältniße gestanden, herbeigeführt habe. Die Königin schien befriedigt dadurch um wieder größeren Antheil an der Tochter des Ministers zu nehmen.

— Seid ruhig, ich will versuchen, was ich bei meinem Gemahle für Euch thun kann, sagte sie tröstend und fuhr dann heiter fort: Man soll ein gutes Werk nie aufschieben, und ich denke, Euer Geschick soll schon heute günstig entschieden sein. Wir haben um zwei Uhr Familientafel, bei der sich der König einfindet und ich Gelegenheit nehmen werde, mit ihm zu sprechen; die Rocoule und Ihr sollt mich begleiten, denn die Wagnitz, die dazu bestimmt war, hat sich durch Unwohlsein entschuldigen lassen und Ihr mögt ihre Stelle vertreten. Seid nur hübsch muntrr und sucht dem Könige zu gefallen, wenn er Euch, was ohne Zweifel geschehen wird, anredet, erwähnt aber nichts von Eurer Abneigung gegen den Baron, Eurem bestimmten Bräutigam, ehe ich selbst mit ihm gesprochen habe; dann aber, wenn ich Euch rufe, sprecht offen, wie es Euch um's Herz ist.

Emma dankte der gnädigen Fürstin in der freudigsten Rührung; sie zweifelte fast nicht mehr, diese gewichtige Unterstützung werde von Erfolg sein und sie von der verhaßten Verbindung mit Element erlöst werden; dann aber — und ihr Herz jauchzte bei diesem Gedanken vor Seligkeit — stand nichts mehr zwischen ihr und Dumoulin, denn sie war überzeugt, dieser werde zu ihr zurückkehren, sobald er die Auflösung ihrer Verlobung, welche ihn bisher hatte fern halten müssen, hören würde; hatte der Vater selbst doch ausgesprochen, daß er sie unter anderen Umständen lieber Dumoulin als Element zur Gattin geben würde. Die Seligkeit der neu erwachten Hoffnung strahlte mit bezauberndem Reize auf dem Gesichte des Mädchens, als sie der Königin mit Frau von Rocoule zur Tafel folgte, aber ihr Herz klopfte auch laut und stürmisch.

Es war zwei Tage nach der Erklärung zwischen dem Könige und dem Fürsten von Anhalt und Ersterer seitdem sichtlich verändert in seinem Benehmen. Leopolds Haltung hatte einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht und den Glauben in ihm erweckt, Element, den er nicht für einen Betrüger halten mochte, sei selbst in Bezug auf seinen alten Waffengenossen getäuscht worden und Letzterer unschuldig; ein Theil seiner Heiterkeit war daher zurückgekehrt und er zeigte sich gesprächiger und freundlicher gegen seine Umgebung.

Auch das heutige Mittagsmahl war, wie gewöhnlich, höchst einfach und es nahmen daran im Ganzen etwa zwanzig Personen Theil, der König selbst, die Königin mit ihrer ältesten Tochter, der gerade anwesende Markgraf von Baireuth, der Fürst von Anhalt, einige Generäle und die beiden genannten Damen der Königin. Die wenigen Gerichte kreisten schnell, denn der König saß nicht gern lange bei Tische, und dazu wurde mittelmäßiger Rheinwein getrunken; die Musik des Corps der Gensd'armen aus Potsdam spielte während der Tafel. Die geführte Unterhaltung gab der König selbst an, und es schien als bestrebe er sich, dem Fürsten von Anhalt besondere Aufmerksamkeiten zu erweisen, denn sie

drehte sich vorzüglich um dessen Feldzüge, so daß die Damen wenig Theil an ihr nehmen konnten. Emma saß zwischen dem allbekannten Paul Gundling der, eigentlich erster Historiograph des preußischen Staates und mit vielen anderen Titeln versehen, zwar ein gescheidter Mann, aber durch seinen unmäßigen Trunk und die Launen des Königs zu einem Hofnarren herabgesetzt war, und dem General Peter von Blankensee, dem Lieblinge Friedrich Wilhelms. In dem Gespräch mit beiden Männern fand sie keine besonders angenehme Unterhaltung, die sie zerstreut hätte, und ihre Unruhe stieg mit jeder Minute; wenn es sich auch nicht erwarten ließ, daß die Königin während der Tafel selbst ihren Gemahl in Betreff ihrer anredete, zumal derselbe mit ganz andern Dingen beschäftigt war, so hielt sie ihr Auge doch stets forschend und angstvoll auf sie geheftet und vermochte kaum das stürmische Wogen ihrer Brust zu verbergen. Der König hatte sie noch nicht angeredet, denn bald nach seinem Eintritte, bei dem er die Anwesenden insgesammt gegrüßt hatte, ließ man sich an der Tafel nieder, und sie saß ihm so fern, daß sich seine Ansprache nicht erwarten ließ.

Endlich war die Mahlzeit beendet, die Königin blickte auf den König, der ihr einen leisen Wink gab, sich zu erheben, und nun nahm man stehend, in kleinen Gruppen plaudernd, den Kaffee ein. Emma bemerkte, wie die Königin, die sie nicht aus dem Auge verlor sich ihrem Gemahle näherte, ihn anredete und ihn dann, langsam fortschreitend, so daß er ihr folgen mußte, in eine tiefe Fensternische lockte, wo sie die schweren damastenen Gardinen allen neugierigen Blicken entzogen. Auch Emma konnte ihre Beobachtungen nicht länger fortsetzen, aber sie zweifelte nicht, daß jetzt über ihr Lebensglück unterhandelt und entschieden werde, und sie zitterte so heftig und war so bleich geworden, daß der lästige Gundling, ihr Tischnachbar, sich bewogen fühlte, sie wegen der von ihrer Krankheit noch zurückgebliebenen Schwäche zu bedauern und ihr seine Hülfe, falls sie solcher bedürfe, anzubieten.

Es mochten etwa fünf bis sechs Minuten in dieser peinlichen Angst des armen Mädchens vergangen sein, als der König schnell aus jener Fensternische hervortrat und sehr finsteren, gerötheten Gesichts auf sie zukam. Es war klar, daß er sie gerade suchte, und Emma war so erregt, daß sie nicht einmal daran dachte, auf die indessen auch wieder sichtbar gewordene Königin zu blicken, die ihr ein von allen Uebrigen unbemerktes Zeichen zukommen lassen wollte, indem sie den Finger auf den Mund legte.

— Ihr seidt wieder wohlauf, Fräulein, das freut mich, redete sie der König ziemlich laut an. Euer Bräutigam wird glücklich darüber sein, und da er vielleicht bald wieder in Berlin sein wird, wäre es Zeit für Euch, nun an die Hochzeit zu denken, die wir nicht länger aufschieben wollen.

— Majestät! stammelte Emma in bangem Entsetzen, denn sie ahnte, die Versuche der Königin, ihren Gemahl umzustimmen, seien erfolglos geblieben.

— Nun, ich glaube gar, Ihr erwartet ihn nicht mit besonders bräutlicher Sehnsucht, beste Marschall, fuhr der König mit einem strengen Gesichte fort und fügte heftig hinzu, als die zitternde Emma nichts erwiederte: Aber die kindischen Ideen werden sich geben, wenn Ihr erst Frau seid, und der Clement scheint mir nicht der Mann, der es leidet, daß seine Gattin nach den Offizieren meines Regiments gafft. Die Königin hat mir da eben absonderliche Geschichten von Euch erzählt, und ich hätte Euch für gescheidter gehalten, als daß Ihr Euch nach der Verlobung noch in den Kopf setzt, einen Mann zu gewinnen, der sich weiter nicht um Euch kümmern mag.

Mit einem zornigen Blicke wollte der Monarch, nachdem er in dieser rücksichtslosen Weise Emma zurechtgewiesen hatte, wie er meinte, seinen Weg fortsetzen; aber dieser Blick belehrte ihn auch, daß er zu weit gegangen sei. Emma war sowohl noch körperlich zu schwach, als auch zu ehrliebend und stolz, als daß sie solche harte Worte hätte ertragen können; sie öffnete den Mund zu einer Erwiederung, aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen,

ihre Augen starrten mit erschreckender Verzweiflung auf den König und ihre zarten Hände preßten sich geballt auf die Brust, als suchten sie dort einen übermäßigen Schmerz zu erdrücken. Dann brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und es zeigten sich bei der langsam gegen die Fensterbrüstung Zurücksinkenden alle Anzeichen des wüthendsten Brustkrampfes.

Der König war so erschrocken, daß er selbst zusprang und das Mädchen in seinen Arm nahm, während die übrigen Gäste, die seine Worte nur theilweise verstanden hatten, erstarrt und im Augenblicke unfähig zu jeder Hülfeleistung dastanden.

— Beste Marschall, bat er halblaut in ganz weichem Tone, nehmt Euch meine Worte nicht so zu Herzen, es war wahrhaftig nicht so böse gemeint; aber ich verstehe mit Frauenzimmern nicht umzugehen; ich habe zu Euch gesprochen, als hätte ich einen Grenadier vor mir. Aber, Euer Liebden, können Sie mir denn, zum Teufel, nicht helfen? Ich kann mit dem Mädchen nichts anfangen.

Die Situation, in der sich der weiberfeindliche Monarch befand, wäre komisch zu nennen gewesen, wenn ein Blick auf Emma's Gesicht, die in den wildesten Krämpfen lag, nicht jede Lust zum Scherz verbannt hätte. Vom ersten Erstaunen erholt, beeilte man sich, den König von seiner Last zu befreien und diese auf ein Canapee zu legen, worauf sich die Herren mit bedauernden Blicken zurückzogen und die Königin und Frau von Rocoule bei der Tochter des Ministers ließen.

Der König war sichtlich tief bewegt von dem Unfalle und ärgerlich auf sich selbst; während er sich entfernte, murmelte er unverständliche Worte vor sich hin und nachdem er einem Kammerherrn befohlen hatte, ihm in einer Viertelstunde Nachricht über das Befinden des Fräuleins von Marschall zu bringen, begab er sich sogleich auf seine Zimmer.

Indessen waren die Königin und ihre Oberhofmeisterin um Emma auf das Thätigste beschäftigt, denn man wollte die Hülfe der Dienerschaft nicht gern in Anspruch nehmen, um unnütze Klätschereien zu vermeiden. Nur mit Anstrengung gelang es dem sogleich herbeigerufenen Leibarzte, den Krampf zu lösen und Emma so weit herzustellen, daß sie erst mehrere Stunden darauf, äußerst schwach und die Verzweiflung im Herzen, nach Hause gefahren werden konnte. Zwar hatte die gütige Königin ihr versprochen, nicht zu ruhen und Friedrich Wilhelm von Neuem mit Bitten zu bestürmen, die Verlobung Emma's mit Clement aufzulösen, aber das Mädchen hoffte nicht mehr, denn, wie sie hören mußte, hatte der König schon zu klar seinen Unmuth über ihre Wünsche ausgesprochen und sich ihrer Erfüllung entschieden abgeneigt gezeigt.

Inzwischen war Grumbkow nicht unthätig gewesen, und die Wahrnehmung, daß selbst der Fürst von Anhalt ein Geheimniß vor ihm habe, spornte ihn an, sich der Gefahr, in der er schwebte, möglichst zu entziehen. Er bemerkte, daß der König wieder freundlicher gegen Leopold von Anhalt-Dessau war. Dieser gab ihm aber auf seine besorgten Fragen, wie die von ihm beschlossene Unterredung mit dem Könige ausgefallen sei, keine genügende Erklärung, da ihn sein Ehrenwort band, und sprach sich nur so dunkel darüber aus, daß des Feldmarschalls Neugierde nur noch mehr dadurch gereizt wurde. Aufmerksam forschte er der bereits gefundenen Spur nach, deren er bereits gegen den Fürsten erwähnt hatte, daß Clement nämlich mit dem Residenten des Herzogs von Weimar in geheimer Verbindung gestanden habe.

Dieser, ein gewisser Lehmann, war ein ganz gewöhnlicher, ungebildeter, aber schlauer Mensch, der Sohn eines Gastwirths, der sich, wie man sagte, durch mancherlei Schwindeleien zu dem Posten, den er jetzt bekleidete, erhoben hatte; eine innigere und obenein eine geheime Verbindung konnte auf nichts Gutes deuten. Grumbkow ließ ihn daher nicht aus dem Auge und beobachtete ihn und seinen Umgang mit der äußersten Vorsicht. So erfuhr er bald durch seine Spione, daß bei diesem Manne noch der Baron von Heydekamm und

der geheime Kriegs-Secretair Bube verkehrten, beide Männer, die in sehr zerrütteten Vermögens-Verhältnissen lebten und nicht des besten Rufes genossen, da sie Spieler von Profession waren. Anfangs war der Feldmarschall der Meinung, letzterer Umstand habe sie mit Clement zusammengeführt, aber dazu waren ihre Zusammenkünfte doch zu geheim betrieben worden, und es erwies sich bald, daß sie sogar jetzt noch in einem Briefwechsel untereinander standen. Dem mächtigen Grumbkow konnnte es nicht schwer werden, einige dieser Briefe zu erhalten und zu öffnen, aber sie gaben ihm auch nicht die geringste Aufklärung, wenn sie seinen Verdacht auch bestätigten, denn sie waren in einer Chiffre geschrieben, die man nur enträthseln konnte, wenn man den geheimen Schlüssel dazu besaß. Hierauf konnte Grumbkow keine Anklage gründen, und gerade jetzt am allerwenigsten, wo er bei dem Könige in Ungnade gefallen war und es leicht möglich sein konnte, daß Letzterer von diesem Briefwechsel selbst bereits Kenntniß haben, ihn vielleicht sogar billigen und veranlaßt haben konnte.

In diesen Zweifeln stand der Marschall viel aus, als er plötzlich einen eigenthümlich überraschenden Brief erhielt. Dieses Schreiben kam, wie das Postzeichen nachwies, aus der Gegend von Cleve, und enthielt folgende Worte:

„Wenn dem Generalfeldmarschall von Grumbkow etwas daran liegen sollte, nähere Aufklärung über den Baron Clement von Rosenau zu erhalten, so mag er der Unterzeichneten, die solche ausführlich zu geben im Stande ist, eine Benachrichtigung zugehen lassen. Sie vermuthet, daß dieser gefährliche Mann in Berlin sich unwürdiger Mittel bedient habe, die Gunst des Königs von Preußen zu erlangen, und könnte vielleicht zur Entdeckung derselben beitragen."

Unterzeichnet war dies Schreiben einfach mit „Biela Bilacky."

Der Feldmarschall war vor Freuden außer sich, denn wurde er nicht betrogen, was sich ja bald ausweisen mußte, so hatte er vielleicht das ganze Geheimniß entdeckt, das auf dem Hofe schon so lange und schwer lastete, und sah seine Macht mehr als zuvor gesichert. Jedenfalls war das ihm gemachte Anerbieten wenigstens einer Beachtung werth, deshalb schrieb er sofort an die Unterzeichnete Biela Bilacky, die ihm vollständig unbekannt war, und bat sie, ihm schriftlich ihre auf Clement bezüglichen Mittheilungen zu machen, lieber aber noch, wenn es möglich sei, persönlich nach Berlin zu kommen und sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Von der lebhaftesten Ungeduld und Freude im Vorgefühl des Triumphes, den er voraussichtlich feiern würde, beseelt, konnte er kaum die Zeit erwarten, bis er eine Antwort erhielt.

Auch auf Emma von Marschall hatte Grumbkow stets ein aufmerksames Auge gerichtet gehabt; denn wenn es ihm auch nicht in den Sinn kommen konnte, daß diese ihres Bräutigams Geheimnisse vollständig kenne und seine Pläne theile so hatte sie doch vielleicht Andeutungen von ihm vernommen, die den Feldmarschall auf eine Spur führen konnten. Er würde sich ihr schon lange genähert haben, wäre sie nicht so ernstlich krank gewesen, hatte aber beschlossen, dies gleich nach ihrer erfolgten Wiederherstellung zu versuchen.

Bei Jedermann hatte es Bedenken erregen müssen, daß die sonst so muntere Tochter des Ministers unmittelbar nach ihrer überraschend schnellen Verlobung in eine Krankheit gefallen war die oft aus heftiger Gemüthsaufregung zu entstehen pflegt, die Aerzte mochten auch geplaudert haben, kurz, man flüsterte sich überall zu, Emma von Marschall liebe den Baron Clement nicht und gehorche nur schweren Herzens dem königlichen Willen. Ihr letztes Zusammentreffen mit König Friedrich Wilhelms, das eine Menge Zeugen gehabt, die wenigstens zum Theil des Letzteren harte Worte verstanden hatten, machte diese Vermuthung zur Gewißheit, und war Grumbkow auch nicht selbst bei jener sogenannten Familientafel zugegen gewesen, so konnte es doch nicht fehlen, daß ihm das allgemeine Hofgespräch zu Ohren kam. Emma's Unglück bot

ihm einen erwünschten Anknüpfungspunkt für seine Absicht, mit ihr in Verbindung zu treten, und er glaubte dies am besten durch Vermittelung ihrer Tante, der Frau von Leibnitz, die er persönlich kannte, ausführen zu können. Unter irgend einem Vorwande besuchte er daher diese alte Dame, die sich durch die Aufmerksamkeit des mächtigen Premier-Ministers sehr geschmeichelt fühlte, und lenkte bald das Gespräch auf ihre Nichte und deren anscheinend unglückliche Verlobung. Der Feldmarschall erfuhr von der nicht übermäßig vorsichtigen Frau von Leibnitz bald, daß das Gerücht nicht die Unwahrheit sage, daß der König Emma gegen ihre Neigung zu der Verbindung mit Clement gezwungen habe, und vermochte er über Letzteren auch nicht mehr zu erfahren, als er bereits selbst wußte, so gelang es ihm doch, die alte Dame dazu zu bestimmen, daß sie ihrer Nichte seine Hülfe anbieten wollte. Der Feldmarschall hatte einige Worte darüber fallen lassen, daß er sichere Mittel besitze, Clement in der Gunst des Königs zu stürzen, und diese, die Emma von ihrer Tante triumphirend hinterbracht wurden, sowie die Aussicht, eine neue Stütze in Grumbkow gefunden zu haben, so wenig sie diesen Mann auch übrigens achtete und nicht zweifelte, daß er mehr sein eigenes als ihr Interesse bei seiner Anerbietung im Auge habe, bewogen sie seinem Vorschlage Gehör zu schenken und sich zur Frau von Leibnitz zu begeben, wo sie Grumbkow sprechen sollte. Dieser zeigte sich ungemein theilnehmend und artig, er verhehlte auch gar nicht, warum er Clement hasse und zu stürzen suche und durch welche Mittel er dies zu bewirken hoffe, und Emma, die durch Viela's räthselhafte Mittheilung noch mehr in ihrer Abneigung gegen Clement und der Angst vor einer unlöslichen Verbindung mit ihm bestärkt wurde, versprach Grumbkow auf sein Verlangen gern, daß sie auch ihrerseits Alles thun wolle, den ihr aufgedrungenen Bräutigam zu erforschen und die vermuthlich von ihm eingeleitete Intrigue zu hintertreiben.

So hatte sich jetzt eine Verschwörung gegen Clement gebildet, von der er nichts ahnte. Die mehr oder minder an seinem Sturze Interessirten und auf ihn Erbitterten waren der Fürst von Anhalt, Grumbkow, Dumoulin, die unversöhnliche Viela und Emma, durch die er seinen Einfluß auf den König zu befestigen gedachte. Aber noch hatte er eine mächtige Stütze in der Gunst des Königs selbst, denn dieser war ihm noch immer sehr zugethan und weit davon entfernt, ihn für einen Betrüger zu halten, in welcher Ansicht ihn der Hofprediger Jablonsky unterstützte.

—Wie hätte ein solcher, fragte sich Friedrich Wilhelm, zu öfteren Malen bedeutende Geldgeschenke ausschlagen und endlich eine ihm aufgedrungene Summe nur unter der Bedingung annehmen können, sie allein zu meinen eigenen Zwecken zu verwenden und darüber Rechnung zu legen?

Gerade in dieser Zeit traf zur allgemeinen Bestürzung aller Betheiligten, mit Ausnahme des Monarchen selbst, Clement in Berlin ein. Wie ein Blitz durchlief die Nachricht von der Ankunft des Mannes, der schon eine geheime Wichtigkeit gewonnen hatte, den ganzen Hof. Friedrich Wilhelm fand in der schleunigen Befolgung seines Befehles einen sicheren Beweis daß Clement unschuldig sei, denn man hätte es für eine Thorheit halten müssen, daß er sich, mit dem erhaltenen Gelde schon in Sicherheit, noch einmal in den Bereich des Königs wagte, wenn er sich einer so schweren Schuld bewußt war. Der Fürst von Anhalt staunte über seine Frechheit, Grumbkow war in der lebhaftesten Besorgniß, seine Entdeckungen möchten zu spät kommen, und Emma von Marschall verfiel von Neuem in Krämpfe, als sie das Eintreffen des verhaßten Bräutigams erfuhr, denn es war voraussichtlich, der König werde die beabsichtigte Hochzeit, auf die er so hartnäckig bestand, nun nicht länger aufschieben wollen, und die Zeit war zu kurz, dagegen zu handeln.

11.

Clement hatte dem Könige durch den Hofprediger Jablonsky seine Ankunft melden lassen und begab sich in Erwartung des Bescheides, wann er bei ihm vorgelassen werden sollte, sogleich in das Marschall'sche Haus.

Der alte Minister empfing ihn, getheilt zwischen der Kälte, die ihm sein Herz, und der Freundlichkeit, die ihm der Wille des Königs vorschrieb, Emma dagegen legte ihre Abneigung noch offener an den Tag, denn sie brauchte kein Geheimniß vor ihm mehr daraus zu machen, da sie der König jetzt selbst schon kannte. Clement fühlte sich tief gekränkt dadurch, aber er bezwang seinen Unmuth, denn er zweifelte nicht mehr, einige Worte von ihm würden hinreichen, den König zum schleunigen Vollzuge seiner Hochzeit zu vermögen, und dann war es ihm gleichgültig, in welchem Verhältniß er zu seiner jungen Frau und deren Vater stand. Anfangs fürchtete er schon, Viela habe bereits ihrem Rachegefühl freien Lauf gelassen und sich an die Familie Marschall gewendet, da aber nicht die leiseste Andeutung auf sie gemacht wurde, überzeugte er sich bald von der Nichtigkeit seiner Vermuthung.

Als er in seine Wohnung zurückkehrte, fand er bereits den Befehl des Königs vor, sich zu einer bestimmten Zeit in den Abendstunden auf dem Schlosse einzufinden. Clement gehorchte unbesorgt.

Indessen befand sich der König mit dem Fürsten von Anhalt-Dessau zusammen in seinem Arbeitszimmer.

— Euer Liebden überzeugen sich doch nun, daß dieser Clement kein arglistiger Betrüger ist, da er freiwillig im Vertrauen auf sein gutes Recht hierher zurückkehrt? fragte Ersterer. Ihr sollt seine Worte hören und mögt dann entscheiden, ob ich Grund hatte, ihm zu vertrauen; aber ich befehle es Euch auf das Strengste an, daß Ihr nichts von Eurer Anwesenheit verrathet, mag er auch Reden führen, die Euch verletzen. Es wird eine genaue Untersuchung eingeleitet werden, und wenn ich auch überzeugt bin, daß Euer Liebden vollkommen unschuldig sind und daß in Betreff Eurer ein jetzt noch unbegreifliches Mißverständniß vorgewaltet hat, so wird doch Allen ihr Recht werden; aber ich will mit Vorsicht zu Werke gehen, und darum lassen mich Euer Liebden vollständig ungestört.

Der Fürst verbeugte sich ehrfurchtsvoll, als Zeichen seines Gehorsams; in seinem Gesicht malte sich deutlich die ungeduldige Erwartung der nächsten Stunden.

— Dieser Clement ist entweder dennoch ein unendlich kühner und darum um so gefährlicherer Verbrecher, oder er ist das unschuldige Werkzeug eines Andern, der so gefährliche Intriguen spielt, meinte er zweifelnd.

— Wir werden es sehen, erwiederte der König kurz.

— Majestät werden mir also jetzt die Briefe vorlegen, die ich geschrieben haben soll? fragte der Fürst nochmals.

— Sicherlich! Ich werde sie mir von ihm geben lassen und sie unter dem Vorwande, dieselben noch einmal prüfen zu wollen, zurückbehalten, entgegnete der König. Euer Liebden werden über die täuschende Aehnlichkeit der Schriftzüge staunen.

— Und wenn sich dennoch eine Fälschung ergeben sollte, Majestät?

— Dann wird Baron Clement morgen Arrestant sein und sich zu rechtfertigen haben, meinte der König entschieden. Wenn ich ihn in diesem Falle auch noch nicht für schuldig halten würde, da er selbst betrogen sein kann, so bin ich die vollständige Aufklärung doch der Ehre Eurer Liebden schuldig.

Der Fürst lächelte zufrieden.

Der König zeigte ihm nun eine fast gar nicht zu bemerkende Thür in der Tapete, die auf einen schmalen Gang hinter derselben führte von wo aus man jedes Wort, das im Zimmer gesprochen wurde, deutlich verstehen konnte.

— Euer Liebden werden es sich in diesem engen Raume gefallen lassen müssen, wenn Ihr uns belauschen wollt, aber ich erinnere Euch nochmals an meinen ausdrücklichen Befehl, unsere Unterredung nicht zu stören, er-

eigne sich auch, was da wolle.

Der dienstthuende Kammerherr meldete den Baron Clement von Rosenau an und der Fürst zog sich in seinen Versteck zurück, so unangenehm ihm die Lage, in der er sich befand, auch war. Der König hatte sich auf einen Sessel niedergelassen und begrüßte den eintretenden Clement mit der freundlichsten und unbefangensten Miene.

— Sei Er mir willkommen in Berlin, Clement, redete er ihn an. Ich habe mich nach Ihm gesehnt, und es freut mich, daß Er meinem Befehle so schnell Folge geleistet hat.

— So schnell, als es mir möglich war, Majestät, erwiederte Clement, die ihm freundlich dargebotene Hand des Königs ehrfurchtsvoll küssend. Meine Abwesenheit ließ sich gerade mit den Geschäften, die mich an den Haag fesseln und die jetzt zu meiner Freude ihrem Ende entgegengehen, vereinigen, und ich konnte keinen Augenblick zögern, da mein gnädiger König befahl.

— Und Sein Herz trieb Ihn auch hierher? fragte der König scherzend.

— Aufrichtig gestanden, ja, Majestät, zumal ich an meine diesmalige Anwesenheit hierselbst Hoffnungen knüpfe, deren Erfüllung mir schon einmal so nahe stand, antwortete Clement lächelnd — und da ich wußte, daß jetzt die Hindernisse gehoben sind, die mir damals in den Weg traten.

— Davon nachher; zuvörderst zu unseren Geschäften, meinte der König. Ich mußte Ihn noch einmal sprechen, Clement, denn ich habe zufällig eine Unterredung mit dem Fürsten von Anhalt, bis dahin einen alten, in seiner Treue erprobten Diener meines Hauses, gehabt, in der er mich seiner Ergebenheit mit solcher Zuversichtlichkeit versicherte, daß ich in meinem Glauben an seine Briefe, die Er mir übergeben hat, wankend geworden bin. Ich muß diese Briefe, sowie die Grumbkows, noch einmal von Ihm zur Prüfung haben, denn ich will mein Gewissen ganz beruhigen, ehe ich ernstliche Schritte gegen den Fürsten Anhalt und den Feldmarschall Grumbkow thue.

— Ich habe Eurer Majestät, wie Sie sich erinnern werden, schon früher gesagt, daß ich für die Aechtheit gerade der Briefe dieser beiden Herren nicht unbedingt einstehen kann, erwiederte Clement mit Ruhe, obgleich ihm dies Verlangen des Monarchen unangenehm berührte. Indessen sind sie mir durch den Minister von Flemming selbst übergeben worden und ein Zweifel daran dürfte mir wohl nicht gerechtfertigt erscheinen.

— Ich zweifle auch nicht, aber, wie ich Ihm sage, eine nochmalige Prüfung ist zu meiner Beruhigung nothwendig, erwiederte der König bestimmt. Gebe Er mir die Briefe, Er soll sie in einigen Tagen zurückerhalten.

— Ich bedaure, daß ich dem Wunsche Eurer Majestät nicht augenblicklich entsprechen kann; diese Schreiben sind in der Hand des sächsischen Gesandten am Haag, entgegnete Clement achselzuckend. Ich sagte Eurer Majestät, daß ich sie ihm abzugeben hätte.

— Das ist richtig, aber wird sich nicht ein Mittel finden lassen, sie herbeizuschaffen? meinte der König. Er kann inzwischen hierbleiben und Seine Hochzeit mit der Marschall feiern.

Auf Clements Gesicht kämpfte einen Augenblick Unentschlossenheit, ging aber so schnell vorüber, daß der König dies gar nicht bemerken konnte, da er grade die Augen zu Boden geschlagen hatte.

— Unmöglich, Majestät, sagte er dann gelassen. Wie würde der Gesandte so wichtige Schriftstücke einem unzuverlässigen Boten anvertrauen, und welchen Grund sollte er meinem Wunsche, sie hier zu haben, unterlegen, ohne Verdacht zu schöpfen? Wenn Eure Majestät darauf bestehen, diese Briefe noch einmal zu sehen, so muß ich unbedingt selbst nach dem Haag zurückkehren und werde einiger Zeit bedürfen, sie ohne Aufsehen wieder in meine Hand zu bekommen; indessen wird dies ohne Zweifel ausführbar sein.

— Fatal, höchst fatal brummte der König vor sich hin. Entsinnt Er sich nicht mehr genau des Inhalts von Anhalts Briefen an den Minister von Flemming?

— Sicherlich, Majestät, erwiederte Clement und erzählte auf des Monarchen Auf-

forderung, die in der Absicht geschehen war, daß der Fürst die gegen ihn erhobene Anklage hören solle, was er schon früher dem Könige schriftlich vorgelegt hatte, daß Leopold sich angelegentlich an den Plänen zur Entthronung desselben betheilige. Er sprach wieder so sicher und klar, daß der Fürst, der deutlich jedes Wort in seinem Versteck verstand, vor Wuth schäumte, dabei aber doch selbst der Ansicht ward, Clement sei von seiner Schuld überzeugt und selbst betrogen worden.

Der König hörte finster zu; er achtete weniger auf des Barons Worte, die eigentlich nur für den Fürsten von Anhalt bestimmt waren, sondern er dachte darüber nach, ob er Clement nach dem Haag sollte zurückreisen lassen oder nicht. Sein Vertrauen zu ihm war so groß, daß er sich der ersteren Ansicht zuneigte. Als Clement geendet hatte und an den König die Frage stellte, ob er nach dem Haag zurückkehren solle, meinte dieser daher:

— Es wird nichts anderes übrig bleiben, denn ich habe mir in den Kopf gesetzt, diese Papiere noch einmal durchzusehen. Wann denkt Er, von dort zurück zu sein?

— Es wird mir unmöglich werden früher als in drei bis vier Wochen zurückzukehren, denn ich bedarf der Zeit, mir jene Briefe wieder zu verschaffen, erwiederte Clement.

— Das ist lange Zeit, aber ich sehe ein, daß Er derselben bedarf, sagte der König nachdenklich. Nun, es ist gut, ich werde Ihm morgen meinen festen Entschluß darüber mittheilen; bis dahin amüsire Er sich bei Seiner Braut, die Ihn mit Sehnsucht erwartet haben wird.

Clement zögerte noch, sich zu entfernen, wie es die Worte des Königs andeuteten; er fühlte, daß er jetzt auf einem entscheidenden und gefährlichen Punkte stehe und daß er gut daran thun würde, sich der Stütze, auf die er hoffte, ohne Verzug zu versichern; daher begann er bittend nach einer Pause:

— Darf ich Eure Majestät jetzt um eine Gnade bitten, die den heißesten Wunsch meines Herzens erfüllt?

— Weiß schon, was Er meint, lächelte der König. Er will so schleunig als möglich mit der Marschall getraut werden. Ist's nicht so?

— Ja, Eure Majestät, es ist die Gnade, um die ich bitten wollte; denn vier Wochen sind eine Zeit für die Sehnsucht eines liebenden Herzens, und wenn ich über diese meine Pflicht auch gewiß nicht versäumen würde, so wird sie mir doch durch den Gedanken, am Ziele meiner Wünsche zu stehen, versüßt werden.

— Meinetwegen heirathe Er; spreche Er mit dem Vater, und macht dieser oder das Mädchen selbst Ihm in jungfräulicher Ziererei Umstände, so sage Er es mir nur, und ich will dann die Sache schon nach Seinem Wunsche in Ordnung bringen, meinte der König, sich erhebend. Also auf morgen Abend um dieselbe Zeit auf Wiedersehen.

Clement verbeugte sich, nachdem er kurz seinen Dank ausgesprochen hatte, und zog sich zurück. Der König öffnete, sobald er das Zimmer verlassen hatte, die kleine Tapetenthür und ließ den Fürsten von Anhalt wieder eintreten, den er stumm fragend anblickte, welcher Meinung er nun sei und was er wohl gegen die eben gehörten Beschuldigungen zu sagen habe.

— Hol' mich Dieser und Jener! rief der Fürst heftig. Ich kann aus dem Kerl nicht klug werden, denn er spricht so bestimmt, als ob Alles, was er sagte, die reine Wahrheit wäre. Nun, ich habe Euer Majestät mein Ehrenwort gegeben, daß ich nie einen Brief an Flemming geschrieben habe, und Sie können überzeugt sein, daß ich es nie umsonst gebe, denn es hat mich Mühe gekostet, es diesmal zu bewahren, als ich hinter der Tapete steckte und am liebsten hervorgesprungen wäre, den Schurken wenn er nicht ein Dummkopf ist, zur Rede zu stellen. Eure Majestät werden ihn doch übrigens nicht im Ernst nach dem Haag zurückgehen lassen?

— Gewiß, Euer Liebden; auf welche an-

dere Weise sollten wir denn die Briefe, deren wir bedürfen, in die Hände bekommen? meinte Friedrich Wilhelm.

— Und Majestät meinen, der Baron wird wiederkommen? fragte der Fürst lebhaft.

— Ich habe keinen Grund, etwas anderes zu vermuthen, da er auch diesmal freiwillig zurückgekehrt ist, sobald ich es wünschte, entgegnete der König mit großer Zuversicht.

— Und Majestät wollen ihn wirklich an das hübsche Mädchen, die Marschall, verheirathen?

— Eine Veranlassung mehr für ihn, nach Berlin zurückzukehren, wo seine Frau indessen bleibt, versetzte der König.

— Er wird das Heirathsgut mit sich nehmen, wenn er das ist, wofür man ihn leicht halten könnte — ich meine, ein Schurke — und an die Frau dann nicht mehr denken, warf der Fürst ein.

— Das traue ich ihm nicht zu, denn ich habe nur Grund, ihn für einen Ehrenmann zu halten, sagte der König unmuthig. Ueberdies will ich vorsichtig sein, und er soll die Ausstattung erst nach seiner Rückkehr erhalten.

— Aber, Majestät, Sie wollen eine der edelsten Töchter Ihres Landes an einen Mann verheirathen, der wie ein Abenteurer hier mit einer unglücklichen Behauptung erschienen ist für die er noch nicht einmal sichere Beweise beigebracht hat? Wenn es sich nun doch ergeben sollte, daß dieser Mensch ein Betrüger ist was sollte dann aus der armen Frau werden, die von der Schmach des ihr aufgedrungenen Gatten tief niedergedrückt werden müßte? Das können Eure Majestät wahrhaftig nicht mit Ihrem Gerechtigkeitsgefühle vereinigen, und wenn ich der alte Marschall wäre —

— Was würden Euer Liebden dann thun? fragte der König, zornig aufblickend.

— Hm, dann würde ich vor Eure Majestät treten und sagen: „Majestät, dies ist meine Tochter, und der Herrgott dort oben hat mir als Vater ihr Glück anvertraut, wie Ihnen als König das Ihrer Unterthanen; nehmen Sie, wenn ich Ihnen ungehorsam bin und es Ihnen so beliebt, mein graues Haupt auf dem Schaffot, aber mein Kind werden Sie nicht vor den Trau-Altar führen, so lange ich lebe," — oder so dergleichen.

— Euer Liebden, für den Fürsten eines Landes giebt es Rücksichten, vor denen das Wohl eines einzelnen Menschenherzens in den Hintergrund treten muß, sagte der König verdrießlich.

— So sagte meine Mutter beinahe auch, Majestät, als ich nicht davon abstehen wollte, meine geliebte Anna Fösin, die Apothekertochter, zu heirathen, meinte der Fürst ruhig. Ich habe ihr darauf geantwortet, daß ein Fürst immer Mensch bleibt.

— Ich habe dem Clement aber versprochen ihn mit der Marschall zu verheirathen, sagte der König.

— Nun, so sollten Ihro Majestät wenigstens erst abwarten, ob Sie ihr nicht einen Verbrecher zum Mann geben, denn gegen einen solchen sind Sie Ihres Wortes quitt, erwiederte der Fürst; ohnehin wird es sich ja in vier Wochen entscheiden ob der Clement wirklich ein gutes Gewissen hat.

Der König sprach nicht mehr von Emma von Marschall, denn die biedere Offenheit des „alten Dessauers," wie er später und noch jetzt genannt wird, der Einwurf, den noch Keiner gegen seinen Willen so entschieden gewagt hatte, machten ihn stutzig und berührten ihn tief, aber er blieb fest dabei, Clement müsse nach dem Haag, und im schlimmsten Falle werde er ihn doch schon wieder in seine Gewalt bekommen, ein solcher sei aber nicht anzunehmen. Der Fürst mußte sich brummend in seinen Willen fügen und nochmals versprechen, das Geheimniß streng bewahren zu wollen, ehe er von dem Könige entlassen wurde.

Indessen hatte sich Clement nach Hause begeben und saß, den Kopf gedankenvoll in die Hand gestützt, in seinem Zimmer, überlegend, wie er fortan handeln solle.

Fortsetzung folgt.

Der letzte Abend einer Ballet-Tänzerin.

Original Scizze aus dem Theaterleben.

Von **Bertha Roth.***)

Vor dem Hoftheater zu Braunschweig war ein ausserordentlicher Andrang von Personen, die Einlaß in dasselbe begehrten.

Der Haupteingang und damit die Kasse war schon eine Zeitlang offen, und immer noch konnte die Menge, kaum von der Wache in Ordnung gehalten werden, die sich unter dem Portale, stieß, drängte und einander zuvorzukommen suchte. Unter den Leuten, die geduldiger warteten, befand sich auch ein junger ernster Mann, der Gutsbesitzer Ernest; er stand ganz ruhig an einer Säule, ohne auch nur den Versuch zu machen, dem Eingange näher rücken zu wollen, und war weder so gewandt, noch so keck, sich rasch vorzudrängen, wenn das Spalier der Soldaten sich öffnete, um wieder eine Anzahl Personen einzulassen.

Als er beinahe im Begriff war, fortzugehen, kam ein alter anständiger Mann zu ihm, legte leise die Hand auf seinen Arm und sagte ganz freundlich: „Mein Herr, wenn Sie mit einem Billete versehen sind, kann ich Sie auf einem andern Wege mit in das Theater nehmen, hier möchten Sie sobald noch nicht hinein kommen." — Herr Ernest war sehr angenehm überrascht von der Artigkeit eines ihm völlig unbekannten Herrn, und erwiederte höflich, daß er das Anerbieten dankbar annehmen würde, er habe ein Billet zum Sperrsitz. — „Das trifft sich vortrefflich," sprach der alte Herr, „mein Platz ist auch grade da."

Nachdem sie einen kleinen Umweg gemacht hatten, schloß der Alte eine kleine Seitenthür des Theaters auf, von wo sie dann über mehrere Corridore und Treppen, ungehindert an ihre Plätze gelangten.

„Ich bin Ihnen herzlich zu Dank verpflichtet," sagte der Gutsbesitzer als sie sich gesetzt hatten, „ohne Ihre freundliche Güte wäre ich entweder gar nicht hinein gekommen, oder ich hätte den ganzen Abend stehen müssen."

„O auf den Sperrsitzen heute Abend nicht," entgegnete der alte Mann, „es sind zwar die Abonnement-Plätze für die Offiziere, aber wenn es auf den Zetteln „Abonnement suspendu" heißt, kommen nicht sehr viele."

Die Logen, das Parterre und die Gallerien waren bald zum Erdrücken voll, Herr Ernest bemerkte es mit Verwunderung, und meinte, zu seinem Nachbar sich wendend, daß es doch sonderbar sei, um eine neue Posse mit Gesang und Tanz ein so gefülltes Haus zu sehen.

„Können Sie mir nicht sagen, von wem sie ist, ich habe keinen Zettel?" fragte der Gutsbesitzer; — „Gewiß, das kann ich," entgegnete der alte Herr, indem er einen Zettel aus der Tasche nahm, und ihn dem jungen Manne übergab — „sie ist von „Räder" aus Dresden, und den arabischen Erzählungen aus Tausend und eine Nacht, entlehnt. Sie wird zum ersten Male gegeben, und ist mit einem sehr großen Aufwand von Decorationen, Verwandlungen, Feuerwerk und Ballet ausgestattet, die Inscenesetzung hat über Fünftausend Thaler gekostet, und so etwas zieht das Publikum wie sie jetzt sehen, an. Sodann tanzt auch unsere erste und sehr beliebte Solotanzerin, Frl. Charlotte Leinsitt, die übt eine ziemlich große Anziehungskraft aus, besonders da man von einer Verlobung mit einer hohen Person spricht, wo sie doch dann die Bühne bald verlassen würde. Ich glaube es indessen nicht, und wüßte schon gewiß etwas Bestimmtes darüber. Für das hiesige Theater, und überhaupt für die Kunst wäre es ein sehr großer Verlust, denn sie kann die erste Tanzkünstlerin in Deutschland, ja in ganz Europa werden, haben Sie vielleicht einmal die Taglioni tanzen sehen?"

„Nein," sagte Herr Ernest, „ich habe bis jetzt keine Gelegenheit dazu gehabt."

*) Aus Beaverdam, Wis.

„Auch nicht die Pepita oder Lucile Grahn die doch auf unserer Bühne hier aufgetreten sind?"

„Auch die nicht, aber warum sollte ich die gesehen haben?"

„Dann könnte ich Ihnen den Unterschied zwischen den Tänzerinnen, und die Vorzüge besser erklären, die Frl. Leinstitt vor denen hat."

„Aber woher wissen Sie denn dieselben so genau," fragte der junge Mann, indem er seinen Nachbar erstaunt ansah!

„Das kann ich Ihnen leicht sagen, ich bin der frühere Theaterinspector Schrader, und da lernt man solche Dinge gut kennen; ich verzehre jetzt in aller Ruhe meine Pension, aber interessire mich noch immer sehr für den Schauplatz meiner einstigen Thätigkeit, und bin mit allen Mitgliedern der Bühne herzlich befreundet."

Herr Ernest gab dem freundlichen Manne ebenfalls seine Karte, sprach seine Freude aus, eine so angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben, und meinte es in der That damit aufrichtig. (Wie oft kömmt es im Leben vor, daß man Jemandem vorgestellt wird, der sehr viel zu thun, oder zu denken hat, dennoch sagt er laut „es ist mir unendlich angenehm" oder sonst ein hübsches Wort, welches eigentlich heißt „ich wollte Sie holte der Teufel.") Der Gutsbesitzer dachte also nicht so, wie eben in der Parenthese gesagt ist, und bat seinen Nachbar um die Fortsetzung des Gesprächs.

„Kennen Sie Frl. Leinstitt?" fuhr der redelustige Ertheaterinspector sogleich fort, das Ballet war sein Lieblingsthema, und er freute sich einen aufmerksamen Zuhörer zu haben.

„Sehr wenig," erwiederte Ernest, „ich habe sie vor einiger Zeit ganz flüchtig gesehen."

„Dann werden Sie bestimmt heute Abend entzückt sein, denn sie ist die Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit selbst, und hat alle Erfordernisse einer Tänzerin. Sie ist in Wahrheit eine ganz vollkommene Schönheit, nicht blos auf der Bühne, wo die Kunst der Toilette, die Entfernung, die Beleuchtung, der Schönheit zur Hülfe kommt, auch im gewöhnlichen Leben, am Tage, im Hause. Und wie bescheiden ist sie dabei, ich kenne sie genau, denn ich komme zuweilen in ihr Haus, wie vortrefflich ist ihr Geist und Herz gebildet! Und nun erst ihr Tanzen! Welche Anmuth und Feinheit in jeder Bewegung, welche verschmelzende Harmonie mit den Tönen, mit dem Takte. Sie erscheint als die verkörperte Seele der Musik, sie bringt alle die zarten Geheimnisse der Töne zur lebendigen Anschauung! Im technischen Fache wird sie von keiner lebenden Tänzerin übertroffen, sie schlägt die Pirouette mit der größten Leichtigkeit, zwölf Mal hinter einander; selbst unsere Balletmeister, denen nie etwas gut genug ist, sind stets mit ihr zufrieden. Dann quält und ärgert sie auch niemals die Direction mit Absagenlassen zwei Stunden vorher, oder sonstigen Capricen, sie tanzt wenn's erforderlich ist, jeden Abend, wirkt mit in allen Vorstellungen für Arme oder Abgebrannte, denn sie spielt und singt auch sehr brav — sie ist in jeder Hinsicht ein Segen für das Theater." —

Herr Ernest horchte hoch auf, er hatte niemals gedacht, daß eine schöne Tänzerin ein Segen sein könne.

„Und ein Segen für ihre Familie, die sie ganz allein erhält," fuhr unbeirrt Herr Schrader fort, „obgleich sie nur Zweitausend Thr. Gage hat. Sie könnten sich über meine Lobeserhebungen wundern, wenn ich in Ihrem Alter wäre, mein junger Freund, aber so bin ich alt, von romantischen Liebesunsinn himmelweit entfernt, und kann wohl einmal die Vorzüge des liebenswürdigen Mädchens ins rechte Licht stellen. Voriges Jahr hat sie auf meine Verwendung, Fünfhundert Thr. als außerordentlichen Zuschuß zu der Garderobe bekommen."

„Für Tüllröcke und Kopfputze?" unterbrach der Gutsbesitzer den Balletfreund.

„Nicht dafür allein," entgegnete dieser, „eine erste Solotänzerin, hat eine Unmasse Nebenausgaben, und kann wenn sie ausgeht, auch nicht anders, als elegant erscheinen. Das kömmt Ihnen doch nicht zuviel vor? Die Kunst wird jetzt besser honorirt als frü=

her, das ist wahr. Sie werden von der Schauspielerin Marie Seebach gehört haben, die hat über Viertausend Thr. Gage, und einen zehnwöchentlichen Urlaub, der ihr noch sehr viel ein bringt. Man sagt, sie wird sich mit dem Sänger Siemann, ersten Tenoristen im Hoftheater zu Hannover, verheirathen, die Beiden haben zusammen eine größere Einnahme als unser erster Minister! Und wie werden sie verehrt, bewundert und ihnen gehuldigt; wenn eine solche Berühmtheit nur auf der Bühne erscheint, bewegen sich unzählige, beglacehandschuhte und auch andre Hände, um zu zeigen, wie sehr sie beliebt ist. Man kann wahrlich nichts Besseres thun, als seine Tochter zu Actricen, Sängerinnen und Tänzerinnen ausbilden lassen, sagte eine vornehme Dame unlängst ganz im Ernste zu mir! Sie machen bessere Partien als viele Comtessen und Baroninnen. Und die Dame hat Recht, wenn es blos am Wollen liegt, doch sind auch die wahren echten Genie's selten.

Doch jetzt klingelte es und der erste Akt von der neuen Posse — Aladin oder die Wunderlampe — unterbrach die Mittheilungen des Inspectors. Es war fade, und die Hauptsache nur die schönen Decorationen, einige Couplets wurden mit Beifall aufgenommen.

„Der zweite Akt ist etwas interessanter, es kommen einige hübsche Tänze vom Corps de Ballet vor," sagte der Inspector, als der Vorhang gefallen war.

„Sagen Sie mir doch," bat Herr Ernest, „werden denn nun auch die Verfasser der Bühnenstücke, oder überhaupt die dramatischen Schriftsteller so bedeutend honorirt als die Schauspieler, Sänger u. s. w.?"

„Wenigstens bedeutend besser, als früher," sagte der Inspector, wo unser großer Schiller für „Die Verschwörung des Fiesko" von dem damaligen Theaterdirector in Mannheim Fünf Thr. erhalten hat! Als Gegenstück kann ich Ihnen erzählen, daß Alexander Dumas in Paris; für ein Stück, es heißt: „Der natürliche Sohn," und hat nicht einmal besondern Werth, fünf und zwanzigtausend Thr. eingenommen hat, von den Theatern zu Paris allein, wo es allerdings deren sechs und dreißig giebt."

„Und unsere deutschen Schriftsteller?" fragte Herr Ernest weiter.

„Bekommen auch jetzt mehr Honorar, als sonst, was hat sich die bekannte Madame Birch-Pfeifer nicht für ein großes Vermögen erworben, durch ihre Lust- und Schauspiele, Intriguenstücke, und wie sie alle heißen, dabei hat sie immer anderer Leute ihre Romane, Gedanken und Ideen sehr klug benutzt, das versteht sie."

„Hat sie eine große Anzahl dramatischer Stücke geschrieben?"

Eine wahre Unmasse, sie schüttelt dieselben nur so aus dem Aermel, und das Geld in ihre Tasche; was hat nicht das Stück „Dorf und Stadt" ihr eingebracht, und war ganz aus Berthold Auerbachs Dorfgeschichte: „Die Frau Professorin" entnommen, es entstand noch ein Proceß, darum, den sogar, wenn ich nicht irre, Auerbach verloren hat. Jetzt ist ihr neuestes Werk: „Die Grille," wozu sie einen Roman von George Sand, der Roman heißt: „La petite Fadette," benutzt hat. Sie kennt das Publikum, den Geschmack der großen Menge, das muß man zugeben, sie war früher selbst Schauspielerin."

Der Gutsbesitzer freute sich recht, eine so angenehme Unterhaltung während der Pausen, die sehr lang waren, zu haben, und erhielt auch die Conversation immer im Gange.

„Haben Sie Hackländers, „Europäisches Sclavenleben" gelesen?" fragte der Inspector nach dem zweiten Akte, in Rücksicht auf die Tänze des corps de Ballet.

„Ja etwas davon, aber nicht Alles, es waren so sehr viele Bände."

„Lauter Uebertreibung, können es mir glauben, so schlimm wie er es macht, ist es nicht, ich kenne viele von den jungen Mädchen, die bei dem Ballet sind, deren Familie sich diesen artigen Zuschuß recht gern gefallen lassen, aber schlecht werden sie nicht behandelt, es ist nicht wahr, und so wird ihnen auch nicht nachgestellt, wer tugendhaft bleiben will, kann es doch, ob man nun Tänzerin oder Gouvernante ist."

„Die öffentliche Meinung ist leider anders," meinte der Gutsbesitzer.

„Gewiß, das ist sie, und darüber hat der erwähnte Hackländer sehr losgezogen, und das ist noch das Beste an seinem Buche."

„Ist er aber überhaupt nicht ein recht tüchtiger und beliebter Schriftsteller, für die Bühne, Romane, Zeitschriften u. s. w.?"

„Es kann wohl sein, nur die Leiden der Tänzerinnen sind sehr übertrieben, wenn er auch den armen Mädchen viel Gerechtigkeit wiederfahren läßt, so macht er doch die Eltern derselben so bange, daß man annehmen muß, sie gehen unbedingt verloren. Was soll ein armer Familienvater anfangen, der viele Kinder, und wenig Verdienst hat? Ich kenne einen Kunstgärtner, der hat acht sehr hübsche Mädchen, auch noch drei Knaben, wie kann man es ihm verargen, wenn er drei der Mädchen ans Theater gehen ließ! Aber viele Leute schelten auf das Ballet, weil sie lieber Trauerspiele, so die rechten Rührstücke sehen, wo das Parterre in Gefahr ist, wegzuschwimmen, von den Thränen, der bis zur Verzweiflung gerührten Zuschauer. Wenn es denn nur gute Stücke, klassische Dichtungen wären, von unsern großen deutschen Meistern verfaßt, aber übersetzte französische Dramen, und Charaktergemälde, aus der Birch-Pfeiferschen Fabrik ziehen das Publikum am meisten an. Ach was giebt es für Ansichten über das Ballet, über die Tanzkunst! Ein Herr, der auch neulich hier im Sperrsitz saß, meinte ganz im Ernst, er sähe lieber im Circus Renz ein schönes Pferd Walzer tanzen, als die schönste Tänzerin den Tarantello hüpfen, ja was soll man dazu sagen? De gustibus non est disputandum.*)"

Endlich kam der dritte Akt, und mit ihm die gefeierte Tänzerin, der Protege des Inspectors, und Liebling des Publikums, welches gleich bei ihrem Erscheinen, sie mit stürmischen Acclamationen begrüßte. Zwei andere Tänzerinnen traten nach ihr auf, um bei dem, dem Solo vorangehender pas de trois, mitzuwirken, aber sie trugen wesentlich dazu bei, ihre Vorzüge, wie ihr ganzes Wesen, ins hellste Licht zu stellen. Ihre köstliche Anmuth, ihr zwangloser Anstand, ihre feine Grazie erhöhte ihre strahlende Schönheit, und riß selbst Gegner des Ballets zur Bewunderung hin. Ihre Kunst entfaltete sie vollständig bei dem Solo — es war die wahrhafte Poesie des Tanzes!

„Ist sie nicht eine vollkommene Schönheit, ein himmlisches Wesen?" frug der alte Inspector mit jugendlichem Enthusiasmus — sehen Sie nur ihr griechisches Gesicht, ihren blendendweißen Teint, dies schwarze glänzende Haar, und diese bezaubernden dunkele Augen!"

Der Gutsbesitzer nickte stumm. Das Solo war zu Ende, sie verschwand, aber der Beifall war so rauschend, der Hervorruf so anhaltend und allgemein, daß sie noch einmal erschien, um zu danken. Während sie sich tief verneigte, flogen einige herrliche Bouquets auf die Bühne, sie nahm sie auf, ohne Kokketerie, ohne ein sieggewohntes, triumphirendes Lächeln, — und trat ab.

„Ich bin ganz hingerissen," sagte Herr Ernest, meine Erwartungen sind bei Weitem übertroffen, sehen wir dieses reizende Mädchen heute Abend noch einmal?"

„Im fünften Akte als Anführerin des Amazonenheeres," erwiederte der Alte, indem er entzückt den Eindruck bemerkte, den sein Liebling auf den neuen Bekannten gemacht hatte, und sprach dann noch weiter über Tanz, die Bühne u. s. w.

„Wenn auch," bemerkte er weiter, „das Theater uns das wirkliche Leben vorstellen soll, so muß doch dieses veredelt, gehoben, von der Kunst getragen, geschehen, sonst erinnert es uns sogleich an die hausbackene prosaische Alltäglichkeit von der wir eben herkommen. Der Hauch der Poesie muß uns anwehen, in Versen und in Prosa, — das haben früher Göthe, Schiller, Shakespeare, — später Halm, Gutzkow, Laube und noch Andere sehr wohl erkannt, und die größten Mimen aller Zeiten haben es so erhaben, wie der Dichter wollte, aufgefaßt. — Dasselbe ist es aber auch mit dem Ballet! Wie könnte man das Tanzen wie es

*) Ueber den Geschmack ist nicht zu streiten.

auf den Bällen Mode ist, auf die Bühne bringen! Ich bin erst kürzlich auf einem Balle gewesen, wo man bei den Damen, vor lauter aufgeblasenen Stahlreifenputz, und ungeheueren langen Kleidern nicht wahrnehmen konnte, ob sie den Fuß einer Chinesin, oder Kalmückin hatten, und die Herren bewegten sich in ihren schwarzen Windmühlenflügeln, krankhaft weißen Westen, und todtblassen Cravatten, mit den hohen Eisbrechern von Halskragen, wie die an der Schnur gezogenen Wachsfiguren, o es ist wahrhaft lächerlich! Nein dergleichen kann man auf dem Theater nicht gebrauchen! Tanz — eine der sieben freien Künste — muß uns stets an etwas Ideales, Schönes, an Sylphiden, Grazien und Musen erinnern. Nach meiner Ansicht vereinigt unsre liebenswürdige Charlotte alle diese nothwendigen Eigenschaften der höheren Tanzkunst, auch mit der reinsten Sittlichkeit. Freilich glauben unsre hübschen Lästerzungen in den Logen dort, daß davon bei dem Anzuge einer Tänzerin nicht die Rede sein könne, aber sie verstehen es nicht besser, und ich habe auf Maskenbällen, vornehme Damen gesehen, deren Toilette um kein Haar breit anständiger war, als ein Balletanzug."

„Wollen Sie mir nicht noch etwas von den Familien=Verhältnissen der schönen Frl. Leinsitt erzählen?" fragte Herr Ernest, seinen Nachbar.

„Herzlich gerne," entgegnete dieser, „ich bin zufällig genau damit bekannt. Charlotte stammt keinegswegs aus einer zum Tanzen geborenen Familie, ihr Vater war der Baron von Leinsitt, ihre Mutter ebenfalls von altem Adel, wenn ich nicht irre, aus dem Meklenburgischen. Sie sollen früher ein großes Haus gemacht haben, allein, die größten Uebel sind die Schulden! Er wurde eines schönen, oder vielmehr schlimmen Tages so hart von den Gläubigern bedroht, daß er in der folgenden Nacht verduftete, das heißt entfloh. Man sagte er sei auf einem Oldenburger=Schiffe, welches nach New=York segelte, zuerst Steuermann geworden, er hat früher in irgend einer Marine gedient, später sei er, unter andern Namen, auf einem Amerikaner = Schiffe, als Capitain gefahren. Nach seinem Verschwinden ist das Gut, und sonstiges Eigenthum verkauft, seine Frau mit welcher er nicht gerade überglücklich gelebt hatte, zog sich gänzlich von der Welt zurück. Charlotte ging gleich darauf an die Bühne, lernte in einem Jahre mehr, als andere Mädchen in vier, und kam bald nachher als Solotänzerin hier an das Theater; sie nahm eine alte Verwandte zu sich, da ihre Mutter aus einem sonderbaren Stolze, nicht mit ihr hier wohnen wollte, und lebt nun sehr einfach und zurückgezogen. Charlotte gab alle Titel, vernünftiger Weise auf, unterstützt die arme adelsstolze Mutter, läßt ihren älteren Bruder Medicin studiren, und eine jüngere Schwester zur Sängerin ausbilden, alles von ihrer Gage, ist das nicht lobens = und erwähnenswerth? Es wäre wirklich Schade, wenn sie durch irgend eine Heirath sobald der Kunst entzogen würde, denn wenn sie sich, wie man sagt mit einem hohen Offizier verlobte, bekömmt sie unbedingt sogleich eine Dispensation, aller ihrer Verpflichtungen vom Herzog der ihr sehr zugethan ist, ohne alle Nebengedanken."

„Wenn aber diese Verlobung eine bloße Vermuthung bleibt," sagte Ernest plötzlich, etwas befangen zu dem Inspektor," dürfte ich wohl darauf rechnen, bei ihr eingeführt zu werden, da ich, Frl. Leinsitt unbeschreiblich gern öfter sehen und näher kennen lernen möchte?"

„Das ließe sich wohl einrichten," versetzte der Alte bedächtig, und sah den jungen Mann scharf an, „aber wie kommen Sie so schnell dazu —"

„Ich will aufrichtig sein, obschon es Ihnen lächerlich scheinen muß," unterbrach ihn Herr Ernest, „aber oft entscheiden Momente über das ganze Leben, so auch hat dieser Abend über mich entschieden, ich bin reich, unabhängig und noch nicht zu alt, ich denke Frl. Leinsitt meine Hand anzubieten, und würde, wenn ich das Glück hätte, sie meine Gattin zu nennen, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, und überhaupt sie glücklich zu machen suchen."

„Ich bin von Ihren ehrenhaften Gesinnungen überzeugt, verspreche daß es unter uns

bleiben soll, und finde es nicht lächerlich, daß Sie mir dieses sagen, wenn auch unsere Bekanntschaft noch neu ist, man täuscht sich oft in Leuten, die man Jahre lang gekannt hat, und ich denke, Sie sind für die liebenswürdige Charlotte, eine gute Partie —"

Ein durchdringender Schrei von der Bühne her, ließ den alten Herrn verstummen, ein schwacher Rauch drang zwischen dem Vorhange und dem Proscenium hervor, das Publikum erhob sich von den Plätzen, der Ruf „Feuer" der schrecklichste bei einem so dicht besetzten Hause, wurde laut. Viele drängten den Ausgängen zu, es entstand eine Unruhe — als es rasch zwei Mal klingelte, der Vorhang empor flog — von Feuer oder Rauch war keine Spur. Der Regisseur trat hervor, bat das geehrte Publikum ruhig zu bleiben, es sei durchaus keine Feuersgefahr da, nur sei der höchst beklagenswerthe Unglücksfall vorgekommen, daß Frl. Leinsitt sich der Rampe zu sehr genähert habe — an der Seitencoulisse, wodurch die Kleider derselben in Brand gerathen seien, sie habe sich leider erheblich verletzt, doch hoffe man daß es nicht lebensgefährlich sei, — ihre Stelle im fünften Akte werde Frl. Granzow ersetzen.

Eine tödtliche unheimliche Stille herrschte, die endlich einem Gemurmel des Bedauerns wich — der alte Inspector stand auf „ich gehe um mich zu erkundigen, bleiben Sie ruhig hier," sagte er zu dem jungen Manne, der ihn begleiten wollte, „ich habe noch immer kleine Rechte auf der Bühne."

Er kam sehr bald wieder und ward von mehren Herren, die ihn kannten mit Fragen bestürmt. „Die Rampe hat keine Schuld, eine umstürzende Coulisse, woran Kerzen befestigt waren, welche die Wolken beleuchten sollten, die im nächsten Akte vorkömmt — aber das bleibt sich gleich, der Arzt giebt keine Hoffnung — sie ist schon in ihre Wohnung gebracht worden." —

Das war Alles, was der Theaterfreund erfahren hatte, er begab sich sodann mit dem jungen Manne hinweg — sie mochten nichts mehr sehen noch hören, am allerwenigsten die Wolke, die ihnen ihren Himmel entzogen hatte.

Acht Tage nach diesem Abende, wurde die junge gefeierte schöne Künstlerin begraben. Sie hatte noch einige Tage gelebt, aber ohne Bewußtsein, dann hatte der Tod, herbeigeführt durch die Verletzung, die Angst und den Schreck, ihrem Leben ein Ende gemacht. — Die Trauer war aufrichtig und allgemein, und es war ein pompöser Leichenzug — selbst der Hof hatte einen Trauerwagen geschickt. Die beiden neuen Freunde folgten zu Fuß — alle Mitglieder der Bühne auch die Damen in Wagen, es war das letzte Zeichen der Verehrung, denn bald war von der liebenswürdigen Charlotte Leinsitt nichts mehr übrig, als ein mit Blumen geschmückter Grabhügel. —

„Es war der letzte Abend," seufzte der alte Inspector auf dem Heimwege, indem er dem jungen Manne die Hand drückte, — „und sie war im Begriff, eine so gute Partie zu machen — auch der Kunst, ist sie nun verloren!"

Herr Ernest gab seinen Gefühlen keine Worte, und der Inspector dachte — der heftigste Schmerz ist stumm.

Die Direktion des Theaters war gefühllos genug, dasselbe Stück zum zweiten Male zu geben, am Begräbnißtage — aber die Räume füllten sich nicht halb, und man spielte und sang im „Aladin" vor beinahe leeren Bänken.

Einen Monat später überbrachte der Inspector seinem Freunde das wohlgetroffene Bild, der so früh dahin geschiedenen Künstlerin, — es war nach einer Photographie sehr sauber in Stahl gestochen.

„Wissen Sie schon," erzählte der Alte, „daß Charlottens Vater angekommen ist? Er soll sich auf seinen Seereisen ein ziemlich großes Vermögen erworben haben, und wie man sagt, hat er seine Kinder abholen wollen, — für unsern Liebling aber kommt er viel zu spät! Vielleicht, wenn er sich früher um sie bekümmert hätte, wäre ihm dieser Schmerz erspart worden, — aber das Schicksal hat es anders gewollt! Der Capitain hat ihr ein schönes Denkmal setzen lassen; und das hatte das edle Mädchen wohl verdient! ...."

*) Die Tänzerin starb vor vier Jahren im Januar 1857, und war der Verf. sehr gut bekannt.

Wettergespräche.

Von Bertha Roth.

Wenn du lieber Leser dich jemals über die Unbeständigkeit des Wetters geärgert, oder bei einem Gespräche darüber dich gelangweilt, und sarkastisch gelächelt hast, wenn Jemand die Unterhaltung mit der geistreichen Bemerkung „es ist heute sehr schönes Wetter" begann, so lies diese Apologie, und du bist vielleicht anderer Meinung.

In den Ländern der Erde, wo das Wetter ganz unveränderlich ist, wie in Aegypten, wo es fast nie regnet, wo stets der Himmel wolkenlos ist, und das Land bekanntlich nur durch den starken Thau und die Ueberschwemmungen des Nil fruchtbar wird, ist es viel langweiliger und ungeselliger, es fehlen so viele Gesprächsanknüpfungspunkte.

Einmal soll in Aegypten in sieben Jahren kein Tropfen Regen gefallen sein, da hat man den Sonnenschein recht satt gehabt, und die Schriftsteller (diese Sorte Menschen giebt es in jedem Winkel der Welt) haben niemals einen Roman der in dem Lande spielte, mit der höchst interessanten Einleitung schreiben können: „Der Regen stürzte in Strömen vom Himmel, furchtbar heulte der Sturm, und rauschte es in den alten Wäldern" — oder „Nach langen trüben Tagen erglänzte endlich wieder der Himmel im heitersten Blau" selbst da nicht, als dieser schöne Styl recht Mode war. An der peruvianischen Küste ist nie ein Gewitter, welches doch sonst eine angenehme Unterbrechung der Sommerhitze ist, für furchtsame Leute muß es da ganz gut sein, aber eine neuere Schriftstellerin*) würde, wenn sie da gewohnt hätte, ihren langen Roman mit den Worten begonnen haben: Zwei Heere kohlschwarzer Wolken rüsteten sich zum Streit; u. s. w."

Wenn es die Wettergespräche nicht gäbe, wenn es vielleicht stets zu bestimmten Tagen regnete oder trocken wäre, schneite oder kalt wäre, wüßten viele Leute gar nichts zu sprechen. Auf Reisen ließe sich entsetzlich schwer eine Bekanntschaft machen, ein Gespräch anknüpfen, und bei gleichgültigen Besuchen käme man sehr in Verlegenheit; während man sich leicht mit einer Wetter Bemerkung daraus hilft.

„It is very cold to-day" — sagt man, wenn man noch nicht viel englisch kann, und doch gern etwas sprechen möchte, mit einem Nachbar, der nicht deutsch versteht. Eine Französin kam mir in Königswinter am Rhein, immer mit den Worten entgegen „es macht sehr warm heute," wo sie das „il fait bien chaud aujour d'hui," wörtlich übersetzt hatte, sie wollte gern deutsch sprechen und konnte nicht viel, wenn sie mich dagegen französisch begrüßte, sprach sie nie über das Wetter.

Aber wovon sollte ein Heringscommis, oder coffee clerk sich anders mit der Kafferolgöttin unterhalten als vom herrlichen oder abscheulichen Wetter? Welcher Stoff für die Unterhaltung, wenn man eine Partie macht, im offnen Wagen, oder im Boote, und einige graue Wolken steigen am Himmel auf? „Das Barometer ist gefallen" seufzt eine Dame, die ihr Baregekleid zu verderben fürchtet, „wir sind ja mit Regenschirmen bewaffnet, ängstigen Sie sich nicht," tröstet ein alter Herr, der einen alten Ueberzieher mitgenommen hat, und es ruhig abwarten kann, „es wird auf Ehre nicht regnen meine Gnädigste," schnarrt ein junger uniformirter Cavalier, indem er sein kokettes Schnurrbärtchen, des Zopfthums neuere Phase, wie Heine sagte, dreht, — und „wenn es so bleibt, regnets gewiß nicht," sagt ein unverheiratheter Geschäftsmann, der gern witzig erscheinen möchte — so muß das Wetter herhalten für Jedermann.

„Erwacht Jemand am Morgen —
Und ist sein erstes Geschäft in aller Früh —
Daß er das Wetter prüft voller Sorgen
Und spricht — 's ist nichts mit unserer
Landpartie!"

So sagt Saphir gar anmuthig von dem Wiener, der doch halt gern einmal auf's Land reist!

*) Emilie Flygare Carlén.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte ich eine Dame in Norddeutschland, als sie krank war. „Ich habe diese Nacht nicht schlafen können, weil es heute wieder kein Lockenwetter gab, es ist zum Sterben, mit diesem abscheulich feuchten Wetter“ gab sie zur Antwort.

Eine junge schöne Frau, die einige Wochen in einem anmuthigen Thale des Harzes wohnte, schalt, als es eine ganze Zeit, wundervoller Sonnenschein gewesen war entsetzlich auf den wohlthätigen Regen, der einen ganzen Tag anhielt, und lag in der böseste Laune auf dem Sopha. „Die durstenden Felder“ sagte ich zu ihr „bedürfen so sehr dieser Erquickung“ — „Aber was geht mir denn das an“ unterbrach sie mich zornig „ich bin hier um die grünen Bäume, die Waldluft zu genießen, nicht das schlechte Wetter.“

Schlechtes Wetter nannte sie den Regen, für den die arme Bevölkerung dem Himmel dankte. Wie oft wird das fruchtbarste, köstlichste Wetter gescholten, besonders in großen Städten, wo man nichts, vom Erndten weiß, nichts vom mühseligen säen und pflanzen. Wo die vielen Lilien leben, die nicht arbeiten und nicht spinnen, und doch herrlicher gekleidet sind, als Salomo in aller seiner Pracht.

Oft hört man sagen, es ist gräuliches, gräßliches, fürchterliches — auch wohl verdammtes Hundewetter, als ob nicht Alles in der Natur seinen Nutzen hätte — wie der Schnee die Erde befeuchtet, und tief eindringt, wie der Sturm die Wolken zertheilt, und sie nach andern Gegenden führt — selbst das, in menschlichen Augen, schlechtste Wetter hat vielleicht großen bis jetzt unbekannten Nutzen!

„Das war das längste Wettergespräch was ich je hörte“ sagt vielleicht der Leser, wenn er die Geduld gehabt hat, es bis zu Ende zu lesen.

Meeresleuchten.

Von Bertha Roth.

Es glitzert und flimmert
So seltsam die Fluth —
Es funkelt und schimmert,
Wie Feuer und Gluth. —

Sind's Nixen mit hellen
Juwelen im Haar?
Sind's leuchtende Schätze
Und Perlen wohl gar?

Sind's Thränen der Menschen
Die einst auf dem Meer,
Als's Schiff war im Sinken,
Geklaget so sehr?

Sind's Meeresbewohner
Verzaubert in Gold?
Sind's Geister der Tiefe
In des Meergottes Sold?

Von alledem gar nichts
So sprach der Cap'tain,
Nur Wasserinsekten,
Die glänzen so schön. —

Poetische Täuschung
Wie schwandest du da —
Gewürm und Insekten
Als man es besah!

*) Das Meerleuchten rührt wirklich von kleinen Seegewürme her, genannt Mammarien; nach A. v. Humboldt, zur Ordnung der: „Acalephen, Crustaceen, Peridinium und kreisende Stereidinen,“ gehörend. 1. Band des Kosmus Seite 330.

Der fliegende Holländer.

Von Bertha Roth.

Ewig auf den kalten Wellen schaukeln
Nimmer wieder grüne Bäume seh'n —
Nie des Frühlings-Odem wieder fühlen,
Niemals wandeln auf besonnten Höh'n!

Immer segeln auf der Wasserwüste,
Fast verzehrt von Reue, Sehnsucht, Schmerz!
Nur die Nixen spöttisch lachen hören,
Nixen ohne Seele, ohne Herz.

Mit gespenstig blutig rothen Segeln
Fliegt mein Schiff nun ewig auf dem Meer, —
Und die tückisch wilden Wogen werfen
Es in Sturm und Nacht noch hin und her.

Möcht' es dann nur an den Klippen stranden
Und ich fände die ersehnte Ruh' —
Könnte doch im Grabe endlich landen,
Und das dunkle Meer, deckt Alles zu.

Ach ich kann nicht stranden, und nicht landen
Schuld und Fluch treibt ruhelos mich fort,
Ewig auf den kalten Wellen schaukeln —
Nimmer finden den Erlösungsport!

*) Diesem Gedichte liegt das Mährchen zum Grunde, wie der Holländische Capitain beim Teufel geschworen hatte, im heftigsten Sturm ein gefährliches Cap zu umsegeln und sollte es bis zum jüngsten Tage dauern. Es muß nun der Sage nach seinen Schwur halten.

Deutsche Volks-Blätter.

Nro. 8. | Mai, 1861. | 1. Band.

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman

von

Heribert Rau.

Verschwiegene Liebe.

Die ersten Wochen ihres Aufenthaltes in der neuen Welt waren Humboldt und Bonpland rasch vergangen.

Sie hatten ein geräumiges, namentlich für astronomische Beobachtungen sehr geeignetes Haus gemiethet, in dem sie sich über aus wohl befanden. Man genoß darin, wenn der Seewind wehte, einer angenehmen Kühle, zumal die Fenster nach Landessitte ohne Scheiben waren, während Magnolien mit ihren wogenden Fächern und Kelchblumen den Zimmern Schatten und einen angenehmen Ausblick gaben.

Arbeit fand sich dabei genug. Die erste Zeit verfloß mit Berichtigung der Instrumente, sowie mit geologischen und botanischen Ausflügen in die Umgegend. Ja die Manichfaltigkeit der Gegenstände, welche die beiden Reisenden zugleich in Anspruch nahmen, war so groß, daß sie Humboldt und Bonpland nur schwer den Weg zu geordneten Studien und Beobachtungen finden ließ.

Aber auch ihre Geduld sollte dabei großen Prüfungen unterworfen werden. Wenn die ganze Umgebung den lebhaftesten Reiz für sie hatte, so machten dagegen ihre Instrumente die Neugierde der Einwohnerschaft von Cumana — wenigstens denjenigen Theil derselben, mit dem sie durch Don Vincente Emparan in Berührung kamen — rege. Sie warden daher fast täglich durch Besuche von ihren Arbeiten abgezogen, und da der milde und menschenfreundliche Humboldt nicht fähig war, die Leute auch nur durch ein hartes Wort zu verletzen, die so seelenvergnügt durch einen Dollond die Sonnenflecken betrachteten, oder zwei Gase in der Röhre des Eudiometers*) sich verzehren, oder, auf galvanische Berührung hin, einen todten Frosch sich bewegen sahen, — so mußte sich Humboldt wohl herbeilassen, gar oft auf verworrene Fragen Auskunft zu geben, und die ihm so kostbare Zeit zu wiederholten Versuchen zu opfern.

Aber in Humboldt vermochte ja nie der Naturforscher und Gelehrte, den Menschen zu verleugnen.

Wie glücklich aber war dann Humboldt, wenn er, still zurückgezogen, die göttlich schönen Nächte auf dem platten Dache seines Hauses in astronomischen Beobachtungen und Berechnungen zubringen konnte. Und welchen Stoff dazu fand er hier!

So machte jetzt eben *eine Lichtkrone um den Mond* den Einwohnern von Cumana viel zu schaffen, während sie Humboldt — obgleich er ähnliche Erscheinungen kannte — die schönste Gelegenheit zu interessanten Forschungen gab.

Das Volk aber betrachtete diese Mondhöfe als den Vorboten eines starken Erdbebens — die Stadt war erst vor zehn Jahren durch Erdstöße fast gänzlich zerstört worden; — denn nach der Volksphysik stehen alle ungewöhnli-

*) Luftgütemesser.

chen Erscheinungen in unmittelbarem Zusammenhange.

Das Phänomen war übrigens prächtig genug, um selbst Alexander von Humboldt's Aufmerksamkeit zu fesseln. Farbige Kreise standen rings um den Mond: Purpur, Orange und Violett. Oft verschwanden sie in wenigen Minuten mehrere Male; dann aber traten die prismatischen Farben wieder um so kräftiger hervor. Selbst die Venus zeigte Humboldt öfter solche Höfe. Es waren Lichtbrechungen in den oberen feinen Dunstschichten.

Aber auch Bonpland — in dem sich das französische Element der Lebendigkeit und der glücklichsten Heiterkeit jetzt erst recht geltend machte, da er fortwährend in der Freude der Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche schwamm — war unermüdlich thätig. Humboldt's Beobachtungen vielfach theilend, brachte er indessen doch die meiste Zeit auf botanischen Ausflügen zu, und das Glück wollte, daß hier der junge Franzose — der eben doch neben viel Geist und Wißbegierde auch noch ein Herz besaß, das gerade nicht von Stein war — eine wunderliebliche Blüthe finden sollte.

Bonpland hatte, schon bald nach jener Gesellschaft im Manzanares (beide Freunde nahmen von da an öfter an diesen Cirkeln Theil) die kleine Zambo, die ihm dort schon so sehr gefallen, wiedergefunden. Es war dies auf folgende Weise geschehen:

Eine der auffallendsten und für den jungen Botaniker interessantesten Vorkommnisse im Reiche der Cumanesischen Flora, waren nämlich die in der Nähe der Stadt und der Befestigungswerke vielfach vorkommenden Wäldchen von Fackeldisteln.

Wer kennt, selbst bei uns, diese wunderlichsten der Pflanzen nicht, die, gleich Mißgeburten, von der gewöhnlichen Bildung so scharf abweichen, aus saftigen, bald walzenförmigen, kantigen, kuglichen oder lappigen, einfachen oder verzweigten Stengeln bestehen und an welchen zahlreiche, oft gefährliche Stacheln die Stelle der Blätter vertreten? Wer kennt sie nicht die Hunderte von Cactus-Arten, deren prachtvolle Blüthen die verkrüppelte Gestalt des Stammes so gerne vergessen läßt, und die gerade durch diesen Gegensatz nur an Reiz und Wunderbarkeit gewinnen?

Aber was sind diese Treibhauspflanzen bei uns gegen die Kinder desselben Geschlechtes, die in den tropischen Gegenden in der Freiheit aufwachsen? Ein großer Theil davon wird dort 30 bis 40 Fuß hoch, und ihr mit Flechten bedeckter, in mehrere Aeste kronleuchterartig getheilter, oft über 4 Fuß im Umfang haltender Stamm ragt dann seltsam baumartig empor. Ein Europäer, der nur die Fackeldisteln unserer Gewächshäuser kennt, wundert sich in jenen südlichen Ländern, wenn er sieht, daß das Holz dieses Gewächses dort mit dem Alter so hart wird, daß es Jahrhunderte lang der Luft und der Feuchtigkeit widersteht.

Aber nicht nur in dieser Riesengröße kommen die Cactusarten dort vor: wie staunten Humboldt und Bonpland, als ihnen bei Cumana ganze Wälder von Fackeldisteln entgegen traten. Solche kleine Wälder aber — Tunales genannt — sind, der furchtbaren und zahllosen Stacheln wegen, so undurchdringlich, daß man sie als militärische Vertheidigungsmittel anlegt, wie man dort auch in den Wassergräben der befestigten Plätze Krokodille hegt. Der Mensch ist ein raffinirtes Wesen! In einem Klima, in welchem die organische Natur eine so gewaltige Triebkraft hat, zieht er selbst fleischfressende Reptilien und mit furchtbaren Stacheln bewehrte Gewächse zu seiner Vertheidigung herbei.

Aber durch welche Schwierigkeit läßt sich ein leidenschaftlicher Naturforscher, wie Bonpland, abschrecken? Trotz aller Gefahren — und diese waren nicht klein, da die Klapperschlange, der Coral und andere giftige Schlangen diese heißen und trockenen Orte gerne aufsuchen, um dort ihre Eier in den Sand zu legen — trotz aller Gefahr und Schwierigkeiten drang Bonpland doch verschiedene Male in einen dieser an der Spitze des Schloßberges gelegenen Tunal ein, um den Bau dieser Wunderpflanzen, die Zahl der Gräten, die Stellung der Stacheln und den Zauber-

kelch der Blüthen zu untersuchen und zu beobachten.

Es war schon Abend geworden, als er sich mühselig aus seiner gefährlichen vegetabilischen Umgebung herausarbeitete. Aber der junge Mann hatte dadurch auch den Weg verloren und sah mit Staunen, daß er an einem ganz anderen Platze herausgekommen, als er beabsichtigt. Während sich Bonpland indessen noch umschaute, um die Richtung zu finden, die er einschlagen mußte, um nach Cumana zurückzukommen, erblickte er plötzlich hinter der, einen kleinen Gemüsegarten umzäunenden Cactushecke stehend, ein allerliebstes Indianer-Mädchen. Erfreut trat er näher .... siehe da war es die kleine vierzehnjährige Zambo, die ihn schon öfter bei den Manzanaresabenden bedient, und deren melancholisch-sanften und doch wieder mit geheimer Gluth auflodernden Blicke ihn schon das erstemal so sehr angezogen und gefesselt hatten.

Auch jetzt stand sie, wie damals, vor ihm, nur von einem kurzen, ärmellosen, bis an die Hälfte der Schenkel reichenden Baumwollenhemde bekleidet, so daß der ganze prächtige Bau ihres schönen vollen Körpers seinen Blicken offen lag. Aber auch jetzt war es namentlich die bestrickende, sanfte Traurigkeit der Züge und der Blicke, die Bonpland zu dem Kinde hinzog.

Natürlich entspann sich, da die kleine Zambo als Dienerin im Hause des Gouverneurs spanisch verstand, sofort ein Gespräch zwischen den Beiden, aus welchem der junge Franzose erfuhr, daß die kleine Nunu hier den Garten ihres Vaters bestelle, was an jedem Tage geschehe, an dem sie vom Dienste der Herrschaft frei sei.

Aber wunderbar! — hatte sich Bonpland bisher für die seltsamen Formen und Arten der Fackeldisteln interessirt, so schien bei ihm dieses Interesse von jenem Abende an noch merklich gewachsen zu sein, und zwar so sehr, daß Humboldt oft schon lange seinen astronomischen Arbeiten oblag, während Bonpland immer noch dem botanischen Studium in den Tunales nachging.

Es ist wahr, er pflegte dann gewöhnlich in dem kleinen Gemüsegarten der lieblichen Nunu von den Mühen und Anstrengungen des Tages ein wenig auszuruhen, und diese Ruhestunden, in kindlichem Geplauder mit der niedlichen Zambo zugebracht, wurden ihm bald über alles lieb.

Was kümmerten ihn jetzt noch die Stacheln der Cactus, die zu fürchtenden tödtlichen Bisse der Schlangen? — Selbst das genirte den jungen Franzosen nicht, daß er öfter auf seinem einsamen Wege einem jungen Zambo begegnete, der — wie alle seines Stammes — bis zum Gürtel nackt, mit einem mächtigen Stocke bewaffnet war und ihm jedesmal mit finsterer Miene den Weg vertrat. Bis jetzt freilich hatte immer noch einer der feurigen, festen und durchbohrenden Blicke des jungen Franzosen genügt, den Zambo wie einen knurrenden Löwen scheu bei Seite treten zu machen. Dennoch war es Bonpland nicht entgangen, wie ihm der Farbige dann mit dem Ausdrucke des tiefsten Hasses nachsah.

Nunu bestätigte auch seine Vermuthung: er war ein Nebenbuhler, den die Kleine aber, als einen zornigen und bösartigen Menschen, nicht leiden konnte, und dessen Heirathsantrag sie daher abgewiesen hatte.*)

Der junge Franzose kümmerte sich darum nichts. Er fühlte in der That in seinem leicht entzündlichen Herzen eine Leidenschaft für Nunu aufkeimen und wachsen, die ihn nachgerade in den Momenten ruhiger Ueberlegung peinigte und beängstigte, dagegen wenn er bei ihr war, desto höher beglückte. Und doch hatten Beide bis jetzt fast nur kindlich mit einander geplaudert, obgleich jedes wußte: daß es liebe und instinctiv ahnte, daß es von dem Andern wieder geliebt werde.

Auch heute hatte Bonpland den Gemüsegarten Nunu's richtig wiedergefunden. Jetzt eben — die Nacht war nicht mondhell, aber die Sterne flitterten mit einer fast blendenden Pracht am Himmel — saß er auf einer klei-

*) Die Mädchen der dortigen Indianerstämme heirathen zumeist schon mit dem zwölften Jahre.

nen Bank neben dem Mädchen. Sanft schlang sich der Arm des jungen Mannes um ihren Körper, den er leise an sich gezogen und leiser noch flüsterte er der Lieblichen schmeichelnde Worte zu. Er sprach von Liebe, — sprach mit der Leidenschaftlichkeit seines Wesens, seiner Nation. Sein Hauch selbst war Gluth .... aber Nunu schwieg. Sie zitterte in seinem Arm und doch schien sie gerade heute trauriger, melancholischer denn je.

Plötzlich raschelte etwas hinter ihnen. Beide fuhren empor und sahen sich um. Es war wieder still .... und doch glaubte Bonpland eine dunkle Gestalt gesehen zu haben, die aber plötzlich wie in die Erde gesunken und verschwunden war. Er sprang auf, zog ein Terzerol aus seiner Tasche, das er, der Sicherheit wegen, auf allen seinen Ausflügen mit sich führte und durchsuchte den Garten. Es war nichts, keine Spur eines lebenden Wesens!

Der junge Mann setzte sich abermals zu der Kleinen. „Nunu!" — sagte er jetzt, indem sein Arm sie wieder leise umschloß — „Nunu! ich fühle Dein Herz an dem meinen schlagen; ich fühle, wie Du zitterst. Was ist es, daß dich so beben macht?"

„Nunu bebt!" — sagte das Mädchen nach kurzem Zaudern leise — „wie die Feuerblume, wenn sie der erste Sonnenstrahl trifft. Weiß sie warum? .... Sie weiß es nicht; aber der Strahl thut ihr so wohl, daß sie vor Seligkeit zittert und den Flammenkelch weit öffnet."

„Nun, Nunu!" — fuhr der junge Mann zärtlich fort — „so will ich Dir verrathen, warum die Feuerblume beim ersten Sonnenstrahle zittert. Du weißt ja, ich mache mir viel mit den Blumen zu schaffen, und kenne daher ihr Leben und Weben, ihre Sprache und ihr Wesen!"

Das Mädchen erhob hier langsam seine dichten schwarzen Augenwimpern und sah den jungen Mann mit einem so wunderbaren, halb scheuen, halb innigen Blicke an, daß sich Aime wie von einem Zauber umstrickt fühlte. Dann sagte sie kaum hörbar und mit einem Ausdruck scheuer Achtung: — „So ist der weiße Mann ein Piache?"*)

„Ja!" — versetzte Aime mit einem leisen Kusse auf Nunu's glühende Wange — „und er will sein braunes Mädchen lehren, was er den Blumen abgelauscht."

„Er mag sprechen!" — sagte die Kleine. — „Nunu hört ihm gerne zu."

„Thust Du das, Engel?" — rief Aime, und zog sie fester an sich. Aber Nunu machte sich sanft los und frug. — „Und warum zittert die Feuerblume beim Aufgang der Sonne."

Der junge Mann neigte seinen Mund an Nunu's Ohr, dann flüsterte er: — „weil die Sonne ihr mit ihrem ersten Morgenstrahl einen heißen Kuß der Liebe aufdrückt."

Aime fühlte, wie sein süßes Reh ein seliger Schauer durchzuckte. Leise, leise! zog er sie abermals an sich. Sie ließ es geschehen. Zärtlich drückte er einen Kuß auf ihre Lippen; ...... sie schrack zusammen, bog sich zurück und sagte: — „Bin ich des weißen Mannes Weib?"

„Nun!" — rief Aime — „liebst Du mich nicht?"

Das Mädchen schwieg.

„Fühlt Nunu keine Liebe?" — frug der junge Franzose wiederholt. — „Fühlt sie nicht einmal, was doch selbst die Feuerblume zittern macht?"

„Piache!" — sagte die Kleine sanft und mit der so wunderbaren ergreifenden Melancholie, die ihr und allen ihres Stammes auch im Ton der Stimme eigen — „Piache kennt die Blumen und ihre Sprache ...... aber das Herz der Zambo kennt er nicht."

„Warum?" — frug Aime überrascht.

Nunu schwieg lange. Dann hub sie leise an: — „Ich will dem weißen Freunde etwas erzählen; dann soll er sagen, ob Nunu weiß, was Liebe ist."

„Sprich, mein süßes Reh!" — rief Aime entzückt; — „ich lausche Deinen Worten!"

Nunu entzog sich abermals sanft den stürmischen Liebkosungen des jungen Mannes.

*) In der Sprache der Chaymas: Zauberer, Arzt.

Dann hub sie nach einer kleinen Pause also an:

„Nunu's Mutter ist schwarz gewesen, eine Negerin, ... Nunu's Vater aber war ein Dakota, weit, weit her, wo der See Minesota im tiefen Walde ruht. Dort nun, lange bevor des weißen Mannes Fuß die Wälder betreten, die der große Geist den Dakotas gegeben, und der See nur den tättowirten Mann und das dunkelfarbige Mädchen in seinem Spiegel wiedergab, lebte unter den jungen Kriegern des Stammes der Dakota einer, dessen Hand sicherer im Kampfe, als die seiner Stammgenossen, und dessen Fuß bei der Verfolgung des Feindes flüchtiger war, wie der des Hirsches. Darum ward er denn auch „der fliegende Pfeil" genannt und groß war sein Ruf bei Freund und Feind. War er doch schon als Knabe in seinem aus Birkenrinde gefertigten Kanoe auf dem „Vater der Flüsse" bis zu dem Gebiete der feindlichen Natchez, im fernen Süden gefahren. Als er ein Jüngling war, da hingen an der Thüre seiner Hütte mehr Skalpe, als an irgend einer der Tapferen des Stammes. Er war schön dabei, wie die Sonne, groß und kräftig gebaut, und aus seinen Augen leuchtete Muth und Entschlossenheit."

Nunu begleitete diese Worte mit einem freudig-stolzen Aufblick nach ihres Freundes Augen, als wolle sie sagen: und künden nicht auch D e i n e Blicke Muth und Entschlossenheit.

Aber Blick und Gedanke waren eines. Ruhig und in fast elegischem Tone fuhr sie fort:

„So kam wieder ein Frühling und die jungen Krieger des Stammes zogen tief in die Nacht des Waldes, da wo der schwarze Bohnenbaum steht und der Liquidambar, da wo der Jaguar streift und der flüchtige Hirsch. Der „fliegende Pfeil" aber hatte einen prächtigen Hirsch aufgetrieben. Oft schon war der Dakota ihm so nahe gekommen, daß er den Bogen zum Schuß spannte; aber jedesmal merkte das schlaue Thier den Feind und entfloh."

Da ward der „fliegende Pfeil" immer glühender vor Begierde und er gelobte sich, nicht abzustehen von der Spur des Wildes, bis er es erlegt, und sollte es fliehen bis in das Gebiet der Ojibway, die die Todtfeinde seines Stammes waren."

„So verstrich der Tag und der Dakota folgte dem Wild weit, weit in die Wälder, und als der Abend kam, da stand er an den Ufern des großen Stromes, des „Vaters der Flüsse," und sah den Hirsch sich auf das schwimmende Eis des Flusses stürzen und, furchtlos von Scholle zu Scholle springend, dem anderen Ufer zueilen."

„Aber auch der „fliegende Pfeil" wußte nicht was Furcht ist. Ohne der Gefahr zu denken, der er sich auf dem Strome aussetzte, und der noch größeren, die ihm am anderen Ufer, im Lande der Ojibway drohte, sprang der junge Krieger dem Hirsche nach und folgte ihm über den Strom. Doch „der große Geist" war mit ihm. Gerade als die Sonne hinter den Hügeln versank, erreichte der „fliegende Pfeil" das jenseitige Ufer, und sah das Thier hinter den Büschen verschwinden."

„Aber der Dakota stand nun auf dem Gebiete der Feinde seines Stammes. Konnte er wissen, ob nicht das Auge eines Ojibway ihn sehe? das Messer einer Rothhaut auf ihn laure?"

„Aber es war still ringsum," — fuhr Nunu fast beklommen fort; — „still und friedlich, wie jetzt hier, und kein anderer Ton schlug an sein Ohr, als ein leises Murmeln. Der „fliegende Pfeil" lauschte, ... er war ungewiß, ob es von einer menschlichen Stimme herrühre, oder ob es das Rauschen eines kleinen Baches sei, der aus den Felsen entspringe, die ihm gegenüberlagen, und der zu seinen Füßen vorüberfloß. Leise und vorsichtig, wie der Jaguar, der seine Beute beschleicht, schlich auch er die Schlucht aufwärts und konnte sehr bald deutlich die Töne einer Stimme erkennen, die ein Lied in der Mundart der Ojibway sang. Und als er jetzt plötzlich um die Ecke eines Felsens trat, gewahrte er die dunkle Oeffnung einer Höhle vor sich, aus der der Bach hervorquoll, und nahe dabei ein Mädchen aus dem Stamme der Ojibway

stehen, das, sinnend und fast traurig an der steilen Felswand lehnend, kleine Steinchen mit den Zehen ihres Fußes in das Wasser stieß und dazu jenes Lied sang. Ihre Gestalt war schön, wie die eines jungen Rehs, und ihre Stimme lieblich, wie die Stimme des Auerivane, wenn er aus dem Dunkel der Magnolien seinem Weibchen ruft. Und sie gefiel den Augen des „fliegenden Pfeiles," der sie staunend betrachtete, und sein Herz ward voll Liebe für sie."

„Da stieß sein Fuß unvorsichtig an einen Stein, der in das Wasser rollte. Die Tochter der Ojibways blickte auf; aber kaum sah ihr Auge den Dakota = Krieger als sie einen halblauten Schrei ausstieß und davon sprang."

„Der „fliegende Pfeil" aber kannte die Gefahr, die ihm drohte, wenn sie die Männer ihres Stammes erreichte, ihnen seine Gegenwart anzeigte. Rasch, wie der Wind durch die Cocospalmen rauscht, eilte er ihr daher nach, holte sie ein und trug sie auf seinen kräftigen Armen zurück."

„Geduldig und schweigend unterwarf sie sich der Gewalt; als aber beide wieder in der Höhle waren, ließ der Krieger sie frei und sagte: die Tochter der Ojibway hat nichts zu fürchten. Der „fliegende Pfeil" führt nicht Krieg gegen Weiber, sondern kämpft nur mit den Tapferen. Das Wild, das vor dem Jäger flieht, hat ihn hierher geführt. Er ist allein. Wird die Tochter der Ojibway den Männern ihres Stammes sagen, daß der „fliegende Pfeil" allein und schutzlos hier ist?"

„Das „Auge des Morgens" — entgegnete das Mädchen — hat kein fliehendes Wild gesehen. Warum kommt der Dakota-Krieger in das Gebiet der Ojibway? Kommt er als Feind?"

„Der „fliegende Pfeil" kennt nicht das Wort der Lüge! — erwiederte der Dakota. — Er hat gesprochen."

„Da senkte das Mädchen furchtsam den Kopf und sagte zitternd mit einem langen Blicke auf den schönen Jüngling — das „Auge des Morgens" — glaubt es. Sie wird ihrem Volke nichts sagen. Der Dakota = Krieger mag in Frieden gehen."

„Die Hütte des „fliegenden Pfeils" liegt eine lange Tagereise im Westen! — sagte jetzt wieder der Jüngling — „und seine Füße sind müde. Darf er hier ruhen, bis die Sonne kommt?"

„Das Mädchen bejahte es: die Männer der Ojibway gehen nicht bei Nacht in die Höhle, — sagte sie — der Dakota-Krieger kann ruhig hier schlafen."

„Und das „Auge des Morgens" wird ihrem Volke nichts verrathen? — frug er."

„Auch die Tochter des Häuptlings der Ojibway kennt nicht das Wort der Lüge! — war ihre stolze Antwort."

„Der Dakota trat zurück und sie wandte sich, um zu gehen, als er sie noch einmal zaudernd frug:"

„Steht die Tochter der Ojibway oft an diesem Orte?"

„Sie kehrte wieder um und ließ ihre Blicke lange Zeit prüfend auf seinem Gesichte ruhen. Dann sagte sie mit leiser zitternder Stimme: Wenn der Dakota = Krieger wahr und aufrichtig ist, so mag er wissen, daß sie oft an diesen Ort kommt, wenn die Sonne niedergegangen."

„Nach diesen Worten verschwand sie hinter den Büschen."

Nunu hielt hier einen Augenblick inne, fast als dächte sie sich selbst an die Stelle der Tochter der Ojibway. Bemerkte sie dabei, daß der weiße Mann neben ihr sie wieder umschlungen hatte und sanft an sein Herz zog? Kaum wohl! denn unbewußt, in die eigene Erzählung versunken oder überwältigt auch von den eigenen Gefühlen, schmiegte sie sich, wie eine Taube, die sich vor dem Falken flüchtet und duckt, an den jungen neben ihr sitzenden Mann und ließ es selbst zu, daß dieser leise Küsse auf ihre jetzt noch höher glühende Wange drückte.

Ein leiser Wind spielte dabei flüsternd in den jungen Zweigen des riesigen Curucay, unter dem sie saßen, während das weißliche Harz, das reichhaltig aus der Rinde des Baumes floß — die indischen Völkerschaften der

Cumanagotas und Taglres räucherten einst damit ihren Götzen — einen starken kostbaren, fast betäubenden Geruch aushauchte.

Plötzlich schrack Nunu auf, als habe sie ein Geräusch gehört oder ein finsteres Gespenst gesehen. Aber Aime gewahrte nichts. Alles war und blieb ruhig, wie bisher, nur der indische Pipra ließ seine süß-melancholisch lockenden Töne hören.

„Und ließ der „fliegende Pfeil" das „Auge des Morgens" vergeblich warten?" — frug endlich nach langer Pause Aime die kleine Zambo.

„Der „fliegende Pfeil," — hub Nunu jetzt wieder an — „saß von jener Zeit oft einsam an der Thüre seiner Hütte und dachte an die Höhle im Lande der Djibway. Als aber das Eis, das der Frühling vom kalten Norden brachte, an der Sonne geschmolzen war, nahm der junge Dakota = Krieger sein Birkenkanoe und setzte über den „Vater der Flüsse," um längs des jenseitigen Ufers im Schatten der Hügel und der tausendjährigen Wälder bis zu der Stelle hinabzufahren, wo das „Auge des Morgens" sehnsüchtig seiner harrte. Zweimal in jedem Monate trafen die Beiden sich dort. Das erstemal, wenn die schwache Sichel des Mondes — wie ein kleines Kind, das nur das Anzünden der Sterne erwartet, um dann in den Schlaf zu sinken — am Himmel sich zeigte, und das zweitemal, wenn er in voller Größe und vollem Glanze am Himmel emporstieg."

„Manchmal schon hatte der „fliegende Pfeil" das Mädchen angefleht, ihm zu den Hütten seines Volkes zu folgen; aber das „Auge des Morgens" ward dann trübe. Wohl liebte sie den jungen Dakota = Krieger; aber ihr Vater war Häuptling der Djibway, die den Stamm der Dakota bis in den Tod haßten; sollte ...... konnte sie den Vater verlassen? ihn so furchtbar kränken und beschimpfen.

„Auch bewachte sie ein anderer junger Häuptling ihres Volkes, der „Kriegsfalke," mit dem Auge der Eifersucht; denn er liebte sie, und hätte sie gern in seinen Wigwam geführt. Das „Auge des Morgens" aber mochte ihn nicht, denn er hatte die Seele eines Jaguars und in seinem Herzen das Gift der Cascabel.*)

„Einst, an einem stillen Abende, wandelte auch wieder das „Auge des Morgens" langsam der Höhle zu, und trat in den dunklen Schatten der Bäume, die an dem Ufer des Flusses standen. Der Wind, der über die Wasser strich, war kühl und erquickend, und die ersten Sterne fingen zu flitzern an. Der Mond aber stand wieder wie ein Kindlein bleich und schmal am Himmel und Nebel verhüllten ihn bald. Kein Laut war hörbar, als das Murmeln des Baches und das Rascheln der kleinen Schlangen am Boden. Die Tochter der Djibway aber dachte voll Sehnsucht an den Geliebten und sann, welcher Art wohl seine ferne Hütte sein möchte, und ob sie sich wohl, wenn sie einmal dort sei, noch nach den Wigwam's ihres eigenen Volkes zurücksehnen werde."

„Da unterbrach der ferne Schlag einer Drossel ihre Träume. Entzückt blickte sie auf, denn sie kannte ja nur zu gut diesen Ruf."

„Und das „Auge des Morgens" hatte sich nicht getäuscht, heller leuchtete es auf, stärker klopfte es in ihrer Brust .... denn .... dort schwamm das Birkenkanoe des geliebten Freundes still und schweigsam den großen Fluß herab."

„Geräuschlos trat der „fliegende Pfeil" an das Ufer, und bald saßen beide in der verschwiegenen Höhle."

„Ach! sie bemerkten nicht die finstere Gestalt, die bei ihrem Eintritte in die Höhle sich im Dunkel verborgen und nun ihre funkelnden Augen voll Haß und Wuth auf sie richtete."

Nunu schwieg einen Moment und athmete lang; dann fuhr sie in jenem wunderbar elegischen Tone fort, der den meisten Indianer=Stämmen in ihrer Sprach= und Singweise, namentlich aber bei dem Vortrage von Sagen und Liedern, so eigen ist, und der hier so ganz zu Zeit, Ort und Erzählung paßte, daß er selbst Aime Bonpland ergriff.

*) Der Klapperschlange.

„Eine Stunde ging schnell vorüber. Der Mond war untergegangen und der Wind hob sich. Der Nebel stieg auf und ward dichter und dichter, und die Sterne verloren ihr Licht und schlüpften in sich selbst, wie die Tutu-Schildkröte in ihr Haus. Da traten der Dakota und das Mädchen mit verschlungenen Armen an den Ausgang der Höhle.

Der „fliegende Pfeil" ist dem „Auge des Morgens" treu geblieben, — sagte jetzt der junge Dakota. — Er liebt sie und sehnt sich nach ihr, wie das Gras nach dem Regen des Sommers. Will sie nicht mit ihm zu seiner Hütte gehen?".

„Das Mädchen schwieg; aber es war tief bewegt."

„Die Krieger der Dakota, — fuhr der „fliegende Pfeil" fort — kämpfen nicht gegen die Weiber der Ojibwas. Ihre Hütten stehen offen für sie. Der „fliegende Pfeil" ist hier mit seinem Kanoe. Will die Tochter der Ojibwas ihm folgen?"

„Das Mädchen schwieg noch immer, während sie gedankenvoll ihre Finger mit dem Wampum-Gürtel des Kriegers spielen ließ."

„Das Land der Dakota ist groß und schön, — hub der junge Mann noch einmal an, — und seine Krieger sind zahlreich und tapfer. Die Tochter der Ojibways wird dort in Frieden und Ehren wohnen. Der „fliegende Pfeil" weiß, daß es todtbringend für ihn ist, wenn er hier gefunden wird; aber er weiß auch, daß das „Auge des Morgens" ihn liebt und verlacht deshalb den Tod. Wird sie ihm folgen?"

„Ein Ton, dem Heulen des Windes ähnlich, wurde in diesem Augenblicke hörbar, die Wipfel der Bäume über ihnen schwankten und ein Regen welker Blätter fiel auf sie herab; dann ward alles wieder still."

„Das „Auge des Morgens" liebt die Hütten ihres Volkes und ihren Vater, den alten Häuptling. Aber der Dakota-Krieger weiß, daß er ihr Herz besitzt; sie liebt den „fliegenden Pfeil" und ist bereit .... ihm zu folgen."

„Kaum aber hatte sie diese Worte gesprochen, als eine dunkele Gestalt aus der Finsterniß der Höhle hervorsprang."

„Mit einem einzigen Blick erkannte das Mädchen die funkelnden Augen des „Kriegsfalken," sah sein blitzendes Messer nach der Brust des Dakota gezückt, und, sich rasch wie der Blitz in dessen Arme werfend, empfing sie den tödtlichen Stoß. Mit einem leisen Klageton sank sie aus seinen Armen todt nieder."

„Jetzt entspann sich ein furchtbarer Kampf. Wie zwei Tiger, die sich um ihre Beute reißen, stürzten sich die beiden Krieger aufeinander, und obgleich der Arm des „fliegenden Pfeils" wie ein Rohr im Falle brach, suchte und fand sein Messer doch das Herz des „Kriegsfalken!"

„Athemlos und durch den verzweifelten Kampf fast der Besinnung beraubt, stand der Dakota endlich auf und blickte um sich. Der Wind hatte sich gelegt, der dichte Nebel hatte sich verzogen, die Sterne funkelten wieder licht und klar. Vor ihm aber lag die Leiche des geliebten Mädchens. Das „Auge des Morgens" war erblichen. Er kniete nieder, er rief sie beim Namen .... keine Antwort erfolgte. Er legte seine Hand auf ihren Busen .... ihr Herz schlug nicht mehr. Ihr Blut färbte das Wasser des vorüberfließenden Baches. Er versuchte sie aufzunehmen und nach seinem Kanoe zu tragen .... umsonst! ...... sein Arm war zerschmettert, seine Kräfte waren erschöpft!"

„Mit tiefem Stöhnen, das nur der furchtbarste Schmerz auspressen konnte sank er neben der Leiche nieder. Er achtete es nicht, daß seine Füße im Wasser des Baches lagen, daß die Wolken sich sammelten und Ströme kalten Regens durch die langen Stunden der Nacht auf ihn herabgossen! .... Der erste Schimmer des Tages fand ihn noch über dem leblosen Körper der Geliebten hingestreckt, der, auch im Tode, noch so schön war."

„Plötzlich weckte ihn aus Schmerz und Betäubung ein wildes Geschrei. Mühsam erhob er sich und blickte um sich. Ein Haufe Ojibway-Krieger, geführt von einem alten Häuptlinge, stand vor ihm. Wuth funkelte in ihren Augen."

„Was führt den Dakota in das Land der Ojibway? — frug jetzt finster und mit dem

Blick der Schlange der Häuptling."

„Der junge Krieger blickte noch einmal auf die kalten Züge des geliebten Mädchens; dann deutete er auf den unsern liegenden Leichnam des Gegners und sagte furchtlos und ruhig: — „Der fliegende Pfeil" fürchtet den Tod nicht!"

„Im nächsten Augenblick erschallte aus zwanzig Kehlen ein wilder Kriegsruf .... und ...... von den Pfeilen der Ojibway durchbohrt .... stürzte der Dakota leblos nieder ...."

Nunu schwieg lange; Aime hielt sie schweigend und tief bewegt an sich gedrückt. Plötzlich pfiff etwas zwischen ihren beiden Köpfen hindurch und streifte des jungen Mannes krauses Haar.

„Ein Pfeil!" — rief Nunu entsetzt aufspringend.

Aber jetzt war auch schon Aime auf und stürzte mit gespanntem Terzerol nach der Gegend, aus welcher das mörderische Geschoß gekommen war.

Vergebens! — Er durchsuchte jeden Strauch, jede Hecke ...... es war keine menschliche Seele zu finden. Als er aber zu der Bank, auf der er mit der kleinen Zambo gesessen, zurückkam, war das Mädchen verschwunden .... nur eine Feuerblume lag auf derselben.

Aime nahm sie auf und küßte sie, denn .... die Blume sagte ihm ja deutlich: „Sie liebt dich!" — — —

Die Indianerhütte.

im

Fackeldistelwalde und der Schuster von Araya.

Was ist das wieder für eine köstliche Nacht!" — sagte Humboldt zu Bonpland gewandt, während das Boot, auf welchem sich beide zu einem Ausfluge, der der Halbinsel Araya galt, eingeschifft hatten, sanft und schweigend, auf dem Manzanares dahinglitt. — „O! diese Nächte in Central-Amerika sind wirklich göttlich! Sehen Sie nur, Bonpland, diese zahllosen Schwärme leuchtender Insekten — es ist Elater noctilucus — die die Luft wie Millionen kleiner Sternchen erfüllen und in Myriaden auf dem mit Sesuvium bedeckten Boden und in den Mimosenbüschen glänzen und leuchten. Was sind da unsere europäischen Leuchtkäfer dagegen! Der Eindruck, den sie machen, ist gar nicht mit dieser Zauberpracht hier zu vergleichen. Sehen Sie nur, sehen Sie! ist es denn nicht, als ob das Schauspiel welches das Himmelsgewölbe bietet, sich jetzt auf der ungeheuren Ebene der Grasfluren wiederhole?"

„So ist es!" — sagte Bonpland eintönig; aber er hatte kaum gehört, was Humboldt gesagt noch weniger schenkte er der allerdings herrlichen Erscheinung seine Aufmerksamkeit.

Auch Humboldt schwieg jetzt, vertieft in die Betrachtung der entzückenden Nacht; denn so groß auch die Masse des Wissens und der Gelehrsamkeit war die er in seinem Geiste schon damals aufgespeichert, mit so ernstem urtiefem Forschergeiste er auch jede, selbst die anscheinend unbedeutendste Erscheinung der Natur erfaßte, — er erhielt sich doch immer ein frisches und reges Gefühl für alle Naturschönheiten; — ja er war weit davon entfernt, der Ueberzahl, nammentlich deutscher, Gelehrten zu gleichen, die — steif und pedantisch, eingebildet und wissensstolz — glauben: Wissen und Forschen in den Naturreichen schlössen unbedingt jeden Naturgenuß aus.

Aber Alexander von Humboldt's Geist überragte auch wie ein Riese das verdorrte und vertrocknete Pigmäengeschlecht jener wissens-aristokratischen Pedanten. Er war eine gesunde und frische Natur, die den Menschen nie in dem Gelehrten aufgehen ließ, sondern Gelehrsamkeit und Wissen nur als eine schöne Mitgabe und Zierde des Menschen — als eine herrliche Blüthe und Frucht seines Geistes ansah.

Der Anblick der Natur gewährte ihm, selbst

unabhängig von der Einsicht in das Wirken ihrer Kräfte, einen wirklichen und hohen Genuß. Schon in diesen äußeren Anregungen ruhte für ihn — den dadurch innerlich so Glücklichen — eine geheimnißvolle Kraft: sie wirkten ja erheiternd und lindernd, stärkend und erfrischend auf seinen Geist, wenn er unter der Last des Wirkens ermüden wollte; — sie besänftigten sein Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert war; — sie beruhigten seine Seele, wenn manchmal im wilden Getriebe des Lebens auch ihn, den sonst so ruhigen und philosophischen Geist, Leidenschaften erfaßten und bewegten. Aber er war sich auch des Urgrundes dieses reinen und einfachen Naturgenusses mit philosophischer Klarheit bewußt, daß in dem instinktiven Gefühl höherer Ordnung und Gesetzmäßigkeit in allem Bestehenden; — dem Bewußtsein, daß in dem Besondersten des Organismus sich immer das Allgemeine spiegle, und der herrlichen, siegreichen Gewißheit, daß ein gemeinsames, gesetzliches und darum ewiges Band die ganze lebende Natur umschlinge!"

Auch jetzt also hatte sich Alexander von Humboldt in einen solchen stillen Genuß der Natur versenkt, und wahrlich, das Land seiner Träume, seiner Sehnsucht und heißesten Wünsche, das er nun erreicht und durchzog, gab ihm Stoff genug zu solchen Genüssen!

Wenn ein Reisender zum erstenmale die Wälder des südlichen Amerika betritt, so zeigt sich ihm die Natur in einer überraschenden Gestaltung. Seine Umgebungen sind nur wenig geeignet, ihn an die Schilderungen zu erinnern, welche berühmte Reisende von den Gestaden des Mississippi, von Florida und andern gemäßigten Gegenden der neuen Welt entworfen haben. Hier aber fühlt es der Reisende auf jedem Schritte, daß er sich nicht an der Grenze, sondern im Mittelpunkte des heißen Erdstriches befindet. Er weiß nicht, was ihn mehr anzieht und seine Verwunderung am Meisten rege macht, ob die stille Ruhe der Einsamkeit oder die Schönheit der einzelnen, von einander abstechenden Formen oder jene Kraft und Frische des Pflanzenlebens, wodurch sich das Klima der Tropenländer auszeichnet. Man möchte sagen, der mit Pflanzen überladene Boden liefert nicht Raum genug für ihre Entwicklung. Ueberall sind die Baumstämme von einem dichten, grünen Teppich umhüllt. Wer mit Sorgfalt die Orchis-, Pfeffer- oder Pothospflanzen, welche ein einziger Heuschreckenbaum oder amerikanischer Feigenbaum nährt, verpflanzen wollte, der könnte damit ein großes Stück Land überdecken. Die nämlichen Schlingpflanzen, welche auf der Erde kriechen, erklimmen auch die Gipfel der Bäume und dehnen ihre Ranken, bis hundert Fuß hoch, von einem zum andern hinüber.

War dies nicht Stoff genug für Humboldt in stilles wonniges Genießen und Nachdenken zu versinken?

Aber immer neue Scenen wechselten. Jetzt, als die Pirogue sanft den Fluß abwärts trieb, an den Pflanzungen vorüber, zeigten sich plötzlich eine Menge Feuer. Humboldt machte Bonpland — der noch immer in sich gekehrt, schweigend und theilnahmlos im hinteren Theile des Fahrzeuges saß — auf dieselben aufmerksam.

Auf Alexander's Frage an die Schiffer — sie gehörten dem Stamme der Chaymas-Indianer an — ergab es sich, daß diese Feuer Freudenfeuer waren, die die Negersclaven der anliegenden Pflanzungen angezündet hatten.

Leichter gekräuselter Rauch stieg zu den Gipfeln der Palmen auf und gab der Mondscheibe einen röthlichen Schein.

Es war Sonntag Nacht und die Sclaven tanzten in wilder Lust zu rauschender eintöniger Musik.

Der Grundzug im Charakter der afrikanischen Völker von schwarzer Race ist ein unerschöpfliches Maß von Beweglichkeit und Frohsinn. Nachdem der arme Sclave die Woche über Tag für Tag, von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang hart gearbeitet hat, tanzt er am Sonntage dennoch lieber, als daß er ruht oder schläft.

Humboldt's Stirne ward bei diesem Anblicke trübe; eine so große edle Seele, wie die seine, konnte den gemeinen Eigennutz nicht fassen, auf dem der empörende Handel mit Menschen, die Sclavenzüchterei beruht; jenen gemeinen Eigennutz, der mit Menschenpflicht, Nationalehre und den Gesetzen der Humanität in so directem Widerspruche liegt, und der sich doch nicht — ja selbst nicht trotz dem Fluch und der Verachtung der halben Welt — in seinen verächtlichen Spekulationen stören läßt.

Und doch! mußte er nicht wieder im Stillen der ewigen Natur danken? ihr, die gerade diesen Völkern solche Sorglosigkeit, solchen unerschöpflichen Hang zu wilder Freude, solchen glücklichen Leichtsinn gegeben hat? Wird ja doch dadurch so manches Leben voll Entbehrung und Schmerz versüßt.

Humboldt sprach sich jetzt darüber gegen Bonpland aus; aber auch jetzt gab der sonst so heitere, theilnahmvolle und gesprächige Freund kaum eine Antwort. Er hatte sich auf die großen Jaguarfelle hingestreckt, die man in der Barke ausgebreitet, damit die Reisenden bei Nacht ruhen könnten und schien hier über irgend einen Schmerz zu brüten.

Humboldt nahte sich ihm jetzt, setzte sich an seine Seite und frug ihn, mit der ihm eigenen Milde und Güte, nach dem Grunde des finsteren Schweigens, das nun schon seit einigen Tagen auf ihm laste.

Bonpland wollte seine Verstimmung anfangs einem körperlichen Uebelbefinden zuschreiben; Alexander aber sah zu tief, um sich täuschen zu lassen.

Liebevoll bat er den Freund um Mittheilung dessen, was seine Seele drückte. Wer hätte da wiederstehen können?

Die Nacht war so still, die Fahrt so verschwiegen, das Freundesherz, das an seines pochte — nicht aus Neugierde, sondern um mitzutragen, was eben mitzutragen, um zu erleichtern, was zu erleichtern sei — war ja, Bonpland wußte es, so groß, so edel, so wahr! Und er öffnete auch sein Herz und erzählte Humboldt sein ganzes Verhältniß mit Nunu: wie er mit ihr in nähere Berührung gekommen, — seine Besuche in ihrem kleinen Garten, — seine Liebe, — sein letztes Zusammentreffen mit ihr, als sie ihm die Indianer-Sage vom „fliegenden Pfeil" und dem „Auge des Morgens" erzählt .... und daß sie von jenem Abende verschwunden sei.

Es ist wahr, Humboldt billigte anfangs diese Liebe nicht. Wohin auch sollte sie führen? Aber er fühlte doch Theilnahme für den Freund, in dessen Adern junges heißes Blut pulsirte.

Aber wo war Nunu hingekommen?

Auch der Gouverneur wußte es nicht; seine Gattin war außer sich, denn Nunu war ihr Liebling gewesen, der ihr manche Nacht durch seine Erzählungen verkürzt hatte. Die kleine Zambo war ja durch dies Talent bei Allen, die sie kannten, berühmt.

Nur so viel hatte Don Vicente Emparan bis jetzt in Erfahrung zu bringen vermocht, daß sich ein älterer und ein jüngerer Zambo in der Nähe seiner Wohnung hätten sehen lassen: wahrscheinlich Nunu's Vater und Bewerber. Uebrigens waren alle Vorkehrungen, die Verschwundene, die Eigenthum des Gouverneurs war, wieder aufzufinden.

Humboldt's Theilnahme stieg bei allen diesen Berichten merklich, da er nicht verkennen konnte, daß Bonpland's Liebe zu Nunu doch mehr als sinnliches Aufflammen sei. Er hatte dies im Anfange von seinem sonst so tüchtigen Freunde und Reisegefährten, als einem in Herzensangelegenheiten ziemlich leichten Franzosen geglaubt. Aime aber zeigte hier so viel Gefühl und einen so aufrichtigen Schmerz, daß Humboldt bald anderer Meinung wurde. Vielleicht war das alles, dem Nationalcharakter entsprechend excentrisch, wie des jungen Mannes Versicherung: daß er die vierzehnjährige Nunu habe ankaufen und für sich heranbilden lassen wollen .... gleichviel! Bonpland litt jetzt, sein Herz war tief betrübt, das Glück seiner Liebe schien unwiederbringlich verloren. War das nicht genug für Humboldt's edle Seele, um alles aufzubieten, den Freund zu trösten und zu heben?

Und was ist ein milderer Balsam für solche Wunden, als die Erfahrung, daß ein treues, uns nahestehendes Herz ähnliche Schicksals-

schläge erlitten? Die Wunden vernarbten dadurch allerdings nicht, aber das, was getragen werden muß, läßt sich gemeinsam doch leichter tragen. Und die stille schweigsame Nacht, und das lautlose ruhige Hingleiten des Bootes auf den kaum bewegten Wassern des Flusses, und das Vertrauen erweckende Flimmern der Sterne, und das engverbindende Gefühl: mit dem Freunde so ganz, ganz allein in einem fremden, fernen Welttheile zu sein .... sollte das alles nicht die Herzen erschließen und verketten?

Ach! eine mitfühlende Brust muß ja doch der Mensch haben, um in Schmerz und Freude sein Haupt daran zu legen, wenn er, mitten in der jubelnden Schöpfung, nicht in der qualvollsten Einsamkeit des Sein's untergehen will!

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das des Schicksals Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

Alexander von Humboldt erfaßte des Freundes Hand, drückte sie leise und sagte:

„Der schnellere und langsamere Umlauf des Blutes übt allerdings Einfluß auf das Gemüth und darf bei Beurtheilung Anderer nicht außer Acht gelassen werden. Indeß ist es eine schöne Eigenschaft im Menschen und ein, ihm von dem Schöpfer ausschließlich vor den übrigen Erdengeschöpfen eingeräumter Vorzug, daß er immer fühlt, daß er durch den Gedanken, durch die Kraft des Willens und durch festen Entschluß jeden Einfluß von Außen, wie stark er auch sein möge, hemmen und beherrschen kann. Glauben Sie mir, lieber Freund, was Sie jetzt erleben, ging auch an mir vorüber, nur im erhöhten Maße. Auch ich habe gelitten, was Sie jetzt leiden .... und mich doch wieder zur innerer Ruhe, zu geistiger Freudigkeit und der vollständigen Unabhängigkeit und Festigkeit eines freien Mannes erhoben."

Und Alexander von Humboldt erzählte jetzt in der Stille der Nacht, in der Einsamkeit die sie umgab, unter dem Himmel einer fremden Welt — dem Theilnehmer seiner Mühen und Freuden, dem treuen Gefährten, dem bewährten Freunde, was er in der Heimath Niemanden bekannt haben würde: seine Liebe zu Cecily.

Bonpland folgte ihm jetzt mit Theilnahme, und es war augenscheinlich, wie er sich selbst an des Freundes männlicher Entsagung erhob. Was war gegen diese Liebe die seine? Er schämte sich fast, und die Scham und die Erhebung und die geheime Hoffnung: Nunu vielleicht gerade auf diesem Ausfluge irgend wo zu entdecken, gaben ihm die alte Festigkeit wieder.

Mit dem anbrechenden Tage schien Bonpland wie sonst. Mehr aber noch als alles Andere überwand bald der, durch die Masse neuer interessanter Vorkommnisse wieder aufgestachelte Wissensdurst und Forscherdrang, alle trüben Erinnerungen. Der lebhafte Franzose erfaßte auch alles lebhaft, und seinem Schmerz war es eine Wohlthat, sich in der geistigen Arbeit des Forschers vergessen zu können.

Die Salzwerke von Araya und ihre Umgebung, die Masse neuer Pflanzen, die hier vorkamen, und die geodätischen Arbeiten,*) die er mit Humboldt vornahm, zerstreuten ihn hinlänglich. Und wenn auch Nunu's Bild nicht in seinem Herzen erblaßte, der Schmerz über ihren Verlust nicht schwieg, so mäßigte ihn doch die Arbeit und ließ die Hoffnung, sie wiederzufinden, von Tag zu Tag lebendiger werden.

Diese Hoffnung begleitete denn auch Bonpland von jetzt an auf Schritt und Tritt, namentlich da sie nun ihren Weg nach den Niederlassungen der Indianer nahmen. Die freien Zambo's wohnten zerstreut unter diesen, wie leicht konnte Aime hier die Spur der Verlorenen wieder auffinden.

Der Schwierigkeiten waren indessen viele zu überwinden, und darin lag ein neues Glück für Bonpland: hielten sie doch so gut sein ganzes Wesen in Spannung, als dasjenige Humboldt's; auch sie zogen somit seine Auf-

*) Geodäsie, Feldmeßkunst.

merksamkeit von dem Gegenstande des Schmerzes ab, und gaben seiner Seelenthätigkeit eine neue Richtung.

Der Weg über Hügelketten und auf schmalen Pfaden am Meeresufer hin war beschwerlich genug. Tiefer in das Land drohten Klapperschlangen und Jaguars, amerikanische Tiger — Felis onca — oft so groß als der Königstiger. Erst wenige Tage zuvor hatte man ein riesiges Thier dieser Art beim Eingange des Indianerdorfes Maniquarez erlegt. Es hatte in der Nacht ein Brett von einem Viehstalle hinweggebrochen, und schlug, da es die enggestellten Balken hinderten hineinzukommen, mit einem einzigen Schlage der Tatze einer Kuh den Rücken entzwei. Auf das Angstgeschrei dieses Thieres eilte man herbei, ein Indianer lud seine Büchse mit drei Kugeln und erlegte durch einen glücklichen Schuß den Jaguar. Er maß von der Schwanzspitze bis zur Schnauze zehn Fuß.

Vorsicht war also nach allen Seiten hin nöthig und Geduld und männliche Ausdauer dazu; denn die Sonne brannte mit solcher Gluth und der Boden strahlte diese mit solcher Heftigkeit zurück, daß sich die Reisenden nur mühsam fortschleppten. Dazu verirrten sie sich, trotz ihres braunen Führers, so, daß sie sogar einen Theil des Weges doppelt zurücklegen mußten.

Humboldt und Bonpland waren der Erschöpfung nahe und schon brach die Nacht ein. Da glaubten sie endlich in der Entfernung ein Indianerdorf zu sehen. Noch einmal setzten sie alle Kräfte ein .... näher und näher kamen sie den dunklen Massen .... jetzt waren sie ganz nahe .... da entfuhr Beiden ein Ruf schmerzlicher Enttäuschung .... sie standen vor derjenigen Erscheinung, die ihnen von allen die unangenehmste und trostloseste sein mußte .... vor einem gewaltigen Fackeldistelwald.

Sollte man ihn umgeben? Die Kräfte der Reisenden reichten nicht mehr aus; zu durchdringen war er keinenfalls, und selbst der Führer — der wohl das Geld genommen, aber die Gegend nicht kannte — blieb rathlos. Dumpf tönte dabei durch die Nacht das Brüllen der Jaguar herüber; seltsam raschelten von Ferne die hornartigen Schwanzringe der Klapperschlange. Auch der Hunger und der Durst stellten sich jetzt ein, denn Humboldt und Bonpland hatten seit dem Morgen nichts genossen — sie konnten es ohnedem am Tage vor Hitze und Erschöpfung nicht — und der zweite Diener, den sie mitgenommen und der ihre Mundvorräthe trug, war nach dem Ort vorausgeschickt worden, den man am Abend hatte erreichen wollen.

Eine peinliche Nacht, von Gefahren erfüllt, erwartete sie also .... als sie plötzlich wunderbare Töne vernahmen. Beide Freunde lauschten auf das Höchste überrascht .... es war ein kirchliches Lied, das in spanischer Sprache von einer dünnen fistelnden Männerstimme gesungen wurde und ganz deutlich aus dem Inneren des Fackeldistelwaldes erschallte.

Humboldt und Bonpland sahen sich staunend an ....

Das Lied ging fort ....

„Heil'ge Mutter, Gottgeweihte,
„Du, der Frau'n Gebenedeite,
„Die in ihrem keuschen Schooße
„Trug des neuen Sarems Rose;
„Die mit tausend tiefen Schmerzen
„Im durchbohrten Mutterherzen
„Aufgeblickt zum Kreuzesstamme,
„Zu dem heil'gen Opferlamme,
„Selbst zum Opfer sich gebracht;
„Schütze uns in dieser Nacht!"

Ein wunderbares Tremulando endigte diese Strophe.

Auf Bonpland's Lippen stahl sich, trotz seiner Erschöpfung und innersten Mißstimmung, ein leichtes Lächeln.

„Beim Himmel!" — rief er zugleich — „das ist wunderbar. Wie kommt Saul unter die Propheten, wie verirrt sich eine fromme Seele unter Jaguars und Klapperschlangen in diesen Cactuswald?"

Eine neue Strophe des frommen Liedes hub an ...

„Es wird ein Missionär sein!" — sagte Humboldt. — „Jedenfalls wollen wir suchen,

zu ihm zu kommen oder uns ihm bemerkbar zu machen."

„Ich werde meine Taschenpistole abfeuren!" rief Aime mit Lebhaftigkeit, und hatte auch schon die Waffe in der Hand, deren Hahn er spannte.

Humboldt hielt ihn zurück.

„Lassen Sie das, Lieber!" sagte er gelassen.

„Warum?" — frug stürmisch der junge Franzose.

„Weil uns das mehr schaden als nützen könnte!"

„Ich begreife nicht ....."

„Mir scheint der versteckte Sänger" — sagte Humboldt ruhig — „viel eher ein stiller und heiliger Mann zu sein, als ein Held. Wie leicht kann ihn der Schuß erschrecken und zur Flucht antreiben, ehe wir ihn zu finden im Stande sind."

Wieder das Tremulando beim Schlusse des zweiten Verses .....

„In der That!" — sagte Aime, seine Waffe wieder in Ruhe setzend — „ich glaube, Sie haben Recht; die Stimme scheint nicht die eines Helden. Aber wie kommen wir der frommen Seele bei?"

Ein dritter Vers begann ....

„Lassen Sie uns den Tunale näher untersuchen. Wenn sich ein Mensch in seinem inneren Raume aufhalten kann, so muß es doch wohl auch einen Zugang zu diesem inneren Raume geben."

„Der aber auf einer ganz anderen Seite liegen kann."

„Möglich! aber einer Untersuchung ist die Sache doch werth."

Beide Reisenden gingen jetzt an das Werk; auch der Führer half nach einem möglichen Eingange suchen.

Innen tönte es:

„Herr, du selbst du Fürst der Leben,
„Sohn der Hochgebenedeiten,
„Frommer Träger unserer Sünden,
„Heiliger laß dich gnädig finden ....„

„Victoria!" — rief hier Bonpland — „da ist ein Eingang; schmal zwar und gefährlich genug .... aber doch zum Durchschlüpfen! Das Lied verstummt .... Humboldt, Bonpland und Führer aber machten keine Umstände und — sich auf den Bauch werfend — krochen alle Dreie hintereinander durch die schmale Lücke.

Es gab manchen Riß an den Kleidern, manchen empfindlichen Stich der langen und spitzen Cactusstacheln in das Fleisch; aber was kümmerte das die Eindringlinge, die, außer der zwingenden Noth, jetzt auch noch von der Abenteuerlichkeit des Vorkommnisses gestachelt wurden.

Plötzlich erweiterte sich der Weg und sie sahen sich mit Erstaunen auf einem großen, fast runden freien Platze, den, so viel sie in der Nacht erkennen konnten, ringsum die wunderlichen Gestalten der riesigen Cactus einschlossen, die den Wald von Fackeldisteln bildeten, der sie bis dahin geschreckt und aufgehalten. In der Mitte des Raumes aber stand eine schlichte Indianerhütte. Alles war still, ... von dem frommen Sänger war nichts zu schauen.

Hunger, Durst und Ermüdung sind nicht geeignet, den Menschen nach Abenteuern suchen zu lassen. Ein bescheidenes Mahl, frisches Wasser und ein ruhiges Nachtlager war daher alles, was die Reisenden ersehnten und das Geschick war so freundlich, es ihnen zu gewähren.

Sie fanden in der Hütte eine indianische Familie, von der sie mit der herzlichsten Gastfreundschaft aufgenommen wurden, die man in jenen Ländern bei den Menschen aller Klassen findet. Gern und freundlich bot man ihnen Fische, Bananen und dergleichen an, und, was in den Tropen über die ausgesuchtesten Speisen geht: vortreffliches Wasser. Auf Jaguarfelle ausgestreckt, entschliefen sie alsdann bald.

Ein prächtiger Sonnenaufgang begrüßte den kommenden Tag, als sich Humboldt und Bonpland gestärkt erhoben. Aber wie wunderten sie sich, als sie jetzt gewahrten, daß die Hütte, in der sie die Nacht zugebracht, zu einem Haufen kleiner Wohnungen gehörte, die an einem Salzsee lagen. Es waren dies die schwachen Ueberbleibsel eines ansehnlichen Dorfes, das sich einst um das jetzt in Trümmer zerfallene Schloß Araya gereiht. Der

Fackeldistelwald bildete ein altes ausgedehntes, das Dorf in einem weiten Halbkreise umschließendes Schutzwerk.

Aber welch' melancholischer Blick über das Ganze, so wunderbar contrastirend mit der stillen Friedlichkeit der sie noch bergenden, mitten in dem Fackeldistelwalde gelegenen Indianerhütte, bei deren Besitzern, trotz ihrer völligsten Armuth, die glücklichste Behaglichkeit und Zufriedenheit wohnte.

Dort ragten über die stachliche Pflanzung hinaus die Ruinen des längst zerfallenen Schlosses; nicht weit davon ab lagen die Trümmer einer kleinen Kirche, halb im Sande begraben, halb mit Strauchwerk überwachsen. Die kümmerlichen Reste des Dorfes waren kaum zu zählen. Und doch machte sie ein rührender Zug der Treue und Anhänglichkeit Humboldt lieb und werth.

Nachdem nämlich im Jahre 1762 das Schloß von Araya zerstört worden war, zogen sich die in der Umgegend desselben angesiedelten Indianer und Farbigen — Bonpland hörte mit Begierde, daß es auch hier einzelne Zambo-Familien gebe — allmälig nach Maniquarez, Cariaco und in die indische Vorstadt von Cumana. Nur Wenige blieben aus Anhänglichkeit an den liebgewordenen Heimathboden, so welk und unwirthlich er war, zurück. Zu diesen gehörte auch die Indianer-Familie, die sie so gastfreundlich aufgenommen und die wenigen weiteren Ueberbleibsel des Ortes. Arm über alle Begriffe, lebten diese Leute einzig vom Fischfang, der an den Küsten sehr ergiebig sein mußte und von wenigen Ziegen. Aber sie waren so zufrieden, daß sie die Frage seltsam fanden: warum sie keine Gärten hätten und keine nutzbaren Gewächse bauten?

„Unsere Gärten," — sagten sie — „sind drüben über der Meerenge; wir bringen Fische nach Cumana und verschaffen uns dafür was wir brauchen: Bananen, Cocosnüsse und Manioc!"

„Glückliche, beneidenswerthe Einfachheit!" — rief hier Humboldt zu Bonpland gewandt aus. — „Was würde man in unserer Heimath zu dieser Bescheidenheit sagen!"

Aber Aime hörte nur halb: er war im Begriff, die wenigen Ueberreste des Dorfes zu durchstreichen und nach einer Spur von Nunu zu forschen. Humboldt ließ ihn gewähren und frug nach dem Sänger von gestern Abend. Sein indianischer Gastfreund wies ihn mit einer Miene, die hohe Achtung für den Erwähnten verrieth, nach einer andern, ganz nahe gelegenen Hütte. Humboldt war zu begierig, den Mann zu sehen, um den kleinen Gang zu scheuen.

Als er sich der angedeuteten Wohnung näherte, die kaum aus einigen in die Erde gerammelten und mit Palmblättern bedeckten Pfählen bestand, bot sich seinen Augen ein überaus seltsames Schauspiel dar.

Vor der Wohnung, die sich durch nichts von einer Indianerhütte unterschied, saß, auf dem Wurzelreste eines Magnolienstammes, ein alter, hagerer Mann von weißer Farbe und vertrocknetem, fast mumienhaften Aeußern.

Nur wenige ganz kurze aber borstig aufstrebende graue Haare deckten den Schädel, der Blick der stark hervortretenden Augen hatte etwas Bornirtes, und doch auch wieder etwas, was Jedem zu sagen schien: schaut mich nur recht an, denn in mir sieht die Welt die Fleisch gewordene Weisheit. Vortrefflich harmonierte damit der Ausdruck ernster Selbstgefälligkeit, der sich in allen Mienen aussprach, und ein gewisses graviätisches — auf den ersten Moment den castilianischen Ursprung verrathendes — Wesen, das sich in allen Bewegungen kund gab. Freilich lag dann wieder ein fast komischer Contrast in dieser unvertilgbaren Grandezza und den eingefallenen Wangen, den von einem sorgenvollen Leben redenden Zügen und dem jämmerlichen Anzuge, der, bei nackten Beinen, nur aus einem alten groben Hemde und ein Paar noch älteren kurzen Hosen bestand.

Und doch war der gute Mann seinem Gewerbe nach ein Schuster, der freilich die sonderbare Laune gehabt hatte, sich zur Ausübung seiner Profession eine Gegend zu wählen, in der kein sterbliches Wesen Schuhe oder Stiefel trug.

Jetzt, bei Humboldt's Annäherung, war der Schuster von Araya mit einer sehr kriegerisch aussehenden Arbeit beschäftigt. Mit dem Ernste eines deutschen Philosophen und der Grandezza eines Königs von Spanien, saß er da, im Begriffe die Sehne eines Bogens zu spannen und Pfeile zu spitzen. Ja der Mann war so vertieft in dies Geschäft, daß er den herantretenden Fremden gar nicht gewahrte.

„Guten Morgen, Alter!" — redete ihn Humboldt an.

Das gelehrte Orakel des Dorfes, denn dies war der Alte in der That — er wußte ja, wie sich das Salz durch den Einfluß der Sonne und des Vollmondes bildet, kannte die Vorzeigen der Erdbeben, die Merkmale, wo sich Gold und Silber in dem Boden finden sollte, und die Arzneipflanzen, die er in heiße und kalte eintheilte*) — das gelehrte Orakel des Dorfes also blickte bei diesen, in der spanischen Sprache gesprochenen Worten hoch auf, aber doch so ruhig und würdevoll, als wollte er damit darthun, daß ihn, den Vielerfahrenen, nichts überraschen könne.

Nach einem langen prüfenden Blicke — er hätte einem Großinquisitor Ehre gemacht — grüßte dann auch er und hieß den Fremden willkommen.

„Nun, mein würdiger Alter," — fuhr Humboldt, den die komische Erscheinung ungemein interessirte, fort — „schon so frühe fleißig?"

„Fleißige Hand wird herrschen!" — entgegnete bedeutsam der Schuster, obgleich weder seine Gestalt noch seine Umgebung darauf hindeutete, als solle sich dies Wort der Schrift sobald an ihm erfüllen.

„O!" — meinte Humboldt — „Ihr werdet doch so keine ehrgeizigen Absichten haben; oder wollt Ihr mit Pfeil und Bogen ausziehen, die Welt zu erobern?"

„Nur Vögel will ich schießen!" — entgegnete der Mann gelassen.

*) Reizende und schwächende, sthenische oder asthenische nach Browns System.

„Aber warum nehmt Ihr alsdann nicht lieber Pulver und Blei und eine Büchse zur Hand?" — frug Alexander.

„Warum?" — wiederholte der Schuster und ein stolzer und doch grämlicher Zug machte sich in dem Ausdrucke seines abgemagerten Gesichtes geltend. — „Es ist freilich eine Schande, daß das europäische Pulver hier so theuer ist, daß ein Mann, wie ich, zu denselben Waffen greifen muß, wie die Indianer."

„Aber was treibt Euch zur Jagd?" — frug Humboldt weiter — „seid Ihr nicht Schuhmacher?"

„Von Gewerbe, ja, von Geburt Castilianer!" — sagte der Alte ernst und stolz. — „Uebrigens bin ich so ziemlich für die Umgegend Alles in Allem" — fuhr er dann fort, und seine Augen traten, im Selbstgefühle seines Werthes, noch weiter aus ihren Höhlen. — „Ich bin hier so gut als Richter, Pfarrer und Arzt; auch geschieht nichts Wichtiges auf auf zehn Stunden in der Runde, bei dessen Beginn man nicht mich, den Schuster von Araya, zu Rathe zieht."

„Da freut es mich doppelt," — sagte Humboldt — „daß ich gleich bei meiner Ankunft in der neuen Welt einen so gelehrten Mann aufgefunden habe der auch mir mit Rath und That an die Hand geben kann."

„Nun" — sagte der Schuster von Araya mit der Miene eines Salomo, — „ich darf wohl mit der Schrift sagen: „der Herr hat mir eine gelehrte Zunge gegeben." Ihr seid wohl auch ein Arzt oder ein Bergmann? dann freilich kann ich Euch in Manchem unterweisen; denn ich kenne alle heißen und kalten Pflanzen und weiß, wo in der Erde Gold und Silber liegt."

„Aber, mein würdiger Freund," — frug hier Alexander von Humboldt fort — „wenn Ihr doch wißt, wo Gold und Silber im Schooße der Erde verborgen ruht, warum habt Ihr nicht schon lange selbst nachgegraben und Euch solche unterirdischen Schätze angeeignet?"

„Ihr sollt Euch nicht Schätze sammeln auf Erden, die Rost und Motten fressen!" — antwortete mit Bedeutung der Schuster.

„Ich sehe mit Staunen!" — rief hier Humboldt — „daß Ihr auch Philosoph seid!"

„Weisheit ist eine Gabe Gottes!"

„Aber es ist doch auch nicht übel, wenn man sich das Leben etwas angenehm machen kann. Es fehlt Euch in Eurem Alter doch wohl gar Manches, was ...."

„Herr!" — rief der Schuster hier — „was brauche ich mehr, als ich besitze. Mein Bogen sorgt mir für Vögel — mit Pulver und Blei ging es freilich besser und wäre eines Mannes, wie ich, würdiger — aber nun .... es geht eben auch so. Fische liefert das Meer in Menge, Bananen und Cocosnüsse hole ich mir im Tausche in Cumana, gutes Wasser haben wir hier genug, und die Hütte da gibt mir Schatten am Tage und Schutz für die Nacht."

„Glücklicher Mann!" — rief jetzt Humboldt, obgleich er recht gut erkannte, daß sich hinter dieser Einfachheit und kindlichen Zufriedenheit doch auch ein gutes Stück Trägheit barg.

„Und habt Ihr gar keinen Wunsch?" — frug er jetzt weiter.

Der Schuster dachte einen Augenblick nach; dann erhob er gravitätisch sein mumienhaftes Haupt und sagte mit Würde; — „Einen doch!"

„Und der wäre?"

„Ich wünschte, ich hätte einen recht derben und kräftigen Esel, der eine tüchtige Ladung nach und von dem Landungsplatze schleppen könnte."

Ueber Humboldt's Züge lief ein leichtes Lächeln: das also war dieses Mannes höchstes Ziel und höchster Wunsch. O wie seltsam laufen doch die Wege der Menschen auseinander! Wie verschieden ist doch der Begriff, den sie sich von Glück und Glückseligkeit machen. Wie leicht befriedigt ist doch manche Seele!

„Und wer seid denn Ihr?" — frug jetzt der Schuster von Araya Humboldt, mit demselben Blicke und in demselben Tone, mit welchem wohl ein Universitäts-Professor einen armen, neu angekommenen Studenten anredet, der ihn um ein Freicollegium bittet.

„Ich" — sagte Humboldt mit jenem, ihm eigenen, unvergleichlich milden und doch jetzt auch sarkastischen Lächeln — „ich bin nur ein Reisender, der hier die tausend Wunder der Natur zu erforschen strebt, mit welchen Gott dies herrliche Land gesegnet hat."

„So, so!" — meinte der Castillaner würdevoll — „da seid Ihr allerdings bei mir an den rechten Mann gekommen. Weiß schon .... man wird Euch in Cumana an den Schuster von Araya gewiesen haben, den sie nur „den Philosophen am Berge" nennen. Nun ..... ich kenne das .... ist meistens Neid, weil ich die Goldlager weiß und sie ihnen nicht verrathen will; Euch aber werd' ich sie nicht nur nennen, sondern selbst zeigen; denn, Herr, Ihr gefallt mir ..... Ihr seid freundlich und bescheiden und wißt das Verdienst zu schätzen."

Humboldt verbeugte sich lächelnd.

„Aber, Herr, wißt ihr denn auch, was der eigentliche Reichthum dieser Gegend ist?" — frug jetzt der Schuster im Katertone.

„Wenn ich nicht irre," — sagte Humboldt immer mit der gleichen Freundlichkeit — „so war diese Küste sammt den Inseln Margarita, Cubagua, Coche, Punta-Araya und die Mündung des Rio la Hacha seit dem sechzehnten Jahrhundert durch ihre Perlenmuscheln berühmt, wie im Alterthume, nach Strabo und Plinius, der persische Meerbusen und die Insel Taprobane."

Es war wirklich komisch, wie bei diesen Worten des einfachen Reisenden der gelehrte Schuster von Araya erstaunt aufblickte. Aber er verlor darum seine Ruhe und Würde nicht.

„Es freut mich" — sagte er gelassen und ohne auch nur das Geringste von seinem Selbstgefühle zu verlieren — „daß Ihr etwas von diesen Dingen gehört habt."

„Ach ja!" — meinte Humboldt — „ich habe mich schon vor meiner Reise so etwas weniges mit den Ländern beschäftigt, die ich zu besuchen gedachte. So weiß ich, daß die Perlen dieser Küste schon in den frühesten Zeiten den Eingeborenen hier als Luxusartikel

dienten. Die Spanier, die zuerst an Terra Firma landeten, sahen bei den Wilden Hals- und Armbänder davon. Las Casas und Benzoni erzählten, wie grausam man mit den Indianern umging, die man zur Perlenfischerei gebrauchte."

Der Schuster horchte hoch auf.

„Wenn das ein Freund von Euch war, dieser Las Casas, der Euch das Alles gesagt hat" — versetzte er dann im höchsten Ernste — „so muß ich ihn auch kennen; denn er war gewiß einmal bei mir, und hat das Alles von **mir** gehört. Ich kann nicht die Namen von Allen behalten, die zu mir kommen."

„Diesmal, lieber Freund, seid Ihr im Irrthum!" — sagte Humboldt lächelnd.

Der Schuster schüttelte mit der Würde eines römischen Senators das Haupt, indem er zugleich die Arme über der Brust ineinanderschlug und eines seiner nackten Beine mit Gravität über das andere legte. Dann sagte er:

„Ich erinnere mich jetzt des Namens Las Casas."

„Doch wohl kaum," — meinte Humboldt. — „Er lebte im 16. Jahrhundert und war Bischof von Chiapa."

„Richtig .... ein Spanier!" — sagte der Schuster, und das stolze Gefühl selbst ein Spanier zu sein, ließ ihn seine kleine Niederlage leicht vergessen.

Aber auch Humboldt wollte den alten Mann, der in seinem vermeintlichen Wissen so glücklich war, nicht weiter auf das Eis führen. Nur wie es jetzt mit dem Vorkommen der alt-berühmten Perlen und der Perlenfischerei von Araya stand, wünschte er noch zu wissen.

„Die Perlenfischerei war sonst hier bedeutend genug!" — sagte er daher jetzt. — „In der ersten Zeit der Eroberung lieferete die Insel Coche allein 1500 Mark Perlen und der „**Quint**," den die königlichen Beamten vom Ertrag an Perlen erhoben, belief sich auf 15,000 Dukaten. Der Jahresdurchschnitt des Werthes der nach Europa gesandten Perlen betrug damals 800,000 Piaster. Aber die Perlenfischerei nahm hier gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts ab und ging endlich ganz ein.

„Ja!" — sagte der Schuster mit einer Sicherheit, als ob er dabei gewesen wäre. — „Die Thiere wurden damals von dem Geräusch der Ruder der vielen ankommenden Schiffe verscheucht."

„Das wohl nicht!" — entgegnete Humboldt ruhig. — „Die Perlenmuscheln wurden wohl seltener, weil man im Unverstande die Muscheln zu Tausenden abriß und so ihrer Fortpflanzung Einhalt that."

Der Schuster von Araya schüttelte abermals mißbilligend sein olympisches Haupt; aber der unscheinbare Reisende, der doch gewaltig viel zu wissen schien, ließ sich diesmal nicht irre machen. Ruhig sagte er:

„Die Sache, lieber Mann, liegt auf der flachen Hand. Manches Fahrzeug nahm damals in zwei bis drei Wochen über 35,000 Muscheln auf. Nun lebt das Thier aber ohnehin nur neun bis zehn Jahre und die Perlen fangen erst im vierten Jahre an, zum Vorschein zu kommen."

Der Schuster staunte; aber er schüttelte doch mit dem Kopfe ....

„Unter zehntausend Muscheln"— fuhr Humboldt fort — „ist dabei oft nicht eine, die eine werthvolle Perle birgt. So öffnete man alle, die man fand, und ließ die Thiere dann zu vielen Tausenden am Ufer faulen. Und jetzt?"

„Hat alles aufgehört!" — sagte der Schuster — „nur ich selbst besitze hier noch Perlen!"

Und mit diesen Worten erhob er sich ernst und stolz und schritt seiner Hütte zu.

Alexander von Humboldt sah ihm lächelnd nach; er mußte sich gestehen, daß dies die amüsanteste Figur sei, die er bis dahin auf seiner Reise gesehen.

Aber schon stand der Castillier wieder vor ihm.

Ein wunderbares stolzes Lächeln lag jetzt über den sonst so ernsten Zügen des alten mumienhaften Mannes mit der fast bettelhaften Kleidung. Schweigend nahm er aus einer

Ledertasche ein Paar sehr kleine und trübe Perlen, die er dann mit dem Stolze eines Königs, der sich selbst die Krone auf das Haupt setzt, nach dem Lichte emporhob:

„Mein Freund!“ — sagte er dann zu Humboldt — „diese Perlen sind für Euch. Empfanget sie aus der Hand des Schusters von Araya und zeichnet es in Euere Schreibtafel auf: daß ein armer Schuster — aber ein weißer Mann, von edlem castilischem Blute — Euch dies hat schenken können, was drüben über dem Meere für eine große Kostbarkeit gilt.“

Humboldt wollte die freundliche Gabe dankend abweisen.

„Nein!“ — sagte der Schuster mit hohem Ernste. — „Wohl weiß ich, daß Hiob ruft: „die Weisheit ist höher zu wägen denn Perlen!“ Wohl ist die Eitelkeit menschlicher Herrlichkeit Nichts, und Kronen sind wie Staub, und Gold und Schätze wie Moder vor dem Herrn. Darum auch verachtet der Weise die Thorheiten der Welt und läßt sich genügen des eigenen Herzens. Darum lebe auch ich hier — trotzdem, daß ich ein weißer Mann und aus edlem castilischem Blute bin — zwischen Gold und Perlen wie ein einfacher Indianer; so daß ich mit der Schrift, Buch der Weisheit, sagen kann: „Einfältiglich habe ich es gelernt, mildiglich theile ich es mit!“ und mit Sirach: „Schäme dich nicht, zufrieden zu sein, Du habest wenig oder viel!“ ...... Gehet hin, und wenn Ihr wieder nach Europa kommt, so sagt es aller Welt: drüben über dem Meere da wohnt ein Mann, bescheiden in seiner Weisheit und freigiebig in seiner Armuth; — ein armer Schuster in Araya, der euch allen in eurer Eitelkeit und Thorheit als Muster dienen kann, der Perlen hat und sie wegschenkt, der des Goldes Lager kennt die Fülle und sie seinem Bruder zeigt, der gekommen ist, ihn zu besuchen und seinen Rath zu hören.“

Und der Schuster legte die Perlen — die übrigens durchaus werthlos waren, obwohl sie der Castiller für Schätze hielt — in Humboldt's Hand, der sie denn auch, um den Alten nicht zu kränken, annahm.

Jetzt aber war es drollig, wie sich — mit dem Herausnehmen eines weiteren Gegenstandes aus der Ledertasche — die Würde und der Ernst auf des Schusters Zügen noch steigerten. Die weitgeöffneten Augen traten, gleichsam von der Fülle des Selbstgefühles hervorgedrückt, noch weiter heraus als bisher; die grauen buschigen Augenbraunen hoben sich und die Stirne zeigte jene Falten, die da immer sagen: jetzt gebt Acht, denn ihr werdet Unerhörtes hören und sehen.

Humboldt, innerlich ungemein erheitert, war ganz Auge und Ohr.

„Freund!“ — hub hierauf der Schuster an — „nicht Jedem, der hierher kommt, wird das Glück, durch einen Mann der das Innerste der Natur kennt, gleich eingeweiht zu werden in ihre größten Wunder!“ — und, die Hand feierlich wie zum Schwure erhebend, setzte er hinzu. — „Hier halte ich ein solches Wunder in meiner Hand.“

„Und was ist es?“ — frug Humboldt gespannt.

„Es ist ein Stein und ein Thier zugleich.“

Alexander von Humboldt mußte unwillürlich lächeln.

„Lacht nicht!“ — rief der Schuster mit hohem Ernste. — „Denn der Psalmist sagt: „Wenn sie auch nicht glauben, so bin ich doch vor Vielen wie ein Wunder.“

„Nun so zeigt denn Euer Mirakel!“ — bat der Reisende.

Der Schuster legte nun etwas auf seine flache Hand, was Humboldt sofort für ein Gebilde aus Kalkerde erkannte.

„Und was soll es damit?“

„Dies ist das wunderbare Geschöpf,“ — sagte der Schuster feierlich — „das Thier und Stein zugleich ist. Pietra de los ojos heißt es.“

„A u g e n s t e i n!“ — versetzte Humboldt. — „Und warum heißt es so? und warum soll es ein Thier sein, da es doch ganz deutlich ein Kalkgebilde ist?“

Ein strafender und bedauernder Blick des Alten fiel auf den Sprecher; dann sagte er langsam und bedeutungsvoll: — Galater 5, 10 heißt es: „Wer Euch irre macht,

der wird sein Urtheil tragen, er sei wer er wolle."

„Nun" — meinte Humboldt — „ich lasse mich belehren."

„Die Stirne des gelehrten Schusters heiterte sich einigermaßen auf:

„Das lasse ich gelten!" — sagte er. — „Und so will ich Euch das Nähere sagen. Man findet dieses wunderliche Wesen im Sande, und da rührt es sich nicht."

Humboldt nickte beifällig.

„Nimmt man es aber einzeln auf und legt es auf eine ebene Fläche und reizt es durch Citronensaft, so zeigt es, daß es ein Thier ist und bewegt sich."

Wieder ein unwillkürliches Lächeln des ungläubigen Reisenden ....

Der Schuster ließ sich nicht stören.

„Steckt man es alsdann in das Auge," — fuhr er mit unerschütterlicher Ruhe fort — „so dreht sich das Thier um sich selbst und schiebt jeden fremden Körper heraus, der zufällig in das Auge gerathen ist. Ich habe Hunderten von Menschen damit geholfen. Soll ich Euch einmal ein paar Körnchen Sand in die Augen bringen, um die Probe an Euch zu machen?"

„Danke, danke!" — rief Humboldt abwährend. — „ich glaube schon, daß es einen fremden Körper aus dem Auge entfernen kann; aber ein Thier ist es darum doch nicht, sondern lediglich, wie ich gesagt habe, ein Kalkgebilde."

„Und woher bewegt es sich alsdann?" — frug jetzt der Alte fast höhnisch.

„Weil der Citronensaft die Kalktheilchen aufbrausen macht und die sich entwickelnde Kohlensäure sie von der Stelle rückt."

Aber diese Erklärung war gar nicht nach dem Geschmacke des gelehrten Schusters. Mit einem Ausdruck, der da ganz deutlich sagte: „du sollst die Perlen nicht vor die Schweine werfen!" zuckte er die Achseln und wollte eben ein unsanftes Wort sagen, als Bonpland, der von seiner Inspection zurückkam, hinzutrat.

Alexander brauchte ihn nicht um den Erfolg seines Nachsuchens zu fragen, die finstere Miene des jungen Mannes kündete deutlich genug, daß er hier keine Spur seiner verschwundenen Zambo gefunden habe.

Humboldt wollte nun Abschied von dem Alten nehmen, den er in der That gekränkt zu haben fürchtete. Um ihn zu besänftigen, frug er ihn daher noch um Einiges in der Gegend und forderte über seinen weiteren Ausflug den Rath des alten Mannes.

Da war bei dem Schuster von Araya sogleich aller Zorn vergessen. Er hatte doch gemerkt, daß der unscheinbare Reisende ein großer Gelehrter sein müsse, und daß dieser ihn jetzt um Rath frug, machte ihn ganz glücklich.

Strahlenden Auges verbreitete er sich daher ein Weites und Breites über die Gegend; ja er bot sich endlich selbst an, die Reisenden zu begleiten, um — wie er Humboldt geheimnißvoll in das Ohr flüsterte — ihn zu den Goldlagern von Cuchivano zu führen.

Humboldt nahm dies Anerbieten gerne an, denn einmal wußte der Alte, der seit vierzig Jahren hier hauste, jedenfalls am Besten in dieser Gegend Bescheid, und dann hatte Alexander wirklich Gefallen an der drolligen Figur gefunden.

Es ward also verabredet: daß die Reisenden noch einmal nach Cumana zurückkehren sollten: dann ward ein weiterer Ausflug in die Berge von Neuandalusien, nach dem Thale von Cumanacoa und in die Missionen der Chaymas = Indianer festgesetzt. An der Schlucht von Cuchivano versprach der Alte — wenn er rechtzeitig benachrichtigt würde — mit Humboldt und Bonpland zusammen zu treffen.

So schied man von einander.

Der Schuster von Araya aber feierte heute einen seiner glücklichsten Tage.

Die Colonien.

„Sie fragen mich, wie mir der Aufenthalt hier gefalle?" — frug in diesem Augenblicke Don Vincente Emparan seinen Gast, Alexander von Humboldt, der heute wieder in großer Gesellschaft eine prachtvolle Mondnacht im Manzanares bei dem Gouverneur von Portobelo und Cumana zubrachte. Beide saßen dabei, ihre Havanna rauchend, gemüthlich in den kühlenden Fluthen des Flusses neben einander.

„Nun!" — fuhr der Gouverneur fort — „der Aufenthalt hier hat manches Angenehme, aber er hat auch seine Schattenseiten. Wer nur seiner sinnlichen Existenz wegen lebt, kann hier — vorausgesetzt, daß ihm die Mittel nicht fehlen — ein wahrhaft sybaritisches Leben führen. Bringt man aber tiefere geistige Bedürfnisse nach den Colonien mit, so macht sich bald eine gewisse Leere hier geltend, die etwas unendlich Peinliches hat."

„Ich kann mir dies denken!" — entgegnete Herr von Humboldt — „und vielleicht errathe ich auch die Ursache davon. Es ist wohl weniger der Mangel an wissenschaftlichem und geistigem Leben — den man sich ja am Ende durch eigenes Wirken einigermaßen ersetzen kann — als der Mangel an einem geschichtlichen Hintergrunde, an allen bedeutsamen Ueberlieferungen, der diesen jungen Colonien eigen ist."

„So ist es!" — sagte der Gouverneur. — „Ich hätte diesem anscheinlich gar nicht beachtenswerthen Mangel nie Bedeutung zugesprochen, wenn ich nicht die Erfahrung an mir selbst gemacht haben würde."

„Der denkende und tiefer fühlende Mensch sieht sich allerdings dadurch um den höchsten Genuß der Einbildungskraft gebracht!" — versetzte Humboldt.

„Mehr noch!" — fiel der Gouverneur lebhaft ein — „dieser Mangel äußert auch seinen Einfluß auf die mehr oder minder starken Banden, die den Colonisten an den Boden fesseln, auf dem er wohnt. Die edleren fehlen alle .... es gibt daher bei uns nur ein Band für ihn .... und das ist der Egoismus."

„Es wird sich das heben" — meinte Herr von Humboldt — „wenn Amerika erst seine Geschichte hat."

„Ja, wenn ....!" rief der Gouverneur. — „In China und Japan gilt alles, was man erst seit zweitausend Jahren kennt, für .... neue Erfindung; hier in den europäischen Niederlassungen erscheint ein Ereigniß, das dreihundert Jahre bis zur Entdeckung von Amerika hinaufreicht, als ungemein alt. Das ist es eben, was ich meine: der geschichtliche Hintergrund fehlt, und mit ihm das stolze Selbstbewußtsein, das geistig und sittlich veredelnde Hochgefühl, eine in der Weltgeschichte würdig dastehende Nation zu sein."

„Freilich, freilich!" — sagte hier Alexander von Humboldt lebhaft. — „Bei den Alten, z. B. bei den Phöniziern und Griechen, gingen Ueberlieferungen und geschichtliches Bewußtsein des Volkes vom Mutterland auf die Colonien über, erbten dort von Geschlecht zu Geschlecht fort und äußerten fortwährend den besten Einfluß auf Geist, Sitten und Politik der Ansiedler. Das Klima in jenen ersten Niederlassungen über dem Meere war vom Klima des Mutterlandes nicht sehr verschieden. Die Griechen in Kleinasien und auf Sicilien entfremdeten sich nicht den Einwohnern von Argos, Athen und Corinth, von denen abzustammen ihr Stolz war. Große Uebereinstimmung in Sitte und Brauch that das ihrige dazu, eine Verbindung zu befestigen, die sich auf religiöse und politische Interessen gründete. Häufig opferten die Colonien die Erstlinge ihrer Ernten in den Tempeln der Mutterstädte, und wenn durch einen unheilvollen Zufall das Heilige auf den Altären von Hestia erloschen war, so schickte man von Jonien nach Griechenland und ließ es aus den Prytaneen wieder holen. Ueberall, in Cyrenaica wie an den Ufern des See's Mäotis, erhielten sich die alten Ueberlieferungen des Mutterlandes. Andere Erinnerungen, die gleich mächtig zur Einbildungskraft sprechen, hafteten an den Colonien selbst. Sie hatten ihre heiligen Haine,

ihre Schutzgottheiten, ihren lokalen Mythenkreis; sie hatten, was den Dichtungen der frühesten Zeitalter Leben und Dauer verleiht, ihre Dichter, deren Ruhm selbst über das Mutterland Glanz verbreitete."

„Eben darum!" — versetzte Don Vincente Emperan. — „Dieser und noch mancher andern Vortheile entbehren die heutigen Ansiedlungen. Die meisten wurden in einem Landstriche gegründet, wo Klima, Naturprodukte, der Anblick des Himmels und der Landschaft ganz anders sind als in Europa. Wenn auch der Ansiedler Bergen, Flüssen und Thälern Namen beilegt, die an vaterländische Landschaften erinnern, diese Namen verlieren bald ihren Reiz und sagen den nachkommenden Geschlechtern nichts mehr. In fremdartiger Naturumgebung erwachsen aus neuen Bedürfnissen andere Sitten; die geschichtlichen Erinnerungen verblassen allmählich, und die sich erhalten, knüpfen sich fortan gleich Phantasiegebilden weder an einen bestimmten Ort, noch an eine bestimmte Zeit. Der Ruhm Don Pelagio's und des Cid Campeodor ist bis in die Gebirge und Wälder Amerikas gedrungen; dem Volk kommen je zuweilen diese glorreichen Namen auf die Zunge, aber sie schweben seiner Seele vor, wie Wesen aus einer idealen Welt, aus dem Dämmer der Fabelzeit."

„Sollte nicht noch etwas Anderes hier hinzukommen?" — frug jetzt Herr von Humboldt. — „Sollte nicht der neue Himmel, das ganz veränderte Klima, die physische Beschaffenheit des Landes weit stärker auf die gesellschaftlichen Zustände in den Colonien einwirken, als die Trennung von dem Mutterlande selbst?"

„Sie mögen in gewisser Beziehung recht haben!" — fiel hier der Gouverneur ein. — „Die Schifffahrt hat in neuer Zeit solche Fortschritte gemacht, daß die Mündungen des Orinoco und Rio de la Plata näher bei Spanien zu liegen scheinen, als einst der Phasis und Tartessus von den griechischen und phönicischen Küsten. Man kann auch die Bemerkung machen, daß sich in gleich weit von Europa entfernten Ländern Sitten und Ueberlieferungen derselben im gemäßigten Erdstrich und auf dem Rücken der Gebirge unter dem Aequator mehr erhalten haben, als in den Tiefländern der heißen Zone. Die Aehnlichkeit der Naturumgebung trägt in gewissem Grad dazu bei, innigere Beziehungen zwischen den Colonisten und dem Mutterlande aufrecht zu erhalten. Dieser Einfluß physischer Ursachen auf die Zustände jugendlicher gesellschaftlicher Vereine tritt besonders auffallend hervor, wenn es sich von Gliedern desselben Volksstammes handelt, die sich noch nicht lange getrennt haben. Durchreist man die neue Welt, so meint man überall da, wo das Klima den Anbau des Getreides gestattet, mehr Ueberlieferungen, einem lebendigeren Andenken an das Mutterland zu begegnen. In dieser Beziehung kommen Pennsylvanien, Neu-Mexico und Chili mit den hochgelegenen Plateaus von Quito und Neuspanien überein, die mit Eichen und Fichten bewachsen sind."

„Dazu kommt dann noch etwas!" — bemerkte Herr von Humboldt. — „Bei den Alten waren die Geschichte, die religiösen Vorstellungen und die physische Beschaffenheit des Landes durch unauflösliche Bande verknüpft. Um die Landschaften und die bürgerlichen Stürme des Mutterlandes zu vergessen, hätte der Ansiedler auch dem von seinen Voreltern überlieferten Götterglauben entsagen müssen."

Der Gouverneur nickte hier seinem Gaste Beifall zu, nahm eine neue Cigarre von dem silbernen Teller, den ihm ein Diener darbot, zündete sie an und sagte:

„Das klingt fast ketzerisch, aber es ist wahr: bei den neueren Völkern hat die Religion, so zu sagen, keine Localfarbe mehr."

„Das Christenthum hat eben den Kreis der Vorstellungen erweitert!" — versetzte Humboldt. — „Es hat, und das ist schön und gut, alle Völker darauf hingewiesen, daß, sie Glieder einer Familie sind; aber eben damit hat es auch, und dies ist schlimm, das Nationalgefühl geschwächt."

„Sehr wahr! sehr wahr!" — rief hier der Gouverneur; sah sich aber doch dabei um ob man seine, allerdings für einen gut katholischen Christen und spanischen Beamten sehr freisinnigen Ansichten nicht etwa belausche. Aber

die ganze Gesellschaft war auf das Munterste mit sich selbst beschäftigt, und Bonpland, der, still und in sich gekehrt, dem Gespräche zuhörte, war nicht zu fürchten.

Der Gouverneur that daher einige Züge, gab einem kleinen Manzanares-Krokodil, das ihm zu nahe gekommen, einen Tritt und sagte dann:

„Mit dem Christenthume haben allerdings Völker von ganz verschiedener Herkunft und völlig abweichender Mund- und Denkart gemeinschaftliche Anhaltspunkte erhalten. Wo sehen wir dies besser, als bei unseren Missionen? Chaymas-, Payaquas-, Amarizos-, Tobas-, Otomacos-Indianer und spanische Christen! ist das nicht wie Wasser und Feuer, wie Tag und Nacht? Wenn daher durch die Missionen die über unsere Colonien verbreitet sind, alle die Grundlagen gelegt worden sind, so haben doch eben damit auch die christlichen kosmognostischen und religiösen Vorstellungen ein merkbares Uebergewicht über die rein nationalen Erinnerungen erhalten. Noch mehr: die amerikanischen Colonien sind fast durchaus in Ländern angelegt, wo die dahingegangenen Geschlechter kaum eine Spur ihres Daseins hinterlassen haben. Nordwärts vom Rio Gila, an den Ufern des Missouri, auf den Ebenen, die sich im Osten der Anden ausbreiten, gehen die Ueberlieferungen nicht über ein Jahrhundert hinauf. In Peru, in Guatimala und in Mexiko sind allerdings Trümmer von Gebäuden, historischer Malereien und Bildwerke Zeugen der alten Cultur der Eingeborenen; aber in einer ganzen Provinz findet man kaum ein paar Familien, die einen klaren Begriff von der Geschichte der Incas und der mexikanischen Fürsten haben. Der Eingeborne hat seine Sprache, seine Tracht und seinen Volkscharakter behalten; aber mit dem Aufhören des Gebrauchs der Quippus und der symbolischen Malereien, durch die Einführung des Christenthums und anderer Umstände, sind die geschichtlichen und religiösen Ueberlieferungen allmälich untergegangen. Andererseits sieht der Ansiedler von europäischer Abkunft verächtlich auf Alles herab, was sich auf die unterworfenen Völker bezieht. Er sieht sich in die Mitte gestellt zwischen die frühere Geschichte des Mutterlandes und die seines Geburtslandes, und die eine ist ihm so gleichgültig wie die andere; in einem Klima, wo bei dem geringen Unterschied der Jahreszeiten der Ablauf der Jahre fast unmerklich wird, überläßt er sich ganz dem Genusse der Gegenwart und wirft selten einen Blick in vergangene Zeiten."

„Aber auch welch' ein Abstand zwischen der eintönigen Geschichte neuerer Niederlassungen und dem lebenvollen Bilde, das Gesetzgebung, Sitten und politischen Stürme der alten Colonien darbieten!" — rief hier Humboldt. — „Ihre durch abweichende Regierungsformen verschieden gefärbte geistige Bildung machte nicht selten die Eifersucht der Mutterländer rege. Durch diesen glücklichen Wetteifer gelangten Kunst und Literatur in Jonien, Großgriechenland und Sicilien zur herrlichsten Entwickelung. Heutzutage dagegen haben die Colonien weder eine eigene Geschichte noch eine eigene Literatur. Die in der neuen Welt haben fast nie mächtige Nachbarn gehabt, und die gesellschaftlichen Zustände haben sich immer nur allgemach umgewandelt. Des politischen Lebens bar, haben diese Handels- und Ackerbaustaaten an den großen Welthändeln immer nur passiven Antheil genommen."

Emparan nickte zustimmend, dann sagte er:

„Die Geschichte der neuen Colonien hat nur zwei merkwürdige Ereignisse aufzuweisen, ihre Gründung und ihre Trennung vom Mutterlande. Das erstere ist reich an Erinnerungen, die sich wesentlich an die von den Colonisten bewohnten Ländern knüpfen; aber statt Bilder des Gewerbfleißes und der Entwicklung der Gesetzgebung in den Colonien vorzuführen, erzählt diese Geschichte nur von verübtem Unrecht und von Gewaltthaten. Welchen Reiz jene außerordentlichen Zeiten haben, wo die Spanier unter Carl's V. Regierung mehr Muth als sittliche Kraft entwickelten, und die ritterliche Ehre, wie der kriegerische Ruhm durch Fanatismus und Golddurst befleckt wurden? Die Colonisten sind von sanfter Gemüthsart, sie sind durch ihre Lage den Nationalvorurtheilen enthoben, und so wissen sie die

Thaten bei der Eroberung nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. Die Männer, die sich damals ausgezeichnet, sind Europäer, sind Krieger des Mutterlandes. In den Augen des Colonisten sind sie Fremde, denn drei Jahrhunderte haben hingereicht, die Bande des Blutes aufzulösen. Unter den „Conquistadoren" waren sicher rechtschaffene und edle Männer, aber sie verschwinden in der Masse und konnten der allgemeinen Verdammniß nicht entgehen."

„Und wie steht es denn jetzt überhaupt mit den Indianern in den Colonien?" frug Humboldt weiter.

„Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts" — erwiederte der Gouverneur — „wurden, wie Ihnen wohl bekannt ist, die unglücklichen Einwohner auf den Küsten von Carupano, Macarapan und Caracas behandelt, wie zu unserer Zeit die Einwohner der Küste von Guinea. Bereits wurden die Antillen angebaut und man führte dort die Gewächse der alten Welt ein; aber in Terra Firma kam es lange zu keiner ordentlichen und planmäßigen Niederlassung. Die Spanier besuchten die Küste nur um sich mit Gewalt oder im Tauschhandel Sklaven, Perlen, Goldkörner und Farbholz zu verschaffen. Durch den Schein gewaltigen Religionseifers meinte man diese unersättliche Habsucht in eine höhere Sphäre zu heben. Und so werden die alten Ungerechtigkeiten fortgesetzt. Der Handel mit den kupferfarbigen Eingeborenen führte zu denselben Unmenschlichkeiten wie der Negerhandel; er hatte auch dieselben Folgen, Sieger und Unterworfene verwilderten dadurch. Von Stunde an wurden die Kriege unter den Eingeborenen häufiger; die Gefangenen wurden aus dem Innern Lande an die Küsten geschleppt und an die Weißen verkauft, die sie auf ihren Schiffen fesselten."

„Es ist kaum glaublich!" — rief hier Alexander von Humboldt schmerzlich bewegt. — „Wie konnte unter dem milden Scepter des Christenthums so Unerhörtes geschehen. Und doch waren die Spanier damals und noch lange nachher eines der civilisirtesten Völker Europa's. Ein Abglanz der Herrlichkeit, in der in Italien Kunst und Literatur blühten, hatte sich über alle Völker verbreitet, deren Sprache dieselbe Quelle hat wie die Sprache Dante's und Petrarca's. Man sollte glauben, in dieser mächtigen geistigen Entwicklung, bei solch erhabenem Schwung der Einbildungskraft hätten sich die Sitten sänftigen müssen."

„Ja!" — sagte der Gouverneur — „wenn hier, über dem Meere der Goldurst nicht fast überall zum Mißbrauch der Gewalt führte."

„Freilich!" — seufzte Humboldt auf — „die Menschen haben in allen Abschnitten der Geschichte denselben Charakter entwickelt. Das herrliche Jahrhundert Leo's X. trat in der neuen Welt mit einer Grausamkeit auf, wie man sie nur den finstersten Jahrhunderten zutrauen sollte. Man wundert sich aber nicht so sehr über das entsetzliche Bild der Eroberung von Amerika, wenn man daran denkt, was trotz der Segnungen einer menschlicheren Gesetzgebung noch jetzt auf den Westküsten von Afrika vorgeht."

Don Vincente Emparan's Züge hatten sich merklich verfinstert.

„Der Sclavenhandel" — sagte er jetzt — „hatte, Dank den von Carl V. zur Geltung gebrachten Grundsätzen auf Terra Firma längst aufgehört; aber die Conquistadoren setzten ihre Streifzüge in's Land fort, und damit den kleinen Krieg, der die amerikanische Bevölkerung herabbrachte, dem Nationalhaß immer frische Nahrung gab und auf lange Zeit die Keime der Kultur erstickte. Endlich ließen Missionäre unter dem Schutze des weltlichen Arms Worte des Friedens hören. Es war Pflicht der Religion, daß sie der Menschheit einigen Trost brachte für die Gräuel, die in ihrem Namen verübt worden; sie führte für die Eingeborenen das Wort vor dem Richterstuhle der Könige, sie widersetzte sich den Gewaltthätigkeiten der Pfründeninhaber, sie vereinigte umherziehende Stämme zu den kleinen Gemeinden, die man Missionen nennt und die der Entwicklung des Ackerbaus Vorschub leisten. So haben sich allmälich, aber in gleichförmiger, planmäßiger Entwicklung jene großen mönchischen Niederlassungen gebildet, jenes merkwürdige Regiment, das immer dar-

auf hinausgeht, sich abzuschließen, und Länder, die vier und fünfmal größer sind als Frankreich, den Mönchsorden unterwirft."

„Nun," — meinte Bonpland, der sich hier zum erstenmal in das Gespräch mischte, denn erst mit der Erwähnung der Missionen war seine Aufmerksamkeit einigermaßen erwacht .... „nun! das sind doch Einrichtungen, die gewiß trefflich dazu dienen, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und den ersten Grund zur gesellschaftlichen Entwicklung zu legen."

„Und doch sind sie jedem Fortschritte hinderlich geworden!" — warf der Gouverneur ein. — „Die allzumönchische Abschließung hatte zur Folge: daß die Indianer so ziemlich blieben, was sie waren, als ihre zerstreuten Hütten noch nicht um das Haus des Missionärs beisammen lagen. Ihre Zahl hat zugenommen, keineswegs aber ihr geistiger Gesichtskreis."

Bonpland's Gedanken waren jetzt schon wieder in den Missionen der Indianer und suchten nach Nunu....

Don Emparan fuhr fort: .

„Die armen Indianer haben dabei mehr und mehr von der Charakterstärke und der natürlichen Lebendigkeit eingebüßt, die auf allen Stufen menschlicher Entwicklung die edlen Früchte der Unabhängigkeit sind. Man hat Alles bei ihnen, sogar die unbedeutendsten Verrichtungen des häuslichen Lebens, der unabänderlichen Regel unterworfen, und so hat man sie gehorsam gemacht, zugleich aber auch dumm. Ihr Lebensunterhalt ist meist gesicherter, ihre Sitten sind milder geworden; aber der Zwang und das trübselige Einerlei des Missionsregiments lastet auf ihnen und ihr düsteres, verschlossenes Wesen verräth, wie ungern sie die Freiheit der Ruhe zum Opfer gebracht haben. Die Mönchszucht innerhalb der Klostermauern entzieht zwar dem Staate nützliche Bürger, indessen mag sie immerhin hie und da Leidenschaften zur Ruhe bringen, große Schmerzen lindern, der geistigen Vertiefung förderlich sein; aber in die Wildniß der neuen Welt verpflanzt, auf alle Beziehungen des bürgerlichen Lebens angewendet, muß sie desto verderblicher wirken, je länger sie andauert. Sie hält von Geschlecht zu Geschlecht die geistige Entwicklung nieder, sie hemmt den Verkehr unter den Völkern, sie weist Alles ab, was die Seele erhebt und den Vorstellungskreis erweitert. Aus allen diesen Ursachen zusammen verharren die Indianer in den Missionen in einem Zustand von Uncultur, der beinahe Stillstand heißen muß."

Neu ankommende Besuche störten jetzt das Gespräch. Der Gouverneur entzog sich ihm mit einer artigen Verbeugung. Alexander von Humboldt war davon sehr befriedigt, da es ihn, über manches in den Colonien au fait gesetzt. Aber wie schmerzte es ihn, daß der Kummer um Nunu's Verlust den Freund noch immer so sehr niederbeugte. Tief und wahr mußte hier das Gefühl denn doch sein und Alexander von Humboldt ehrte jedes wahre Gefühl in der Menschenbrust.

Wie aber helfen? — Vielleicht ließ sich das Mädchen in den benachbarten Indianer-Missionen wiederfinden? Und war deren Besuch in wissenschaftlicher Beziehung nicht schon ohnehin eine ausgemachte Sache? Gegenstände der mannigfaltigsten Anziehungskraft nahmen ja dort die beiden Reisenden in Anspruch. Sie sollten hier die ersten bedeutenden Wälder Central-Amerika's betreten; die Missionen besuchen; Völkerstämme sollten sie kennen lernen, die kaum aus dem Naturzustande getreten, ... wild, jedoch nicht barbarisch, ... geistig beschränkt, nicht weil sie die Natur vergessen, sondern als noch ganz in kindlichem Naturzustande. Und sah nicht auch Columbus, von dem Vorgebirge Paria aus, zuerst das feste Land? Waren das nicht die Thäler, die einstens bald von den kriegerischen, menschenfressenden Caraiben, bald von den civilisirten Handelsvölkern Europas, verwüstet wurden? Welch' vielseitiges Interesse knüpfte sich an sie!

Und für Bonpland die Hoffnung .... die Möglichkeit wenigstens .... Nunu dort wiederzufinden?!

Humboldt — von seiner Herzensgüte getrieben — verklärte noch im Nachhausegehen diese Nacht für den Freund durch den Entschluß: den Abstecher nach den Bergen Neu-Andalusiens, dem Thale von Cumanacua und

den Indianer-Missionen mit einem der kommenden Tage anzutreten. Es konnte dies aber um so mehr bald geschehen, da ja schon alle Vorkehrungen getroffen waren.

Ein Paradies.

Mit welchem Eifer besorgte jetzt Bonpland noch Alles, was zur Reise nöthig war. Er war ganz wieder der Alte; die Blässe, die in den letzten Wochen sein Gesicht bedeckt, wich einer frischeren Farbe, ... sein Trübsinn der früheren Heiterkeit. Es belebte ihn ja eine große Hoffnung: das Wiederfinden Nunu's, und mit dieser ihn neubelebenden Hoffnung ging die Befriedigung seines Wissensdurstes und Forscherdranges Hand in Hand.

Humboldt selbst erquickte sich an dem freudigen Aufleben des Freundes und sah mit gleicher Ungeduld der Stunde der Abreise entgegen.

Endlich kam sie! ......

Es war ein wunderschöner September-Morgen, als Beide zu dem Besuche der Chaymas-Indianer aufbrachen.

Zwei Lastthiere trugen den Mundvorrath, die Instrumente und das nöthige Papier zum Pflanzentrocknen. In derselben Kiste waren ein Sextant, ein Inclinationscompaß, ein Apparat zur Ermittlung der magnetischen Declination, Thermometer und ein Saussüre'scher Hygrometer eingepackt.

Humboldt und Bonpland selbst, in leichte Beinkleider von weiß und roth gestreiftem Zeug und eine leichte Jacke gekleidet, hatten ihre Büchsen übergeworfen, ein Hirschfänger hing an ihrer Seite, ein kleines Beil und je zwei Pistolen staken im Gürtel, während ihre Häupter große runde Strohhüte beschatteten. Wahrlich! Sie sahen malerisch genug aus!

Der Morgen war köstlich kühl; der Weg führte am rechten Ufer des Manzanares hin, über ein Kapuzinerhospiz das in einem kleinen Gehölze von Guayacbäumen und baumartigen Capparis lag. Und welche Aussicht nun, als sie höher kamen über die See, über die mit goldgelb blühender Bava (Zygophyllum arboreum. Jacq.) bedeckte Ebene und die Berge des Brigantin.

Bald aber änderte sich die Gegend wieder: der Weg wandte sich jetzt nach Nordost am Hospiz Divan Pastora vorüber über einen baumlosen Landstrich, der einstens Meeresboden war. Cactus, Büsche des eistusblättrigen Tribulus und die schöne purpurfarbige Euphorbie prangten hier in stolzer Pracht. Aber nicht nach ihnen, nach den Urwäldern der Tropen sehnten sich die Reisenden, und bald, bald, sollten sie diese finden und ihre kühnsten Erwartungen noch weit übertroffen sehen.

O welch' ein unbeschreiblich schönes Paradies that sich ihnen nun auf!

Neue Gebirgsarten begannen jetzt plötzlich und damit ein anderer Habitus des Pflanzenlebens. Alles erhielt mit einemmale einen großartigen, malerischen Charakter. Der quellenreiche Boden war nach allen Richtungen von Wasserbächen durchzogen. Bäume von riesiger Höhe — wie grüne lebende Thürme in das tiefe Blau des Himmels aufsteigend — mit Schlingpflanzen bedeckt, ragten aus den Schluchten empor oder schienen die wunderbar herrlichen Hallen riesiger Dome zu bilden. Ihre schwarze, von der Sonnengluth und von Sauerstoff der Luft verbrannte Rinde stach eigenthümlich von dem frischen Grün der Photos und Dracontien ab, deren glänzende Blätter nicht selten mehrere Fuß lang waren.

Und doch, was war dies alles gegen die übrigen großartigen, prächtigen und imponirenden Pflanzenformen.

Humboldt und Bonpland schwelgten bei ihrem Anblick in einer Art heiliger Begeisterung.

Vor allen Dingen die Palmen, die höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten. Haben ihnen doch stets die Völker den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, gerin-

gelte, bisweilen stachlichte Schäfte mit anstrebenden, glänzendem Laube; mit Blättern die bald grasartig gekräuselt, bald gefiedert, bald von ungeheurer Größe und fächerartig gebildet sind. Der glatte Stamm oft von 180 bis 200 Fuß Höhe.

Zu den Palmen aber gesellte sich der Pisang — oder Bananenform, die Scitamineen und und Musaceen der Botaniker. Niedrige, aber saftreiche, fast krautartige Stämme, an deren Spitze sich dünn und lockergewebte, zartgestreifte, seidenartig glänzende Blätter erhoben. Sie bildeten, wunderlieblich in anderes Laubwerk verwebt, den Schmuck der feuchteren Stellen. Und welche hohe Bedeutung haben, diese Gewächse für jene Zonen! Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung aller Bewohner des heißen Erdgürtels. Wie die mehlreichen Cerealien oder Getreidearten des Nordens, so begleiteten Pisangstämme den Menschen seit der frühesten Kindheit seiner Cultur. Asiatische Mythen setzen ja die ursprüngliche Heimath dieser nährenden Tropenpflanze an den Euphrat, oder an den Fuß des Himalaya-Gebirges in Indien. Griechische Sagen nennen die Gefilde von Enna als das glückliche Vaterland der Cerealien. Wenn aber diese, durch die Cultur über die nördliche Erde verbreitet, einförmige weitgedehnte Grasfluren bilden, und damit wenig den Anblick der Natur verschönern, so vervielfacht dagegen der sich ansidelnde Tropenbewohner durch Pisangpflanzen eine der herrlichsten und edelsten Gestalten.

Und zu Palmen und Bananen gesellt sich die Malvenform, dargestellt durch Sterculia, Hibiscus, Lavatern Ochroma. Kurze, aber kolossaldicke Stämme mit zartwolligen, großen, herzförmigen, oder eingeschnittenen Blättern, und prachtvollen, oft purpurrothen Blüthen. Zu dieser Pflanzengruppe gehört der Affenbrodbaum, Adansonia digitata, der bei 12' Höhe oft 30 — 40' Durchmesser hat,*) und der wahrscheinlich das größte und älteste organische Denkmal auf unserem Planeten ist.

*) Adanson fand Stämme, deren Höhe 10 bis 12, und deren Umfang 77 Fuß betrug.

Aber auch Mimosen geben eine wunderbare schöne Pflanzenform jener Gegend ab. Wie malerisch ist doch die schirmartige Ausbreitung ihrer Zweige, den Pinien Italiens gleich. Vermag doch dem Auge nichts Herrlicheres entgegenzutreten als das tiefe Himmelsblau der Tropen, durch die zartgefiederten Blätter der Mimosen schimmernd!

Und nun noch der Zauberschmuck der Wälder: die Orchideen, die Pothos und Liliengewächse, die Aloe und Lianen!

Ha! welche Welt, welche neue Pflanzenpracht entringt sich hier den Felsenritzen, den vom Lichte verkohlten, vom Sturm der Zeit der Fäulniß hingegebenen Stämmen! — Welch' wunderbarer Bau! Gleichen doch diese Blüthen bald geflügelten Insecten, bald Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße anlockt. Das ganze Leben eines Malers würde nicht hinreichen, um nur alle die prachtvollen Orchideen abzubilden, welche die tiefausgefurchten Gebirgsthäler der peruanischen Andeskette zieren.

Und endlich die Lianen, dieser Prachtschmuck der tropischen Wälder, die bald aus dem Gipfel hoher Schwietenien leicht herabfallen, bald wie Mastaue und Festgewinde sich von einem Baume zum anderen ausspannen, Schaaren der kleinen, herrlich grünen Sperlings-Papageien (Psittacala passerina) und Affen zum Schaukeln dienend; während die Tigerkatze bei der Annäherung der Reisenden mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit an ihnen hinaufklettert. Fernab buschte zugleich ein Rudel Rehe durch die Büsche, während ganz nahe bei Humboldt zwei niedliche Aguti's (Dasyprocta Aguti) ungeschreckt mit einander spielten.

Der graue Cardinal — einer der schönsten Vögel Südamerikas, mit grauem Gefieder, herrlich rothem Kopf und rother Haube — schlüpfte neugierig durch die Zweige und schien mit Lust dem Gesange des Trubigal (Xanthornus aurantiacus) zu lauschen. Alles lebte, von dem Boden bis zu den Wipfeln der Bäume, und doch lag über dem Ganzen auch

wieder eine zauberhafte, das Herz tiefergreifende Ruhe.

O, welch' ein Paradies, in grüne Nacht und Schatten gehüllt, war das!

Humboldt und Bonpland standen oft staunend stille. Entzücken leuchtete aus ihren Blicken, ihr Herz schlug hörbar, sie hätten niederfallen und der ewigen Urkraft mit begeisterten Jubelhymnen für diesen Anblick, diese Wunderschöpfung danken können!

„O Natur! Natur!" — rief Humboldt jetzt, von seinen Gefühlen überwältigt — „nur wer hier gestanden, hat einen Blick in dein Allerheiligstes geworfen! Nur wer hier gestanden, der hat dich in der vielfachen Deutung des Wortes erkannt, dich — du ewige, unendlich große — die bald als Totalität des Seienden und Werdenden, bald als innere bewegende Kraft, bald als das geheimnißvolle Urbild aller Erscheinungen vor uns tritt, und sich dem menschlichen Sinn als etwas Irdisches, ihm Verwandtes offenbart! ...... Hier in den zahllosen Lebenskreisen der organischen Bildung erkennen wir erst recht eigentlich unsere Heimath. Wo der Erde Schooß in des Urwaldes unermeßlicher Fülle seine tausend und abertausend Gestalten, seine flammenden Blüthen und zahllosen Früchte entfaltet, wo er massenhaft die Geschlechter der Pflanzen und Thiere nährt, da tritt dein Bild mit der imponirenden Gewalt göttlicher Größe betäubend vor uns!"

Und welche Fülle von Ideen und Gefühlen ward nun hier in der That in Humboldt und Bonpland rege, — hier, wo im engsten Raume die Manigfaltigkeit der Natureindrücke ihr Maximum erreichte. Es war, als ob ein helleres Schauen der inneren, ewigen Naturgesetze von allen Seiten auf sie eindringe. Die Größe der Naturmassen, die ihnen hier entgegentrat, und die den individuellen Charakter der Gegend ausmachte, erhob sie zu einer entsprechenden Stimmung: sie fühlten, wie es sie, gleich einer großen gewaltigen Offenbarung des Ewigen, umrausche.

„Bonpland!" — rief Humboldt daher von solchen Gefühlen ergriffen, dem Freunde zu: — „Nie ist es mir klarer vor die Seele getreten, als eben jetzt, wie ursprünglich in der Menschen Herzen dasjenige erwuchs, was sie Religion nennen! Was bei einzelnen begabten Individuen sich als Rudiment einer Naturphilosophie, gleichsam als eine Vernunftanschauung darstellt, ist bei ganzen Stämmen das Product instinctiver Empfänglichkeit. Auf diesem Wege, in der Tiefe und Lebendigkeit dumpfer Gefühle, liegt, der erste Antrieb zum Cultus, zu jeder Religion: die Heiligung und Verehrung der erhaltenden, der imponirenden und der zerstörenden Naturkräfte! O, wie fühle ich selbst in diesem großen Momente so lebhaft: daß die Natur kein todtes Aggregat, sondern die heilige, ewig schaffende Urkraft der Welt ist, die alle Dinge aus sich selbst erzeugt und werkthätig hervorbringt!"

Auch Bonpland brach jetzt, in seiner lebendigen Weise, in eine fast excentrische Bewunderung aus. Welche reiche Vermehrung seiner Pflanzenkenntniß und Pflanzensammlung hatte ohnehin schon die kleine Reise bis jetzt gegeben .... wie massenhaft traten nun neue interessante Gestalten in dem Dunkel des Urwaldes vor ihn hin. Er war kaum von der Stelle zu bringen, und nur das Wort „Missionen" machte ihn mobil.

Und so ging es fort im Schatten dieser Wölbungen, durch die man kaum hin und wieder den Himmel sah', der den Reisenden um so tiefer indigoblau erschien, als das Grün der tropischen Gewächse meist einen sehr kräftigen, in das Bräunliche spielenden Ton hat.

Zerstreute Felsenmassen waren mit einem großen Baumfarren bewachsen; an den Aesten der Bäume künstlich befestigt, hingen, um die Eier vor der Naschsucht der Affen zu schützen, zahllose Nester, in Gestalt von kleinen Flaschen. Es waren Werke des bewundernswürdigen Bautriebes der Oriola, eines der Drossel verwandten Singvogels, dessen Gesang sich mit dem heiseren Geschrei der Papageien und Aras mischte. Die letzteren, in dem prachtvollsten Gefieder glänzend, zeigten sich immer nur parrweise, während die eigentlichen Papageien in Schwärmen von mehreren Hun-

derten umherflogen. Ihr Geschrei war so furchtbar, daß es für Humboldt und Bonpland das Brausen der Bergströme, die von Fels zu Fels stürzten, übertönte.

So ging es fort, der Berggruppe des Impossible entgegen, welche die waldbewachsene Küste von den großen Ebenen oder Savanen an den Ufern des Orinoco trennt. Hier wurde in einem einzelnstehenden Hospiz die Nacht zugebracht. Indianer und Mulatten, mit ihren Maulthieren die Produkte der Llaneros — der Bewohner der Ebenen — nach Cumana führend, kamen und gingen. Der einsame Ort war schön. Deutlich konnte man mit bloßem Auge den abgestutzten Gipfel des Brigantin erkennen. Die Felsenküste von Araya lag dämmernd in weiter Ferne; über sie hinaus, groß und riesig, wie in die Unendlichkeit verlaufend, das Meer. Zu Füßen des Hospiz dagegen dehnte sich unabsehbar ein ungeheurer Wald, die Baumwipfel mit Lianen behangen und mit langen Blüthenbüscheln gekrönt, einem riesigen grünen Teppiche gleich, dessen tiefdunkele Färbung das scheidende Licht in der Luft noch hellglänzend erscheinen ließ, als die Sonne bereits untergegangen.

O wie erinnerte dies alles Humboldt an die Nächte, die er einst auf dem St. Gotthardt zugebracht!

Aber doch war es hier seltsammer, eigenthümlicher noch!......

Es brannte an mehreren Stellen in den weiten Waldungen um den Berg. Die röthlichen, halb in ungeheuere Rauchwolken gehüllten Flammen gewährten ein großartiges Schauspiel ......

Die Einwohner zündeten die Wälder an, um die Weiden zu verbessern und das Unterholz zu vertilgen, unter dem das Gras erstickt.

Humboldt, der — um die geographische Breite des Ortes nach dem Durchgang Fomahaults durch den Meridian zu bestimmen — die Nacht im Freien zubrachte, gewahrte diese Brände mit Staunen und einer Art Beklommenheit: Er wußte ja, wie häufig durch die Unvorsichtigkeit der Indianer, die auf ihren Zügen das Feuer, an dem sie gekocht haben, nicht auslöschen, ungeheure Waldbrände enstanden. In einem solchen Falle wäre auch ihr Hospiz bedroht gewesen .... und .... schon der Gedanke, einen solchen Urwald untergehen zu sehen, schnitt Humboldt in die Seele.

Noch war Alexander von Humboldt mit diesen Gedanken beschäftigt, als plötzlich Bonpland in großer Aufregung zu ihm trat — „Was gibt es?" — frug er überrascht den Freund.

„Zambo's kommen!" — sagte dieser fast athemlos.

„Woher wissen Sie das?" — frug Humboldt ruhig weiter.

„Die Indianer der Llaneros haben es gesagt."

„Und ist dabei etwas Auffallendes?"

„Ja!"

„Wie so?"

„Sie haben einen alten und einen jungen Zambo begegnet."

„Aber, Aime!" — sagte hier Alexander von Humboldt milde — lassen Sie sich doch nicht von Ihrer Leidenschaft voreilig aufregen."

„Sie wissen nicht ....!"

„Ich weiß, lieber Freund, was Sie fühlen, was Sie wünschen und hoffen. Aber .... ich bitte Sie .... liegt denn darin etwas, was Sie zu irgend einer Folgerung berechtigen kann, weil man einen alten Zambo mit einem jungen in der Nähe unseres Hospizes sah?"

„Es kann Nunu's Vater und Bewerber sein!"

„Es kann! ...."

„Ein Mulatte, der da innen in dem Hospiz weilt — Sie kennen ihn auch, es ist derselbe, den ich jüngst in Cumana von einem Schlangenbiß heilte und so dem Tode entriß — hat dieselben beiden Zambo's vor wenigen Tagen mit einem Mädchen gesehen, das ...."

„Nun?"

„O ich könnte bei dem Gedanken räsend werden!"

„Was denn? ...."

„Das wie eine Sklavin gebunden und geknebelt war."

Eine Pause entstand ....

„Das ist freilich ein Anderes!" — sagte jetzt Humboldt. — „Dann ist Ihr Verdacht allerdings begründet."

„O sie sollen nur kommen!"

„Und was wollen Sie mit ihnen machen?"

„Nieder schieß ich die Hunde, wenn sie mir Nunu nicht sofort ausliefern."

Wieder trat eine Pause ein ....

„Bonpland sagte nach einigen Minuten Humboldt — „wissen Sie, über was ich eben nachgedacht habe?"

„Nun?" — frug Bonpland, der, eine Pistole in der Hand, mit funkelnden Augen den Weg hinab in die Dunkelheit blickte von wo aus die Zambo's kommen sollten.

„Ich habe darüber nachgedacht, Freund wie seltsam es ist, daß die Leidenschaft auch den sonst vernünftigsten Mann so leicht zu Thorheiten verleiten kann."

Bonpland schwieg ....

„Haben Sie mich nicht gehört, Aime?" — frug Humboldt freundlich.

„Doch!" — entgegnete der junge Franzose zerstreut, denn sein Ohr lauschte, ob sich nicht Schritte hören ließen.

„Sie wollen also in der That ....!"

„Ruhig, ruhig!" — flüsterte Bonpland. — „Wenn ich nicht irre ...."

„Ja ...... ruhig, ruhig! ...... das sage ich ja auch!" — fuhr Humboldt fort. — „Nur meine ich die innere Ruhe."

„Es war Täuschung! — sagte Bonpland für sich.

Humboldt hatte jetzt seine Instrumente verlassen, und legte, leise zu dem Freunde herantretend, seine Hand auf dessen Schulter.

„Aime!" — hub er dabei in jenem herzgewinnenden Tone an, dem von jeher fast Niemand widerstehen konnte, — mit dem er einst selbst Beeskow dem Leben und der Tugend wiedergewonnen hatte, und der bei ihm doch so gar nichts künstlich Gemachtes, sondern gerade im Gegentheil, so recht die Offenbarung seines innersten edlen, unendlich liebevollen Wesens war. .... „Aime!" — sagte er noch einmal — „glauben Sie wohl, daß ich Sie schätze und liebe?"

Der Ton dieser Stimme wirkte wie ein Zauber. Bonpland fuhr mit der Hand über die Stirne, ließ den Arm mit der Pistole sinken und sagte:

„Ja!"

„Glauben Sie auch, daß ich es gut und redlich mit Ihnen meine?" — frug Humboldt weiter.

„Ich bin davon überzeugt!" — versetzte der Andere.

„Nun so nehmen Sie den Rath Ihres älteren Freundes an."

„Sprechen Sie."

„Nachdem was ich von Ihnen, was Sie von den Indianern und Mulatten der Llaneros hörten, scheint auch mir Ihr Verdacht nicht unbegründet. Es ist möglich, daß die beiden Zambo's die Entführer Nunu's sind. Wenn dies aber der Fall ist, so werden Sie mir, bei ruhiger Ueberlegung, zugestehen, daß Sie — bei einem Zusammentreffen mit denselben — doch gewiß am allerwenigsten mit Gewalt das Geständniß von diesen Menschen herausbringen werden: wohin sie Nunu gebracht, wo sie sie versteckt haben."

„So schieße ich die Schurken nieder. Ich habe die Ermächtigung dafür von dem Gouverneur."

„Und was wäre damit gewonnen, selbst wenn wir von der That absehen wollten, die mein Freund nie begehen wird."

„Es sind Diebe, ... Räuber .... Nunu ist Eigenthum des Gouverneur's!"

„Welche Entschuldigung für den eigenen Haß! Aber lassen wir das .... Ich selbst möchte das Mädchen, das Sie, wie ich mich überzeugt habe, aufrichtig lieben, Ihnen gerne zurückführen. Dies aber kann höchstens durch List bewerkstelligt werden, denn diese Wilde sind schlau."

„Und wie sollte das geschehen?"

„Ich glaube nicht, daß sie im Hospiz einkehren werden."

„Warum nicht?"

„Es sind zu arme Teufel, diese nackten Zambo's."

„So wäre die Spur verloren?!" — rief Bonpland erschreckt.

Auch das glaube ich nicht!" — sagte Humboldt.

„Ich verstehe Sie nicht!" —

„Wenn sie auch aus Armuth oder aus List im Hospiz nicht einkehren!" — fuhr Humboldt ruhig fort — „so werden sie doch gewiß die Nacht in seiner Nähe zubringen, schon der Sicherheit wegen, die ihnen diese Nähe gegen reißende Thiere gewährt."

„Und dann?"

„Bereden wir den Mulatten, der sie jüngst mit dem Mädchen gesehen. Er ist Ihnen Dank schuldig und wird uns daher gewiß gerne zu Diensten sein. Er soll sich den Zambo's unter irgend einem Vorwande nähern, und sie, auf unsere Kosten, mit Branntwein bewirthen. Das wird vielleicht ihre Zunge etwas lösen. Verbergen Sie sich dann in der Nähe und horchen Sie auf. So gewinnen wir sicher durch eine Kriegslist mehr, als durch alle Gewalt."

Bonpland schwieg überlegend. Er mußte sich gestehen, daß Humboldt recht habe und ihn sein heftiges Temperament bald wieder zu einer Thorheit hingerissen hätte.

„So mag es sein!" — sagte er endlich fast beschämt. — „Sie behalten mit Ihrer unvergleichlichen Ruhe recht, wie immer. Wie aber wollen wir die Sache nun anfangen? Die Zambo's können jeden Augenblick hier eintreffen. Wollen Sie den Mulatten übernehmen? ...."

„Ja!"

„So lege ich mich in einen Hinterhalt, um zu erlauschen was die beiden Spitzbuben beginnen."

„Gut!" — sagte Humboldt. — „Einer unserer Diener soll bei meinen Instrumenten bleiben. Ich kann meine Beobachtungen und Berechnungen doch erst gegen Mitternacht beginnen. Bis dahin denke ich, sind wir im Reinen." — — —

Es war ohngefähr eine Stunde später, als, unweit des Hospizes in einer kleinen Schlucht, drei dunkelbraune, bis auf den Gürtel nackte Männer im Gespräche mit einander beim Feuer saßen. Das Feuer brannte lustig, ohne daß man es im Hospiz hätte sehen können, da es ein hoher, stark überhängender Felsen deckte und die dichten Laubkronen der umstehenden tausendjährigen Bäume auch nicht den leisesten Schimmer durchließen.

Ueber dem Feuer hing, von einem Baum herab, ein Thier. Es war ein, seines Felles beraubter, Aguti, ein Lieblingsessen der Wilden weit umher. Man hatte den Körper des kleinen seltenen Nagethieres mit dem Schwanze an einen herabhängenden Ast gebunden und einer der dunkelbraunen Männer war jetzt fortwährend bemüht, den Braten mit einem dicken Stocke leicht anzustoßen, damit er in leiser Schwingung bleibe und nirgend anbrenne. Später war dann ein umgekehrtes Aufhängen desselben vorhergesehen, um auch den jetzt oberen Theil genießbar werden zu lassen, wozu übrigens für diese Menschen nicht viel gehörte.

„Also abgemacht!" — sagte jetzt der Mulatte in gebrochenem schlechtem Spanisch — der Sprache, in welcher sich in jener Gegend das Gemisch der Stämme zu verständigen sucht, wenn sie nicht gegenseitig der Chaymassprache mächtig sind. — „Abgemacht! .... ich, Brandy geben .... Zambos Mulatten mitessen lassen an Aguti .... guten Braten das, Aguti ....!"

„Sein so!" — sagte der ältere Zambo.

Eine lange Pause trat ein ....

Der jüngere Zambo fuhr fort den Braten durch zeitweise Stöße mit dem Stock im leisen Schwunge zu erhalten, nachdem er ihn zuvor umgekehrt an dem Aste aufgehängt hatte.

Alle drei lagen dabei der Länge nach hingestreckt auf dem Bauche, den Kopf auf die Arme gestützt, die Augen stier nach dem Fleische gerichtet, eine trübe Gleichgültigkeit in den Zügen.

Eine halbe Stunde strich lautlos dahin; nur die Branntweinflasche machte zeitweise die Runde. Endlich war der Braten nach Ge-

schmack der Harrenden. Schweigend griff der jüngere Zambo nach seinem Gürtel, zog ein langes Messer, lös'te das Fleisch von dem Aste, und theilte es in drei Stücke. Jeder griff jetzt gierig zu, und es war nun, als ob es einen Wettkampf im Verschlingen riesiger Fleischstücke gelte.

Der Anblick hatte etwas Widerwärtiges und doch mußte sich Bonpland gestehen, daß er, von seinem Verstecke aus, ein nicht unschönes Bild, freilich von wildem Charakter, abgab.

Die drei dunkelbraunen, nackten Gestalten von nicht großem, aber muskulösem Körperbau, wurden von dem röthlichen Scheine des Feuers magisch beleuchtet. Ihre sonst trüben, nichtssagenden Züge hatten jetzt, durch den sinnlichen Genuß angeregt, einen wilden, beinahe thierischen Ausdruck. Das Leuchten der Augen, das Fletschen der starken weißen Zähne, die Begierde die sich in allen ihren Zügen aussprach, gab ihnen etwas Unheimliches, Furchtbares. Bonpland konnte sich nicht enthalten, dabei an menschenfressende Caraiben zu denken. Und diese, von der flackernden Flamme grell beleuchtete Gruppe, wie scharf und charakteristisch trat sie aus dem dunklen, von Felsen und dichten Buschwerk gebildeten Hintergrunde hervor, während die colossalen Säulen der sie umgebenden Baumstämme ernst und majestätisch aufsteigen, und über das Ganze ein dunkelgrünes, undurchdringliches Laubdach legten.

Der Anblick war so tief wirkend, daß Aime — trotz keiner Aufgeregtheit — Momente wünschte, ein Maler zu sein, um dies Bild festhalten und wiedergeben zu können.

Jetzt war der Aguti verzehrt, die Gestalten dehnten sich gesättigt, die Arme nahmen die Häupter wieder auf und die Branntweinflasche machte aufs Neue die Runde.

Abermals eine Pause ......

„Schöne Nacht, das!" — hub jetzt der Mulatte träge an — „mit Zambo's guten Braten gessen; aber Mulatte auch guten Brandy geben."

„Guten Brandy!" — wiederholte der alte Zambo mit einem lüsternen Blick nach der Flasche.

Der Mulatte reichte sie ihm; — der Alte that einen langen Zug.

„Zambo's wohin gehen?" — frug jetzt der Spender des edlen Trankes. — „Mulatte nach Cumana gehen, Leder für Llaneros nach Cumana bringen."

„Zambo's nach San Thomas gehen!" — sagte der Alte trocken.

„San Thomas weit ab!" — fuhr der Mulatte fort. — „Auch kennen ..... auch dort gewesen sein. Groß Hafen ..... viel, viel Schiff..... Mais hingebracht haben für Llaneros. Zambo's auch Mais haben?"

Der Alte schüttelte den Kopf, während der Jüngere unbeweglich blieb.

Der Mulatte reichte die Flasche herum. Ein lauernder Blick begleitete das Trinken der Zambo's. In die Augen seiner Gefährten trat nachgrade ein verschwimmendes Naß. Jetzt wußte der Mulatte, daß der Branntwein zu wirken beginne; leise zog er eine zweite Flasche herbei, die er in einem Busche neben sich versteckt hatte.

„Zambo's nicht mit Mais handeln!" — sagte der Mulatte jetzt mit einem Anflug von Spott. — „Wohl wissen! Zambo's gut Handel treiben."

Die beiden dunkeln Männer sahen den Sprechenden finster an: dann sagte der Alte mit starker Betonung:

„Zambo's nicht Handel treiben?"

Der Mulatte lachte.

Die Mienen der Zambo's wurden noch finsterer.

„Mulatte wissen!" — rief dieser. — „Mulatte Zambo's gesehen hat!"

„Mulatte Schwätzer sein! sagte der Alte kalt.

„Nicht Schwätzer sein!" — rief dieser — „aber Zambo's Handel machen .... Menschenhandel machen ....!"

Ein Blitz zuckte aus den Augen des jüngeren Zambo. Seine Hand faß am Griff der Machetta — des großen Messers, das er im Gürtel trug.

Der Mulatte öffnete die neue Flasche, that ruhig einen Zug und reichte sie dann seinem jungen Nachbar. Hastig ließ dessen Hand

das Messer fahren und griff nach dem Trank. Abermals trat eine lange Pause ein, in der die Flasche wiederholt circuiirte. Die Blicke der Zambo's umflorten sich, in ihre Züge trat etwas verzerrt Wildes. Der Mulatte wußte genug: die Trunkenheit begann.

Vorsichtig und unbemerkt lös'te auch er jetzt sein langes Messer aus dem Ledergurt, um für jeden Fall eine Waffe zur Hand zu haben. Dann nahm er das Gespräch mit großer Unbefangenheit wieder auf, indem er sagte:

„Zambo's viel verdienen können. Gut Freund haben an Mulatt: Mulatt Zambo's zu Llaneros führen .... reich, reich Llaneros ...."

„Mulatt .... Schwätzer sein!" — wiederholte der Alte mit schwerer Zunge. — „Wie Zambo's verdienen sollen?"

„Llanero's Sclaven halten, ... viel Sclaven .... schön Sclaven! .... gut kaufen!"

„Zambo's kein Sclaven haben."

Der Mulatte lachte: „Kein Sclaven .... Sclavin."

Wieder zuckte der Junge nach der Machetta; aber auch der Mulatte hatte sein Messer jetzt gepackt. Dennoch sagte er lachend und mit der unbefangensten Miene:

„Schön Sclaven ..... Llaneros kaufen für viel, viel Geld!" —

„Llaneros Hund sein! — rief jetzt zornflammend der jüngere Zambo, ebenfalls mit schwerer, kaum mehr beweglicher Zunge. — „Arm Sclaven peitschen lassen ..... todtpeitschen!..... Zambo Llaneros todtschlagen ..... todt ..... todtstechen!" — und er schwang mit wilder Gebärde sein Messer über dem Kopfe.

Der Mulatte reichte ihm zur Beruhigung die Branntweinflasche; aber nur mit Mühe führten sie jetzt die unsicheren Hände zum Munde.

„Zambo's nicht Freund sein zu Mulatte," fuhr dieser fort — „und Mulatte doch haben gut Brandy geben."

„Zambo's Freund sein .... gut Freund ..... gut Brandy!" — lallten die beiden dunkelbraunen Männer durcheinander.

„Nicht Freund sein ..... nicht sagen, wo Sclavin ist."

„Keine Sclavin!" —

„Mulatt Zambo's sehen haben ... jung Sclavin ...."

„Nicht Sclavin ...." — lallte der Alte — „Tochter sein."

„Tochter?" — wiederholte der Mulatte erstaunt. — „Nicht Kind sein .... Kind nicht binden."

„Schlecht Kind!" — stammelte der Alte, man sah ihm an, daß ihm, trotz des Rausches das Gespräch lästig wurde.

„Und wohin Kind?" — frug der Mulatte. Bonpland's Herzschläge drohten stille stehen zu wollen, mit solcher Spannung lauschte er jetzt .....

Schon öffnete der Alte den Mund .... da entglitt Bonpland in der Aufregung die Pistole, die seine rechte Hand hielt ...... sie fiel zur Erde und entlud sich.

Ein Schuß krachte, sein Donner hallte in den Bergen und Wäldern wieder ..... als sich der Rauch verzogen ..... waren die Zambo's verschwunden. Der Mulatte lag leblos am Boden ......

Ruhig aber, in lautloser Stille, lagen die Wälder mit ihrer grünen, Jahrtausende alten Pracht. Verschleiert waren ihre Paradiese ..... aber die herrlichen Sternbilder des südlichen Himmels: des Kreuzes, der Krone, der Biene, das Centauren ..... sie schauten — von oben freundlich herabblinkend — mildglänzend hinein.

Fortsetzung folgt.



Clement.

Historischer Roman

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Fortsetzung.

Wie schon gesagt, lag es ihm vor Allem daran, sich ein Vermögen zu erwerben, das ihm die Möglichkeit gab, seinen Hang zu einem üppigen, verschwenderischen Leben zu befriedigen; deshalb war er so leicht auf den Willen der Rosenkreuzer eingegangen und hatte sich einer nicht unbeträchtlichen Gefahr ausgesetzt. Jetzt hatte er sich mit eigenen Augen überzeugt, welche Eigenthümlichkeiten der König Friedrich Wilhelm besitze, wie gutherzig leichtgläubig er sei und wie Grumbkow und Andere dies mißbrauchten, und deshalb hing er mit der äußersten Hartnäckigkeit an dem Gedanken, das Spiel, das er unternommen hatte, bis zu Ende zu führen, und versprach sich einen glücklichen Erfolg davon. Wirklich herrschte am österreichischen und sächsischen Hofe damals eine glühende Eifersucht gegen Preußens wachsende Größe, aber nie waren in den beiden Kabinetten so tenflose Pläne in Anregung gebracht worden, wie sie die Rosenkreuzer ihnen unterlegten. Clement wußte indessen, daß das Unwahrscheinlichste oft den meisten Glauben findet, wenn es mit überzeugender Frechheit vorgetragen wird, und hierauf baute er seinen Plan. Er kannte die Intriguenwirthschaft am preußischen Hofe jetzt genau, denn er hatte durch eigene Anschauung, sowie durch Heydekamm, Lehman und Bube genug davon erfahren, und er urtheilte nicht ganz grundlos, daß es in diesem Gewirr nicht schwer werden möchte, sich selbst eine Bahn zu brechen und zur Höhe hinaufzudringen, vorzüglich wenn man, wie er, die Gunst des Königs in so hohem Grade genoß; er hatte sich auch überzeugt, daß er es nicht mit zu scharfsichtigen Geistern zu thun haben würde. Darüber war Biela aufgegeben und vergessen, ebenso Köprülp, dem er Rache geschworen, und er wünschte nichts sehnlicher, als sie gar nicht wiederzusehen. Ebenso wenig kümmerten ihn jetzt die Rosenkreuzer und seine Berichte an sie nach Dresden waren immer kürzer und flüchtiger geworden. Jetzt aber hatten sich seine Aussichten bedeutend geändert.

Augenblicklich befand er sich in einer Lage, die wohl bedacht werden mußte. Es sollte eine neue Untersuchung jener gefälschten Belege stattfinden, und es war nicht unmöglich, daß diese ein anderes Resultat ergab, als die erstflüchtigere; jedenfalls deutete der Wunsch des Königs schon auf ein, wenn auch nur entferntes Mißtrauen. Heirathete er jetzt und erhielt die versprochene Mitgift, so konnte er, anstatt nach dem Haag zu gehen, mit derselben, die seine Zukunft sicherte, das Weite suchen, und die neuerworbene Gattin hätte ihn schwerlich zurückzuhalten vermocht. Er entging auf diese Weise jeder Gefahr, aber er gab auch seine kühnen, ihm liebgewordenen Pläne die noch viel günstigere Erfolge in Aussicht stellten, damit für immer auf. Die Wahl war schwer, und Clement hatte sich noch nicht entschieden, welchen Weg er einschlagen solle.

Auch Biela wurde bei seinen Berathungen mit sich selbst nicht vergessen. Sie mußte ihn finden, wenn er nach Berlin zurückkehrte, dort vielleicht bald eine glänzende Stellung einnahm, und es blieb dann kein Zweifel daran, daß sie sein ganzes früheres Leben aufdecken und ihn in manchen Beziehungen als einen ehrlosen Betrüger darstellen würde, was ihn stürzen mußte, wenn er nicht Mittel fand, sie zum Schweigen zu bringen. Letztere mußten indessen gewaltsam sein, denn er kannte Biela's stolzen Charakter und ihre Unversöhnlichkeit, und gerade bei ihr schreckte er vor solchen am meisten zurück, denn er war sich schon zu schwerer Sünde gegen sie bewußt und das alte Gefühl der Anhänglichkeit ließ sich doch nicht ganz ersticken.

Am anderen Morgen war er entschlossen,

noch einige Tage in Berlin zu bleiben, seine Hochzeit mit Emma von Marschall zu vollziehen und dann erst nach dem Haag abzureisen, nachdem er die königliche Mitgift in Empfang genommen hätte. Von dort aus wollte er aber nicht persönlich mit den Briefen, die er versiegelt einem Bekannten übergeben hatte, zurückkehren, sondern sie durch einen Courier an den König senden und sein Nichterscheinen mit seinen Geschäften im Dienste Sachsens entschuldigen. So konnte er ruhig abwarten, was die neue Untersuchung ergeben würde, und dann, im Haag dem Arme des Königs von Preußen unerreichbar, einen weiteren Entschluß fassen, der sich nach der Stimmung des Königs für oder gegen ihn, worüber ihm Lehman und seine Genossen berichten konnten, bestimmen sollte. Wegen Emma's von Marschall machte er sich durchaus kein Gewissen und war überzeugt, er werde ihren Wünschen ganz entgegenkommen, wenn er sich nach der Verheirathung für immer von ihr entfernte und sie ihrer eigenen Neigung nachgehen ließe.

Mit diesen Vorsätzen begab er sich in das Marschall'sche Haus, um dort seinen Wunsch, daß die Hochzeit noch vor seiner Abreise vollzogen werde, vorzutragen. Der alte Minister mit dem er zuerst sprach, machte ihn darauf aufmerksam, daß es wohl besser sein würde, seiner Tochter erst längere Zeit zu lassen, um sich mit dem Gedanken an diese Heirath auszusöhnen zu können; er verhehlte ihm nicht, was Clement schon wußte, daß Emma ihn nicht liebe, und wies ihn schließlich mit seinen Wünschen an diese.

Ein schwerer Kampf stand Clement bei Emma bevor, denn nachdem sie den ersten Schreck über seinen Vorschlag überwunden hatte, erschloß sie ihm nochmals ihr Herz; sie erhielt keine andere Antwort von Clement, als die frühere, die sich auf den Willen des Königs stützte.

— Ich vermag mich nicht freiwillig dieser kalten Berechnung zum Opfer zu bringen, erklärte Emma entschieden, und so schwach meine Kräfte sind, wird sie die Verzweiflung stärken und ich werde dem Machtgebote des Königs trotzen. Treiben Sie mich zum Aeußersten, schleppen Sie mich vor den Altar, ich werde dennoch nicht mein „Ja" aussprechen und an Gottes heiliger Stätte über die Gewalt klagen, die mir von einem Tyrannen angethan wird. Dann aber wird kein Priester unseren Bund einsegnen wollen, und ich werde frei bleiben, ließe mich der König auch in den tiefsten Kerker werfen.

— Der Abscheu, den Sie so offen gegen mich an den Tag legen, verletzt und schmerzt mich tief, erwiederte Clement, dessen Augen in aufwallendem, mühsam beherrschten Zorn leuchteten. Ich habe Ihnen schon gestanden, daß ich um diesen Preis nicht nach Ihrer Hand strebe, und dennoch wird der König Mittel finden, seinen Willen durchzusetzen, und ich wenigstens werde mich diesem geduldig unterwerfen, da ich jeden Widerstand für nutzlos und thöricht halte. Ich soll dem Könige noch heute Abend Ihre Antwort bringen, denn er besteht darauf, daß unsere Trauung vor meiner Abreise stattfinde; soll ich ihm mittheilen, was Sie mir eben gesagt haben?

— Thun Sie das, Herr Baron, erwiederte Emma, der die Verzweiflung einen Muth gab, wie sie ihn sich selbst nicht zugetraut hätte; sagen Sie ihm, daß ich ungehorsam sein werde und daß an demselben Tage, an dem er seine grausame Willkür auszuführen versucht, ganz Berlin erfahren wird, daß ein schwaches Mädchen ihm zu trotzen wagt. Er wird, er kann es nicht dahin kommen lassen.

Mit diesem Bescheide, von dem Emma kein Wort zurücknahm, ging Clement von ihr. Er war im höchsten Grade beunruhigt, denn er zweifelte nicht, daß des Mädchens Aufregung sie zu jedem noch so kühnen Schritte hinreißen würde, und er fürchtete, jetzt, wo er dem Ziele so nahe stand, wieder Alles zu verlieren, was er schon errungen hatte.

Der König empfing ihn ebenso freundlich, als sonst, und rief ihm schon bei seinem Eintritt entgegen:

— Er kann morgen nach dem Haag

abreisen; ich habe mir die Sache überlegt.

— Ich bin zu jeder Stunde bereit, Majestät, erwiederte Clement aus gepreßtem Herzen.

— Ich verlasse mich aber darauf daß Er in spätestens vier Wochen wieder hier ist und mir die Briefe mitbringt, fuhr der König fort. Seine Belohnung dafür soll die sofortige Trauung mit der Marschall sein — ich gebe Ihm mein königliches Wort darauf.

Clement stand erstarrt, denn dieses Wort des Königs durchkreuzte alle seine schlau angelegten Pläne. Seine tiefe Bewegung war in seinem Gesichtsausdrucke so deutlich bemerkbar, obgleich er seine Gefühle sonst sehr gut zu verheimlichen wußte, daß sie Friedrich Wilhelm nicht entgehen konnte, aber absichtlich schien er nicht darauf zu achten, denn er hatte über die Worte des Fürsten von Anhalt nachgedacht und mußte demselben recht geben; auch schwebte ihm Emma's Leiden, als seine harten Worte sie so tief verletzt hatten, noch zu deutlich vor der Seele, als daß er sie so bald hätte wiederholt sehen mögen. Clement war aber schon seit langer Zeit zu sehr gewöhnt, Herr seiner Empfindungen zu bleiben, als daß er nicht seine Fassung bald wiedergewonnen hatte. Mit einer Kühnheit, zu der ihm das leutselige Benehmen des Monarchen gegen ihn besonders Muth gab, sagte er:

— Ich bitte, Eure Majestät mögen mir gnädigst verzeihen, wenn ich Sie an Ihre gestrigen Worte zu erinnern wage, und wenn Eure Majestät wüßten, mit welcher Sehnsucht ich diese Rückkehr nach Berlin erwartet habe —

Niemand anders als Clement hätte den jähzornigen König in dieser Weise an ein gegebenes Versprechen erinnern dürfen, aber seinen Lieblingen — und von diesen war jetzt der Baron erklärter Weise der bevorzugteste — hielt er manches zu Gute, und so unterdrückte er dieses Mal den in ihm aufsteigenden Unwillen, und sagte nur Jenem unterbrechend:

— Es ist genug, Clement — die Sache läßt sich nicht anders machen, denn Seine Braut ist noch zu leidend, wovon ich mich selbst zu überzeugen neulich Gelegenheit hatte; wenn Er zurückkehrt, wird sich ihr Gesundheitszustand gebessert haben. Sei Er überzeugt, daß ich Ihm mein Wort halte.

Bei aller Freundlichkeit, die in dem Tone dieser Worte lag, waren sie doch auch so bestimmt und jede weitere Bitte zurückweisend, daß Clement eine solche nicht wagte. Er hatte aber schnell die Hoffnung gefaßt, der König werde sich durch seine Heftigkeit zu einer Aenderung seines Entschlusses fortreißen lassen, wenn er erführe, wie abgeneigt Emma sei, seinem Willen zu gehorchen. Nachgiebig meinte er daher:

— Eurer Majestät Befehl legt meinen Wünschen Schweigen auf, aber doch kann ich die bange Befürchtung nicht unterdrücken, daß die Kluft, die sich schon jetzt zwischen dem Fräulein von Marschall und mir zu öffnen scheint, mit der Länge der Zeit noch breiter werden muß.

— Wie meint Er das? fragte der König schnell.

— Das Fräulein liebt mich nicht, wie ich schon vermuthete und zu äußern wagte, als Eure Majestät diese Partie das erste Mal in Anregung brachten, sagte Clement in angenommenem Trübsinn. Sie hat es mir selbst gestanden und sich bestimmt erklärt, nie ihre Einwilligung zu der Trauung geben zu wollen.

— Und nun meint Er wohl, das Mädchen werde ihr Wort besser halten, als ich? lachte der König gleichmüthig. Mache Er sich keine Sorge deshalb, und lasse Er das nur meine Sache sein.

Clement wollte auf Emma's Kosten noch weiter sprechen, aber der König begann sogleich eine auf seine Mission nach dem Haag bezügliche Unterhaltung, auf die Jener eingehen mußte, und schnitt dadurch jede weitere ihm unangenehme Erwähnung des Fräuleins von Marschall ab. Als er Clement seine weiteren Aufträge gegeben hatte, brach er die Audienz kurz ab, indem er schnell aufstand, den

und Stock ergriff und meinte, er habe heute wieder das Tabaks-Collegium versammel. und die dazu bestimmte Zeit schon versäumt. Sein Abschied von Clement war gnädig, sogar herzlich, wie immer, aber dennoch verließ ihn dieser voll trüber Ahnungen, denn er hatte nicht erreicht, was er wünschte, und den König zum letzten Male während seiner jetzigen Anwesenheit in Berlin gesprochen.

Emma fiel eine schwere Last vom Herzen, als sie am andern Tage durch ihren Bräutigam selbst der seine Abschiedsvisite machen mußte, erfuhr, daß er noch an demselben Tage abreise, daß ihr somit also noch einige Zeit gelassen sei, im Verein mit Grumbkow dem traurigen Schicksale, das ihr bevorstand, entgegenzuwirken. Wie es sich erwarten ließ, war der Abschied zwischen den beiden Verlobten kalt und kurz, und auch der Minister von Marschall war herzlich froh, von dem seiner Tochter und jetzt schon ihm selbst lästigen Schwiegersohne befreit zu werden.

Clement verließ Berlin noch am demselben Abend, nachdem er seine letzte Hoffnung vergebens darauf gestützt hatte, der König werde ihn wieder mit einem Geldgeschenk überraschen, und reiste dem Haag zu. Sein Blick war finster und unmuthig, denn er wußte nicht, ob er diese Stadt, in der er so viele Vortheile zu finden gemeint hatte, je wiedersehen werde. Sein Entschluß stand fest, nur dann zurückzukehren, wenn er sichere Beweise habe, daß ihm nach der nochmaligen Prüfung der Briefe die Gnade des Königs unverletzt erhalten sei.

Letzterer, dessen Stimmung nach seiner Erklärung mit dem Fürsten von Anhalt-Dessau wieder sichtlich heiterer geworden war, da er nicht mehr, wie früher, an dem alten Waffengenossen zweifelte, dessen Untreue ihm am allerschmerzlichsten gewesen wäre, schien indessen auch wieder eine freundlichere Theilnahme an dem Fräulein von Marschall zu nehmen, nachdem er ihre Verheirathung auf längere Zeit hinausgeschoben hatte, mochte dies nun aus der Reue über sein hartes Benehmen gegen das Mädchen, das er einst hochgeschätzt hatte, entspringen, oder lag es nur in seiner Absicht, ihren Widerstand gegen seinen Willen durch Milde zu bezwingen. Sah er sie in einer Hofgesellschaft, die Emma ihres Vaters wegen oft besuchen mußte, so wenig Lust sie auch in ihrer jetzigen Gemüthsstimmung dazu hatte, so redete er sie stets freundlich an, ohne ihr Verhältniß zu Clement zu berühren, und hätte dieser nicht vor seiner Abreise noch des Wortes, das ihm der Monarch gegeben, erwähnt, so würde sich das junge Mädchen durch des Letzteren Benehmen beruhigter gefühlt haben. Jetzt aber sah sie nur Verstellung in demselben, um sie den Plänen, denen sie sich zu widersetzen gedachte, willfähriger zu machen.

Die Königin war auch stets freundlich gegen die Tochter des Ministers, aber sie hatte ihr einmal offen erklärt, wie übel ihr Gemahl eine Einmischung in seine Angelegenheiten, wie er es nannte, aufgenommen habe und wie sie fortan nicht mehr versuchen werde, seinen Willen umzustimmen, da sie selbst dabei Gefahr liefe, seinen Zorn auf sich zu ziehen. Emma konnte es ihr ansehen, welchen lebhaften Antheil sie an ihrem Geschick nahm, aber sie merkte auch bald, daß die Königin es sorgfältig vermied, die Verhältnisse zu berühren, unter denen sie litt. Desto inniger hatte sich das junge Mädchen an den Feldmarschall von Grumbkow angeschlossen, der sie seine eigene Besorgniß zu übertäuben, im zuversichtlichsten Tone immer wieder versicherte, Clement werde bald entlarvt sein und dann in demselben Grade den Haß des Königs auf sich gezogen haben, wie er sich jetzt seiner besonderen Gunst erfreue.

Sowohl der Minister als Emma erwarteten mit Ungeduld die Ankunft jener Viola Bilacko, die so wichtige Aufschlüsse zu geben versprochen hatte, aber schon waren vierzehn Tage seit Clements Abreise verstrichen und man konnte ihn bald in Berlin zurückerwarten, und noch immer waren keine weiteren Nachrichten von der Unbekannten eingegangen; ein zweiter Brief Grumbkows an sie, der sie aufforderte, so schnell als möglich nach Berlin zu kommen, war unbeantwortet geblieben. Fast täglich kamen der Feldmarschall

und Emma bei der Frau von Leibnitz zusammen, um über ihre Pläne zu sprechen und neue zu entwerfen, die keinen Erfolg versprachen und deshalb immer wieder bald verworfen wurden. Die Zeit drängte, und aller Bemühungen Grumbkows ungeachtet, ihm das Geheimniß, das er unzweifelhaft auf dem Herzen trug, abzulocken, blieb der Fürst von Anhalt, des dem Könige gegebenen Ehrenwortes eingedenk, schweigsam und verschlossen und machte, mit der Intrigue nicht so vertraut, wie der Feldmarschall, auch nicht die geringsten Anstrengungen, Clement zu verdächtigen und zu seiner Ueberführung beizutragen. Er war zu fest von seiner Unschuld und daß sich dieselbe ergeben müsse, sobald die von Clement übersandten Briefe einträfen, überzeugt, als daß er dies für nöthig gehalten hätte.

Gegen Grumbkow war der König noch immer mißtrauisch, und zeigte dies in seinem ganzen Benehmen. Er mochte wohl fühlen, daß der Feldmarschall bereits einen zu großen Einfluß auf ihn erlangt habe, und seine Schlauheit fürchten, die bald ein Mittel gefunden haben würde, seine Treue in das glänzendste Licht zu stellen, selbst wenn diese wankend geworden sein sollte. Grumbkow wurde dadurch tief verletzt, aber er war weniger stolz und hatte weniger Grund, auf seine Ehre eifersüchtig zu sein, als der Fürst von Anhalt, darum zeigte er seinen Unwillen über die ihm unschuldig widerfahrende Kränkung nicht so offen, als Jener, sondern blieb der stets schmeichelnde, ergebene Diener, wie er es von Anbeginn seiner Laufbahn am Hofe immer gewesen war.

So besorgt ihn die Gefahr, in der er augenblicklich schwebte, auch machte, war er doch ein zu großer Freund der Intrigue, als daß er nicht schon wieder weiter hinausreichende Pläne verfolgt haben sollte, und zwar waren dieselben dieses Mal alt, denn sie betrafen wieder Emma von Marschall und seine frühere Absicht, in ihr dem König eine Geliebte zu geben. Zwar war augenblicklich gar nicht daran zu denken, daß Friedrich Wilhelm seinen Sinn so überflüssigen Dingen zuwenden werde, denn er war von viel Ernsterem in Anspruch genommen — Grumbkow wußte dies ebenso gut als Craup — aber es bot sich jetzt die beste Gelegenheit, Emma von sich abhängig zu machen, indem man sie verpflichtete, um sich einen spätern unbeschränkten Einfluß auf sie zu sichern. Grumbkow ahnte nicht, daß Emma schon liebe, denn ihr Vertrauen ging nicht so weit, ihn in die innerste Tiefe ihres Herzens blicken zu lassen; er wußte nur, daß sie Clement nicht liebe. Erwähnte er nun jenes Maskenballes in seinem Hause, was er absichtlich that um zu prüfen, ob die Ereignisse jenes Abends einen tieferen Eindruck auf das Mädchen zurückgelassen hätten, so nahm er stets eine lebhaftere Bewegung an ihr wahr und schob diese auf die ihr gewordene Prophezeihung und die Huldigungen des Königs, in der That regte aber nur die Erinnerung an die Veranlassung des Bruches mit Dumoulin Emma auf. Grumbkow befand sich auf einem ganz falschen Wege, wenn er glaubte, Emma sei durch die ihr prophezeihte Größe geblendet worden und strebe im Geheimen noch jetzt darnach, dies sei auch der hauptsächlichste Grund ihrer Abneigung vor der Verheirathung mit Clement; indessen bewog ihn sein Irrthum um so mehr, sie zu unterstützen und sich zuvorkommend gegen sie zu zeigen. Er spielte oft in Andeutung versteckter Art auf jenen Abend an, aber Emma verstand ihn nicht und war der Meinung, er habe auf irgend eine Weise Kenntniß von ihrem Verhältnisse zu Dumoulin erhalten.

Auch auf Craup und die Wagnitz hielt der Feldmarschall eifersüchtig sein Auge gerichtet aber er mußte sich überzeugen, daß diese den Zeitpunkt auch nicht für günstig hielten, mit ihren Plänen auf den König an das Licht zu treten, indessen belehrte ihn seine Aufmerksamkeit und seine fortwährende Spionage doch von dem innigen Verhältnisse, in dem sie zu einander standen, und er gedachte, dasselbe zu seiner Zeit auszubeuten, um das Fräulein wenigstens noch tiefer in Friedrich Wilhelms Achtung herabzusetzen, was bei dessen Vorurtheil gegen dieselbe nicht schwer fallen konnte.

Craup spielte jetzt gerade eine sehr unbe-

deutende Rolle. Der König war weder freundlich, noch auffallend zurückhaltend gegen ihn, darum achtete Niemand seiner. Er selbst hielt es auch für das Beste, sich in dieser unheilschwangeren Zeit in Nichts zu mischen, um sich nicht vielleicht selbst zu verdächtigen. Die Wagniß schien Dumoulin vollständig vergessen zu haben, gab sich Craup ganz hin und stand im besten Einvernehmen mit ihm. Sie triumphirte über Emma's Unglück, die sie eine Weile beneidet hatte, denn Clement hatte mit seiner Entfernung vom Hofe die größte Bedeutsamkeit an demselben verloren und schien nicht mehr eine so beneidenswerthe Partie, als früher. Laura wußte nicht, ob sie Emma's Verheirathung mit ihm wünschen solle oder nicht. Sie gönnte ihn ihr eigentlich nicht, aber doch freute sie sich des Kummers, den er ihr verursachte, denn sie haßte unversöhnlich das Mädchen, das der König ihr vorgezogen hatte. Hätte sich eine Gelegenheit dargeboten, ihr zu schaden, so hätte sie dieselbe unbedingt mit Freuden ergriffen, aber jetzt war eine solche nicht vorhanden, und sie verhielt sich daher als theilnahmlose Zuschauerin.

12.

Wie wir schon wissen, hatte Viela an Grumbkow geschrieben und ihm ihre Unterstützung gegen Clement angeboten. Sie war auf diesen Gedanken dadurch gekommen, daß Dumoulin ihr viel von den Verhältnissen des Berliner Hofes, die sie jetzt ihres Vaters wegen besonders interessirten, erzählt hatte, wobei er die in neuerer Zeit ganz veränderte Stimmung des Königs gegen seine früheren Günstlinge nicht vergessen konnte. Viela, die sich fortwährend mit Gedanken an Clement beschäftigte und daher geneigt war Alles mit ihm in Zusammenhang zu bringen, vermuthete, da die Zeit seines ersten Eintreffens in Berlin mit der des veränderten Wesens des Monarchen zusammenfiel, ganz richtig, daß er auf Letzteren einen Einfluß gehabt habe, folglich ein natürlicher Feind Grumkows sein müsse. Es bot sich hier vielleicht die ersehnte Gelegenheit, Clement zu schaden, und gleichzeitig die Verbindung mit ihrem Vater anzuknüpfen, ohne sich dessen harter Abweisung auszusetzen. Sie beschloß daher, an Letzteren zu schreiben, und Dumoulin, dem sie ihre Gründe mittheilte, konnte nichts dagegen einwenden, zumal sein eigener Name dabei ganz aus dem Spiele blieb.

Grumbkows Antwortschreiben traf ein, und der ganze Ton, in dem es gehalten war, sprach deutlich aus, wie viel dem Feldmarschall daran liege, Waffen gegen den Baron in die Hand zu bekommen, so daß Viela hocherfreut war und Dumoulin über ihren Scharfblick staunte. Grumbkow bot selbst der unbekannten Schreiberin für den Fall, daß sie sich nicht in glänzenden Vermögens = Umständen befände, eine ansehnliche Summe zur Bestreitung der Reisekosten an, die sie in Cleve erheben konnte, aber Viela war zu stolz, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen, und Dumoulin, der ihre Verlegenheit bemerkte, gab ihr wieder von seinem Gelde so viel, als er entbehren konnte. Nachdem Beide sich von einander verabschiedet und verabredet hatten, in brieflicher Verbindung zu bleiben, reiste Viela voll froher Zuversicht, ein Mittel zur Befriedigung ihrer Rache zu finden, ab, konnte aber der beschränkten Geldmittel wegen die Tour nach Berlin nur so langsam zurücklegen, daß sie dort erst lange nach Grumbkows Erwarten eintraf. In derselben Kleidung, in welcher sie damals Clement im Haag aufgesucht hatte und die ihr das Ansehen einer vornehmen Dame verlieh, begab sie sich nach dem Hause des Feldmarschalls und ließ sich bei ihm anmelden. Ihr Herz pochte hörbar in der unruhigsten Erwartung, dem Manne gegenüberzutreten, zu dem sie in einem so nahen Verhältnisse stand, das sie aber nicht eher zu entdecken entschlossen war, bevor sie ihn ganz genau durchforscht habe und auf einen einigermaßen günstigen Empfang rechnen könne.

Grumbkow, der bereits gefürchtet hatte, man habe einen Scherz mit ihm getrieben, war

hocherfreut, als er die Ankunft der geheimnißvollen Briefschreiberin erfuhr; er befahl, sie, sogleich vorzulassen. Auf das Höchste erstaunt von dem stolzen Anstande und Aussehen der Eintretenden, die den höheren Ständen anzugehören schien, wie er ihrem Namen nach nicht erwartet hatte, konnte es ihm auch nicht entgehen, daß sie von einer ihm unerklärlichen tiefen Bewegung ergriffen schien, auch machten ihre Züge, welche einige Aehnlichkeit mit denen ihrer Mutter hatten, einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn und riefen eine dunkle Erinnerung in sein Gedächtniß, von der er sich noch nicht klare Rechenschaft zu geben vermochte.

Viela hatte sich fest vorgenommen, ihre ganze Fassung zu bewahren, sobald sie ihrem Vater gegenübertrete, aber sie fühlte jetzt erst recht, wie schwer dies auszuführen und die Stimme der Natur zu beschwichtigen sei; auch war Grumbkows Gesicht wenn sie sich mit dem vor langen Jahren von ihm aufgenommenen Portrait auch schon vertraut genug gemacht hatte, nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken, vielmehr stieß es durch seine Härte und die darauf ausgeprägte Rohheit und Schlauheit ab. Viela fühlte unwillkürlich mehr Scheu als Liebe zu dem Manne, der ihr so nahe stand, den sie aber von frühester Jugend an nicht hatte achten können. Sie war bei ihrem Eintritt in sein Zimmer, ihrem ganzen sonstigen Wesen zuwieder, befangen und unruhig, was sich auch in ihrem Gesichtsausdrucke deutlich kundgab.

Mit der ausgesuchtesten Artigkeit nöthigte sie der Feldmarschall, sich niederzusetzen, und rückte dann einen Sessel an das Kanapee, auf dem er ihr gegenüber Platz nahm und fragte, ob er die Ehre habe, die Schreiberin jenes räthselhaften Briefes vor sich zu sehen. Viela bejahte seine Frage, und die Erinnerung an Clement und ihre Rachepläne gaben ihr wieder mehr Muth und Fassung.

— Excellenz werden erstaunt sein, ein so eigenthümliches Anerbieten von einer Fremden erhalten zu haben, welches den Sturz eines Mannes bezweckt, der hier in hohem Ansehen stehen soll, begann sie. Wie Sie später erfahren werden, habe ich allen Grund, ihn zu hassen, und da ich, offen gesagt, denselben auch bei Ihnen vermuthen mußte, habe ich mich an Sie gewendet, Ihnen die Hand zu einem Bündnisse zu bieten, das im Verfolg der Aufklärungen, die ich zu geben im Stande bin, erfolgreich sein kann. Außerdem handelt es sich hier nicht Allein darum, meine Rache zu befriedigen, sondern von manchen unschuldigen Häuptern Unglück abzuwenden, das jener Mann ohne Zweifel darüber zu bringen droht.

— Nach Ihrer offenen Erklärung wird es keiner Geheimnisse mehr zwischen uns bedürfen, sagte Grumbkow, der sich schon jetzt seines Sieges über Clement für gewiß hielt, mit freudestrahlendem Antlitz. Unsere Interessen sind dieselben, und vollständige Offenheit ist zwischen uns nöthig, wenn mich meine Stellung an diesem Hofe nöthigt, vorsichtig zu sein, und da ich Sie daher bitten muß, mir zuerst mit Vertrauen entgegen zu kommen.

— Das war meine Absicht, Excellenz, erwiederte Viela ruhig. Hören Sie meine Geschichte, und ich bin überzeugt, Sie werden dieselbe nur so weit ausbeuten, als es unser gemeinsames Interesse erfordert.

Der Feldmarschall nickte bestätigend mit dem Kopfe und seine Mienen sprachen die gespannteste Aufmerksamkeit auf das, was er hören sollte, aus. Viela erzählte zuerst ruhig und gefaßt, dann immer leidenschaftlicher und mit glühenderen Worten was wir bereits wissen. Sie erwähnte nicht ihrer Jugendzeit, sondern nur ihres Verhältnisses zu Clement von dem Augenblicke an, als sie ihn kennen gelernt hatte. Aus ihren Augen, aus ihren Worten leuchtete der erbitterte Haß so deutlich hervor, daß Grumbkow weder an der Wahrheit ihrer Erzählung, noch an der ihres Rachegefühls zweifeln und sich ihr unbedingt auch anvertrauen zu können meinte. Er hörte mit Staunen Clements früheres Leben, und gaben Viela's Eröffnungen auch kein Licht darüber, wodurch er sich eigentlich die Gunst des Königs zu erringen gewußt hatte, so zweifelte Grumbkow doch nicht länger, er habe,

erfahren im Betruge, dem Monarchen einen solchen gespielt. Vorläufig hatte er schon einen Anklagepunkt gegen ihn gewonnen, daß er sich seinen Titel nämlich unrechtmäßig angemaßt und daß er früher eine verachtungswerthe Rolle gespielt habe. Endlich war seine Scheinverheirathung mit der unglücklichen Viela auch von Bedeutung, denn der Feldmarschall wußte, daß Friedrich Wilhelm einen Mann, der mit dem Heiligsten Spott getrieben, ferner nicht mehr lieben, sondern verachten würde. In seiner Freude drückte er immer wieder von Neuem Viela's Hände und versicherte sie, ihre Mittheilungen würden genügen, Clement zu stürzen.

Viela bereute nicht, was sie gethan hatte, denn in ihrem Herzen war keine Spur von Liebe für Clement mehr vorhanden; sie wußte, daß der Pfeil jetzt einmal die Bogensehne verlassen hatte und daß er das Herz ihres Feindes treffen werde, und sie war damit zufrieden. Grumbkows Versicherungen erfüllten sie daher mit Freude und beruhigten ihr stürmisch nach Rache klopfendes Herz.

Der Feldmarschall blieb nur einen Augenblick in Nachdenken versunken, dann theilte er ihr die Absichten mit, die er sogleich auszuführen beschlossen hatte. Er selbst wollte in eigener Person oder durch den Fürsten von Anhalt, falls sich dieser dazu geneigt zeigte, dem Könige Mittheilung von Viela's Anwesenheit und ihren Aussagen machen, außerdem aber sollte auch Emma von Marschall Clements frühere Verheirathung erfahren und diese Entdeckung der Königin mittheilen. Grumbkow wünschte sogar, daß Viela und Emma zusammenkämen, wogegen Erstere nichts einzuwenden hatte, und wollte dazu die Einwilligung der Letzteren noch an demselben Tage nachsuchen.

Nachdem man diese Beschlüsse gefaßt hatte, begab sich Viela wieder in das Gasthaus, das sie einstweilen bezogen hatte. Auf Grumbkows Einladung wollte sie noch im Laufe des Tages einige Zimmer in seinem Hause zu ihrem ferneren Aufenthalte annehmen. Dies wurde auch in Ausführung gebracht, und Viela fand eine gewisse Beruhigung darin, in dem Hause ihres Vaters zu wohnen, wußte derselbe auch noch nicht, daß er die eigene Tochter beherberge.

Grumbkow eilte auf der Stelle zum Fürsten von Anhalt. Die Freude und der Triumph waren ihm auf das Gesicht g'schrieben, als er bei Letzterem eintrat.

— Durchlaucht, wir sind gerettet! rief er lebhaft. Ich zweifle nicht mehr daß der Baron Clement von Rosenau, jener fremde Abenteurer, uns die Gunst des Königs entfremdet hat, und ich habe jetzt sichere Mittel in Händen, ihn zu stürzen. Nur noch einige Tage Geduld, und der König wird überzeugt sein.

— Meint Ihr, Grumbkow? fragte der Fürst gespannt. Laßt doch Eure Neuigkeiten hören.

— Ja, aber Euer Durchlaucht muß mir auch mit mehr Vertrauen entgegenkommen, als in letzter Zeit, sagte der Feldmarschall, der seinen Vortheil nicht ungenützt aus der Hand geben wollte. Sie wissen mehr über die Stimmung des Königs, als ich, und wenn ich mit Erfolg handeln soll, müssen Sie Ihr Schweigen darüber brechen.

— Das kann ich nicht, Grumbkow, erwiederte der Fürst, dem das gegebene Ehrenwort einfiel; ich habe mich durch mein Wort dazu verpflichtet.

— Wem gegenüber? fragte Grumbkow erstaunt.

— Dem Könige selbst.

— Nun wohl, dann werden Sie auch nicht erfahren, welche Beweise ich in Händen habe, daß jener Baron Clement von Rosenau ein einfacher Betrüger ist, erwiederte der Feldmarschall ruhig.

— Ein Betrüger, Grumbkow? Ihr habt Beweise, sichere Beweise dafür? rief der Fürst in lebhafter Freude, so daß der Feldmarschall bestätigt fand, was er vermuthete und wissen wollte, daß Clement nämlich die Veränderung bei seinem Monarchen hervorgebracht habe. Sprecht, bester Grumbkow, es liegt mir viel daran, zu erfahren, was Ihr ausgekundschaftet habt.

— Nein, Durchlaucht, sagte der Feldmar-

schall kalt, ein Dienst ist des andern werth. Sie haben Verpflichtungen, zu schweigen, ich desgleichen. Ich habe Ihnen gesagt, daß Clement ein Fälscher und Betrüger ist; theilen Sie mir dafür nur mit, wodurch Sie Ihr Ehrenwort nicht brechen, ob es von Nutzen sein wird, dies dem Könige bekannt zu machen und ihm dafür die Beweise vorzulegen.

— Zum Teufel auch! Vom größten Nutzen! rief der Fürst ungeduldig. Eilen Sie, Grumbkow, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren.

— Hm, wird mich der König, der mir jetzt wie Euer Durchlaucht wissen, sehr ungnädig ist, auch ruhig anhören wollen? meinte Grumbkow nachdenklich. Wie wäre es, wenn Euer Durchlaucht selbst ihn darauf aufmerksam machten, daß ich Dinge von Clement weiß, die ihn in Erstaunen setzen würden? Er würde sich dann vielleicht geneigt finden lassen, mir Gehör zu schenken.

— Sind Eure Nachrichten auch ganz sicher, Grumbkow? fragte der Fürst nochmals, denn er wollte in diesem Falle gern auf des Feldmarschalls Vorschlag eingehen, da seine Unschuld dabei an den Tag kommen mußte.

— Sie können sich darauf verlassen, Durchlaucht. Trauen Sie mir nicht eine solche Unvorsichtigkeit zu, den König noch mehr gegen uns zu reizen, meinte Grumbkow mit Ueberzeugung.

— Nun gut, dann werde ich mich auf Euch berufen und mit dem Könige sprechen, sagte der Fürst entschlossen.

— Ich bitte Sie, es bald zu thun, Durchlaucht.

— Bei der ersten günstigen Gelegenheit — vielleicht schon heute nach der Parade, meinte der Fürst.

Grumbkow schied beruhigt von ihm, ohne seinen weiteren Bitten, ihm mehr mitzutheilen, Gehör zu geben. Er selbst wollte dem Könige den wichtigen Dienst leisten, ihn auf den ihm gespielten Betrug aufmerksam zu machen. Nach Hause zurückgekehrt, schrieb er schnell ein Billetchen an Emma von Marschall, in dem er sie ersuchte, sich Abends bei ihrer Tante einzufinden, wohin er die mit den wichtigsten Nachrichten eingetroffene Fremde ebenfalls führen wolle.

Der Fürst von Anhalt nahm indessen wirklich die Gelegenheit wahr, als er den König nach dem Aufziehen der Wachtparade allein in das Schloß zurückbegleitete, Clements zu erwähnen.

— Haben Eure Majestät schon die Briefe erhalten, die jener Clement aus dem Haag zu senden versprach? fragte er gleichgültig.

— Nein, Euer Liebden, das ist auch nicht zu erwarten, denn er bedarf der Zeit, sie von dem dortigen sächsischen Gesandten, dem er sie übergeben hat, zurück zu erhalten, erwiederte der König.

— Vielleicht bleiben sie auch ganz aus, Majestät, was Ihnen wohl als ein Beweis unserer Unschuld gelten könnte meinte der Fürst. Es liegen jetzt schon starke Verdachtsgründe gegen diesen Clement vor, sogar mehr als das — man spricht von sicheren Beweisen, daß er ein Betrüger sei.

— Wer wagt das zu behaupten? fuhr der König heftig auf.

— Grumbkow, erwiederte der Fürst ruhig; zwar ein Mann, dem Eure Majestät ebenfalls mißtrauen, der aber seine Behauptungen vor jedem Gericht vertreten will.

— Und was behauptet er?

— Ich weiß es nicht genau, Majestät; wenn Sie ihm Gehör schenken, würde er es jedenfalls für seine Pflicht halten, offen gegen Sie zu sein, indessen, sagte er mir, wolle er nicht mit Erklärungen hervortreten, die sich ohnehin bald ergeben werden und die ihn bei Eure Majestät nur in den Verdacht bringen könnten, sie selbst ersonnen zu haben, um seine Unschuld zu rechtfertigen.

— Woher weiß Grumbkow, daß ich ihn in Verdacht habe„ fragte der König mit einem mißtrauischen Blicke auf den Fürsten von Anhalt-Dessau.

— Das begreift sich sehr leicht. Er müßte blind sein, wenn er es nicht aus dem ganzen Wesen Eurer Majestät erriethe, erwiederte der Fürst ruhig.

— Aber woher weiß er, daß Clement sein

Ankläger ist? fragte der König mit demselben Mißtrauen.

— Von mir sicherlich nicht, Majestät, denn ich erinnere mich des Wortes, das ich Ihnen gegeben habe, antwortete der Fürst leicht verletzt. Er vermuthet es oder hat Beweise dafür, die auch mir unerklärlich sind.

— Ich möchte Grumbkow wohl darüber sprechen, sagte der Monarch nach einer kleinen Pause, denn seine Neugierde war erregt worden, wenn er auch noch immer nicht an Clement zweifelte.

— Eure Majestät haben es nur zu befehlen.

— Sagen Ihm Euer Liebden, daß er heute Abend zu mir kommen soll, sagte der König schnell. Nein, sogleich will ich mit ihm reden.

Der Fürst verbeugte sich und begab sich zu Grumbkow. Beide triumphirten.

Grumbkow, welcher mit der zuversichtlichsten Miene bei dem Könige eintrat, wurde von diesem kalt und finster empfangen, aber er war sich seines Sieges schon zu sicher bewußt, als daß ihn dies hätte aus der Fassung bringen können. Mit der größten Ruhe folgte er der Aufforderung des Monarchen, zu erzählen, was er von dem Baron Clement von Rosenau wisse, während Jener heftig im Zimmer auf- und abschritt und die Erzählung bald durch einen Ruf des Erstaunens, bald des Unglaubens unterbrach. Als Grumbkow geendet hatte, heftete er seine blitzenden Augen forschend auf ihn, als wolle er in seiner Seele lesen, denn er war überzeugt, jene Biela sei als falsche Zeugin von Grumbkow erkauft, und fragte barsch:

— Wo stammt die Dirne denn eigentlich her, die so schwere Beschuldigung auf den Baron häuft?

— Das weiß ich in der That nicht, Eure Majestät, erwiederte der Feldmarschall, der den Verdacht des Königs errieth; aber sie hat keineswegs das Ansehen einer verlaufenen Dirne, sondern ihr ganzes Wesen spricht dafür, daß sie in höherem Stande geboren sei.

— Ich werde sie stäupen und in das Zuchthaus bringen lassen, wenn sich eines ihrer Worte nicht als wahr erweist, sagte der König heftig. Und Er ist mir auch für das verantwortlich, was Er ohne nähere Prüfung nacherzählt. Indessen will ich sie sprechen, und zwar heut Abend in Seinem Hause, versteht Er mich? Ich werde um zehn Uhr bei Ihm sein, will aber nicht, daß mich Jemand sieht.

Mit einer kurzen Handbewegung entließ er den Feldmarschall, der über die unfreundliche Behandlung des Königs nicht wenig betroffen war und sich schon Vorwürfe machte, Biela ohne nähere Prüfung in der übermäßigen Freude des Herzens Glauben geschenkt zu haben. Indessen beseelte ihn doch die Ueberzeugung, das stolze und tief erregte Weib sei keine Betrügerin und habe die Wahrheit gesprochen.

Emma hatte Grumbkows Billet mit der lebhaftesten Freude gelesen, denn sie hoffte jetzt sicher auf eine günstige Wendung ihres Geschicks durch die Ankunft der Fremden, und zögerte keinen Augenblick, mit derselben in Verbindung treten zu wollen. Sie begab sich daher zu der von Grumbkow bestimmten Stunde zu ihrer Tante, der Frau von Leibnitz. Auch Grumbkow und Biela trafen bald darauf dort ein.

Emma war erstaunt über die wunderbare Schönheit Biela's und ihre stolze, gebieterische Haltung, aber sie fühlte sich von dem verzehrenden Feuer, das aus ihren Augen leuchtete, nicht angezogen. Die Rachsucht, das Bewußtsein, den Mann, den sie einst geliebt hatte jetzt der allgemeinen Verachtung, vielleicht selbst dem Tode preisgegeben zu haben, die Erbitterung gegen die ganze Welt standen zu deutlich auf Biela's Gesicht. Einen andern Eindruck machte Emma auf Letztere; bei der ersten Begegnung fühlte diese eine innige Theilnahme und Zärtlichkeit für das sanfte, schöne Mädchen, deren Züge und Haltung aussprachen, wie schwer sie schon gelitten habe und noch leide. Biela hatte eine unwillkürliche Abneigung gegen Emma gehabt, ehe Dumoulin ihr anvertraut hatte, er glaube nicht, daß die Tochter des Ministers den Baron Clement liebe; jetzt sah Biela seine Ver-

muthung deutlich bestätigt, was sie auch schon von Grumbkow gehört hatte, denn so konnte keine glückliche, liebende Braut aussehen. Sie fühlte, daß Emma's Schicksal viel Aehnlichkeit mit dem ihrigen habe, denn Beide waren durch denselben Mann betrogen worden, nur mit dem Unterschiede, daß er die Eine ebenso elend machen wollte, als er es bei der Anderen bereits gethan hatte, und sie bedauerte Emma von Herzen, denn mit ihrer Liebe war auch die Eifersucht geschwunden. War daher die gegenseitige Begrüßung von Emma's Seite etwas kalt und gezwungen, so war Viela um so zuvorkommender und zärtlicher, denn sie wünschte lebhaft, sich Emma's Freundschaft zu erwerben.

Grumbkow forderte zuerst Viela auf, ihre Geschichte der Tochter des Ministers zu erzählen und ließ sie mit derselben allein, indem er sich mit Frau von Leibnitz in ein Nebenzimmer zurückzog. Was Emma jetzt zu ihrem Entsetzen hören mußte, konnte natürlich nur dazu beitragen, ihren Abscheu gegen Clement und eine Verbindung mit ihm zu erhöhen und ihre Kraft zum Widerstande gegen den Willen des Königs zu stärken. Für nichtswürdig hatte sie Clement bisher nicht gehalten, daß er dies aber sei, wurde ihr jetzt klar. Ihre Thränen flossen mit denen Viela's zusammen, als Letztere von ihrer verkannten Liebe, von ihren durch Clement verursachten Leiden sprach, und schon fühlte sich ihr Herz mehr zu dem sonderbaren, finsteren Mädchen hingezogen, denn aus ihren Worten sprach das tiefempfundene Gefühl.

— Sie werden mich vielleicht jetzt verkennen und mir das unweibliche Rachegefühl zum Vorwurf machen, das mich vor allem andern beseelt, meinte Viela am Schlusse ihrer Erzählung, Emma's Gefühle errathend; aber Sie wissen nicht, welche bittere Schule des Lebens ich schon früher durchgemacht habe, ehe ich Clement kennen lernte, und wie alle die Verhältnisse, die mich von frühester Jugend auf umgaben, dazu beitragen mußten die natürliche Weichheit meines Herzens allmälig zu ertödten. Doch war ihnen dies nicht vollständig gelungen, und jetzt erst, als ich Clement im Haag wiedersah und die bitterste Erfahrung von seiner Nichtswürdigkeit machen mußte, ist der letzte harte Schlag darauf gefallen und hat eine unwiderstehliche Wirkung darin hervorgebracht. Ich bin nicht mit einem Herzen geboren, das sich in duldender Ergebenheit beugt und sich bang in sich selbst zurückzieht, bis es der Schmerz verzehrt hat, und ich freue mich darüber; die Verhältnisse haben mich in eine unnatürliche Lage gebracht, ich kann nicht mehr Weib sein.

Emma besaß einen sanfteren Charakter, sie war, wenn auch von Leiden heimgesucht, doch nicht so schweren Prüfungen ausgesetzt gewesen als Viela, und wenn sie dieses Mädchen auch deshalb nicht vollständig zu verstehen vermochte, so ahnte sie doch, daß sie schuldlos an dem sei, was jetzt aus ihr geworden. Wie es Viela ergangen war, so erging es jetzt auch ihr; das gleiche Unglück, durch Clement über Beide verhängt, erweckte eine zarte Sympathie in ihrem weichen Herzen, und tief gerührt Viela's Hand drückend, sagte sie leise:

— Ich will Deine Freundin sein, Viela, wenn Dein stolzer Sinn sich zu dem meinigen herablassen will.

Entzückt zog Viela sie an ihre Brust.

— Ich bin älter, als Du, mehr an Erfahrungen, als an Jahren, sagte sie, aber ich will Deine Freundin sein, Deine Mutter, die eine selige Befriedigung darin finden wird, über ein theures Wesen mit zärtlicher Sorge zu wachen denn ich fühle das Bedürfniß zu lieben, so viel Grund ich auch zum bitteren Hasse habe. Ich will noch offener gegen Dich sein, Emma, damit Du mich ganz kennen lernst und auch zu mir Vertrauen fassen kannst, denn ich wünsche sehnlichst, es möge fortan kein Geheimniß mehr zwischen uns liegen und unsere Freundschaft eine unbeschränkte, ewig unzertrennliche werden. Du sollst klar in mein ganzes vergangenes Leben blicken können, und ich will Dir vertrauen, was ich bisher nur einem einzigen Menschen einem edlen Manne, eröffnet habe.

Viela erzählte nun ihre Jugendgeschichte, selbst das Verhältniß, in dem sie zu Grumbkow stand, worüber sie indessen Emma drin-

gend bat, zu schweigen, und sie mußte dabei auch Dumoulins Namen öfter erwähnen. Die Tochter des Ministers war lebhaft erregt von dem unglücklichen Schicksale des Mädchens, dem sie ihre Freundschaft aus aufrichtigem Herzen eben angeboten hatte, aber sie vergaß es fast, als sie vernahm, sie stehe mit dem ihr immer noch so theuren Dumoulin in Verbindung. Ihre Bewegung war so deutlich auf ihrem Gesichte ausgeprägt sie zitterte so heftig, das Viola sich verwundert in ihrer Erzählung unterbrach und Emma fragend anblickte. Sie hatte zwar schon von Dumoulin gehört, daß er Emma liebe, aber sie glaubte diese Neigung nicht von ihr erwiedert.

— Viola, ich bin Dir ein gleiches Vertrauen schuldig, wie Du es mir zu Theil werden ließest, sagte Emma entschlossen. Auch Du sollst meine Geschichte hören, wenn Du geendet hast, und Du wirst dann begreifen, was mich jetzt aufgeregt hat.

Sie hielt ihr Versprechen, und Viola erfuhr zu ihrem Erstaunen, daß Emma Dumoulin liebe und in welchem Verhältnisse, dessen Letztere niemals gegen sie erwähnt hatte, sie früher zu ihm gestanden habe und wie sie noch jetzt die Hoffnung hege, Dumoulin werde zu ihr zurückkehren, sobald jede Verbindung mit Clement abgebrochen sei.

— Ich will die Vermittlerin zwischen Euch sein, rief Viola erfreut; ich habe es bemerkt, daß Dumoulins Brust ein geheimer Kummer drückt, und ich zweifle nicht mehr daran, daß es die hoffnungslose Liebe zu Dir ist; er wird glücklich sein, wenn er hört, wie Du seiner noch gedenkst, und er wird sicherlich reuig zu Dir eilen, sobald es sein Dienst erlaubt. Fasse Muth, Emma, ich ahne es mit Bestimmtheit, daß Du noch glücklich werden wirst; wer noch zu hoffen hat, soll nie verzweifeln.

Emma drückte ihr dankbar die Hand; sie verließ sich vollkommen auf Viola's Zartgefühl, wenn diese eine Verbindung zwischen Dumoulin und ihr wieder anzuknüpfen suchte, und gab zu jedem derselben gutscheinenden Schritte unbedenklich ihre Einwilligung.

— Ich will ihm, wie wir es verabredet haben, noch heute schriftlich berichten, wie ich Alles hier gefunden habe, vor Allem Dich, meine theure Emma, meinte Viola, und in wenigen Tagen wirst Du sein Antwortschreiben in der Hand haben, und ich hoffe, es soll Dich vollkommen beruhigen. Aber jetzt lasse uns an die nächsten Schritte denken, die wir zu thun haben; ich werde heute Abend noch den König selbst sprechen, wie mir mein Vater gesagt hat. Ich fürchte mich nicht vor ihm, und er soll sehen, daß auch ein Weib seinen Vorurtheilen und seinem Jähzorne muthig entgegenzutreten weiß, vielleicht noch muthiger, als die kampferprobten Offiziere und die gewandten Hofleute, die er um sich hat. Du mußt indessen auch handeln; es ist nöthig, daß die gegen Clement erhobenen Beschuldigungen auch in weiteren Kreisen verbreitet werden, damit der König genöthigt werde, von ihnen Notiz zu nehmen, was er sonst in seiner blinden Vorliebe für den Schändlichen verweigern konnte. Ich rathe Dir, zuvörderst mit der Königin selbst zu sprechen, damit Dein Monarch erfährt, Du selbst, die am meisten Betheiligte, seiest schon von dem Verdacht, der auf Deinem Bräutigam ruht, in Kenntniß gesetzt; er wird dann unmöglich auf seinem Willen, Euch zu verheirathen, bestehen können, ehe Clements Unschuld bewiesen ist, und dieser Fall kann nie eintreten.

Emma stimmte ihr bei und entschloß sich nach einigem Bedenken, sich am anderen Tage zu der Königin zu begeben. Unter den zärtlichsten Versicherungen der neu geschlossenen Freundschaft trennten sich die beiden Mädchen, nachdem auch Grumbkow von Emma's Vorhaben in Kenntniß gesetzt worden war und es gebilligt hatte.

Emma fühlte sich um Vieles beruhigter; sie hatte jetzt Beweise für Clements Schuld und es ließ sich nicht daran zweifeln, daß diese bald an das Tageslicht kommen würde, sie hatte ferner die Versicherung erhalten, Dumoulin denke noch an sie und nächstens werde das zwischen ihm und ihr obwaltende Mißverhältniß gehoben sein, und endlich tröstete sie die Aussicht sich von jetzt ab zu einer Freundin, die an ihrem Geschicke den zärtlichsten Antheil nahm und in weiblichem Gefühl ihren Kummer zu

ermessen verstand, offen auszusprechen zu können. Sie hatte Biela in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft, die Beiden durch das gegenseitige Vertrauen viel älter erschien, herzlich lieb gewonnen und vertraute ihrer Fürsorge und ihrem Muthe zu derselben vollkommen.

So ruhig indessen Biela der Zusammenkunft mit dem Könige entgegensah, eben so ängstlich erwartete Grumbkow dieselbe, denn er fürchtete, Biela werde sich durch die Heftigkeit des Königs entweder einschüchtern lassen oder im Gefühle ihres Rechtes zu weit gehen und seinen Zorn noch mehr reizen. Beiden Fällen zuvorzukommen, gab er ihr Verhaltungsmaßregeln, die Biela lächelnd anhörte, ohne daran zu denken, sich ihrer zu bedienen; sie war entschlossen, ihrem Gefühle ganz freien Lauf zu lassen. In der That aber hatte Grumbkow Grund zu seinem ängstlichen Bedenken denn der König war der Mann, der seine Drohungen wahr machte und seine Vorliebe für Clement galt unzweifelhaft mehr, als der günstige Eindruck, den Biela's ganzes Wesen auf Jeden zu machen im Stande war. Grumbkow wußte, daß der den Weibern feindliche König von vorn herein jeder Unterhandlung mit solchen abgeneigt war und ihren Worten, trugen sie auch das deutlichste Gepräge der Wahrheit, nicht viel Glauben zu schenken pflegte, da er sie Alle für mehr oder minder falsch und der Verstellung fähig hielt. Ließen Biela's Angaben einen Zweifel an ihre Wahrheit in ihm zurück, so konnte er leicht zu gewaltsamen, unverantwortlichen Mitteln schreiten wie er sie ihr angedroht hatte, und hätte dies den Feldmarschall auch weniger bekümmert, so lief er selbst doch auch eine arge Gefahr dabei und sah seinen vollständigen Sturz voraus.

Mit Zagen und Zittern, denn er war von Natur feig, sah er die bestimmte Stunde, in der er den Besuch des Königs erwartete, heranrücken, und hatte, um denselben gar keinen Grund zum Unwillen zu geben, unter verschiedenen Vorwänden seine Familie und seine ganze Dienerschaft aus seinem Hause entfernt in dem nur Biela und er selbst zurückblieben.

Punkt zehn Uhr erschien der König; er war zu Fuß und ohne Begleitung gekommen, in einem Mantel gehüllt, der ihn den Begegnenden unkenntlich machte. Grumbkow selbst erwartete ihn an der Hausthür, erhielt auf seine demüthigen Verbeugungen einen kurzen, unfreundlichen Gruß und führte ihn dann in das Zimmer, in dem Biela ihrer wartete.

Beim Eintritte des Königs erhob sie sich mit stolzer Würde und wartete seinen Gruß ab, ehe sie sich verbeugte. Der Monarch schien von diesem Benehmen auf das Aeußerste betroffen zu sein, und es währte eine Weile, ehe er sich entschloß, dem Mädchen zuvorzukommen; seine scharfen Augen waren fest und forschend auf sie geheftet, trafen aber auf einen gleichen Blick, der sich vor dem seinigen nicht niedersenkte. Grumbkow, der ehrerbietig an der Thür stehen geblieben war, zitterte an allen Gliedern, denn Biela's Benehmen entsprach gar nicht seinen Wünschen und fürchtete jeden Augenblick einen Zornausbruch des Königs, der noch immer schwieg und das vor ihm stehende Mädchen in keiner höflichen Weise musterte.

— Lasse Er uns allein, Grumbkow, befahl er dann barsch, und der Feldmarschall entfernte sich, halb froh, nicht mehr Zeuge dieser beängstigenden Scene sein zu müssen, halb verdrießlich, daß ihm die wichtige Unterredung entgehen sollte; indessen fand er schnell ein Mittel, letzterem Uebelstande abzuhelfen, denn er begab sich leise in das Nebenzimmer und horchte an der Thür, wo ihm kein Wort entgehen konnte.

Der König, im Voraus vollständig gegen die Anklägerin Clements eingenommen, hatte beschlossen, sich unhöflich und streng gegen diese zu zeigen, da er sie für eine von Grumbkow bezahlte falsche Zeugin hielt; indessen belehrte ihn schon der erste Blick auf Biela, daß ihm hier nicht ein gewöhnliches Weib aus niedrigem Stande gegenüberstehe, und machte ihre Schönheit auch keinen tieferen Eindruck auf ihn, so that dies doch mehr ihr Stolz und das deutlich ausgesprochene Gefühl ihrer eigenen Würde. Friedrich Wilhelm machte sich einen Augenblick Vorwürfe über das Benehmen bei seinem Ein-

tritte, das dem sicherlich gebildeten Mädchen roh erscheinen mußte, im nächsten bereute er schon wieder diese Schwäche, ohne sich von ihr losmachen zu können; wider seinen Willen hatte Viela bereits ein gewisses Uebergewicht über ihn gewonnen.

Der König nahm, nachdem er Viela zuerst gegrüßt und Grumbkow sich entfernt hatte, einen Sessel und ließ sich auf demselben nieder, nachdem er Hut, Handschuhe und Stock vor sich ungenirt auf den Tisch geworfen hatte; ein Wink mit der Hand lud Viela ein, ebenfalls wieder Platz zu nehmen, und sie folgte ihm sogleich mit der größten Unbefangenheit.

— Ihr seid hierhergekommen, den Baron von Rosenau schwerer Verbrechen zu beschuldigen? begann der Monarch in rauhem Tone.

— Ja, Majestät, erwiederte Viela kurz.

— Wie ist Euer Name? fuhr der König fort.

— Viela Villach oder, wie ich ihn lange führte, Viela Clement, antwortete das Mädchen fest.

— Viela Clement? fragte der König anscheinend verwundert, obgleich er ihre Behauptungen durch Grumbkow bereits kannte. Ihr seid verwandt mit dem Baron?

— Ich war vor Gott und Menschen meiner eigenen Ueberzeugung nach seine rechtmäßige Gattin, sagte Viela in bitterem Gefühle; der unerhörte Betrug, dessen Opfer ich geworden bin, hat sich mir erst vor Kurzem aufgedeckt.

— Erzählt mir Eure ganze Geschichte von da ab, wo Ihr mit dem Baron bekannt geworden seid, befahl der König, den Kopf aufstützend und sich zum aufmerksamen Zuhören anschickend.

Viela gehorchte; so qualvoll ihr die öftere Wiederholung ihrer Leiden war, gerieth sie dadurch doch immer wieder in ein Feuer, das die Wahrheit ihrer Worte bestätigte. Das Auge des Königs war durchbohrend auf sie geheftet, ohne daß sie in ihrer Erregung dessen achtete oder einen besondern Werth darauf legte. Je länger sie sprach, desto deutlicher hätte aber jeder Andere, als sie selbst, die von ihrer Leidenschaft ganz fortgerissen wurden, bemerken können, wie sich auf dem Gesichte des Königs der Kampf zwischen Zweifel und Glauben an ihre Worte wiederspiegelte; vorurtheilslos, hätte er Clement verdammen müssen, aber seine alte Neigung sträubte sich dagegen.

— Das ist meine Geschichte und das Verbrechen Clements, schloß Viela, sich heftig und mit blitzenden Augen erhebend, und ich schwöre Eure Majestät, daß ich so wahr gesprochen habe, wie ich es einst vor Gott zu verantworten gedenke, daß mich der Haß und das Rachegefühl nicht zu übertriebenen Beschuldigungen fortgerissen haben. Ich bitte nicht um eine Gnade, Majestät, ich fordere nur Gerechtigkeit eine Untersuchung und genaue Prüfung meiner Angaben, die Sie mir nicht versagen können, dann aber Strafe des Schuldigen, denn ich hasse ihn glühend und unversöhnlich, ich kann nicht eher ruhen, bis er den verdienten Lohn schon hier auf dieser Welt unter meinen Augen gefunden hat. Stellen Sie mich ihm gegenüber, wenn er nach Berlin zurückgekehrt ist, und er wird selbst gegen sich zeugen, denn er wird vernichtet vor meinem Blicke zusammensinken. Gerechtigkeit Majestät!

Erschöpft war sie wieder auf ihren Sitz niedergesunken und verbarg ihre thränenlosen, brennenden Augen in das Taschentuch. Der König war eine Weile sichtlich bewegt und günstig für sie gestimmt, aber ebenso schnell schien die Anhänglichkeit an Clement wieder das Uebergewicht errungen zu haben, denn finsteren Blickes auf die kühne Sprecherin sehend, fragte er:

— Was soll mir den Beweis geben, daß Ihr wirklich Die seid, für die Ihr Euch ausgebt, bis Clement hier eingetroffen ist, was wahrscheinlich erst in mehreren Wochen der Fall sein wird? Was kann mich versichern, daß Ihr, nachdem Ihr einmal einen bedenklichen Verdacht in mir erregt habt, nicht schleunigst die Stadt verlaßt und nie wieder vor meine Augen kommt?

— Mögen Eure Majestät bis dahin mich in strenger Haft halten, ich werde ihr sicher

nicht zu entrinnen suchen, denn ich habe keinen lebhafteren Wunsch, als Clement gegenübergestellt zu werden und ihm selbst meine Aussagen zu wiederholen, erwiederte Viela zuversichtlich.

— Das wird ohne Zweifel geschehen, sagte der König kalt, und ich versichere Euch im Voraus, daß, wenn sich eines Eurer Worte als unwahr erweist, ich weder Rücksicht auf Euer Geschlecht, noch auf die Beweggründe nehmen werde, die Euch zu dieser Anklage getrieben haben. Wie seid Ihr in Verbindung mit Grumbkow gekommen?

— Der Himmel hat mir diesen Weg gezeigt, erwiederte Viela mit Ueberzeugung.

Ohne zu erwähnen, daß Grumbkow ihr Vater sei, erzählte sie, wie sie mit dem Capitain Dumoulin auf seiner Werbestation bekannt geworden sei und wie dieser mit ihr zufällig von Grumbkow gesprochen, was sie auf die Idee gebracht habe, sich zunächst an diesen zu wenden; sie berief sich auch auf Dumoulins Zeugniß, daß sie Clement bei seiner Durchfahrt durch jenes Dorf wiedererkannt habe und daß sie in Folge dessen nach dem Haag gereist sei.

— Dumoulin, ein braver, tüchtiger Offizier, brummte der König vor sich hin, und es schien den besten Eindruck auf ihn zu machen, daß Viela diesen als Zeugen vorschlug. Dumoulin wird in wenigen Tagen hier sein, denn ich werde ihn sogleich von seiner Werbestation ablösen lassen; dann wird sich das Weitere ergeben. Bis dahin muß ich aber Arrest über Euch verhängen; Euere Sache soll indessen untersucht werden.

Der Ton des Königs war milder und freundlicher geworden, und es schien ihn noch mehr zu beruhigen, daß Viela die Ankündigung des Arrestes mit einer Kaltblütigkeit aufnahm, als ob sie gar nichts anderes erwartet habe. Nach einer Weile erhob sich Friedrich Wilhelm von seinem Sitze und sagte:

— Wenn Euere Aussagen sich als richtig ergeben, so werde ich selbst vermuthen, daß mich Clement betrogen hat, was ich noch nicht glauben kann, denn auch für ihn sprechen Beweise; jedenfalls muß er in diesem Falle ein schlechter Mensch sein und ich will dann nichts mehr mit ihm zu thun haben. Verlaßt Euch darauf, daß Ihr Euer Recht erhalten sollt, und gehabt Euch indessen wohl.

Er verabschiedete sich freundlicher, als er gekommen war, und Grumbkow, der die mehr als zweistündige Unterredung mit angehört hatte, fühlte sein Herz von einer großen Last erleichtert. Er begab sich sogleich von seinem Lauscherposten fort, um den Monarchen im Vorzimmer wieder zu empfangen.

— Das Mädchen ist Arrestantin bis auf Weiteres; da sie in Seinem Hause wohnt, wird Er auch für ihre Bewachung Sorge tragen; ich mache Ihn aber mit Seinem Kopfe dafür verantwortlich, daß sie nicht entspringt, sagte der König barsch, als ihm der Feldmarschall den Mantel umhing.

— Haben sich Eure Majestät von der Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen überzeugt? fragte der Letztere.

— Schweige Er und frage Er, wenn Er's wissen will, das Mädchen selbst, mit der Er ja in bestem Einvernehmen zu stehen scheint, erwiederte der König verdrießlich und entfernte sich schnell.

Grumbkow eilte zu Viela und gestand ihr in der Freude seines Herzens, daß er ihre ganze Unterredung mit dem Könige belauscht habe und von derselben befriedigt sei; er lobte jetzt ihre Entschlossenheit und sprach die kühnsten Hoffnungen aus, der König werde ihr zu ihrem Rechte und Clement zu der verdienten Strafe verhelfen, dann aber beschwor er sie bei allen Heiligen, an keinen Versuch zur Flucht zu denken, welche Zumuthung sie empört zurückwies, und kündigte ihr auf das Entschiedenste an, daß sie sein Haus nicht verlassen dürfe, bis der König, der ihn für sie verantwortlich gemacht, anders über sie bestimmt habe.

Viela mußte über die Aengstlichkeit des Feldmarschalls lächeln, aber sie erklärte sich damit einverstanden, sich als seine Gefangene betrachten zu wollen, um ihn zu beruhigen, nur wünschte sie, daß Emma von Marschall

sie öfter besuchen dürfe, was ihr auch gestattet wurde.

Friedrich Wilhelm erließ sogleich den Befehl, daß der Capitain Dumoulin auf das schleunigste abgelöst und nach Berlin zurückkehren solle; er traute diesem Offizier, den er fern von jeder Lust an Hofintriguen wußte, vollkommen und legte auf sein Zeugniß viel Gewicht. Was Clement anbetraf, so war er noch immer im vollständigen Unglauben an seine Nichtswürdigkeit, konnte sich aber doch nicht verbehlen, daß Biela's mit so entschiedener Sicherheit vorgetragene Anklagen einer Untersuchung bedürften, und war entschlossen, diese bei des Barons Rückkehr sofort einzuleiten. In dieser Ungewißheit nahm seine Mißstimmung wieder zu und gab sich deutlich kund; erhöht wurde sie durch die Ungeduld, von Clement Nachrichten und die versprochenen Briefe zu erhalten, die ungefähr in diesen Tagen eintreffen mußten, wie er schätzte. Er sprach sich zu Niemanden, selbst nicht zu dem Fürsten von Anhalt, über Biela und ihre Aussagen aus und hatte auch Grumbkow befohlen, darüber ein strenges Geheimniß zu bewahren, da er vor der Zeit alles überflüssige Aufsehen und Gerede vermeiden wollte.

Dies lag aber gar nicht in Grumbkows und Biela's Plänen und da der König es nicht ausdrücklich befohlen hatte, es solle Niemand mit der Gefangenen verkehren, obgleich dieß gewiß in seiner Absicht lag, so fühlte der Feldmarschall sich auch nicht veranlaßt, ihre Zusammenkünfte mit Emma, die ihm selbst nur erwünscht waren, zu hindern; er gedachte, sich im Falle, daß der König ihn zur Rechenschaft zöge, mit der empfangenen, unvollständigen Instruktion zu entschuldigen.

Emma begab sich, wie sie es Biela versprochen hatte, schon am Tage nach ihrer ersten Unterredung mit derselben zu der Königin, bei der sie leicht Zutritt fand. Ohne Weiteres erwähnte sie wieder Clements und ihres eigenen Unglücks und zwar dieses Mal mit einer Ruhe, welche die Königin in Erstaunen setzte und ihre Neugierde erregte, so daß sie sich nach dem Grunde von Emma's veränderter Anschauungsweise erkundigte. Diese erzählte ohne Umstände, daß sie Hoffnung habe, von Clement befreit zu werden, indem sich bedeutende Beschuldigungen gegen ihn erhoben hätten, von denen er sich erst gereinigt haben müsse, bevor der König verlangen könne, daß sie ihm ihre Hand reiche. Mit Staunen hörten die Königin und Frau von Rocoulr, die wieder bei ihr war, sie an und erfuhren die näheren Umstände von den Verbrechen, deren Clement durch Biela angeklagt wurde, nicht aber, daß der König dieselben bereits durch Letztere selbst und durch Grumbkow erfahren hatte. Emma schloß mit der flehentlichen Bitte an die Königin, jetzt noch einmal ihre Fürsprache für sie bei ihrem hohen Gatten anzubringen und diesen von dem, was sie ihr gesagt hätte, in Kenntniß zu setzen. Die Königin versprach dieß, da sie noch nicht wußte, daß ihr Gemahl bereits unterrichtet sei, und es für eine Pflicht hielt, ihn auf Clements möglicherweise sich bestätigende Schuld, an der sie selbst nicht zweifelte, aufmerksam zu machen.

Schon am folgenden Tage erwähnte sir daber Clements, als sie sich in ihrem Zimmer mit ihrem Gatten und ihren Kindern allein befand, und begann zu erzählen, was ihr zu Ohren gekommen sei.

— Von wem wissen Sie dieses Märchen? fuhr der König, der besonders Grumbkow in Verdacht hatte, geplaudert zu haben, obgleich dieser gerade nicht in besonderer Gunst bei der Königin stand, heftig heraus. Schenken Sie nicht jedem leeren Gerüchte, das die Verläumdung und der Eigennutz dieses Mal wahrscheinlich erfunden haben, Glauben; ich bin von der Unschuld des Barons überzeugt, so frech dir mir bekannten Anklagen auch sind.

— Es liegt mir fern, den Baron Clement beschuldigen oder vertheidigen zu wollen, entgegnete die Königin, über den Zorn ihres Gemahls erschrocken; ich hielt es für meine Pflicht, Sie auf das hinzuweisen, wovon man jetzt vermuthlich schon am ganzen Hofe spricht.

— Thut man das? rief der König noch

aufgebrachter. Der verd — Grumbkow hat geplaudert, aber er soll es mir schwer büßen.

— Ich habe diese Nachrichten nicht von Grumbkow, versicherte die Königin, sondern von der eigenen Braut des Barons, der Marschall, die es von jenem fremden Mädchen selbst gehört zu haben vorgab.

— Wie ist das möglich? rief der König verwundert. Die Fremde ist ja Arrestantin und Grumbkow sollte Niemand zu ihr lassen. Also die Marschall weiß auch schon die fatale Geschichte? Und was sagt sie dazu?

— Wie es sich wohl erwarten läßt, daß sie dem Baron nicht eher ihre Hand reichen könnte, als bis er sich von dem ihn treffenden Verdachte vollständig gereinigt hat, meinte die Königin ängstlich.

— Das ist höchst fatal, sagte der König vor sich hin; die Sache hat einmal Eclat gemacht, und ich kann der Marschall ihre Vorsicht nicht verdenken. Aber Clement wird gerechtfertigt werden, wenn er keine andern Ankläger hat als einen schlauen, auf ihn eifersüchtigen Minister und ein rachegluhendes Weib, das wahrscheinlich aus einer etwas zu weit durchgeführten Galanterie durch Uebertreibungen ein todeswürdiges Verbrechen macht. Wir werden die Sache untersuchen lassen, und ich ersuche Eure Majestät, sich vorher nicht weiter darüber auszulassen, sondern jedes Ihnen zugetragene Gerücht über den Clement zurückzuweisen.

Die Königin verbeugte sich gehorsam, froh, daß der König seinem Unwillen gegen sie nicht weiteren Lauf gelassen habe und daß sein Eigensinn nicht so weit ginge, Emma von Marschall, für die sie sich interessirte, auf das Gerathewohl an einen Mann zu verheirathen, auf dem so schwere Beschuldigungen lasteten.

— Darf ich der unglücklichen Braut, die in der Ungewißheit entsetzlich leiden muß, von diesem Entschlusse Eurer Majestät Kenntniß geben? fragte sie schüchtern.

— Meinetwegen, wenn Sie es für gut und nöthig halten, erwiederte der König gleichgültig.

Die Königin stand nicht lange an, von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen, und ließ Emma noch im Laufe dieses Tages durch die Frau von Rocoule benachrichtigen, daß der König sich dahin bestimmt ausgesprochen habe, Clement zu prüfen, ehe er seinen Willen in Bezug auf sie zur Ausführung brächte. Emma war glücklich darüber, aber ihre Freude erlitt dadurch großen Eintrag, daß ihr bald Grumbkow brieflich mittheilte, er habe einen Verweis vom Könige erhalten, weil er sie mit Biela bekannt gemacht, und den gemessensten Befehl, jede Zusammenkunft derselben mit einem Andern, wer es auch sei, fortan zu hindern.

Dennoch fand Biela, die ebenfalls hart von dieser Maßregel getroffen wurde, einen Ausweg, indem es ihr gelang, eine von Grumbkow ihr zugewiesene Dienerin dahin zu vermögen, daß sie einen Brief an Emma brachte. Diese beschenkte die Unterhändlerin reichlich und bewog sie zu dem Versprechen, auch künftighin die Korrespondenz zwischen Beiden, die ihnen von großem Vortheil sein mußte, zu besorgen. Auf diese Weise blieben die beiden Mädchen in einer fortgesetzten Verbindung, die der König hindern wollte und Grumbkow nicht gestatten durfte; als ihr Mitverschworener aber gab er in eigener Person auch den Unterhändler zwischen ihnen ab, so weit sich dies mit seiner Pflicht oder vielmehr seiner Aengstlichkeit vereinigen ließ. Mit Ungeduld erwarteten alle Drei Dumoulin, dessen Ankunft bald erfolgen mußte.

13.

Biela hatte sich damals in Köln nicht getäuscht, wenn sie von Köpröly im Weine einen Schlaftrunk empfangen zu haben meinte, der ihm vollständige Macht über sie geben sollte. Er war der Raserei nahe, als er bald nach ihrer Entfernung ihre Flucht und das Fehlschlagen der Jahre lang gehegten Pläne gewahrte. Nach seinem ganzen Benehmen gegen sie wird man nicht zweifeln, daß er keine wahre Liebe für sie gefühlt

haben konnte, doch aber war die Leidenschaft, die ihn bei Biela's erstem Anblick in Lemberg ergriffen hatte, mit der Zeit, in der er ihr Zwang anthun mußte, zu einer Höhe angewachsen, die ihm oft die kalte Ueberlegung zu rauben drohte.

Schon als er in Lemberg mit Clement und seiner Braut zusammentraf, hatte er sich um der Letzteren Gunst beworben, aber ohne jeden Erfolg; dennoch verzweifelte er nicht, auf Clements ihm bekannten leichtsinnigen Charakter bauend, daß derselbe bald Biela's überdrüssig werden möchte und daß diese ihm dann zufallen würde. Die Heirath, die Beide zu schließen beabsichtigten, drohte allen seinen Plänen Gefahr. Da er sich aber vergeblich anstrengte, Clement von seinem Entschlusse abwendig zu machen, vollführte er in Wien den uns bekannten Streich mit der falschen Trauung, deren Anordnungen man ihm, auf seine Freundschaft vertrauend, ganz überlassen hatte. Später war es weniger Biela, als er selbst, der Clement zu den unmäßigen Ausgaben veranlaßte, die ihn ruiniren sollten, um desto eher eine Trennung von Ersterer bewirken zu können, aber das Glück begünstigte den Secretair des Fürsten Ragoczy im Spiel, und so nahe er sich auch oft dem Abgrunde sah, rettete er sich jedesmal wieder von dem Hinabsinken in denselben durch einen glücklichen Abend. Immer mehr stieg Köprölys Leidenschaft, aber auch immer vorsichtiger zu sein, forderte ihn die Ueberlegung auf, wenn er nicht einen vollständigen Bruch mit Clement und Biela herbeiführen wollte, der seinen Plänen ein schnelles Ende gemacht hätte.

Seine unter der Maske der Freundschaft gegebenen Warnungen und sein Zureden, sich von Biela zu trennen, hatten Clement zwar nicht zu diesem Entschlusse, aber doch dahin geführt, daß er sich oft unmuthig darüber aussprach, was ihn seine Gattin koste. Dennoch liebte er sie leidenschaftlich und hätte sie um keinen Preis verlassen mögen. Eine solche Stunde des Unmuths, der auch Köpröly täuschte und ihn glauben ließ, seine Saat sei bereits gereift, benutzte dieser, seinem Freunde zu entdecken, welchen Betrug er in der wohlmeinendsten Absicht ihm und Biela gespielt habe und daß es Clement jeden Augenblick freistehe, sie zu verlassen. Aber er hatte sich getäuscht; Clement war außer sich über seine Handlungsweise, beschimpfte ihn und wollte ihn sogar tödten; indessen gelang es Köprölys Verstellungskunst, ihn zu besänftigen und dazu zu vermögen, daß er, Biela's Thränen und vielleicht gar Vorwürfe fürchtend, ihr nicht entdeckte, in welchem Verhältnisse sie eigentlich wider ihren Willen zu ihm stehe.

Köpröly hatte lange auf einen so günstigen Moment gehofft, wie er sich an jenem Abend in Dresden bot, als Clement der Verzweiflung durch seinen Spielverlust unterlegen war; er hatte dann seinen Zweck theilweise erreicht. Wie wir wissen, scheiterten seine Pläne wieder an der Liebe, die Biela noch immer nicht aus ihrem Herzen reißen konnte obgleich der Gegenstand derselben sie so tief verletzt und schmachvoll behandelt hatte; Köpröly hatte also in Köln zum letzten Mittel, zur Gewalt, gegriffen, denn seine Leidenschaft hatte sich fast bis zur Raserei gesteigert. Als er aber nun auch diesen letzten entscheidenden Wurf, der ihn sein Spiel gewinnen lassen mußte, wie er meinte, umsonst gethan sah, schäumte er vor Wuth und schwur hoch und theuer, er wolle Biela, nach der er so lange gestrebt hatte, entweder besitzen oder sie tödten. Er nahm sich also vor, sie mit aller Anstrengung zu suchen, und führte dies aus, nebenbei seinem liederlichen Leben, zu dem ihm das fortgesetzte Spiel die Mittel geben mußte, nachgebend.

Nachdem er vergeblich fast alle Gasthäuser Kölns durchstöbert, in denen er Biela vermuthete, kam er auch nach dem, welches sie wirklich bewohnt, das sie aber schon wieder verlassen hatte. Aus der Beschreibung ihrer Person, der eigenthümlichen Art ihrer Ankunft daselbst, die ihm berichtet wurde, erkannte er sie wieder und kam auf die Spur des Weges den sie eingeschlagen hatte. Seinen Leidenschaften und seinem Vergnügen nachgebend, traf er erst zu der Zeit in dem Dorfe bei Cleve ein,

als sie gerade, um Clement aufzusuchen, nach dem Haag abgereist war. Da er aber in dem Gasthause, in welchem sie mehrere Monate ein Unterkommen gefunden hatte, zufällig auch verkehrte, und von dem räthselhaften schönen Hausmädchen hörte, das plötzlich verschwunden sei, forschte er ahnend weiter nach und war überzeugt, dieses und Biela seien eine Person. Auch ihm kam es zu Ohren, daß man den jungen preußischen Werbe-Offizier in Verdacht habe, mit ihr im Einverständnisse zu stehen, und Köprölv, der hierdurch eine Kenntniß von Biela's Aufenthalt zu erlangen hoffte, ließ sich die Mühe nicht verdrießen, Dumoulin genau zu beobachten.

Zufällig waren ihm aber gerade dessen Gänge nach dem benachbarten Orte, in welchem Biela ihren Wohnsitz nach ihrer Rückkehr aufgeschlagen hatte, entgangen, und er ahnte nicht, in welcher Nähe ihm dieselbe gewesen und daß sie bereits wieder nach Berlin abgereist sei.

Ebenso wenig aber vermuthete der Ungar, daß er auch schon die Aufmerksamkeit Dumoulins auf sich gezogen hatte. Denn wenn es diesem auch nicht einfiel, in ihm den Mann wiederzuerkennen, von dem Biela, als dem Stifter ihres Unglücks, mit solcher Erbitterung gesprochen, so dachte er doch, Köprölv, ein schlanker, schöner Mann, der sich durch seine stattliche, hohe Figur auszeichnete, müsse einen ganz guten Rekruten für das Leibregiment abgeben, und nahm um so weniger Anstand, ihm nachzustellen, da der Ungar in der Gegend fremd war und sein Aeußeres, bei seinen augenblicklich etwas zerrütteten Vermögens-Umständen, nicht darauf hindeutete, daß er ein vornehmer Mann sei und dem Adelstande angehöre, der allein bei den gewaltsamen preußischen Werbungen berücksichtigt wurde; größerer Vorsicht wegen, um nicht Biela's Verdacht zu erregen, falls er in deren Nähe gekommen sei, hatte Köprölv auch einen falschen, einfach bürgerlichen Namen angenommen, den der Werbe-Offizier durch Erkundigungen bald in Erfahrung brachte.

Dumoulin hatte daher einen seiner gewandtesten und diensteifrigsten Korporale auf sein Zimmer gerufen und gesagt:

— Sehe Er sich einmal den Mann genau an, der unten in der Wirthsstube gleich linker Hand von der Thür sitzt. Er verkehrt hier unter dem Namen Brauns, der unzweifelhaft falsch ist, da sein Accent in ihm einen Ausländer, einen Polen oder dergleichen, erkennen läßt. Der Mann hat ein hübsches Maaß, ist wohl gebaut, und wir können Ehre mit ihm einlegen, wenn wir ihn nach Potsdam bringen. Ich verlasse mich auf Seine Geschicklichkeit, die mir bekannt ist, empfehle Ihm aber, wenn es irgend möglich, keine Gewalt anzuwenden, was hier unnützes Aufsehen machen würde.

Der Korporal brummte kaltblütig sein: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!" machte kurz Kehrt und begab sich vorsichtig von außen an das Fenster, durch das er einen Blick auf Köprölv werfen und sich seine Züge einprägen konnte; dann legte er schnell die bürgerliche Kleidung an, um seine Absichten, welche die Uniform verrathen mußte, zu verbergen und trat in die Wirthsstube ein, in der sich Köprölv noch befand.

Ohne Weiteres setzte er sich neben denselben der ihn etwas verwundert anblickte, grüßte ihn höflich und bestellte sich dann einen Krug Bier. Mochte man den Korporal in dem Wirthshause nicht kennen, oder fürchteten die, bei denen dies der Fall war, seine Rache, wenn sie sich in seine Angelegenheiten mischten, genug, Niemand machte Köprölv auf die Gefahr, in der er schwebte, aufmerksam.

— Ein langweiliges Nest, dieses Dorf hier, begann der verkappte Werber nach einer Weile. Wohl dem, der hier nichts zu suchen hat; mich führen leider meine Geschäfte von Cleve aus oft hierher.

Köprölv erwiederte nichts auf die vertrauliche Anrede, da er kaum Lust hatte, sich mit einem ihm gleichgültigen, ungebildeten Menschen zu unterhalten. Dieser aber fuhr mit der Leuten des niederen Standes oft eigenthümlichen Geschwätzigkeit fort, seinem unbekannten Nachbar eine lange Geschichte von seinen eigenen Verhältnissen zu erzählen, aus der sich ergab, er sei ein Viehhändler aus Cleve

und bereise die umliegenden Dörfer, seine Waare einzukaufen oder nach Umständen wieder abzusetzen. Der Ungar achtete nicht viel auf seine Worte, doch kam ihm zu seinem Unglück plötzlich der Gedanke ein, dieser Mann, der die Umgegend genau kenne, habe vielleicht zufällig Kenntniß von Biela's jetzigem Aufenthalte, den er nicht fern glaubte, da sie, wie er wußte, nicht Mittel genug besaß, große Reisen zu machen. Eine Frage konnte wenigstens nichts schaden, dachte er, und so warf er nach einer Weile leicht hin:

— Ihr seid wohl schon oft in diesem Gasthause gewesen?

Der vermeintliche Viehhändler bejahte es.

— Habt Ihr da vielleicht auch das hübsche Mädchen bemerkt, das noch bis vor einiger Zeit hier diente und plötzlich abgereist ist? fragte Köprölv weiter.

— Vermuthlich meint Ihr die Stina? sagte der Werber gleichgültig. In der That ein bildschönes Frauenzimmer, welcher die Gäste rasend nachliefen.

— Ganz richtig, sagte Köprölv lebhafter, was dem Werber nicht entgehen konnte, der ihn scharf beobachtete, weil ihm viel daran gelegen war, ihn zu erforschen. Man sagt, das Mädchen werde sich wohl hier in der Gegend einen neuen Dienst gesucht haben.

— Ihr habt ihr wohl auch den Hof gemacht und bedauert, daß sie fortgegangen ist? fragte Jener, in dem ein glücklicher Gedanke, der seinen Absichten Erfolg versprechen konnte, aufstieg.

— Nein, ich habe sie hier gar nicht gesehen, denn ich bin auch ein Fremder und erst seit kurzer Zeit an diesem Ort, entgegnete Köprölv, der sich durch den vertraulichen Ton seines Nachbars leicht verletzt fühlte, aber ich vermuthe mit ziemlicher Sicherheit, eine alte Bekannte in ihr wiederzufinden, derenwegen ich eigentlich hierhergekommen bin.

— Ah so! meinte der Werber nachdenklich. Laßt nur zwei Krüge Bier bringen, und ich kann Euch vielleicht Nachrichten geben, denn ich komme auf meinen Geschäftsreisen weit in der Gegend herum und gucke beinahe in jedes Haus hinein, ob es da einen Handel zu machen giebt.

— Und Ihr habt die Stina entdeckt? fragte Köprölv gespannt. Laßt doch hören, wo sie jetzt eigentlich ist.

— Hm, meinte der Werber, laßt nur erst das Bier bringen. Wißt Ihr, die Stina ist hier fortgegangen, weil sie vermuthlich guten Grund dazu hatte, und sie hat es nicht für gut befunden, zu hinterlassen, wo sie bleiben wollte — gewiß hat sie auch dazu Grund, und es wäre, nun ich sie durch Zufall wiedergefunden habe, unrecht von mir, wenn ich sie dem Ersten Besten verrathe. Wenn Ihr aber sagt, daß Ihr ein alter Bekannter von ihr seid, so erweise ich ihr vielleicht einen Dienst, Euch zu ihr zu führen.

— Sicherlich thut Ihr das, unterbrach ihn Köprölv mit ungewöhnlicher Hast.

— Ihr müßt mir aber vorher aufrichtig sagen, wer Ihr seid und was Ihr von dem Mädchen wollt, meinte der Werber mit treuherzigem Gesicht. Denn ich mag keines Menschen Unglück auf meinem Gewissen haben, nicht einmal Jemandem eine Unannehmlichkeit bereiten, und es sollte mir leid thun, wenn das durch Euren Besuch bei der Stina geschähe.

— Die Stina kennt mich genau, und ich stehe ihr sehr nahe, erwiederte Köprölv schnell. Wir sind Landsleute, sie ist eine Galizierin, wie ich ebenfalls aus diesem Lande bin.

— Ihr führt ja aber einen deutschen Namen, wenn ich nicht irre? meinte der angebliche Viehhändler verwundert.

— Er ist falsch, wie ich Euch vertrauen kann; mein Name ist Ladislaus Szögyenye, was Eurer Zunge etwas schwer auszusprechen sein wird, erwiederte Köprölv. Ich hatte meine guten Gründe, ihn zu ändern.

— Und was ist eigentlich Euer Stand? fragte Jener weiter, denn er hielt Köprölv jetzt für geneigt, seine ganzen Verhältnisse auszuplaudern, von denen er gern Kenntniß nahm, um nicht vielleicht an Jemanden zu gerathen, den man später wieder von dem Werbekomando reklamiren könnte.

— Soldat, antwortete Köprölv unbesorgt,

und bemerkte nicht, wie das Auge des neben ihm sitzenden Mannes vor Freude hell aufleuchtete; habe aber schon eine Weile die Uniform mit dem Civilkleide vertauscht.

— Dann bedarf es keiner weiteren Frage mehr, sagte der Werber. Soldatenstand ist ein Ehrenstand bei Euch wohl ebenso, wie in unserem Lande. Ich habe gern mit Soldaten zu thun; es sind brave Leute.

— Ihr werdet mich zu dem Hause führen, in dem sich die Stina aufhält, und wann? fragte der Ungar ungeduldig.

— Gemach, Freund; stoßt erst mit mir an auf gute Kameradschaft und gebt mir Eure Hand, sagte der Werber so laut, daß die Umstehenden es hören konnten, und fügte dann leise hinzu: Ich bin auch Soldat gewesen. Seht, die Stina wohnt gar nicht weit von hier, aber laßt das Niemanden hören; ich will Euch gleich dorthin führen, zuerst aber muß ich meinem Knechte seine Instruktion geben, damit er mich nicht vor Anbruch der Nacht zurückerwartet. Verweilet indessen hier draußen auf dem Hausflur.

Köpröly war so von seiner Leidenschaft befangen, daß er jede Vorsicht vergaß und es ihm nicht in den Sinn kam, er befinde sich hier auf einem gefährlichen Terrain, welches die Werber unsicher machten. Er folgte seinem Führer, der ihn aus dem Zimmer brachte, um jede vielleicht mögliche Warnung seines Opfers durch einen der darin Befindlichen zu hindern, und dann einem seiner Kameraden den Plan mittheilte, der sogleich hocherfreut darauf einging und Alles zu besorgen versprach. Dann kehrte er wieder zu Köpröly zurück und schritt mit ihm zum Hause hinaus, durch das Dorf und einem nicht sehr fernen Walde zu, in dem, wie er angab, Stina's Haus liegen sollte.

Unterwegs erzählte er dem Ungar viel von seinen früheren Militairdiensten und rühmte die preußische Armee, in der er diese geleistet, sehr. Köpröly hörte ihm gedankenvoll zu und war ganz in Pläne versunken, wie er sich diesmal Biela's versichern solle.

Sie hatten den Wald erreicht und gingen langsam auf einer wenig besuchten Straße, die durch denselben führte, fort, als plötzlich drei Männer, von denen einer die preußische Korporals-Uniform trug, aus dem Dickicht hervorsprangen und sich auf Köpröly stürzten. Dieser war im Begriff, sich gegen die unzweifelhaft feindliche Annäherung zur Wehre zu setzen und sein Auge suchte schnell Hülfe bei seinem Gefährten; aber zu seinem Schrecken warf auch dieser sich in demselben Augenblick auf ihn, und ungeachtet alles Fluchens und seiner Drohungen lag der Ungar bald am Boden und mußte es, von kräftigen Fäusten niedergehalten, geschehen lassen, daß man ihm Arme und Füße mit festen Stricken zusammenband. Er wollte einen Hülfeschrei ausstoßen, aber schon lag die Hand seines Führers auf seinem Munde und dieser sagte lachend:

— Ruhig, Kamerad, Er ist in guten Händen und unter Seinesgleichen, die Ihm nicht übel mitspielen werden, wenn Er Ordre parirt und ein guter Rekrut des Leibgrenadier-Regiments Seiner Majestät des Königs von Preußen zu werden verspricht, denn für dieses ist Er hiermit in aller gesetzlicher Form angeworben worden. Wenn Er aber einen Versuch zum Hülferufen macht, so stecke ich ihm diesen Knebel in den Mund, und außerdem kann ich Ihm sagen, daß wir uns den Teufel darum scheeren, ob ein paar Bauernkerle hier zusammenlaufen oder nicht denn wir sind hier in Seiner Majestät Landen.

Zähneknirschend fügte sich Köpröly der Uebermacht und den Beweisgründen des Werbers, daß es besser sei, sich ruhig in sein Schicksal zu ergeben. Er war dazu entschlossen und gedachte, die Werber zu täuschen, um desto leichter eine Gelegenheit zur Flucht zu finden.

— Das hat Er von Seiner Liebeslust, spottete der verkappte Korporal weiter. Ich will Ihm jetzt offen gestehen, daß ich ebenso wenig wie Er weiß, wo die Stina steckt, in diesem Walde, in dem kein einziges Haus liegt, aber sicherlich nicht.

— Ich sehe nicht ein, warum Ihr Euch so viel Mühe um mich gemacht habt, sagte Köpröly sehr sanft. Hätte ich in Euch einen Werber vermuthet, so wäre ich Euch selbst zugelaufen, denn ich bin österreichischer Deserteur

und kann kein besseres Unterkommen finden, als in Eurem Regimente.

Der Werber stutzte einen Augenblick, dann sagte er kaltblütig:

— Desto besser für Ihn, die Subordination wird dann nichts Neues mehr für ihn sein; vorläufig aber muß Er es sich schon gefallen lassen, daß wir ein wachsames Auge auf Ihn halten, denn so ein Vogel, wie Ihn, wollen wir uns doch nicht wieder entwischen lassen.

Indessen hatte Köpröly's Angabe, daß er Soldat sei, doch eine gewisse Theilnahme bei den Werbern hervorgerufen, denn wenn sie ihn auch nicht, wie er gehofft hatte, losbanden, so unterhielten sie sich doch mit ihm und boten ihm von Zeit zu Zeit ihre Feldflasche an. Wie er vernahm, gedachten sie bis zum Einbruch der Nacht im Walde zu bleiben und ihn dann erst in das Dorf zu transportiren, wo er am andern Tage dem Offizier vorgestellt werden sollte. Diesem seine glückliche Ergreifung zu melden, begab sich der falsche Viehhändler nach dem Dorfe zurück, während Köpröly unter scharfer Aufsicht seiner Kameraden blieb.

Dumoulin schien gar nicht verwundert, als er seinen Korporal in der Kleidung eines ehrsamen Bürgers bei sich eintreten sah; ihn gleichgültig anblickend fragte er nur:

— Hat er den Kerl, von dem ich zu Ihm sprach, schon gesehen und sich bereits einen Plan entworfen, wie Er ihn fangen will?

— Er ist bereits der Unsrige, Herr Hauptmann berichtete der Korporal mit vielem Selbstgefühl, liegt im Walde hier nahebei und wird gegen Mitternacht in das Depot geschafft werden. Uebrigens läßt er sich gut an und behauptet sogar, er habe ohnehin schon Dienste bei uns nehmen wollen.

— Das ist ja prächtig; Er ist ein zuverlässiger Mensch, und wenn Er den Rekruten abgeliefert hat, soll Er die vorgeschriebene Gratifikation von fünfundzwanzig Thalern erhalten, sagte Dumoulin erfreut. Rapportire Er mir nun, wie Er den Fang vollführt hat.

Der Offizier hörte dem in militairischer Kürze Berichtenden aufmerksam zu und notirte sich zu seinem eigenen später nöthig werdenden Rapporte die einzelnen Umstände der gewaltsammen Anwerbung. Als der Korporal auch Stina's Namen nannte, stutzte er und seine Aufmerksamkeit war noch höher gespannt. Hatte der Neuangeworbene nur eine flüchtige, von dieser gewiß nicht erwiederte Neigung zu dem Mädchen gefaßt, oder stand er wirklich in einer innigeren und wichtigeren Verbindung mit ihrem Schicksal? Dies zu erforschen, war Dumoulin interessant und der Gedanke an Köpröly durchzuckte ihn als unwahrscheinliche Vermuthung.

— Stelle Er mir den Mann morgen früh um sechs Uhr vor, gebot er dem Korporal, als dieser seine Erzählung beendigt hatte, und habe Er mir ja ein scharfes Auge auf ihn, denn ich sage Ihm, daß mir viel an dem Menschen liegt — verstehe Er mich wohl.

Der Korporal bejahte es erfreut, das ihm ein Fang gelungen sei, der von besonderer Wichtigkeit schien.

Während Dumoulin noch lange über den merkwürdigen Zufall, der hier gewaltet zu haben schien, nachsann, begab Jener sich zu dem Gefangenen in den Wald zurück und theilte seinen Gefährten die Worte des Hauptmannes mit, was zur Folge hatte daß man die Aufmerksamkeit auf Köpröly verdoppelte.

So sehnsüchtig dieser auch nach einer Gelegenheit ausschaute, die ihm die Möglichkeit einer Flucht eröffnete, fand sich diese doch nicht, bis die Nacht tief hereingebrochen war und er unter Androhung handgreiflicher Zurechtweisungen, falls er sich irgendwie widersetze, in das Dorf transportirt wurde. Man führte ihn durch die jetzt öden und stillen Dorfgassen nach einem abgelegen stehenden Hause, dem sogenannten Depot, in dem sich wohl schon manche seiner Schicksalsgenossen befinden mochten. Es war ein leicht von Fachwerk aufgeführtes Gebäude, das man gerade seiner einsamen Lage wegen zu diesem Zweck gemiethet hatte, und das einen Fluchtversuch gerade nicht erschwert haben würde, wären nicht zwei riesenhafte Grenadiere in voller Uniform, mit dem geladenen Gewehr im Arm, patrouillirend um dasselbe

herumschritten. Etwa hundert Schritte davon lag ein zweites ähnliches Gebäude, in welches die Unteroffiziere und Mannschaften des Werbekommando's einquartirt waren, wie Köprölü aus dem Gespräch seiner Begleiter vernahm.

— Sieht Er die beiden Posten hier? fragte der Werbe-Korporal. Nun wohl, ihre Gewehre sind scharf geladen, und wenn Er einen Versuch machen sollte, hier auszubrechen, wird Er ein paar Loth Blei schlucken müssen. Ich mache Ihn darauf aufmerksam, wie es die Instruktion besagt, obgleich Er nach Seiner Angabe schon Soldat gewesen ist und unsere Manieren kennen muß. Ueberhaupt ist es eine Schande für den preußischen Soldaten, zu desertiren.

Köprölü erwiederte nichts, blickte aber desto schärfer um sich, ob ihm vielleicht irgend etwas aufstieße, das seine Flucht, die er zu unternehmen fest entschlossen war, begünstigen könne. Man brachte ihn noch nicht zu den übrigen bereits angeworbenen Rekruten, die er aber, als er an einer Thür vorbeigeführt wurde, hinter derselben laut schnarchen hörte, sondern er erhielt eine kleine Zelle von einigen Quadratfuß im Geviert zu seinem Wohnorte. Bei dem schwachen Lichte der mitgebrachten Laterne schien ihm dieser Ort keineswegs einladend; er konnte darin nichts wahrnehmen, als ein vergittertes Fenster, das so eng war, einem menschlichen Körper kaum den Durchgang zu gestatten, ein Strohlager auf der Erde und daß ihn nur eine Bretterwand von den Schläfern in der Nebenstube trenne.

Nachdem man ihm die schmerzenden Fesseln gelöst und ihn noch einmal gewarnt hatte, keinen Fluchtversuch zu wagen, wurde es wieder ganz finster um ihn und er hörte, wie schwere Schlösser vor seine Thür gelegt wurden. Dann entfernten sich seine Hüter, mit einander scherzend, aus dem Hause.

Fortsetzung folgt.

Reise Skizzen,
oder:
Liebe und Treue.

(Bearbeitet für die „Deutschen Volksblätter".)

In seiner ganzen Erhabenheit lag klar und eben der Ocean da, die Sterne, die Kerzen des Himmels, spiegelten sich in der ganz leise bewegten Fluth, der Mond bildete eine lange silberglänzende Straße auf dem Meere, und das Auswandererschiff zog von einem schwachen Lufthauche getrieben, so ruhig über das tückische Element, das so mild und friedlich aussah, als bärge es nicht in seinen Untiefen, den Groll und Haß gegen „das Gebild aus Menschenhand," als gäbe es keine Sandbänke, keine verborgene Riffe und Klippen, als wäre der Meeresgrund nicht schon das Grab für so viele Seefahrer und Schiffe geworden. O wie schwelgte meine Seele in dem Anblick dieser mondbestrahlten ruhigen hehren Schönheit des Meeres, es fielen mir unwillkührlich die Worte des Dichters ein:

„Die Nacht ist still und heiter,
Das Land noch weit, ach weit, —
Es ruht das Meer in breiter —
Smaragdner Herrlichkeit!"

Mir kam es vor, als wäre die Wasserfläche mehr türkisenblau, als säße auf jeder kleinen gekräuselten Welle, ein Nixchen mit hellen Locken und weißem Schleier, die mit den Mondstrahlen spielte, und ein süßes, sehnsüchtiges, zauberhaftes Lied sang, — aber die

märchenhaften Bilder und Träume verschwanden, das Verdeck belebte sich mit Auswanderern, die auch den schönen Abend genießen wollten. Und welche trüben Gedanken drängen sich unserm Geiste auf, wenn man diese bunte Menge betrachtet, welche jetzt zu einem Geschick vereinigt ist, zu landen oder unterzugeben, bestimmt sind! O wer all das Leid und die Sorge gekannt hätte, alle die geheimen und unbekannten Veranlassungen, dieser Leute, von der theuren alten Heimath zu scheiden, und hinauszuwandern in die neue fremde Welt, um da mehr Glück, größeren Frieden zu finden, wer in diese bekümmerten und freudigen, sorgenschweren und hoffnungsvollen Herzen, hätte hineinschauen können — ist die Geschichte eines Menschenherzens, nicht eine reiche Geschichte? Und jeder Mensch hat seine eigene besondere ....

Wenn ich die blasse Polin ansah, die mit uns in der Kajüte fuhr, immer kam mir die Melodie des alten Liedes: „Fordre Niemand mein Schicksal zu hören," in den Sinn. Als wir mit einander bekannt geworden waren, erzählte sie zuweilen von ihrem Vaterlande, ihre blauen Augen blitzten dann, ihre bleichen Wangen rötheten sich — arme Frau! armes Polen! Ihr Gatte war vor mehreren Jahren, wegen politischer Vergehen geflüchtet, — sie konnte ihm erst jetzt folgen, so lange war sie von peinlichen Verhältnissen, zurückgehalten worden. Eine andere sehr liebenswürdige Dame, eine geborene Italienerin, reiste zu ihrer in New York verheiratheten Tochter, sie hatte einige Jahre in Deutschland zugebracht, und wollte so gern in ihre Heimath zurückkehren, aber da ihre Tochter nicht sehr glücklich war, und so große Sehnsucht nach ihrer Mutter hatte, machte sie die weite Reise über das Meer, ihr Kind zu besuchen.

Auch war noch ein junger Mann, der ein Geschäft in New-York besaß, mit in dem kleinen Kreise, den wir zu unserer Unterhaltung gebildet hatten, der, obwohl ihm die Zeit leid that, doch auf den Wunsch seiner alten Mutter auf einem Segelschiffe fuhr; er sagte einst: „Zeit ist zwar Geld in Amerika, aber als meine Schwester und mein Schwager bei dem Brande der Austria umgekommen waren, gab ich das Versprechen, nie zu meinen Reisen nach Deutschland ein Dampfschiff zu benutzen, und ich kann dasselbe doch nicht brechen." Wir waren seitdem sehr für den jungen Mann eingenommen. Die munterste von uns Allen, war eine junge Frau, deren Mann Doctor in einem Staate der Union war, sie hatte sich zwei Jahre lang in Deutschland (und Frankreich) aufgehalten, um ihre Verwandten zu besuchen, eine kleine Erbschaft anzutreten, und nun kehrte sie nach Amerika zu ihrem Mann zurück.

Der Capitain sagte uns eines Tages, er halte die Reise der jungen Frau Doktorin für gewagt und unüberlegt, der Doctor habe schon seit einem Jahre gar nicht mehr geschrieben, man könne doch nicht wissen, was ihm begegnet sei, und wir bewunderten den Muth und das unerschütterliche Vertrauen der jungen Frau.

Freilich war die junge Frau keine Heldin, sie war vielmehr von ihrer eigenen ganz hübschen Persönlichkeit so eingenommen, daß sie es für unmöglich hielt, daß ihr Mann vielleicht sie vergessen hätte, oder untreu geworden wäre — sie liebte ihn, wie sie sagte, und baute felsenfest auf seine unwandelbare Liebe und Treue.

Wir saßen an dem erwähnten schönen Abende auf dem Deck, und Signora, erzählte von Italien, von ihrem Geburtsort Verona, von dem sonnigen Himmel, den milden Lüften, den dunklen Cypressen alleen, und duftigen Orangengärten, von den herrlichen geisterhaften Marmorstatuen, den alten Pallästen, wo Romeo und Julia gelebt und geliebt haben — und wir sahen im Geiste wie Romeo auf den Balcon steigt, wir hörten Julia's melodische Stimme:

„Gewiß mein Montague, ich bin zu herzlich
Du könntest denken, ich sei leichten Sinn's!
Doch glaube Mann, ich werde treuer sein,
Als sie, die fremd zu thun, geschickter
sind!" —

Wie schön, fast wie Musik klangen diese wenigen einfachen Worte von den Lippen der Italienerin, wir lebten durch sie oft eine kurze

Zeit, in einer idealen Welt, bevor wir wieder das Land des Materialismus betraten. Herr Berger der praktische ruhige Geschäftsmann meinte, daß man diese über Alles erhabene, aufopfernde Liebe und Treue bis zum Tode, nur noch höchst selten oder gar nicht im wirklichen Leben, sondern fast nur in den Meisterwerken der Dichtkunst fände, und er hatte eigentlich Recht, aber die drei Damen widersprachen ihm bestimmt, und vertheidigten die Treue der Männer auf's Aeußerste.

„Warum sollte denn jetzt ein Männerschwur nicht mehr heilig sein?" fragte sanft die Polin, die trotz ihrem Unglück, noch immer eine sehr hohe Weltanschauung hatte.

„Weil," entgegnete ich, „die Welt jetzt so praktisch, so prosaisch so sehr vernünftig ist, sich nicht um der Liebe willen zu Tode zu grämen, weil man sich so leicht, so bald tröstet, und hinsichtlich des Schwur's so gar leicht vergißt — daß man überhaupt geschworen, und der Dichter an jenen vorhin erwähnten Stelle, weiter fortfährt:

„Doch wenn Du schwörst, so wirst Du treulos werden,
Denn wie sie sagen, lacht Jupiter des Meineids der Verliebten."

Herr Berger gab mir Recht, nur die Damen ließen sich nicht überzeugen.

„Shakespeare," sagte Signora, „vertheidigt und erhebt die Liebe, die mit Hindernissen zu kämpfen hat, und meinte, daß es nur da wahre Treue gäbe."

Wie es im Sommernachtstraum so schön heißt:

„Weh' mir, nach Allem was ich je gelesen
Und je gehört in Sagen und Geschichten —
Rinnt treue Liebe nie auf glatten Strom!"

„Das ist schön, sagte die Frau Doktorin, „und es ist wahr! O ich liebte meinen Robert nicht so sehr, wenn ich nicht so lange von ihm getrennt gewesen wäre! Und Sie wollen das Gegentheil behaupten!"

„Ich denke," meinte Herr Berger ironisch, „daß man um zu wissen, wie sehr man liebt, gerade nicht Jahre lang getrennt zu sein braucht!"

„Trennung wirkt auf die Liebe, wie der Wind auf die Flamme," rief die junge Frau, pathetisch! Uebrigens will ich das nicht vor der ganzen Welt behaupten, ich weiß nur daß mein Mann für mich, und ich für ihn aus Liebe sterben würde," und damit ging sie ihre Lieblingsarie singend, aus Meyerbeer's Oper „Robert der Teufel," die Treppe hinab.

„Ich kann diese Frau gar nicht begreifen," sprach ich, als sie verschwunden war, „ich wünsche von Herzen, daß sie in ihrem fröhlichen Glauben nicht getäuscht wird aber da ihr Gatte so lange nicht geschrieben hat — die Briefe können unmöglich Alle verloren gegangen sein!"

„Lassen wir den Streit gut sein," schloß die Signora, „denn die Treue sie ist doch kein leerer Wahn," sagt der große deutsche Dichter, wir müssen nur das Beste hoffen. Und damit schwiegen wir, und begaben uns, weil es sehr kühl wurde, hinunter in die Kajüte.

II.

Einige Tage war ich bereits in der Metropolis, und der großartige Lärm, die Zerstreuungen, Geschäfte neue und alte Bekanntschaften hatten mich so sehr in Anspruch genommen, daß ich beinahe unsere Reisegefährten vergessen hätte, wenn ich nicht eines Abends in der italienischen Oper daran erinnert worden wäre. Wir waren hingegangen um „La Traviata von Verdi," und Miss Patti zu hören, und ich freute mich sehr auf einen so lange entbehrten Genuß, da wohl Rauschen der Wellen melodisch, aber doch keine Opernmusik ist. Es war eine blendende Helle, die Gasflammen sind so erschrecklich dreist, Jedem beinahe frech ins Gesicht zu leuchten, man erkennt ziemlich genau, ob der Cashmereshawl einer vornehm aussehenden Dame ächt oder unächt ist, ob der Kopfputz aus französischen feinen oder nur gewöhnlichen Blumen besteht, ja sogar, ob die schöne Röthe auf den Wangen einer gefeierten Schönheit natürlicher oder künstlicher Carmin ist, und so erkannte ich auch ohne Perspectiv die junge Frau Doctorin, die, wie ich, mit ihren

Freunden die Oper besuchte. Sie erkannte und grüßte noch, während der Overtüre, und ich freute mich sehr, sie zu sehen.

Wir hörten und sahen also die hübsche Miß Patti, ja wir rochen den Duft der Blumenbouquette, die einige junge Verehrer ihr zu Füßen legten, ich war indessen doch ganz zufrieden, als das Finale im allerletzten Akte kam. Beim Fortgehen trafen wir sodann mit der Frau Doctorin zusammen, benutzten denselben Omnibus eine Strecke lang, und hatten Gelegenheit unsre Freunde mit einander bekannt zu machen, verabredeten auch zugleich auf den folgenden Tag einen Spaziergang.

Mrs. Riemann, wie die junge Frau nun genannt wurde, da doch in Amerika die Titel wegfallen, stellte sich pünktlich ein, war bei heiterer Laune, und ich hörte ganz ruhig über die italienische Oper und das Gezwitscher der Miß Patti, ihre Spötterein an, bis wir auf dem Broadway angelangt waren, wo sie dann über das Menschengewühl und den auf und abwogenden Lärm schalt.

„Eine solche Straße giebt es in London und Paris nicht," sagte ich endlich, als ich zu Worte kam, „gerade dieser Geschäftsreichthum, diese Menschenmasse, diese Lebendigkeit ist imponirend und wahrhaft großartig."

„Ueber die Boulevards über Paris geht aber doch nichts," erwiederte Mrs. Riemann die ganz außerordentlich für Frankreich und die Franzosen schwärmte.

Bevor ich antworten konnte, wurden wir von einer bekannten Stimme freundlichst begrüßt, es war Herr Berger, der von der andern Seite der Straße uns erkannt hatte.

„Sieh da, ein Bewohner New Yorks, und folglich ein Vertheidiger dieser schönen und interessanten Straße," sagte ich lebhaft.

„O gewiß ein Vertheidiger," unterbrach mich spöttisch die junge Frau, „dieses athemlosen Rennens, Laufens, dieser Sucht, Geschäfte zu machen, Leute zu betrügen, Geld zu erwerben, reich o ja bald reich zu werden!"

Herr Berger lachte, und schien sich nicht verletzt zu fühlen.

„Für mich hat diese Geschäftswuth etwas Schreckliches, sehen Sie doch die hohen Häuser mit Firmen bis an das Dach, diese großen Buchstaben, die wie lauter Schlingen erscheinen, jeden Käufer, jeden harmlos dahinschreitenden Menschen zu fangen!"

„Sie werden," entgegnete Herr Berger ganz ruhig, „doch auch gewiß die großen unendlichen Vortheile nicht verkennen, die der Handel nicht blos für die Geschäftswelt, sondern für die ganze Welt hat, er unterhält nicht allein Millionen Menschen, nein, er unterstützt die Künste und Wissenschaften, erweitert Länder und Völkerkunde, erhält die Schifffahrt, und nur durch den Handel erfahren wir von fernen Himmelsstrichen."

„Es ist genug, ich will mich bekehren," rief die junge Frau, ehe Herr Berger ausgesprochen hatte, „Sie kamen mir beinahe vor, wie Herr Levi Moses Jacobsohn in Berlin, der einmal in ähnlicher Weise sagte: „De Handel is de Seele von de ganze Welt!" Aber gehen Sie vielleicht nach der Wallstreet? Dann können wir denselben Weg wählen, und sehen zugleich den Körper dieser Seele, die Börse!"

„Mein Weg führt dorthin," sagte Herr Berger artig, „und wenn Sie erlauben kann ich Sie überall begleiten, denn ich bin heute grade nicht sehr pressirt!"

„Nicht? Wirklich nicht?" spottete Mrs. Riemann, „sind die fünf procentigen Staats-Obligationen nicht um ein Achtelchen gestiegen? Eilen und kaufen Sie, machen Sie ein Geschäftchen!"

Herr Berger nahm die Spöttereien der jungen Frau, so sehr gelassen und liebenswürdig auf, daß es mir vorkam, als höre er sie recht gern lachen und spotten.

Wir waren auf der Wallstreet, und Herr Berger nannte uns die Banken, die Geschäfte, es wurde gerade vor einer Bank viel Geld abgeladen, auch sah man sogar durch die Fenster der Wechselgeschäfte, Unmassen von Geld liegen.

„Geld ist hier der allmächtige Gott, und die Millionäre sind seine Propheten, sage ich mit Heine," begann Frau Riemann, „o vor diesem Gotte bücken sich die Handelsleute, und kriechen im Staube, und scheuen keine Mittel,

ihn zu erlangen!" während wir bis an die Börse gekommen waren.

„Und dieses Gebäude im antiken griechischen Style, ist der Stapelplatz der Gewinnsucht, des Eigennutzes, der Habgier!" fuhr sie fort, indem wir die Stufen hinaufstiegen, und unser Begleiter mit mir berechnete, daß diese Börse vier Mal so groß, als die Hamburger sei. Er suchte der kleinen critisirenden Frau vergeblich den Nutzen dieses Gebäudes zu beweisen — sie beklagte sehr, daß es kein Tempel der Kunst oder des Ruhmes sei; daß man nur Zahlen in Menschengestalten, darin sehen könne, und führte wieder ihren Liebling Heine an, der die großen Banquier's mit Haifischen verglich, die in dem brausenden Meere des Eigennutzes auf Beute lauerten, während die kleinen, die Raubvögel auf der Klippe wären, die den Rest verschluckten.

„Heine war ein Dichter und hat von Geschäft und Handel nicht viel verstanden," sagte ich ärgerlich, „er hielt sogar die Louisd'ore für verständiger, als die Menschen. Und dann jagt nicht blos die Handelswelt, sondern auch eine große Menge von Künstlern, Dichtern und studirten Leuten dem Gelde nach, wie man alle Tage sieht, und aus der Geschichte weiß. Denken Sie nur an den habgierigen Voltaire, an den geizigen Scribe, wenn er auch gesagt hat, das Geld ist nur Chimäre! Und nun erst die Aerzte, die gradezu vom Unglück anderer Leute leben, und Gott anflehen müssen, doch eine Epidemie zu schicken, damit recht viele Menschen krank werden. Da weiß ich doch denn nicht, was wohl das Schlimmste ist!"

„Der Doctor ist da zum Wohle der leidenden Menschheit," antwortete stolz die Frau Riemann.

„Aber läßt sich dann doch recht anständig dafür bezahlen!"

„Daß Künstler auch recht hab- und geldgierig sind, ist leider nur zu wahr," bemerkte Herr Berger, indem er das Gespräch von den Doctoren ablenkte.

„Vor mehreren Jahren war ich in London, als grade dort Jenni Lind sang. Der Eintrittspreis zu ihren Concerten kostete bescheidner Weise nur ein Pfund Sterling, aber sie hatte doch glänzende Einnahmen. Es wurde auch zu derselben Zeit für die Irländer, gesammelt, subscribirt, concertirt, und man erwartete, daß die Sängerin, auch etwas für sie thun würde — allein sie reiste mit ihrem Gelde ab, ohne auch nur für das bedürftige Irland einen Schilling, oder ein Lied übrig zu haben."

„Nun wie viel hat sie sich denn in ihren Leben ersungen?" fragte die spöttische Frau, „das wird nicht Viel sein."

„Ungefähr zwei Millionen Thaler und eine prachtvolle Villa bei Dresden, wo sie mit Herrn Goldschmidt wohnt, und auf ihren goldnen Lorbeeren ausruht," entgegnete ich scharf.

Als wir dabei wieder hinausgingen, sahen wir, daß sich die graue Wolkenschicht die den Himmel bedeckte, geöffnet, und ein ganz starker Regenguß herabströmte. Herr Berger half uns aus der Verlegenheit, indem er uns bat, zu warten, er wolle sogleich eine Droschke vom Broadway holen.

Wir wanderten inzwischen unter den herrlichen Säulen auf und ab, und während dem ich mineralogische Studien über die schöne feste Granitmasse derselben anstellte, musterte meine Begleiterin die Herren, die vorbei, oder aus und eingingen, und sprach dann ihre Beobachtungen, die wahrlich oft ans Boshafte gränzten, laut aus.

„Sehen sie dort jenen Mann," rief sie, „mit dem Gesicht wie ein Habicht? Ich wette es ist ein reicher Mann, und ein Verwandter der Rothschild's, er hält die Hände so steif in den Taschen, die gewiß jede für zehn Tausend Dollar Papiere enthalten, als wollte er sie vor Dieben bewahren. Hat nicht der junge Mann (sie zeigte mit den Augen auf einen Andern) in seinem grauen Ueberwurf mit weiten Aermeln, mit seinem lederfarbigen Antlitze, die größte Aehnlichkeit mit einer Fledermaus? Sein Kopf enthält jedenfalls viel Baumwolle — ich meine die Preise derselben! O was hat dieser Herr für ein Musterexemplar von Nase, sie wäre werth in Barnums Museum zu glänzen!" lachte sie als ein Herr aus

der Börsenhalle trat, der wirklich eine auffällige Nase hatte, „er muß ein Bergwerk in Californien oder Australien besessen haben, wobei er gewiß seine Nase zum Auffinden der Adern gebraucht hat. Jetzt riecht er gewiß drei Monat zuvor, wenn Jemand seine Zahlungen einstellen will."

So setzte Frau Riemann auf diese keineswegs schonende Weise, ihre physiognomischen Bemerkungen fort, bis Herr Berger mit der Droschke kam, und er sich mit aufrichtigen Glückwünschen zu unserer Weiterreise von uns verabschiedete, wobei er eine warme Freundschaft für Frau Riemann an den Tag legte.

Sie erzählte mir nun noch im Wagen, daß ihre Freunde sich bemühten, sie von der Reise zu ihrem Manne abzubringen, daß sie allerlei böse Gerüchte über Ihn gehört haben wollten, „aber ich bin überzeugt, es sind lauter Verläumdungen, ich kenne meinen Robert wohl besser," setzte sie mit Entrüstung hinzu, „und wir wollen den Tag unserer Abreise jetzt festbestimmen."

III.

Es war ein kühler und trüber Morgen, als wir schon ganz zeitig in Suspension-Bridge ankamen, und hörten, daß wir uns acht Stunden dort aufhalten müßten. Mrs. Riemann entdeckte einen Porter, einen Franzosen, der uns in das Montmoralhotel brachte, welches sehr schön liegt. Obwohl wir kein besonderes Zimmer genommen hatten, sondern uns in dem hübschen großen Ladiesroom aufhielten, legte sich die junge Frau doch auf's Sopha, und schalt auf Alles, auf die Sleepingcars, auf das Hotel und die amerikanischen Sitten. „Jetzt gäbe ich nun ein Königreich für eine Tasse Kaffee, aber wir bekommen nicht früher etwas, bis ein einfältiger Kellner kommt, und meldet: „the breakfast is ready! Was wollen Sie denn bis dahin beginnen?" fragte sie mich übelgelaunt.

„Sobald es etwas heller ist, fahre ich nach den Fällen, nach der Brücke, der Quelle, und hoffe mich gut zu unterhalten, wollen Sie nicht mit?"

„Nein an solchem kalten Morgen nicht, ich bin auch schon früher dagewesen!"

„Aber die wunderschöne Kettenbrücke, die über den Niagara führt, wollen Sie doch wohl sehn?" fragte ich dann erstaunt über ihre Gleichgültigkeit.

Ist sie denn schon fertig?" frug sie nachlässig!

„Nun wenn die Eisenbahn darüber geht, muß sie doch wohl fertig sein!"

„Ich dachte, es ginge ihr wie dem Cölner Dom, der auch nie fertig wird" — spottete sie wieder — „Sie wissen doch, daß jede Nation ihren Nationalfehler hat, und Heine sagt, der deutsche sei die Langsamkeit. Da nun die Kettenbrücke von einem Deutschen gebaut ist — —

„Schon wieder einmal Heine!" unterbrach ich sie. Die Brücke, sowohl als der Dom sind dauernde Denkmäler deutscher Beharrlichkeit, deutschen Fleißes, und deutscher Kunst! Sind Sie jemals aber auf den Gerüsten, des Cölner Domes gewesen, und haben diese wundervolle Architektur der kleinen Thürme in der Nähe gesehen?"

„O bewahre, wie haben Sie das nur wagen können?"

„Es ist wenig gefährlich, und ich leide durchaus nicht an Schwindel!"

„Dann will ich wünschen, daß Sie in Amerika nie daran zu leiden haben!"

Ich gab keine Antwort mehr, und sah mich nach einem Wagen um, deren schon mehrere vor dem Hotel warteten; ich traf einen Deutschen, und wählte denselben, obschon er mir vier Schillinge mehr abnahm, als der Preis für eine Fahrt ist, vermuthlich deshalb, weil wir Landsleute waren. — Er brachte mich aber doch dafür recht bald an Ort und Stelle, und ich erquickte meinen Geist an diesem großen und erhabenen Naturwunder. Ich setzte mich an ein Gestrüpp welches eine Abart von Cedern war, und begann in der schönen Morgenstunde, meine Eindrücke zu sammeln, und sie meiner Seele einzuprägen. Nie bin ich anders als feierlich gestimmt gewesen wenn ich in der Nähe eines großen Natur-Schauspieles verweilte. Ein heiliger Schauer über-

kam mich, und verworrene Gestalten treten aus dem aufsteigenden Schaume hervor. „In der Tiefe kochen die Wogen, in den Abgrund braust der Schaum! Auf dem Wellenspitzen reiten — alle Mächte voll von Graus — aus dem brausenden, dem weiten, bodenlosen Grab heraus."*)

Als ich aufstehen wollte, um nach einer andern Stelle zu sehen, kam ein Wagen mit zwei Herren und einer Dame, welche ebenfalls den Niagarafall besuchten. Der eine Herr welcher eine sehr hübsche junge Dame am Arme führte hatte eine ganz auffallende Aehnlichkeit, mit dem Portrait welches Mrs. Riemann bei sich führte, es stellte ihren geliebten Doktor vor, und ich hatte es oft in ihren Händen gesehen. Den Gedanken, daß vielleicht gar dieser Herr der ersehnte Robert sein könne, verwarf ich gänzlich, es war ja eine positive Unmöglichkeit. — Dennoch kam mir diese kleine Begegnung nicht gleich aus dem Gedächtniß als ich wieder fort fuhr, und die herrliche Brücke über der Tiefe, an vier Steinpfeilern schwebend, bewunderte. Ich hatte wenig Aufmerksamkeit für die Länge und die Höhe über den Wasserspiegel, was mir alles deutlich erklärt wurde, — ich mußte immer an meine Reisegefährtin denken, und begab mich in Eile nach dem Hotel, wo ich Frau Riemann noch schlafend fand.

Sie erwachte und sprach freundlich mit mir, indeß ich am Fenster stand, und die kleine Gesellschaft die ich an den Fällen getroffen, ebenfalls auf unser Hotel zukommen sah; ich nahm mein Glas um den Herrn deutlich zu betrachten, er half mit der größten Zuvorkommenheit der jungen Dame aus dem Wagen — es war mir Alles so verdächtig — plötzlich stand Mrs. Riemann neben mir, starr unbeweglich —

Die Thür ging auf, und der Porter ließ die Fremden ein — die junge Frau flog wie ein Pfeil an mir vorbei, und den mir so sehr aufgefallenen Herrn in die Arme! „Robert, Robert da hast Du mich wieder," rief sie mit dem Ausdruck wirklicher Liebe, aber der geliebte treue Gatte schien über diese Ueberraschung ganz und gar nicht entzückt — neinvielmehr sehr erschreckt, entsetzt zu sein!

„Um Gotteswillen Anna" stotterte er endlich „wie kommst Du nur hierher?

„Was ist Dir denn Robert?" fragte sie ängstlich — und er sah in der That zu jämmerlich und verzweifelt aus! Die Dame neben ihm warf fragende Blicke auf das Paar, sagte aber kein Wort, der andere Herr verhielt sich auch passiv.

„Theure Anna" flüsterte dann der Doktor in tödtlicher Verlegenheit „erzeige mir doch die einzige Liebe, und laß Dich als meine Schwester vorstellen — ich will Dir später Alles erklären."

„Schwester — als Deine Schwester" wiederholte sie wie betäubt — und ließ es ruhig geschehen, daß er seiner Begleiterin, Anna, als seine Schwester zuführte — die Dame hatte kein Deutsch, also auch von der Unterhaltung kein Wort verstanden — so hat die Verschiedenheit der Sprachen auch ihren Nutzen. Sie näherte sich der armen blassen Frau sehr freundlich, begrüßte sie in englischer Sprache natürlich als ihre Schwägerin — Anna legte mechanisch ihre Hand in die dargebotene — brachte aber keinen Laut über die Lippen.

Der Doktor bat hierauf seine legetime Gattin, um eine Unterredung unter vier Augen. Sie willigte ein, und Beide begaben sich in's Nebenzimmer.

Ich knüpfte alsbald mit der jungen Dame eine Unterhaltung an, und erfuhr daß sie die Braut des Doktors war, ich klärte sie nicht im Mindesten über die Verhältnisse auf, und wartete ruhig die Aufklärung des kleinen Drama's ab.

Das junge Mädchen war ganz liebenswürdig, und theilte mir noch mit, daß sie zu Verwandten gereist wäre, die in der Nähe von Albany wohnten, sie kehre jetzt nach Hause zurück, da in acht Tagen die Hochzeit sei — und ihr Bräutigam und Bruder hätten sie auf dem Depot in Empfang genommen. Sie bat natürlich sehr, daß wir die Hochzeit durch unsere Gegenwart verherrlichen möchten —

*) Aus der Frithiofs Sage von E. Tegner. Gesang 10.

gewiß ein sonderbares Vergnügen für Mrs. Riemann.

Der ungetreue Gatte und Liebhaber trat jetzt und zwar allein in's Zimmer. — „Wo ist Anna?“ fragte ich bestürzt, ich muß gestehen, mir flogen allerhand Gedanken von Vergiften, Ermorden u. s. w. durch den Kopf — ja ich dachte an den französischen Schwarzkünstler Monsieur Robin, der einmal in München vor unsern Augen seine Frau verschwinden ließ, — und siehe da! es erhoben sich noch mehrere gute Bürger und Gatten, und baten ihn laut, er möchte doch ihre Frauen auch verschwinden lassen. — (Madame Robin saß ganz wohlgemuth unter dem Zaubertische.)

„Sie wird sogleich kommen“ sagte kalt der liebe Herr Doktor, machte mir eine steife Verbeugung, bot sodann der jungen Amerikanerin den Arm, die sehr freundlich sich empfahl, und sie gingen hinaus. Ich sah ganz verwundert ihnen nach — und wurde aus meinem Erstaunen durch die junge Frau geweckt, die in's Zimmer kam, und sich schluchzend auf das Sopha warf.

„Es ist Alles, Alles vorbei,“ rief sie im schmerzlichsten Ton — „auf ewig Alles aus!„

Ich ließ sie recht ruhig ausweinen, bevor ich ein Wort des Trostes oder der Theilnahme sagte.

„O wie thöricht bin ich gewesen,“ sagte sie dann „Sie haben ein Recht mich zu verspotten, zu verlachen — ich war zu sicher — ich hegte nicht den leisesten Zweifel!“ Es ist natürlich, daß ich weder lachte noch spottete, sondern daß ich Alles aufbot, damit sie sich etwas faßte. Endlich war sie so ruhig, um mir den Hergang der Begebenheit zu erzählen.

Der Doktor hatte zu seiner Entschuldigung erwähnt, daß mehrere Briefe von ihm ohne Antwort geblieben, und daß ihm ein Freund gesagt habe, seine Frau sei in Paris und würde nie nach Amerika zurückkommen. Er wolle seine Verlobung aufheben, und sie mit nach seinem Wohnorte nehmen, freilich wäre er den Eltern seiner Braut vielen Dank schuldig, sie hätten sich seiner sehr angenommen u. s. w.

„Warum“ sagte Anna mit Thränen zu mir, „sollen nun drei Menschen unglücklich werden — er liebt mich nicht mehr, ich kann dieses Ereigniß auch nie vergessen — und die arme betrogene Braut, ihre Familie — die nun einen so undankbaren Verräther geliebt haben, — nein, der Doktor und ich können niemals glücklich sein! Es war also das Beste, ich gab ihn auf — und frei, — ich trage auf Scheidung an, und Miß. Emilie erfährt von Allem, wenn es möglich ist, kein Wort! Wir haben nun gleich uns für immer getrennt, ach und ich sah seine Freude über meinen Vorschlag deutlich“ — setze sie bitter hinzu, „so sind die Männer!“

Ich muß sagen, ich hätte einen so raschen und vernünftigen Entschluß der jungen Frau nicht zugetraut, — und es war in der That das Beste, was sie in dieser verwickelten Sache thun konnte.

„Für's Erste kehre ich zurück nach New York zu meinen Freunden, sie werden sich wundern — und ich habe einige Demüthigungen wohl verdient,“ sagte sie sehr niedergeschlagen. — Ich konnte diesen Vorsatz billigen, obwohl sie mich nun nicht mehr auf meiner Reise nach dem Westen begleiten konnte, wie erst verabredet war. Wir blieben den Tag über noch zusammen, sie war unendlich traurig — man konnte gar die spottsüchtige übermüthige Frau nicht mehr erkennen. Sie versprach mir zu schreiben, als sie am Abend mit Thränen von mir Abschied nahm, und nach New York zurück fuhr — eine Stunde später, setzte auch ich meine Reise nach dem Westen fort.

IV.

Unser Geschick, sagt Wolfgang von Göthe, gleicht zuweilen dem Fruchtbaum im Winter. Wer sollte wohl denken, daß diese zackigen Zweige, diese starren Aeste wieder grünen und blühen, und herrliche Früchte tragen können! —

So kam mir das Schicksal der jungen Frau vor, so trostlos die Gegenwart, so trübe und arm die Zukunft einer geschiedenen Frau. Und dennoch gestaltete sich Alles noch so

freundlich, so heiter! — Sie hatte mir geschrieben, daß ihre Freunde sie gütig und liebevoll aufgenommen, und sie doch vorläufig keine Noth und Sorge habe, aber ich las wohl ihre tiefe innere schmerzliche Verzweiflung heraus. Sie erwähnte ein Mal daß Mr. Berger sie zuweilen besuche, und sie recht erstaunt und erfreut sei, über seine Theilnahme und das Bestreben, sie auf zu richten aber ich ahnte nicht, wie schnell ich mir das erklären sollte. Recht wahrhaft erfreut wurde ich daher eines Tages durch einen Brief von Anna, der beinahe ganz in dem alten heiteren, launigen Tone, und so wichtig für diese Geschichte, war — daß ich Einiges daraus mittheilen werde.

„Sie erinnern sich" schrieb die junge Frau, doch gewiß noch an meine bis zum Sterben traurigen Briefe, ich habe zwar lange still geschwiegen, aber Sie haben die nachtschwarzen verzweifelten Gedanken gewiß nicht vergessen, die Sie vergeblich zu bekämpfen und zu verscheuchen suchten. Ich gestehe daß ich sogar oft daran dachte, meine Seele in eine andere, der Erde entfernten Sphäre zu versetzen. Aber ich freue mich jetzt recht herzlich, daß ich es nicht gethan habe, „das Leben ist doch gar zu spaßhaft süß," sagt Heine, — ich sehe wie eine Wolke auf Ihre Stirn steigt, und ich lese darauf — „schon wieder ein Citat von Heine!" Und Sie haben ihn doch auch ganz gern, muß man nicht bei seinen Werken, ich meine, bei der Lectüre derselben, bald weinen und bald lachen? Sehen Sie, er machte es gerade so wie ich, er kaufte mit selbstmörderischen Gedanken, ein Paar Pistolen, und ließ sich am Leben! Und wenn ich auch keine Schießwaffen kaufte, so hatte ich andere Mittel, doch ich bin jetzt so glücklich, — daß ich das Leben die „süße freundliche Gewohnheit des Daseins, und des Wirkens" noch genieße! Und nun sollen Sie hören, warum mir das Dasein wieder lieb geworden ist. Werden Sie es glauben, theure Reisegefährtin, daß der praktische Mercantilismus, und die personificirte Ironie, wie Sie mich zu nennen beliebten, sich verbunden haben, und Hand in Hand wandeln? Ja es ist wahr, ich bin zwar etwas schnell, aber doch nicht übereilt, Mrs. Anna Berger — und auch recht glücklich geworden. — Sie können jetzt mit meinen wenigen Worten sagen — „ist es möglich? haben Sie sich in diesen Zahlenmenschen, in dieses Rechenexempel, in diesen trocknen Geschäftsmann verlieben können! Und ich antworte Ihnen, ja es ist so — und mein Schelten auf den Handelsstand, mein Uebermuth damals an der Börse, ist gar sehr bestraft — aber ich danke den Göttern: Mercur und Cupido, unterthänigst für die gnädige Strafe. — Mr. Berger ist so gut, so liebevoll und aufmerksam gegen mich, daß ich oft der Meinung bin, so viel Liebe und Güte nicht zu verdienen. Aber ich bin dafür auch so häuslich, und vernünftig, was Ihnen gewiß unglaublich scheint. Ich spiele, singe und lese ihm vor, aber nur das was er gern hört, ich freue mich über die schöne Stadt New York, amüsire mich gut im Theater und in der Oper, wenn Mr. Berger neben mir sitzt. — Ja ich gewöhne mir sogar die pikante französische Küche ab, und koche ganz einfaches langweiliges Gemüse mit gelassener Butter weil es Julius gern ißt — kurz ich denke mit der Zeit, werde ich eine so würdige Hausfrau daß selbst die allerstrengste Schwiegermama, nichts an mir auszusetzen hätte. Sie müssen bald, recht bald zu uns kommen, und sich überzeugen, daß es wahr ist, ich verspreche Ihnen, wir wollen uns nur halb so viel über Musik, Kunst und Literatur, als sonst, streiten. Sie können dann auch unsre andere Mitreisende, die sanfte mondscheinhafte Polin besuchen, die seit dem sie ihren Gatten wiedergefunden, wieder aufzuleben scheint, ich habe sie kürzlich gesprochen, sie wohnen in unsrer Nähe!

Ich werde Ihnen keine Ruhe lassen, bis Sie meine Bitte erfüllt haben, und nach New York gekommmen sind, Sie wissen, ich habe Talent die Leute zu quälen! Und nun sende ich Ihnen nicht auf dem schon gewöhnlichen telegraphischen, sondern auf dem elektrischen Wege der höheren Seelenkräfte meinen herzlichsten Gruß zum ersten Male als — Anna Berger."

B. R.

Deutsche Volks-Blätter.

Nro. 9. **Juni, 1861.** **1. Band.**

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman
von
Heribert Rau.

Der Kapuziner und die Mission San Fernando.

Der gewaltige Urwald hatte sich gelichtet — fast eine Tagreise weit von dem Hospiz war es, in dem Humboldt und Bonpland übernachtet — und jetzt zeigte sich in einer Entfernung von kaum einer Meile die Mission San Fernando.

Wie schlug Bonpland's Herz! War auch fatalerweise das völlige Geständniß des alten Zambo durch den unseligen Schuß unterbrochen und abgeschnitten worden, soviel glaubte doch Aime jetzt mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß er auf der richtigen Spur nach der Verlorenen sei. Denn sicher hatte sie der Vater in einer der Missionen untergebracht. Konnte es nicht in San Fernando sein, wohin sie jetzt ihre Schritte richteten? Aime konnte kaum erwarten, bis man die Mission erreichte. In Betreff des Mulatten war das Abenteuer besser abgelaufen, als es in jenem kritischen Momente schien. Die Kugel, mit welcher die Pistole geladen gewesen, hatte ihn nur am oberen fleischigen Theile des Armes gestreift und der Schreck ihn für Augenblicke zu Boden gestreckt. Aime verband als Arzt die Wunde sogleich, und seine liebevolle Behandlung hatte sogar jetzt noch die Folge, daß sich ihm der Mulatte, — den ohnehin aufrichtige Dankbarkeit an Bonpland fesselte — als Diener anbot. Humboldt war einverstanden. Der Mensch übertrug, gegen eine kleine Vergütung seine mit Leder beladenen Thiere einem anderen unter den Maulthiertreibern, der einen weiteren Theil des Transportes für den gleichen Llaneros nach Cumana zu bringen hatte, und die Sache war abgemacht.

Ein schmaler Fußpfad führte die kleine Karavane jetzt in ein offenes, ausnehmend feuchtes Land.

Unter dem gemäßigten Himmelsstrich hätten bei dieser Feuchtigkeit Gräser und Riedgräser einen weiten Wiesenteppich gebildet; hier wimmelte der Boden von Wasserpflanzen mit pfeilförmigen Blättern besonders von Cannaarten, unter welchen die prachtvollen Blüthen der Costus, der Thalien und Heliconien wie Königinnen und Fürstinnen hervorragten. Acht bis zehn Fuß schossen diese saftigen Gewächse auf und standen so dicht bei einander, daß sie gerade ganze Blumenwälder bildeten.

Humboldt und Bonpland standen vor Ueberraschung still. Und doch sollte gleich wieder eine andere neue Erscheinung ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse im höchsten Grade fesseln: es war ein Wald von Bambusrohr. „Himmel!" — rief Humboldt in Erstaunen versunken aus — „kann es denn etwas Zierlicheres und doch zugleich Imponirenderes geben, als diese, gewiß über vierzig Fuß hohe Grasart?"

„Sie haben recht!" — versetzte Bonpland it dem gleichen Gefühle. — „Sehen Sie

nur wie Form und Stellung der Blätter ihr ein Ansehen von Leichtigkeit geben das mit dem hohen Wuchse ungemein angenehm contrastirt."

„Und wie leicht der glatte, glänzende Stamm beim leisesten Luftzuge hin und her schwankt."

„Wie heißt ihr hier zu Lande diese Grasart?" — frug jetzt Bonpland den Mulatten.

„Jagua, Massa!" — antwortete der Gefragte. — „Chaymas ihn Guadua nennen."

„Es ist Arundo Donax!" — sagte Aime. — „Wir haben es auch im mittäglichen Europa; aber es kann dort keinen Vergleich mit dieser baumartigen Erscheinung aushalten. Die ostindischen Bambus, die calumets des hauts, — Bambusa, oder vielmehr Nastus alpina, der Insel Bourbon, der Guaduas Südamerikas, vielleicht sogar die riesenhaften Arundinarien an den Ufern des Mississippi, gehören derselben Pflanzengruppe an. Aber ..... was zum Teufel!" — unterbrach sich hier Bonpland selbst — „ich bin ja bis auf die Haut naß, als ob ich im Manzanares bei Don Vicente Emparan gesessen hätte."

„Ich bin es nicht minder! — versetzte Humboldt.

„Aber was ist das?"

„Können Sie fragen? Haben Sie nicht das Gefühl, als ob Sie in einem Dampfbad steckten?"

„Allerdings!"

„Nun, so trügt Sie Ihr Gefühl nicht. Die Verdunstung unter den Strahlen der Sonne ist hier so stark, daß wir, da wir leicht gekleidet sind, vollständig durchnaßt werden."

Die Luft war dabei in der That, wie in einem stark geheizten Treibhause, kaum zu athmen, so daß sich die Gesellschaft beeilte, die Mission, die nicht so feucht gelegen war, zu erreichen.

Der Weg war zu beiden Seiten mit Bambusgebüschen besetzt, bis er allmälig zu einer etwas höher gelegenen, von steilen Kalksteinwänden umgebenen Ebene führte. Hier lag San Fernando, die erste Mission, die Humboldt und Bonpland in Amerika betraten.

In den spanischen Colonieen heißt Mision, oder Pueblo de Mision, eine Anzahl Wohnungen um eine Kirche herum, in der ein Missionär, der Ordensgeistlicher ist, den Gottesdienst versieht. Die indianischen Dörfer, die unter der Obhut von Pfarrern stehen, heißen dagegen Pueblos de Doctrina.

„Gott sei Dank!" — rief jetzt Bonpland — „da liegt die Mission vor uns!"

In der That sahen sie jetzt eine Anzahl ziemlich weit auseinander gerückte Indianerhütten vor sich liegen. Sie waren aus Lianenzweigen und Latten sehr dünn und unsolide aufgeführt, aber alle ganz gleich in Form und Bauart und wie nach der Schnur angelegt, so daß sich die gradlinigen Straßen — wenn man diesen Ausdruck hier gebrauchen kann — unter rechten Winkeln schnitten.

Die gleichförmige Bauart, das ernste, schweigsame, fast melancholische Wesen der Einwohner — es waren sämmtlich Familien aus dem Stamme der Chaymas-Indianer — ihr scheuer Blick und ihre Schüchternheit kündeten sofort den mönchischen Geist und das mönchische Regiment, das hier herrschte. Keine Familie besaß — wenn sie auch außerhalb des Dorfes ihr Feld hatten — ein Gärtchen an ihrer Hütte, wie dies bei den Indianern von Cumana der Fall war; desto prächtiger aber und desto stolzer prangte der Conuco de la communidad, der Garten der Gemeinschaft. In diesem mußten hier, wie in allen Missionen, die Erwachsenen beider Geschlechter Morgens und Abends eine bestimmte Zeit arbeiten. Der Ertrag aber, der oft sehr bedeutend ist, gehört nicht ihnen, sondern .... der Kirche.

Uebrigens waren die Bewohner der Mission nicht anders gekleidet, als die Indianer von Cumana. Auch hier trugen Männer und Weiber, Mädchen und Jünglinge nur das kurze ärmellose Hemde, und selbst zu dieser kaum nennenswerthen Bedeckung konnten es die Missionäre nur mit dem ganzen Aufgebote ihrer geistlichen Macht und Autorität bringen. Ueber die Straße und in die Kirche trug man die aufgezwungene Bekleidung; aber kaum in die Hütte getreten, warfen beide Geschlechter sie ab. So tief wurzelt in dem Menschen mit kupferfarbiger Haut der Trieb nach Freiheit

und Ungebundenheit, so charakteristisch ist bei all' diesen wilden Stämmen die Starrheit und das zähe Festhalten an den überkommenen Sitten und Gebräuchen.

Die Kinder gingen natürlich ganz nackt.

Humboldt und Bonpland bemerkten übrigens gleich bei ihrer Annäherung an die Mission bei Weibern und Mädchen etwas Sanftes und Wehmüthiges im Blick, das von dem ein wenig harten und wilden Ausdrucke des Mundes angenehm abstach. Die Haare trugen sie in zwei lange Zöpfe geflochten. Die Haut war nicht bemalt, so wie ihre Armuth keinen anderen Schmuck als Hals- und Armbänder aus Muscheln, Vögelknochen und Fruchtkernen zuließ.

Männer und Weiber waren dabei muskulös, aber der Körper zeigte sich fast immer fleischig und von runden Formen.

Die kleine Karavana der Reisenden hatte unterdessen San Fernando erreicht, und da Alexander von Humboldt durch den in Cumana wohnenden Syndicus sämmtlicher Missionen der Umgebung an die Missionäre selbst empfohlen war, so richtete man den Weg nach der Gegend der Kirche, wo das Missionsgebäude deutlich aus den armseligen Indianer-Hütten hervortrat.

Es war ein einstöckiges, in freundlichem Styl erbautes Haus mit einem ringsumlaufenden Gang, den sorgfältig hinaufgezogene Schlingpflanzen in solch' üppiger Fülle überwucherten, daß er einen prächtig grünen, verhältnißmäßig kühlen Aufenthalt bot. Magnolienbäume mit ihren wogenden Fächern und Kelchblumen warfen dabei ihren Schatten über das ganze Gebäude und seine nächste Umgebung; während unter ihnen eine köstlichfrische Quelle ihre klaren Wasser ausströmte und damit die erquickende Kühle — dies himmlische Labsal in jenen Gegenden tropischer Hitze — beträchtlich mehrt. Thalien und Heliconien prangten ringsumher; in ihrer Mitte aber saß auf einem großen und bequemen Armstuhle von rothem Holze, ein kräftig gebauter Kapuziner-Pater von ungemein behäbigem Ansehen. Es war der Missionär von San Fernando.

Als Humboldt und Bonpland, gefolgt von ihren Dienern und den Maulthieren, die ihre Instrumente und ihr Gepäck trugen, herantraten, war der Pater so sehr mit zwei Indianern, die ihm eine Kuh vorgeführt hatten, beschäftigt, daß er die Reisenden gar nicht bemerkte.

Desto günstiger war für diese die Gelegenheit, den würdigen Ordensmann genauer zu betrachten.

Er konnte nicht mehr jung sein; aber sein rundes, wohlgenährtes Gesicht mit den gutmüthigen, die höchste Zufriedenheit aussprechenden Zügen und den kleinen, in ungemeiner Lebendigkeit und Munterkeit funkelnden schwarzen Augen, strafte die grauen Haare des Hauptes fast Lügen. Hier mußte ein guter Humor der Einsamkeit spotten, und auch die Enthaltsamkeit schien der Pater nicht zu übertreiben; darauf wenigstens ließ Humboldt seine bedeutende Körperrundung schließen. Da war keine Spur von jenem schwärmerischen Trübsinn eines klösterlich beschaulichen Lebens, wie man wohl in Europa glaubt, daß es die armen Missionäre führen. Auch nicht so recht „heidenbekehrend" sah' der gute Mann aus; eher schien es noch, als ob er es vorziehe, den ganzen Tag mit glücklicher Gemüthlichkeit hier unter Thalien und Heliconien in der paradiesischen Kühle auf seinem bequemen Lehnsessel hinzubringen.

Jetzt wenigstens beschäftigte ihn weder die Heidenbekehrung noch die zu überwachende Mission. Wichtigere Geschäfte nahmen ihn in dem Augenblicke in Anspruch: die vor ihm stehende fette Kuh sollte des anderen Tages geschlachtet werden, und dazu ertheilte er eben den beiden Indianer-Zöglingen seiner Mission, die nöthigen Befehle.

Als dies wichtige Geschäft beseitigt war und der gute Pater Missionär seine Hände eben wieder über dem Bauche gefaltet hatte, fielen seine Augen auf die kleine, nur wenige Schritte von ihm haltende, Karavane.

Humboldt hatte bei dieser Gelegenheit einen finsteren Blick gefürchtet; denn die meisten Missionäre, das wußte er von Don Vicente Emparan, haßen den Eintrud Fremder

in ihr Regiment so sehr, daß sie — unter dem Vorwande der Aufrechthaltung der klösterlichen Zucht und der Sorge für die Sittlichkeit ihrer Untergebenen — keinem Weißen weltlichen Standes einen längeren Aufenthalt als eine Nacht, in ihren Missionen gestatten.

Aber hier war es anders! Der lebensfrohe Pater Kapuziner schien sichtlich über den unerwarteten Besuch erfreut, der ihm ja viele, viele Neuigkeiten aus der Welt und sogar aus Europa in seine Einsamkeit bringen mußte; — und konnte er nicht mit ihm über Krieg und Frieden, über Gefechte und Belagerungen sprechen? .... Dinge, die ihn namentlich interessirten.

Zwar erhob er sich keinesweges; aber seine Aeuglein klitzerten freundlich, ein wohlgefälliges Nicken bewillkommte die Fremden, und als er erst die Empfehlung des Groß-Syndicus und des Bruder Guardians seines Klosters in Cumana, so wie jene des Madrider Staatssecretariats oberflächlich angesehen — das Lesen derselben war ihm zu umständlich und zu beschwerlich — hieß er Humboldt und Bonpland mit wirklicher Herzlichkeit willkommen; gab auch den jetzt wieder herbeieilenden indianischen Dienern den Befehl, für die Unterbringung der Maulthiere und des Gepäcks zu sorgen, den Herren selbst aber Sessel und einige Erfrischungen zu ihm herauszubringen.

So waren denn Humboldt und Bonpland ohne Weiteres in dem Missionshause zu San Fernando installirt; und wahrlich! die Ruhe an dem herrlich kühlen, wirklich entzückend schönen Orte, an dem sie jetzt zu beiden Seiten des Paters vor einem mit Mais und Früchten wohlbestellten Tische saßen, that ihnen nach dem weiten Marsche und der bis dahin kaum zu ertragenden Hitze unendlich wohl. Beide fühlten sich in der That wie im Elysium, und nur die vielen neugierigen Fragen des gesprächigen Missionärs störten sie einigermaßen in ihrem Vollgenusse.

Der fromme Herr aber betrachtete sie gerade zu wie zwei lebendige Zeitungen. Er konnte nicht genug erfahren über sein liebes Vaterland: Spanien, und Arragon, — über den Krieg mit den Engländern und den Verhältnissen in Frankreich. An ein tieferes, politisches Verständniß war dabei nicht zu denken. Im Gegentheil! er nahm die Nachrichten über alle diese Dinge mit fast kindlicher Unbefangenheit auf und erfreute sich an ihnen, als ob er zur Unterhaltung Räubergeschichten hörte.

Er gestand dies auch ganz offen und fand es natürlich: wenn man so jahrein, jahraus in seinem Lehnsessel in einer von aller Welt vergessenen Mission sitze.

Humboldt's Dankbarkeit für die freundliche Aufnahme gab ihm Geduld, dem Pater zu Willen zu sein; während sich Bonpland, dem sein Herz keine Ruhe ließ, unbemerkt davon machte, um, so vorsichtig als möglich, Erkundigungen über die Verlorene einzuziehen.

Uebrigens gewann jetzt — nachdem die erste Neugierde des Paters befriedigt war — das Gespräch auch für Alexander von Humboldt Interesse.

Er frug den Missionär über die Lebensweise seiner Schutzbefohlenen, und dieser sagte mit gutmüthlichem Humor:

„Je nun! die ist einförmig, wie Alles bei uns. Die Kunst unseres Regierens ist die eines Uhrmachers: ist das Werk einmal aufgezogen, so läuft es fort, und will es ablaufen, so zieht man es eben wieder auf. Um sieben Uhr Abends muß sich Jedes in der Mission niederlegen; dagegen ruft schon um vier Uhr Morgens die Glocke des Missionshauses Alle zur Arbeit. Dann geht es zuerst an den Conuco de la communidad: denn die erste und beste Kraft des Menschen gehört der heiligen Kirche. Hat hier die ganze Gemeinde die vorgeschriebene Zeit zum Besten der Mission gearbeitet, so geht jeder Einzelne seinem eigenen Geschäfte nach, bis die Abendstunde noch einmal Alle auf dem großen Gemeindefelde vereinigt. Sonn- und Feiertage dagegen macht natürlich die Kirche ihre Rechte geltend. So geht es Tag für Tag und Jahr für Jahr mit der größten Pünktlichkeit und Strenge, und in dieser eisernen, jede selbstständige Regung unmöglich machenden Regelmäßigkeit, so wie in der Bewahrung jedes

Einzelnen vor Ueberfluß, liegt unsere ganze Kunst, die Indianer zu zähmen."

„Und hilft hierzu nicht auch die milde und menschenfreundliche Christuslehre?" — frug Humboldt.

„O ja!" — sagte der Pater — „die Kirchenzucht hilft zu Manchem."

„Und ist auch Verständniß dabei?"

„Verständniß?" — wiederholte der Pater verwundert.

„Was, mein Herr, wollen Sie bei Indianern mit Verständniß?! .... Uebrigens fordert ja auch die Kirche nur Glauben. Der Glaube macht selig, und damit ist alles gethan. Ich bin froh, wenn ich diese Teufels dazu bringe, ein Hemde auf dem Leibe zu tragen und nicht splitternackt zu laufen, wie Adam und Eva, — alle Sonn- und Feiertage die heilige Messe zu hören und nicht wieder in die Wälder durchzugehen!"

„So hält es schwer, sie an die Mission zu fesseln?"

„Sehr schwer! der Teufel der Wildheit sitzt in allen fest .... ja es gibt keine starrköpfigeren Wesen, als diese Indianer. Außer ihrer Wohnung im Dorfe haben sie meist auf ihren Conucos, an einer Quelle oder am Eingange einer recht einsamen Schlucht, noch eine mit Palm- und Bananenblättern bedeckte Hütte von geringem Umfang, und, obgleich sie dort weniger bequem leben, als in der Mission, halten sie sich doch dort auf, so oft sie können."

„Also ein unwiderstehlicher Trieb, die Gesellschaft zu fliehen," — sagte Humboldt — „und zum Leben in der Wildniß, das heißt zur Freiheit, zurückzukehren."

„Ja, und zu allen Teufeleien der Wildniß auch!" — rief der Pater eifrig. — „Die kleinsten Kinder entlaufen nicht selten ihren Eltern und ziehen vier, fünf Tage lang in den Wäldern herum, von Früchten, von Palmkohl und Wurzeln sich nährend. Aber von dem Herumziehen in den Wäldern zu reden" — sprang hier der Missionär plötzlich über — „Sie haben mir ja noch gar nicht gesagt, zu welchem Zwecke Sie selbst hier sind?"

Humboldt mußte über den naiven Gedankensprung des würdigen Paters lächeln. Dann sagte er:

„Ich dachte, Hochwürdiger, Sie hätten dies aus unseren Empfehlungen ersehen."

Der Missionär — die Hände auf dem runden Bäuchlein gefalten, den Ausdruck einer unaussprechlichen Behaglichkeit in den Zügen, ein gemüthliches Lächeln um den Mund — schüttelte mit dem Kopfe.

„Es stand darin!" — versicherte Humboldt.

„Sie waren mir zu lang!" meinte der Pater Kapuziner.

„Nun denn!" — sagte jetzt Humboldt heiter. — „mein Freund und ich, wir sind Naturforscher ...."

„Was?" — frug der Missionär.

„Naturforscher!" — wiederholte Humboldt.

„Das heißt wohl: Aerzte oder Goldsucher?"

„Das erstere zum Theil, das letztere nicht."

„Ja!" — sagte jetzt der Missionär mit wirklichem Befremden — „aber ich verstehe nicht, was Sie dann bewegen konnte, die weite, beschwerliche und gefahrvolle Reise zu machen? Ging es Ihnen schlecht zu Hause?"

„O nein!" — sagte Humboldt lächelnd.

„Nun, so kann ich nicht begreifen, wie Sie die Heimath verlassen konnten!" — fuhr der Missionär mit ungeheurer Seelenruhe und Behaglichkeit fort, indem er sich auf seinem Lehnstuhle so recht gemüthlich dehnte, und mit dem vor ihm stehenden reich besetzten Tische und der ganzen reizenden Umgebung ordentlich liebäugelte.

„Sehen Sie," — sagte er dabei — „ich bin jetzt eigentlich hier zu Hause, und da gefällt es mir unendlich wohl! Ich behandle die Indianer gut, sehe die Mission gedeihen und wachsen, da ich die Mädchen im dreizehnten und vierzehnten Jahre heirathen lasse" — sein Lächeln ward hier etwas satyrartig — „habe in der Quelle dicht neben uns das herrlichste, köstlichste und frischeste Wasser, was Gottes liebe Erde in ganz Neu-Andalusien zum Lichte des Tages befördert; treffliche, wohlschmeckende Bananen in Fülle, Pisang

und Palmenkohl, so fein wie Eure besten Gemüse, Milch und Honig wie im gelobten Lande, Wildpret, so viel ich mag — denn meine braunen Teufelchen sind glückselig, wenn ich sie, im Namen der allerheiligsten Kirche und ihrer Mission, auf die Jagd schicke, — wie sollte es mir da in den Kopf kommen, wie Ihr Herren aus purer Neugierde reisen zu wollen?"

Humboldt lächelte: — „Hochwürdigster!" — sagte er dann — „wir reisen auch nicht aus Neugierde!"

„Aber warum, um der heiligen Jungfrau Willen, machen Sie sich denn so namenlose Mühe?"

„Um die Natur, so viel es in unseren Kräften steht, in ihren Höhen und in ihren Tiefen zu erforschen."

Der Missionär sah Humboldt erstaunt an: — „Die Natur zu erforschen?" — wiederholte er dann ungläubig — „und zu was soll das?"

Die ruhige, schöne und würdevolle Freundlichkeit, die Alexander von Humboldt stets in seinem Inneren trug, spiegelte sich jetzt in seinen Blicken und Zügen. Es war in diesem Momente etwas Hoheitvolles in seiner ganzen Erscheinung, und eine Begeisterung, die die innere Beseligung aussprach, glänzte in seinen Augen, als er sagte:

„Wie die Weltgeschichte den wahren ursachlichen Zusammenhang der Begebenheiten darzustellen, viele Räthsel in den Schicksalen der Völker und ihrem intellectuellen, bald gehemmten, bald beschleunigten Fortschreiten löset, so suchen wir, durch die streng wissenschaftliche Erforschung der Natur in ihren verschiedenen Erscheinungen und Gebieten, einen Theil der Widersprüche zu heben, welche die streitenden Naturkräfte in ihren zusammengesetzten Wirkungen dem ersten Anschauen darbieten. Wir suchen uns dabei mit redlichem und unermüdlichem Streben eine umfassende allgemeine Anschauung des großen Naturganzen zu verschaffen. Eine solche allgemeine und umfassende Anschauung erhöht aber in uns den Begriff von der Würde und der Größe der Natur, sie wirkt läuternd und beruhigend auf unseren Geist, weil sie gleichsam den Zwiespalt der Elemente durch Auffindung großer, ewiger Gesetze zu schlichten strebt, ... von Gesetzen, die in dem zarten Gewebe irdischer Stoffe, in der kleinen, nur mikroskopisch erkennbaren Pflanzenzelle, wie in dem Archipell dichtgedrängter Nebelflecken, dem Sonnenmeere der Milchstraße und in der schauerlichen Leere weltenarmer Wüsten walten. Eine solche allgemeine und umfassende Anschauung des großen Naturganzen gewöhnt uns ferner: jeden einzelnen Organismus als Theil des unendlichen Ganzen zu betrachten, in der Pflanze, in dem Thiere und dem Menschen minder das Individuum oder die abgeschlossene Art als die mit der Gesammtheit der Bildung verkettete Naturform zu erkennen; sie erweitert somit auf das Beseligendste unsere geistige Existenz und setzt uns — auch wenn wir uns in den Tiefen der Urwälder oder in der schauerlichen Einsamkeit der Llanos und der Savannen befinden — in Berührung mit dem ganzen Weltall. Und .... wie erweitert und erneut sich unablässig für den Naturforscher in der Mannigfaltigkeit und im periodischen Wechsel der Lebensgebilde das Urgeheimniß aller Gestaltung! Wie steigert sich mit der wachsenden Einsicht das Gefühl von der Unermeßlichkeit des Naturlebens! Man erkennt, daß auf der Feste, in der Lufthülle, welche die Feste der Erde umgibt, in den Tiefen des Oceans, wie in den Tiefen des Himmels, dem kühnen wissenschaftlichen Eroberer, auch nach Jahrtausenden, nicht der Weltraum fehlen wird!"

Humboldt schwieg; aber seine Augen flammten von Begeisterung, und in seinen sonst so milden Zügen lag etwas, das an die Propheten erinnerte.

Der Missionär aber wußte nicht, wie ihm geschehen. Die Hände noch immer gemüthlich auf seinem Bauche gefaltet, in den Zügen einen Ausdruck der Verwunderung, fehlte ihm jedwedes Verständniß dessen, was sein Gast eben gesagt. Ein ungläubiges Lächeln schwebte dabei um die Winkel seines Mundes.

In demselben Augenblicke brachten die Diener Humboldt's die Instrumente — die sie auf Bonpland's Befehl ausgepackt hatten — in die Veranda.

Der Pater schaute hoch auf. — „Was sind denn das für wunderliche Dinger?" — frug er erstaunt.

Humboldt erklärte ihren Zweck und ihren Gebrauch.

Da überflog abermals ein Lächeln, das aber jetzt nicht frei von leichtem Spott war, die Züge des Paters, und, mit dem Kopfe vor Behaglichkeit in die Achseln schlüpfend, sagte er:

„Bei Gott und allen Heiligen, Ihr seid rechte Narren! Was Ihr treibet, ist doch nutzlose Spielerei! Um Eure Neugierde zu befriedigen, um ein paar neue Pflanzen aufzufinden oder einen Berg in Amerika zu messen, verlaßt Ihr Heimath und Bequemlichkeit, und setzt Euch auf ungeheuren Reisen tausend Gefahren und Widerwärtigkeiten aus? .... O der Thorheit! — Ich, mein Bester, ... ich halte es mit einer gemüthlichen Ruhe, und sage Ihnen: von allen Genüssen dieses Lebens, den Schlaf nicht ausgenommen, ist doch ein gutes Stück Rindfleisch der köstlichste!"

In diesem Augenblicke läutete von der Kirche her ein kleines Glöckchen. Es war das Zeichen zum Messelesen.

Der Pater Missionär erhob sich, mit einem tiefen Seufzer über die unangenehme Unterbrechung seiner Ruhe, mühselig aus dem Lehnstuhle.

„So kann kein Mensch in Frieden leben!" — murmelte er leise vor sich hin. Dann gab er seinen braunen Untergebenen mit wichtiger Miene noch einige Befehle wegen der zu schlachtenden fetten Kuh; nickte noch einmal freundlich nach dem Gaste und verschwand langsam und gemächlich hinter der Ecke des Hauses.

Die Zauberschlucht.

Als der Mönch sich entfernt hatte, konnte sich Alexander von Humboldt eines mitleidigen Lächelns nicht enthalten: „Die Sinnlichkeit quillt eben stets über wo es an geistiger Beschäftigung fehlt!" — sagte er für sich und ging jetzt mit doppelt freudigem Bewußtsein an die eigene Arbeit.

Er hatte sich vorgenommen, den Ort der Mission geographisch zu bestimmen; vorher aber trieb es ihn doch, die Chaymas-Indianer der Missionen erst selbst in ihren Hütten und ihrer Häuslichkeit kennen zu lernen. Freilich waren die Wenigsten jetzt zu Hause; aber aus einigen Hütten stieg Rauch auf. Er durfte also hoffen, hier Jemanden anzutreffen. So war es denn auch in der That. —

Er fand die Chaymas meist von kleinem Wuchs. Ihr Körper war gedrungen, untersetzt, die Schultern breit, alle Glieder rund und fleischig, die Farbe ihres Körpers aber zeigte sich durchweg dunkelbraun. Der Gesichtsausdruck hatte dabei nichts Hartes und Wildes, aber etwas Ernstes und Finsteres. Die schwarzen Augen lagen tief und waren von dichten Wimpern überschattet. Angenehm überraschte den weißen Gast die Ordnung und Reinlichkeit, die er in allen Hütten fand. Ihre Schilfmatten, ihre Töpfe mit Manioc oder gegohrenem Mais, ihre Bogen und Pfeile, Alles zeugte von dieser Tugend, vorab aber ihre eigenen Körper, da sich Männer und Weiber, Knaben und Mädchen — einer strengen Missionsregel nach — täglich baden mußten.

Uebrigens fand es Humboldt, in Bezug auf die Weiber, wie später bei allen Indianerstämmen. Ihr Loos war auch hier: Arbeit, Mühe, Entbehrung und Leiden. Sie fast allein hatten die Last der Tagesarbeit zu tragen, außer wenn es den Dienst der Mission im Conuco de la communidad galt,— bei dem auch die Männer zu Ehren und zum Vortheil der heiligen Kirche und der Mission schaffen mußten.

Oft sah Humboldt, wenn die Chaymas gegen Abend von ihren Feldern heimkamen, wie der Mann — nur Bogen und Pfeile in der Hand das lange Messer im Gürtel — frank und frei einherschritt; während ihm das Weib, gebückt unter einer gewaltigen Last Bananen, folgte, oft noch ein Kind auf dem Arme und zwei andere auf der Last der Früchte tragen.

Und doch! .... wie leicht wird wieder diesen Kindern der Natur ihr Leben, den ärmeren Klassen, ja selbst dem Bauernstande unseres Erdtheiles gegenüber!

In Europa bedecken unsere nahrhaften Grasarten: Weizen, Gerste und Roggen, weite Landstrecken; überall, wo die Völker sich von Cerealien nähren, stoßen die bebauten Grundstücke nothwendig an einander. Anders in der heißen Zone, wo der Mensch sich Gewächse aneignen konnte, die ihm weit reichere und frühere Ernten liefern. In diesen gesegneten Landstrichen entspricht die unermeßliche Fruchtbarkeit des Bodens der Gluthhitze und der Feuchtigkeit der Luft. Ein kleines Stück Boden auf dem Bananenbäume, Manioc, Yams und Mais stehen, ernährt reichlich eine zahlreiche Bevölkerung.

Diese Betrachtungen über den Ackerbau in heißen Landstrichen erinnern von selbst daran, welch' inniger Verband zwischen dem Umfang des urbar gemachten Landes und dem gesellschaftlichen Fortschritte besteht. So groß die Fülle der Lebensmittel ist, die dieser Reichthum des Bodens, die strotzende Kraft der organischen Natur hervorbringt, dennoch wird die Culturentwicklung der Völker dadurch niedergehalten. In einem milden, gleichförmigen Klima kennt der Mensch kein anderes dringendes Bedürfniß, als das der Nahrung. Nur wenn dieses Bedürfniß sich geltend macht fühlt er sich zur Arbeit getrieben, und man sieht leicht ein, warum sich im Schooße des Ueberflusses, im Schatten von Bananen- und Brodfruchtbäumen, die Geistesfähigkeiten nicht so rasch entwickeln als unter einem strengen Himmel, in der Region der Getreidearten, wo unser Geschlecht in ewigem Kampfe mit den Elementen liegt.

Dieser Umstand, der alle Aufmerksamkeit verdient, giebt sowohl der physischen Gestaltung des Landes als auch dem Charakter der Bewohner unter den Tropen ein eigenes Gepräge; beide erhalten dadurch in ihrem ganzen Wesen etwas Wildes, Rohes, wie es zu einer Natur paßt, deren ursprüngliche Physiognomie durch die Kunst noch nicht verwischt ist. Ohne Nachbarn, fast ohne allen Verkehr mit Menschen, erscheint jede Ansiedlerfamilie wie ein vereinzelter Volksstamm. Diese Vereinzelung hemmt aber den Fortschritt der Cultur die sich nur in dem Maß entwickeln kann, als der Menschenverein zahlreicher wird, und die Bande zwischen den Einzelnen sich fester knüpfen und vervielfältigen; die Einsamkeit entwickelt dagegen und stärkt im Menschen das Gefühl der Freiheit; sie nährt jenen eisernen Unabhängigkeitssinn, der von jeher die Völker Amerika's ausgezeichnet hat.

Uebrigens war das ganze Leben in der Mission auf mönchische Weise geordnet. Alles ging — wie ja auch der Pater Prior seinem Gast schon gesagt hatte — nach festen, unumstößlichen Regeln, die mit großer Strenge aufrecht gehalten wurden. Zu denken gab es dabei nichts, nur zu glauben und zu gehorchen; dafür war den Einwohnern der Mission ein leidliches Leben gesichert. Die Religion der Missions-Angehörigen war ein Gemisch von christlichen und heidnischen Sagen und Gebräuchen, nebst einem streng gehaltenen, aber förmlich geistlosen und unbegriffenen Ceremoniendienst.

Humboldt war bereits — nicht gerade mit der größten Bewunderung für die geistige Thätigkeit der Missionäre — von seinem Besuche der Hütten zurückgekehrt, und hatte eben Anstalten gemacht, geometrisch den großen Kalkberg zu messen, der die Mission im Norden begrenzte, als Bonpland raschen Schrittes auf ihn zukam.

„Es ist richtig!" — rief er schon von Weitem mit freudestrahlendem Antlitz. — „Nunu war hier; wir sind auf der rechten Spur. Lassen Sie sich umarmen, Humboldt, ich werde Nunu bald wieder haben!"

Alexander von Humboldt mußte lächeln. — „Wie die Menschen doch alle ein Spiel der Leidenschaft sind!" — dachte er. Da war nun wieder Einer außer sich gerathen, während dort der gute Pater Missionär — seiner Trägheit und Sinnlichkeit folgend — nahezu auf seinem Lehnsessel anwuchs.

Dennoch schätzte und liebte Humboldt seinen Freund Aime zu sehr, um nicht den regsten und innigsten Antheil an seinem Glück und

Unglück zu nehmen. Auch er rief daher dem Freunde freudig entgegen:

„So haben Sie Nachricht von dem Mädchen?"

„Sie war mit den beiden Zambo's hier."

„Sie war? .... also ist sie wieder fort?"

„Ja!"

„Aber wohin?"

„Nach der Zauberschlucht von Cuchivano."

„In deren Nähe sollen wir ja auch den Schuster von Araya wieder treffen."

„Und wir haben ihm versprochen, es ihm wissen zu lassen, um welche Zeit wir dort eintreffen."

„Allerdings!" — sagte Humboldt — „und beinahe hätte ich diese Zusage vergessen. Ich will unseren Mulatten nach dem Alten aussenden. Aber jetzt sagen Sie mir erst: was haben Sie von Nunu gehört?"

„Kinder und Narren sprechen die Wahrheit!" — sagte Bonpland. — „An dieses Sprichwort denkend, machte ich mich an einige Indianer-Mädchen von zehn bis zwölf Jahren — die Alten waren auf ihren Feldern — schenkte ihnen ein paar Korallenarmbänder und erlangte damit einigermaßen ihr Zutrauen. Ich forschte sie hierauf aus, ob nicht Zambos mit einem Mädchen desselben Stammes in der letzten Zeit hier gewesen seien. Aber, du mein Gott, das war eine Arbeit, bis sie mich verstanden und ich sie! Das Spanisch unseres Mulatten ist Gold gegen dies Kauderwälsch!"

„Auch der Pater sagte schon," — fiel hier Humboldt ein — „man könne sich keinen Begriff davon machen, wie schwer die Indianer Spanisch lernten."

„Nun!" — fuhr Bonpland fort — „einige Glasperlen thaten das ihrige."

„Wie bei uns!" — sagte Humboldt lächelnd.

„Allerdings! sie waren treffliche Sprachmeister, so daß ich endlich doch aus dem Gewälsche so viel herausbuchstabieren konnte: daß die dunkelbraunen Hunde vor kurzer Zeit hier waren und einer in der Mission lebenden Zambosfamilie ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren anvertrauten."

„Nun und .... ?"

„Aber dies Volk ist schlau! Der Vorfall auf dem Hospiz scheint ihnen Wind gegeben zu haben. Noch dieselbe Nacht kehrten sie zurück, und ehe wir San Fernando erreichten, waren sie schon wieder mit der Armen verschwunden."

„Und wußten die Kinder wohin?"

„Nein! .... nur eine war dabei — die bei meiner Frage still nachdachte. Es schien mir die älteste zu sein, die wohl auch schon, so jung sie nach unseren Begriffen war, fühlen mochte, was Liebe sei. Sie schwieg längere Zeit, dann stieß sie, als ob ihr ein guter Gedanke gekommen, das Wort: „Cuchivano" aus. „Cuchivano!" wiederholten nun alle schreiend; mehr aber konnte ich auch nicht aus ihnen herausbringen, denn jetzt sprangen sie plötzlich, wie ein Rudel junger Rehe, davon."

„Und erkundigten Sie sich nicht weiter?"

„Allerdings aber keine Seele wollte ein Wort wissen."

„Auch die Zambos-Familie nicht?"

„Die hatte sich aus dem Staube gemacht. Sie wird in den Wäldern bleiben, bis wir fort sind. Nur über das Wort „Cuchivano" erfuhr ich noch, daß die Indianer darunter eine Höhle verstehen, mit der sie Zauberei in Verbindung setzen."

„Daher stammen wohl auch unseres Schusters Goldphantasieen!" — meinte Humboldt.

Der Pater kam jetzt aus der Kirche zurück und Humboldt und Bonpland entschlossen sich, ihm selbst über Nunu und was sie thun sollten, zu fragen.

Aber auch der Mönch leugnete jede Mitwissenschaft.

Schweigend nahm er seinen Platz auf dem Lehnsessel wieder ein; .... schweigend hörte er dem Vortrage Bonpland's zu, ein gemüthliches Lächeln — Aime fand es diesmal etwas verdächtig — Lächeln spielte, wie immer, um die Winkel seines sinnlichgewölbten Mundes; Aufschluß aber gab er keinen. Er schüttelte nur den Kopf und sagte: er wisse von nichts!

Auch keinen Rath hatte er hier — die Kuh

nahm ihn sehr in Anspruch, wenigstens rief er jeden Augenblick einen der Chaymas und gab ihm einen Auftrag in Betreff des Thieres — nur von der Cuchivano-Schlucht bestätigte er, was die Indianer gesagt, ja, er schien selbst den Glauben zu theilen, daß es in dieser Schlucht nicht geheuer sei und keineswegs ohne Zauber hergehe. Wunderliche Feuer sollten sich oft nächtlich dort sehen lassen, ja, sogar aus der Erde aufsteigen, ... auch von Gold murmelte er etwas.

Humboldt und Bonpland sahen ein, daß sie sich hier auf sich selbst stützen müßten. Jedenfalls verband sich alles, um sie nach der Cuchivano-Schlucht zu führen: Nunu's möglicher Aufenthalt daselbst, — das Versprechen, welches Humboldt dem Schuster von Arava gegeben, — und endlich die Erwartung der beiden Naturforscher: den Aeußerungen des Mönchs zufolge, dort einen der vielen Südamerikanischen Vulkane zu entdecken.

Der Mulatte, der der Gegend sehr kundig war, ward also eiligst nach Arava gesandt, während die Freunde ihre Messungen und naturwissenschaftlichen Durchforschungen der Umgebung der Mission, eifrig betrieben, um, so bald als möglich, nach der Zauberschlucht aufzubrechen.

Bonpland war eifriger denn je. Humboldt mußte ihn deßhalb um so höher schätzen und achten: vergaß er doch über die Angelegenheiten seines Herzens n i e die große Aufgabe ihres gemeinsamen Unternehmens.

Endlich hatten sie ihre Arbeiten zu Ende gebracht.

Es war ein prächtiger September Morgen, ein Montag, an dem sie aufbrachen. Der Pater saß schon in seinem Lehnsessel, der ganzen versammelten Einwohnerschaft der Mission gegenüber. Er vertheilte die Arbeiten für die Woche, schalt die Trägen, munterte die Fleißigen durch Austheilung von kleinen Heiligenbildern auf, drohte den Unanstelligen und dictirte sogar einige schwere Strafen. Immer aber ließ sich dabei eine gewisse Milde und Gutmüthigkeit in seinem Wesen nicht verkennen und auch die Bestraften hofften wohl nicht umsonst auf nachträgliche Milderung ihres Urtheils.

Als dies Geschäft, in dem sich der Missionär nicht unterbrechen ließ, vorüber war, nahmen Humboldt und Bonpland Abschied von ihm.

Augenscheinlich that es dem Mönche leid, die Fremden, die doch manch' Stündchen mit ihm verplaudert und ihm die Zeit damit so angenehm verkürzt hatten, ziehen zu sehen. Aber große innerliche Bewegungen lagen seinem Charakter zu ferne, als daß ihn dieser Abschied hätte erschüttern können.

Die Hände auf dem Bauche wie zum Gebete zusammengelegt, nickte er ihnen — unbeweglich in seinem Sessel verharrend — ebenso freundlich seinen Abschiedsgruß zu, als er ihnen seinen Willkomm entgegengenickt hatte. Dann lief ein leises spöttisches Lächeln, über die Thoren und ihre unnütze Spielerei mit der Natur, über seine Züge, ... seine Augenlieder senkten sich schwer herab .... und, noch einmal in ein gemüthliches Morgenschläfchen verfallend, ... vergaß er Fremde, Welt .... Mission .... und Leben! — —

Die Bergkette, zu der der Cerro del Cuchivano gehört, war erreicht. Der Turiniquiri, eine ungeheure Felswand, das Ueberbleibsel eines alten Küstenstriches, stieg mitten aus dichten Wäldern empor. Die ganze Umgebung war wie von Erdbeben zerklüftet und zerrissen.

Plötzlich gähnte den Reisenden eine Spalte, die über hundertundfünfzig Toasen breit und von senkrechten Felsen umgeben war, entgegen.

Es war die Schlucht von Cuchivano ....

Tief beschattet von den Bäumen, deren verschlungene Zweige nicht Raum hatten, sich auszubreiten, nahm sich die Spalte aus: wie eine gewaltige, durch einen Erdfall entstandene, Grube. Schauerlich rauschte ein starkes Bergwasser, der Rio Juagua, durch die in der That abenteuerliche Kluft. Das Ganze bildete ein imposantes und doch malerisches Bild.

Humboldt und Bonpland hielten an. Wie aber staunten sie, als sie an dem Fuße einer

wohl fünftausend Fuß senkrecht abfallenden Felswand nun in der That Flammen aus der Erde schlagen sahen. Sie standen also wirklich auf einem Vulkane, und keinen von beiden wunderte es jetzt noch, daß die Indianer an diese seltsame Naturerscheinung den Glauben an Zauber und Wunder knüpften.

Noch überlegte Humboldt; ob wohl das Feuer, das hier aus den Spalten des Berges aufschlug, von brennendem Wasserstoffgas herrühre? oder ob tiefere Ursachen ihm zu Grunde liegen möchten? als sich ihm eine knochige Hand auf die Schulter legte. Ueberrascht schaute er sich um, und sah in das ernste, mumienhafte Antlitz des Schusters von Araya!

„Gott und die heilige Jungfrau zum Gruße!" — intonirte dieser zugleich in feierlichem Tone, indem er seine spindeldürre, halb bekleidete, himmellange Gestalt — die riesig über den hinter ihm stehenden Mulatten emporragte — mit der Gradezza eines ächten Spaniers aufrichtete.

Auch Humboldt und Bonpland hießen ihn jetzt willkommen; beide konnten aber die humoristische Regung nicht unterdrücken, die die wahrhaft komische Erscheinung in ihnen hervorrief. War es doch, als habe ein alter, hochgelehrter Hofmeister seine entlaufenen Zöglinge wiedergefunden, welchen er jetzt mit tiefem Ernste seine alte Weisheit wieder doppelt zu Gute kommen lassen wolle.

„Nun, mein Würdiger!" — sagte jetzt Humboldt — „das ist recht, daß Ihr Wort haltet."

„Gott ist Zeuge über alle Gedanken," — versetzte feierlich der Schuster — „er kennet alle Herzen gewiß und höret alle Worte! sagt die Schrift. Warum sollte ich da nicht Wort halten, wo mein Rath meinem Bruder nützen kann?"

„So wollt Ihr mich also wirklich zu Euren Goldgruben führen?" — frug Humboldt; obgleich er von Anfang an einen bescheidenen Zweifel darin setzte, daß der gute Mann überhaupt ein Goldlager kenne.

Aber des Schusters Mienen hatten sich bei diesen Worten verfinstert. Feierlich legte er den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund, zum Zeichen, daß er sein Geheimniß nicht verrathen haben wolle.

In der That hielt es jetzt Humboldt schwer, dem guten Manne zu erklären: daß Bonpland in allen Dingen sein Genosse sei, und seine Diener ihn ebenfalls begleiten müßten.

Der Schuster blieb starr auf seinem Willen: nur Humboldt und höchstens noch seinem Freunde die Goldlager zu zeigen; als plötzlich ein Vorkommniß der Sache eine andere Wendung gab.

„Massa, Massa!" — rief der Mulatte — „Jaguar! Jaguar!"

„Wo?" — entgegnete Humboldt und Bonpland zugleich, indem sie rasch ihre Büchsen von den Achseln nahmen und sich zum Schusse fertig machten.

„Nicht gesehen haben!" — entgegnete der Diener — „aber riechen."

In der That wurden jetzt Alle auf einen sonderbaren unangehehmen Geruch aufmerksam, den ihnen der Wind, der sich gedreht hatte, zutrug.

„Und was ist das?" — frug Bonpland lebhaft.

„Roth von Jaguar!" — rief der Mulatte mit weitgeöffneten Augen und Nüstern. — „Vorsicht haben .... bös Thier das .... Jaguar."

Und der Mulatte ging vorsichtig, die Machetta in der Hand — einem Tiger gleich, der auf dem Sprunge ist, seine Beute zu erhaschen — einige Schritte weiter. Der Geruch ward unleidlich.

Plötzlich rief der Mulatte:

„Hier gewesen sein! .... hier gewesen sein! .... erst ganz kurz hier gewesen sein!" — und damit zeigte er auf eine Stelle im Grase.

Humboldt und Bonpland drängten vor. In der That: ein noch ganz frisch zerrissenes Stachelschwein zeigte die Nähe eines Tigers an.

„Nun!" — rief Bonpland mit funkelnden Augen — „so werden wir eine Tigerjagd haben."

Humboldt schickte jetzt die Maulthiere mit ihrem Treiber einem Conneo zu, der nicht weit von der Schlucht lag. Der Diener wurde mit Pistolen bewaffnet, der Mulatte hatte sein langes Messer zur Hand, der Schuster von Araya aber, der todtenbleich geworden war, hatte nicht das Geringste mehr gegen die Begleitung einzuwenden.

„Und nun zur Zauberschlucht!“ — sagte Humboldt entschlossen, indem er und Bonpland ihre Büchsen zum Schusse fertig hielten.

Der Schuster wäre jetzt wohl lieber in seiner Hütte zu Araya gewesen. Er ließ sich indessen nichts merken. Bleich, aber stolz wie ein König, schritt er voran und nur Humboldt hörte, wie er leise Gebete hermurmelte.

„Massa!“ — sagte jetzt der Mulatte halblaut, indem sie an der Felswand hinabstiegen — „wenn Tiger kommen, Mulatt vorlassen .... Mulatt Tiger kennen .... gut treffen mit Machetta!“ ....

„Aber wird es nicht sicherer sein, wenn wir ihn niederschießen?“ — frug Bonpland.

„Mulatt Freude haben an Tiger treffen.“

„Aber Dein Leben?“

„Wenn Mulatt fehlt ...... Massa schießen.“

„Und bist Du Deiner Sache so gewiß?“

„Mulatt sicher sein! .... oft Tiger jagen. Dies Tiger hier, groß Tiger.“

„Woher weißt Du das?“

„Conuco dort sagen haben.“

„Ja!“ — fiel hier der Schuster von Araya mit einer Stimme ein, der man die Gepreßtheit seines momentanen Seelenzustandes anhörte, — „der Bursche hat Recht. Als wir heute früh an dem Conuco vorüberkamen und dort eine kleine Rast hielten, hörten wir von dem Eigenthümer, daß ihm ein Jaguar verwichene Nacht ein Pferd verzehrt habe. Das Thier schleppte seine Beute bei hellem Mondschein davon und unter einen ungeheuer dicken Ceibabaum. Vom Winseln des verendenden Pferdes erwachten die Sclaven im Hofe. Sie rückten mitten in der Nacht, mit Spießen und Machetta's bewaffnet aus, aber das Thier entkam.“

Bonpland erbebte jetzt in seinem Inneren: er dachte an Nunu und an die Gefahren, die ihr drohten, wenn sie wirklich hier versteckt war. Aber es blieb ihm keine Zeit, seinem Gedanken lang nachzuhängen: ein dumpfes Brüllen machte plötzlich Alle wie durch Zauber feststehen.

Wo kam es her? .... Von wo aus drohte die Gefahr?

Der Mulatte schlüpfte zwischen Humboldt's und Bonpland's Füßen durch.

„Massa stehen bleiben!“ — flüsterte er dabei. — „Mulatte suchen lassen.“

Es war jetzt merkwürdig anzusehen, wie die gelbliche Gestalt des Mulatten, geschmeidig wie eine Schlange und spürend wie ein Jagdhund, die Augen weit geöffnet, das lange blitzende Messer stoßfertig gehoben, durch die Büsche schlüpfte.

Todtenstille herrschte unter den Männern, die, unbeweglich, zum Schusse fertig, standen.

Alles blieb ruhig.

Endlich hörte man ein leises: — „Massa! ..... Massa kommen! ...... leise kommen!“

Die Männer setzten sich in Bewegung ...

Nach einigen Schritten gewahrten sie den Mulatten hinter einem Baumstamme verborgen stehen.

Er winkte sie heran ....

Jedes Geräusch vermeidend schlich man herbei.

Der Stamm war breit genug, alle zu bergen. Hinter demselben hervorlugend sah man aber in einer Entfernung von kaum vierzig Schritten einen großen Tiger.

Es war ein prächtiges Thier, gelbroth am Rücken, mit schwarzen augenförmigen Flecken an den Seiten. Der Jaguar lag auf seiner Beute, die wohl aus einem Rest des gestern geraubten Pferdes bestand.

„Massa!“ — flüsterte jetzt wieder der Mulatte, der vor Kampfeslust am ganzen Körper zitterte. — „Mulatt jetzt gehen lassen .... Massa hier bleiben ....“

Aber Humboldt hielt den Tollkühnen zurück:

„Bist Du wahnsinnig? — frug er ihn ernst und streng. — „Willst Du mit Deinem Leben spielen?"

Der Mulatte verstand ihn nicht; ein wildes triumphirendes Lächeln in den Zügen, zeigte er nur auf sein langes Messer und dann auf den Jaguar, der, seine Beute verzehrend und von Zeit zu Zeit die blutige Schnauze mit Begierde ableckend, vor Behagen ein dumpfes Knurren und Brüllen ausstieß.

Aber Humboldt ließ den Diener nicht los. „Laß uns das Thier von hier aus mit einer Kugel erlegen!" — sagte er jetzt leise. — „Unnöthig soll kein Menschenleben in die Schanze geschlagen werden."

Und Humboldt und Bonpland hoben die Büchsen.

In diesem Augenblicke raschelte etwas über ihnen. Unwillkürlich sahen Alle empor: es war der Schuster von Araya, der den Baum erstiegen hatte und dessen lange dürre Gestalt jetzt gravitätisch auf einem mächtigen Zweige saß, just wie Don Quixote einst auf seiner Rosinante.

So ernst der Augenblick war, überflog doch Aller Züge ein Lächeln; aber das Lächeln schwand bald, als in demselben Augenblicke ein furchtbares Brüllen erschallte.

Durch das Geräusch aufmerksam gemacht, hatte der Tiger aufgeblickt und seine Feinde erschaut.

Zwei Schüsse knallten; .... neues furchtbares Wuthgebrüll! ...... Der Tiger war getroffen, aber nicht tödtlich.

Als sich der Pulverdampf verzogen, sah man das Thier — vor Schmerz und Wuth schäumend, die Augen wie in bluthrother Gluth funkelnd, Tod und Verderben im Blick — zum Sprunge fertig. Kopf und Vorderleib waren bis zur Erde geduckt, der Hinterleib erhoben, der stark angelaufene Schwanz hoch aufgerichtet.

Mit dem Ausdruck unaussprechlicher Wuth suchte das gereizte Thier seine Beute.

Plötzlich blitzten seine Augen noch wilder auf .... es hatte den Mulatten erschaut, der, auf dem Bauche liegend, wie eine Schlange zu ihm herankroch.

Humboldt und Bonpland gewahrten es mit Schrecken. Sie luden, so schnell sie konnten, ihre Büchsen auf's Neue; aber noch waren sie damit nicht zu Ende, als der Tiger mit einem ungeheuren Satze auf den Herankriechenden lossprang.

„Er ist verloren!" — rief Humboldt bleich und entsetzt.

Aber so schnell als der Jaguar sprang, so schnell hatte der Mulatte auch den Moment zum Stoße erhascht. Sicher erreichte das Thier seine Beute; aber sicherer noch saß ihm das lange Messer in Brust und Herz.

Ein Brüllen, das die Schlucht erzittern und Humboldt und Bonpland selbst beben machte, erfolgte. Dann quollen Blutströme aus Wunde, Maul und Nase des Thieres ... es brach zusammen und verendete unter kurzem Zucken.

Alle athmeten hoch auf. Der Mulatte war in die Höhe gesprungen. Eine wilde Siegesfreude glänzte in seinen Zügen, und, den Fuß auf den Nacken des erlegten Thieres setzend, rief er:

„Mulatte gut gestoßen haben! .... Massa! gut gestoßen .... Tiger mit einem Stoß todt sein .... !"

„Du bist ein verwegener Bursche!" — sagte jetzt Humboldt, indem er mit Bonpland hinzutrat. — „Wie leicht hätte Dir dies Wagniß das Leben kosten können."

„Bah! Massa!" — rief der Mulatte strahlend vor Entzücken. — „Mulatt nicht Furcht haben ...... gern Leben wagen vor Massa! Massa gut Herr sein!" ....

„Nur das Leben des Gerechten ist vor dem Herrn gewogen!" — sagte in diesem Momente eine feierliche Stimme hinter Humboldt und Bonpland. Sie wandten sich: es war der Schuster von Araya, der bereits, als er den Jaguar verenden gesehen, von dem Baume herunter gekommen war.

„Nur das Leben des Gerechten ist vor dem Herrn gewogen!" — wiederholte er mit so hoheitsvollem Ernste, als habe er selbst die That der Errettung vollbracht. — „Ich habe

schon ganz andere Thiere erlegen sehen, wobei mehr als eine Gelb- oder Rothhaut blieb."

„Und sind die Indianer keine Menschen?" — frug Humboldt vorwurfsvoll.

„So eigentlich kaum!" sagte das Orakel und wollte eben anheben, Humboldt und seinen Freund dahin zu unterrichten, daß nur die weißen Menschen von Adam und Eva abstammen, die Gelb-, Braun- und Rothhäute aber von den großen Affen im Innersten der Urwälder, ... als glücklicherweise Bonpland mit Entschiedenheit auf die Fortsetzung des Weges nach der Schlucht drang.

Er dachte mit Herzklopfen an Nunu.

War sie da? .... sollte er sie hier wieder finden? .... Hatte nicht vielleicht die gefährliche Nachbarschaft der Jaguar's die Flüchtlinge schon früher vertrieben? .... Hatten ihre Schüsse sie nicht verrathen?

Der letzte Gedanke quälte ihn fast am meisten.

O Gott! wenn sie seine Nähe ahnte, und durch die beiden Männer doch wieder fortgerissen wurde!

Er drängte mit Ungeduld, und Humboldt gab gerne nach. Nur der Mulatte ließ sich nicht abhalten, dem erlegten Tiger erst das prachtvolle Fell als Siegeszeichen abzuziehen.

„Schön Bette vor Massa!" — rief er ein über das anderemal. — „Gut Bett! .... Mulatt nachkommen mit gut Bett!"

So setzte sich der kleine Zug auf's Neue in Bewegung.

Es ging jetzt an einem zwei- bis dreihundert Fuß tiefen Abhange auf einem schmalen Pfade hin wie sie die Gletscher der Schweiz vielseitig aufzuweisen haben. Oft wußten Humboldt und Bonpland kaum, wo sie den Fuß hinsetzen sollten. Das Niederklettern war so mühselig, daß sie mehr wie einmal versucht waren, nach den Stengeln der Lianen zu greifen, die überall von den Bäumen wie große Stricke herabhingen.

Hier aber machte sich die Weisheit des Schusters von Araya doch einmal in der That nützlich:

„Nicht! nicht!" — rief er dann jedesmal in seinem Orakelton, und als ihn Bonpland frug, warum er davor warne sagte er mit Salomo'schem Ausdrucke: „Der da steht, der sehe, daß er nicht falle! .... diese Gewächse sind wie schlechte Freunde, sie hängen nur locker an den Aesten, die sie umschlingen und aussaugen; ihre Stengel aber haben zusammen ein ansehnliches Gewicht, und wenn man sich auf sie verläßt und auf abschüssigem Boden sich an ihnen halten will, läuft man Gefahr, die ganze Wirthschaft niederzureißen und mit ihr in den Abgrund zu stürzen."

Uebrigens konnten die beiden Naturforscher kaum die Pflanzen alle fortbringen die sie bei jedem Schritte aufnahmen.

Die Cannas, die Heliconien mit schönen purpurnen Blüthen, die Costus und andere Gewächse aus der Familie der Amonen wurden hier acht bis zehn Fuß hoch. Ihr helles frisches Grün, ihr Seidenglanz und ihr strotzendes Fleisch stachen grell von dem bräunlichen Ton der Baumfarn mit zartgefiedertem Laube ab.

Der Schuster von Araya schien aber hier ganz in seinem Elemente. Der Ausdruck seines Gesichtes erinnerte an die Eule der Minerva. Er war ganz Selbstbewußtsein und Weisheit .... jeder Zoll .... Selbstbewußtsein und Weisheit!

Bald hieb er mit einem Messer Kerben in die Baumstämme und machte die Reisenden auf die Schönheit der rothen und goldgelben Hölzer aufmerksam, die einst — seiner Voraussage nach — von den Möbelschreinern und Drehern Europa's noch sehr gesucht werden sollten. Bald zeigte er ihnen seltene Gewächse, die, nach seiner Behauptung, nur in und um die Schlucht von Cuchivano — und sonst nirgends mehr in der Welt — vorkamen.

So zum Beispiel, ein Gewächs mit zusammengesetzter Blüthe, das zwanzig Fuß aufschoß. Humboldt und Bonpland erkannten es für Eupatorium laevigatum, Lamarck, die sogenannte „Rose von Belveria" [Brownea racimosa,] berühmt wegen ihrer herrlichen, purpurrothen Blüthen.

Ein anderes Gewächs, das nach dem gelehrten Schuster von Araya nur in der Cuchivano-Schlucht vorkam, ergab sich als das bekannte „Drachenblut," eine damals noch nicht beschriebene Art Croton, deren rother, adstringirender Saft zur Stärkung des Zahnfleisches gebraucht wird.

Plötzlich aber — der Weg war wieder bequemer geworden und führte nun an einem Bache hin, der aus der Schlucht kam — blieb der Schuster ganz stehen.

Seine Mienen hatten jetzt den höchsten Grad des Ausdruckes der Weisheit erlangt. Humboldt glaubte sich vor dem Hohenpriester des Delphischen Orakels.

„Und was gibt es jetzt?" — frug Bonpland ungeduldig, da er nach der Höhle wollte.

Aber der Schuster legte feierlich und würdevoll den Zeigefinger der rechten Hand, als Signal des Schweigens, auf den Mund; . . . dann machte er das Zeichen des Kreuzes und sagte:

„Im Namen der allerheiligsten Jungfrau betreten wir die Schlucht von Cuchivano! Im Namen des Dreieinigen banne ich alle bösen Geister! Im Namen des Heils thuet euch auf, ihr Lager des edlen Goldes!"

Humboldt lächelte.

„Und glaubt Ihr hier in Wirklichkeit Gold zu finden?" — frug er jetzt den Schuster.

„Ich glaube es nicht!" — sagte dieser fast beleidigt — „ich weiß es, daß sich hier Goldlager befinden!"

„Und ich" — versetzte Humboldt gelassen — „zweifle sehr daran."

„Warum?" — frug das Orakel finster.

„Die Kiese in den Quarzgängen des Glimmerschiefers sind allerdings sehr goldhaltig! — sagte Humboldt ruhig. — „Hier aber haben wir Mergelschiefer vor uns; und nichts berechtigt bis jetzt zu der Annahme: daß Gold im Mergelschiefer vorkomme."

Der Schuster hatte schweigend zugehört; aber er fand Humboldt's Aeußerung, seiner Weisheit gegenüber, so verworren und nichtssagend, daß er sie keiner Antwort würdigte. Auch daß sich der ungeduldige Franzose wegschlich, bemerkte er in seinem heiligen Eifer nicht. Dagegen zog er jetzt ein eigenthümliches Ding aus seinem Gürtel wo es bis dahin in Vorsicht verborgen, geruht hatte.

Es war eine Ruthe: der Gabelzweig irgend eines Strauches.

Feierlich nahm er die beiden Enden dergestalt in die Hände, daß die Finger nach oben zu gerichtet, die äußeren Handflächen dem Boden zugekehrt waren.

Die Gabel der Ruthe stand regelrecht zwischen den Händen in die Höhe und von der Brust des Trägers genau einen Fuß ab.

Noch spielte das Lächeln um Humboldt's Mund. Humboldt kannte ja aus der Heimath her den Aberglauben mit der Wünschelruthe.

„Und was soll es damit?" — frug er jetzt fast mit Bedauern. — Es reuete ihn, sich durch die Verabredung mit dem Manne manchen unnöthigen Aufenthalt geschaffen zu haben.

„Was es damit soll?" — wiederholte der Schuster, ohne sich in seinem ernstfeierlichen Wesen stören zu lassen. — „Das ist eine Wünschelruthe, Herr, die, in meinen Händen unfehlbar den Ort angibt, wo Gold in der Erde verborgen liegt."

„Lieber Mann . . . ." — fiel hier Humboldt ein; aber der Schuster ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Das versteht Ihr nicht. Diese Ruthe ist, der Vorschrift nach, am heiligen Charfreitage vor Sonnenaufgang geschnitten worden: mit dem Gesicht nach Morgen gekehrt und noch naß vom Morgenthau. Sie schlägt also auf Gold an"

„Aber, bester Freund . . . ."

„Geschnitten ist sie worden" — fuhr der Schuster ruhig, stolz und fest fort — „mit dem heiligen Zauberspruch; hier, nahe der Zauberhöhle von Cuchivano . . . ."

„Aber . . . ."

„Mit dem gottgeweihten Spruche:

„Gott grüße dich, du edel Reiß,
Ich komme auf der Jungfrau Geheiß!
Mit Gott dem Vater such' ich dich,
Mit Gott dem Sohne find' ich dich,
Mit Gott des heil'gen Geistes Kraft

Brech' ich deinen stolzen Schaft.
Dich beschwörend allzumal,
Mir zu zeigen in Berg und Thal,
Wo in seiner rothen Gluth
Gold in tiefen Lagen ruht.
Zeig' mir dies, so gewißlich und wahr,
Zeig' es mir so rein und klar,
Als Maria eine Jungfrau war,
Da sie unsern Herrn Jesum gebar."*)

Humboldt ward die Sache doch jetzt etwas zu stark; eben wollte er vernünftige Einsprache erheben, als der Schuster ein gebieterisches „Halt!" erschallen ließ.

Die Ruthe fing in seinen Händen zu zittern an.

„Seht Ihr! seht Ihr, Herr!" — rief der Mann jetzt triumphirend — „sie spürt schon Gold!"

„Oder bewegt sich unter dem Einfluß Eurer aufgeregten Nerven!" — sagte Humboldt ruhig.

„O nein! nein!" — entgegnete der Goldsucher mit einem fast fanatischen Ausdrucke. — „Seht nur! seht nur! .... und jetzt ... jetzt schlägt sie an: Eins — zwei — drei — vier ...."

Und so ging es weiter, bis das Reiß in den vor Aufregung bebenden Händen des alten, dürren, mumienhaften Mannes achtundzwanzigmal stark nach der Erde geschwankt hatte.

„Gold! Gold!" — rief jetzt der Schuster — „ich hab' es ja gesagt: Gold! .... 3 Schläge bedeuten Quecksilber, 6 Schläge Wismuth, 9 Schläge Schwefel, 10 Eisen, 12 Blei, 14 Zinn, 15 Kupfer, 21 Silber und 28 Gold!"

„Aber, lieber guter Mann!" — hub hier wieder Humboldt milde an — „seht Ihr denn nicht, daß Ihr Euch selbst täuscht?"

Aber der Schuster hörte keine Sylbe von dem, was sein Begleiter sagte. Er hatte sich in seiner Extase niedergekniet und schaute nun mit weit geöffneten Augen in eine kleine Grube, über die hingebeugt er ein über das anderemal rief: „**Das ist die Goldgrube von Cuchivano!** .... O! .... heilige Jungfrau! .... wie es da unten blinkt und glitzert!"

Humboldt, dem es um den Verstand des Schusters bange ward, trat näher.

Die angebliche Goldgrube von Cuchivano war aber in der That nichts als ein Loch, das man in eine der schwarzen Mergelschichten des hier zu Tage kommenden Kalkes zu graben angefangen hatte. Aber .... es blinkte wirklich etwas wie Gold daraus hervor. Einen Mann wie Alexander von Humboldt konnte nun freilich diese Erscheinung nicht täuschen. Er wußte ja — schon ehe er das blinkende Gestein näher untersucht hatte — was es war: **Schwefelkies**, an dem Mergelschichten im Alpenkalk oft reich sind. Allerdings hat dies Mineral für die Augen der Nichtkenner viel Aehnlichkeit mit Gold, da es Goldgelb ist und in Metallglanz schimmert und blinkt, man ihm daher auch nicht ansieht, daß es Kupfer statt Goldes enthält.*)

Aber was half es jetzt Humboldt, den, über seine Weisheit und seinen Fund in Extase gerathenen Schuster von Araya auf freundliche und ruhige Weise aufklären zu wollen; was half es Humboldt, ihm darzuthun, daß man aus dieser angeblichen Goldgrube höchstens Alaun und Eisenvitriol gewinnen könne .... der Mann Gottes blieb fest und steif auf seiner Behauptung: die vorliegenden Metallproben seien Gold! ...... echtes, lauteres, reines Gold! ...... und — der Wünschelruthe zufolge — müßten hier große und reiche Goldlager im Schooße der Erde verborgen sein.

„So wollt Ihr also gar keine Vernunft annehmen?" — frug Humboldt endlich, von den vielen Vorstellungen fast erschöpft.

---

*) Dieser Spruch ist noch heute, selbst an vielen Orten des gebildeten Europas beim Schneiden der Wünschelruthen üblich, da der Aberglaube, der sich an Wünschelruthen knüpft, noch keineswegs überwunden ist.

*) Schwefelkies (FeS) kommt theils krystallisirt, theils in körnigen Massen oder Blättchen eingesprengt vor. Er ist speisgelb, **goldgelb**, messinggelb, rothgelb, auch braun oder bunt angelaufen und schön metallisch glänzend. Härte = 6 bis 6.5. G = 4.9 bis 5.1.

Er kommt in allen Gebirgsbildungen in den verschiedensten Erzlagerstätten, auch sehr häufig zerstreut vor. Man kann ihn zu Darstellung des Schwefels benutzen, indem man ihn röstet und den Schwefel sublimirt. Der Rückstand gibt Eisenvitriol.

Aber der Mann Gottes richtete sich jetzt stolz und finster auf. Dann sagte er mit wegwerfendem Tone:

„Dem es Gott gegeben hat, wird es der Mensch nicht nehmen! Ich habe Euch schon gesagt: daß der Schuster von Araya weder Gold noch Perlen bedarf: er hat seinen weißen Gästen beides geschenkt. Sind sie verblendet, so mögen sie das Gold liegen lassen. So viel ist aber gewiß, daß einst nach einem großen Erdbeben, das Wasser dieses Baches so viel Gold mit sich führte, daß Männer, die weit herkamen und von denen man nicht wußte, wo sie zu Hause waren, Goldwäschen hier anlegten."

„Und was ist denn aus diesen Männern und ihren Goldwäschen geworden?" — frug Humboldt.

„Sie sind bei Nacht und Nebel verschwunden, nachdem sie eine Menge Gold gesammelt hatten!" — sagte der Schuster.

„Lieber, Bester!" — rief hier Humboldt heiter — „daß sie bei Nacht und Nebel verschwunden sind, das glaub' ich gern; aber sicher nicht, weil sie Gold fanden, sondern ...... weil sie sich eben täuschten und keines fanden."

Jetzt aber hatte Humboldt das Selbstbewußtsein des Schusters von Araya doch etwas schwer verletzt. Die mumienhaften Züge des Castilianers nahmen einen Ernst und eine königliche Hoheit an, die Philipp II., der in seinen Reichen die Sonne nicht untergehen sah, Ehre gemacht haben würden.

Schweigend barg er seine Wünschelruthe wieder in dem Gürtel; dann hob er das kahle Haupt hoch empor und rief:

„Wende deine Augen ab, daß sie nicht sehen nach unnützer Lehre! — sagt der königliche Sänger in seinem 119. Psalme. So will auch ich verschlossenen Ohres dahin gehen, von wannen ich gekommen bin. Ich habe Euch Gold und Schätze gegeben, so Ihr sie nicht wollt nehmen, so lasset sie liegen."

Und der Mann Gottes wandte sich in der That zum Weggehen.

„So laßt uns wenigstens in Frieden scheiden!" — sagte jetzt Humboldt, dessen dankbares, menschenfreundliches Herz dem Manne trotz seiner Einbildung und Beschränktheit wohl wollte — „und nehmt von mir zum Andenken ...."

Aber der Schuster fiel ihm abwährend in das Wort: — „Eigennutz ist eine Tochter des Satans! — Laßt mich ziehen, wie ich gekommen bin; aber vergeßt — auch wenn Ihr nach Europa heimgekehrt seid — den Schuster von Araya nicht, und bereut es nimmer, daß Ihr so thöricht waret, seinen Worten keinen Glauben zu schenken!"

Und dies sagend, verschwand er in einer der vielen Zerklüftungen der Felsen.

Humboldt blickte ihm fast mit Rührung nach; als er sich umkehren wollte, stand Bonpland mit bleichem Antlitze vor ihm.

„Nun?" — frug Humboldt überrascht.

„Nunu war diese Nacht hier!" — versetzte der Gefährte mit dem Tone der Verzweiflung — „aber man hat sie wieder weiter gebracht."

„Und woher wissen Sie dies?" — frug Humboldt abermals.

„Weil ich dies in der Höhle fand!" — sagte Bonpland mit gepreßtem Herzen und zeigte dem Freunde eine noch nicht lange abgepflückte Feuerblume.

In den Llanos.

Am Fuße des hohen Graniträckens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas, und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten Grün des thaitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ersten Schatten der Cacaogebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne den Horizont begränzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden

Rand einer pflanzenleeren Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche bemerkbar höher als die angränzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam im Geist der Sprache den alten Zustand der Dinge ahnend, da jene Erhöhungen in der That Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Denn wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten, oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln, in der untern Schicht der wogenden Dünste, glaubt man der küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in dem die leichtbewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt. Todt und starr dagegen liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsruine eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigenthümlichen Charakter, eine Physiognomie, die durch ihr Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres, bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Haideländer, die von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhüglichter Oberfläche, wenn man sie mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Missouri und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und das kleine Moschusthier umherschwärmen.

Einen größeren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Oceans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen gesucht: sie sind Theile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt, oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelreichen Oasis vom Siwah, die Trümmer des Ammon-Tempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schooße der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste, und verscheuchen das vorübereilende Gewölke. Heerden von Gazellen, schnellfüßige Strauße, dürstende Pantherthiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermeßlichen Raum. Nicht so in den Llanos Südamerikas.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guayana, von den Schneebergen von Merida an deren Abhang der Natrum-See Urao ein Gegenstand des religiösen Aberglaubens der Eingebornen ist, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und des Vichata bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare, oder bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, den spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramo de la Suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens, nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 19,000 Quadratmeilen ein. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begränzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der casuarähnliche Touyou ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Colonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille (Gürtelthiere,) welche rattenartig den unterirdischen Hasen in seiner Höhle aufschrecken; Heerden träger Chigvires,

schön gestreifte Viverren (Zibetthier,) welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars (Tiger,) die den jungen selbsterlegten Stier am Hügel mit Leichtigkeit aufwärts schleppen diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerheerden, die ohnedies die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächerpalme, Mauritia, zerstreut umher,. Weit berühmt sind ja die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco die unbezwungene Nation der Guarannen. Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben.

Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schüren die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfährt, sieht die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt.

So verdanken die Guaraunen die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren, halbflüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, einer hohen Freistatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten leiten wird.

Aber nicht blos sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzen-Metamorphose, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha-Wurzel, in dünnen brodartigen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrene Saft des Baums ist der süße berauschende Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie, nach völliger Entwicklung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insect, das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist) die Existenz eines ganzen Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Weiter hinaus in den Llanos liegen, Tagereisen von einander entfernt, einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheuere Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewunderungswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn, unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne, die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die Luftdünne, durch die vielleicht elektrisch-geladene Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Fischer fürchtet. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmälig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor Verdünstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier, unbeweglich, das Krocodil und die Boaschlange, tief vergraben im trockenen Let-

ten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des geborgenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. In dichte Staubwolken gehüllt, und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachlichten Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern, und den kühlen Distelsaft zu trinken.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen, während des Schlafes, vampyrartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Hippobosken und eine Schaar stechender Insecten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte, phosphorartige Schimmer die Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mannichfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Im hochaufschießenden Grase versteckt sich der schöngefleckte Jaguar und erhascht die vorüberziehenden Thiere in mächtigem Sprunge, gleich dem asiatischen Tiger.

Bisweilen auch sieht man an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulcane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblickes kundig ist, flieht die Erscheinung; denn sicher ist es alsdann: eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil, steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmälig die Flüsse, welche die Ebene südlich begränzen: der Arauca, der Apure und Payara, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnen-Wasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tag verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen.

In der großen und wilden Natur leben aber auch mannichfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch,

dem Ackerbau fremd: Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit (wie die Otomaken und Jaruren;) andere haben sich angesiedelt und leben von selbst erzielten Früchten. Sie sind verständiger und sanfter von Sitten, wie die Maquiritarer und Makos. Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen, bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß einst auch diese Einöde der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie die Form biegsamer Sprachen, die zu den unvergänglichsten Denkmälern der Menschen gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir dagegen an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guayana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier ganze Völkerstämme das ausgesogene Blut ihres Feindes: andere würgen ihn, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumnagel. Die schwächeren Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung, sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwiste der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden die Menschenbrust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden,

Dies war auch jetzt bei Humboldt der Fall.

Seit Alexander von Humboldt's Besuch der Schlucht von Cuchivano waren Tage vergangen — Tage mühseligen Wanderns, — Tage neuer Messungen, Forschungen und Entdeckungen, — Tage vergeblichen Suchens nach der unglücklichen Nunu!

Die Reisenden hatten jede Spur der flüchtigen Zambo's verloren. Bonpland war gefaßt, Nunu nie wiederzusehen. Aber Bonpland war Mann, er verschloß von jetzt an seinen Schmerz, wie es dem Manne bei unabweisbaren Schicksalsschlägen zusteht, in seiner Brust. Schweigend und ernst folgte er Humboldt und rieth selbst: nicht mehr von ihrem ursprünglichen Reiseplan abzulenken.

So richteten die Freunde also ihren Weg nach dem Kloster Caripe, dem Hauptorte der Chaymas-Missionen. Die Berge Cocollar und Turimiquire sollten dabei bestiegen werden.

Der Pfad lief zuerst meilenweit ostwärts über die Hochebene von Cumanacoa, dem alten Seeboden, dann bog er nach Süd ab. Die Reisenden kamen durch die kleine indianische Niederlassung Aricagua, die, von bewaldeten Hügeln umgeben, sehr freundlich dalag.

Von hier an ging es bergauf. Nicht leicht sind ja die Hochgenüsse einer solchen wissenschaftlichen Reise zu gewinnen! Zweiundzwanzigmal mußten Humboldt und Bonpland über den Pututucar, ein reißendes Bergwasser voll Kalksteinblöcke, setzen.

Als sie die Höhe des Berges Cocollar erreicht hatten, sahen sie zu ihrer Ueberraschung keine Wälder, nicht einmal Bäume mehr.

Es war eine ungeheure, mit riesigen Gräsern bewachsene Hochebene, die sich jetzt vor ihren Blicken ausdehnte.

Nur Mimosen mit halbkugeliger Krone und drei bis vier Fuß hohem Stamme unterbrachen die öde Einförmigkeit der Savanen .... der Savanen, von welchen Humboldt und Bonpland bis dahin schon so viel gehört, so viel gelesen hatten ...... die sie aber

jetzt zum erstenmale in Wirklichkeit vor sich sahen!

Und mitten in dieser Savana lag ein einzelner Hof. Hier hielt Humboldt mit seiner kleinen Karavane; — hier verweilte er, trefflich verpflegt von dem schlichten, freundlichen Besitzer, drei Tage und drei Nächte; — und hier war es auch, wo eben jetzt Alexander von Humboldt in stiller Mitternacht, in Anschauung und Gedanken verloren, einsam vor dem bescheidenen Blockhause saß.

Und der wunderbaren Gedanken und Gefühle stürmten gar manche auf ihn ein ....

Wie still, wie unaussprechlich einsam war der Ort! .... wie einsam fühlte sich in diesem Momente Humboldt selbst!

Auch hier, so weit das Auge reichte, nichts .... Nichts .... als kahle Savanen ....!

Nur hier und da eine prachtvolle Lobelia mit purpurnen Blüthen, über hundert Fuß aufgeschossen; oder der Pejoa, weit und breit im Lande berühmt, weil seine Blätter, wenn man sie zwischen den Fingern zerreibt, einen köstlichen aromatischen Geruch von sich geben.

Und welche herrliche frische Luft und welche Stille der Nacht! ....

Bonpland und der Eigenthümer des Hofes, die neben Humboldt gesessen, und sich bis dahin mit ihm der Kühle der Nacht und der Pracht der Natur erfreut hatten ... waren nachgerade eingeschlafen.

Wunderbares Schicksal, das einen einzelnen Menschen hierher verschlagen konnte!

Humboldt's freundlicher Wirth war einst mit einer Mannschaft, die an der Küste des Meerbusens von Paria Holzschläge für die spanische Marine einrichten sollte, in die neue Welt gekommen.

In den großen Mahagoni-, Ceder- und Brasilholzwäldern, die um das Meer der Antillen her liegen, dachte man die größten Stämme auszusuchen und sie jährlich auf die Werfte von Caraquez bei Cadix zu schicken.

Aber die weißen, nicht acclimatisirten Männer mußten der anstrengenden Arbeit, der Sonnengluth und der ungesunden Luft der dortigen Wälder erliegen. Dieselben Lüfte, welche mit den Wohlgerüchen der Blüthen, Blätter und Hölzer erfüllt sind, führen den Keim der Auflösung den Organen des menschlichen Körpers zu.

Bösartige Fieber entstanden; sie rafften mit den Zimmerleuten der königlichen Marine auch die Aufseher der neuen Anstalt weg, und die Bucht, der die ersten Spanier wegen des trübseligen, wilden Aussehens der Küste den Namen „Golfo triste" gegeben, wurde das Grab der europäischen Seeleute.

Der Bewohner des einsamen Hauses in der Savane hatte das seltene Glück, diesen Gefahren zu entgehen. Nachdem auch er die Seinigen hatte hinsterben sehen, zog er weit, weit weg von der unseligen Küste, auf die Berge des Cocollar ....

Ohne Nachbarschaft, ... einsam und allein für sich .... im ungestörten Besitz eines Savanenstriches von fünf Meilen .... genoß er jetzt hier der Unabhängigkeit, wie die Vereinzelung sie gewährt, und jener stillen Heiterkeit des Gemüthes, wie sie schlichten Menschen eigen ist, die nach langen Kämpfen und harten, aber überwundenen Schicksalsschlägen, sich durch eigene Kraft ein neues Dasein gegründet haben.

Wunderbares Schicksal! Humboldt dachte jetzt über dich nach. Du warst hart, aber ...... du wärest ihm doch lieber gewesen, als das .... des Priors von San Fernando!

Menschenschicksale, wie seid ihr überhaupt oft so sonderbar gewoben! .... Auch an den jungen Asturier dachte er jetzt wieder, der mit ihm ausgezogen nach der neuen Welt, und der so früh gestorben, ... den sie so still in das Meer gesenkt, und dessen Schädel vielleicht jetzt zwischen Corallen ruhte, während der Geliebten Augen sich roth und matt weinten.

Menschenschicksale! ..... Aber warum diese Erscheinung? ...... warum ihr Bild jetzt? .... warum das Bild Cecily's?

Ein Seufzer stahl sich schwer und bang aus Humboldt's Brust ....

Wo war sie jetzt wohl? .... wo mochte sie jetzt weilen? .... und wie ging es ihr? .... O! es waren doch schöne .... schöne Zeiten! — — — — Humboldt strich sich

mit der Hand über das Gesicht und blickte aufwärts.

Lange saß er so da .... schauend .... staunend .... denkend! ....

Endlich sagte er leise vor sich hin:

„Nichts ist doch dem Eindruck majestätischer Ruhe zu vergleichen, den der Anblick des gestirnten Himmels an diesem einsamen Orte hinterläßt. Ist es denn nicht ein ungeheurer Weltgarten, der da in seiner ganzen Unermeßlichkeit vor uns aufgedeckt liegt? Ist denn nicht auch dort, wie auf unserer kleinen Erde, ewige Entwicklung, ewiger Fortschritt?"

Humboldt schwieg einen Augenblick in Schauen verloren; dann fuhr er leise fort:

„Wie wir in unseren Wäldern dieselbe Baumart gleichzeitig in allen Stufen des Wachsthums sehen, und aus diesem Anblick, aus dieser Coexistenz den Eindruck fortschreitender Lebensentwicklung schöpfen, so erkennen wir auch in dem großen Weltgarten dort oben die verschiedensten Stadien allmäliger Sternbildung. Der Proceß der Verdichtung, den Anaximenes und die ganze ionische Schule lehrte, scheint hier gleichsam unter unseren Augen vorzugehen. Welch' ein Gegenstand des Forschens und des Ahnens für unsere Einbildungskraft! .... Was in den Kreisen des Lebens und aller inneren treibenden Kräfte des Weltalls so unaussprechlich fesselte, ist ja doch minder noch die Erkenntniß des Seins, als die des Werdens; .... sei dies Werden auch nur ein neuer Zustand des schon materiell Vorhandenen.

Und welche Reihe der Gedanken hatte sich nun wieder Humboldt geöffnet! ....

Wohl eine Stunde hing er ihnen schweigend nach. Er dachte des Inhaltes der Welträume, der Vertheilung der Materie, des Seienden und Werdenden, ... der, zu rotirenden oder kreisenden Weltkörpern verdichteten Materie und der selbstleuchtenden dunstförmigen Lichtnebel.

Sein gewaltiger Geist war unter den Millionen Sonnen und Welten der Unendlichkeit.

Er sah den, in bestimmten Formen geschiedenen Weltdunst in steter Veränderung begriffen. Er sah ihn auftreten, scheinbar in kleinen Dimensionen, als runde oder elliptische Scheibe einfach oder gepaart, bisweilen durch einen Lichtfaden verbunden; bei größerem Durchmesser: vielgestaltet, langgestreckt, ... als Ring und Fächer! .... Er sah im Geiste dritthalbtausend solcher unauflöslicher Nebelflecken!

Welch' Räthsel, welche Aufgabe des Denkens?! ....

Er sah planetarische Nebel zu Sternen sich bilden, ... er sah Sternenschwärme .... das unermeßliche Heer der Firsterne ...... das Sonnenmeer der Milchstraße ...... Massen von Kometen auf excentrischen Bahnen das Weltall durchschweifen.

So saß Alexander von Humboldt in der wunderherrlichen Nacht vor dem einsamen Hause in der Savane und sah und sann und dachte; .... denn auch dort oben, in den Sphären der Sterne, war sein großer, wissensreicher Geist so gut zu Hause, als hier unten auf der kleinen Erde. — — — —

Da ...... plötzlich! ...... führten ihn eigenthümlichunbehagliche Empfindungen aus jenen Sphären zurück in Gegenwart und Wirklichkeit.

Das Athmen ward ihm schwer ...... es kam ihm vor, als ob sich mit einemmale die erfrischende Kühle der Nacht verloren und eine bedeutend erhöhte Temperatur eingetreten sei.

Und, in der That ..... es war so! ....

Der Horizont vor ihm und zu beiden Seiten — er saß mit dem Rücken gegen das Blockhaus gelehnt — schien dabei, obgleich er bis dahin hell und rein gewesen, wie mit Höhenrauch überzogen.

Was war von dieser sonderbaren Erscheinung die Ursache?

Nichts war zu sehen, — nichts zu hören! .... alles blieb todtenstill!

Ein tiefes Schweigen lag über der Savane.

Und Schweigen .... tiefes Schweigen .... ist ja der Charakter der Savane.

In diesem endlosen Raum verhallt jeder Ton.

Nur auf die Erde hingeworfen, hörst du den Flintenschuß, hörst du den Galopp des Pferdes, den Trab des Büffels. Nirgends kann sich der Schall brechen, überall saugen ihn die tausend und abertausend Grasspitzen ein. Schweigend grast das Thier, schweigend flüchtet es vor dem Feinde, schweigend greift dieser es an, und nur verwundet stößt es einen Schrei des Schmerzes oder der Wuth aus, vor dem es aber, sobald er erschallt, selbst erschrickt!

Aber sonderbar! ..... diese majestätische Ruhe, die eben Humboldt noch so sehr entzückt, so mächtig gehoben, mit solchen Hochgefühlen erfüllt hatte ..... sie lag jetzt drückend, wie mit Bergeslast, auf ihm. Es überkam Humboldt ein Gefühl von Aengstlichkeit, das ihm sonst ganz fremd war.

Er stand auf, in der Hoffnung, sich das Athmen zu erleichtern, ... umsonst!

Und war das nicht ein leichter dünner Rauch, der jetzt die Luft erfüllte?

Erschrocken sah Humboldt nach dem Blockhause, ob dasselbe nicht brenne?

Es stand ruhig und unverzehrt.

Aber der Rauch in der Luft wuchs, ... schon fing eine dichtere Schichte desselben an, die Sterne zu verdecken.

Und heißer ward die Luft und schwüler ...... manchmal war es, als ob sie sich in einen Gluthstrom verwandele.

Der heiße Strom strich dann, mit der Richtung eines Luftzuges, der sich erhoben hatte, über das Haus her. Er kam also von der Seite, welcher Humboldt den Rücken zugekehrt hatte.

„Was mag es nur geben?" — sagte dieser jetzt vor sich hin und ging nach der anderen Seite des Gebäudes. Hier aber blieb er überrascht stehen; Morgen konnte es noch nicht sein, und doch färbte hier den Horizont ein purpurner Streif, der an dem ganzen Himmel in unabsehbarer Ausdehnung hinlief.

Und der Schein ward immer heller, größer, intensiver! .....

Gluth und beengende Schwüle wuchsen!

Mit einemmale kam es Humboldt vor, als schüttere die Erde .....

Er dachte an Erdbeben; aber was er fühlte waren keine Erdstöße, es war auch keine wellenförmige Bewegung des Bodens ..... es war ..... ein Schüttern desselben, als ob mehrere Regimenter Cavalerie angesprengt kämen.

Und bewegte sich denn nicht dort auch wirklich die ganze Savane? — Von dem röthlich hellen Scheine, der immer wuchs, beleuchtet, wogte die Steppe mit ihrem mannshohen Grase, wie das aufgeregte Meer. Aber das konnte der Wind nicht hervorbringen ...... tausendfach tauchte es auf wie Köpfe ......

„Gerechter Himmel!" — rief Humboldt" — sollten das Indianer sein? .... sollte ......?"

In diesem Augenblick kam die Gluth zum Ersticken ..... der Himmel war schwarz von Rauch .... Brandgeruch zog über die Ebene und jetzt vermochten Humboldt's scharfe Augen auch ein Bewegen in dem Gluthstrich zu erkennen.

Eine entsetzliche Ahnung ging in Humboldt auf.

Rasch und so schnell er konnte, eilte er zu Bonpland und dem Besitzer des Blockhauses, beide zu wecken.

Sie fuhren entsetzt in die Höhe; aber ihr Schrecken wuchs noch, als auch sie das Zittern der Erde fühlten und ein Stampfen derselben ihre Ohren traf, als ob tausende und abertausende von Rossen daher brausten.

Und in der That kam es auch daher gebraust als ob die ganze Hölle losgelassen sei!

Bonpland und der Mann der Savane, hatten noch nicht so viel Zeit gehabt, sich zu erheben, als zu beiden Seiten des Blockhauses dichtgedrängte dunkle Massen mit der Schnelle des Windes in so wahnsinniger Flucht vorbeirannten, daß man sie im ersten Augenblicke nicht zu unterscheiden vermochte.

Bald aber zeigte es sich, was es war; es waren im tollsten buntesten Gemisch die Heerden des Blockhausbesitzers: Ochsen, Kühe, Pferde und Büffel, alles unter- und übereinander, und, zwischen diesen durch, Rudel von Wölfen, Rehen, Hirsche, ja selbst Jaguars in Menge. Furchtbar glühten die Augen der Büffel, die, den Kopf fast bis zur Erde her-

abgedrückt, wild schnaufsten und ihre Spur in Strichen weißen Schaumes hinterließen, der ihnen aus Maul und Nase rann. Hoch über sie weg setzten in Todesangst schnellfüßige Pferde; die Tiger flohen, ihr Leben instinktmäßig vor einem furchtbaren Tode zu retten, mit den Hirschen um die Wette; — ja so groß war die Angst der Tausenden von Thieren, daß sie, wie blind, einem Felsenabgrund entgegenjagten, in den Hunderte von ihnen hinabstürzten, um, zerschmettert, in der Tiefe zu verenden.

Dies alles überschauten — halb betäubt, bald erstickt — Humboldt und Bonpland, während die wilde Jagd in grausiger Schnelle unaufhaltsam fortging. Da stürzte ihr Wirth, der nach der hinteren Seite seines Hauses geeilt war, bleich wie der Tod, hervor und rief:

„Rettet Euch, rettet Euch, die Savane brennt!"

Und jetzt sahen auch die beiden Freunde, wie der ganze Rand des Horizontes in Flammen stand.

Es war ein einziges, ungeheueres, unabsehbares Feuermeer, das sich mit rasender Schnelle daherwälzte.

Was Humboldt wenige Minuten vorher nur als ein heller rother, meilenweit entfernter Strich erschienen, war jetzt eine himmelhohe, mit Blitzesschnelle vorwärtseilende Feuersäule.

„Fort! — fort!" — rief jetzt der Mann der Savane, indem er mehrere seiner Pferde, die sich gerade in einer Einfriedigung beim Hause befanden, hervorzog. — „Rasch! die Maulthiere an die Schwänze der Pferde gebunden und aufgesetzt."

Der Moment war so gebieterisch, daß Humboldt, Bonpland und die Diener ohne ein Wort zu verlieren, gehorchten.

„Fort jetzt!" — rief der Mann der Savane noch einmal — „oder Ihr seid Alle verloren ...... in einer halben Stunde ist hier alles Asche."

„Aber wohin?" — rief Humboldt, der mit den Anderen schon aufsaß.

„Den Thieren nach!" — entgegnete der Blockhausbesitzer. — „Der Instinkt führt sie sicher; aber haltet Euch links, denn rechts liegt der Abgrund!"

„Und Ihr!" — frug jetzt Humboldt entsetzt, da er den Mann keine Anstalt zur Flucht machen sah.

„Fort! fort!" — rief dieser — „um der heiligen Mutter Gottes Willen!"

„Und Ihr?!" — wiederholte Humboldt.

„Ich bleibe!" — sagte dieser ruhig. — „Noch einmal wechsele ich meine Lebensweise, meinen Aufenthalt nicht. Hier, wo ich glücklich war, hier will ich auch sterben. Lebt wohl! in einer halben Stunde bin ich mit meinem stillen Hause und meinem Eigenthume ein Häufchen Asche!"

„Herr!" — rief Humboldt, vor Entsetzen starr, aber er konnte nicht ausreden. Wie mit höllischen Zungen leckten die Flammen heran. Die zitternden, schweißbedeckten Pferde, die schon bis daher kaum zu bändigen gewesen, ließen sich nicht mehr halten; — fort, fort ging es, im Sturme mit hinweggerissen, den fliehenden Tausenden nach!

In dem Augenblicke schossen zwei dunkele Gestalten auf wilden Rossen an ihnen vorbei. Die vordere hielt eine weibliche Gestalt in ihren Armen.

„Nunu!" — schrie Bonpland. Aber die Erscheinung war schon vorüber. — — —

Als die Sonne aufging ...... war die Savane ein einziges großes, ödes, unermeßliches Aschenfeld.

Die Höhle des Guacharo und die Geister der Verstorbenen.

Eine Allee von Perseabäumen führt zu dem Hospiz der aragonesischen Kapuziner. Unweit desselben, mitten auf einem großen Platze, steht ein Kreuz aus Brasilholz. Es ist mit Bänken umgeben. Kranke und schwache Mönche sitzen hier und beten in der feierlichen Stille der Natur ihren Rosenkranz.

Nahe genug lehnt sich das Kloster an eine ungeheuere, senkrechte, dicht bewachsene Felswand. Das blendend weiße Gestein blickt nur hin und wieder hinter dem Laube hervor.

Man kann sich kaum eine malerischere Lage denken; sie erinnert lebhaft an die Thäler der Grafschaft Derby und an die höhlenreichen Berge bei Muggendorf in Franken, nur daß an der Stelle der europäischen Buchen und Ahorne hier die großartigen Gestalten der Ceiba, der Praga und = Iraffepalmen treten.

Unzählige Quellen brechen dabei aus den Bergwänden, die das Becken von Caripe kreisförmig umgeben, und deren gegen Süd steil abfallende Hänge tausend Fuß hohe Profile bilden.

Diese Quellen, oft in den schönsten Wasserfällen von Fels zu Fels springend, kommen meist aus Spalten oder engen Schluchten hervor. Die Fruchtigkeit, die sie verbreiten, befördert den Wachsthum der großen Bäume, und die Eingeborenen, welche einsame Orte lieben, legen ihre Conuros längs dieser Schluchten an.

Bananen und Melonenbäume stehen hier um Gebüsche von Baumfarn; aber gerade dies Durcheinander von cultivirten und wilden Gewächsen gibt diesen Punkten einen eigenthümlichen Reiz.

An den nackten Bergseiten erkennt man die Stellen, wo Quellen zu Tage kommen, schon von weitem an den dichten Massen von Grün, die anfangs an dem Gestein zu hängen scheinen und sich dann den Windungen der Bäche nach in das Thal hinunter ziehen.

Hier, in diesem Asyle des Friedens, hatten Humboldt und Bonpland, nach den Schreckensstunden in der Savane, eine freundliche Aufnahme gefunden; ja die Mönche des Hospizes kamen den durch die Flucht bis zum Tode Erschöpften mit der größten Zuvorkommenheit entgegen. Humboldt ward in der Zelle des abwesenden Pater Guardians untergebracht, und da das Hospiz einen inneren Hof mit einem Kreuzgange, wie die spanischen Klöster hatte, so zeigte sich dieser Raum sehr bequem für die Reisenden, da sie hier ihre Instrumente vorzüglich unterzubringen vermochten. Auch seine Beobachtungen konnte Humboldt von da aus trefflich anstellen .... und .... welch' ein Glück, die Instrumente befanden sich, trotz der unseligen Flucht, ganz und ohne wesentlichen Schaden.

Aber es bedurfte auch für Humboldt und Bonpland eines solchen Asyles des Friedens, — einer so freundlichen Aufnahme, um sich von dem Schrecken und den Folgen jener Flucht aus dem Savanenbrande zu erholen.

In Humboldt's Seele zumal lag der Gedanke an den schrecklichen Untergang jenes vielgeprüften Mannes, der ihn so wohlwollend beherbergt, und der, nach allen Stürmen des Lebens, in jener Einsamkeit ein stilles Glück für sein Alter gefunden zu haben glaubte, — mit erdrückender Schwere; während Bonpland die düstere Erscheinung, die ihm, mitten in der rasenden Flucht, Nunu und die Gestalten der beiden Zambo's vorgespiegelt hatte, auf's neue aufstachelte und beunruhigte.

Und doch! .... war es nicht vielleicht nur eine Vorspiegelung seiner erhitzten Phantasie gewesen, was er in jenen Schreckensmomenten gesehen zu haben glaubte?

Humboldt wenigstens war entschieden für diese Annahme.

Jedenfalls war es für beide Freunde gut, daß sie in ihrem neuen Zufluchtsorte unerwartete Zerstreuung fanden.

Trafen sie doch in dem Kloster eine zahlreiche Gesellschaft; junge, vor Kurzem aus Europa angekommene Mönche sollten eben in die Missionen vertheilt werden; während alte, kränkliche Missionäre in der scharfen, gesunden Gebirgsluft von Caripe Genesung suchten.

Uebrigens war einem Theil dieser Mönche zu Humboldt's großer Freude, wissenschaftliche Bildung nicht fremd. In des Guardians Zelle, in welcher er — wie schon erwähnt — wohnte, fand sich eine ziemlich ansehnliche Büchersammlung.

Humboldt traf hier zu seiner Ueberraschung neben Feijos „theatro critico" und den „erbaulichen Briefen" auch Abbe Nollet's „traite de l'electricite."

Und hatte nicht einer der neu angekommenen jungen Kapuziner eine spanische Ueber-

setzung von Chaptal's Chemie mitgebracht? Er gedachte, dies Werk in der Einsamkeit zu studiren, in der er fortan für seine ganze übrige Lebenszeit sich selbst — sich allein — überlassen sein sollte!

Humboldt freute sich über den Wissensdrang .... und doch sah er den jungen Mann mit betrübtem Herzen scheiden. In der Welt, bei einem geistig bewegten Leben und tüchtigen Antrieben von Außen, wäre vielleicht etwas Tüchtiges aus ihm geworden. Sollte aber und konnte bei dem älter werdenden, von der Welt ganz abgeschnittenen Manne an den einsamen Ufern des Rio Tigre der Wissensdrang wohl rege bleiben?

Humboldt seufzte bei diesem Gedanken tief auf: er gedachte des guten, an seinen Sessel fest angewachsenen Prior's von San Fernando dem ein gut Stück Rindfleisch das liebste auf der Erde war.

Wohl that es ihm und Bonpland aber, in den Klöstern der Missionen nichts von Unduldsamkeit wahrzunehmen. Die Mönche in Caripe wußten ja, daß Humboldt in dem protestantischen Deutschland zu Hause sei. Mit den Befehlen des Madrider Hofes in der Hand, hatte dieser auch keinen Grund, ihnen ein Geheimniß daraus zu machen; aber niemals that irgend ein Zeichen von Mißtrauen, irgend eine unbescheidene Frage, irgend ein Versuch, eine Controverse anzuknüpfen, dem wohlthuenden Eindrucke der Gastfreundschaft welche die Mönche mit so viel Gemüthlichkeit übten, auch nur den geringsten Eintrag.

Aber nicht nur ihre körperliche und geistige Erholung von den Schrecknissen des Savanenbrandes nahmen Humboldt und Bonpland jetzt in dem Kloster in Anspruch; beide Männer vergaßen auch hier keinen Augenblick die große Aufgabe, die sie sich in wissenschaftlicher Hinsicht gestellt hatten. Trotz ihres in der That angegriffenen Zustandes lagen beide Tag und Nacht einer Unzahl von Beobachtungen ob.

Zu diesen gehörten denn auch hier die Messungen des Ortes und seine genaue geographische Bestimmung Die Beobachtungen der Temperatur-Verhältnisse des Thales von Caripe und der angrenzenden Höhen. Die Untersuchung der Flora dieser Gegend und die Ansammlung einer Masse neuer Pflanzen, die von Bonpland sorgsam eingelegt wurden, während Humboldt die Thierwelt seiner wissenschaftlichen Prüfung unterwarf.

Auch die Kaffeepflanzungen um das Kloster herum interessirten Humboldt sehr. Die Gemeinde-Conuco allein zählte fünftausend Kaffeebäume, die eine reiche Ernte versprachen. Die Mönche hofften sogar in wenigen Jahren ihrer dreimal so viel zu besitzen.

Humboldt's reflectirender Geist erkannte aus allem dem: wie die geistliche Hierarchie überall, wo sie es mit den Anfängen der Cultur zu thun hat, in derselben Richtung ihre Thätigkeit entwickelt. Er sah, daß: wo die Klöster es noch nicht zum Reichthum gebracht haben, auf dem neuen Continent wie in Gallien, in Syrien wie im nördlichen Europa, sie stets höchst vortheilhaft auf die Urbarmachung des Bodens und die Einführung fremdländischer Gewächse wirkten. Nur wo Reichthum die Habsucht und die Herrschsucht geweckt, ging dies schöne Verhältniß gar bald in ein betrübendes über. Auch in Caripe wurden die Indianer milde von den Mönchen behandelt und dadurch an die Mission gefesselt.

Nur Eines schmerzte auch jetzt Humboldt: sein Freund und treuer Schicksalsgenosse Bonpland, — so fleißig und thätig er war, so Tüchtiges er leistete — die rechte Freudigkeit, die er nach der neuen Welt mitgebracht, fehlte ihm seit dem Unglückstage mit Nunu. Es war eine Unruhe über ihn gekommen, die er sonst nicht gekannt.

So drang er auch jetzt wieder in Humboldt nach neuen Ausflügen.

„Und wohin?" — frug dieser.

„Zu den Schatten!" — entgegnete Aime.

„Wohin?" — wiederholte Humboldt erstaunt.

„Nun!" — meinte Bonpland — „in die Unterwelt der Chaymas."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Haben Sie noch nicht von der Höhle des Guacharo sprechen hören?"

„O ja! Es ist ja fast das erste Wort, was man in dieser Gegend hört."

„Nun, diese Höhle des Guacharo soll zugleich, wie ich von den Indianern erfahren habe, der Ort sein, wo die Geister ihrer Verstorbenen hausen. Ich denke, die Sache ist interessant genug, ihr nachzuforschen."

„Allerdings!"

Und schon den kommenden Tag brach man nach dieser merkwürdigen Höhle auf. Einige Mönche, so wie die indianischen Alcaden der Mission, schlossen sich den Naturforschern an.

Es war ein prächtiger Septembertag. Die Sierra del Guacharo, in welcher die Höhle lag, grüßte die Wanderer in blauer Ferne. Denn nicht im Thale von Caripe war der Eingang in die indianische Unterwelt zu finden, sondern in den Gebirgen, drei kleine Meilen vom Kloster gegen West-Süd-West.

Ein schmaler Pfad führte zuerst anderthalb Stunden lang über eine lachende, schön begraste Ebene, dann schritt die kleine Reisegesellschaft an einem Flusse hinauf, der, nach der Aussage der Mönche, aus der bewußten Höhle selbst hervorkommen sollte und also im Sinne des Wortes, der Acheron der Indianer genannt werden konnte.

Beschwerlich war dieser Weg genug, da man dreiviertel Stunden lang aufwärts bald im Wasser des Flusses, der indeß hier nicht tief war, bald zwischen dem Flusse selbst und einer Felswand, auf sehr schlüpfrigem Boden hinwandeln mußte. Zahlreiche Erdfälle, umherliegende Baumstämme, über welche die Maulthiere nur schwer hinüber konnten, und Rankengewächse, die in Menge am Boden wie künstlich gelegte Schlingen hinliefen, erhöhten die Schwierigkeiten ungemein.

Aber frischer Muth und Wissensdrang überwand sie alle.

Und immer wilder und immer grotesker ward die Gegend. Die himmelanstrebenden Felsenmassen traten näher zusammen, und jetzt schon war nur noch eine enge Schlucht, durch die sich der kleine Fluß schäumend und tobend drängte.

Aber den Wanderern sollte des Abenteuerlichen noch mehr begegnen.

Mit einemmale war es, als wollten die gewaltigen Steinmassen auf sie herabstürzen. Die Felsen bildeten von beiden Seiten Ueberhänge, die sich bei jedem Schritte vorwärts vergrößerten, so daß sie bald förmlich übereinander hinwuchsen und den Himmel vollständig verdeckten. Der Weg schlängelte sich dabei, zugleich mit dem Flusse, unaufhörlich und in den kürzesten Biegungen. Die in magische Dämmerung gehüllte Umgebung war mit einer dichten Pflanzendecke, wie mit einem prachtvollen grünen Sammetteppiche ganz überzogen, so daß das Auge nicht das kleinste nackte Fleckchen gewahren konnte. Auch der Fluß war jetzt auf einige Zeit, wie durch Zauber, unsichtbar geworden. Er wälzte seine Fluth donnernd unter den Füßen der Wanderer dahin, was einen fast unheimlichen und erschütternden Eindruck machte. Plötzlich aber, mit einer scharfen Biegung um eine Felsenecke, trat er wie schäumend hervor, und vor den Staunenden lag die ungeheuere Mündung der Höhle des Guacharo!

Der Anblick hatte etwas unendlich Großartiges, selbst für Augen, die, wie jene Humboldt's, mit der malerischen Scenerie der Hochalpen vertraut waren.

Die Reisenden standen überrascht und in tiefes Staunen verloren.

Diese Großartigkeit der Erscheinung hatte selbst Humboldt nicht erwartet. Er war bereits mit den Höhlen am Pik von Derbyshire bekannt, wo man, in einem Nachen ausgestreckt, unter einem nur zwei Fuß hohen Gewölbe über einen unterirdischen Fluß setzt. Er hatte die schöne Höhle von Treßhemienshiz in den Karpathen befahren; ebenso die Höhlen im Harz und in Franken, die große Grabstätten sind für die Gebeine von Tigern, Hyänen und Bären, die so groß waren wie unsere Pferde. Er wußte, daß die Natur in allen Zonen unabänderlichen Gesetzen gehorcht: sowohl in der Vertheilung der Gebirgsarten, als in der äußeren Gestaltung der Berge und selbst in den gewaltsamen Veränderungen,

welche die äußere Rinde unseres Planeten erlitten hat.

Nach dieser sich oft wiederholenden Aehnlichkeit durfte er voraussetzen, die Höhle des Guacharo werde im Aussehen von dem, was er der Art auf seinen früheren Reisen beobachtet, nicht sehr abweichen; aber die Wirklichkeit übertraf alle seine Erwartungen!

Wenn aber einerseits alle Höhlen nach ihrer ganzen Bildung und durch den Glanz der Stalaktiten,*) in allem, was die unorganische Natur betrifft, auffallende Aehnlichkeit mit einander haben, so gab hier der tropische Pflanzenwuchs der Mündung der Höhle einen ganz eigenen Charakter.

Großartig und prächtig öffnete sich die Cueva del Guacharo, im senkrechten Profil eines wild aufsteigenden Felsens.

Der Eingang, nach Süd gekehrt, bildete eine Wölbung von achtzig Fuß Breite und siebzig Fuß Höhe, also bis auf ein Fünftheil so hoch, als die Colonnade des Louvre. Was aber dieser Erscheinung auf den ersten Blick das Siegel der Majestät aufdrückte, war, daß auf dem Fels über der Grotte noch eine Gruppe riesenhafter, gegen Himmel strebender Bäume, wie eine ungeheure Krone, prangten.

Der Mamei und der Genipabaum mit ihren breiten, glänzenden Blättern streckten ihre Aeste hoch empor, den Wolken entgegen, während die des Courbaril und der Erythrina sich ausbreiteten und ein dichtes, grünes Gewölbe bildeten.

Pothos mit saftigen Stengeln, Oxalis und Orchideen von seltsamen Bau, mit goldgelber, schwarzgefleckter, drei Zoll langer Blüthe, wuchsen aus allen Felsenspalten und Ritzen, während Rankengewächse, leicht vom Winde geschaukelt, sich vor dem Eingange der Höhle zu reichen Gewinden verschlangen.

„O Himmel! welche Pracht!" — rief Bonpland ein über das anderemal. — „Sehen Sie nur, Humboldt! sehen Sie nur, wie in diesen Blumengewinden die violette Bigonie so herrlich neben dem purpurfarbigen Dolichos prangt, und mit beiden zugleich die prachtvolle Solandra, deren orangegelbe Blüthe eine über vier Zoll lange fleischige Röhre hat. O sehen Sie nur, Freund Humboldt, es ist ja das erstemal, daß sie uns in der Natur zu Gesichte kommt."

Humboldt folgte dem Rufe des Freundes, dessen blasses Antlitz er jetzt wieder seit langer Zeit in frischerer Farbe und freudiger Erregung erstrahlen sah. Die Wissenschaft ist ja auch eine Geliebte, und sie hatte doch noch, als die frühere, das Vorrecht in Aime's Mannesherzen und seinem kühnen Forschergeiste.

Aime hatte in diesen Augenblicken Alles — Welt, Leben, Liebe — über die Masse von Pflanzen vergessen, die ihm hier neu entgegentraten!

Aber diese kaum zu beschreibende Pflanzenpracht schmückte nicht allein die Außenseite der Cueva del Guacharo, sie drang sogar, im scharfen Contraste mit den Höhlen des Nordens, in das Innere derselben ein.

Mit Erstaunen sahen Humboldt und Bonpland, daß achtzehn Fuß hohe prächtige Heliconien mit Pisangblättern, Pragapalmen und baumartige Arumarten die Ufer des kleinen Flusses bis tief unter die Erde säumten.

Wunderbar schaute sich dies Bild tropischer Vegetation in dem in der Höhle herrschenden Dämmerlichte an. Es lag in der That etwas Geisterhaftes, etwas Dämonisches darin: führte dieser Fluß, der, von dem Eingange aus gesehen, schwarz und finster aus dem innersten Schlunde der Erde kam, — führten dessen schmale, reich bewachsenen Ufer zu dem Zauberpalaste unterirdischer Geister? .... oder war dies wirklich hier der Eingang zu den stillen, dunklen Regionen abgeschiedener Seelen?

Vierhundertunddreißig Fuß drangen die Wanderer im Dämmerscheine vor, ehe das Tageslicht für sie erlosch und Fackeln angezündet werden mußten.

Aber jetzt welche neue Scene! — Horch! welch' ein furchtbares heiseres Geschrei? Sind das die menschenfeindlichen Harpyen? — Sind es die stygischen, die schwarzen Vögel des Tartarus?

Humboldt und Bonpland standen in der

*) Tropfstein-Gebilde.

That abermals vor Erstaunen still. Wohl hatte man sie unterrichtet, daß hier der Guacharo zu Tausenden und Abertausenden wohne; aber auf die Erscheinung, die sie jetzt vor sich sahen waren sie doch nicht gefaßt gewesen.

In der That umkreisten die Häupter der Eindringlinge jetzt mit heißerem Geschrei zahllose Vögel von abenteuerlicher Gestalt: geierartig, in der Größe unserer Falken, mit Büschel steifer Seide um den krummen Schnabel. Ihr Gefieder war dunkel graublau, mit kleinen schwarzen Streifen und Tupfen; Kopf, Flügel und Schwanz zeigten große, weiße, herzförmige, schwarz gesäumte Flecken. Die Spannung der ausgebreiteten Flügel betrug drei und einen halben bis vier Fuß.

Humboldt und Bonpland hörten nun mit hohem Interesse von den Eingeborenen und den Mönchen, daß der Guacharo die Höhle nur mit einbrechender Nacht verläßt, und zwar besonders bei Mondschein. Aber es war nicht viel zu verstehen, da der Lärm, den die Tausende und Abertausende dieser Vögel im inneren der Höhle machten, so furchtbar war, daß man kaum das Wort seines Nebenmannes vernehmen konnte.

Die weiten, mit abenteuerlich geformten Stalaktiten bedeckten dunkelen Hallen, — der in ewiger Nacht brausend dahineilende Fluß mit seinen dunkelen Wasseen, — der grelle, rothe, flackernde Schein der Fackeln, — die fort und fort gespensterisch wechselnden Lichter und Schatten, — das Schwirren der großen Vögel um die Fackeln und Häupter der Schauenden, dieß alles, gepaart mit dem gellenden, durchdringenden, betäubenden Geschrei der Guacharos, das von dem Felsgewölbe wie aus der Tiefe der Höhle auch noch in hundertfachen Echos zurückhallte, machte auf Humboldt und Bonpland einen unaussprechlich eigenthümlichen Eindruck.

Selbst die Mienen der Mönche und Indianer, welchen diese Erscheinung doch nicht neu war, drückten eine Art Scheu aus.

Es lag etwas phantastisch Großes in dieser ganzen Scenerie!

Sechzig bis siebzig Fuß hoch sah man jetzt auch — bei dem Scheine einzelner an lange Stangen gebundener Copal-Fackeln — die Nester der Vögel in trichterförmigen Löchern hängen, von welchen die Decke wimmelte.

Und Schritt vor Schritt, je tiefer man in die Höhle kam, desto ärger ward das Geschrei, desto lauter erschallten die Klagetöne der aufgescheuchten Thiere, aus den vielen anderen Zweigen der Höhle. Das Ganze hatte wirklich etwas höllisches!

„Jedes Jahr um Johannistag" — so berichtete jetzt einer der Mönche, indem er seinen Mund an das Ohr Humboldt's legte — „gehen die Indianer mit Stangen in die Cueva del Guacharo und zerstören die meisten Nester."

„Man schlägt jedesmal mehrere Tausend Vögel todt, wobei die Alten, als wollten sie ihre Brut vertheidigen, mit furchtbarem Geschrei den Indianern um die Köpfe fliegen. Die Jungen, die zu Boden fallen, werden auf der Stelle ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist stark mit Fett durchwachsen, und eine Fettschichte läuft vom Unterleib zum After und bildet zwischen den Beinen des Vogels eine Art Knopf. Daß körnerfressende Vögel, die dem Tageslicht nicht ausgesetzt sind und ihre Muskeln wenig brauchen, so fett werden, erinnert an die uralten Erfahrungen beim Mästen der Gänse und des Viehs. Man weiß, wie sehr dasselbe durch Dunkelheit und Ruhe befördert wird. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil sie nicht wie der Guacharo von Früchten, sondern vom dürftigen Ertrag ihrer Jagdt leben. Zur Zeit der „Fetternte" (cosecha de la manteca,) wie man es hier nennt, bauen sich die Indianer aus Palmblättern Hütten am Eingang und im Vorhofe der Höhle. Hier läßt man das Fett der jungen, frisch getödteten Vögel am Feuer aus und gießt es in Thongefäße. Dieses Fett ist unter dem Namen Guacharoschmalz oder Oel (manteca oder aceite) bekannt; es ist halbflüssig, hell und geruchlos. Es ist so rein, daß man es länger als ein Jahr aufbewahren kann, ohne daß es ranzig wird. In der Klosterküche zu Caripe wird kein anderes Fett gebraucht, als das aus der Höhle, und Sie ba-

ben gewiß nicht bemerkt, daß die Speisen irgend einen unangenehmen Geruch oder Geschmack davon bekämen."

„Aber dann wundert es mich" — entgegnete hier Humboldt, gleichfalls Mund an Ohr, — „daß das Geschlecht des Guacharo nicht mit der Zeit ganz ausgerottet wird?"

„Es wäre längst ausgerottet" — rief der Mönch mit der vollsten Anstrengung seiner Lunge — „wenn nicht mehrere Umstände zu Erhaltung desselben zusammenwirkten. Aus Aberglauben wagen sich die Indianer selten weit in die Höhle hinein. Auch scheint derselbe Vogel in benachbarten, aber dem Menschen unzugänglichen Höhlen zu nisten. Vielleicht bevölkert sich die große Höhle immer wieder mit Colonien, welche aus jenen kleinen Erdlöchern ausziehen; denn bis jetzt hat die Menge der Vögel nicht merkbar abgenommen. Man hat junge Guacharos in den Hafen von Cumana gebracht; sie lebten da mehrere Tage, ohne zu fressen, da die Körner, die man ihnen gab, ihnen nicht zusagten. Wenn man in der Höhle den jungen Vögeln Kropf und Magen aufschneidet, findet man mancherlei harte, trockene Samen darin, die unter dem Namen „Guacharosamen" (semilla del Guacharo) ein vielberufenes Mittel gegen Wechselfieber sind. Die Alten bringen diese Samen den Jungen zu. Man sammelt sie sorgfältig und läßt sie den Kranken in Cariaco und andern tief gelegenen Fieberstrichen zukommen."

Die Reisegesellschaft, Humboldt und Bonpland an der Spitze, geführt von vier Indianern mit Fackeln, machte nun Anstalt noch tiefer in die Höhle einzudringen, als sich Alexander von Humboldt plötzlich an dem Arme festgehalten fühlte.

Der Mulatte, Schrecken in allen Zügen, stand hinter ihm.

„Massa!" — rief er — „Mulatte bitten .... Massa nicht weiter gehen!"

„Warum?" — frug Humboldt.

„O! .... nicht gut weiter in Höhle von Guacharo!"

„Aber du mußt doch einen Grund haben?"

„Mulatte haben auch Grund .... viel Grund .... gut Grund."

„Nun, so gib ihn an."

„Bis hier Guacharo wohnen ...... Massa gehen kann ..... Vogel todt schlagen .... Fett holen."

„Das wissen wir ja Alles."

„Nicht wissen Massa, was da hinten ist!"

„Und, was ist da hinten?"

„O, — rief der Mulatte, beide Hände, wie vor Entsetzen vor sich ausstreckend — „da hinten schrecklich sein!"

„Aber warum denn?"

„Seelen wohnen ... bös Seelen von todt Indianer."

Humboldt lächelte.

„O nicht lachen, Massa!" — rief der Mulatte feierlich — „nicht gut sein, lachen hier! .... schauerlich hier sein. Nicht gehen zu Seelen von bös Indianer."

Auch die einheimischen Fackelträger stimmten jetzt in die Bitten des Mulatten mit ein.

„Seid doch keine Thoren!" — rief Humboldt. — „Außer dem Guacharo wohnt Niemand hier. Laßt uns daher ganz ruhig diese wundervolle Höhle weiter untersuchen."

Aber der Mulatte ließ Humboldt nicht gehen:

„Massa!" — rief er — „Mulatt gern Massa retten vor Tiger ...... vor schwarz Seelen Mulatt Massa nicht retten kann."

„Du sollst ja auch nicht!" — sagte Humboldt sanft. — „Wir wollen ja auch den Seelen nichts thun, sondern nur den Ort beschauen."

„Mensch nicht Ort beschauen" — fuhr der Mulatte flehentlich fort — „wo Zis und Nuna nicht hinsieht.*) Zu Guacharos gehen, in Tod gehen.**) Nur Piaches und Imorons ***) hier Ivorokiamo rufen ...."

„Wer ist Ivorokiamo."

„O! .... bös Geist! Haupt von all bös Geist."

---

*) „Zis" (Sonne.) „Runa, Nunu" (Mond.)

**) „Zu den Guacharos gehen", bedeutet in der Chaymas-Sprache, so viel, als „zu den Vätern versammelt werden."

***) Piaches (Zauberer). Imorons (Giftmischer.) Ivorokiamo (Oberster der bösen Geister.)

Humboldt lächelte, und, sich zu Bonpland und dem Mönchen wendend, sagte er:

„So gleichen sich doch unter allen Himmelsstrichen die ältesten Mythen der Völker; vor allen solche, die sich auf zwei, die Welt regierende Kräfte, auf dem Aufenthalt der Seelen nach dem Tode und auf dem Lohn der Gerechten und die Strafe der Bösen beziehen."

„Und wollen Massa doch weiter gehen?" — frug jetzt der Mulatte.

Ja! — entgegnete Humboldt entschieden. — „Du magst übrigens zurückbleiben."

„Nein!" — sagte der braune Diener traurig. —

„Mulatte nicht zurückbleiben. Wenn Massa gehen ... Mulatt auch gehen."

Jetzt aber ergab sich ein neues Hinderniß. Auch die Indianer, die die Fackeln trugen, verweigerten es, weiter zu gehen. Humboldt bot Geld! .... vergeblich. Es brauchte das ganze Ansehen der Patres, um sie nur bis zu der Stelle zu bringen, wo der Boden rasch ansteigt und der unterirdische Fluß einen kleinen Wasserfall bildet.

Jetzt auch verengte sich die Höhle bedeutend, Ihre Höhe war nur noch vierzig Fuß. Das Geschrei der Vögel wurde vollständig betäubend; ihre Flügel streiften fortwährend die Köpfe der Eindringlinge, und da sich die Decke mehr und mehr senkte, nahm der Rauch der aus Baumrinde und einheimischem Harz gefertigten Fackeln in dem unterirdischen Raume so sehr zu, daß Allen die Augen schmerzten und selbst das Athmen schwer wurde.

Damit aber war auch der gute Wille der indianischen Führer zu Ende. Ihre Furcht fand in dem Vorwande, daß es unmöglich sei, weiter in die Höhle einzudringen, einen scheinbaren Grund. Selbst die Missionäre vermochten sie mit aller ihrer Autorität nicht mehr weiter zu bringen.

„Nun denn!" — rief jetzt Bonpland, dessen französisches Blut über die Feigheit der Indianer längst in Wallung gekommen war, und das jetzt wie ein Gießbach schäumte und brauste — „so dringen wir allein weiter vor!"

Und damit riß er einem der Indianer die Fackel aus der Hand und kletterte muthig voran.

Aber in demselben Augenblicke blieben alle Theilnehmer der kleinen Reisegesellschaft wie versteinert stehen ...... trotz dem gellenden Geschrei der Guacharos tönte es wie Hülferuf aus dem Inneren der Höhle.

„Massa! Massa!" — rief der Mulatte — „Gnade haben .... nicht weiter gehen! .... bös Geister laut schreien!"

Und er warf sich, gleich den übrigen Indianern, platt auf die Erde.

„Seltsam!„ — sagte Humboldt.

Mehrere der Mönche waren bleich geworden.

„Ein Hülferuf!" — sagte Bonpland zu Humboldt mit einem Gesicht, als ob auch er Geister sähe — „wenn das ....!"

Aber schon hatte er seine Büchse, die ihm hier nichts nützten, ihn aber wohl hindern konnte, einem der Mönche zugeworfen. Rasch zog er jetzt mit der rechten Hand eine seiner Pistolen aus dem Gürtel, und drang — nicht einmal Humboldt abwartend — in der linken Hand die Fackel, mit möglichster Schnelle vor.

Alexander von Humboldt hatte kaum Zeit, ihm zu folgen.

Der Weg neben dem Flusse war jetzt ganz schmal geworden und so dicht mit Steinen und Gerölle bedeckt, daß die Freunde kaum einen sicheren Schritt zu machen vermochten.

Vergebens rief Humboldt dem voraneilenden Gefährten „Vorsicht!" zu. In wenigen Minuten war ihm Aime, da die Höhle eine Biegung machte, aus den Augen. Humboldt hätte sich jetzt wohl in grabähnlicher Dunkelheit befunden, wäre ihm nicht Jemand mit einer Fackel gefolgt.

Erstaunt sah er sich um: es war der Mulatte, der freilich an Arm und Beinen zitterte.

Da fiel ein Schuß. Aber dem Knall folgte es in hundertfachen Echo's, wie ein, aus allen Winkeln der Höhle herrollender Donner.

„Massa! Massa!" — schrie der Mulatte, während seine vor Entsetzen schlotternden Kniee ihn fast nicht mehr aufrecht hielten — „Ivorokiama! .... das Ivorokiama sein!"

Humboldt antwortete nicht; aber er bemühte sich auch vergebens, vorwärts zu schreiten, ein solcher Schwarm schreiender, kreischender, fliehender Guacharo's kam ihm ent-

gegen; während Pulverdampf die enge Höhlung erfüllte und ihn und den Mulatten beinahe erstickte.

Als sich der Dampf verzogen, eilte Humboldt der Felsenecke zu; aber nun hätte er auf den ersten Blick fast selbst an hier hausende Schatten verstorbener Indianer glauben können.

Aime rang in wüthendem Kampfe mit zwei nackten, braunen Gestalten; seine Fackel lag, nur noch halbbrennend, auf dem Boden und beleuchtete die Scene mit einem schwachen rothen unsicheren Scheine.

Waren es Menschen? waren es Dämonen, mit welchen er rang?

„Die Zambo's!" — rief Humboldt.

„Zambo?" — wiederholte der Mulatte, und das eine Wort gab ihm Fassung und Kraft wieder.

Wie ein Blitz war er jetzt an Humboldt's Seite. Rasch überzeugte ihn sein scharfes Auge von der Wahrheit des Gesagten. Es waren in der That keine Dämonen, mit welchen Bonpland rang, es waren jene Zambo's, die er von dem Hospiz des Imposible her noch kannte.

Jetzt sank der eine, der Aeltere, der an einer Wunde zu bluten schien, zu Boden. Mit dem anderen rang Aime noch auf Leben und Tod. Die glimmende Fackel erlosch:

Humboldt eilte vorwärts, seine Pistole in der Hand; aber er konnte ja keinen Schuß wagen, da sich die beiden Körper schlangenhaft umschlossen hatten und im Ringen fortwährend ihre Stellung änderten, so daß die Kugel, zumal bei dem unsicheren Lichte, dem Freunde so gut den Tod bringen konnte, wie dem Feinde.

Jetzt hatte er die Kämpfenden beinahe erreicht .... da stürzten beide, auf dem Gerölle ausgleitend, zu Boden; aber im selben Augenblicke warf sich auch eine dritte Gestalt über sie her .... es war der Mulatte. Humboldt sprang hinzu .... da entglitt ihm unseligerweise die Fackel und fiel in den Fluß ...... ein Schrei des Entsetzens .... ein Rollen, wie das Wälzen schwerer Körper über das Ufer .... ein mächtiges Aufschlagen der Wasser ...... und dann kein menschlicher Laut mehr

In demselben Momente fühlte Humboldt einen menschlichen Körper dicht vor sich zusammenbrechen.

„Nunu?" — rief er.

„Er ist verloren!" — lispelte eine weibliche Stimme, aber es waren die einzigen Worte die die Hinsinkende hervorbringen konnte. Humboldt hielt eine Ohnmächtige in seinen Armen.

Fortsetzung folgt.

Clement.

Historischer Roman

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Fortsetzung.

Köprölp schäumte vor Wuth, als er sich unbeobachtet sah; die Zukunft, die ihm bevorstand, schien ihm so unglaublich, daß er sich gar nicht mit längerem Nachdenken über sie beschäftigte; er wußte, daß er lieber sterben würde, als preußischer Soldat werden und sich der oft auf das Tiefste demüthigenden Behandlung aussetzen zu müssen. An seiner Flucht verzweifelte er keineswegs und fürchtete nicht die Kugeln der Schildwachen, die er vorher bemerkt hatte. Leise erhob er sich von seinem Strohlager und tappte in der Dunkelheit umher, die Wände betastend, ob sich nicht eine Stelle an denselben fände, die sich zu einem Auswege benutzen lasse; aber er sah kein

anderes Mittel, sich aus diesem Gefängnisse zu entfernen, als mit den Händen die ziemlich losen Steine auszubrechen und sich auf diese Weise einen Ausgang auf das Feld zu bereiten, vor dem die Schildwachen vorbei patrouillirten. Nur eine Nachlässigkeit derselben versprach einigen Erfolg, und das Wagniß war fast tollkühn, indessen schreckte ein so muthiger Mann, wie Köpröly, nicht davor zurück. Jedoch überlegte er, daß er mit dieser sehr mühevollen Arbeit nicht vor Tagesanbruch fertig werden könne, da es also wohl besser sein werde sein Unternehmen auf die nächste Nacht zu verschieben. Unmuthig fügte er sich dieser Einsicht und streckte sich auf seine Streu nieder, auf der er, auf das Höchste ermüdet, bald einschlief.

Als er erwachte, war es heller Tag und in dem Zimmer neben ihm bereits Geräusch. Er verstand ziemlich deutlich die dort gewechselten Worte, und sie belehrten ihn, daß sich wirklich Unglücksgenossen neben ihm befanden. Theils sprachen sie laut ihren Unwillen über die ihnen widerfahrene Behandlung aus theils schienen sie sich schon in ihr Loos gefügt zu haben. Köpröly achtete bald nicht weiter auf ihr Gespräch und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo er vor den Offizier des Werbekommando's geführt werden sollte. Gegen sechs Uhr wurde er zu diesem Besuche von dem Korporal, der ihn überlistet hatte, abgeholt, aber jetzt war ebenso wenig an die Flucht zu denken, als bisher, denn zwei Grenadiere mit geladenen Gewehren gingen hinter ihm und hielten die Augen fest auf ihn gerichtet.

Auch Dumoulin war sehr begierig, den neuen Rekruten zu sehen und zu sprechen; es wäre ihm lieb gewesen, wenn sich seine Vermuthung, er könne Köpröly sein, bestätigt hätte, denn in diesem Falle war Biela vor dessen weiteren Verfolgungen sicher gestellt, und vielleicht war der Ungar selbst dahin zu bewegen, Zeugniß gegen Clement, dessen frühere Verhältnisse er genau kannte, abzulegen. Als Köpröly vorgeführt wurde, musterte ihn Dumoulin mit scharfen Blicken; die Haltung des Arrestanten war stolz und vornehm und sein Auge ruhte mit einer gewissen Verächtlichkeit auf dem Werbe-Offizier.

— Wie heißt Er? fragte dieser, unangenehm davon berührt, ziemlich barsch.

— Mit welchem Rechte fragt Ihr mich darnach, Capitain? erwiederte der Ungar mit funkelnden Blicken. Mit welchem Rechte überhaupt hat man mich gleich einem gemeinen Verbrecher gefangen, geknebelt und in ein Gefängniß geworfen?

— Im Namen seiner Majestät des Königs von Preußen, dem ich allein über meine Handlungsweise Rechenschaft abzulegen habe, sagte Dumoulin ruhig. Uebrigens hat Er sich freiwillig anwerben lassen, denn es sind Zeugen da, daß Er mit diesem Korporal auf gute Kameradschaft angestoßen hat; wenn Ihn später Sein Entschluß gereut, so thut mir das leid, jedenfalls aber bleibt Er Soldat, und wir werden Ihn schon zahm machen, wenn Er sich ungeberdig anstellen sollte.

— Ihr habt kein Recht an mich, Capitain, denn ich bin von Adel, und Ihr wißt, daß sich Eure gewaltthätige Hand nicht an demselben vergreifen darf, sagte der Ungar stolz. Ich werde Beschwerde führen und —

— Thue Er das immerhin, unterbrach ihn Dumoulin lächelnd. Er hat vor Zeugen ausgesagt, daß Er ein österreichischer Deserteur sei, aus Galizien gebürtig, und ist dem nicht so, dann kann Er es Seiner Unwahrheit selbst danken, daß Er jetzt hier ist; ohne Zweifel ging Er nicht auf guten Wegen, und die preußische Uniform ist jedenfalls leichter zu tragen, als ein Strick am Halse.

— Hütet Eure Worte, Capitain! rief der Ungar aufgebracht, Ihr werdet sie sonst bereuen müssen.

— Da Er angegeben hat, schon Soldat gewesen zu sein, so wird Er auch die militairische Disziplin kennen, die hier zu Lande ziemlich dieselbe ist, wie in Oesterreich. Ich rathe Ihm daher, sich jeder Drohung gegen Seine Vorgesetzten zu enthalten, meinte Dumoulin kaltblütig, obgleich sich sein Zorn schon zu regen anfing. Wodurch will Er beweisen, daß Er von Adel ist, wie Er angiebt?

— Durch einen Ring, der mein Wappen trägt, sagte Köpröly mit Sicherheit.

— Ist kein Beweis, Er kann ihn gefunden oder auf eine andere Weise in Seinen Besitz gebracht haben, sagte Dumoulin achselzuckend. Sonst durch nichts?

Der Ungar dachte einen Augenblick nach; dann verlangte er, man solle sein Gepäck untersuchen, das sich in einem nahen Wirthshause befinde: darunter würden sich Papiere und mehr Beweise seiner Angabe finden; er hoffe, darauf sofort entlassen zu werden.

— Wie behauptet Er denn nun eigentlich zu heißen? fragte Dumoulin weiter.

— Ladislaus Köpröly, erwiederte der Ungar nachgiebiger als vorher, da er Hoffnung schöpfte auf gütlichem Wege dieser fatalen Lage zu entkommen.

Dumoulin fühlte sein Herz lauter klopfen, aber er verheimlichte geschickt den Eindruck, den dieser Name auf ihn machte; sein Ton wurde höflicher, als er fortfuhr:

— Wir werden das in Potsdam untersuchen lassen, denn dies gehört nicht zu meinen Geschäften. Indessen ruht ein arger Verdacht auf Euch, über den ich erst beruhigt sein muß, ehe ich Euch eine Erleichterung Eurer Lage gewähren kann. Was wolltet Ihr in dieser Gegend und was hattet Ihr mit jenem Mädchen zu schaffen, das der Korporal, wenn ich nicht irre, Stina nannte?

— Das gehört nicht hierher, Capitain, und ich werde darauf nicht antworten, erwiederte Köpröly trotzig. Untersucht meine Effekten und laßt mich auf der Stelle frei, oder Ihr werdet Eure Unvorsichtigkeit in Potsdam oder Berlin schwer bereuen müssen, denn ich werde mich nöthigenfalls beim Reichskammergericht in Wien beschweren.

— Ich kümmere mich sicherlich nicht um das Reichskammergericht, lachte Dumoulin, und Seine Majestät unser allergnädigster König noch weniger. Wenn Ihr bei Eurer Hartnäckigkeit beharrt, geht Ihr mit uns als Rekrut nach Potsdam, und damit abgemacht.

Der Ungar biß sich in die Lippen; er erwiederte nichts mehr auf Dumoulins Fragen, der übrigens mit seinem Namen auch schon genug wußte. Nach dem, was er von Biela gehört hatte, hielt er Köpröly nicht besonderer Rücksichten für werth und befahl, ihn wieder in sein Gefängniß zu bringen und dort wie jeden andern Rekruten zu behandeln und zu verpflegen. Dann sandte er sofort nach seinen Effekten, die er gegen eine officielle Quittung verabfolgt erhielt, und ließ dieselben sogleich versiegeln, um sie in Potsdam erst von Amtswegen eröffnen und untersuchen zu lassen, was ihm selbst nicht zustand. Er war eben im Begriff, Biela von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, als ein Dienstbrief von seinem Regimente an ihn eintraf. Gleichgültig öffnete er denselben, aber sein Erstaunen war groß, als er darin die Ordre las, er solle, sobald am nächsten Tag ein anderer Offizier eingetroffen sei, sofort sein Kommando und Depot an denselben übergeben und schleunigst nach Berlin zurückkehren, wo er auf der Kommandantur weitere Befehle erhalten werde. Obgleich sich Dumoulin nun nicht des geringsten Dienstvergehens bewußt war, beunruhigte ihn diese Ordre doch auf das Höchste, um so weniger er sich ihren Grund zu erklären vermochte. Indessen war er gewöhnt, unbedingt zu gehorchen und bedauerte nur, daß ihm nicht längere Zeit geblieben sei, Köpröly zu erforschen; er beschloß, dies seinem Nachfolger an das Herz zu legen.

Köpröly wurde inzwischen diesmal nicht in seine einsame Zelle zurückgeführt, in welche man die Neu-Angekommenen gewöhnlich nur die erste Nacht brachte, sondern in das Hauptgefängniß, in welchem sich etwa schon fünfzehn Personen befanden, Leute aller Nationen und aller Stände, die sich nur in Einem, in ihrer Körperlänge, ähnlich waren. Seine Unglücksgenossen starrten ihn bei seinem Eintritte neugierig an, dann schritten einige von ihnen sogleich dazu, sich mit ihm näher bekannt zu machen, welchem Verlangen er sich nicht widersetzte, da sie ihn anderen Falles leicht an der Ausführung seines Fluchtplanes hindern konnten. In kurzer Zeit stand er daher seinen Stolz bezwingend, auf dem besten Fuße mit ihnen und hörte ihre Klagen und Verwünschungen geduldig an. Es war eigentlich schwer zu begreifen, warum diese kräftigen Männer

die dem kleinen Werbekommando gefährlich werden konnten, wenn sie einig handelten und zu einer muthigen That entschlossen waren, eine solche nicht wenigstens versuchten, zumal sie jetzt nicht mehr viel zu verlieren hatten. Köprölü wenigstens fragte sich so, und es schien ihm aus den drohenden Blicken und den Reden Einzelner hervorzugehen, als könne eine Anregung dieses Gedankens, den sich wohl Jeder zuerst auszusprechen fürchtete, nicht ohne Erfolg sein. Er benutzte daher den Tag, seine Genossen zu studiren und sich im Geheimen diejenigen auszuwählen, zu deren Muth er das meiste Vertrauen gefaßt hatte.

Seine Wahl war hauptsächlich auf einen baumlangen, starken und wildaussehenden Kerl gefallen, der sich am heftigsten in Verwünschungen des preußischen Dienstes und Werbesystems ergoß. Als es zu dunkeln begann, wandte er sich an diesen Menschen und flüsterte ihm, von den Uebrigen ungehört, zu:

— Habt Ihr Courage, Freund?

Der Angeredete sah ihn verwundert an und es dauerte eine ganze Weile, ehe er die Antwort fand:

— Das will ich meinen; aber wie versteht Ihr Eure Frage?

— Hm, ich dachte, es könnte einem Paar entschlossener Leute nicht schwer werden, hier auszubrechen, erwiederte Köprölü mit einem bedeutungsvollen Blicke.

— Ihr hättet Lust dazu? Habt Ihr auch schon an die beiden Schildwachen draußen gedacht? fragte der Andere, den Ungar zweifelnd ansehend.

— Sie haben zwei Kugeln in den Läufen; aller Berechnung nach trifft davon nur eine, und wer weiß, ob sie ihren Mann todt niederstreckt, oder ob er nicht vielleicht mit einer leichten Wunde doch noch entflieht, erwiederte Köprölü kaltblütig. Wenn wir nichts wagen, haben wir Alle ein Schicksal vor uns, das schlimmer als der Tod ist. Denkt nur an die Fuchtel der Korporale, an Latten und Spießruthen und an die Kriegsgerichte, die Euch doch noch einmal eine Kugel durch den Kopf jagen lassen, wenn Ihr zu denken wagt, daß Ihr noch Mensch seid.

— Ihr seid mein Mann, rief der Lange erfreut, und einen Braven, wie Euch, können wir immer noch gebrauchen. Ihr sollt wissen, daß ich schon lange vor Euch dieselbe Idee hatte und noch sechs entschlossene Leute von diesen hier mit mir einig sind, die erste finstere Nacht zum Ausbruch zu benutzen. Vielleicht schließen sich uns dann auch die Uebrigen an, auf die wir uns bis jetzt noch nicht vollständig verlassen können.

— Aber warum wollt Ihr Eure Absicht noch länger verschieben? fragte der Ungar unmuthig.

— Wir bedürfen einer finsteren, regnigten Nacht zu unserem Vorhaben, denn nur bei einer solchen ist eine entfernte Möglichkeit vorhanden, daß uns die Schildwachen draußen nicht bemerken, entgegnete der andere Rekrut. Hört jetzt unseren Plan; ich hoffe, Ihr werdet ihn billigen. Wir gedenken, bald nach Mitternacht, wenn die Wache in dem nahegelegenen Stationshause schläft — Ihr wißt, um diese Zeit pflegt der Schlaf am festesten zu sein — hier einen Streit miteinander zu beginnen, der um so allgemeiner und lauter werden wird, als auch unsere Stubengenossen alle verschlafen sein werden und die tiefste Dunkelheit auf uns liegt. Vermuthlich werden die Schildwachen, sobald sie den Lärmen hören, an die Thür eilen und durch das kleine Schiebefenster daß Ihr dort in derselben seht, Ruhe gebieten, diesen Moment aber wollen wir zu dem Ausbruche benutzen, zu dem vorher schon die Mauersteine vorsichtig gelockert werden müssen. Es gehört der ganze unverschämte Stolz dieser königlichen Soldaten dazu, uns in ein so leichtes Gebäude unter so mangelhafter Bewachung einzuschließen, aber sie sollen ihn diesmal schwer büßen.

— Man wird uns nachsetzen, meinte der Ungar, und hier und auf den umliegenden Dörfern die Sturmglocken läuten, wie es hier zu Lande bei dem Entspringen von Soldaten der Fall ist.

— Gleichviel, sagte der Andere ruhig, wir haben die holländische Grenze nur einige Stunden von hier, und wenn diese Spürhunde auch nicht anstehen werden, uns jenseit dersel-

ben wiederzusuchen, so muß es der Schlauheit jedes Einzelnen überlassen bleiben, sich nicht zum zweiten Male erwischen zu lassen.

— Und wenn die Schildwachen Widerstand leisten? fragte Köprölp.

— So werden wir uns vor ihnen nicht fürchten, erwiederte der lange Rekrut kalt und mit einer drohenden Geberde.

— Es ist gut, sagte Köprölp, ich bin der Eure.

Die Nacht war herangebrochen; das Wetter konnte gar nicht günstiger für die Pläne der Gefangenen sein, denn es fiel ein feiner, kalter Regen, wie er der Wachsamkeit der Schildwachen in dem Versuche, sich dagegen zu schützen, großen Eintrag zu thun pflegt; der um das frei gelegene Haus pfeifende Wind konnte sie verhindern, das Geräusch, welches die Ausbrechenden nicht ganz vermeiden konnten, zu hören und der Schall des Lärmens vermochte nicht so leicht bis zu dem Wachtgebäude zu dringen, da der Wind nach der entgegengesetzten Seite zu stand. Der Rekrut, der die Verschwörung leitete, theilte Köprölp mit, er werde ihn um ein Uhr wecken und dann wollten sie leise die Arbeit an der Mauer anfangen, die man in Zeit von einer Sunde etwa so weit gediehen glaubte, daß man sich dann mit leichter Mühe gewaltsam durchbrechen könne.

Die Rekruten legten sich alle so friedlich zur Ruhe nieder, als sei gar nichts Wichtiges im Werke, nachdem sie durch die Korporale, die den Dienst hatten, zum letzten Male an diesem Tage revidirt worden waren, die an der Verschwörung Betheiligten vermochten aber wohl alle ebenso wenig ein Auge zu schließen, wie Köprölp, der mit fast hörbarem Herzklopfen die bestimmte Stunde abwartete. Er war sich dessen klar bewußt, was für ihn jetzt auf dem Spiele stand, aber er zagte nicht bei dem Gedanken an das Wagniß.

Im benachbarten Dorfe schlug die Thurmuhr eins; draußen hörte man den einförmigen Schritt der Schildwachen, die eben abgelöst wurden, und in dem Gefängnisse tönte ein Schnarch-Concert. Köprölp hatte es gar nicht bemerkt, daß sein Vertrauter sich leise von seinem Lager erhoben hatte und zu ihm herangekommen war, um ihn zu wecken. Er erhob sich sogleich ebenso vorsichtig, wie Jener, und bemerkte in der ganz dunkeln Stube die undeutlichen Umrisse mehrerer Gestalten, die ihm bereits zuvorgekommen waren. Unter dem vollständigsten Schweigen ging die bereits in den Tagen vorher überlegte und verabredete Arbeit vor sich und zwar so geräuschlos, daß man sie kaum in dem Zimmer selbst vernahm und keiner der übrigen Schläfer erwachte. Wie man es erwartet hatte, war die Arbeit gegen zwei Uhr beendet, ohne daß die draußen herumgehenden Schildwachen den geringsten Verdacht geschöpft hatten. Der Moment der Entscheidung war gekommen.

Der lange Rekrut warf sich auf einen der Schlafenden und versetzte ihm unter lauten Schimpfreden einige derbe Stöße, so daß der Erwachte zornig aufsprang. In einem Augenblicke war ein anscheinend heftiger Kampf in der finsteren Stube entbrannt; man hörte Schläge fallen, lautes, verworrenes Zankgeschrei und die so unsanft Erweckten betheiligten sich an dem Lärmen, ohne zu wissen, weshalb er eigentlich stattfand.

Wie die Unruhestifter es vorausgesehen hatten, war kaum eine halbe Minute vergangen, als eine der Schildwachen das Schiebefensterchen in der Thür aufzog und hindurchblickte. Bei dem trüben Schein der auf dem Flur aufgehängten Laterne sah man auch den andern Mann des Postens hinter ihm.

— Was, zum Teufel, treibt Ihr für Spektakel? rief der Soldat unwillig. Ich bitte mir Ruhe aus oder Euch soll —

Seine Worte verhalten in dem betäubenden Lärmen. Köprölp fühlte sich in diesem Augenblick am Arm ergriffen und hörte, wie ihm der lange Rekrut zuflüsterte:

— Es ist die höchste Zeit — an das Werk!

— An das Werk! hörte man einige andere Stimmen wiederholen, und nach einigen kräftigen Stößen fiel das noch stehende schwache Mauerwerk und öffnete einen mehrere Quadratfuß großen Ausgang auf das freie Feld. Köprölp und seine Genossen stürzten sich ohne Verzug auf denselben.

— Halt, Schurken! donnerte ihnen von draußen eine Stimme entgegen. Wer sich aus diesem Loche herauswagt, ist des Todes.

Gleichzeitig kommandirte eine andere Stimme sehr ruhig: „Fertig!" und man hörte deutlich mehrere Gewehrhähne beim Spannen knacken.

— Verfl —! Wir sind verrathen! rief der lange Rekrut, entsetzt zurücktaumelnd, und einen Augenblick standen die Verschworenen alle rathlos da.

In demselben Momente hörte man auch schon auf dem Hausflur Gewehrkolben aufstampfen und die Schlösser wurden von außen geöffnet.

— Nur der Kühne gewinnt! rief Köpröly mit weithinschallender Stimme, denn die Verzweiflung riß ihn zur Tollkühnheit fort, und ohne sich länger zu bedenken, sprang er in die Maueröffnung. Sein Beispiel wirkte, denn mehrere der Männer drängten sich unter wildem Wuthgebrüll und einander ermunternden Zurufen ihm nach, bereit, den Kampf mit den Draußenstehenden zu wagen.

— An! Feuer! schallte draußen die Kommandostimme, und donnernd entlud sich eine Gewehrsalve, die Kugeln klatschend an die Mauer treibend.

— Gott stehe mir bei! rief Köpröly.

— Verd —! Die Schurken! rief der lange Rekrut.

Beide sanken rücklings auf die von innen Anstürmenden in das Zimmer.

Im taktmäßigen Schritte rückten die draußen aufgestellten Grenadiere mit gefälltem Bayonnet an und drangen durch die Maueröffnung, ein zweites Detachement stand mit schußfertigen Gewehren vor der inzwischen geöffneten Stubenthür. Der Fluchtversuch war vereitelt zwei der Verschworenen, Köpröly und der Lange, lagen blutend am Boden und die übrigen Rekruten standen theils trotzigen Gesichts, theils zitternd da, aber Alle hatten den Versuch zum Widerstand aufgegeben, denn unbedingt mußte dieser erfolglos sein, da ihnen das ganze Werbekommando, wohl einige zwanzig Mann stark, wohlbewaffnet gegenüberstand.

Dumoulin selbst, der draußen die Grenadiere kommandirt hatte, trat jetzt in die Gefängnißstube; sein Blick deutete auf innere schmerzliche Erregung, aber auch auf einen Zorn, vor dem die Verbrecher zitterten.

— Korporal Aschenfelt, lasse Er alle diese Leute schließen, die sich der Meuterei schuldig gemacht haben, befahl er streng, und der auf diese Ordre bereits vorbereitete Korporal näherte sich mit einigen Leuten, die Handschellen und Stricke trugen.

— Wir sind unschuldig, so wahr Gott lebt! jammerte ein Theil der Rekruten, der wirklich nicht in das Geheimniß eingeweiht war. Haben Sie Erbarmen, Herr Hauptmann!

— Die Sache wird untersucht werden, erwiederte Dumoulin streng, die Bittenden mit einer Handbewegung zurückweisend. Schon morgen wird einem Jeden sein Recht werden; bis dahin muß ich Euch Alle als Verbrecher betrachten.

Theils jammernd, theils schweigend, fügten sich die unglücklichen Opfer der Willkür der über sie verhängten Maßregel und wurden von den triumphirenden Soldaten gefesselt. Nur einer der Verschworenen gerade entging dieser strengen Behandlung. Er hatte sich lachend unter die Grenadiere gemischt, und den armen Rekruten wurde es klar, dieser Mann trage jedenfalls schon lange die königliche Uniform und habe sie nur eine Zeit lang abgelegt, um unter der Maske eines Unglücksgenossen sie in dem Gefängnisse zu beobachten und zu verrathen. Und so war es in der That; der verkappte Grenadier hatte bei der letzten Abendvisitation dem dienstthuenden Korporal heimlich einen Zettel zugesteckt, worauf er ihn benachrichtigte, daß das schon seit längerer Zeit vorbereitete Complot in dieser Nacht um zwei Uhr zur Ausführung gebracht werden solle.

Dumoulin war inzwischen zu den Verwundeten herangetreten und erkannte in dem einen derselben, die das Bewußtsein vollständig verloren hatten, zu seiner Bestürzung den Ungar Köpröly, dessen Tod ihm gar nicht wünschenswerth sein konnte, da er noch wichtige Aufklärungen über Clement von ihm erwartete. Er befahl, beide Leute sogleich in das Stationshaus zu tragen, wohin für diese Nacht auch die

übrigen Rekruten transpotirt werden sollten, da ihr Gefängnißlokal erst wieder hergestellt werden mußte. Ein herbeigerufener Arzt erklärte, nachdem er die beiden Verwundeten untersucht hatte, ihre Wunden für tödtlich; er sagte mit Bestimmtheit voraus, daß der lange Rekrut noch in der Nacht sterben und daß Köprölv das gleiche Schicksal erleiden müsse, sein Tod aber voraussichtlich erst nach längerer Zeit eintreten werde.

Dumoulin war der Vorfall in dieser Nacht ebenso betrübend als unangenehm, aber er hatte sich keinen Vorwurf zu machen, denn er hatte die Rekruten genug gewarnt und warnen lassen keinen Fluchtversuch zu wagen, und nur seinen Instruktionen und dem in solchen Fällen gewöhnlichen Verfahren gemäß gehandelt. Man hätte ihm unrecht gethan, würde man ihn selbst ohne Weiteres grausam genannt haben, denn, wie schon früher gesagt, er war in seinem Berufe ein willenloses Werzeug eines Höheren und hatte militairische Regeln, nach denen er handeln mußte, wollte er sich nicht der Strafe, vielleicht ja der entehrenden der Cassation, aussetzen.

Am andern Morgen begab er sich sogleich zu Köprölv, den er noch besinnungslos fand; der zweite Verwundete war bereits gestorben. So wurde es dem Capitain nicht möglich, nähere Nachrichten über Clement einzuziehen, was er Biela's wegen bedauerte, und es blieb ihm nichts übrig, als dies seinem Nachfolger zu überlassen. Dieser traf, wie er es erwartete, noch im Laufe des Tages ein, übernahm das Kommando, leitete sogleich eine Untersuchung über die stattgefundene Meuterei ein und versprach Dumoulin auf seine dringenden Bitten, seinen Wunsch in Bezug auf Köprölv, dem man die möglichst gute Pflege angedeihen ließ, zu erfüllen. Ueber den Grund der plötzlichen Abberufung des Offiziers wußte er nichts weiter anzugeben, als daß dieselbe auf den besonderen Befehl des Königs selbst erfolgt sei; auch wußte er nichts von Biela's Ankunft in Berlin und den Verhältnissen, in denen sie sich zur Zeit befand.

Dumoulin mußte also abreisen, ohne einen Brief von Biela erhalten zu haben; er hoffte aber, sie dennoch in Berlin ausfindig zu machen und selbst zu sprechen. Sein Herz schlug unruhig, wenn er daran dachte, daß er wieder mit Emma von Marschall zusammentreffen könne, und wenn er auch nach Biela's Offenbarungen überzeugt war, sie werde nie Clements Gattin werden, so fürchtete er doch sicher, daß sie in ihrer Kälte gegen ihn, die er durch sein Verhältniß zu der Wagnitz verdient hatte, wie er fühlte, beharren und in ihm nicht mehr den alten Geliebten wiedersehen werde. Im Ganzen war er daher nicht erfreut, nach Berlin zurückzukehren, und trat verstimmt die Reise an. Er nahm den festen Vorsatz mit, die Wagnitz mit äußerster Vorsicht zu meiden und wenigstens einen Versuch zur Annäherung an Emma von Marschall zu wagen.

14.

Als Dumoulin, der seiner Ordre gemäß sehr schnell reisen mußte, in Berlin eingetroffen war, begab er sich sofort klopfenden Herzens auf die Kommandantur, um sich zu melden und seine weiteren Anweisungen zu erhalten. Der Oberst von Forcade empfing ihn freundlich und sagte ihm, daß er sich sofort nach seiner Ankunft zum Könige selbst begeben solle; er fügte hinzu, daß er selbst nicht im Entferntesten ahne, was der Monarch mit ihm beabsichtige.

Als Dumoulin im Schlosse durch den diensthuenden Offizier dem Könige gemeldet worden war, befahl dieser, ihn sogleich eintreten zu lassen. Er schien freundlich, aber von einer lebhaften Ungeduld beseelt, den Capitain zu sprechen, denn er erhob sich von seinem Sitze und ging diesem einige Schritte entgegen.

— Es thut mir leid, daß ich Ihn mußte ablösen lassen, redete er ihn gnädig an, aber Er ist hier wichtiger, als auf der Werbestation, auf der Er mir so gute Dienste zu leisten pflegt. Wie viel Rekruten hat Er schon zusammen bekommen?

— Es waren sechszehn, Eure Majestät,

jetzt sind es leider nur noch vierzehn, berichtete Dumoulin etwas befangen, denn er wußte, daß der König ein durch seine Werbungen veranlaßtes Unglück nicht gern hörte.

— Zwei Kerle desertirt? Wie war das möglich? fuhr der König mit gerunzelter Stirn auf, und dieser Vorfall interessirte ihn so, daß er darüber eine Weile seine eigentliche Absicht mit dem Offizier vergaß.

— Desertirt ist kein Mann, Majestät, aber die Kerle wollten dies insgesammt thun, und es ist dabei leider zu einer Affaire gekommen, in welcher zwei Mann blieben, erwiederte der Capitain.

— Doch keiner meiner Grenadiere Seines Kommando's? fragte der König lebhaft.

— Nein, Majestät!

— Gott sei Dank! brummte der Monarch. Nun, rapportir' Er mir den Vorfall.

Dumoulin that dies und setzte klar die Gründe seiner Handlungsweise auseinander. Der König schien davon befriedigt zu sein, denn er klopfte ihm freundlich auf die Achsel und meinte:

— Er hat recht gethan, Er konnte nicht anders handeln. Mir sind zwar diese Geschichten, die Aufsehen erregen, fatal, aber es muß auch hin und wieder ein Beispiel statuirt werden, und, ich denke, dies hier wird für lange Zeit wirken. Welches Maaß hatten denn die beiden gefallenen Leute?

Dumoulin berichtete es und der König schüttelte verdrießlich den Kopf.

— Schade um die beiden Menschen! sagte er halblaut.

Dann von diesem Thema schnell abbrechend, fuhr er fort:

— Jetzt aber zu der Sache, derenwegen ich Ihn hierher bescheiden ließ. Kennt Er eine gewisse Biela Bilacky?

— Zu Befehl, Majestät, erwiederte Dumoulin, betroffen von der Frage, die er am allerwenigsten erwartet hatte.

— Was ist das für ein Frauenzimmer und wie hat Er ihre Bekanntschaft gemacht?

— Ich weiß nicht, Majestät, ob ich wagen darf, den Namen eines Mannes, der nach der allgemeinen Ansicht in Eurer Majestät Gunst sehr hoch steht, mit Beschuldigungen der schlimmsten Art in Verbindung zu bringen, die mit dem Schicksal jenes Mädchens eng verknüpft sind, meinte Dumoulin zögernd.

— Spreche Er offen aus, was Er weiß, sagte der König ungeduldig; ich bin überzeugt, daß Er ein zu guter Soldat ist, um sich auf Intriguen zu verstehen.

Dumoulin berichtete umständlich, was er von Biela wußte, ohne sich ein Urtheil über sie oder Clement zu gestatten. Letzteres schien den König zu erfreuen, denn, obgleich er bei Dumoulins Aussagen heftig bewegt schien, blickte er ihn doch freundlich an, als er geendet hatte, und fragte:

— Hält Er das Mädchen für glaubwürdig?

— Ich zweifle nicht daran, Majestät, denn sie hat sich mit einer Wärme gegen mich ausgesprochen, die unmöglich erheuchelt sein kann; außerdem spricht auch ihr ganzer Lebenswandel in jenem Dorfe, ehe sie es verließ, durchaus zu ihren Gunsten und sie stand in allgemeiner Achtung, was bei ihrer niedrigen Stellung noch mehr sagen will. Ich selbst habe ihre plötzliche Erregung gesehen, als sie den Baron von Clement wiedererkannte, und ich glaube mich vollständig für sie verbürgen zu können.

— Er spricht auch sehr warm für sie, meinte der König etwas unmuthig. Hat Er eine Liebschaft mit dem Mädchen gehabt? Sage Er es mir aufrichtig.

— Ich gebe Eurer Majestät mein Ehrenwort, daß mir dies nie in den Sinn gekommen ist, antwortete Dumoulin fest; ich habe sie viel zu hoch geachtet, um einen solchen Versuch zu wagen.

Der König ging heftig im Zimmer auf und ab; es wurde ihm sichtlich schwer, sich von seiner Vorliebe für Clement loszusagen. Plötzlich aber blieb er vor Dumoulin stehen und sagte schnell:

— Ich halte den Clement für unschuldig.

Sein Blick ruhte forschend auf dem Offi-

zier, und als dieser sich jeder Aeußerung enthielt, fuhr er fort:

— Was denkt Er eigentlich von ihm? Offen heraus mit der Sprache.

— Ich darf mir kein Urtheil über den Baron Clement erlauben, da ich ihn fast gar nicht kenne, meinte der Capitain; indessen läßt sich nicht leugnen, daß ihn die erhobenen Anklagen schwer treffen.

— Er hält ihn nicht für einen Ehrenmann? fragte der König lebhaft.

— So lange ich nicht Beweise dafür habe, nein, Majestät, antwortetete Dumoulin kühn.

Der König wandte sich unmuthig ab und setzte wieder seinen Weg durch das Zimmer fort; dann ließ er sich auf einen Sessel, der am Fenster stand, nieder und blickte, das Haupt aufgestützt, gedankenvoll vor sich hinaus. Er schien den Offizier ganz vergessen zu haben, und dieser befand sich dadurch in der peinlichsten Lage; militairisch aufgerichtet stand er an der Thür und hatte volle Muße, den König zu betrachten. Augenscheinlich kämpfte dieser einen schweren Kampf, ob auch er, wie seine ganze Umgebung, Clement, welchen er liebte, verdammen solle oder nicht.

— Wollen mir Eure Majestät noch ein Wort erlauben? bat Dumoulin nach einer langen Pause des Schweigens.

— Spreche Er!

— Ich könnte einen Mann, den der Zufall in meine Hände gab, vorschlagen, der nach den Aussagen jener Biela vollständige Auskunft über Clements Vergangenheit und die ihn treffenden Beschuldigungen geben kann.

— Wer ist das? fragte der Monarch gespannt.

— Der schwerverwundete Rekrut, der wohl nur die nächsten Tage erleben wird; er nennt sich Ladislaus Köpröly und soll nach Biela's Angabe früher ein intimer Freund Clements gewesen sein. Ich fürchte nur, daß ihn entweder sein Leiden verhindern kann, zu antworten, oder daß er sich dessen weigert, sonst dürften seine Aussagen vielleicht einen entscheidenden Ausschlag geben.

— Mein Gott, wie viel Zeugen bringt Ihr mir denn gegen den Clement auf? rief der König unmuthig.

— Es ist vielleicht ein Fingerzeig des Himmels, Majestät, daß wir sie gerade jetzt finden, erwiederte der Capitain ruhig.

Der König versank in sein düsteres Schweigen; nach einer Weile sagte er, sichtlich mit Anstrengung:

— Wenn Er will, mag er sich zu dem Feldmarschall von Grumbkow begeben, in dessen Hause diese Biela Vilacky wohnt, und sie sprechen; sage Er Grumbkow, daß ich nichts dagegen hätte. Ich werde den Generalfiskal von Kaatsch noch heute beauftragen, sich nach seinem früheren Stationsorte bei Cleve zu begeben und den Köpröly zu vernehmen, denn ich muß vollständiges Licht in diser Sache haben. Er bleibt vorläufig in Berlin mit Urlaub. Gehabe Er sich wohl.

Dumoulin zog sich zurück und eilte sogleich, froh der erhaltenen Erlaubniß, zu Grumbkow, den er von dieser in Kenntniß setzte. Ehe der Feldmarschall ihn aber zu Biela ließ, forschte er ihn aus, in welchem Verhältnisse er zu derselben stehe, und war nicht wenig erfreut, als Dumoulin, der ihm vertrauen zu können meinte, auch dabei Köpröly's und seiner Gefangennahme erwähnte; daß der Generalfiskal zu seiner Vernehmung abgeschickt werden solle, erzählte ihm der Capitain indessen nicht, da er nicht wußte, ob dies dem Willen des Königs entsprechen würde, und allen Grund hatte, sich dessen gute Stimmung zu erhalten.

Als Dumoulin bei Biela eintrat, empfing ihn diese mit lebhaftester Freude, sie bestürmte ihn sogleich mit Fragen, wie er hierher gekommen sei, und war auf das Höchste erstaunt, als sie Köpröly's Geschichte hörte; sein bevorstehender Tod konnte kein besonderes Bedauern in ihr erwecken, nur wünschte sie sehnlichst, er möge nicht eher erfolgen, als bis es dem Generalfiskal gelungen sei, vollständige Auskunft über Clement, die sie selbst rechtfertigen mußte, von ihm zu erhalten, und sie fühlte sich höchst beunruhigt dadurch, daß dieser Versuch vielleicht mißlingen könne. Dumoulin beruhigte sie so gut als möglich und

versicherte sie, der Arzt habe bestimmt die Hoffnung ausgesprochen, man werde noch zu Köpröiy's Vernehmung schreiten können. Nun war auch Biela an der Reihe, ihre bisherigen Erlebnisse zu erzählen, und es dünkte Dumoulin am wichtigsten davon, als sie ihm sagte, daß sie auch Emma von Marschall kennen gelernt und eine innige Freundschaft mit ihr geschlossen habe.

— Warum sind Sie nicht ganz offen gegen mich gewesen, Capitain? fragte sie plötzlich mit schalkhaftem Lächeln; verdiente mein volles Vertrauen nicht Erwiederung?

— Ich verstehe Sie nicht, Biela, meinte Dumoulin befangen, denn er wußte noch nicht, ob er sein ganzes Verhältniß zu Emma ihr verrathen solle, obgleich er nicht zweifelte, sie habe durch diese Kenntniß davon erhalten.

— Sie wollen noch leugnen? sagte Biela, ihm im Scherze drohend. Gestehen Sie offen, daß Sie Emma von Marschall lieben und wieder geliebt zu werden meinen.

— Sie ist die Braut eines Andern, sagte der Offizier, leicht erröthend.

— Aber Sie wissen, daß sie diesen nicht liebt, daß man sie auf tyrannische Weise gezwungen hat, ihren Namen zu einer Verlobung herzugeben, der unter den obwaltenden Umständen nie eine Hochzeit folgen wird, meinte Biela.

— Woher kennen Sie dieses Geheimniß, Biela? fragte Dumoulin.

— Durch Emma selbst; ich sagte Ihnen ja, daß sie in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft meine vertrauteste Freundin geworden ist, erwiederte Biela.

— Und wie spricht sie von mir? fragte der Capitain mit zu Boden gesenkten Blicken.

— Sie werden leicht begreifen, daß sie von Ihrer Bekanntschaft mit der Wagnitz nicht sehr erbaut ist.

— Ich versichere Sie, Biela, auf das Heiligste, daß mein Herz nie für die Wagnitz gesprochen hat, daß nur das unglückliche Mißverständniß, welches mich von Emma trennte, mich in eine verzweifelte Stimmung versetzte, für die ich einen Ableiter in einer unsinnigen Zerstreuung suchte, sagte Dumoulin. Aufrichtig gesagt, war ich eifersüchtig und suchte nur eine Gelegenheit, Emma glauben zu machen, ich könne sie leicht vergessen, wenn sie selbst es vorzöge, unser Verhältniß abzubrechen.

— So hat Sie auch Emma jetzt, wo sie ruhiger geworden ist, beurtheilt, sagte Biela ruhig.

— Ist das wahr, Biela? fragte Dumoulin leidenschaftlich. Emma könnte mir mein Benehmen, das sie so tief kränken mußte, verzeihen?

— Ich glaube es, bester Capitain, die wahre Liebe verzeiht gern, meinte Biela, freudig bewegt von der Wahrnehmung, daß Dumoulins Herz noch warm für ihre Freundin schlage; indessen würden Sie besser thun, mit Emma selbst zu sprechen, denn ich mag nicht zu kühne Hoffnungen in Ihnen erwecken, die sich vielleicht nicht alle bestätigen dürften.

— Aber wie und wo soll ich Emma sprechen? fragte der Offizier trübe.

— Machen Sie in ihrem elterlichen Hause Visite; Sie haben einen Grund dazu, da Sie früher mit Ihrem Vater bekannt waren und jetzt nach einer längeren Abwesenheit von Berlin zurückgekehrt sind, schlug Biela vor, denn der Befehl des Königs hinderte sie die Liebenden selbst wieder zusammenzuführen, wie sie es gern gewünscht hätte.

— Aber die Stimmung ihres Vaters gegen mich? Ihr Verhältniß als Braut? fragte Dumoulin zweifelnd.

— Letzteres ist jetzt schon so gut wie gelöst und wird sich in Kurzem vor der ganzen Welt lösen, tröstete Biela, und was den alten Minister von Marschall anbetrifft, so hat mich Emma versichert, daß er ihrer Heirath mit Clement vollständig abgeneigt ist und sich nur dem ausdrücklichen Befehle des Königs unterwirft, nachdem er ihr Leiden, das dadurch verursacht wurde, kennen lernen mußte; noch mehr, er hat sich dahin geäußert, daß er es jetzt bereue, früher nicht der Neigung ihres Herzens nachgegeben zu haben.

Dumoulin war außer sich vor Freude und machte nicht länger ein Geheimniß daraus,

indessen zog er es vor, Emma das erste Mal bei ihrer Tante, der Frau von Leibnitz, aufzusuchen, weil er sich bei dieser ungestörter gegen sie aussprechen konnte, als in ihrem väterlichen Hause. Nachdem er sich von Biela mit dem Versprechen, bald zu ihr zurückzukehren und ihr über alle auf Clement bezüglichen Vorfälle Bericht zu erstatten, verabschiedet hatte, begab er sich zur Frau von Leibnitz unter dem Vorwande, bei der Rückkehr nach Berlin seine schuldige Aufwartung machen zu wollen. Die alte Dame errieth bald, was ihn eigentlich zu ihr führte, und nun kam sie ihm freundlich entgegen und erleichterte ihm die Geständnisse, daß er bereue, mit Emma gebrochen und eine Zeit lang der Wagnitz den Hof gemacht zu haben; sie war beglückt dadurch, denn sie wußte, mit welcher Freude ihre Nichte ihn wieder aufnehmen würde, und war überzeugt, diese werde in seiner wiedergewonnenen Liebe neue Kraft und Hoffnung schöpfen. Sie versprach ihm daher auf seine dringenden Bitten, Emma von seiner Unterredung mit ihr in Kenntniß zu setzen, und wollte ihm dann mit deren Erlaubniß einen Tag bestimmen, an dem er sie bei ihr wiedersehen solle.

Dumoulin erwartete diese Nachricht in verzehrender Ungeduld; augenblicklich zog ihn auch nichts von dem Gedanken an Emma ab, denn er hatte in Berlin durchaus keinen Dienst zu thun und dieser wurde auch Clements wegen nicht in Anspruch genommen, da alle Unterhandlungen über ihn einen Aufschub erlitten, bis der Generalfiskal von Kaatsch von Cleve zurückgekehrt sei. Frau von Leibnitz zögerte indessen nicht, schon bei ihrem nächsten Zusammentreffen mit ihrer Nichte Dumoulins zu erwähnen und ihr, was sie schon durch einen Brief Biela's erfahren hatte, mitzutheilen, wie er in Bezug auf sie gesonnen sei.

Emma's Herzensfreude hatte keine Grenzen, auch sie konnte kaum den Augenblick des Wiedersehens, das ihr neues Glück verhieß, erwarten, aber der Stolz gebot ihr, dies einigermaßen zu verheimlichen und zum Schein Einwendungen zu erheben, welche ihre Tante mit zufriedenem Lächeln bald niederschlug. Es wurde beschlossen, Dumoulin solle am nächsten Abende zur Frau von Leibnitz eingeladen werden, und hier wollte sich dann auch Emma einfinden; Ersterer wurde sogleich davon benachrichtigt.

Klopfenden Herzens kamen die beiden Liebenden zu der Zusammenkunft, deren Erfolg sie doch schon sicher voraussehen konnten, und als sie sich nun gegenüberstanden, wurden Beide von den ihnen für einander innewohnenden Gefühlen übermannt und Dumoulin, der zuerst Emma's Hand mit Versicherungen seiner aufrichtigen Reue und Gelübden, nie wieder in den Fehler der Eifersucht zurückzufallen, an seine Lippen drückte und mit heißen Küssen bedeckte, fand bei ihr leicht vollständige Verzeihung, um derentwillen er die Vorwürfe, die sie ihm machte, gern hinnahm. Nur kurzer Zeit bedurfte es, um das alte Verhältniß zwischen ihnen in seiner ganzen Innigkeit wieder herzustellen, und konnte Emma in dem Bewußtsein, die Braut eines Andern zu sein, die böse Scheu vor einer Pflichtverletzung auch anfangs nicht ganz unterdrücken, so schwanden ihre Bedenken doch bald vor Dumoulins Zureden, der sie darauf aufmerksam machte, wie unnatürlich ihr erzwungenes Verhältniß zu Clement sei, der auch nicht die geringste Berücksichtigung verdiene; dennoch lastete dieses schwer auf dem Mädchen und auf Dumoulin selbst, und Beide sahen mit Ungeduld dem Augenblicke entgegen, der Clements Schuld erweisen und seine Verlobung lösen mußte. Biela wurde sogleich von der stattgefundenen Versöhnung in Kenntniß gesetzt und theilte in aufrichtiger Freude die Gefühle der beiden Liebenden.

Der Generalfiskal von Kaatsch, der allgemein in dem Rufe eines sehr geschickten Inquirenten stand und sich deshalb der besonderen Gunst seines Monarchen erfreute, war sogleich nach Dumoulins Entfernung zu dem Könige beschieden worden und hatte den Auftrag erhalten, sich nach Cleve zu begeben, um Köpröly zu verhören; er reiste auf des Königs Befehl noch an demselben Tage ab. An

dem Ort seiner Bestimmung angekommen, fand er den Verwundeten noch unfähig, Aufklärungen zu geben, erhielt aber die Zusicherung des Arztes, dies werde in wenigen Tagen der Fall sein können.

Köpröly, der eine Flintenkugel gerade in die Brust erhalten hatte, litt entsetzlich; er lag im heftigsten Fieber und die Worte, die er in seiner Raserei ausstieß, entdeckten schon genügend sein Verhältniß zu Clement und Biela und des Ersteren Schuld, aber sie konnten, da er sinnlos war, nicht als gültiger Beweis gegen den Baron dienen; man mußte daher, obgleich man sie notirte, um sie mit seinen späteren Aussagen, wenn er das Bewußtsein erlangt habe, zu vergleichen, ruhig noch einige Zeit warten. Der General-Fiskal hatte sich schon darauf gefaßt gemacht, daß Köpröly ein Geständniß verweigern werde, und da er gegen den Schwerverwundeten nicht Zwangsmaßregeln anwenden konnte, war es sehr zweifelhaft, ob man durch List befriedigende Aufklärungen erhalten würde. Als sich das Wundfieber besänftigt und ihm ein ruhiger Schlummer bei dem Kranken gefolgt war, erwachte dieser bei voller Besinnung, war aber doch so schwach, daß man mit großer Vorsicht zu Werke gehen mußte, um seinen Tod nicht vor der Zeit herbeizuführen. Seine inzwischen durch Kaatsch amtlich geöffneten und durchsuchten Effekten hatten ergeben, daß er wirklich den Namen Ladislaus Köpröly führe, also der Mann sei, auf den sich Biela berief, aber sie enthielten nichts, was auf die Clement zur Last gelegte Schuld deutete.

Kaatsch hatte weniger Mühe, als er erwartete, denn bald nach seinem Erwachen verlangte der Kranke, Dumoulin zu sprechen, und als ihm gesagt wurde, derselbe sei nicht mehr anwesend, bedauerte er dies lebhaft, indem er angab, er habe von ihm Nachrichten über Biela einziehen wollen, da er glaube, Jener stehe mit derselben in Verbindung, nach seinen Aeußerungen haßte er sowohl Clement als Biela noch immer glühend und schrieb Beiden das ganze Unglück zu. Kaatsch benutzte dies und theilte ihm mit großer Glaubwürdigkeit mit, Clement und Biela hätten sich wieder vereinigt und Ersterer stehe auf dem Punkte, eine einflußreiche Stellung am preußischen Hofe zu gewinnen.

— Clement, dieser nichtswürdige Verräther und Betrüger? rief der Kranke, schäumend vor Wuth.

Kaatsch sprach seine Verwunderung über diese Beschuldigungen aus und reizte durch seinen Unglauben Köpröly's Zorn endlich so weit, daß dieser sich bereit erklärte, Clements frühere Verhältnisse offen aufzudecken, falls man ihm heilig verspreche, solche dem Könige von Preußen zu hinterbringen. Dies geschah, und Köpröly, dessen wilder Sinn sich selbst in so großer Nähe des Todes nicht versöhnen konnte und der durch seine Aussagen sowohl Clement als Biela unglücklich zu machen glaubte, legte nun ein vollständiges Bekenntniß ab, wie man es wünschte, und beschwor es gerichtlich. Kaatsch hatte seinen Zweck erreicht und Biela war gerettet, ohne daß Köpröly dies ahnte; man ließ ihn in seinem Glauben, sie unglücklich gemacht zu haben, der ihn zu beruhigen schien.

Noch an demselben Tage reiste der General-Fiskal wieder nach Berlin ab, erfreut, dem Könige ein so gewichtiges Zeugniß überbringen zu können.

Köpröly hatte aber durch die bei seinen Aussagen ausgestandene Aufregung sehr gelitten; er war so schwach, daß er sich kaum noch bewegen konnte, und sein Tod rückte schnell heran, wie man aus der immer zunehmenden Ermattung schließen konnte. Zwei Tage nach der Abreise des Generalfiskals fühlte er sich selbst seinem Ende nahe und sprach dies aus.

— Ich sterbe jetzt ruhiger, sagte er mit einem bösen Blick zu den Umstehenden, die gerade nicht eine besondere Theilnahme für ihn hatten, da sie in ihm nur einen Meuterer sahen, der seinen verdienten Lohn gefunden hatte, denn ich weiß, daß ich den Mann, der mir das Weib, welches ich liebte, entrissen hat, gestürzt und vernichtet habe, und daß sie, die mit einer wahnsinnigen Hingebung so fest an ihm hängt, auch ferner sein unglückliches Loos theilen wird, wenn er sie nicht wieder

von sich stößt, wie er es schon einmal gethan hat. Euch Allen aber, die Ihr hier gaffend um das Sterbelager eines muthigen Mannes steht, der den Tod der Schande vorzog, wünsche ich, daß Ihr noch oft die Fuchtel der Korporale schmecken möget und daß es Euch einmal leid thun und Ihr es bereuen möget, Eurem elenden Dasein nicht durch einen kühnen Entschluß wie ich ihn gefaßt habe, ein Ende gemacht zu haben.

Mit bitterem Lachen und einer Verwünschung Clements und Viela's wendete er sein Gesicht der Wand zu, denn der Schmerz seiner Wunde übermannte ihn, und starb wenige Stunden später unter entsetzlichen Qualen. Ohne Beileidsbezeugungen wurde er gleich einem gemeinen Verbrecher beerdigt. Die Anzeige von seinem Tode ging sogleich, wie es befohlen war, nach Berlin.

Der König Friedrich Wilhelm erwartete die Rückkehr des Generalfiskal mit Ungeduld, denn er legte großen Werth auf das Ergebniß seiner Untersuchung, das, wie er hoffte, Clements Unschuld bestätigen würde. Er mochte sich noch immer nicht von ihm lossagen, obgleich es ihm auch auffällig erschien, daß dieser nicht die Briefe, wie er es versprochen hatte, einsandte, denn es waren jetzt bereits vier Wochen seit seiner Abreise verstrichen; indessen entschuldigte er dies mit unvorhergesehenen Hindernissen der Herausgabe dieser Schriften, auf die Clement ohne sein Verschulden gestoßen sein könne.

— Er ist unschuldig? fragte er heftig den bei ihm eintretenden Generalfiskal, ohne demselben längere Zeit zu Erklärungen zu lassen.

— Anscheinlich nicht, sagte dieser kaltblütig, auf das Aktenstück deutend, das er bei sich trug.

Der König stieß im Aerger einen heftigen Fluch aus, dann verlangte er hastig den Vortrag des Generalfiskals.

Köpröly's auf dem Todtenbette abgegebene Aussagen waren so bestimmt, daß im Verein mit denen Viela's, mit welchen sie genau übereinstimmten, kein einigermaßen gerechtfertigter Zweifel daran bleiben konnte, Clement habe sich der ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig gemacht. So schwer sich der König trotzdem davon überzeugen wollte, mußte er Kaatsch doch nachgeben, der ihn aufmerksam machte, daß Köpröly unmöglich mit Viela, die er ebenso glühend wie Clement haßte, im Einverständniß ausgesagt haben könne.

Als der Monarch den Generalfiskal entlassen hatte, schloß er sich den ganzen Tag in sein Zimmer ein und kämpfte unzweifelhaft schwer mit sich selbst, denn als er wieder heraustrat, war er sehr bleich und ernst. Er hatte jetzt wirklich die Ueberzeugung gewonnen, Clement verdiene seine Gunst nicht, aber er zweifelte noch daran, ob er ihm auch diesmal, wie es ebenfalls nach dem Benehmen des Fürsten von Anhalt den Anschein hatte, einen Betrug gespielt habe und daß die ganze Geschichte von den Plänen des Wiener und Dresdener Kabinets nur eine nichtswürdige Lüge sei; der mißtrauische Charakter des Königs konnte sich schwer zu dieser Annahme verstehen. Er hatte sich indessen doch bekennen müssen, daß eine strenge Untersuchung gegen Clement nothwendig sei, und beschloß, nur noch kurze Zeit auf seine Rückkehr zu warten, ihn dann aber, so gut es anginge, gewaltsam nach Berlin zurückschaffen zu lassen, um ihn vor ein unparteiisches Gericht zu stellen. An Emma von Marschall und die nothwendig werdende Auflösung ihrer Verlobung hatte er noch nicht gedacht, da ihn wichtigere Gedanken ganz in Anspruch nahmen.

Der König setzte von dem, was Kaatsch in Erfahrung gebracht hatte, nur Jablonsky und Dumoulin in Kenntniß. Durch Letzteren erfuhren es aber Grumbkow und Viela, und gleichzeitig erfolgte der Befehl an Ersteren, die Bewachung seiner Arrestantin aufzuheben und dieser vollständig freien Verkehr mit Jedermann zu gestatten, wozu der König den Wunsch fügte, sie möge vorläufig noch in Berlin bleiben, bis Clement dort eingetroffen sei und sie demselben gegenübergestellt werden könne; es verstand sich von selbst, daß Viela hierauf gern einging. Mit Dumoulin und

Emma traf sie nun oft bei der Frau von Leibniß zusammen, die, ebenfalls in das Geheimniß gezogen, ihr mit großer Theilnahme entgegenkam.

Noch hatte Dumoulin das Marschall'sche Haus nicht betreten, denn war Emma auch überzeugt, daß dies jetzt nicht mehr den Wünschen ihres Vaters widersprechen würde, so fürchtete sie doch andererseits die Urtheile, die Fremde darüber fällen konnten, welche die Verhältnisse nicht kannten und in ihr nur die rechtmäßige Braut des Barons Clement von Rosenau sahen. Die übrigen stimmten ihr hierin bei und die Liebenden ließen sich an ihren heimlichen Zusammenkünften bei der Frau von Leibniß genügen.

Was die Wagniß anbetraf, so hatte sie Dumoulin natürlich nicht wieder aufgesucht und auch von ihr keine Einladung zu einem Besuche erhalten. Er würde diese jetzt unzweifelhaft unter irgend einem Vorwande ausgeschlagen haben, um so mehr, als es auch ihm bald zu Ohren kam, was man sich am Hofe schon lange zuflüsterte, daß Laura von Wagniß die Geliebte des Ministers von Craup sei. Sie hatte indessen von seiner Ankunft in der Hauptstadt gehört und wieder regte sich der lebhafte Wunsch in ihr, von Neuem eine Verbindung mit ihm anzuknüpfen, aber die Furcht vor Craup gebot ihr, vorsichtig zu sein, und sie verschob ihre Absicht bis auf ein zufälliges Zusammentreffen mit dem Capitain.

Auch Grumbkow schien wieder etwas in der Gunst des Königs gestiegen zu sein, denn dieser entfernte ihn nicht mehr ganz von allen seinen Berathungen, wie in der letzten Zeit, und richtete öfter freundliche Worte an ihn, denn in dem Zwiespalt, in dem er sich jetzt befand, bereute er zuweilen, seine treuesten Unterthanen in einem Verdacht gehabt zu haben, der immer mehr an Wahrscheinlichkeit verlor. Der scharfsichtige Feldmarschall hatte diese Veränderung in dem Wesen seines Königs bald bemerkt und schätzte richtig, daß sich das Mißtrauen gegen Clement bereits stark in ihm regen müsse. Er war daher entschlossen, sich nicht durch längeres Zögern die Vortheile entgehen zu lassen, die sich ihm gegen Clement boten, und zu diesen rechnete er die entdeckte heimliche Verbindung desselben mit Lehmann, dem Kriegssekretair Bube und dem Baron von Heydekamm; er selbst war jetzt fester als je überzeugt, hinter dieser stecke irgend eine verbrecherische Absicht. Da er aber selbst zu feige war, die wiederkehrende Gnade des Königs noch einmal auf's Spiel zu setzen, gedachte er, den Fürsten von Anhalt-Dessau vorzuschieben, der sichtlich verstimmt war, da seine Rechtfertigung vor dem Könige durch Clements lange Zögerung, die Briefe aus dem Haag zu überschicken, einen Aufschub erlitt und sich der König trotz mehrfacher Erinnerungen von seiner Seite nicht entschließen konnte, einen entscheidenden Schritt gegen Clement zu thun.

Der Fürst von Anhalt ahnte indessen nicht, welcher Sturm sich bereits über dem Baron zusammenzog und daß derselbe die Gunst des Königs schon zum größten Theil eingebüßt habe; Grumbkow fand daher eine um so freudigere Aufnahme bei ihm, als er ihm geheimnißvoll Mittheilung davon machte, welche Beweise man bereits für Clements Schuld habe und welche Wirkung dieselben auf den Monarchen gemacht hätten.

— Ich zweifle jetzt nicht mehr, Euer Durchlaucht, fuhr er fort, daß dieser Betrüger uns aus eigennütziger Absicht auch einen bösen Streich gespielt hat, der die Ungnade des Königs auf uns zog. Sie wissen mehr davon, als ich, und da es sich für uns Beide um so viel handelt, sollten Sie nicht so schweigsam sein.

— Ich habe Euch schon hundert Mal gesagt, daß ich mich durch mein Ehrenwort verpflichtet habe, zu schweigen, erwiederte der Fürst verdrießlich, denn er bereute bitter, dieses Versprechen gegeben zu haben. Ich darf Euch einmal nicht sagen, was der Kerl gegen uns im Schilde führt, und es ist außerdem eine so lächerliche Beschuldigung, daß sich ihre Nichtswürdigkeit bald erweisen muß. Wenn der König sich nur endlich von seiner Vorliebe für ihn lossagen möchte, die ihn blind macht.

Grumbkow erzählte nun dem Fürsten, in welchem Verdachte er Lehmann und seine Genossen habe, und auf seine Bitten willigte dieser endlich ein, dies dem Könige mitzutheilen, und wollte versuchen, ihn zu bewegen, daß er unter irgend einem andern Vorwande die drei Männer verhaften und zur Untersuchung ziehen lasse.

Gegen Beider Erwarten ging Friedrich Wilhelm auf diesen Vorschlag leicht und schnell ein, der beste Beweis, wie sehr sein Vertrauen zu Clement jetzt wirklich erschüttert war. Zur Nachtzeit wurden Lehmann, Bube und Heydekamm in ihren Wohnungen verhaftet, wofür man einen unwichtigen Grund angab, um das allgemeine Aufsehen nicht zu sehr zu erregen; in ihrem Gefängnisse aber wurden die drei Männer geradezu beschuldigt, in einer staatsverbrecherischen, geheimen Verbindung mit einem Abgesandten eines fremden Hofes, dem Baron Clement von Rosenau, zu stehen, und der Generalfiskal Kaatch, der den Auftrag erhalten hatte, sie zu verhören, entledigte sich desselben mit Eifer und Strenge. Auch er hatte zudiesem Behufe in das Geheimniß gezogen werden müssen und war tief empört über die gegen den Fürsten von Anhalt und Grumbkow erhobenen Beschuldigungen, denen er nicht den geringsten Glauben beimaß. Die Untersuchung wurde äußerst geheim, aber auch so schnell betrieben, daß Bube und Heydekamm zuerst, später auch Lehmann das durch Anwendung der Folter erpreßte Geständniß ablegten, Clement habe sich zu ihnen dahin ausgesprochen, daß er durch die Gunst des Königs zu den ersten Stellen im preußischen Staate aufzusteigen gedenke, daß sie ihm verrätherischer Weise die geheimen Archive geöffnet und ihn pflichtwidrig mit Nachrichten versehen hätten, die Anhalts und Grumbkows Sturz bezweckten, und daß er ihnen dafür später Belohnungen versprochen habe.

Der König war auf das Höchste aufgebracht über das Ergebniß dieser Untersuchungen; sein letzter Zweifel daran, daß er von Clement betrogen sei, mußte schweigen, und je größer sein Vertrauen zu demselben gewesen war, desto tiefer war jetzt sein Haß und sein Rachegefühl gegen den Menschen, der dieses bedenkliche Zerwürfniß zwischen ihm und seinen treuesten Diener vorgebracht und sich zu einer Höhe aufzuschwingen gedacht hatte, von der er, auf die Gunst des Monarchen bauend, den verderblichsten Einfluß auf das ganze Land leicht hätte ausüben können. Lehmann und seine Genossen blieben in strenger Haft, aber auch zu Clements Ergreifung und Bestrafung sollten jetzt ohne Verzug ernste Schritte gethan werden.

Zunächst wurde der preußische Gesandte im Haag im Geheimen aufgefordert, Nachrichten über ihn einzuziehen und zu berichten, welche Rolle er dort spiele. Die bald eintreffende Antwort sagte, der Baron sei zwar kurze Zeit bei der sächsischen Gesandtschaft beschäftigt gewesen, dann aber angeblich nach Dresden zurückgekehrt, indessen wolle man ihn doch noch vor einigen Tagen im Haag gesehen haben, wo ihn jedenfalls sein Dienst nicht mehr festhielt.

Sobald diese Nachricht eingetroffen war und Friedrich Wilhelm sie voll Zorn gelesen hatte, ließ er den Hofprediger Jablonsky und Dumoulin zu sich rufen, die er sich bereits vorher dazu ausersehen hatte, Clement nach Berlin zurückzuführen, da er ihrem Eifer und ihrer Geschicklichkeit vollkommen vertraute. Er legte ihnen die von der preußischen Gesandtschaft aus dem Haag erhaltene Antwort vor und sagte dann in ungezähmter Heftigkeit:

— Ich bin jetzt überzeugt, daß dieser Clement ein nichtswürdiger Schurke ist, aber er soll mich nicht ungestraft an der Nase herumgeführt haben und ich will ihm für immer die Lust benehmen, einen solchen Betrug noch einmal zu treiben. Ich habe Euch, Ehrwürden, und Ihn, Dumoulin, dazu ausersehen, mir den Kerl unter allen Bedingungen herzuschaffen, und ich hoffe, daß Ihr keine Mühe scheuen werdet, ihn in Eure Hände zu bekommen. Hört jetzt meine Idee an; ich werde Euch dann mit eigenhändigen Schreiben an alle meine Behörden und Gesandtschaften versehen, damit sie Euch bei Eurem Vorhaben unbedingte Unterstützung leisten; das dazu nöthige Geld könnt Ihr bei allen

meinen Staatskassen erheben, und ich will nicht, daß es gespart werde. Bei Eurem heiligen Stande, Ehrwürden, wird der Verbrecher nicht vermuthen, daß Ihr es auf seine Ergreifung abgesehen habt. Ihr thut aber ein gottgefälliges Werk und braucht Euch desselben nicht zu schämen, schlägt es auch eigentlich nicht in Euer Fach. Er aber Dumoulin, weiß mir am besten lange Rekruten einzufangen, und Er wird die Kenntniß, die Er sich dabei erworben hat, hier nicht umsonst anwenden. Bringe Er mir den Kerl todt oder lebendig, aber haben will ich ihn.

Der König entwickelte nun seinen Plan, nach welchem Jablonsky zuerst nach dem Haag reisen solle, und zwar, um sein Erscheinen daselbst unverdächtiger zu machen, unter dem Vorwande, ein Buch drucken lassen zu wollen, was damals in Berlin noch besonderen Schwierigkeiten unterlag. Er sollte Clements Aufenthalt ausforschen und ihm dann ein eigenhändiges Billet des Königs überreichen, in dem dieser sich sehr zufrieden mit ihm erklärte, von seiner Absicht, die verlangten Briefe noch einmal zu prüfen, vertrauungsvoll abstand und Anhalts und Grumbkows Sturz in ganz sichere Aussicht stellte, ohne eine weitere Untersuchung veranstalten zu wollen; auch sollte die Verheirathung mit dem Fräulein von Marschall als Köder für Clement benutzt werden. Dumoulin sollte erst kurze Zeit nachher im Haag eintreffen, um den Prediger zu unterstützen und nöthigenfalls Gewalt anzuwenden, wenn Element sich nicht bereit erkläre, nach Berlin zurückzukehren.

Beide Männer fühlten das Schwierige ihres Auftrages vollkommen, denn weder ließ es sich annehmen, daß der schlaue Clement den ihm gemachten Vorspiegelungen Glauben schenken und sich von Neuem in die Gewalt des Königs von Preußen begeben würde, nachdem er wenigstens theilweise seinen Zweck erreicht, indem er zwölftausend Thaler von demselben empfangen hatte, noch war es so leicht, in einem fremden Lande, das Preußen ohnehin nicht sehr günstig gesinnt war, einen Gewaltschritt gegen ihn zu unternehmen, und die Holländer konnten die Uebergriffe des Königs an seinen Abgesandten schwer ahnden, zumal der Bedrohte sich hinter dem Titel eines sächsischen Abgesandten verstecken konnte, der als solcher unverletzlich war. Aber Friedrich Wilhelm litt, wie man wußte, keinen Widerspruch und würde den zweiten Einwurf für Muthlosigkeit erklärt haben, während er dem ersten, den ihm Jablonsky machte dadurch begegnete, daß er meinte, er wolle Lehmann und seine Genossen zwingen, in der geheimen Chiffer, die man jetzt kannte, an den falschen Baron zu schreiben und ihn vollkommen darüber zu beruhigen, daß er in Berlin sicher sei und daß seine Aussichten daselbst mehr als je blühten. Jablonsky und Dumoulin versprachen also, ihr Möglichstes zu der Ergreifung des Verbrechers zu thun, und der König entließ sie mit der Versicherung seiner vollständigen Huld, durch ihre Bereitwilligkeit zufrieden gestellt. Jablonsky reiste schnell ab, nachdem er sich mit Dumoulin zu einem bestimmten Tage ein Rendezvous in einem Hotel des Haags gegeben hatte.

Letzterer vertraute aber ungeachtet des Gebotes des Königs, gegen Jedermann über das Ziel und den Zweck seiner Reise zu schweigen, diese doch Emma an, und war Beiden auch die neue bevorstehende Trennung, deren Dauer sich gar nicht absehen ließ, höchst schmerzlich, so tröstete es sie doch, daß nun die Zeit bald heranrücken würde, in der ihrer ewigen Verbindung nichts mehr im Wege stehe, denn ehe Clements Sache nicht entschieden war, ließ es sich nicht annehmen, daß der König seine Einwilligung zu ihrer Verheirathung, der sie sehnend entgegenstrebten, geben werde, so hoch er auch Dumoulin schätzte; erfüllte dieser aber jetzt den erhaltenen Auftrag zu des Monarchen Zufriedenheit, so konnte man sich für versichert halten, diser werde nichs gegen eine Verbindmng einwenden, die, aus reiner Herzensneigung der Betheiligten entsprungen, den Segen des Vaters der Braut fand, um so mehr, als an dieser noch eine Schuld wieder gut zu machen war. Dumoulin versprach, seine Reise so viel als möglich zu beeilen, und Emma brauchte nicht daran zu zweifeln, daß es nicht an seinem Eifer liegen werde, wenn er länger, als sie er-

wartete, aufgehalten würde.

Auch von Biela war Dumoulins Abschied herzlich und innig; er vertraute ihr seine Geliebte mit der Ueberzeugung an, es werde ihr gelingen, den Rest des Trübsinns derselben zu scheuchen, und sie, die es nicht unterlassen konnte noch einmal mit Worten des glühendsten Hasses gegen Clement seinen Eifer zu dessen Ergreifung aufzustacheln, versprach ihm, für das Gelingen seines Planes heiße Gebete zum Himmel schicken zu wollen, denn ihre Ungeduld ertrug kaum noch den Aufschub ihrer Rache.

Etwa acht Tage nach Jablonsky's Abreise verließ auch Dumoulin Berlin und begab sich direkt nach dem Haag, Ersterem die Briefe mitnehmend, die Lehmann und seine Mitschuldigen gezwungenerweise an Clement geschrieben hatten. Die ihm zu Gebote stehenden Mittel waren so bedeutend und einflußreich, daß er nicht daran zweifelte, den falschen Baron ausfindig zu machen, falls dies den Hofprediger, der weniger Gewandtheit als er selbst besaß, noch nicht gelungen sei.

Grumbkow ahnte nicht, in welcher Verbindung Emma und Dumoulin standen; nach seiner Meinung hatte der junge Offizier eher Biela seine Neigung zugewendet, denn er hatte sie öfter im heimlichen Gespräch überrascht und konnte nicht errathen, daß dieses von der Tochter des Ministers gehandelt habe. Er hielt seinen Einfluß auf den König schon wieder für so stark, daß er bald den alten Versuch, ihn mit Emma zusammenzuführen, erneuern zu können meinte, ohne eine besondere Gefahr zu laufen. Wirklich war der König jetzt auch nachgiebiger als je gegen seine früheren Günstlinge, weil er an ihnen wieder ein Unrecht gut zu machen hatte, und er gestattete es ruhig, daß der Feldmarschall des Mädchens erwähnte und sich die Frage erlaubte, ob der König nicht ihre Verlobung bald öffentlich aufzulösen gedenke, da er doch unmöglich noch daran denken könne, ihre Hand einem so argen Verbrecher zu lassen. Der Monarch meinte, es verstehe sich von selbst, das von einer Heirath nicht mehr die Rede sein dürfe, aber er zeigte sich nicht geneigt, eher etwas an den bestehenden Verhältnissen zu ändern, ehe Clement in Berlin eingetroffen sei und man sich seiner versichert habe, denn die Aufhebung seiner Verlobung konnte ihm leicht zu Ohren kommen und mußte dann sein entschiedenes Mißtrauen erregen, und das Verhältniß, in dem Emma jetzt noch zu ihm stand, entehrte sie noch nicht in Anderer Augen, da nur Wenige eine Kenntniß davon hatten, daß der Bräutigam ein Verbrecher sei. Der König, der aber in Betreff seines Benehmens gegen Emma wirklich ernstliche Reue fühlte und mit Schrecken daran dachte, wie unglücklich sie sein übereilter Wille bald für ihr ganzes Leben gemacht hätte, wie ihr Ruf vielleicht auch jetzt unter den Folgen desselben leiden würde, sprach jetzt mit solcher Theilnahme und einer gewissen fast väterlichen Zärtlichkeit von ihr, daß Grumbkow, entzückt darüber, sich fest einbildete, die alte Neigung seines Herrn zu der Tochter des Ministers sei in ihrer ganzen früheren Stärke zurückgekehrt, und kühn seine Pläne auf diese Vermuthung baute.

Er konnte es nicht unterlassen, Emma selbst auf seine Wahrnehmung aufmerksam zu machen, und wenn diese durch seine Aeußerungen über das Wohlwollen des Monarchen für sie auch anfangs erfreut wurde, so wurden jene doch bald deutlicher, und eine neue Angst überkam das arme Mädchen, der König könne die schon einmal begonnenen Versuche erneuern und sie dadurch wieder von Dumoulin getrennt werden, dessen Abwesenheit sie gerade jetzt noch obendrein verhinderte, sich aufrichtig zu ihm auszusprechen und Rath und Hülfe an seiner Brust zu suchen. Auch Biela, der sie sich ganz vertraute, schwebte ihrer Freundin wegen in Besorgniß, denn es war gar nicht unwahrscheinlich, daß eine Leidenschaft des Königs, die sich schon einmal geäußert hatte und nur durch wichtigere Gefühle zurückgedrängt worden war, wieder an das Licht treten und neue Hindernisse zwischen den Liebenden aufthürmen konnte, die sich, kaum der drohendsten Gefahr entronnen, jetzt für ganz gesichert hielten. Aber Biela war auch zu vernünftig und ruhig, um bloßen Vermuthungen eines Mannes wie Grumbkow unbedingten Glauben zu schenken, und sie wies Emma ebenfalls hierauf hin und suchte sie damit zu beruhigen, daß ja der König selbst

noch nicht einen Schritt gethan habe, der ihre Besorgniß bestätige; im schlimmsten Falle rieth sie ihrer Freundin, sich offen gegen den König auszusprechen und ihm zu gestehen, daß sie Tumoulen liebe.

Fortsetzung folgt.

Vergeben und Vergessen.

Novelle aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von B. R.

Am Fenster eines großen eleganten Hauses, welches in der Mitte einer schönen Stadt im nordamerikanischen Westen lag, stand eine junge Frau, in tiefe Gedanken versunken; sie bemerkte nicht das rege geschäftige Treiben auf der Straße, ihre Blicke irrten gegenstandslos umher, und sie hörte deshalb auch nicht, daß ein junger hübscher Mann, an dessen blauen Augen und blondem Haar, man sogleich seine germanische Abkunft erkannte, in das Zimmer getreten war.

„Nun Malwina" sagte er laut, indem er näher kam „Du sinnst gewiß über staatsgefährliche Dinge nach, indem Du weder hörst noch siehst!"

„Und was so höchst Wichtiges" entgegnete die Angeredete hochmüthig sollte ich denn sogleich hören und sehen?

„Ist denn das nicht wichtig, daß ich vom Eisenbahn Depot allein komme, und Edward ausgeblieben ist?" fragte der junge Mann zürnend.

„Dann wird er ja wohl Morgen kommen" erwiederte Malwina.

„Oder Uebermorgen, oder nach acht Tagen, das ist natürlich Dir ganz gleichgültig, wenn er auch recht lange auf seiner Geschäftsreise bleibt!"

„Soll ich etwa verzweifelnd jammern und klagen, oder ganz unglücklich sein, wenn er einige Tage länger, als er bestimmt hat, ausbleibt?"

„Du bist aber auch nicht glücklich, wenn er kommt, ja wenn er Dir zur Liebe eine Woche früher einträfe, Du würdest ihn mit derselben Kälte, mit der Du von ihm jetzt sprichst, empfangen, und darum weil er nicht mit Sehnsucht erwartet wird, bleibt er länger aus, aber es ist Alles vergeblich; Es durchbebt mir oft das Herz, wenn ich sehe, wie Du diesen, unserer höchsten Liebe, Achtung und Dankbarkeit so würdigen Mann — und Deinen Gatten, behandelst; es ist wahrhaft grausam und abscheulich."

„Ich glaube gar" sprach Malwina entrüstet, Du willst mir Vorwürfe machen, und mir mein Betragen vorschreiben, da Du eine solche Moralpredigt beginnst? Soll ich ihm vielleicht auf den Knien danken, daß er die Güte gehabt hat, mich zu seiner Gattin zu machen? Geh auf Dein Zimmer, mein lieber Julius, lies in der Iliade und Odyssee, da bist Du besser zu Hause, als in den Verhältnissen zwischen Gatten, und im weiblichen Herzen."

„Nein" rief Julius heftig „ich will hierbleiben, und Dir einmal die Wahrheit sagen, ich fürchte mich nicht vor Deinem Stirnrunzeln, ich sehe wohl, wie es hier zugeht, aber Dein Herz begreife ich allerdings nicht. Sage mir Malwina" fuhr er etwas gemäßigter fort „hast Du denn ganz vergessen was Edward für uns gethan hat? Wie er uns unsrer Sorgen überhob — mir eine so sehr einträgliche Stelle verschaffte, wie freundlich er uns entgegenkam, mit welcher Zartheit er die letzten Tage unseres guten Vater's versüßte, und wie er dann Dir, dem fremden armen Mädchen sein Herz und seine Hand anbot? Lächle nicht so geringschätzend Malwina, und glaube etwa, daß Du auf Deine Erziehung und Geburt stolz sein könn-

test, darauf giebt man in dem Lande, wo Du jetzt wohnst, gar nichts, was Du in Deutschland gewesen bist; Edward, der reichste angesehenste Mann der ganzen Stadt hätte ganz andere schönere und liebenswürdigere Mädchen haben können als Du bist — und nun seine Großmuth, seine Güte, seine unendliche Liebe zu Dir, seine Besorgniß und Aufmerksamkeit, mit der er alle Deine Wünsche erfüllt, Deinen Launen nachgiebt, und sie mit Geduld erträgt — sage mir, wie Du dieses Alles vergiltst? Wie Du seine unbeschreibliche Liebe erwiederst? Ich bin oft über Deine Kälte, Deinen Stolz und Deine kühle Zurückhaltung ganz außer mir, und begreife nicht, woher Edward diese Ruhe nimmt, aber diese Geduld muß reißen, und wäre sie so lang, als der Faden der Ariadne, und Du wirst dann sehen was geschieht."

Die junge Frau hatte sich in ihren weichen Schaukelstuhl niedergelassen, und denselben in eine kleine Bewegung gesetzt, sie hörte zu, sah aber vielmehr gelangweilt, als gerührt aus.

„Du weißt doch Julius" entgegnete sie endlich gelassen „daß ich Edward's vortrefflichen Charakter bewundere, aber läßt sich Liebe erzwingen? ich liebe ihn nicht, das ist wahr!

„Aber warum denn nicht in's Himmels Namen" rief Julius ärgerlich „von der Bewunderung zur Liebe ist doch bei andern Leuten nur ein Schritt?"

„Ich war in Deutschland bereits verlobt, und hatte Hermann Forke, den Du kennst, mein Herz geschenkt und Treue versprochen, nur der Wille und Wunsch unseres kranken Vaters, konnte mich bewegen, mein Wort zu brechen, aber nicht meinen Geliebten zu vergessen!"

„Davon weiß ich ja nicht eine Sylbe" sagte Julius bestürzt, „ist es aber wohl möglich, daß Du jetzt noch an diesen wilden Studenten denkst, da Du an einen Mann verheirathet bist, der die vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens besitzt, ich sollte meinen, es wäre eine Kinderei gewesen."

„Mit siebzehn Jahren ist man kein Kind mehr Julius, und es war so ernsthaft, daß ich ihn nicht vergessen habe. Er hat wie mir neulich eine Freundin aus Deutschland schrieb, flüchten müssen, und soll auf dem Wege nach den Vereinigten Staaten sein.

„Herr Gott" murmelte Julius, „das fehlt noch, wenn er uns nur hier verschont, denn Seinesgleichen giebt es genug hier. — Du bist aber jetzt die Frau eines Andern," sprach er laut, „und damit demselben Gehorsam Liebe und Treue schuldig." Er würde noch weiter gepredigt haben, wenn nicht eine Landsmännin Mrs. Emmy Stafford eingetreten wäre. Es war eine nette junge Frau, in Malwinen's Alter, und eine intime Freundin des Hauses, sie war ebenfalls als erwachsene Dame besonderer Verhältnisse wegen von Deutschland fortgereist, und wie ihre Freundin Malwina, an einen Amerikaner verheirathet, mit dem sie sehr glücklich lebte. Nachdem man sich herzlich begrüßt hatte, scherzte und lachte sie, und bot ihre Liebenswürdigkeit auf, die böse Stimmung, die, wie sie bemerkte, zwischen den Geschwistern herrschte, zu verscheuchen.

„Also Sie sind noch immer der gestrenge Herr des Hauses, Julius, scherzte sie heiter „und Malwina harrt als getreue Penelope geduldig der Rückkehr ihres Gatten" —

„Eine schöne Penelope" brummte Julius — „Edward ist wirklich noch nicht zurück" — sprach er dann mit einem Seufzer.

„Malwina ist ordentlich blaß vor Sehnsucht," fuhr die junge Frau fort, und man wußte nicht, ob es Spott oder Ernst war „Du gehst aber auch nicht aus, und hast zu wenig Zerstreuung."

„In der That es ist wahr" sagte Malwina unzufrieden „ich könnte wohl mehr ausgehen, da das Hauswesen meine Zeit nicht ganz in Anspruch nimmt."

„Als ob die Haushaltung nicht von der Dienerschaft besorgt würde" sagte Julius halblaut, „Du hast gar nichts damit zu thun."

„Ich bringe eine Neuigkeit," sprach Emmy munter „Morgen Abend ist eine große musikalische Abendunterhaltung, eine sehr tüchtige

Künstler-Gesellschaft ist angekommen, die Concerte, Theaterstücke und dergleichen aufführt. Es sollen sehr gute Kräfte dabei sein, auch einige deutsche Sänger."

„O das ist ja köstlich" lachte plötzlich erheitert Malwina, wir haben lange kein Concert gehört, und aller Sinn für Musik schläft total ein, Julius nimm nur bei Zeiten Billet's." —

„Nun das hat keine Eile" erwiederte er „Du willst doch nicht ohne Edward dahin gehen?"

„Auf jeden Fall" rief Malwina fröhlich „Edward hat auch nichts dagegen, Du begleitest mich, und Emmy geht vielleicht auch mit uns."

„Ja ich gehe mit, denn Georg ist durch eine Wahlversammlung verhindert," sagte Emmy, Sie, Julius sind unser Begleiter, unser Schutzgeist, meinetwegen auch Argos."

„Argus heißt es" sprach Julius ärgerlich „ich weiß nicht ob ich hingehen werde, ich lasse mich nicht zum Kometenschwanze der Weiberlaune machen." —

„Dann gehen wir allein" lachte Malwina, ich weiß, daß Edward es ganz gern hat, wenn ich auch ohne ihn ein kleines Vergnügen genieße."

„Julius geht mit," bestimmte Emmy „Sie werden doch noch deutsch genug sein, und Beethovens „Adelaide" hören wollen?"

„Einsam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten!" sang Malwina mit schmelzender Stimme.

„Musik ist auch die Seele des Vergnügens, komm Malwina laß uns ein Duett singen, Julius begleiten Sie uns das reizende Duett aus dem Freischütz von Weber: „Schelm, halt fest" — bat Emmy.

„Ich habe keine Zeit mehr" entschuldigte sich Julius, und wollte davon eilen, aber die beiden Frauen ließen ihn nicht fort, er mußte an das Piano, und er gab nach.

„Mephistopheln, Hekate, Medeia, und alle bösen Feen und Hexen, sind wahre Engel gegen Euch" grollte er dann, während er die ersten Akkorde anschlug.

Wir wollen indessen einen kurzen Rückblick auf die Vergangenheit, einiger Personen, unserer wahrhaften Geschichte werfen.

Julius und Malwina waren die beiden einzigen Kinder des verstorbenen Großhändler Schröder, welcher in einer schönen Stadt in Norddeutschland ein ausgebreitetes Geschäft besessen, und in sehr großer Achtung gestanden hatte. — Er lebte auf einem glänzenden Fuße, hatte ein ziemlich großes Grund-Vermögen, das Geschäft war in höchster Blüthe „doch mit des Geschickes Mächten, ist kein ewiger Bund zu flechten" nach kurzer Zeit befand er sich an dem Abgrunde, welcher in Deutschland viel schlimmer genommen wird, als in Amerika — er war am Falliren. Ein Brand hatte einen Theil des Waarenlagers zerstört, welches unversichert gelegen, Papiere, die er viel angekauft hatte, fielen, und mehrere Hauptschuldner erklärten ihre Zahlungsunfähigkeit. —

Herr Schröder machte keinen Bankrott, wobei er Geld verdiente, er verkaufte Alles, bezahlte was er schuldig war, und dachte mit dem ihm noch gebliebenen kleinen Capitale, in der neuen Welt wieder ein Vermögen zu erwerben. Frau Schröder wurde kränklich, als es mit dem Reichthum zu Ende ging, an Entbehrungen und Einschränkungen hätte sie sich nie gewöhnen können, deshalb hatte sie den Takt zu sterben, um Niemand mehr zu belästigen, ehe man in ein anderes Land übersiedelte.

Julius, der sich auch dem Handelsstande gewidmet hatte, war mit dem Vater einverstanden, und meinte, ein guter ehrlicher Name gehe doch über alles, er trennte sich, so wie auch Herr Schröder, ohne großes Leid vom Vaterlande, wo sie so manchen Undank und unverschuldetes Unglück erfahren hatten, Malwina dagegen mit bitteren Thränen und schwerem Herzen. Nicht blos die Trennung von Hermann, ihrem heimlich Verlobten, sondern auch das Aufgeben von Glanz und Luxus war ihr schrecklich. Hermann war ein wilder Gesell, hing aber leidenschaftlich an der schönen Malwina, sie gelobten sich Treue, und Hermann versprach sie wieder zu holen, wenn er ein Amt habe. Das Studium der Rechte

hat aber einen besonders langsamen Gang in Deutschland, auch für fleißige junge Männer, zu denen Hermann gewiß nicht gehörte, und dann müssen die Studirten erst noch Jahre lang, als Auskultator, Referendarius und Assessor ohne Gehalt arbeiten ehe sie als Kreisrichter oder Notar eine Frau ernähren können. — Das war also eine sehr in der Ferne liegende Hoffnung. Herr Schröder beging die Unvorsichtigkeit, auf den Rath einiger Landsleute, den größten Theil seines Geldes in einer Spekulation anzulegen, welche total fehlschlug, und dies brachte ihn so außer Fassung, daß er unfähig war, etwas Neues zu beginnen. Julius fand eine kleine Beschäftigung, welche kaum so viel einbrachte, daß er Vater und Schwester erhalten konnte, obwohl er vollkommen englisch und französisch sprach. Das war eine schlimme Zeit für die verwöhnte Malwina! Aber sie war nur kurz, denn das launische Glück lächelte wieder, und Julius machte die Bekanntschaft eines reichen jungen Amerikaners, durch den er eine ausgezeichnete Stelle erhielt, und derselbe ließ sich bei Herrn Schröder einführen. Mr. Edward Goodway war ein gebildeter vortrefflicher Mann, der nicht Amerika für das Paradies hielt, er ließ auch andern Nationen Gerechtigkeit wiederfahren, da er Deutschland und England bereist, und kennen gelernt hatte.

Er hatte wenig Bekannte, da er sehr zurückgezogen lebte, fühlte sich aber in dem Hause seines neuen Freundes sehr heimisch, besonders zog ihn die reizende Malwina an, die die langen Abende durch ihre Talente verkürzte, mit Julius spielte und sang, und Mr. Goodwao liebte sehr deutsche Opern, besonders Mozart'sche. — Bald nachher wurde der alte Schröder krank, bevor er aber sein graues, müdes Haupt auf das Sterbekissen legte, hatte er den Trost und die Freude, seine einzige Tochter mit einem von ihm hochgeschätzten Manne verbunden, und seinen braven Sohn als Theilnehmer in dessen Geschäft zu sehen, er starb mit einem Segenswort für Edward auf den erblassten Lippen, der wie der liebevollste Sohn ihn gepflegt und geliebt hatte.

Um diese Zeit kam eine Freundin von Malwina, nach derselben Stadt, zu einem alten Onkel, es war Emmy, die sich später an einen Freund von Julius verheirathete, und Mr. Stafford mit seiner Gattin waren die täglichen Gäste in Malwinens Hause. Es war ein kleiner Kreis von vorzüglichen gebildeten Menschen, und man verlebte so oft heitre Stunden — wenn Malwina bei gnädiger Laune war. Denn obwohl sie nun wieder mit Pracht und Glanz umgeben war, alle ihre Wünsche erfüllt wurden, quälte sie doch Edward sehr, durch ihre Kälte, und ihre Launen, und er ertrug dieselben mit Güte und Geduld. Edward hatte wohl eingesehen, daß die schöne Deutsche ihn nicht so sehr liebe, aber er hoffte, ihre wahre innige Liebe noch zu erringen, sie war noch jung — und würde mit der Zeit ihre alte Heimath vergessen.

Es waren zwei Tage nach dem erwähnten Concerte, und Edwards Rückkehr verflossen, als Julius in der heftigsten Unruhe, in seinem Zimmer auf und abging. Homer und Virgil lagen unangerührt da, die ihm sonst immer Zerstreuung und Ruhe verschafften. Sein Gesicht hatte einen trüben schmerzlichen Ausdruck, er sprach oft düster vor sich hin:

„Wir sollen kein Glück und keinen Frieden genießen," murmelte er finster „jetzt wird dieser Mensch wieder Alles zerstören — O und Edward — der arme theure Edward! Aber es muß heraus, ich muß es ihm sagen, erfahren wird er es doch — Geheimnisse soll es wenigstens nicht zwischen uns geben. Sieh Du kommst wie gerufen," sprach er zu Edward, der in's Zimmer trat, „ich habe Dir etwas zu sagen." —

„Das scheint nicht ganz angenehmer Art zu sein, ist in meiner Abwesenheit etwas Betrübendes vorgefallen?" fragte Edward.

Julius theilte seinem Schwager das Nähere von dem früher bestandenen Verhältniß zwischen Malwina und Forke mit und fügte dann mit einem Seufzer hinzu, daß dieser wilde und leichtsinnige Mensch hier sei; und Malwina ihn gesehen und gehört habe.

„Wo denn gehört? fragte Edward.

„In dem Concerte wohin ich mit Mal-

wina und Emmy ging — sang er, und seine gewaltige Stimme, mit seinem übrigen theatralischen Auftreten blieb nicht ohne Erfolg. Hätte ich es gewußt daß er bei dieser herumziehenden Gesellschaft war, so würde nicht Himmel und Hölle mich bewogen haben, nachzugeben, aber so war ich mit da, und überzeugte mich, daß derjenige hier ist, den ich am liebsten 10,000 Meilen von hier gewußt hätte."

„Und wie benahm sich Malwina, als sie ihn erkannte?"

„Etwas besser, als man erwarten konnte, sie schrie nicht auf, sie fiel nicht in Ohnmacht, sie saß da blaß, etwas erschrocken, doch aber mit ihrer gewöhnlichen Selbstbeherrschung. Ich glaube, daß er uns erkannt hat, denn beim Fortgehen kam Jemand auf uns zu, doch ich hob sie schnell Beide in den Wagen, und wir jagten davon."

„Ich hoffe, daß er Malwinen nicht weiter gefährlich ist, übrigens ist sie meine rechtmäßige Gattin, und hat keinen bösen, nur einen schwachen Charakter! Was ist denn so sehr zu fürchten?"

„Leider ist diesem gewissenlosen Menschen, Alles zuzutrauen — und da er sich nun in dem freiesten Lande der Erde befindet, unternimmt er gewiß etwas gegen uns."

„Du siehst die Dinge zu schwarz Julius, höre mich nur an, nach Allem was Du mir über seinen Charakter gesagt hast, ist bei solchem Menschen mit Kälte, mit abweisender Strenge nichts auszurichten, man muß ihn mit Güte und Großmuth bekämpfen. Glaube mir, es schlummert in den leichtsinnigsten Gemüthern ein Funke von Ehrgefühl, wird dieser geweckt, so sind sie gerettet. Wir wollen ihm also zuvorkommen, und ihn mit Achtung und Freundlichkeit aufnehmen. Gebe zu ihm lieber Julius, lade ihn in unser Haus ein, und biete ihm auf zarte Weise unsre Unterstützung an. Frage ihn womit wir ihm sonst helfen können, behandle ihn gütig, es wird ihm neu und erquickend sein, und wenn wir auf diese Weise mit ihm bekannt werden, lenken wir seinen Haß und seine Feindschaft von uns ab, so denke ich denn, daß ich von meinem Glücke, welches wie Du weißt nicht groß ist, nicht noch etwas verliere."

Julius drückte ihm gerührt die Hand. — „Dieser Vorschlag ist Deinem Charakter ganz angemessen, Edward, ich möchte widersprechen und kann nicht. Damit Du siehst, wie hoch ich Deine Ansichten über meine stelle, und wie sehr ich Dich liebe und schätze, — will ich Deinen Rath befolgen, und sogleich zu ihm gehen."

Forke nahm die freundlichen und großmüthigen Anerbietungen nicht sehr hoch auf, er schien es beinahe ganz in der Ordnung zu finden, daß Julius zu ihm kam, „ich wußte" sagte er ganz unbefangen „daß ich auf Euch als meine Freunde zählen durfte, ich wollte Dich heute aufsuchen. Er erzählte sodann eine unwahrscheinliche Geschichte von einem Duell, wo sein Gegner todt auf dem Platze geblieben sei, und er hätte fliehen müssen. Er hätte wahrhaftig nicht gewußt womit er sich helfen sollte, als zu der Truppe überzugehen, er wolle sich jetzt ganz dem Theater widmen, da Opernsänger gesucht würden, vorläufig wolle er noch in einigen Concerten singen. — Den Umzug nach dem Hause Edward's, bewerkstelligte er sogleich, der Bequemlichkeit wegen, führete er nicht viele Effecten bei sich. Edward nahm ihn mit seiner ruhigen Zuvorkommenheit herzlich auf, und überließ es dann Julius, ihm sein Zimmer anzuweisen, — er befand sich schon eine Stunde im Hause, ohne daß Malwina etwas davon wußte.

„Jetzt mußt Du erlauben, Bruder, daß ich Malwina recht überrasche, sie weiß gewiß nicht, daß ich hier im Hause bin," sagte Forke so ungenirt, daß Julius fast ärgerlich wurde.

„Du vergißt doch aber nicht, Hermann" sagte Julius sehr ernst „daß Malwina verheirathet ist, und daß wir ihrem Gatten, Alles was wir sind und haben, verdanken, er ist der bravste, beste Mann den ich kenne, und ich erwarte von Dir, daß Du nicht die kleinste Anspielung auf das frühere kleine Verhältniß machst, welches zwischen Dir und Malwina bestanden hat; Du würdest nur dadurch den

Frieden des Hauses, das Dich gastlich aufgenommen hat, stören."

„Beruhige Dich nur, gestrenger Herr" sprach Hermann fast scherzend „ich werde nicht spielen, — wenn ich auch sonst leichtsinnig war, so bin ich doch von vielen Thorheiten geheilt, aber als Freund und Landsmann darf ich sie doch begrüßen?"

„Dagegen habe ich nichts" erwiederte Julius „so komm denn."

Edward hatte inzwischen Malwina schon von der Anwesenheit Forke's im Hause unterrichtet, sie wurde daher durchaus nicht bestürzt, als Julius mit ihrem früheren Verlobten eintrat, und sprach ihr Willkommen mit einer Ruhe und Fassung aus, welche Edward entzückte; in kurzer Zeit war eine alltägliche, aber nicht unangenehme Conversation im Gange, die jede peinliche Verlegenheit beseitigte.

Dennoch sah es keineswegs so ruhig in Malwinen's Innern aus, wie sich ihr Aeußeres zeigte. Die Wogen ihres so leicht erregbaren Herzens stürmten wild durcheinander, und die Liebe, die sie für den wilden Gespielen ihrer Jugend gefühlt, erwachte in ihrer ganzen Stärke. Sie dachte nicht daran, daß er wohl ein schlechter Mensch geworden sein könne, sie verglich ihn nicht mit ihrem Gatten — nein sie glaubte, er sei ihretwegen gekommen, und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie ihm nicht treu geblieben sei.

Nach einigen Tagen war Hermann wie eingebürgert im Hause, und oft herrschte die größte Heiterkeit, wenn Stafford's auch zugegen waren, und man sang, spielte und scherzte ganz köstlich, die herrlichsten Trios ertönten, besonders aus dem Don Juan, wo Forke seine weiche volltönende Stimme recht zur Geltung brachte, sogar Julius sang mit aus Gefälligkeit, die Rolle des Lepperello, Emmy, Donna Anna, Malwina, Donna Elwira und Zerline, Hermann natürlich Don Juan, und so hatte man sehr hübsche musikalische Genüsse, auch ohne Opernhaus. — Während sie nun Alle glaubten, daß der Frieden des Hauses ungestört sei — hatte Hermann mit der ihm zu Gebot stehenden Schlauheit, Malwina zu bethören gewußt, und ihr intimes Verhältniß wieder angeknüpft, mit den unzähligen Künsten der Heuchelei und Schmeichelei, wußte er ihr schwaches Herz zu gewinnen. Nur Emmy bemerkte zuweilen die brennenden Blicke, und heimlichen Worte, welche die Beiden wechselten, und sie hielt es für ihre Pflicht, dies Julius mitzutheilen, und ihn zu warnen. Aber der sonst so vorsichtige besonnene Mann lies sich von Hermann's Wesen täuschen, und beruhigte Emmy, die sich ihr Vorurtheil gegen den hübschen Landsmann nicht ausreden ließ, und darum das Haus ihrer Freunde wenig aufsuchte, worüber sich Malwina nicht einmal sonderlich beklagte.

Einige Wochen waren verstricken, und Emmy saß eines Morgens allein in ihrem Zimmer, als sie ihren Gatten zu ganz ungewöhnlicher Zeit von seiner Office zurückkehren sah.

„Da muß etwas ganz Außerordentliches passirt sein," sagte sie als Stafford zu ihr kam.

„Leider ist es so," entgegnete er hastig, „es betrifft unsere besten liebsten Freunde, Malwine, so sagt das Gerücht, soll mit dem Sänger Forke entflohen sein."

Das hatte Emmy denn doch nicht erwartet, sie war ganz außer sich.

„Es ist unmöglich, es kann nicht wahr sein, diese Schmach kann Malwine uns nicht anthun — besonders Edward," — rief sie, und bat dann George möchte mit ihr hinfahren zu Goodway — „wir sind ihre nächsten Freunde," meinte sie, „und ich habe keinen Augenblick Ruhe mehr."

Stafford wandte nichts ein, das Pferd flog durch die Straßen, und vor das Haus der Freunde. Fast alle Zimmer durchsuchten sie vergeblich, endlich fanden sie Julius, in tiefster Verzweiflung.

„Sie ist fort," sagte er dumpf, „fort mit ihrem Verführer."

„Wo ist Goodway," fragte Stafford.

„Nach dem Depot, er hofft sie mit einem Extrazuge einzuholen, ich habe ihn davon zurückhalten wollen, allein es ging nicht."

„Sie kömmt allein zurück," sprach Emmy zuversichtlich, sobald sie diesen schlechten Men-

schen näher kennt. Und dann wird sie vollkommen von ihren Launen und Schwächen geheilt sein."

„Wenn sie gestorben wäre," sprach Julius düster, „wenn wir sie hinaus getragen hätten, in die letzte enge Wohnung, es wäre weniger schmerzlich! Aber allen Gefühlen der Ehre und Sitte, Dankbarkeit und Liebe Hohn zu sprechen, zu wissen daß Edwards Herz zerrissen würde — daß auf uns eine Schmach mitfallen müsse, die nicht auszulöschen ist, das ist zu entsetzlich — man sollte an der Menschheit verzweifeln."

Emmy und Stafford waren tief erschüttert, als Julius weinte.

„Und denkt nur, Edward vertheidigt Malwina noch" fuhr er fort „er giebt sie auch noch nicht verloren — aber ich hoffe nichts mehr."

Goodway kam nach wenig Tagen allein zurück, er hatte ihre Spur nicht entdecken können; er wollte zwar bald wieder fort, allein es gelang seinen Freunden, ihn zu bewegen, zu bleiben.

„Laß sie ihren Weg fortsetzen," sagte Stafford „überlaß sie nur kurze Zeit ihrem Schicksale, sie kömmt sehr gebessert und geheilt zurück." — — — —

Zwei Jahre waren vorüber, zwei lange und traurige Jahre, für Edward und Julius, sie hatten von Malwina, trotz allen Nachforschungen, die Edward in's Geheim anstellte, nichts wieder gehört, Julius war zwar oft finster und mürrisch gegen Andere, für seinen Schwager aber, der zärtlichste Freund, Pfleger und Tröster, Edward war kränklich und in sich gekehrt, und sah außer Julius, im gesellschaftlichen Verkehre, nur Emmy und Stafford um sich. Aber es gelang ihnen selten, Edward aufzuheitern, nur wenn man von ihr sprach belebten sich seine Züge. — So ist es im Leben, je unerreichbarer das Ziel unsrer Wünsche bleibt, desto größer wird unsre Sehnsucht darnach. Zuweilen glaubten sie auf einer Spur zu sein, aber die Vereinigten Staaten sind groß, und in denselben ziehen so viele Sängertruppen, und Theatergesellschaften umher, daß sie oft getäuscht waren, und nur Edward gab die Hoffnung nicht auf — Julius hielt seine Schwester für verloren.

Wenn uns eine geliebte Person durch den Tod entrissen wird, so bleibt uns ihr Andenken heilig, — der Platz wo sie gern saß, die Blumen die sie gepflegt, ein Buch das ihr gehörte, sind theure Vermächtnisse, und uns noch lange lieb und werth, aber wenn sie uns auf solche Weise verlassen hat, ist ein Band, das sie trug, ein Lied das sie sang, ein Dolchstich, der das Herz auf's Neue durchbohrt, und alte Wunden aufreißt.

Deshalb hielt Julius Malwinen's Zimmer verschlossen, das Klavier stand unberührt, und er entfernte aus Edward's Augen, Alles, was ihn an die ungetreue verlorene Gattin erinnern konnte. Die Geschäfte machten um diese Zeit eine Reise nach dem Osten nothwendig, und Edward wollte Julius hinschicken, allein derselbe bat so dringend er möge ihn begleiten, und hoffte, daß solche Zerstreuung einen wohlthätigen Einfluß auf Edwards Stimmung ausüben werde, daß der verlaßne Gatte einwilligte.

Sie hatten ihre Geschäfte in mehreren Städten des Ostens beendigt, und blieben zu ihrem besonderen Vergnügen noch einige Tage in der Stadt der Städte, im Brennpunkte des Verkehrs, in New York, dem Babylon von Amerika, und dem Sammelplatze aller Nationen der Welt. Julius wurde sehr erheitert, und selbst Edward bekam wieder ein wenig Interesse am Leben. Eines Tages aber vermochte doch Julius nicht, Edward zu bewegen, mitzugehen, er saß auf seinem Zimmer im Prescott-Hause, und war entschlossen zu Haus zu bleiben, und Zeitungen zu lesen. Er bat Julius, zugleich ein hübsches Geschenk für Emmy und Stafford zu kaufen, da Neujahr vor der Thür war. Julius amüsirte sich ein Stündchen, und trat dann in einen eleganten Laden um den Auftrag seines Schwagers auszuführen. Indem er sich nach Gegenständen umsah, die seinem Wunsche entsprachen, hörte er plötzlich eine Stimme, die ihm bis ins Innerste drang, und die er zu erkennen glaubte. Aufmerksam betrachtete er die ärmlich gekleidete Person, die nicht weit von ihm stand — und

fertige Arbeiten für den Store ablieferte. Es war nicht mehr ganz hell, aber er sah scharf — und o Gott dieses blasse bekümmerte Gesicht, die großen verweinten Augen, dieses wundervolle Haar, — es war seine Schwester.

Er trat entsetzt einen Schritt zurück — O Himmel wie elend mußte sie geworden sein um Näharbeiten zu machen — die sie sonst gehaßt hatte. Die Dame tadelte in scharfen Worten die Nähterin, und sagte, „wenn sie nicht schneller und eifriger, und dabei besser arbeiten wolle, so könne sie keine Arbeit weiter bekommen."

Malwina, denn sie war es in der That, sprach mit leiser, und niedergedrückter Stimme, daß sie sich bemühen werde, Alles zu thun, was man verlange, „ich bitte um Nachsicht" fuhr sie fort „ich war es früher nicht gewohnt, so anhaltend zu arbeiten, mit der Zeit wird es besser gehen."

„Glauben Sie denn" entgegnete die Verkäuferin „daß ich gewohnt bin, Tag für Tag im Store zu stehen, und die Kunden zu bedienen? Nehmen Sie sich zusammen, sonst sind wir geschiedene Leute."

Malwina nahm dann dankend ihre verdienten Schillinge, und eine neue Arbeit, und schritt ohne sich um zu sehen, hinaus.

Julius hatte ganz starr dagestanden, als sie fort war, ging er zu der hartherzigen Arbeitgeberin, und fragte sie um den Namen der Frau die eben fortgegangen sei.

„Den Namen kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht sagen," erwiederte sehr höflich die Dame, als sie den eleganten Herrn vor sich sah — „aber ihre Wohnung weiß ich anzugeben — ich glaube sie ist die Frau, eines davon gelaufenen Comödianten, sie hat mir den Namen genannt, aber ich verstand ihn nicht recht, und habe sie unter der Firma „Schauspielerin" in das Buch getragen." — Sie schlug das Buch auf, und Julius notirte sich die Adresse genau, kaufte in aller Eile etwas, und flog dann mehr als er ging, zu Edward.

„Lieber Edward, rief er, indem er seine Aufregung zu verbergen suchte, „Du mußt mir zur Liebe mitgehen, ich will einen ganz verarmten Bekannten aufsuchen — ich appellire an Dein gutes Herz, an Dein Mitleid, an Deine Wohlthätigkeit — hoffentlich werde ich nicht abgewiesen." Edward war sogleich bereit mitzugehen, und sie befanden sich bald auf der Straße. —

In einem ärmlichen feuchten Zimmer, welches nur mit einem schlechten Tische, einigen Holzstühlen, und im Hintergrunde mit einem dürftigen Bett möblirt war, saß Malwina — das verwöhnte Kind des Reichthums und Ueberflußes, und stickte, die wenige Tageshelle noch benutzend, umgeben von Armuth Noth und Elend. — Und wie drückend ist das Bewußtsein, dies Alles selbst verschuldet, selbst sich zugezogen zu haben. Ihre Wangen waren bleich, und Reue und Kummer warfen einen melancholischen Schatten über das sonst so frische, reizende Gesicht. Schon im ersten halben Jahre ihrer Flucht, hatte sie das Unwürdige, den Leichtsinn und das Böse ihrer That eingesehen. Sie schrieb mehrere Male an Julius, um durch ihn Verzeihung bei Edward zu erlangen, allein Herrman hatte die Briefe unterschlagen, und so glaubte daher Malwina, daß keine Rückkehr möglich sei, und ihr Gatte und Bruder niemals verzeihen würden. Forke hatte kein glänzendes Engagement bekommen, wie er gehofft, und zog daher immer mit der Truppe von Stadt zu Stadt, wobei sie stets tiefer in Armuth fielen. Malwina verkaufte ihre Juwelen, ihre Garderobe — um Denjenigen, der ihre Liebe so wenig verdiente. Forke reiste dann eines Tages mit dem letzten Reste des Vermögens ab, angeblich sich eine bessere Stelle zu verschaffen — und kehrte nicht zurück — Malwina war daher gezwungen, sich von ihrer Hände Arbeit zu ernähren, welches schlecht genug ging, und sie verlebte traurige, einsame, trostlose Tage, welche aber zur Erkenntniß ihrer Thorheiten führten.

So saß sie denn in düsterer Hoffnungslosigkeit da, und erschrak, als Jemand an die Thüre klopfte — wer hätte sie besuchen sollen, um sie zu trösten und aufzurichten! Sie öffnete — und stand wie vom Donner gerührt — als die beiden Herren eintraten, — noch ehe aber ein Wort gewechselt wurde, fiel sie zum ersten

Male in ihrem Leben in Ohnmacht. — Als sie die Augen wieder öffnete, sah sie in das milde Antlitz des Mannes, den sie verrathen, betrogen und verlassen hatte.

„Ist es möglich Edward" flüsterte sie „träume ich, oder bist Du es — und willst mir verzeihen?"

Er schloß sie fester in seine Arme, eine verzeihende, versöhnende Thräne fiel auf ihre bleiche Wange. —

„Alles ist vergeben und vergessen" sagte er dann leise, und betrachtete wehmüthig ihre blassen Züge „Du hast so viel gelitten Malwina, warum kamst Du nicht wieder? Du wußtest doch, daß meine Arme und mein Herz Dir immer offen standen?"

Malwina konnte vor Thränen nicht sprechen, sie küßte Edwards Hand — und Julius war auch so ergriffen, daß er keine Moralpredigt hielt, obwohl er es sich vorgenommen hatte. Er besorgte um seine Rührung zu verbergen, Malwinas wenige Sachen, holte eine Droschke, und Malwina verließ die düstere kleine Wohnung für immer. Als die Gemüther sich ein wenig beruhigt hatten, erzählte sie ihre Geschichte und erwähnte besonders die traurigen Briefe, die sie an Julius gerichtet — wo es sich dann herausstellte, daß sie nie abgeschickt waren.

Malwina zog nicht gleich in ihre alte Wohnung, sondern in ein hübsches Landhaus vor der Stadt, wo Emmy die Erste war, die sie dort begrüßte. — „Sie ist gänzlich geheilt," sagte Emmy zu Julius „und viel, viel liebenswürdiger als sonst."

Und so war es in der That, Malwina machte ihren Gatten von der Zeit an, wahrhaft glücklich — nicht blos aus Dankbarkeit, nein sie liebte ihn von Herzen, aus welchem die thörichte Neigung zu einem unwürdigen Gespielen ihrer Jugend, ganz heraus gerissen war. Niemand machte ihr den leisesten Vorwurf — da man ihre Reue und Besserung erkannte, — Alles war vergeben und vergessen.

Römische Mainacht.

Von

Emma Niendorf.

Aus der Via Marforio tretend, konnte ich mich nicht erwehren, beim Vorbeigehen an dem auf den mamertinischen Gefängnissen erbauten S. Giuseppe de' Falegnami einen Blick auf das schlechte Bild der Apostel hinter dem Gitter über dem Thore am Eingange zu ihrem Kerker zu werfen, bevor ich über das Campo vaccino wanderte. Es hat mir immer etwas Beklemmendes, wie diese Stätte so verkommen ist, wo Virgina's Blut floß, wo die Worte der Grachen tönten, an deren Fluch im Sterben Rom noch heute zu tragen hat, wo Antonius über der Leiche Cäsars zum Volke redete. Rechts unter den „Orti Farnesinui," wo aus einer der Loggien dieser zerstörten Gartensaeaten eine Männergruppe herab blickte, lagen die gewaltigen weißen Ochsen ausgespannt zwischen ihren Wagen, welche noch heute die antike Form unverändert zeigen; links arbeiteten Zimmerleute ꝛc.; nur ein einzelner Geistlicher schlich wie ein schwarzer Schatten durch die jungangepflanzten Baumreihen.

Indem ich aus Via S. Gregorio links einbog in die von S. Giovanni e Paolo, blicken mir zur Rechten die dunkelbraunen Reste der Andreaskirche, welche sich vormals statt S. Gregorio magno hier erhob; auf der andern Seite die edle Cella der Basilica dieser beiden Glaubenshelden, von der sich, gleich Ringen, die Arkaden des Vivariums auf die nahe Höhe wölben, mit rothen Blüthen überpurpurt, welche wie Blutstropfen an den Ruinen hängen; und nachdem ich die Ueberbrückung durchschritten, rahmt der antike Bogen mir im Rücken die Perspektive auf die Cäsarenpaläste ein. Oben in der Kirche bei dem auf der Spitze des

Celio gegiebelten Kloster mit dem hohen byzantinischen Campanili und dem grünen luftigen Wipfel ist es so einsam und still, nur eine arme Frau sitzt auf der heiligen Schwelle und strickt. Innen kehrt einer der Brüder Passionisten mit seinem Kreuz und Passionszeichen von Metall auf dem Herzen, das uralte köstliche Pediment von alexandrinischem Mosaik; ein Anderer wandelt wiederholt mit zwei frischen großen Blumensträußen in der Hand nach den Seitenkapellen und kniet so oft er am Hochaltar vorbei kommt, nieder, auch jedesmal in den Kapellen, bevor er den Altar mit den Blumen schmückt. Mitten in dem Tempel zeichnet sich der eingefaßte Raum der Märtyrerstätte aus, rechts gewahrt man die Glocke zum Kloster an einem offenen Eingange, der in die Vorhalle führt. Wie still und friedlich finde ich es hier, welche makellose Reinlichkeit überall!

Noch heute Mittag hatte mir der redliche Signor Benedetto, der Padrone di Casa und Gemahl der Signora Albina, die Trefflichkeit dieses Ordens gepriesen und seine Einrichtung geschildert, die ihn zu einer Art von frommer Republik für wohlthätiges und gelehrtes Streben stempelt, welche mein Padrone aus eigener Erfahrung genau kennt, weil er einen Freund unter diesen Vätern besitzt. Letzterer hatte schon als ein Bürschchen von 17 Jahren dies und das versucht und war ein „perichino" — so nennen sie hier einen Thunichtgut. Er befand sich im Dienste bei einem Cavaliere und verfiel bei aller Leichtfertigkeit auf den Wunsch, in ein Kloster, und zwar in das der Passionisten zu gehen. Anfangs wiesen sie ihn ab, weil es ihm an allen nothwendigen Vorkenntnissen mangelte; er ruhte aber nicht, lernte Tag und Nacht, bis er endlich so weit war, daß man ihm den Einlaß nicht mehr verweigern konnte, und jetzt, nach wenigen Jahren, ist der arme „servo," der kaum seinen Namen kritzeln konnte, einer der gelehrtesten Professoren des Ordens, zur Zeit jedoch auf einer Sendung in Bordeaux.

Beim Hinaustreten begegnete ich in der Vorhalle zwei jungen Männern, der Eine mit seinem Skizzenbuch unter dem Arme, der Andere fröhlich einherspringend und der strickenden Frau seinen Bajocco zuwerfend. Ich traf die Beiden später wieder, als ich über hinaufstieg in der nämlichen Via und durch den Arco di Dolabella auf die Piazza della Naviella eilte, wo uns Fragen und Suchen zu gemeinsamen Schicksale zusammenführte. „Wir wollen es dem Glück überlassen!" hatten diesen Morgen der corsische und der spanische Graf gemeint, im Zweifel, ob sie nach einer beabsichtigten Inschriftenjagd die Pilgerin noch einholen könnten. Da die Freunde sich noch immer nicht blicken ließen, nahm ich das Erbieten der Fremden an, mich zu geleiten. Der Zeichner war ein Genuese; der Heitere, schön und fein wie ein Mädchen, und die gute Stunde selbst, aus Viterbo.

Wir standen jetzt vor S. Maria in Domnica, der kleinen Kirche, welche Leo X. wieder aufbauen ließ, und deren Vorhalle von Rafael ist. Vor ihr steht ganz naiv die kleine Barke „la navicella," als Copie des antiken Marmorschiffchens, das einst dem Platze und der Kirche den Namen lieh; man stellte nämlich in alten Zeiten kindlich ein solches Schmuckwerk vor die Gotteshäuser zur Zier oder auch als Gelöbniß hin, und das kam sogar mit aus dem Heidnischen herüber. Das ursprüngliche steinerne Boot hatte man nahebei in dem vormaligen Quartiere der Seesoldaten entdeckt, vor deren Lager es wohl aufgepflanzt war, als Wahrzeichen oder auch als Votiv.

Wir läuteten am Gitter der Villa Mattei, jetzt Celiomentara; sie ist zerfallen, der Garten verwildert, der Umblick aber göttlich, obschon die Aussicht heute nach dem blausten Tage leider trüb umschleiert war. Hinter dem Casino gewahrten wir rechts zunächst den Palatin vor uns, und in seinem Rücken, wie einen grauen Geist, die Peterskuppel; links die Thermen des Caracalla, das ganze neulich von uns durchschrittene Revier. Indem wir einem Laubgange von phantastisch verschlungenen Stämmen und Gezweigen zulenkten, däuchte mir, daß in der Ferne die Freunde zum Gitter herein sähen und, mich nicht erkennend zwischen den fremden Begleitern, wieder verschwänden. Die groteske grüne Halle, in der

sein Adler als Eremit haust, bringt uns zu dem Sarkophag, an welchem sich eine kleine Lorbeerlaube erhebt. Das ganze Gebirge, jedoch umflort, liegt vor uns, die Campagna bis zum Meere, und eine Welt der Trümmer und Vignen, von den erwähnten Thermen bis zum Lateran, die Porta Appia, ihre Denkmale, und so weit hinaus in grüne, von braunen Mauerdiademen und Bändern durchflochtene Zauberkreise. Oestlich giebelt sich wie ein Zion der Lateran empor, westwärts ruht das Felsenchaos der Thermen, gleich Leichensteinen, die man auf das maigrüne Grab Roms gewälzt hat. Wir folgten einem Pfade zu dem greisen Obelisk, den ein Kranz von Rosenbüschen umblühte, die sich nach der Seite vom Lateran wie zu einem Gewinde um die Basilica gestalteten. In einer Vigna weiter unten am Berge arbeiteten zwei Weiber, die Eine sang mit schallender Stimme eine melancholische Volksweise:

„Roma, Roma, Roma!
Roma non e piu com' era prima."

Wie öde und traurig verlassen sah das riesige Wasserbassin aus, an das wir geriethen, wie in einem verwünschten Schlosse! Der Viterber wußte mir gleich mit Grazie ein Sträußchen zu pflücken von der Fülle der verschwenderischen Rosen, ja es mit einem feinen Grase zierlich zu binden. Als wir wieder hinunter stiegen bei S. Giovanni e Paolo, durch die Arkaden, färbte sich der Himmel über dem Palatin mit wundersamem Purpur und Silberglanz. Da standen auch unten bei den Stufen von S. Gregorio magno dessen Namensverwandter und Graf P. harrend, wie treue Schildwachen. Die fremden Ritter empfahlen sich.

Es war, als ob jetzt mit dem Erscheinen der beiden Freunde alle Poesie angefangen hätte, plötzlich — wie das Aufgeben eines Vorhangs vor der Welt, der Heiligkeit des Abends. So sehr ist es eine Wahrheit, daß geniale Menschen, wie G., die Natur gewissermaßen zu beschwören, befreien vermögen. Wir kehrten noch einmal um, den Celio hinan, durch die Bogen des Vivarium auf den Purpurschleier zurückschauend, welcher die Cäsarenpaläste umwehte. In der leise sinkenden Dämmerung begann nun beim Kloster S. Giovanni e Paolo eine Eule zu schreien — der Ausdruck umschattender Melancholie und der tiefen Geheimnisse der Nacht. „Der Eulenruf," erwähnte der Historiker, „gilt hier in Italien für einen Vorboten des Sterbens. Als jener Korsenheld, Pietro, erblich, hatte auch eine Eule auf dem Dache geklagt, und gleich sagten alle, das bedeute Tod." — Zugleich erinnerte er uns, wie das charakteristische Haarbüschlein auf der Stirne vom Pferde Marc Aurels die Form einer Eule habe, was zweifelsohne nicht außer Bezug stehe mit einer mittelalterlichen Volkssage von dem Villano (Bauer) aus der Campagna, den das Reiterbild darstellte, und der von einer Eule stets begleitet, in Rom erschienen sei, es zu befreien durch Heldenthaten und dann als erwählter König zu beherrschen. Dagegen gedachte Graf P. einer noch jetzt im hiesigen Volke lebendigen Tradition, nach welcher die theilweise noch sichtbare Vergoldung des Imperatorenpferdes sich wieder ergänze. „Das Erzbild vergoldet sich von neuem," behaupten sie, „und wann es ganz fertig ist, geht die Welt unter." —

Als wir uns auf der Navicella befanden, hub eine Nachtigall ihr süßes Flöten an. Dann zitterte eine Glocke durch das wachsende Dunkel. „Die Stimmen der Nacht!" sprach G. „Die Eule, die Nachtigall, die Glocke — das sind drei Gedichte. Dort der Tod, hier die volle Blüthe des Lebens im Liede der Liebe; und nun kommt die Glocke dazu. Wir wollen alle drei die drei Gedichte machen, italienisch der Graf, wir andern Beiden deutsch." —

Um die unsägliche Tiefe nächtlicher Verlassenheit in Rom kennen zu lernen, stiegen wir den ganz verloren einsamen Weg herunter, der von der Navicella zur ehemaligen Porta Metronia hinabführt, in die Via della Ferratella ausmündend. Allein würde sich keiner der Männer getrauen, hier um diese Stunde zu wandeln; denn es ist wirklich in solchen Gegenden Roms überall gefährlich; vielleicht erhöht dieser Gedanke noch den Reiz von dergleichen Wanderungen. Wir begeg-

neten keiner menschlichen Seele, nur Fledermäuse kreisten lautlos über uns, keine Grille, kein Lüftchen regte sich. Man hörte die Stille, das ungeheure Schweigen, möchte ich sagen. Es war wirklich schon die Nacht des Todes, Nacht der Vergangenheiten; sie breitete ihre heiligen schwarzen Flöre auf die blutige Erde der Glaubenszeugen. Die Welt war verstummt, und es war, als horche die Welt in die ewige Nacht und Vergangenheit hinein, welche wieder zur Zukunft wird im Schlangenringe.

Wie sich der Weg so leise um den Berg krümmt, stiegen die Gestalten auf dem gewaltigen Lateran schwarz und riesig in den Nachthimmel empor. Nun standen wir abermals bei dem Kloster der Passionisten. Die Eule schrie fort und fort, und jetzt noch eine, die ihr antwortete. Es ist der tiefste Schmerz der Natur in diesen Klagen, das wahre, ächte Todesweh. Zuweilen stöhnte da und dort wieder eine andere Gattung von Eulen auf, es klang oft wie Geisterseufzen. Waren es vielleicht doch die Geister — Stimmen aus dem Klostergarten, wo des Claudius Tempel ragte, Stimmen aus den Kerkergewölben unter dem Kloster, wo die Opfer harrten, welche den wilden Thieren im Colosseum sollten vorgeworfen werden? Sind es die Stimmen der noch unerlösten Mörder jener ersten Christen, jener freudigen Glaubenshelden? Seufzen arme Seelen so vor der Geschichte? Oder seufzt sie, die Geschichte, um die Menschheit? Sind es ahnende Vorboten, daß nun bald wieder Weltuntergang wird, daß ein neues Chaos hereinbricht? — „Einer von uns wird sterben," sagte einer von uns, und dann lachten wir: „Wir alle drei sterben ja, so viel ist sicher!" — Jetzt fing auch eine Katze an, den Eulen etwas zu erwidern; es war die seltsamste Unterhaltung unter einander, ein Gespräch in einer Ruinenwüste, deren Staub der Staub von Heiligen und Helden ist, ein römisches Nachtgespräch!

Wir ziehen jetzt in Maienthau und Duft unter den Wipfeln der Via Gregorio hin, zu Füßen des palmenumwehten Klosters Buonaventura. Da kommen zwei Bauern an uns her, den Hut auf dem Kopfe, dicke Prügel, so hoch wie sie selbst, in der Faust, sie begehren den nächsten Weg nach Piazza Montanara zu wissen. Wie sie vor uns da stehen im Finstern, diese Trabanten der Campagna, ihre Stöcke auf den Boden gestemmt und mit rauher Stimme fragend, Antwort mehr fordernd als bittend, hat es wirklich etwas, das Furcht erregen kann. Der Historiker weist sie kurz aus der Richtung vom Colosseum weg, entgegengesetzt nach Bocca della Verita, was wirklich auch der kürzeste Weg ist; man sieht sich noch ein paarmal um, froh die Villani weit hinter sich zu wissen. „Es ist bedenklich gewesen, es ist hier immer Gefahr," meinten die Herren nachher, als wir den Constantinbogen durchschritten hatten und das rothe Licht der französischen Wache aus der schwarzen Colosseumsmasse schimmerte.

Hier bei der Meta sudans, deren längst versiegter Silberstrahl sich einst mit Gladiatorenblut färbte, lagern wir,unter dem Wundertempel der Venus und Roma, von dem noch Granitsäulen und Travertinquadern und Marmorstufen umhergestreut sind. Hart an der Ecke, wo die Straße zum Arco di Tito läuft, haben wir uns den riesigen Block als Divan gewählt, zu dessen Füßen sich die Freunde in Abstufungen gruppiren. Hier läßt es sich namenlos schön ruhen und plaudern. Schon verklärt und umfließt allmälig das Licht des Vollmonds, leider nicht völlig den Wolkenvorhang zurückschlagend, den Riesenleib des Circus. Durch die Fenster scheint fast tagehll die Luft, und an einem Zinken des Amphitheaters schwebt ein Stern, wie ein Demant auf der Spitze eines Diadems.

Ein Wagen mit rothen flammenden Kerzen-Augen rasselt infernalisch in der Perspektive der Via del Colosseo herunter und verschwindet ganz dämonisch hinter der Arena. „Die haben ihren Paß geholt," sagte G.; wir verstanden ihn nicht gleich. „Es ist ein Leichenwagen," erklärte er, „einer von den Todesomnibussen, welche Nachts herumfahren und die Leichen abholen aus den Kirchen, an jeder halten, um die Särge, als Passagiere, zu einander hineinzuschieben." — Er wußte das so genau von

der Bestaltung eines Freundes, dem er noch jüngst das Geleite gab. Vor dem Thore an eine Osteria hielt man, um noch einen Trunk zu nehmen, erzählte er. Außen beim Campo santo wurde gleich gefragt: „Was für eine Nummer haben sie?“ und die Bahre durchaus wie ein Gütertransport auf der Eisenbahn behandelt. Dies alles zusammen bot ein Nachtstück wunderlicher Art. — „Das ist die Antwort auf unsere Frage an das Schicksal,“ meinte ich; wir hatten nämlich just als der Wagen kam, uns davon unterhalten: wer von uns wohl zuerst Spanien und die Alhambra erreiche, wobei ich prophezeite, der Historiker schiffe noch, zum Gewinne für uns alle, bis nach Palmyra.

So recht innerlich durchschauerte Einen der Moment. Schwarze Fittige des Todes umschatteten den Schauplatz römischer Größe und Pracht, wie die Geschicke und Seelen der drei auf dunklem Meere im kleinen Nachen treibenden Freunde. Zugleich drängten sich jetzt ausgelassene Männer und Frauen Caechantisch auf die Scene, die sich lachend und singend von der Triumphpforte des Titus her bewegten und um die Meta sudans gruppirten. Das Capitol mit seinen Lichtern erschien wie ein Ausschnitt auf dem Hintergrunde des Mondhimmels durch den Siegesbogen des Titus; auf dem Palatin schrie wieder eine Eule. „Das sind die Trauerschildwachen über dem alten Rom,“ meinte der Graf. — „Das ist wieder etwas Anderes — das ist eine Cäsareneule,“ entgegnete G. „Sie weint um den gesunkenen Glanz, die hingeschwundene Macht.

Als wir um Mitternacht über das öde Forum wandelten, trabte auf weitausschreitendem Rappen, regungslos wie hingegossen, eine Figur aus der Campagna mit dem Gewehr an der Seite an uns vorbei, die etwas Starres und doch Wildes hatte. Es konnte ebenso gut ein steinerner Reiter sein, von seinem Sockel heruntergestiegen. Wie ein Gespenst kam und schwand die abenteuerliche Erscheinung, die sich nicht wandte und nicht schwankte, als wäre sie allein in der Welt — mir däucht, daß ich keinen Hufschlag vernommen. Wir aber bogen jetzt aus der Geschichte in die Gegenwart ein, in die Via Bonella, und standen an des Grafen Tusculum auf dem Forum Trajan's.

Eine römische Mainacht! Sie wird mir unauslöschlich in der Erinnerung bleiben. Rom hat mich heute verzaubert. Ja sie haben recht, sie alle, die es doch so verschiedenartig verstehen, jeder in seiner Weise, wie er mag und kann; es ist eine Mystik, eine geheimnißvolle, allgewaltige Magie in Rom. Rom thut es Einem an, jedem nach seiner Art, keiner widersteht, so sehr er sich anfangs sträubt. Wie selbst unser Bekannter, der Realist, der nordische Consul, gesteht: „Man entbehrt allen Comfort, man ärgert sich, man quält sich und kommt doch nicht fort!“ — Die Dämonen haben hier noch die alte große Macht — Dämonen und Genien.

Philister.

von

F. Friedrich.

Philister — wer kennt nicht dieses Wort! Von den lustigen Burschen, den Studenten, die einen jeden, der nicht ein Bursch ist, wie sie, Philister nennen, ist es ausgegangen und hat sich ein Heimatrecht auf dem ganzen deutschen Boden erworben. Philister! Auch wir gebrauchen dies Wort, in allen Schichten des Volkes ist es eingebürgert.

„Er ist ein Philister“ — Wer kennt diese Bezeichnung! — Das ist ein Mensch, jung oder alt, hoch oder niedrig, arm oder reich, dessen höchste Interessen die niedrigen Preise der Kartoffeln und des Kaffees sind, der nur

aus Pflichtgefühl für seine Fortpflanzung sorgt, mit langem Rock und Hühneraugen langsam, bedächtig durch das Leben pilgert und fast nie seine pedantisch wichtige Miene verliert. Der nur lächelt, wenn andre jubeln, der nur seufzt, wenn das Korn mißräth, der die grade Chaussee den lustigen Pfaden durch Wiesen und Wälder vorzieht, der seine Steuern stets am richtigen Tage bezahlt, seine Frau nur küßt, wenn ihr Geburtstag ist, und mit pedantisch wichtiger Miene, den Rock sorgfältig zugeknöpft einst auch in den Himmel einspaziert. Das ist ein Philister. — Er ist ein Mensch, aber ein Stück Fabrikarbeit der Natur. Der eine sieht wie der andere aus, steif, mit kurzem Backenbart und langen Vatermördern. Es mag ein gutmüthiger Mensch und guter Bürger sein, aber der Himmel behüte uns vor dem Namen eines Philisters.

Wenige Menschen nur werden die Entstehung dieser Bezeichnung kennen. In Jena, der alten Saalstadt, von wo so manches lustige Wort, so manche tolle That ausgegangen, ist es entstanden. Dorthin wandert. Gleichviel ob ihr von Weimar oder Apolda kommt, ehe ihr in die eigentliche Stadt gelangt, müßt ihr unter einem alten Thurme hindurch schreiten; das ist das Johannisthor und der Johannisthurm. Ihr schaut euch näher an. Das ist ein altes Haus, fest, viereckig und hoch, so daß man von seinem Gipfel eine herrliche Aussicht genießt über die traute Stadt hin zu den Bergen und Thälern ringsum. Mehrere alte Wahrzeichen prangen noch jetzt an ihm. An der westlichen Seite befindet sich ein erkerartiger Vorbau, ein kleines Gefängniß, der sogenannte „Käsekorb." Dorthin wurden einst alle liederlichen und schlechten Weibsbilder, welche anders lebten als es dem gestrengen Magistrate der Stadt gefiel, zur eigenen Schande, zum besondern Exempel für andere, vorzugsweise aber zur Belustigung der Studenten gebracht. An den vier oberen Ecken des Thurmes blicken ebenso viel in Stein gehauene, hervorspringende Affengestalten grinsend herab. So sah dieser alte Thurm bereits vor mehreren Jahrhunderten aus. Oben auf ihm wohnte damals der Wein- und Bierrufer, der zugleich die Nachtwache auf ihm hatte. Unten am Thor hatten die Thorwächter ihre Wohnung.

Es war im Sommer des Jahres des Herrn 1624. Sowohl in Jena wie überall herrschte damals ein freies lustiges Leben. Der dreißigjährige Krieg hatte allentwegen die Gesetze ein wenig gelockert, und Gensd'armen und Polizeidiener gab es dazumal noch nicht, die hätten auch noch gefehlt! Die Studenten hatten das Uebergewicht in Jena, aber die Bürger ließen die fortwährenden Neckereien derselben keineswegs ruhig über sich ergehen, weil es eben noch keine Philister unter ihnen gab, und manche ernsthaften Handel wurden zwischen den Burschen und Bürgern ausgefochten.

In dem Sommer dieses Jahres lagen die Burschen mit den Bewohnern der Johannisvorstadt in fortwährendem Streite. Das Necken und Häkeln von beiden Seiten nahm kein Ende. Die Burschen ließen ihre Degen nicht nutzlos an ihren Seiten hängen, und die Bürger führten noch Schwerter und Hellebarden.

Eines Abends kam es in der Vorstadt zum heftigen Kampfe. Die Burschen, bei weitem in der Minderzahl, wurden von den Bürgern zurückgedrängt und wollten sich durch das Johannisthor in die innere Stadt zurückziehen. Da fiel es den Thurm- und Thorwächtern — diese Leute steckten schon damals ihre Nase zwischen alles — ein, das Thor zu verschließen, um die Burschen der Erbitterung und Uebermacht ihrer Verfolger preis zu geben. Es waren alte grämliche Gesellen, die sich auf ihr geliefertes ledernes Wams und die alten Hellebarden, welche sie führten, gewaltig viel einbildeten und glaubten, die Burschen müßten solchen Respect vor ihnen haben, wie sie vor sich selbst hatten.

Zum Glück bemerkten die Studenten das Vorhaben der Wächter noch früh genug und drängten das Thor gewaltsam auf, ehe es völlig verschlossen war. Es würde den Wächtern übel ergangen sein, hätten die Burschen sie in ihre Gewalt bekommen, zum Glück besaßen sie aber schon damals jene trefflichen Eigenschaften, welche noch heutigen Tages ihre Stan-

desnachkommen auszeichnen. Mürrisch und grob zum Entsetzen, verstanden sie es, ihre Haut zeitig genug ins Trockne zu bringen, sobald für dieselbe etwas zu fürchten war. In den starken Mauern des Thurmes waren sie gegen jeden Angriff gesichert.

„Habt nur Geduld, ihr Affenwächter, wir wollen eure Heimtücke heimzahlen!" rief einer der Studenten drohend und mit Bezug auf die an den Thurmecken angebrachten Affen. Kaum hatte er aber das Wort hervorgebracht, so wiederholten alle Burschen, welche durch den Lärm zusammen gerufen waren: „ha, Affenwächter, Affenwächter!" und immer und immer wurde dies Wort jubelnd wiederholt.

Dieses neue Wort wurde von jetzt an unter den Burschen die einzige Benennung für die Wächter dieses Thurmes. Keiner der Studenten ging vorüber, ohne daß er ihnen lachend: „Affenwächter!" entgegenrief, und jemehr sich die alten grämlichen Gesellen darüber erzürnten, um so häufiger mußten sie es hören. Ihre Ruhe war dahin. Saßen sie ruhig beim Landsknecht, so schreckte sie plötzlich der Ruf: „Affenwächter!" vom Spiel auf und sie eilten hinaus, den frechen Rufer zu erfassen — natürlich vergebens. Oder hatten sie sich Mittags auf ihr Lager hingestreckt, um das aus der nahen Rose geholte Bier zu verschlafen, so wurden sie mit einem Male durch den lauten Ruf; „Affenwächter, Affenwächter!" von wohl zwanzig Kehlen aufgescheut, und ihre ganze Schaar erschien zorngeröthet und vor Wuth schäumend vor dem Thore. Die Burschen standen indeß außerhalb des Bereiches ihrer Hellebarden, und der erneute und jubelnd wiederholte Ruf: „Ha, die Affenwächter, die Affenwächter!" trieb die alten finsteren Männer wieder in ihre Höhlen zurück.

Die Burschen ließen sich indeß an diesem Uebermuthe noch nicht genügen. Eine Anzahl von ihnen stopfte eine Figur mit Affenkopf und Schwanz aus, zog ihr ein ledernes Wams an, wie es die Wächter trugen, und gaben ihr eine Hellebarde in die Hand. Auf hoher Stange trugen sie dieselbe zum Johannisthor, und der Hohn war zu deutlich, so daß ihn die Wächter verstanden haben würden, wäre ihnen auch nicht: „Ein Affenwächter, ein Affenwächter!" entgegen gerufen.

Das war zu viel für ihre Geduld. Mit ihren Hellebarden bewaffnet brachen sie sämmtlich rasch aus der Thorwache hervor, stürzten den Fliehenden nach und erfaßten einen Studenten, der arglos und an dem Hohne unbetheiligt aus der Rose kam. Sie achteten nicht darauf — er war ein Bursch, an ihm wollten sie ihre Wuth kühlen, und sie erschlugen ihn. Eilig zogen sie sich darauf in das Thor zurück.

Das setzte einen Aufruhr unter den Burschen! Einer der ihren von den Affenwächtern erschlagen! Sie hätten das ganze Thor gestürmt und die schändlichen Gesellen vom Thurme hinabgestürzt, hätte nicht der Magistrat und der Prorector sich zeitig genug ins Mittel gelegt. Der Stadthauptmann erschien mit seinen Kriegsknechten, besetzte das Thor, und die Affenwächter wurden fortgeführt ins Gefängniß zur Untersuchung. Dies allein konnte die aufgeregten Studenten etwas beruhigen, freilich hätten sie die groben Gesellen lieber eigenhändig aufgeknüpft, das war sicherer.

Die Beerdigung des Erschlagenen erfolgte am folgenden Tage mit dem größten Pompe. Alle Studenten und Professoren folgten dem Sarge. Dem Zuge voran schritt der Kirchenrath und General-Superintendent Götze in vollem Ornate. Als der Sarg auf dem Friedhofe in die Erde gesenkt war, hielt er eine lange und feierliche Leichenrede über den Text, Buch der Richter 16. 20 „Philister über dir!" und schilderte es, wie der Erschlagene von den Wächtern überfallen sei, wie einst Simpson von den Philistern.

Der lustige Sinn der Studenten griff dies Wort auf. Von diesem Tage an nannten sie alle Thorwächter und Diener des Magistrats und der Stadt „Philister," dann alle Bürger. Diese Benennung verbreitete sich zu anderen Universitäten und drang ins Volk ein. Jetzt ist kein Bursch, der sie nicht kennt, und die Menschenspecies der Philister mehrt sich von Tage zu Tage. Sie wachsen und gedeihen auf deutschem Boden vortrefflich, und von ihrer Menge kann man sich überzeugen, so oft der Zollverein die Steuer für die Zuckerfabriken erhöht. Dann erheben sie alle ein gemeinsames Zetergeschrei, denn dann wird der Zucker theurer.

Deutsche Volks-Blätter.

Nro. 10. Juli, 1861. 1. Band.

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman
von
Heribert Rau.

Der Mordversuch.

Wochen waren seit dem Besuche der Guacharo-Höhle vergangen; aber es waren für Humboldt und Bonpland — und zwar namentlich für den Letzteren — Wochen der Freude und des Entzückens .... denn .... Aime hatte ja seine Nunu wiedergefunden und konnte sie jetzt in der That s e i n nennen.

Freilich war für alle drei die Rettung fast eine wunderbare gewesen:

Nach jenem schauerlichen Momente nämlich, in welchem in der Cueva del Guacharo kurz nach einander die beiden Fackeln erloschen, die Kämpfenden zu Boden gefallen und — ringend — dem Ufer hinab in den Fluß gerollt waren, während zu Humboldt's Füßen ein menschliches Wesen ohnmächtig zusammenbrach, — nach jenem schauerlichen Momente hatte Humboldt mehreremale, aber freilich vergeblich, Bonpland's Name ausgerufen. Unter dem gellenden Geschrei der Vögel und dem Brausen der unterirdischen Wasser verhallte ohnedem jeder andere Laut.

Humboldt befand sich in einer verzweifelten Lage: war sein Freund und Reisegefährte ertrunken? war es ihm gelungen, sich frei zu machen und schwimmend zu retten? stand nicht wenn dies auch dem Zambo gelang, ein neuer Kampf auf Tod und Leben bevor? zerschellten und zerschmetterten nicht vielleicht alle drei Unglücklichen in der Dunkelheit an den Felsen des unterirdischen Flusses?

Alle diese peinlichen Gedanken kreuzten sich jetzt in Humboldt's Gehirn; an sich selbst dachte er dabei nicht, und doch war auch seine Lage eine nicht minder unselige.

Daß er Nunu in seinen Armen hielt, darüber war er mit sich selbst einig. Aber was in der Dunkelheit mit der Ohnmächtigen beginnen? Wie den Rückweg antreten auf den schmalen, schlüpfrigen, mit Gerölle bedeckten Ufern? Konnte nicht jeder Schritt auch ihn mit seiner Last in den Fluß stürzen?

Oder sollte er vielleicht ruhig auf der Stelle verharren, bis man ihm Hülfe brachte?

Aber w e r sollte Hülfe bringen? Die Indianer, das wußte er ja schon, ließen sich nicht bewegen, tiefer in die Höhle zu dringen. Die Mönche? .... sie ahnten vielleicht nicht das Leiseste von dem, was hier vorgefallen, und selbst wenn sie Bonpland's Schuß gehört, konnte nicht einer von den beiden Reisenden nach den Vögeln geschossen haben, wie sie dies — um die Thiere genauer untersuchen zu können — vorhin schon in dem höheren und breiteren Theile der Höhle gethan? Und wenn nicht, ... wenn auch die Mönche wirklich eine Gefahr ahnten, ... hatten sie wohl den Muth, den Bedrohten an diesem schauerlichen und gefährlichen Orte zu Hülfe zu kommen?

Humboldt's Lage war in der That eine so peinliche, daß sie vielleicht jeden Anderen zur Verzweiflung gebracht hätte. Aber sein ruhiger, fester und klarer Geist war weit davon

entfernt, sich seiner Herrschaft auch nur auf einen Augenblick zu begeben.

Hier galt es ein kühnes Wagniß, dies sah' er ein, und so war denn auch sofort sein Entschluß gefaßt. Er mußte zu der übrigen Reisegesellschaft so schnell als möglich zurück, um dann mit vereinten Kräften des Freundes Rettung zu versuchen.

Humboldt umschlang daher mit dem linken Arme die Ohnmächtige, und während er sich mit der rechten Hand an den Felsen hintastete, und Schritt vor Schritt mit dem einen Fuße den Boden untersuchte, trat er den Rückzug an.

Aber die Angst und Besorgniß um den Freund dehnte die Minuten zu Stunden aus! Dabei die Finsterniß, das Rauschen der in der Dunkelheit unsichtbaren Wasser, das Schwirren der Vögel um sein Haupt, ihr satanisches Geschrei, ihre jetzt im Finsteren leuchtenden Augen! .... wahrlich! es war den Indianern nicht übel zu nehmen, daß sie den Sitz der bösen Geister hierher verlegten.

Das Schlimmste für Humboldt aber war, daß ihm nachgerade seine Last, die er nur mit einem Arme halten konnte, zu schwer wurde. Der starre, unbewegliche Körper der Ohnmächtigen hing wie ein Leichnam mit Centnergewicht in seinem Arme. Schon dachte er daran, sie sanft niedergleiten zu lassen, und, um die Rettung des Freundes zu ermöglichen, erst allein zurückzukehren, als ihm plötzlich aus der Ferne ein Licht entgegen dämmerte.

„Endlich!" — rief Humboldt tief aufathmend, und, seine letzten Kräfte zusammenraffend, arbeitete er sich mühselig dem Lichte entgegen.

Und es kam näher und näher, und, von seinem Scheine grell beleuchtet, zeigte sich jetzt das dunkelfarbige Antlitz des Mulatten.

„Massa! Massa!" — schrie der Mulatte freudig, als er Humboldt gewahrte; aber dieser vermochte kaum zu antworten.

„Wo ist dein Herr?" — waren die einzigen Worte, die er hervorbrachte.

„Massa gerettet sein!" — schrie der Diener.

„Gott sei Dank!" — stöhnte Humboldt, wie einer, der selbst eben dem Tode des Ertrinkens entgangen ist; dann winkte er dem Mulatten ihm die Ohnmächtige abzunehmen, und folgte schwankenden Fußes dem Voranleuchtenden.

Aber welcher Jubel begrüßte die Gruppe nun an dem Wasserfalle.

Freilich lag Bonpland noch bewußtlos in den Armen zweier Mönche; aber er lebte und war unverletzt.

Wie aber war er so drohender Gefahr entgangen?

Als die Körper der drei in wüthendem Ringen Verschlungenen auf dem schmalen und abschlüssigen Ufer ausglitten und in den Fluß rollten, mochte der instinktive Drang jedes Einzelnen, nach Rettung seines Lebens, dahin gewirkt haben, daß sie sich gegenseitig losließen und durch Schwimmen zu retten suchten.

Es war vielleicht auf der einen Seite gut, daß die herrschende Finsterniß die Todfeinde einander entzog; auf der anderen Seite aber hatte die Dunkelheit einen um so größeren Nachtheil: sie verbarg den Schwimmenden die aus dem Flusse hervorragenden Felsen, dermaßen, daß sie jeden Augenblick an einen solchen stießen. Der harte Schädel und die Rippen und Knochen des Mulatten waren nun freilich diesen Stößen gewachsen, aber nicht die des jungen Franzosen.

„Massa! Massa!" — rief daher der Farbige seinem Lebensretter jetzt zu — „wo sein Massa?"

„Hier!" — entgegnete Bonpland ächzend, denn schon war er gegen ein paar mächtige Stalaktiten angeprallt, die, von der Zeit losgebröckelt, in den Fluß gefallen waren und nun aus demselben herausragten.

„Massa Mulatte verlassen!" — schrie der Diener wieder, und, dem Klange der Stimme Bonpland's folgend kam er herbeigerudert.

Aber die Sache ließ sich in der Dunkelheit nicht ausführen.

Plötzlich stieß Bonpland einen Schrei aus.

„Massa, was haben?" — rief der Mulatte.

„Hülfe!" — war die einzige Antwort; dann sank Aime, von einem Stoß wider den Kopf, betäubt.

Glücklicherweise war der Mulatte zur Hand. Im Dunkeln tappend, erfaßte er noch zur rechten Zeit den untergehenden Körper. Aber

jetzt auch war die Höhle wieder breiter, der kleine Fluß seichter geworden. Dem Mulatten ward es daher ein Leichtes, Fuß zu fassen. Mit einem Ruck schleuderte er den Körper seines Herrn auf seinen Rücken, und nun war Bonpland gerettet.

Durch den Fluß watend, die theure Last seines Lebens-Retters auf den Achseln, erreichte der gewandte Bursche bald den Wasserfall, wo die Mönche und Indianer, Humboldt's und Bonpland's Rückkehr mit Angst erwarteten.

Aber welche Freude folgte nun — als sich Aime und Nunu erst wieder erholt — diesen Momenten des Schreckens und der Angst.

Welch' ein Wiedersehen voll Seligkeit und Entzücken! Aime und Nunu vergaßen Himmel und Erde, und Humboldt war glücklich in dem Anschauen i h r e s Glückes.

Wie im Triumphe zog man nach dem Eingange der Höhle zurück. Hier hatte ein Theil der Missionäre — die von Humboldt's und Bonpland's tieferem Eindringen gar nicht gewußt — schon früher ein Mahl bereitet. Pisang- und Bijoablätter, die seidenartig glänzen, dienten nach Landessitte als Tischtuch. Die Bewirthung war, da die Mönche das Essen von Caripe mitgenommen, eine treffliche. Die Gluthstrahlen der Sonne trockneten rasch die Durchnäßten. Speise und Trank stärkten für die ausgestandenen Strapazen, und Freude, Lust und Liebe zogen in alle Herzen ein.

Ach! wie leicht und gern vergißt doch der Mensch das Schlimme über das Gute! Nur eine einzige Stunde des Glückes und Wochen des Schmerzes und des Kummers sind aus unserem Gedächtnisse verwischt!

Aber für Bonpland sollte sich dies Glück bei seiner und Humboldt's Rückkunft nach Cumana nur noch steigern und dauernder gestalten. Der Gouverneur schenkte ihm Nunu, und nun war die Seligkeit beider vollkommen.

Bis zu der Vollendung seiner Reisen im Inneren Amerika's, an der Seite Humboldt's, ward für Nunu der Aufenthalt in einem weiblichen Kloster bestimmt. Hier sollte sich die liebliche Zambo die nöthige Ausbildung erwerben, um dann — als Gattin Aime's — diesem, im Vereine mit dem Freunde, nach Europa zu folgen.

Himmel! und welches neue Leben ging jetzt für Bonpland auf!

Jetzt, jetzt erst war er wieder ganz der Alte, und wenn ihm Humboldt vorgeschlagen in wissenschaftlicher Beziehung den Mond zu besteigen, er wäre auch davor nicht zurückgebebt. Vorerst aber waren ihre Pläne noch soliderer Natur. Humboldt beabsichtigte jetzt nach Caracas, den Gebirgen von San Petro und los Teques, Victoria und den Thälern von Aragua zu gehen, dann den Weg zur Küste von Porto Cabello einzuschlagen und die weiten Ebenen und Steppen des Orinocogebietes zu durchreisen. Cumana sollte dann wieder der Ausgangspunkt der Reise werden.

Es war dies ein Weg von ungeheuerer Ausdehnung, wohl 700 Meilen weit, in bisher noch fast völlig unbekannte Länder, und ein nicht so ausdauernder, verlangender und großer Geist, als der Humboldt's, wäre wohl durch die Schilderungen der tausend Schwierigkeiten und Gefahren zurückgeschreckt worden, welche man von diesen Ländern entwarf.

Humboldt aber ließ sich nicht schrecken!

Ein Monat war indessen erforderlich, theils um für diese große, mühevolle und gefährliche Reise die nöthigen Vorkehrungen zu treffen theils um die auf dem letzten Ausfluge gesammelten Erfahrungen, Entdeckungen und Beobachtungen geordnet niederzuschreiben.

Bonpland hatte vollauf zu thun, die Masse neu entdeckter Pflanzen zu beschreiben, nach seinen Skizzen in's Reine zu zeichnen und seinem Herbarium einzuordnen. Noch weit größer war die Aufgabe für Humboldt, der bei seinem enormen und v i e l s e i t i g e n Wissen eine Unzahl astronomische, geologische mineralogische, zoologische, thermologische und geographische Beobachtungen angestellt und aufnotirt hatte, die nun der Ordnung und der Ausarbeitung bedurften.

Jetzt war dies alles so weit vollendet, daß die Reise mit den nächsten Tagen angetreten werden konnte. Humboldt und Bonpland begaben sich daher nach dem Kloster, in dem man Nunu zur Ausbildung untergebracht hatte,

um von ihr auf Monate Abschied zu nehmen.

Wie wunderbar verändert sah das Mädchen jetzt in seiner neuen Tracht aus. Das einfache weiße Kleid stand ihr sehr gut, und selbst Humboldt fand sie reizend. Lag doch etwas ganz eigenthümlich Bestrickendes in ihren melancholisch-sanften und doch auch wieder mit geheimer Gluth auflodernden Blicken, deren Feuer die langen, dichten, schwarzen Wimpern so schön mäßigten. Vor allen Dingen aber hatte ihm die treue innige Liebe des Mädchens zu seinem Freunde Achtung abgenöthigt. Ein so fester und entschiedener Charakter wie er, sah auf ähnliche Charakter, und sein scharfer Blick sagte ihm, daß Aime einen solchen in Nunu gefunden.

Als ihr Humboldt sein Lebewohl dargebracht, ließ er die beiden Liebenden allein, Bonpland im Klostergarten erwartend.

Aber es ist sonderbar, die seligste Sprache der Liebe ist in allen Welttheilen gleich: bei den civilisirten Völkern Europa's und den wilden Stämmen der neuen Welt, am Nordpol und unter dem Aequator, ... sie hat eben hier wie dort keine W o r t e, nur B l i c k e! .... aber freilich, w a s l i e g t a u c h a l l e s i n d i e s e n B l i c k e n!! — Wollte man sich höhere Wesen, als Menschen, denken, ihre Sprache müßte die des Lichtes sein!

Aime hatte Nunu an sich gezogen, seine Augen wurzelten in den ihren. Küsse deckten ihren Mund.

So schwiegen sie lange in seligem Entzücken verloren.

Endlich drückte Bonpland die Zitternde noch fester an sich und sagte:

„Und nun lebe wohl Nunu, in einigen Monaten sehen wir uns wieder!"

Aber Nunu umschlang den Freund jetzt nur noch leidenschaftlicher. Es war, als wolle sie ihn nie lassen, ein tiefer Schmerz lag in ihren Blicken, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie antwortete nicht, aber ihre Küsse brannten in einem einzigen, nicht endenden, gluthvollen Kusse zusammen. Aime s a h, was sie d a c h t e. Er fühlte mit seiner Seele, was in der ihren vorging.

„Mache mir keinen Vorwurf darüber, mein süßes Reh, daß ich dich jetzt schon wieder verlasse!" — sagte er daher sanft. — „Diese Reisen zu unternehmen ist meine Lebensaufgabe; habe ich sie mit dem Freunde beendet, hast du dich unter der Anleitung der Frauen dieses Klosters hübsch herangebildet, ... dann, mein Herz, hole ich dich wieder hier ab, ... dann wirst du mein Weib, und wir trennen uns nie mehr."

Nunu schüttelte traurig mit dem Kopfe.

„Wie?" — sagte Aime erstaunt — „Du zweifelst daran?"

„Nicht an des weißen Freundes Wort und Liebe!" — sagte die Kleine sanft — „aber ..."

„Nun?"

„Der Zambo ist so bange ...."

„Warum?"

„O die weite, weite Reise! Wilde Stämme wohnen am Orinoco, wilde Thiere in seinen Wäldern.

„Fürchte nichts, mein Kind, wir werden vorsichtig sein."

„Und dann ...."

„Dann werde ich zu Dir heimkehren, wie einst der „f l i e g e n d e P f e i l" zum „A u g e d e s M o r g e n s!"

Nunu bebte zusammen:

„Woran erinnert der weiße Freund seine Nunu?" — rief sie. — „Weiß er nicht mehr, wie es dem „fliegenden Pfeil" erging?"

„Wohl weiß er das noch!" — entgegnete Aime — „aber auf mich lauert kein tückischer „Kriegsfalke!"

„Und der Z a m b o ? !" — stieß Nunu aus.

Bonpland war überrascht. Es lag etwas so unheimliches und zugleich auch eine solche Gewißheit der Befürchtung in diesem Ausrufe und dem Tone, in welchem er gemacht war, daß er selbst momentan erbebte.

„Er ist wohl todt!" — sagte Bonpland endlich.

Nunu schüttelte mit dem Kopfe.

„Die Fische im Flusse der Guacharo-Höhle werden an seinen Gebeinen nagen."

Nunu schüttelte abermals.

„Du glaubst es nicht?"

„An dem Wasserfalle landete keine Leiche."

„Die Felsen im Flusse können sie aufgehalten haben."

„War der Zambo todt, als er in den Fluß rollte?"

„Nein!"

„Dann lebt er auch noch, und der weiße Freund darf vorsichtig sein. Der Zambo ist böse und rachsüchtig!"

„Nun denn!" — rief Bonpland — „mag er noch leben, ich fürchte ihn nicht. Ich fürchte nur eines!"

„Und was fürchtet mein Freund?"

„Daß ihn Nunu nicht so innig liebt, wie er sie!"

„Dann hat mein Freund ein schlechtes Gedächtniß!" — sagte die Kleine traurig.

„Nein, das hat er nicht!" — rief Bonpland, und umschloß die Geliebte auf's Neue. — „Wird ihm aber auch Nunu gut und treu bleiben?"

„Sie wird es!" — rief Nunu — „so gut und treu, wie der Mond der Sonne! So gut und treu, wie das „Auge des Morgens" dem „fliegenden Pfeile."

Und sie umschlang den Geliebten mit einer Gluth, wie sie nur der Aequator zeitigt, und erstickte ihn fast mit Küssen.

Bonpland hatte nicht die Kraft sich loszureißen: er hätte so sterben können.

Eine lange Zeit verstrich, ohne daß Beide ein Wort sprachen. Dann plötzlich fuhr Nunu auf, drückte noch einen letzten glühenden Kuß auf Aime's Lippen, rief dem Freunde, Thränen im Auge, Lebewohl zu — und verschwand hinter der Thüre des Refectoriums. — — —

Als Humboldt und Bonpland das Kloster Santa Maria verlassen, schlugen sie, die Kühle des Abends zu genießen, den Weg nach den Ufern des Meerbusens ein. Humboldt beabsichtigte zugleich hier das Eintreten der Fluth zu beobachten, die an diesem Seestriche nicht mehr als zwölf bis dreizehn Zoll betrug.

Es war acht Uhr Abends, und der Seewind hatte sich noch nicht erhoben. Der Himmel zeigte sich bedeckt, und bei der Windstille war es unerträglich heiß.

Dennoch belebte sich das Gespräch zwischen den beiden Naturforschern mehr und mehr: es war von der Ebbe und Fluth, von der Abreise nach dem Orinoco und von der Sonnenfinsterniß die Rede, die den kommenden Tag eintreten sollte, und die zu beobachten Humboldt sich sehr freute.

Plötzlich — sie waren an den einsamen Strand zwischen dem Landungsplatze und der Vorstadt der Guaiqueries gelangt — hörte Humboldt Schritte hinter sich. Rasch wandte er sich um, aber in demselben Momente entfuhr ihm ein Ausruf des Entsetzens:

Ein hochgewachsener Mann, dunkelbraun von Farbe, nackt biß zum Gürtel, eilte ihnen, eine Macana — einen starken, unten keulenförmig dicker werdenden Stock aus Palmenholz — in der Hand, nach.

Humboldt erkannte ihn sogleich: es war jener junge Zambo, der Nunu entführt und erst vor Kurzem noch mit Aime in der Guacharo-Höhle auf Tod und Leben gekämpft und gerungen hatte.

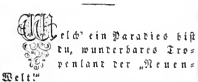
Aber, wie Sehen und Erkennen eines war, so war auch der Zambo mit einem Satze in derselben Minute dicht hinter den Freunden und schwang, mit wüthender Gebärde, den Stock.

„Bonpland .... der Zambo!" — schrie Humboldt, entsetzt zur Seite springend, ... aber es war zu spät .... ein furchtbarer Hieb traf den Unglücklichen über die Schläfe .... ein Schrei .... ein Taumeln .... und Aime Bonpland lag niedergeschmettert am Boden.

„Bonpland! Bonpland!" — rief Humboldt außer sich vor Schmerz, indem er sich über den blutenden Körper des Freundes warf; aber der unglückliche gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Der Mordversuch schien gelungen, ... ein schönes hoffnungsvolles Leben geendet.

Als Humboldt — Thränen des Schmerzes und des Zornes in den Augen — aufblickte, war der Mörder verschwunden.

Nur fünfzig Secunden!



Welch' ein Paradies bist du, wunderbares Tropenland der „Neuen-Welt!"

Unter dem schönen südlichen Himmel wird selbst ein Land fast ohne Pflanzenwuchs reizend durch das Licht und die Magie der in der Luft spielenden Farben, um wie viel mehr aber werden dies deine von einer üppigen prachtvollen Vegetation übergossenen Wälder und Fluren, Höhen und Tiefen!

O! die Sonne beleuchtet ja hier nicht allein, sie färbt auch die Gegenstände in erhöhter Pracht; sie umgibt mit einem leichten zauberhaften Dufte, der, ohne die Durchsichtigkeit der Luft zu mindern, die Farben harmonischer macht, die Lichteffecte mildert und über die Natur eine Ruhe ausgießt, die sich in unserer Seele wiederspiegelt.

Aber alles in der Welt hat seine zwei Seiten!

Hier, welche wilde Schönheit der Gegend, welche Großartigkeit aller Naturerscheinungen, welche Pracht der Farben, welche ungeheure Fruchtbarkeit des Bodens, welch' angenehmes Klima!

Zwischen zahllosen blühenden Helleonien erhebt sich fünfzig bis sechzig Fuß hoch die „Bergrose," die Brownea, von den Eingeborenen Rosa del monte genannt, mit ihren oft vierbis fünfhundert purpurrothen Blüthen in einem einzigen Strauße!

Den Boden bedecken Ananas, Hemimeris, Polygala und Melastomen. Eine kletternde Grasart, zehn bis zwölf Fuß hoch, schwebt in leichten Gewinden zwischen Bäumen. Kokospalmen, Bananen, das Zuckerrohr, der Kaffeebaum, der Cacaobaum und die Indigopflanze wachsen ringsum. Die Pracht, Größe und Fülle der Wälder ist unbeschreiblich. Wohlgerüche erfüllen die Lüfte; am stärksten duften die Vanillepflanzen, die die Stämme der riesigen indischen Feigenbäume bedecken. Aber .... dieselben Lüfte, die diese Wohlgerüche tragen, sind auch die Boten des gelben Fieber's! Unter der Pracht all jener herrlichen Blüthen lauern der Jaguar und ein Heer giftiger Schlangen!

Die Ströme, die dich mit ihren kühlen Fluthen anlachen, sie bergen riesige Krokodile! Ungeheure Schwärme plagender Insekten gönnen dir weder Tag noch Nacht Ruhe!

Da liegt sie ausgebreitet die wundervolle Ebene von Chacao, an deren Eingang sich das blühende Caracas erhebt, — Caracas die prächtige Hauptstadt der Provinz Venezuela mit einer Bevölkerung von fünfzigtausend Seelen.

Welch' ein Reichthum rings umher, ... welch' eine Fülle, welch' ein Leben!...... Und dort die schönen Thäler von Apogua, selbst von den Einheimischen die Paradiese der neuen Welt genannt!

Aber .... alles in der Welt hat seine zwei Seiten! und .... kein Licht ohne Schatten!

Ein heißer, ein drückend schwüler Tag liegt über Caracas.

Die Luft ist still, der Himmel umwölkt.

Man feiert Gründonnerstag und ein großer Theil der Bevölkerung befindet sich in den Kirchen.

Da .... plötzlich, wie ein Blitz aus heiteren Höhen, ... erschüttert ein gewaltiger Stoß die Erde. Er ist so stark, daß die festesten Gebäude wanken und die Kirchenglocken anschlagen. Ein panischer Schrecken bemächtigt sich der ganzen Bevölkerung; aber Niemand ist noch zum klaren Selbstbewußtsein gekommen, als, unmittelbar auf den ersten Stoß, ein zweiter, noch gewaltigerer folgt. Wie eine kochende Flüssigkeit bewegt sich jetzt in Wellenlinien der Boden. Ein Schrei des Entsetzens erfüllt die Lüfte. Furchtbares Getöse, dem Rollen des Donners gleich, läßt sich im Schooße der Erde vernehmen. Wieder eine Bewegung! .... Jetzt aber folgen die Stöße in entgegengesetzter Richtung, von Nord nach Süd, von Ost nach West.

Wehe! wehe dir Caracas! wehe dir Paradies der Erde!

Dieser Bewegung von unten nach oben, diesen sich kreuzenden Schwingungen — wenn auch nur von secundenlanger Dauer — kann nichts widerstehen!

Wie eine Stadt von Kartenhäusern ist Caracas über den Haufen geworfen. Entsetzliches Schicksal! .... Zwölftausend Menschen sind unter den Trümmern begraben. Gegen Viertausend fanden allein ihr Grab unter den einstürzenden Gewölben der Kirchen!

Die Kirchen della Trinidat und Alta Gracia, die über 150 Fuß hoch waren und deren Schiff von 10 bis 12 Fuß dicken Pfeilern getragen wurden, liegen jetzt als kaum 5 bis 6 Fuß hohe Schuttbaufen da. Wie fast alle Gebäude, so ist auch die Kaserne el Quartel de San Carlos verschwunden. Ein Regiment Linientruppen stand hier unter den Waffen, um sich der Prozession anzuschließen; es wurde vollständig unter den Trümmern des großen Gebäudes verschüttet und begraben.

Und das Alles war in fünfzig Secunden geschehen!

Aber welch' ein Bild unsäglichen Jammers und Elends bietet jetzt erst die kommende Nacht dar: Die dicke Staubwolke, die für die ersten Momente über den Trümmern schwebte und wie ein Nebel die Luft verfinsterte, hat sich zu Boden geschlagen.

Das Erdbeben schweigt; kein Stoß ist mehr zu spüren: die schönste, stillste Nacht — so herrlich und so prachtvoll, wie sie nur die Tropen aufzuweisen haben — liegt über der Erde. Der volle Mond übergießt mit Silberlicht die runden Gipfel der Silla-Berge. Am Himmel kündet das strahlende Kreuz Frieden und Ruhe .... aber .... die Erde ist mit Todten und Sterbenden überdeckt.

Mütter, die Leichen ihrer Kinder in den Armen, bemühen sich fruchtlos die Geliebten wieder in das Leben zu rufen; Kinder schreien nach ihren Eltern; Tausende und Abertausende drängen sich, Verzweiflung in den Zügen, durch die Straßen und suchen jammernd Brüder, Gatten, Freunde, Mütter, Schwestern und Geliebte!

Auf jedem Schritt ein Schutthaufen und jeder Schutthaufen ein frisches Grab!

Und .... wohl denen, die todt sind;

Hört nur! hört! von allen Seiten her das herzzerreißende Gewimmer der Halbzerschmetterten, die sich in Schmerz und Qualen unter den sie begrabenden Trümmern winden.

Ueber zweitausend Unglückliche schreien hier in Verzweiflung auf. Aber alle Werkzeuge zum Graben und Wegräumen des Schuttes fehlen. Man muß die noch Lebenden mit den Händen ausgraben!

Und nun kein Obdach, als das Laub der Bäume. Keine Hülfe, wohin das Auge schweift: Betten, Leinwand zum Verbinden der Wunden, chirurgische Instrumente, alles Unentbehrliche liegt unter den Tümmern. Es fehlt Allem, selbst an Lebensmitteln und an Wasser, da das Erdbeben die Leitungeröhren der Brunnen zertrümmert und Einstürze die Quellen verschüttet haben.

Und das Alles .... in nur fünfzig Secunden!

Wer aber glaubt, daß damit das Maß des Elends voll gewesen?

Auf den Schwingen der heißen Tropenlüfte wiegt sich über der unglücklichen Stadt ein neuer schwarzer, giftgeschwollener Dämon.

Die Masse der Todten und schnell Verwesenden droht den noch Lebenden mit Verpestung! Da es aber geradezu unmöglich ist, so viele Tausend halb unter Schutt steckenden Leichen zu beerdigen, so entschließt man sich: sie zu verbrennen.

Man errichtet zwischen den Trümmern der eingestürzten Kirchen, Klöster, Häuser und Kasernen Scheiterhaufen und .... die Leichenfeier dauert Tage und Nächte.

O! welch' ein entsetzlicher Jammer, auf all' diesen bleichen Gesichtern! Das Volk flüchtet in seiner Verzweiflung zur Andacht und zu Ceremonien, den Zorn des Himmels zu beschwichtigen! .... aber ... mitten durch die Andacht schreitet der Wahnsinn!

Die einen treten zu Bittgängen zusammen und singen Trauerchöre. Andere, halb sinnlos, beichten laut auf der Straße. Viele, die

seit Jahren nicht mehr daran gedacht haben, den Segen der Kirche für ihre Verbindung zu suchen, schließen den Bund der Ehe; Kinder finden ihre Eltern, von denen sie bis jetzt verläugnet worden; Menschen, die Niemand eines Betruges beschuldigt hat, geloben Ersatz zu leisten; Familien, die lange in Feindschaft gelebt, versöhnen sich im Gefühle des allgemeinen Unglücks. Aber auch Haß, Rache und Wuth, Hartherzigkeit und Unmenschlichkeit machen sich geltend: denn in gemeinen Seelen geht leichter der Edelmuth im Unglück verloren, als die Kraft, und der scheinbare Fluch weckt erst recht die Dämonen der Leidenschaften.

Und mit Caracas gingen die Städte: Guayra, Mayqueta, Antimano Baruta, la Vega, San Felipe und Merida fast gänzlich unter! Denn ein Erdbeben, das in nur fünfzig Secunden Städte wie Caracas dem Erdboden gleich zu machen vermochte, konnte sich nicht auf einen kleinen Strich Landes beschränken. Seine verheerenden Wirkungen verbreiteten sich daher über die Provinzen Venezuela, Varinas und Maracaybo. Man spürte es im Königreich Neu-Granada von den Ausläufern der hohen Sierra de Santa Marta bis Santa Fe de Bogota und Honda am Magdalenenstrom, 180 Meilen von Caracas; in den Cordilleren, in den Savanen, in Casanare, in den Thälern von Aragua, in Victoria, Maracay, Valencia und Porto-Cabello.

So liegen in den paradiesischen Tropengegenden das grellste Licht und der tiefste Schatten dicht neben einander .... neben der prangenden Blüthe ..... Tod und Zerstörung!

Und Humboldt? ....

Humboldt, der noch vor seiner Abreise von Cumana ein Erdbeben dort erlebt, ahnte lange vorher das Schicksal, welches das unglückliche Caracas traf.

Jahre vorher sagte er: „daß man besorgen müsse, mit der Zeit dürfe die Provinz Venezuela starke Erderschütterungen erleiden."

Und er konnte dies sagen, denn sein Alles durchdringender Geist war zu dem Bewußtsein gelangt: daß im Innern des Erdballs jene großen geheimnißvollen, nie schlummernden Kräfte walten, die — Berge hebend und Thäler bildend — schon von Anbeginn unserer Erdoberfläche ihre Form gaben, und deren Wirkungen noch jetzt in Erdbeben und Vulkanen zu Tage kommen: als Ausbrüche von Dämpfen, als glühende Schlacken, als neue vulkanische Gesteine und heiße Quellen, als Auftreibungen von Inseln und Bergen und als furchtbare Erderschütterungen, die sich mit der Schnelle des elektrischen Schlages fortpflanzen.

Sie auch gruben dir, Caracas, das weite Grab, in ..... nur fünfzig Secunden!

Erlebnisse.

Aber Caracas stand damals noch, als es Alexander von Humboldt, von Cumana aus, auf seiner Reise nach dem Orinoco besuchte.

Und das Schicksal hatte auch Humboldt nicht von seinem treuen Freunde und Reisegefährten, Bonpland, getrennt, wie es damals den Anschein hatte, obgleich Aime selbst jetzt noch in Folge des Mordversuches sehr leidend war. Der Schlag, den der racheschnaubende Zambo nach seinem Haupte geführt, quetschte bis zum Scheitel die Haut und brachte dem Kopfe Bonpland's mehrere bedeutende Wunden bei. Aber als ein kräftiger Mann, voll jener Munterkeit, die eine der kostbarsten Gaben, welche die Natur einem Reisenden verleihen kann, erholte sich Bonpland doch bald wieder. Freilich spürte er die Nachwehen noch einige Monate. Ja er wurde oft, wenn er sich, Pflanzen zu pflücken, bückte, von einem Schwindel befallen, der Humboldt und ihn befürchten ließ, daß im Schädel etwas ausgetreten sein möchte.

Glücklicherweise erwies sich aber diese Besorgniß als ungegründet und die beunruhigen-

ten Symptome schwanden nach und nach vollkommen.

Nun ließ sich die Pflege des Geliebten nicht nehmen; der Mulatte kam ihr dabei nicht von der Seite, und Bonpland und Humboldt durften ihre Reise an den Orinoco erst antreten, als Aime mit Sicherheit als genesen betrachtet werden konnte.

Das nächste wissenschaftliche Interesse, welches Humboldt bei seinem Aufenthalte in Caracas verfolgte, war die Besteigung der „Silla," eines bedeutenden Gebirges. Noch Niemand hatte sich bis dahin bis zu dem Gipfel dieser himmelanstrebenden Berge gewagt, weshalb es schwer wurde, selbst nur Führer dahin zu bekommen. Erst mit Hülfe und durch die freundlichen Bemühungen des Gouverneurs erhielt Humboldt einige Neger zu Wegweisern.

Die Wanderung, wozu außer Humboldt und Bonpland, der Neuheit des Unternehmens wegen, sich noch sechzehn Personen eingefunden hatten, wurde am 22. Januar 1800, an einem Tage angetreten, an dem man, der sich senkenden Wolken wegen, auf helle Luft rechnen konnte.

Der Weg, den die Führer in etwa, 6 Stunden zu vollenden glaubten, war beschwerlich, aber durch überraschende Naturschönheiten reich belohnend. Er forderte indeß ebensoviel Muth, als Ausdauer, und Muth und Ausdauer ist nicht Jedermanns Sache .... obgleich sie mancher im Munde führt.

So hatte sich der Besteigung der „Silla" auch ein junger Kapuziner-Mönch angeschlossen, — ein junger kräftiger Mann, der zugleich Professor der Mathematik war. Niemand zeigte vor dem Abgange der kleinen Karavane mehr Muth; — Niemand rühmte seine Körperstärke, Kühnheit und Ausdauer mehr als er; — Niemand sprach mehr und mit größerer Wichtigkeit von dem großen Unternehmen, als der junge Mönch. Seinen Ordensbrüdern hatte der Professor sogar versprochen, von dem höchsten Gipfel der „Silla" aus in der Nacht Raketen steigen zu lassen, um der ganzen Stadt Caracas das Gelingen des kühnen und wichtigen Unternehmens zu verkünden.

Aber siehe da! .... der gute Professor verlor Muth, Kraft und Ausdauer noch früher, als die Creolen: auf halbem Wege schon blieb er ermattet und vor den weiteren Schwierigkeiten erschreckend, in einer Pflanzung zurück und beobachtete lieber durch ein Fernrohr das Hinanklettern Humboldt's und seiner standhaften Begleiter.

Humboldt und Bonpland aber lohnte auf dem Gipfel ein reicher Genuß!

Wie einst — vor sieben Monaten — auf dem Pick von Teneriffa, so verband Humboldt auch hier die Sinnenfreude der überraschend schönen Aussicht mit der geistigen Thätigkeit naturwissenschaftlicher Forschung und einer höheren, wahrhaft genialen Auffassung des Einzelnen zum großen unermeßlichen Ganzen.

Und welch' ein Blick von dieser schwindelnden Höhe!

In stiller Bewunderung neben einander stehend, schauten Humboldt und Bonpland hinab in eine wunderbar herrliche Landschaft, in der noch die wilde Natur — frei von den Launen der Menschen und dem Joche der Civilisation — still, groß und gewaltig herrschte. Aber sie waren ja schon vertraut damit geworden: Landschaften, so groß vielleicht wie Frankreich, als eine einzige, schöne, weite Einöde zu wissen und eine Welt vor sich zu sehen, die nur den Pflanzen und Thieren gehört, und in welcher noch kein Ton menschlicher Freuden oder Leiden hörbar geworden.

Groß, sehr groß waren die Schwierigkeiten gewesen, die sie überwinden mußten, um zu dieser, bis dahin für unersteiglich gehaltenen Höhe zu gelangen; aber sie wußten es ja und ihre That sagte es: „Wer von einer ächten Liebe zum Naturstudium und von der erhabenen Würde desselben beseelt ist, kann durch nichts entmuthigt werden, was an eine künftige Vervollkommnung des menschlichen Wissens erinnert."

„Bonpland!" — rief jetzt Humboldt aus

tiefem Sinnen erwachend — „wir sind noch weit von dem Zeitpunkte entfernt, wo es möglich sein könnte, alle unsere sinnlichen Anschauungen zur Einheit des Naturbegriffes zu concentriren. Es darf sogar zweifelhaft genannt werden, ob dieser Zeitpunkt je herannahen wird. Die Complication des Problems und die Unermeßlichkeit des Weltganzen — des Kosmos — vereiteln fast die Hoffnung dazu. Wenn uns aber auch das Ganze unerreichbar ist, so bleibt doch die theilweise Lösung des Problems, *das Streben nach dem Verstehen der Welterscheinungen, der höchste und ewige Zweck aller Naturforschung!*" — — —

So stand Humboldt am Rande eines an 8000 Fuß tiefen Abgrundes, allmälig tiefer in den abendlichen Nebel gehüllt, und konnte sich nicht eher von diesem Platze losreißen, bis die Vorsicht ihn an die Rückkehr mahnte.

Nachdem die physikalischen Beobachtungen beendet waren, stieg er mit seinen Begleitern herab und gelangte um 10 Uhr Abends in eine Schlucht, wo er einen gefahrvollen Weg überwinden mußte, zumal die Führer sich heimlich weggeschlichen hatten, um eine Schlafstelle in den Felsen zu suchen, so daß Humboldt nebst Bonpland die physikalischen Instrumente selbst unter Durst und Mattigkeit herabschleppen mußten. Nahe an fünfzehn Stunden waren die Unermüdlichen beinahe ununterbrochen auf den Füßen gewesen; der rohe steinige Boden und der ausgetrocknete harte Rasen hatte ihre Fußsohlen verwundet, daß sie bluteten; denn der schlüpfrige Boden zwang sie zum Ausziehen ihrer Stiefeln. Nur mit nackten Füßen war das Heruntersteigen möglich!

Wie scharf und entschieden prägt sich hier Alexander von Humboldt's Charakter aus, — *jene muthige, erstaunenswerthe Ausdauer, welche vor keiner Mühseligkeit, vor keiner Gefahr zurückschreckt, sondern sich einzig und allein von dem Interesse an der Wissenschaft und der Erweiterung der Lebensansichten bestimmen läßt.*

Deshalb war es auch nur die Eigenthümlichkeit einer interessanten Gegend und der Drang, sich mit Gestaltung und Naturreichthum derselben bekannt zu machen, welche ihn keine Entfernung, keine Schwierigkeiten achten und berücksichtigen ließ, als er von Caracas aufbrach, um in die weiten, von Menschen wenig betretenen Llanos des Orinoco- und Amazonenstromes zu reisen.

Auch nicht den kürzesten Weg wählte er dahin, denn sein für Natur- und namentlich für die tropischen Landschaftsschönheiten so empfänglicher und fein organisirter Sinn, wollte die Eindrücke der schönen Thäler von Aragua nicht entbehren; zumal ihn sein Wissenseifer antrieb, die hervorragendsten Theile der Küsten-Gebirgskette *mittelst des Barometers zu nivelliren* und den Fluß Apure bis zu seiner Einmündung in den Orinocostrom hinabzufahren.

Diese Absicht führte ihn denn auch auf die Berge von Los Taquos, an die warmen Quellen von Mariara, an die üppigen Ufer des Valenciasee's und durch die Llanos von Calabozo in den östlichen Theil der Provinz Varinas nach San Fernando de Apure an den gleichnamigen Fluße: Rio Apure.

Und welche bedeutende wissenschaftliche Ausbeute fand Humboldt's Forschersinn auf diesem Wege.

Denn was ein gewöhnlicher Wanderer vielleicht nur mit dem Gemüthe genossen, oder als ein vereinzeltes Object übersehen oder auch als eine fremde Erscheinung vorübergehend bewundert und als Seltenheit aufgenommen haben würde, *das waren alles für Humboldt zusammenhängende Theile des Universums, des großen Ganzen, das er gern in seiner Denk- und Sprachweise mit dem griechischen Namen „Kosmos" bezeichnete,**) und das gerade

---

*) (Kosmos) war in der ältesten und eigentlichen Bedeutung nur „Schmuck"; bildlich „Ordnung." Pythagoras nannte zuerst den „*Inbegriff des Universums*" Kosmos, wegen der darin herrschenden Ordnung. Auch Aristoteles bezeichnete mit Kosmos „*Welt und Weltordnung.*" Lange ehe Humboldt daran dachte, den „*Kosmos*" zu schreiben, galt ihm dieser Ausdruck schon als Bezeichnung „de

sein geistiger Blick, mehr als der irgend eines anderen Sterblichen mit einer bewunderungswürdigen Klarheit überschaute.

Hierin lag ja namentlich Alexander von Humboldt's Größe und Genialität, — hierin der Grund seiner so wunderbar erhabenen, sich ewig gleichbleibenden inneren Ruhe und Freudigkeit; — aber auch derjenige seiner grandiosen Anschauungsweise, Erkenntniß und wissenschaftlichen Wirksamkeit. — — —

Auf beschwerlichen Wegen waren Humboldt und Bonpland mit ihrem Gefolge über die Berge von Chuao nach den reichen Caraopflanzungen bei Turiamo und Ocumare gelangt.

Die Plantagen von Turiamo lagen jetzt hinter ihnen, und da der Pfad durch eine höchst gleichförmige Gegend führte, in welcher eine Menge schwarzer Sklaven unter der Peitsche der Aufseher arbeiteten, gab dies Humboldt Veranlassung, sich mit dem Mulatten in ein Gespräch über die Natur und den Charakter der Schwarzen, deren hartes Schicksal er so sehr bedauerte, einzulassen.

Aber der Mulatte schien dies Mitleid nicht zu fühlen, indem er behauptete: daß die Schwarzen kein anderes Loos verdienten.

„Massa Schwarze nicht kennen!" — sagte er in seinem drolligen gebrochenen Spanisch. — „Schwarze bös Mensch sein!

„Aber das ist nicht recht von Dir!" — entgegnete Humboldt milde. — „Die Schwarzen sind doch auch Menschen und müssen daher als Menschen behandelt werden.

„Bah!" — rief der Mulatte. — „Massa Geschichte hören von Schwarzen .... Massa anders denken."

„So erzähle Deine Geschichte, ich will Dir dann meine Meinung sagen."

„Massa kennen Insel Caracas .... nicht Stadt Caracas ..... Insel Caracas .... groß Ziegen dort leben .... wild, braun Ziegen .... gut Fleisch haben."

„Weiß schon!" — sagte Humboldt — „wir haben sie ja besucht."

„Insel einsam sein!" — fuhr der Mulatte fort. — „Nur Flamingos Fisch fangen. Nur ein weiß Mann mit sein Weib und sein drei Kind dort sein ...... Aber Weib und sein drei Kind todt geben."

„Trauriges Schicksal, zumal in solcher Einsamkeit."

„Weiß Mann Schwarze kaufen, ... zwei Schwarze. Viel Ziegen haben und viel, viel Mais. Aber Schwarze bös Mensch sein ... weiß Mann todt schlagen."

„Das war freilich eine Schandthat!

„Noch mehr Schandthat Schwarze thun!"

„Nun?"

„Nicht wissen Gouverneur, wer weiß Mann todtschlagen haben. Flamingo nichts sagen und kein Mensch sehen haben."

„Ich verstehe dich!" — fiel hier Humboldt ein. — „Die beiden Verbrecher entgingen dem Arm der Gerechtigkeit. Für ein an so einsamem Ort begangenes Verbrechen war es schwer, Beweise aufzubringen."

„Massa sagen es!" — versetzte der Mulatte. — „Aber Gouverneur viel Geld setzen auf Kopf von Mörder."

„Ich kann mir denken was kommt!"

„Wissen Massa, was ein von den schwarz Hund jetzt sein .... in Cumana sein?"

„Nein."

„Schwarz Hund Henker sein!"

„Wie so?"

„Hingehen zu Gouverneur .... alles sagen .... auch von ander Schwarz sagen ..... Kein Henker da sein in Cumana ... Schwarz Hund frei sein ...... Henker sein ......"

„Ich verstehe!" — rief Humboldt mit Abscheu. — „Man begnadigte den Mörder, wenn er an seinem Mitverbrecher zum Mörder werden wolle. Ich kenne diesen barbarischen Landesgebrauch."

„Und schwarze Mann kein Hund sein?"

„Nein!" — sagte Humboldt ernst. — „Was Einzelne Böses thaten, kann man nicht einer

---

Wohlgeordnetheit der Welt, alles Seienden und Werdenden, des Alls, des Universums, der ganzen Masse des Raum-Erfüllenden, des Weltalls selbst. (Kosmos I. 62 und 76.)

ganzen Race aufbürden. Man sollte allerdings kaum glauben, daß es Menschen geben könne, die roh genug seien, ihr Leben um solch' einen Preis zu erkaufen und mit ihren Händen als Nachrichter denjenigen zu erwürgen, den sie Tags zuvor verrathen haben."

Ein Ohren zerreißendes, jämmerliches Geschrei unterbrach hier das Gespräch ....

Alle schauten sich um: eine Negersclavin in der anliegenden Cacaopflanzung ward von dem Aufseher dermaßen gepeitscht, daß ihr bereits das Blut am ganzen Körper herablief. Trotz dem sollte sie sich jetzt bücken und ihre Arbeit fortsetzen; da ihr dies aber, der Schmerzen wegen, schwer wurde und nur langsam von statten ging, so fuhr jeden Augenblick wieder die Peitsche um ihre Beine oder um Arme und Brust.

Humboldt erbebte, so empörten sich über diese Unmenschlichkeit alle edleren Gefühle in ihm. In der That wollte er auch bineilen und dem Aufseher Vorwürfe über diese Handlungsweise machen; aber Bonpland hielt ihn zurück, nicht weil er weniger Mitgefühl mit dem armen Wesen hatte, sondern weil er voraussah, daß der rohe Mensch den Freund nur verhöhnen und die Sclavin aus Bosheit doppelt züchtigen würde.

Humboldt sah die Richtigkeit dieser Voraussetzung ein: dennoch folgte er nur mit Widerstreben den Bitten Aime's, die Reise fortzusetzen; desto entschiedener aber sprach er sich gegen diese Entwürdigung des Menschengeschlechtes aus.

Es war Abend geworden, als sie in ein herrliches Thal einbogen. Ein Bild des Friedens und des Ueberflusses zeigte sich ihren Blicken.

Ringsum dehnten sich die üppigsten Baumwollenpflanzungen, die Mitte des Thales bildete ein kleiner See und auf einem, den See begränzten Hügel lag ein allerliebstes Haus von einem Gebüsch von Balsambäumen (Balsamo Amyris elata) umgeben und beschattet.

Humboldt war an den Besitzer dieses kleinen Eldorado, Don Alexandro Gonzales, empfohlen; man richtete daher seinen Weg nach der freundlichen Wohnung auf dem Hügel.

Eine über hundert Jahre alte Negerin saß vor einer kleinen Hütte aus Rohr und Erde. Man kannte ihr Alter, weil sie eine Creolen-Sklavin war. Sie schien noch bei ganz guter Gesundheit.

„Ich halte sie an der Sonne," — sagte ihr Enkel — „die Wärme erhält sie am Leben."

Humboldt und Bonpland lächelten, denn das Mittel war den Tag über stark genug, da alsdann die Sonnenstrahlen fast senkrecht auf die Alte niederfielen.

An der einen Seite des Hügels zeigte sich jetzt noch eine Masse ähnlicher Hütten. Sie bildeten die Wohnungen der verheiratheten Sclaven. Feuer brannten vor denselben, an welchen gekocht wurde. In einem weiten, einem Stalle ähnlichen Gebäude lagen auf der Erde an hundert Ochsenhäute. Es waren die Schlafstättten der unverheiratheten Sclaven.

Humboldt und Bonpland beschäftigten sich noch mit der Ansicht dieser ärmlichen Einrichtung, als sie ein furchtbares Gebrüll erschreckte, das aus nicht allzugroßer Ferne und aus tausend Kehlen zu kommen schien.

„Was ist das?" — frugen beide überrascht und fast zu gleicher Zeit.

„Massa!" — sagte der Mulatte — „das Araguato sein .... dort sein, in nah Wald .... bald Regen haben."

Die beiden Naturforscher wußten nun woran sie waren. Der Lärm kam von zahlreichen Banden Brüllaffen (Simia ursina,) die sich wohl in den Baumgruppen am nahen Waldsaume befanden.

Oft schon hatten Humboldt und Bonpland diese merkwürdigen Thiere mit Staunen beobachtet. Wie in Procession sahen sie sie dann in den Wäldern äußerst langsam von Baum zu Baum ziehen. Hinter einem männlichen Thiere kamen stets viele weibliche, deren mehrere ihre Jungen auf den Schultern trugen. So oft dann die Zweige benachbarter Bäume nicht zusammenreichten, hing sich das Männchen an der Spitze des Trupps mit dem zum Fassen bestimmten schwieligen Theile seines Schwanzes an dem Aste des einen Baumes auf, ließ den Körper frei schweben, und schwang denselben so lange hin und her, bis es einen Ast

des nächsten Baumes packen konnte. Der ganze Zug machte nun jedesmal an derselben Stelle dieselbe Bewegung und kam auf die gleiche Art dem Führer nach.

Jetzt war ihr Regen verkündendes Gebrüll und Geheul so stark, daß man es ohne Zweifel Stunden weit hören mußte.

Als Humboldt und Bonpland das Haus auf dem Hügel erreicht hatten, erwartete sie eine nicht sehr angenehme Nachricht: Der Besitzer der Pflanzung, Don Alexandro Gonzales, war in Handelsgeschäften auf der Reise und seine junge liebenswürdige Frau genoß seit einigen Tagen der Mutterfreuden.

Die Freunde waren in nicht geringer Verlegenheit. Wo nun die Nacht zubringen, da Regen zu erwarten war.

Noch aber besprachen Humboldt und Bonpland diese Frage, als sie auch schon die junge Wöchnerin durch eine bei ihr weilende Verwandte mit der liebenswürdigsten Herzlichkeit willkommen heißen ließ.

Von allen Seiten beeilte man sich jetzt, den fremden Gästen Zeichen der Gastfreundschaft zu geben, ihre Instrumente unterzubringen ihre Maulthiere zu versorgen. Für sie selbst aber bereitete man ein treffliches Mahl, und vermied sorgfältig alles, was ihnen irgendwie Zwang auflegen konnte.

Die junge Mutter aber war außer sich vor Vergnügen, als sie hörte, daß Humboldt auf dem Rückwege vom Rio Negro an den Orinoco nach Angostura kommen würde, wo sich ihr Mann befand. Von Humboldt sollte er dort erfahren — o wie schlug ihr Mutterherz so freudig! — daß ihm sein Erstling geboren worden.

In diesen Ländern gelten ja, wie bei den Alten, wandernde Gäste für die sichersten Boten. Und wie hätte die junge, so ganz einsam und von aller Welt entfernt wohnende Frau Briefe mit der Nachricht ihres Glücks auf andere Weise an den fernen Gatten in die Llanos gelangen lassen können.

Als Humboldt und Bonpland den anderen Morgen aufbrachen, trug man ihnen das Kind zu.

Sie hatten es am Abend im Schlafe betrachtet; die Mutterliebe ruhte indessen nicht sie mußten es auch am Morgen wachend sehen.

Sie versprachen es dem Vater Zug für Zug zu beschreiben; bei dem Anblick ihrer Bücher und Instrumente aber wurde die junge Frau unruhig und besorgt. Sie meinte: „auf einer so langen Reise und bei so vielen anderweitigen Geschäften könnten Humboldt und Bonpland leicht vergessen, was für Augen ihr Kind habe!"

Wie liebenswürdig ist solche Gastfreundschaft! wie köstlich dieser naive Ausdruck überseliger Mutterliebe und eines Vertrauens, das ja auch schon ein Charakterzug früherer Menschenalter beim Morgenrothe der Gesittung war! — —

Freudig wurde die Reise jetzt fortgesetzt. Mit der physischen Anstrengung ging dabei, wie immer, geistige Thätigkeit Hand in Hand. Humboldt beobachtete wo und so oft er konnte die Intensität der magnetischen Kraft, stellte Versuche mit dem Volta'schen Elektrometer an, nahm Vermessungen mit dem Barometer vor, bestimmte geographisch alle ihm wichtig scheinenden Punkte und sammelte die wichtigsten Wissensschätze in Thier- und Pflanzenreich, in Betreff der Witterungs- und Erdkunde und einer Masse anderer naturwissenschaftlicher Zweige.

Aber immer und immer neue Wunder der Natur stellten sich den Reisenden dar.

Sie stiegen jetzt von Porto Cabello in die schönen Thäler von Araguay, als, bei der Annährung an die Pflanzung Barbula, der Mulatte plötzlich wie toll zu schreien und zu springen anfing. Seine Gebärden waren dabei so drollig, seine Lustigkeit so ausgelassen und so unerwartet, daß Humboldt lächelnd nach der Ursache frug.

„O Massa! Massa!" — schrie jetzt der Mulatte mit vor Freude funkelnden Augen — „Palo de Vaca! ...... Palo de Vaca! .... dort Palo de Vaca stehn! .... Aug' von Mulatte gut Aug'. sein .... Palo de Vaca weit, weit sehen! .... Heia! Heia! .... Milch haben! köstlich Milch haben! ..

Arepa und Cassave*) tunken! .... Heia! Heia!"

Und die braune Creatur sprang wie ein Kind in die Lüfte und rieb sich vor Entzücken die Hände.

Aber, beim Himmel! die Freude Humboldt's und Bonpland's war jetzt nicht geringer, als die des Mulatten, wenn auch ganz anderer Art und aus anderm Grunde.

Palo de Vaca nannten ja die eingeborenen Spanier den „Kuhbaum", diese so merkwürdige Erscheinung im Reiche der Pflanzen, von welcher die beiden Reisenden seit ihrer Ankunft in der neuen Welt schon so viel gehört hatten. Milch sollte dieser Wunderbaum geben, und zwar eine köstliche, duftende, wohlschmeckende Milch.

Humboldt und Bonpland waren daher auf diesen Kuhbaum nicht wenig gespannt, um so mehr, da sie die milchigten Pflanzensäfte als sonst fast durchweg bitter, scharf und mehr oder weniger giftig kannten. Die ausgelassene Freude des Mulatten, der schon öfter von dieser Milch gekostet haben wollte, sprach freilich schon im Voraus für die Wahrheit jener Aussage.

Wie aber überraschte sie nun die Thatsache selbst.

Es war Abend, als sie sich der Pflanzung Barbula näherten. Da stand er, der schöne gewaltige Baum,**) und unter ihm war es, als ob ein Jahrmarkt abgehalten würde.

Eine Masse Neger und Creolen kamen und gingen. Viele hatten Gefäße voll Milch, die sie heimtrugen; Andere saßen lachend und scherzend unter dem Baume und tauchten ihr Arepa und Cassave, ihr Mais- und Maniocbrod, in den köstlichen Saft. Wieder Andere, die sich schon gesättigt hatten, tanzten unter dem grünen Laubdache des Arbol de leche oder „Milchbaume," wie man ihn hier nannte; während sich noch eine ansehnliche Zahl von schwarzen und braunen Sclaven und Sclavinnen zu den Einschnitten drängten, die man in den Stamm des Baumes gemacht hatte, und aus welchen in der That eine dicke Milch in reichlichem Maße quoll.

Der Mulatte war schon voraus gesprungen und kam jetzt Humboldt und Bonpland strahlenden Auges mit einem vollen Gefäße entgegen.

Beide tranken. Es war wirklich ein Genuß: eine Milch so trefflich, wie sie solche noch nie gekostet. Sie hatte dabei durchaus nichts Scharfes und roch angenehm wie Balsam. Nur ihre Dicke und Klebrigkeit machte sie für Europäer etwas unangenehm.

Der Verwalter der Pflanzung, der unterdessen auch herausgekommen war, da er die Ankunft europäischer Reisender vernommen, versicherte sogar: die Negersclaven der Pflanzung legten in der Zeit, wo der Palo de Vaca ihnen am meisten Milch gebe, sichtbar zu. Er machte sich sogar anheischig, an der Dicke und Farbe des Laubes diejenigen Bäume zu erkennen, die am meisten Saft geben; wie der Hirte nach äußeren Merkmalen eine gute Milchkuh unter vielen Thieren herausfindet.

Humboldt konnte nicht genug staunen. Er gestand: daß von all den vielen merkwürdigen Erscheinungen, die ihm bis jetzt im Verlaufe seiner Reise zu Gesicht gekommen, wenige einen stärkeren Eindruck auf seine Einbildungskraft gemacht hätten, als der Anblick des Kuhbaumes.

Und bei wem sollte dies nicht der Fall sein? Alles was sich auf die Milch oder auf die Getraidearten bezieht, hat Interesse für den denkenden Menschen: er vermag sich ja gar nicht vorzustellen, wie das Menschengeschlecht ohne diese Stoffe bestehen könne.

Nun wissen wir: das Stärkmehl des Getraides, das bei so vielen alten und neueren Völkern ein Gegenstand religiöser Verehrung ist, kommt in den Samen und den Wurzeln der Gewächse vor: die nährende Milch dagegen erscheint uns als ein ausschließliches Product der thierischen Organisation. Diesen Eindruck erhalten wir von Kindheit auf. Daher aber auch das Erstaunen, womit wir den Kuhbaum betrachten. Was uns hier so

*) Mais- und Maniocbrod.

**) Galactodendron utile Kunth.

gewaltig ergreift, sind nicht prachtvolle Wälderschatten, majestätisch dahinziehende Ströme, von ewigem Eis starrende Gebirge: nein! .... ein paar Tropfen Pflanzensaft führen uns die ganze Macht und Fülle der Natur vor das innere Auge. An der kahlen Felswand wächst ein Baum mit trockenen, lederartigen Blättern; seine dicken holzigten Wurzeln dringen kaum in das Gestein. Mehrere Monate im Jahr netzt kein Regen sein Laub; die Zweige scheinen vertrocknet, abgestorben; bohrt man aber den Stamm an, so fließt eine süße, nahrhafte Milch heraus. Bei Sonnenaufgang strömt die vegetabilische Quelle am reichlichsten; dann kommen von allen Seiten die Schwarzen und die Eingeborenen mit großen Näpfen herbei und fangen die Milch auf, die sofort an der Oberfläche gelb und dick wird. Die einen trinken die Näpfe unter dem Baume selbst aus, andere bringen sie ihren Kindern. Es ist, als sähe man einen Hirten, der die Milch seiner Heerde unter die Seinigen vertheilt.

Das ist der Eindruck, den der Kuhbaum auf die Einbildungskraft des Reisenden macht, wenn er ihn zum erstenmale sieht.

Die wissenschaftliche Untersuchung zeigt, daß die physischen Eigenschaften der thierischen und vegetabilischen Stoffe im engsten Zusammenhang stehen; aber sie benimmt dem Gegenstande, der uns in Erstaunen setzte, den Anstrich des Wunderbaren. Nichts steht für sich allein da; chemische Grundstoffe, die, wie man glaubte, nur den Thieren zukommen, finden sich in den Pflanzen gleichfalls. Ein gemeinsames Band umschlingt die ganze organische Natur.

Lange bevor die Chemie im Blüthenstaub, im Eiweiß der Blätter und im weißlichen Anflug unserer Pflaumen und Trauben kleine Wachstheilchen entdeckte, verfertigten die Bewohner der Anden von Quindiu Kerzen aus der dicken Wachsschichte, welche den Stamm einer Palme überzieht. Vor noch nicht langer Zeit wurde in Europa das Caseum, der Grundstoff des Käses, in der Mandelmilch entdeckt; aber seit Jahrhunderten gilt in den Gebirgen an der Küste von Venezuela die Milch eines Baumes und der Käse, der sich in dieser vegetabilischen Milch absondert, für ein gesundes Nahrungsmittel.

Ist der Palo de Vaca auf diese Weise für uns ein Bild der unermeßlichen Segensfülle der Natur im heißen Erdstrich, so mahnt er uns auch an die zahlreichen Quellen, aus denen unter diesem herrlichen Himmel die träge Sorglosigkeit des Menschen fließt. Mungo Park hat uns mit dem Butterbaum in Bambara bekannt gemacht, der, wie Decandolle vermuthet, zu der Familie der Sapoteen gehört, wie der Kuhbaum. Die Bananenbäume, die Sagobäume, die Mauritien am Orinoco sind Brodbäume, so gut wie die Rima der Südsee. Die Früchte der Crescentia und Lecythis dienen zu Gefäßen; die Blumenscheiden mancher Palmen und verschiedene Arten von Baumrinden geben Kopfbedeckungen und Kleider ohne Nath. Die Knoten oder vielmehr die innern Fächer im Stamme der Bambus geben Leitern, erleichtern auf tausenderlei Art den Bau einer Hütte, und sind ungemein geschickt zur Herstellung von jenen Geräthschaften, die die ganze Habe der Wilden bilden. Bei einer so üppigen Vegetation mit so unendlich mannichfaltigen Produkten bedarf es dringender Beweggründe, soll der Mensch sich der Arbeit ergeben, sich aus seinem Halbschlummer aufrütteln, seine Geistesfähigkeiten entwickeln. Wie schön! — Welch' ein Segen aber liegt darin zugleich für die von der Natur weniger reich beschenkten Länder und Völker. In der strengen Hinweisung zur Arbeit ist ihnen der Trieb zum Denken geworden, und durch das Denken ..... die Möglichkeit der Civilisation, — ein doppeltes Leben: ein körperliches und ein frisches, frohes, kräftiges Leben im Geiste.

Hagar und die Wüste.

Humboldt und Bonpland waren gegen die Llanos des Orinoco vorgedrungen. Sie hatten den Rio Uritucu durchwatet, in dem zahlreiche, auffallend wilde Krokodile hausen, und suchten nun an dessen Ufern eine Lagerstätte für die Nacht.

Gewöhnlich bildete für diesen Fall der prachtvolle Sternenhimmel ihre Zeltdecke; heute aber wäre es den Freunden doch lieb gewesen, wenn sie in irgend einer Indianerhütte oder auf irgend einer Pflanzung ein Nachtquartier gefunden hätten, da die Krokodile des Uritucu am Ufer des Flusses und selbst in dessen Umgebung zu fürchten waren. Auch das Gebrüll der Jaguars, das den Wald erfüllte, war nicht sehr einladend und Humboldt hatte erst im Laufe des Nachmittags eine zwanzig Fuß lange Riesenschlange (Boa constrictor) geschossen. Die Führer warnten sogar davor: daß man die Hunde am Flusse saufen lasse, weil es gar nicht selten vorkomme, daß die Krokodile im Uritucu, von dem Geruch der Hunde angelockt, aus dem Wasser gingen und dann diese, so wie alles was sie habhaft werden könnten, verfolgten.

Die Führer hatten übrigens einen Trost. Es mußte sich in der Nähe eine Hütte oder vielmehr eine Art Schuppen befinden, der dem Herrn der nächsten Pflanzung, Don Miguel Cousin, bei seinen Jagden oft als Aufenthalt diente.

Und wirklich die Hütte fand sich! Wer war froher als unsere Reisenden. Sogleich wurden die Maulthiere abgepackt, ein kleines frugales Abendessen eingenommen, und dann suchte Jeder, so gut er konnte, die ersehnte Ruhe auf.

Humboldt und Bonpland breiteten für sich das Fell jenes gewaltigen Jaguars, den der Mulatte einst in der Cuchivanoschlucht getötet, über eine alte breite Bank; dann legten sie sich — wie in alten Zeiten die Zeitgenossen im Kriege — gemeinsam auf das einfache Lager hin und suchten zu entschlafen. Aber so müde und abgespannt sie auch waren, wollte ihnen dies nicht gelingen; denn kaum hatten sie mit der einbrechenden Dunkelheit die Augen geschlossen, als etwas in raschem aber zugleich leisem gespensterartigem Fluge ihre Häupter zu umkreisen anfing. Sie fühlten dies verhängnißvolle Schwirren fast noch mehr, als sie es hörten. Als sie aber die Augen aufschlugen, waren es ungeheure Fledermäuse von der Sippe der Phyllostomen, der Vampyre.

Nun wäre es freilich ein leichtes gewesen, diese lästigen Gäste — von welchen die Freunde jeden Augeblick fürchteten, daß sie sich ihnen in das Gesicht einkrallen würden — durch Anzünden eines Feuers loszuwerden. Damit aber wäre in sofern wenig gewonnen gewesen, als das Feuer wieder Millionen Mosquitos angelockt hätte, die dann gleichfalls die Nacht unerträglich gemacht.

Humboldt und Bonpland fügten sich also in das Unvermeidliche, indem sie einen guten Theil der Nacht in fortgesetztem Abwehren der fliegenden blutgierigen Unholde zubrachten.

Erst gegen Morgen zogen sich die Vampyre zurück und die Augen der Müden fielen zu ......

Aber was ist das? — Kaum hat sich der Schlummer — Ruhe und Kräftigung verheißend — auf die Armen herabgesenkt, so wecken sie heftige Stöße auf.

„Nichts ist zu sehen! ......

„Soll das ein Erdbeben sein?"

„Aber nein!"

„Die Stöße sind ganz anderer Art."

„Jetzt wieder!"

„Die Erde bewegt sich!"

„Und der Lärm?"

„Holla! da werden Erdschollen in die Höhe geschleudert!"

Beide Freunde sitzen jetzt aufrecht auf ihrem improvisirten Lager.

„Zum Teufel!" — ruft in diesem Augenblicke Bonpland — „die Wirthschaft geht ja unter der alten Bank vor sich, auf der wir liegen."

„So lassen Sie uns aufstehen und sehen,

was es denn da gibt! — entgegnete Humboldt.

Aber in dem gleichen Augenblicke sprühte es Erdschollen in die Luft, die Stöße verdoppelten sich, vor den Blicken der Entsetzten effnet sich der Boden unter ihrer Schlafstätte und ein gewaltiges Krokodil kommt zu Tage.

Ein Ausruf der Ueberraschung und des Staunens entfuhr beiden Naturforschern.

Aber unter dem Ausrufe noch war das Krokodil auf ein Hund losgefahren, der auf der Thürschwelle lag, — verfehlte ihn im ungestümen Laufe, eilte dem Ufer zu und entkam in den Fluß.

Humboldt und Bonpland untersuchten nun den Boden unter der Barbacoa oder Lagerstätte, und da ward denn der Hergang des seltsamen Abenteuers bald klar. Man fand die Erde weit hinab aufgewühlt; es war vertrockneter Schlamm, in dem das Krokodil im Sommerschlafe gelegen hatte. Der Lärm von Menschen und Maulthieren, vielleicht auch der Geruch des Hundes, hatte es aufgeweckt. Die Hütte lag an einem Teich und stand einen Theil des Jahres unter Wasser; so war das Krokodil ohne Zweifel, als die Gegend überschwemmt wurde, durch dasselbe Loch hineingekommen, durch das es die Freunde herauskommen sahen.

Häufig finden die Indianer ungeheure Boa's, von ihnen Uji oder Wasserschlangen genannt, in demselben Zustande der Erstarrung. Man muß sie, sagt man, reizen oder mit Wasser begießen um sie zu erwecken.

Trockenheit und Hitze wirken demnach auf Thiere und Gewächse gleich dem Froste.

Die Bäume werfen in sehr trockener Luft ihre Blätter ab. Die Reptilien, besonders Krokodile und Boa's verlassen vermöge ihres trägen Naturells die Lachen, wo sie beim Austreten der Flüsse Wasser gefunden haben, nicht leicht wieder. Je mehr nun diese Wasserlachen eintrocknen, desto tiefer graben sich Thiere in den Schlamm ein, der Feuchtigkeit nachgehend, die bei ihnen Haut und Schuppen schmiegsam erhält. In diesem Zustande der Ruhe kommt die Erstarrung über sie. Sie werden dabei von der äußeren Luft nicht ganz abgesperrt, und so gering daher auch der Zutritt derselben sein mag, er reicht hin, den Athmungsprozeß bei einer Eidechse zu unterhalten, die ausnehmend große Lungensäcke hat, die keine Muskelbewegung vornimmt und bei der fast alle Lebensverrichtungen stocken. Die Temperatur des vertrockneten, dem Sonnenstrahle ausgesetzten Schlammes beträgt dabei im Mittel wahrscheinlich mehr als 40°. Als es im nördlichen Egypten, wo im kühlsten Monat die Temperatur nicht unter 13°,4 sinkt, noch Krokodile gab, wurden diese häufig von der Kälte betäubt. Sie waren einem Winterschlafe unterworfen, gleich unseren Fröschen, Salamandern, Uferschwalben und Murmelthieren. Wenn man die Erstarrung im Winter bei Thieren mit warmem Blut, wie bei solchen mit kaltem vorkommt, so kann man sich eben nicht wundern, daß in beiden Klassen auch Fälle von Sommerschlaf vorkommen. Gleich den Krokodilen in Südamerika liegen die Tenrees oder Igel auf Madagascar mitten in der heißen Zone drei Monate des Jahres in Erstarrung.

Der Aufenthalt hier war indessen den Reisenden doch verleidet und die Reise wurde fortgesetzt. So erreichten sie bald das Becken der Llanos, jener ungeheuren Steppen, welche noch so selten vom Fuße civilisirter Menschen betreten worden sind.

Die Ebenen ringsum schienen zum Himmel anzusteigen, und die weite unermeßliche Einöde stellte sich in optischer Täuschung den Blicken als eine mit Tang und Meeralgen bedeckte See dar. Da die Dunstmassen in der Luft ungleich vertheilt waren, und die Temperaturabnahme in den übereinandergelagerten Luftschichten keine gleichförmige war, so zeigte sich der Horizont in gewissen Richtungen hell und scharf begrenzt, in andern wellenförmig auf und abgebogen und wie gestreift. Erde und Himmel schmolzen dort in einander. Durch den trockenen Nebel und die Dunstschichten gewahrte man in der Ferne Stämme von Palmbäumen. Ihrer grünenden Wipfel beraubt, er-

schienen diese Stämme wie Schiffsmasten, die am Horizonte auftauchen.

Der einförmige Anblick der Steppen hat etwas Großartiges aber auch Trauriges und Niederschlagendes. Es ist, als ob die ganze Natur erstarrt wäre; kaum daß hin und wieder der Schatten einer kleinen Wolke, die, durch den Zenith eilend, die nahende Regenzeit verkündet, auf die Wüste fällt. Der erste Anblick der Llanos überrascht vielleicht nicht weniger als der der Andeskette.

Und in diesen weiten unabsehbaren Llanos weideten die Thiere frei und uneingepfercht. Von den Mündungen des Orinoco bis zum See Maracaybo an 1,200,000 Büffel und Rinder, 180,000 Pferde und 90,000 Maulthiere. Unter den zahllosen Pferden, Büffeln und Rinder gingen jetzt friedlich ganze Heerden von Reben, mit glatten fahlbraunen, weißgetupftem Fell: Matacani von den Eingeborenen genannt und so zahm und furchtlos, daß sie die Reisenden mit ihren schwarzen Augen ruhig musterten. Nirgends ist eine Umzäunung. Männer, bis zum Gürtel nackt und nur mit einer Lanze bewaffnet, streifen zu Pferde über die Llanos, um die Heerden im Auge zu behalten, zurückzutreiben, was sich zu weit von den Weiden des Hofes verläuft, mit dem glühenden Eisen zu zeichnen, was noch nicht den Stempel des Eigenthümers trägt. Diese Farbigen, Peones Llaneros genannt, sind zum Theil Freie oder Freigelassene, zum Theil Sclaven. Nirgends aber ist der Mensch so anhaltend dem sengenden Strahle der tropischen Sonne ausgesetzt. Sie nähren sich von luftdürrem, schwachgesalzenem Fleisch; selbst ihre Pferde fressen es zuweilen. Sie sind beständig im Sattel und meinen nicht den unbedeutendsten Gang zu Fuß machen zu können. Die Freunde trafen in einer Niederlassung einen alten Negersclaven, der in der Abwesenheit des Herrn das Regiment führte. Heerden von mehreren tausend Kühen sollten in der Steppe weiden; trotzdem baten sie vergeblich um einen Topf Milch. Man reichte ihnen in Tutumofrüchten gelbes, schlammiges, stinkendes Wasser: es war aus einem Sumpf in der Nähe geschöpft. Sind doch die Bewohner der Llanos so träge, daß sie gar keine Brunnen graben, obgleich man weiß, daß sich fast allenthalben in zehn Fuß Tiefe gute Quellen in einer Schichte von Conglomerat oder rothem Sandstein finden. Nachdem man die eine Hälfte des Jahres durch die Ueberschwemmungen gelitten, erträgt man aus Faulheit in der andern geduldig den peinlichsten Wassermangel. Der alte Neger rieth, das Gefäß mit einem Stück Leinwand zu bedecken und so gleichsam durch ein Filtrum zu trinken, damit der üble Geruch nicht belästige, und sie von dem feinen, gelblichten Thon, der im Wasser suspendirt war, nicht so viel zu verschlucken hätten. Humboldt und Bonpland ahnten nicht, daß sie von nun an Monate lang auf dieses Hülfsmittel angewiesen sein würden. Auch das Wasser des Orinoco hat ja sehr viele erdige Bestandtheile; es ist sogar stinkend, wo in Flußschlingen todte Krokodile auf Sandbänken liegen oder halb im Schlamme stecken.

Kaum hatte man abgepackt und die Instrumente aufgestellt, so ließ man die Maulthiere laufen und, wie es dort heißt, „Wasser in der Savane suchen." Rings um den Hof sind kleine Teiche; die Thiere finden sie, geleitet von ihrem Instinkt, von den Mauritia Gebüschen, die hie und da zu sehen sind, und von der feuchten Kühlung, die ihnen in einer Atmosphäre, die den Menschen ganz still und regungslos erscheint, von kleinen Luftströmen zugeführt wird. Den Schwanz hoch gehoben, den Kopf zurückgeworfen, laufen sie gegen den Wind und halten zuweilen an, wie um den Raum auszukundschaften; sie richten sich dabei weniger nach den Eindrücken des Gesichts als nach denen des Geruchs, und endlich verkündet anhaltendes Wiehern, daß sich in der Richtung ihres Laufs Wasser findet.

Um von der Hitze am Tage weniger zu leiden, setzten Humboldt und Bonpland jetzt ihre Reise zumeist bei Nacht fort. Ihr nächstes Ziel war die kleine, mitten in den Llanos liegende Stadt Calabozo. Das Bild der Landschaft war immer dasselbe. Der Mond schien nicht, aber die großen Haufen von Ne-

belsternen, die den südlichen Himmel schmücken, beleuchteten im Niedergang einen Theil des Land-Horizontes. Das erhabene Schauspiel des Sternengewölbes in seiner ganzen unermeßlichen Ausdehnung, der frische Luftzug, der bei Nacht über die Ebene streicht, das Wogen des Grases, überall wo es eine gewisse Höhe erreicht — Alles erinnerte an die hohe See. Vollends stark wurde die Täuschung so oft die Sonnenscheibe am Horizonte erschien ihr Bild durch die Strahlenbrechung sich verdoppelte, ihre Abplattung nach kurzer Frist verschwand, und sie nun rasch gerade zum Zenith aufstieg

Oft meinten sie auch Feuer am Himmel zu sehen, und mit Entsetzen gedachten sie dann des schrecklichen Savanenbrandes, den sie erlebt. Aber was sie hier für Feuer hielten, waren aufgehende Sterne, deren Bild durch Dünste vergrößert wurden.

Endlich erreichten sie Calabozo. Unendlich überrascht war Humboldt, hier eine Elektrisirmaschine mit großen Scheiben, Elektrophore, Batterien, Elektricitätsmesser, mit einem Worte einen Apparat zu finden, der beinahe so vollständig war, wie ihn Naturforscher in Europa besitzen.

Und alle diese Werkzeuge waren nicht in den vereinten Staaten gekauft; sie waren die Arbeit eines Mannes, der nie ein solches Instrument gesehen hatte, der Niemand darüber zu Rathe ziehen konnte, und dem die Erscheinungen der Elektricität einzig nur durch das Lesen der Schrift von Sigaud de la Fond und aus Franklin's Denkschriften bekannt geworden waren. Carlos del Pozo (dies ist der Name des achtungswerthen und sinnreichen Mannes) hatte anfangs cylinderische Elektrisir-Maschinen verfertigt, wozu er große Glasglocken gebrauchte, denen er die Hälse abbrach. Seit etlichen Jahren erst war es ihm gelungen, sich über Philadelphia zwei Glasscheiben zu verschaffen, mittelst deren er eine Scheiben-Maschine verfertigen und ansehnlichere elektrische Wirkungen erzielen konnte. Mann kann sich leicht vorstellen, wie große Schwierigkeiten Pozo zu überwinden hatte, nachdem ihm die ersten Schriften über die Elektricität bekannt geworden waren, und er den muthigen Entschluß gefaßt hatte, sich durch eigene Anstrengung alles dasjenige, was er in den Büchern beschrieben fand, zu verschaffen. Bis dahin hatte er nur allein das Erstaunen und die Bewunderung genossen, welche seine Versuche bei völlig vorher ununterrichteten Personen, die nie über die Llanos hinausgekommen waren, gemacht.

Humboldt's Aufenthalt in Calabozo gewährte ihm nun ein ganz neues Vergnügen. Er war außer sich vor Entzücken, einen solchen wissenschaftlichen Mann kennen zu lernen.

Welchen unendlichen Werth mußte für ihn die Meinung eines Mannes haben, der seine Vorrichtungen mit den in Europa gebräuchlichen vergleichen konnte und der selbst so hoch in der Wissenschaft dastand.

Humboldt führte mehrere Elektrometer, von Stroh, von Korkkugeln und geschlagenen Goldblättchen bei sich, auch eine kleine Leydener Flasche, die man nach dem Verfahren von Ingenhouß durch Reibung laden konnte, und die er zu physiologischen Versuchen gebrauchte. Pozo drückte seine Freude lebhaft aus, als er nun zum ersten Male Instrumente sah, welche er nicht verfertigt hatte, und die den seinigen nachgeahmt schienen. Humboldt zeigte ihm auch die Wirkung der Berührung ungleichartiger Metalle auf die Nerven der Frösche. Galvani's und Volta's Namen waren in diese weiten Einöden noch nicht vorgedrungen.

Wie ergreifend, sich diese beide Männer gegenüber zu denken. Der Eine, ein König seiner Wissenschaft, verläßt Heimath und Freunde die Aussicht auf hohe Aemter und Anerkennung seiner Leistungen als Beamter u. s. w., um dem, in seinem Geiste lebenden Triebe nach Forschung und Wissenschaft in ferne, unbekannte Länder zu folgen. Da steht er nun mit allen geistigen und materiellen Kräften zur Erreichung seines hohen Zweckes ausgerüstet, 2000 Meilen von seiner Heimath vor einem schlichten Manne, dem alle Vorbildung und alle Mittel zu seiner Fortbildung fehlten — der nur vermöge des in ihm schlummernden Genies und mit rastlosem Eifer sich den Eingang in

das Reich der Wissenschaft erzwungen hat.

Humboldt konnte ihm seine Achtung nicht versagen, und der schlichte Bewohner des einsamen Calabozo's in den weltverlassenen Llano's zeichnete das Zusammentreffen mit dem „großen Reisenden" als einen der schönsten Momente seines Lebens in die Tafel seines Gedächtnisses ein.

Aber außer den elektrischen Maschienen Pozo's sollten Humboldt und Bonpland hier auch noch die gewaltigen lebendigen elektrischen Apparate kennen lernen, die zu sehen und zu untersuchen sie sich seit ihrer Ankunft in Amerika schon so sehr gesehn..

Mit der Begeisterung, die zum Forschen treibt, hatte sich Humboldt seit Jahren täglich mit den Erscheinungen der galvanischen Elektricität beschäftigt; er hatte, indem er Metallscheiben aufeinanderlegte und Stücke Muskelfleisch oder andere feuchte Substanzen dazwischen brachte, sich selbst unbewußt, ächte Volta'sche Säulen aufgebaut, und so war es wohl natürlich, daß er sich, seit seines Aufenthaltes in Cumana, nach den berühmten elektrischen Aalen, dieser so eigenthümlichen Naturerscheinung umsah.

Wenig Bedeutendes hatte er indessen bis dahin an Tembladores, (Zitterer) wie die Spanier alle elektrischen Fische nennen, auftreiben können. Bei dem unerschütterlichen Phlegma der Eingeborenen und der Werthlosigkeit die das Geld für Menschen hat, welchen die Natur spielend das Leben fristet, fand man nur schwer eine Seele, die sich soviel Mühe gegeben hätte, den Naturforschern irgend einen gewünschten Gegenstand herbei zu schaffen.

Jetzt aber erfuhr Humboldt zu seinem Entzücken, daß es unweit Calabozo's in den Llano's, zwischen den Höfen Morichal und den Missionen de arriba und de abaxo, ächte Gymnoten oder Zitteraale in Menge gebe.

„Das ist herrlich!" — rief er freudig aus, und sofort wurden die Anstalten zu einer Jagd auf die Gymnoten getroffen.

An einem prächtigen Morgen brach man nach der Mission Rastro de abaxo auf. Von dort aus führten sie Indianer zu einem Bache, der in der dürren Jahreszeit ein schlammiges Wasserbecken bildet, um das die herrlichsten Bäume: Clusia, Amyris und Mimosen mit wohlriechenden Blüthen standen.

„Hallo, Massa!" — rief jetzt, als man an dem Becken angekommen, der Mulatte. — „Hier Wasser von Tembladores! ..... wie fischen wollen? .... Indianer Wurzel haben, ... Barbasco haben."

„Ich glaube nicht, daß das gut sein wird!" — sagte Bonpland. — „Ich habe diesen sogenannten Barbasca untersucht, es ist die Wurzel der Piscidia Erithryna."

„Dann können wir diesen sogenannten Barbasco nicht gebrauchen!" — entgegnete Humboldt. — „Die Wurzel würde die Thiere betäuben und wir könnten schwerlich Versuche mit ihnen anstellen."

„Kann man sie denn nicht in Netzen fangen?" — frug jetzt Bonpland.

„Nicht können das!" — entgegnete der Mulatte, nachdem er Rücksprache mit den Indianern genommen. — „Tembladores wie Schlangen sein .... rasch bewegen .... Netz kommen .... tief in Schlamm eingraben."

„Aber welches Mittel wenden wir denn alsdann an, um zu unserem Ziele zu gelangen?" — frug Humboldt besorgt, denn er fürchtete, sich, so nahe dem Ziele, wieder getäuscht zu sehen.

„Embarbascar con cavallos!"*) — sagte einer der Indianer.

„Mit Pferden fischen?" — frugen Humboldt und Bonpland erstaunt.

Aber im gleichen Augenblicke saßen auch schon die Führer auf den mitgebrachten Pferden und jagten mit Blitzesschnelle in die Llanos.

Die Freunde standen voll Erwartung. Es vergingen indessen keine zehn Minuten, als sich ihnen ein neues überraschendes Schauspiel darbot. So schnell wie sie davon gejagt, kamen die Indianer auch wieder zurückgesprengt, jetzt aber nicht mehr allein, sondern einige dreißig in den Llanos rasch zusammengetriebene Pferde vor sich hertreibend.

*) Wörtlich: mit Pferden die Fische einschläfern oder betäuben.

Prächtig sahen sie aus diese völlig ungezäumten, in der Freiheit aufgewachsenen Thiere: die schnaubenden Nüsteen weit aufgeblasen, die breiten, kräftigen Hälse vorgestreckt, die lebhaften Augen in wildem Feuer aufflammend.

„Huya! huya!" — schrieen dabei die sie verfolgenden Indianer, und wie im Sturme jagte die ganze Masse der Thiere in das Wasserbecken.

Jetzt aber steigerte sich das Interesse der Scene noch bedeutend.

Der ungewohnte Lärm, das Schreien der Indianer, das Stampfen der in das Wasser getriebenen Rosse schreckte die Gymnoten aus dem Schlamme auf und reizte sie zum Angriffe.

Plötzlich zeigte sich eine Menge schwärzlich und gelb gefärbter, großen Wasserschlangen gleichende, Aale auf der Oberfläche des Wassers. Aber nur auf Augenblicke erschienen sie hier, dann verschwanden sie eben so schnell wieder, um den Kampf mit den Pferden zu beginnen.

Es war ein malerisches, höchst originelles Bild, was sich jetzt Humboldt's und Bonpland's Blicken darstellte.

Um den Teich, beschattet von den prächtigen Mimosen, Clusia und Amyris, standen in dichter Reihe die nackten braunen Gestalten der Indianer mit Harpunen und langen dünnen Stäben aus Bambusrohr bewaffnet.

Selbst auf die Bäume, deren Zweige sich wagerecht über die Wasserfläche breiteten, waren einige gestiegen. Und alle diese dunkelen Gestalten schienen eine Wache finsterer Dämonen; denn so oft sich eines der schnaubenden, von seinen unsichtbaren Feinden verfolgtes Pferd an das Ufer retten wollte, scheuchten sie es mit wildem Geschrei und mit ihren Rohren zurück.

Die riesigen Zitteraale aber, wie Blitze im Wasser umherfahrend, betäubt von dem ungewohnten Lärm, aufgestachelt durch die Störer ihrer Ruhe, drängten sich unter den Bauch der Pferde und vertheidigten sich durch wiederholte Schläge ihrer elektrischen Batterien.

Ha! wie jeder Schlag die Pferde zittern und sich aufbäumen macht. Schon erliegen mehrere den unsichtbaren Streichen, von welchen die wesentlichen Organe allerwärts getroffen werden: betäubt von den starken unaufhörlichen Schlägen stürzen die edlen Thiere .... und .... sinken unter.

Andere, schnaubende, mit gesträubter Mähne, wilde Angst im starren Auge, raffen sich wieder auf und suchen dem um sie tobenden Ungewitter zu entkommen. Umsonst! sie werden von den Indianern wieder in das Wasser getrieben.

Doch halt! dort entgehen einige der regen Wachsamkeit der braunen wachhaltenden Dämonen; sie gewinnen das Ufer, straucheln aber betäubt bei jedem Schritt und werfen sich in den Sand, zum Tod erschöpft, mit gelähmten, von den elektrischen Schlägen der Gymnoten erstarrten Gliedern.

„Die Pferde gehen alle zu Grunde!" — sagte jetzt Humboldt erschreckt und überrascht durch den in der That unerwarteten Erfolg der fünf bis sechs Fuß langen Aale. Wirklich waren schon in den ersten Minuten mehrere Pferde ertrunken.

Aber so laut er auch den Indianern zurief, einzuhalten, sie hörten ihn über dem allgemeinen Lärm nicht; auch war ihre angeborene Jagdlust so gewaltig aufgestachelt, daß ihre Augen vor Entzücken funkelten, und sie für Alles, außer dem Kampfe, Hören und Sehen verloren hatten.

Da änderte sich allmälich die Scene!

Die Hitze des ungleichen Kampfes nahm ab; die erschöpften Aale zerstreuten sich. Sie bedurften der Ruhe und reichlicher Nahrung, um den erlittenen Verlust an galvanischer Kraft wieder zu ersetzen.

Die Indianer versicherten, wenn man Pferde zwei Tage hintereinander in eine Lache laufen lasse, in der es sehr viele Gymnoten gebe, gehe am zweiten Tage kein Pferd mehr zu Grunde.

Auch jetzt verriethen die Pferde weniger Angst, ihre Mähnen sträubten sich nicht mehr, ihre Augen blickten ruhiger. Die riesigen Zitteraale aber kamen scheu an die Ufer des Teiches geschwommen, und hier fingen sie nun die Indianer mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen.

In wenigen Minuten lagen fünf prächtige lebendige Gymnoten vor Humboldt.

Sie waren nahe an sechs Fuß lang. Der Querdurchmesser des Körpers betrug drei Zoll fünf Linien. Hübsch olivengrün, zeigte sich der Untertheil des Kopfes röthlich gelb. Zwei Reihen kleiner gelber Flecken liefen symmetrisch über den Rücken vom Kopf bis zum Schwanzende, wobei jeder Fleck einen Ausführungskanal umschloß; Schuppen hatten auch diese Aale so wenig, wie die übrigen elektrischen Fische, wogegen die Haut der Thiere mit Schleim bedeckt war, der, wie Volta gezeigt hat, die Elektricität 20 bis 30mal besser leitet als reines Wasser.

Das wunderbare elektrische Organ fand Humboldt sich durch die ganze Länge des Schwanzes von der Kehle an zu beiden Seiten unter der Wirbelsäule erstrecken. Es bestand aus Platten, die zu Säulen aufgehäuft waren, welche quer gegen die Hautfläche standen.

Humboldt und Bonpland experimentierten vier Stunden lang an den Gymnoten, so daß sie bis zum anderen Tage Muskelschwäche, Schmerz in den Gelenken und Uebligkeit empfanden. Es waren Folgen der heftigen Reizung des Nervensystems.

Und doch hatten sich die Thiere ihrer Hauptkraft schon entladen. Den ersten Schlägen eines starken Gymnoten würde sich ein Mann nicht ohne Gefahr aussetzen.

Aber der Austritt aus den Llanos sollte für die Reisenden noch durch ein eigenthümliches Abenteuer bezeichnet werden.

Die Llanos waren nachgerade in ihren südlichen Strichen zu einer Wüste geworden.

Die einzelstehenden Palmen verschwanden nach und nach ganz. Der Thermometer stand von Morgens bis Sonnenuntergang auf 34—35°.

Je ruhiger die Luft in 8—10 Fuß Höhe schien, desto dichter wurden die Reisenden von Staubwirbeln eingehüllt, welche von den kleinen am Boden hinstreichenden Luftströmungen erzeugt wurden.

Schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange entgegen, als der mit den Maulthieren vorausschreitende Mulatte plötzlich wie versteinert stehen blieb und, die Augen weit aufreißend, einmal über das anderemal rief:

„Massa! Massa!"

„Nun was gibt es!" — entgegnete Humboldt, der einen dunklen Gegenstand vor dem Diener im Sande liegen sah.

„O bo! .... o!" — rief der Mulatte mit bedauerlicher Miene.

„Nun?" — frug Bonpland .... — „Eine Klapperschlange?"

„Nicht Cascabel sein!" — entgegnete jener. — „O bo! .... o!"

Neugierig traten jetzt beide Freunde heran, aber wie erschraken sie, als sie ein junges indianisches Mädchen vor sich liegen sahen.

Sie lag auf dem Rücken, war ganz nackt und schien über zwölf bis dreizehn Jahre alt.*)

Ermüdung und Durst mußten bei ihr eine völlige Erschöpfung herbeigeführt haben. Augen, Nase und Mund waren voll Staub, der Athem nur noch röchelnd.

Vergeblich bemühten sich die Reisenden die arme kleine Hager, dies Opfer der Wüste, in's Leben zurückzurufen. Sie war ja selbst der Sprache nicht mehr mächtig.

Neben ihr lag ein umgeworfener Krug, halb voll Sand.

„Wasser!" — rief jetzt Humboldt.

Glücklicherweise trug eines der Maulthiere einen Schlauch, der noch gefüllt war; der Mulatte eilte, ihn herbeizuholen und seine Mienen drückten die aufrichtigste Theilnahme aus.

Humboldt wusch nun der armen Kleinen das Gesicht; Bonpland goß ihr einige Tropfen Wein in den Mund.

Der Mulatte aber rief:

„O bo! o! .... zu sich kommen! ..... kleine Mensch zu sich kommen .... Tamanacos sein .... verirrt sein! .... Augen aufmachen! .... O bo!"

Und er selbst machte einen Freudensprung.

In der That kam das Mädchen nach und nach zu sich. Sie war anfangs erschrocken über die vielen Leute um sie her; aber sie be-

*) Thatsache.

ruhigte sich bald und verständigte sich, da sie kein Spanisch verstand, mit dem Mulatten in der Sprache der Tamanacos.

„Und was sagt sie?“ — frug jetzt Humboldt den Diener.

„Viel Stunden hier liegen!“ verdolmetschte dieser. — „Sonn' viel herunter gegangen sein. Von Uritucu kommen .... Massa sie verstoßen haben .... krank gewesen sein .... nicht viel mehr arbeiten können. O! .... bös' Massa das!“

Die Arme war also wegen Krankheit und Schwäche von der Herrschaft in Uritucu, bei der sie gedient hatte, verstoßen worden.

„Laß sie auf eines der Thiere steigen!“ — sagte jetzt Humboldt, dessen Herz Erbarmen mit der armen Kleinen fühlte.

Er wollte sie nach Uritucu zurückbringen und dann für sie sorgen.

Aber das Mädchen that es nicht.

Für Leiden unempfindlich, wie ihre ganze Race, — in die Gegenwart versunken ohne Bangen vor künftiger Gefahr, beharrte sie auf ihrem Entschluß, in eine der indianischen Missionen zu gehen, die in der Nähe von Calaboza's lagen.

Da alle Bitten und Vorstellungen vergebens waren, ließ Humboldt ihren Krug mit Wasser füllen, gab ihr, so viel er entbehren konnte, an Lebensmitteln mit, und entließ sie mit dem stillen Wunsche: daß sie ihr Ziel glücklich erreichen möge.

Noch ehe die Reisenden wieder zu Pferde saßen, setzte sie ihren Weg in die Steppe fort. Bald entzog sie eine Staubwolke ihren Blicken.

Ein holdes Wesen.

In dem Landhause des Statthalters der Provinz Varinas in San Fernando de Apure herrschte tiefe Stille.*)

*) San Fernando de Apure (am Apurefluß.) nicht zu verwechseln mit der schon vorgekommenen Mission San Fernando und dem noch vorkommenden: San Fernando de Atabapo.

Die unmäßige Hitze, die draußen über der Welt lag, war hier weniger empfindlich, denn der Gouverneur, Marquis del Toro, hatte sowohl die Lage des Hauses klug gewählt, als auch dessen innere Einrichtung mit solcher Umsicht getroffen, daß weder die Sonnengluth noch die Moskito's den Bewohnern beschwerlich wurden.

Rauschte doch der Apure dicht an dem Hügel vorüber, auf dem das freundliche Gebäude im Schatten mächtiger Liquidambar-Bäume lag, von den dicht dahinter liegenden Granitbergen kommenden Wasser so geleitet waren, daß sie in zierlichen Rinnen fast alle Gemächer des Hauses durchliefen. In mehreren derselben bildeten sie selbst kleine Fontainen, deren christallene Strahlen eine köstliche Frische rings um sich her verbreiteten.

Dies war auch in dem Zimmer der Fall, welches Dona Arabella, die Schwester des Statthalters, bewohnte. Es war ein großer hoher Raum, dessen Grundfläche ein längliches Viereck bildete: die Wasser durchströmten es im Kreuze und warfen im Mittelpunkte ihre erfrischenden Strahlen hoch empor. Die Fenster waren fest und straff durch sehr feine Gewebe aus den Fasern einer Pflanze verwahrt. So blieb den Moskito's der Eingang verschlossen, während Licht und Luft genügenden Zutritt fanden. Uebrigens reinigte der frische Lufthauch, der fast beständig aus den anstoßenden Thälern her über den Hügel wehte, die Atmosphäre schon von selbst von den lästigen Insekten.

Was aber diesem Gemache einen ganz besonderen und eigenthümlichen Reiz verlieh, war die Täfelung der Wände. Man hatte sie mit einem wunderschönen goldgelben Holze belegt, das, künstlich geglättet, fast einem Spiegel glich und zugleich einen nicht allzustarken aber ungemein lieblichen Geruch verbreitete. Sehr schön gearbeitete, kostbare Meubles — sie stammten aus der Havana — standen rings umher: schwellende Divans, Fauteuils, Consols und was das Auffallendste war, ein zierlicher Schreibtisch und zwei Bücherschränke, deren Inhalt aus den besten Werken spanischer, italienischer, französischer und

englischer Dichter bestand. Es war dies ein Schatz, wie ihn kaum mehr die sämmtlichen übrigen spanischen Provinzen Südamerika's um jene Zeit aufzuweisen hatten.

Donna Arabella war aber auch in Madrid erzogen worden, und zwar von Pater Acosta, einem eben so geistreichen als wissenschaftlich gebildeten Manne, der sie selbst, als der Marquis zum Gouverneur der Provinz Barinas ernannt wurde — Arabella war damals zehn Jahre alt — an der Seite des Bruders über das Meer begleitete und noch jetzt ihr Beichtvater und väterlicher Freund war. Sie liebte und verehrte daher auch die Wissenschaften und namentlich die edle Dichtkunst, für die sie sogar schwärmte. Selbst Mathematik betrieb das jetzt achtzehnjährige Mädchen mit ihrem Lehrer; während ihr Sinn für die Natur sich in der Liebhaberei kund gab, die sie in der Pflege einer Menge seltener und zierlicher Thiere fand.

Statt der Gemälde und Kupferstiche, die bei uns die Wände schmücken, hingen in dem Zimmer Donna Arabella's rings an dem Getäfel ungemein zierlich aus den Fasern der Behuco de Maimure geflochtene Käfige mit den reizendsten und niedlichsten Ziervögeln, meist aus Brasilien.

Zwei stattliche Kakadu's mit schwefelgelber Haube und schneeweißem, auf dem Bauche in das gelbliche und röthliche fallendem Gefieder, schaukelten sich lustig und behende in großen Ringen, während sie dabei unablässig schwatzten und schrieen.

Noch zierlicher aber waren zwei kleine Affen, die sich frei in dem Zimmer bewegten.

Der eine war ein Titi vom Orinoco (Simia sciurea,) von den Mappures-Indianern auch Bititeni genannt, ein allerliebstes Thierchen. Er hatte ein weißes Gesicht und über Mund und Nasenspitze weg einen kleinen blauschwarzen Fleck, sein übriger Pelz war goldgelb. Was ihn aber seiner jungen Herrin so lieb machte, war die Aehnlichkeit, die sein Gesicht mit dem eines Kindes hatte: derselbe Ausdruck von Unschuld, dasselbe schalkhafte Lächeln, derselbe rasche Uebergang von Freude zu Trauer.

Wenn ihn seine Herrin schalt, oder er über etwas ängstlich wurde, füllten sich seine großen Augen sofort mit Thränen.

Das kleine Thier war so klug, daß wenn ihn Donna Arabella frug: „Wo ist deine Herrin?“ — er auf eines der Consols sprang und so lange bald auf die Marquise, bald in den Spiegel sah, bis diese selbst vor den letzteren trat und sich nun ihr Spiegelbild zeigte.

Früher hatte Donna del Toro mehrere solcher Titi's. Am meisten mußte sie damals über die Thierchen lachen, wenn die Regenzeit einfiel. Sank alsdann die Lufttemperatur auch nur um 2 bis 3 Grade, so schlangen sich die kleinen drolligen Geschöpfe die Schwänze um die Hälse, verschränkten Arme und Beine, und drückten sich mit dem Bauche aneinander, alles um sich gegenseitig zu wärmen. So konnten sie Tage lang auf einem Knäuel sitzen und fragend nach dem Himmel schauen, als ob sie sagen wollten: „Wird es nicht bald wieder wärmer?“

Jetzt hatte, wie gesagt, Arabella nur einen Titi; die anderen waren ihr zu Grunde gegangen. Aber eine Gesellschafterin hatte Titi doch noch: eine Wittwe in Trauer, wie die Missionäre die kleinen Saymiris-Affen nach ihrem Habitus nennen. Es war ein kleines, feines, ungemein zartgebautes Thierchen mit glänzenden, schön schwarzen Haaren. Das Gesicht weißlich, etwas in's Blau spielend. Die kleinen wohlgebildeten Ohren zeigten einen umgebogenen Rand. Vorn am Halse war ein weißer, zollbreiter Strich sichtbar. Die Hinterfuße erschienen schwarz, wie der ganze Körper, dagegen waren die Vorderhände von außen weiß, so daß das kleine schwarze Thier wirklich aussah, als habe es Trauerkleider an, nebst einem weißen Schleier, Halskragen und weißen Handschuhen.

Alle diese Thiere — Vögel und Affen — erfreuten sich der Zuneigung, des Schutzes und der zärtlichsten Pflege der junge Spanierin, und wahrlich! .... sie durften stolz darauf sein, denn Donna Arabella del Toro war eben so liebenswürdig als schön.

Der schlanke Wuchs gab ihrer stattlichen Gestalt, trotz der gesunden und festen Constitution des Körpers, etwas ungemein Feines. Nirgends zeigten dabei die ausgebildeten Körperformen ein Zuviel oder Zuwenig. Alles an ihr war Ebenmaß und Harmonie. Besonders schön geformt waren Schultern und Büste; während der freundliche, liebenswürdige Ausdruck des Gesichtes nicht wenig zur wohlthuenden Milderung jenes Stolzes beitrug, der jeder Spanierin angeboren ist und der sich mehr oder weniger in allem: in den Zügen, in der Haltung, in den Manieren und selbst in jeder Bewegung ausspricht, da er ein Grundzug des National-Charakters ist.

Arabella zeigte in ihrem ganzen Wesen und in ihrer ganzen äußeren Erscheinung nur das Edle davon. Verletzend ward bei ihr dieser Stolz nie, außer, wenn sie gereizt oder gar beleidigt wurde. Dann aber konnte sie wie umgewandelt erscheinen und dem verletzenden Theile ein solch' hoheitsvolle Kälte entgegensetzen, daß sich dieser wie vernichtet vor ihr fühlte. Sie glich bei solchen Fällen, in ihrer jungfräulichen Herzensreinheit und dem gekränkten Bewußtsein verletzter Schicklichkeit, einem Cherub mit dem Flammenschwerte. Und ein Paradies hatte sie ja allerdings zu bewachen, das .... ihrer unangetasteten Kindlichkeit.

Aber eben in dem Ausdrucke ihrer Kindlichkeit lag auch der Hauptreiz ihrer Erscheinung. Und dieser Ausdruck spiegelte sich in allem: in den wunderschön geformten Augen mit den schwarzen gluthvollen Sternen, den feingeschwungenen Bogen der Augenbrauen, den seidenartigen langen Wimpern, in dem reinen unschuldvollen Blick und auf der klaren, sanft gewölbten Stirne. Auch die reichen, schwarzen Locken trugen dazu bei, die kunstlos das liebliche Haupt umwallten. Eine edle und doch vornehme Einfachheit in der Kleidung vollendete die ganze äußere Erscheinung.

Aber wie schön entsprach ihr auch die Innere. Arabella war ein ganz schlichter, einfacher aber fester Charakter. Von Kindheit an mutterlos, zwang sie das Geschick sich zuerst an den Vater, dann aber an den Bruder und endlich an ihren Lehrer, den würdigen Pater Acosta anzulehnen. Daher ward ihr eine gewisse männliche Festigkeit und ein überraschend entschlossenes Wesen, die beide gar schön Hand in Hand mit der in ihrem Tiefinnersten schlummernden weiblichen Würde gingen.

Die Natur hat der Frau gesagt: „Sei hübsch, wenn du kannst; weise, wenn du willst, aber sei geachtet, das ist durchaus nöthig." Diese Achtung aber ist stets Folge der weiblichen Würde und diese weibliche Würde war ein Seelenschatz Arabella's. Sie hätte sich in den Salons der Hauptstädte des civilisirten Europas bewegen dürfen und es würde sich kein unheiliger Gedanke in ihre Nähe gewagt haben. Heiter und launig konnte sie sich Jedermann nähern, ohne je zudringlich zu werden, — freundlich sein gegen Jedes, ohne sich das Geringste zu vergeben. Dabei hatte sie für alles ein offenes Herz; aber sie ließ sich auch nie von den Bewegungen des Herzens überraschen und hinreißen.

Sie umfing, wie ein Kind alles mit Liebe; aber sie vergaß nie dabei des Verstandes. Sie hatte Geist, ohne gerade durch Geistreichthum glänzen zu wollen und zu können.

Arabella suchte am liebsten Dasjenige auf und bewahrte es mit Freude in ihrer Seele, was ein höherer Geist schon durchdacht und in edler Sprache dargestellt hatte. Sie liebte ihre Gefühle dadurch verdolmetscht zu sehen. Darum drängte sich auch bei jedem Anlaß, was die Poesie Schönes hatte, vor ihre Phantasie. Darum liebte sie Dichtkunst und Dichter und lebte geistig gewissermaßen nur durch und in Pater Acosta.

Uebrigens war dies keineswegs ihr einziger Umgang. Der Gouverneur, ihr Bruder, machte so gut in San Fernando de Apure ein Haus, wie in Varinas; denn wenn auch San Fernando nur eine kleine Stadt war, so lagen doch dicht in deren Nähe mehrere sehr bedeutende Zucker- und Baumwollen-Pflanzungen, deren Besitzer den ersten Familien des Landes angehörten und mit wel-

chen der Statthalter in freundschaftlichem Verkehr lebte: es waren Don Juan de Reinaga, Don Antonio Henriquez und Don Francisco Sanchez, nebst den Ihren.

Die Gesellschaft war also zahlreich genug; aber ihr gemeinschaftliches Leben schlug jetzt neue Wogen, durch den Hinzutritt dreier sehr willkommener Gäste. Es waren dies Humboldt und Bonpland, die auf ihrer Reise San Fernando de Apure berührten, und von dem Statthalter von Cumana, Don Vicente Emparan, an den Marquis del Toro Empfehlungen hatten, und ein junger spanischer Edelmann, Don Nicolas Sotto.

Letzterer, weitläufig mit dem Marquis verwandt, war freilich schon seit zwei Monaten in San Fernando. Gast blieb er indessen immer, denn nur die Wißbegierde hatte den jungen, feingebildeten Mann direct von Cadix herüber getrieben. Er, der Besitzer eines enormen Vermögens, hatte Lust am Reisen. Er wollte daher Länder und Menschen kennen lernen; aber nicht in dem blasirten Europa, sondern in der neuen Welt.

Don Sotto war übrigens ein prächtiger junger Mann; nicht gerade ein Bild der Schönheit, aber eine frische, kräftige offene Natur und zugleich ein Mensch, der, trotz seines Reichthums etwas gelernt hatte. Daher sagte ihm auch der Soldatenstand — er war Offizier in der spanischen Armee — nicht zu. Sein geistreiches liebenswürdiges Wesen und seine muntere Laune entzückten übrigens Jeden, der mit ihm in Berührung kam. Warum sollte dies nicht auch bei dem Marquis und seiner Tochter der Fall sein?

Sotto hatte den Marquis besucht, um vierzehn Tage in seinem Hause zuzubringen; jetzt waren zwei Monate vergangen, und nun erst fiel es dem jungen Spanier gar nicht mehr ein, fortzugehen.

Aber Donna Arabella wünschte auch nicht ihn fort zu lassen.

Sie, die im Ganzen noch sehr wenig mit jungen Männern zusammengekommen war, fand sehr bald aufrichtigen Gefallen an dem netten Landsmann, und er ...... liebte die Marquise leidenschaftlich, schon ehe die ersten vierzehn Tage herumgegangen waren. Dem Gouverneur und Pater Acosta blieb die Sache nicht fremd, und da beide diese aufkeimende Liebe im Stillen billigten und gern sahen, so entwickelte sich dieselbe ruhig und naturgemäß, wie sich eine schöne Rosenknospe zur duftigen Blume entfaltet.

Pater Acosta, der Don Sotto bald als einen tüchtigen und braven Menschen kennen gelernt hatte, freute sich namentlich über diese Liebe, die seinen Liebling beglücken mußte. Acosta faßte aber die Liebe um so tiefer auf, als dieser höchste Schatz des Menschenherzen ihm, als Geistlichen, in einer Beziehung verschlossen bleiben mußte; aber sie blieb es nicht in jeder Beziehung: er durfte ja die Menschheit wie sich selbst, Arabella wie sein Kind und das Ewige und Göttliche über Alles lieben.

Sein Hauptaugenmerk war daher jetzt auch dahin zu wirken, daß sich die Liebe in dem Herzen seines Zöglings so schön so reich und so edel als möglich entwickeln möge.

Pater Acosta brachte daher gerade in dieser Zeit — wenn er, wie jetzt, mit seinem Zöglinge allein war — das Gespräch gern auf diesen Punkt.

Sie hatten eben eine der frühen Morgenstunden damit hingebracht, daß sie in Camoens „Lusiade" gelesen: als Pater Acosta bei einer bezüglichen Stelle begeistert ausrief:

„Die Liebe ist doch das Höchste und Herrlichste auf Erden!"

Donna Arabella erröthete tief. Pater Acosta sah es. Lächelnd ergriff er die Hand seines Zöglings, blickte ihn freundlich an und sagte:

„Du darfst bei dieser Wahrheit nicht erröthen, mein Kind, auch wenn sie Dein Herz bestätigt."

Aber Arabella wurde bei diesen Worten nur noch verlegener:

„Mein Vater! ...." stammelte sie, indem sie in ihrer reizenden Verwirrung den kleinen neben ihr sitzenden Titi mit ungemeiner Zärtlichkeit streichelte ...... „mein Vater ...."

„Nun?" — frug der geistliche Herr milde lächelnd und beugte sich noch tiefer gegen das neben ihm sitzende Mädchen, als wolle er ihr ein leise geflüstertes Geständniß erleichtern.

„Sie wissen .... ?"

„Daß du ein gutes, vortreffliches Kind bist, mit einem gefühlvollen Herzen. Warum sollte dies Herz der Liebe fremd bleiben?"

Arabella senkte ihr schönes Köpfchen noch tiefer, dann sagte sie kaum hörbar:

„Und Sie mißbilligen meine Gefühle nicht?"

„Nein, gewiß nicht!" — rief der Pater mit bewegter Stimme. — „Wer lieben kann, ist stark; wer lieben kann, ist gerecht; wer lieben kann, ist keusch; wer lieben kann, kann Alles unternehmen und Alles leiden. Die Seele der wahren Liebenden ist wie ein heiliger Tempel, in dem der Weihrauch ohne Unterlaß brennt, in dem alle Stimmen von Gott reden, wo alle Hoffnungen von Unsterblichkeit sind.

„Ja!" — rief hier Donna Arabella und ihre Blicke flammten begeistert auf — „das fühle ich auch in meinem Herzen, und .... daß die Liebe s e h r g l ü c k l i c h machen kann."

„Gott gebe dir dies volle Glück! — sagte hier Pater Acosta und drückte einen väterlichen Kuß auf die reine Stirne des Mädchens. — „Und willst du mir den Namen dessen nicht nennen, den dein Herz gewählt?"

„O Sie kennen ihn!"

„Ich möchte ihn aber gern aus dem Munde meines lieben Zöglings selbst hören."

„Sagen Sie aus dem Munde ihrer Tochter; sie waren mir ja von je ein treuer, liebender Vater."

„Ja, das war ich,!" — sagte Pater Acosta mit dem Ausdrucke überzeugender Wahrheit und tiefen Gefühles. — „Darum frage ich auch als Vater ...."

„Nun!" — lispelte Arabella — „es ist, wie Sie wissen, Don Sotto, den ich liebe. Aber wird auch mein Bruder diese Liebe billigen?" — fügte sie besorgt hinzu.

„Gewiß!" — entgegnete der geistliche Herr. — „Don Sotto ist ein Mann aus guter Familie, gebildet, geistreich und was vor allen Dingen wichtig ist: ein Mann von Charakter; auch ist der Gouverneur so einsichtsvoll, daß er weiß: der Mensch ist so sehr für die Liebe geschaffen, daß er sich eigentlich erst von dem Tage an recht als Mensch, in des Wortes edelster Bedeutung, fühlt, an dem er zu dem Bewußtsein gelangt; vollkommen und ganz zu lieben. Bis dahin ist es ordentlich, als ob er immer nach etwas suche; er ist unruhig, aufgeregt und unstät in seinen Gedanken. Von diesem Augenblicke aber an, hat er die Grundbestimmung seines Schicksals erreicht und mit dem Glück zieht die Ruhe in sein Herz."

„So ist es also keine Sünde" — fuhr Arabella freudestrahlend fort — „wenn ich Ihnen, mein Vater, bekenne, daß ich ohne diese Liebe nicht mehr leben könnte."

„Nein, mein süßes Kind!" — entgegnete Pater Acosta mit einem seelenvollen Blick auf das Mädchen, — „das ist so wenig eine Sünde, als wenn du sagst: ich kann nicht leben ohne zu athmen. Im moralischen, wie im physischen Leben besteht ein Ein- und Ausathmen. Liebe ist der Athem der Seele. Die Seele bedarf sogar unbedingt, um frisch und gesund zu bleiben, d e r L i e b e, der Aufnahme und Aneignung der Empfindungen einer anderen Seele, um diese dann dem geliebten Herzen schöner und reicher noch zurückzugeben. Ohne diese schöne Wechselwirkung fehlt dem Menschen in geistiger Beziehung die Lebensluft, er leidet und .... stirbt ab."

„O, mein Vater!" — rief hier Arabella, und drückte dem Pater die Hände — „wie Sie gut sind und Alles so tief und wahr mitfühlen."

Ein leiser Seufzer stahl sich aus Pater Acosta's Brust; dann sagt er, wehmüthig lächelnd:

„Die Liebe ist ein Gemeingut der Menschheit; die Glücklichen schwelgen an ihrer Tafel, und auch dafür hat Gott gesorgt, daß für die weniger Glücklichen einige Brosame abfallen. Aber" — fuhr Pater Acosta hier fort, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr —

„lassen wir das. Sage mir lieber, meine Tochter, weiß Sotto schon um Deine Liebe?"

Arabella schwieg einen Augenblick, dann sah sie ihren väterlichen Freund offen an und sagte kindlich:

„Ich glaube wohl, daß er darum weiß; aber gesagt habe ich ihm noch nichts davon:"

„Nun, das wird sich geben!" — meinte Pater Acosta. — „Er wird sich dir schon erklären. Die Liebe ist eine so zarte Blüthe, daß man sie mit einer gewissen heiligen Scheu ihrer naturgemäßen Entfaltung überlassen muß. Aber weißt du, mein Kind, daß mich diese Liebe einer sehr schweren Sorge enthebt?"

„Und welcher, mein Vater?"

„Du würdest dein Herz an Don Manuel Sanchez, den Sohn des reichen Besitzers der benachbarten Pflanzung „Diamante" verschenken."

„O!" — rief Arabella lebhaft — „das würde nie geschehen sein. Ich liebe Don Manuel durchaus nicht."

„Und er verdient auch deine Liebe nicht!" — entgegnete Pater Acosta ernst, ja fast streng. — „Er ist ein leidenschaftlicher junger Mann, stolz, rachsüchtig und ebenso hart und grausam gegen die Sclaven seines Vaters, als dieser selbst."

„Sollte das wirklich der Fall sein?"

„Ich weiß es für ganz gewiß. Pater Romano, der die Plantage „Diamante" geistlich zu versorgen hat, hat mir neuerdings mitgetheilt: wie der junge Sanchez nur darauf bedacht sei, neue Martern für die Sclaven seines Vaters zu ersinnen. Nicht genug, daß er sie mit der furchtbaren Manati*) halb todt peitschen läßt, nein! .... es soll vor wenigen Monaten, wir waren noch nicht hier, noch Schrecklicheres vorgefallen sein."

„Sie machen mich beben, mein Vater."

„Don Francisco Sanchez, Don Manuel's Vater, hatte kurze Zeit vorher einen Sclaven aus dem Stamme der Caraiben angekauft. Nun sind die Caraiben allerdings die halsstarrigsten unter allen Sclaven ...."

„Wer kann es ihnen verüblen?" — fiel hier Arabella ein. — „Sie waren einst die Besitzer des Landes von den Antillen bis an den Orinoco. Jetzt hat man sie nicht nur aus dem Erbe ihrer Väter fast gänzlich vertrieben, nein, wo man ihrer habhaft werden kann, verkauft man sie auch noch als Sclaven."

„Es ist das freilich traurig genug!" — sagte Pater Acosta; — „aber noch trauriger ist es, wenn Menschen die sich zu den Gebildeten zählen und Christen sein wollen, wenn diese alle Bildung, alle Menschlichkeit, alles Christenthum so weit vergessen, daß sie zu wahren Tyrannen an ihren unglücklichen Mitmenschen werden."

„Und was that Don Manuel Sanchez?"

„Er soll den Caraiben — der die Flucht versuchte und wieder eingebracht wurde — mit den Händen an einen, mit den Füßen an einen anderen Baume haben aufhängen und dann so lange mit der Seekuhpeitsche peitschen lassen, bis dem Armen das Bewußtsein schwand ...."

„O Gott, welche Unmenschlichkeit!"

„Aber er ließ den Mann auch dann noch nicht abnehmen und am Morgen fand man ihn von Jaguars zerfetzt und todt."

„Schändlich!" — rief Donna Arabella empört und sprang so hastig auf, daß der kleine Titi entsetzt in eine Ecke des Zimmers flüchtete. — „Er soll es nicht wagen, sich mir wieder zu nahen! Ich habe seine Annäherung ohnedem nur um seiner Schwester willen geduldet!"

Und sie ging, hoch aufgerichtet, mit stolzer Haltung und zornig flammenden Blicken in dem Gemache auf und ab.

Pater Acosta sah ihr einige Augenblicke schweigend aber mit Beifall nach, dann sagte er ruhig:

„Begehe keine Unklugheit, meine Tochter. deine edle Aufwallung gegen das Böse freut mich recht; aber du würdest sehr Unrecht thun, einen so boshaften Charakter, wie Don Manuel Sanchez, gegen dich, den Bruder und Don Sotto aufzureizen. Besser machen wirst

*) Diese Peitschen aus Seekuhhaut sind ein schreckliches Werkzeug der Züchtigung für die unglücklichen Sclaven. Die Haut der Seekuh, die über anderthalb Zoll dick ist, wird dazu in Streifen geschnitten, getrocknet und verarbeitet. Jeder Hieb reißt nicht nur die Haut vom Körper, sondern schneidet auch wie ein Messer in das Fleisch der Unglücklichen.

du dadurch doch nichts und wer kann berechnen, wie weit die Rache eines solchen Menschen reicht. Setze seinen Annäherungen ein kaltes, würdevolles Wesen entgegen; aber vermeide jedes allzuschroffe Auftreten."

Eine hübsche Stimme ließ sich in diesem Augenblicke singend vernehmen. Donna Arabella's Züge überlief eine dunkele Röthe. Der Pater erhob sich mit schlauem Lächeln.

„Wollen Sie gehen, mein Vater? — frug" die Marquise mit unsicherer Stimme.

„Ja, mein Kind!" — entgegnete der geistliche Herr. — „Ich denke es wird sogleich ein guter Ersatzmann eintreten."

„O, mein Vater!" — rief das Mädchen, indem sie auf Pater Acosta zueilte und den alten treuen Lehrer liebevoll umschlang. — „Einen besseren Freund, als Sie, finde ich niemals."

Der Pater lächelte freundlich: — „Aber vielleicht einen jüngeren," — sagte er dabei — „der mir noch dazu in Liebe und Treue zu dir schwerlich nachstehen wird."

„O!" — rief Arabella — „wenn ich nur wüßte ...."

„Närrchen!" — sagte der Pater Acosta und küßte sie zum Abschiede auf die Stirne. — „Hoffen, Sehnen und Glauben ist seliger noch denn Wissen!"

Und mit diesen Worten und einem Blick voll väterlicher Güte und Liebe verließ er das Gemach.

Es gibt nichts, was ein weibliches Wesen liebenswürdiger macht, als ein froher Lebenssinn. Kind, Mädchen, Jungfrau und Weib umkleidet er mit einem Zauber, der alle Herzen im Sturme gewinnt. Andere Vorzüge können zwar auch unsere Achtung und Verehrung in Anspruch nehmen: kindlicher Frohsinn aber wirkt berauschender, hinreißender. Jeder fühlt sogleich, daß er eine Quelle ist, die verjüngend auf ihn einwirkt. Desto mehr aber stoßen bei Mädchen und Weibern Kälte, trüber Ernst und vor allen Dingen Launen zurück. Ist es doch eine alte bewährte Wahrheit, daß es sich sogar leichter noch neben einem kalten und trüben Gemüthe leben läßt, als mit einem Wesen voll launenhaften Aprilwetters. So lange ein launenhaftes Weib schön und jung und vergöttert ist, werden von ihren berauschten Verehrern diese negativen Liebenswürdigkeiten oft zu den positiven gerechnet; aber nur von diesen, die übrige Welt rechnet anders, und die Näherstehenden wissen es alle, auf welch' traurige Weise Launen den schönen Lebensfrieden selbst in der heitersten Seele befehden bis sie ihn endlich überwältigen. Der reine Frohsinn hat dagegen die wunderthätige Kraft, daß er die Gemüther, selbst bei Verschiedenheit der Meinungen, eng zusammenhält, gegen einander ausgleicht und veredelt.

Auch jetzt sprudelte Don Sotto, der selbst eine heitere Natur war, der Frohsinn Arabella's wieder so frisch und bezaubernd entgegen, daß er sich mit ganzer Seele hineinstürzte. Es war eine Lust die beiden jungen Leute sich necken und so herzlich mit einander lachen zu sehen. Freilich überlief das schöne Antlitz Donna Arabella's häufig ein dunkles Roth — nicht etwa, weil sich Don Sotto etwas Unziemliches erlaubt hätte, daran dachte er nicht im Entferntesten — wohl aber, weil Arabella unter allen Scherzen jeden Augenblick fühlte, daß sie liebe und geliebt werde. Und konnte Sotto nicht bei jeder Wendung des Gespräches auf eine Erklärung kommen, die die mädchenhafte Schüchternheit so sehr fürchtete, wie die Liebe sie ersehnte?

Und wirklich! .... der junge Spanier hatte dieß nicht nur vor, sondern er that es auch.

Der kleine zierliche Titi war ihm auf den Schooß gesprungen und sah ihn jetzt mit einer so drolligen Zärtlichkeit an, daß beide junge Leute unwillkürlich lachen mußten. Sotto streichelte das Thierchen freundlich. Aber Arabella ward schon wieder roth.

„Was haben Sie?" — frug der junge Mann heiter.

Arabella erröthete noch tiefer, dann sagte sie:

„Ich freue mich, daß Titi Sie so gerne hat, es spricht sehr für Sie."

„Sie machen mir ein eigenthümliches Compliment."

„Für das Sie sich bei Titi bedanken können."

„Wie so?" —

„Titi ist ein Seelenkenner."

„Sie erschrecken mich!"

„Sollten Sie Ursache dazu haben? Ich will nicht hoffen."

„Er könnte am Ende in meinem Herzen Dinge lesen ....„

„Scherz bei Seite!" — fiel hier Arabella, auf's Neue erröthend, ein. — „Es liegt ein wunderbarer Instinkt in diesem kleinen Thiere. Ich kann mich ganz bestimmt darauf verlassen, daß Derjenige, gegen welchen er seine Schüchternheit ablegt, und zutraulich wird, ein guter Mensch ist. Kommt ihm dagegen Jemand nahe, der rohe und böse ist, so flüchtet er sich gewöhnlich an die Decke des Zimmers und antwortet ihm auf alle Freundlichkeiten mit einem häßlichen Zähnefletschen."

„Ei, ei!" — rief Don Sotto lachend — „dann ist ja Titi ein wahres Orakel."

„Es ist mein völliger Ernst, was ich sage!" — versetzte das Mädchen. — „Ich habe Beweise in Fülle dafür, wenn ich mir auch den Zusammenhang nicht erklären kann."

„Also mein Herr Titi!" — sagte hier der junge Mann, indem er sich mit einem komischen Bückling an den noch immer auf seinem Schooße sitzenden kleinen Affen wandte — „ich habe mich bei Eurer Gnaden für das gute Zeugniß zu bedanken, was Hochdieselben mir ausgestellt."

Der Affe schaute den jungen Mann mit seinen großen blinzelden Augen aufmerksam an.

„Können Sie mir aber vielleicht auch sagen, mein Herr Titi," — fuhr Don Sotto heiter fort — „wer das beste Mädchen von der Welt ist?"

War es nun Zufall oder hatte Sotto unwillkührlich bei diesen Worten zugleich nach Arabella geblickt und folgte Titi dieser Richtung des Blickes? — Genug! ...... Sotto hatte kaum geendet, so war das Thierchen auf Arabella's Schulter und schlang seine Arme mit einer wahrhaft rührenden Zärtlichkeit um den Hals seiner Gebieterin.

„Bravo! bravo!" — rief der junge Spanier.

„Er lügt!" — stammelte Arabella verlegen und barg ihr glühendes Gesicht in dem Pelze des Lieblings.

„Keine so harte Beschuldigung gegen Titi!" — fuhr Don Sotto heiter fort. — „Sie haben ja selbst gesagt, daß Sie Beweise für die Unfehlbarkeit der Titi'schen Urtheilssprüche haben. Uebrigens dürfen Sie mir glauben, daß ich dem guten Thierchen nicht nachstehe: ich habe mich schon lange davon überzeugt, daß Donna Arabella del Toro das beste und liebenswürdigste Mädchen auf beiden Hemisphären ist!"

„Mein Herr ...."

„Dürfte ich es Ihnen nur wie Titi beurkunden."

„Wie so?"

„Nun, ... dadurch .... daß ich Sie in meine Arme schlösse!"

„Sie sind unartig!" — entgegnete Arabella in reizender Verwirrung. — „Sprechen wir von etwas Anderem. Heute Abend empfängt mein Bruder Gesellschaft ...."

Sotto war mit seinem Sessel etwas näher an denjenigen heran gerückt, auf welchem Arabella saß. Sanft legte er seine Hand auf die ihre und sagte:

„Würde es Ihnen so entsetzlich sein, an demjenigen Herzen zu ruhen, das gewiß von allen Herzen auf der Welt am treuesten und wärmsten für Sie schlägt?"

„Sie vergessen, daß ich einen Bruder und einen väterlichen Freund und Lehrer habe."

„Mag sein, daß ich Treue und Verehrung für Sie mit diesen würdigen Männern theile; aber eines können sie Ihnen nicht bieten: die heiße Liebe, die ich für Sie fühle."

Der junge Mann war bei diesen Worten von seinem Sessel herab auf eines seiner Kniee gesunken und bedeckte die Hände des Mädchens, die in den seinen zitterten, mit heißen gluthvollen Küssen.

Arabella's Herz schlug so laut und mächtig, daß ihr dies stürmische Pochen fast den Athem nahm. Hoch wogte ihr Busen, als wolle er das Kleid zersprengen. Gluth auf Gluth überlief sie. Sie fand in der Verwirrung keine Worte, und doch war diese Verwirrung

so süß, so selig, daß sich in dem Uebermaße des Entzückens ihre Augen mit Thränen füllten.

„Arabella!" — rief jetzt der junge Mann und seine flammenden Blicke suchten die ihren. — „Ja, der Augenblick ist gekommen, in dem ich es Ihnen sagen muß: daß ich Sie unaussprechlich liebe. O, stoßen Sie mich nicht zurück! Gestehen Sie es mir offen und ehrlich, darf ich auf Ihre Gegenliebe hoffen?!"

Arabella war nicht im Stande zu antworten. Sie rang nach Luft, nach Fassung, nach Worten .... aber sie fand weder das Eine noch das Andere. Nur sich selbst fand sie und in ihrem Herzen eine so stürmisch auflodernde Liebe, daß ihr Himmel und Erde und alles was sie umgab schwanden. Seeligkeit und Entzücken allein war jetzt ihr Sein, ihr Wesen, ihr Gefühl, ihre Welt! Und diese Seligkeit und dies Entzücken glänzten und strahlten aus ihren Blicken, als diese jetzt die Blicke des jungen Mannes trafen.

O! in diesem Momente wußten ja Beide, daß sie sich-unendlich liebten. Und doch, doch rief der junge Mann noch einmal: — „Arabella! süßes, holdes Wesen, liebst Du mich?"

Da neigte sie ihr liebliches Antlitz zu dem seinen, kaum vernehmbar flüsterte sie ein seliges „Ja!" und Mund auf Mund brannte in heißen Küssen.

Draußen aber, verborgen hinter dichtrankenden Gewächsen, stand eine hohe männliche Gestalt im ernsten Kleide der Kirche. Es war Pater Acosta. Er hatte nicht gelauscht, sondern war zufällig in diesem Augenblicke vorübergekommen.

Jetzt stand er still. Sein Gesicht war bleich seine Augen füllten sich mit Thränen, und doch thronte eine unendliche Freude in diesen ernsten edlen Zügen. Was ein Anderer gewann, verlor ja zum Theil sein Vaterherz in dieser Minute; aber er gab es gern, denn .... er sah seinen Liebling unendlich glücklich.

Monsieur Titi.

Es war an dem Abende desselben Tages, an welchem Don Sotto der Schwester des Gouverneurs seine Liebe gestanden und zu seinem Entzücken bei Donna Arabella auch Gegenliebe gefunden hatte, als sich in dem Landhause des Statthalters eine glänzende Gesellschaft einfand.

Bereits waren die beiden reichen Plantagenbesitzer Don Juan de Reinaga und Don Antonio Henriquez mit ihren Familien eingetroffen, und auch der junge Sotto, Pater Acosta, Humboldt und Bonpland waren schon anwesend. Der Gouverneur und seine Schwester aber machten die Honneurs.

Die jungen Damen sahen in ihren Anzügen von ungemein leichten, ächt ostindischen Stoffen reizend aus und hätten in dieser Beziehung einem Pariser Salon Ehre gemacht, nur sah man an keiner derselben einen kostbaren Schmuck funkeln. Don Juan und Antonio liebten es nicht, ihr Vermögen in todte Steine zu stecken. Des Pflanzers Reichthum zählt nicht nach Perlen nnd Juwelen, sondern nach Land und Sclaven. Sein Kapital muß arbeiten und er setzt daher seine Ehre in eine gewisse stolze Einfachheit.

Konnte man sich aber auch etwas Lieblicheres denken, als die prächtige Gestalt Arabella's in ein florartiges weites Gewand gehüllt, dessen frisches Rosa von dem weißen Unterkleide schön abstand. Don Sotto kam sie in seiner Begeisterung vor, wie eine Lilie von rosigem Morgenschimmer umflossen, und Bonpland äußerte fast dasselbe gegen Humboldt.

Auch die drei Töchter Reinaga's waren hübsche Erscheinungen. Ihrem dunklen Teint — sie waren auf der Pflanzung geboren — standen die duftig weißen Gewänder vortrefflich. Nur die zwei Sprößlinge des edlen Don Henriquez hatten hochroth gewählt, was schlecht zu ihren langen gelben Gesichtern paßte. Uebrigens gesellten sich den Mädchen

auch einige junge Pflanzer aus der Umgegend zu, so daß die Unterhaltung so belebt als heiter war. Fröhliches Lachen erschallte aus diesem Kreise, während die älteren Damen sich manche eigenthümliche Vermuthung über das lange Verweilen Don Sotto's im Hause des Gouverneurs und dessen heute auffallend vertrauliches Wesen mit Dona Arabella zuflüsterten. Namentlich fand die würdige Mutter der Damen Henriquez einen Anstoß an der Annäherung Sotto's und Arabella's, da sie hoffte, der junge reiche Spanier werde eine ihrer gelben Schönen heimführen.

Was die Uebrigen betrifft, so sprach der Gouverneur mit den Pflanzern von der diesjährigen Zucker- und Baumwollenernte, wobei Don Henriquez es sehr beklagte, daß der Ankaufspreis der Sklaven immer im Steigen begriffen sei, während auch noch die Fieber die Farbigen decimirten.

Pater Acosta aber, der in der entgegengesetzten Ecke des Salons bei Humboldt und Bonpland stand, sagte eben.

„Alles hat seine zwei Seiten. Die Missionen haben unzweifelhaft viel Gutes gewirkt. Ich erkenne das auch gerne an; wenn nur das abscheuliche, der christlichen Kirche so unwürdige „S e e l e n e r o b e r n" nicht wäre.

„Seelen erobern? — Was verstehen Sie darunter?„ frug Bonpland.

Pater Acosta fuhr sich bei diesen Worten, wie er oft in Gedanken zu thun pflegte, mit der Hand über die Stirne, als wolle er hier einen Schmerz verwischen, dann versetzte er: „„Die Stimme des Evangeliums,"" sagt ein Jesuit vom Orinoco in den Cartas edificantes de la Campania de Jesus äußerst naiv, „„wird nur da vernommen, wo die Indianer Pulver haben knallen hören — el co de la polvora — Sanftmuth ist ein gar langsames Mittel. Durch Züchtigung erleichtert man sich die Bekehrung der Eingeborenen.""

„Ich bin indessen überzeugt" — fiel hier Humboldt ein, — „daß dergleichen die Menschheit schändenden Grundsätze gewiß nicht von allen Gliedern einer Gesellschaft getheilt werden, die in der neuen W lt und überall, wo die Erziehnug ausschließlich in den Händen von Mönchen geblieben ist, der Wissenschaft und der Cultur Dienste geleistet hat."

„Es mag Ausnahmen geben!„ — sagte Pater Acosta „und" — setzte er lächelnd hinzu — „ich selbst gehöre ja zu diesen Ausnahmen. Aber die Entradas, d i e g e i s t l i c h e n E r o b e r u n g e n m i t d e m B a j o n e t, sind einmal ein, von einem Regiment, b e i d e m e s s i c h n u r u m e i n e r a s c h e A u s b r e i t u n g d e r M i s s i o n e n h a n d e l t, unzertrennlicher Gräuel."

„Das wäre schlimm, sehr schlimm!" — rief hier Humboldt.

„Es ist mehr wie das!" — entgegnete mit sichtbarer Indignation Pater Acosta. — Es ist ein Schandfleck, den unwürdige, hab- und herrschsüchtige Menschen der Kirche aufdrücken."

„Und sollte dies wirklich so arg sein?" — frug Bonpland.

„Wissen Sie, was man hier **Conquista** de almas nennt?" — sagte der Pater.

„Nun! — entgegnete Bonpland — „E r o b e r u n g v o n S e e l e n."

„Und wissen Sie auch, was es für eine Bewandtniß mit solchen S e l e n e r o b e r u n g e n hat?" — frug Acosta weiter.

„Ich denke, es ist in geistiger Beziehung zu nehmen," — versetzte Bonpland — „und bedeutet: Bekehrung der Indianer."

Pater Acosta strich sich abermals mit der Hand über die Stirne, dann sagte er:

„Ich wünschte, Sie hätten recht."

„Und was ist's denn?"

„Sie werden den Orinoco befahren?"

„Ja!"

„Nun denn! wenn Sie an die Mündung des Parnasi in den Orinoco kommen, sehen Sie einen Berg mit plattem Gipfel. Er ist gegen 300 Fuß hoch und diente seit Begründung der Missionen am Orinoco den Jesuiten als fester Platz. Ein kleines Fort mit drei Batterien wurde hier errichtet und ein Militairposten angelegt."

„Aber um des Himmels Willen! — rief hier Bonpland — „was bedurften denn die frommen Väter der Soldaten und Kanonen. Ich dächte, ihre Waffen wären das Wort der

Schrift, die Lehre des Evangeliums und ein gutes Beispiel"

„Die Soldaten" — fuhr Pater Acosta ruhig fort — „durch die ausgesetzten Geldbelohnungen angefeuert, machten mit gewaffneter Hand Einfälle auf das Gebiet der unabhängigen Indianer. Man brachte um, was Widerstand zu leisten wagte, man brannte die Hütten nieder und schleppte Greise, Weiber und Kinder als Gefangene fort."

„Aber das ist ja gegen alles Menschenrecht und alles Christenthum!" — rief hier Humboldt.

„Leider ja!" — sagte der Pater.

„Und was geschah' mit den Geraubten?"

„Die Gefangenen wurden sofort in die Missionen am Meta, Rio Negro und oberen Orinoco vertheilt. Man wählte die entlegensten Orte, damit sie nicht in Versuchung kommen sollten, wieder in ihr Heimatland zu entlaufen."

„Und das nennt man Missionen stiften und Heiden bekehren?" — frug Humboldt im Innersten empört.

„Das nennt man bei uns: Seelen erobern!" — sagte mit ruhigem Ernste Pater Acosta. —

„Und was sagt die Regierung dazu? — fiel Bonpland ein.

„Dieses gewaltsame Mittel, Seelen zu erobern" — fuhr der Pater fort — „war zwar nach spanischen Gesetzen von jeher verboten, wurde aber dennoch von den hiesigen Behörden und von den Obern der Gesellschaft Jesu, als der Religion und dem Aufkommen der Missionen förderlich, höchlich gepriesen."

„Gerechter Himmel!" — rief hier Alexander von Humboldt staunend — „ist es denn möglich, daß sich bürgerliche und geistliche Behörden, daß sich Menschen und Christen so weit vergessen konnten?"

„Und dabei ward sicherlich auch nicht einmal viel für die Bildung und Aufklärung der eroberten Seelen gethan!" — sagte Bonpland.

„Die Herren mögen selbst urtheilen!" — entgegnete Pater Acosta finster. — „Die eroberten Seelen wurden wie eine kleine Heerde Sclaven zusammengehalten. Elende Hütten, um ein in der Mitte des Lagers aufgerichtetes hohes Missions-Kreuz, nannte man dann Ortschaften. Sie bestanden aber eigentlich, als solche, nie anders, als auf den in Rom und Madrid gestochenen Missionskarten."

„Unglaublich!"

„Und doch wahr! Die Hütten waren aus Rohr und Palmblattstielen, der Ertrag der Arbeit gehörte den Missionären. Die Indianer blieben vollständig nackt, wie in ihren Wäldern ...."

„Und ihre sittliche Entwicklung?"

„Man lehrte sie, der Form nach, in religiöser Beziehung Dinge, die sie weder begriffen noch begreifen konnten. Aber das that nichts, wenn sie nur beim Messelesen niederknieten. Mehr verlangte man nicht."

„Schrecklich! schrecklich!" — rief Humboldt — „aber ......

In diesem Augenblicke unterbrach ein allgemeines lautes Gelächter das Gespräch der Männer. Sie schauten sich um, es war in der That eine drollige Scene, die sich ihnen darstellte.

Während sie mit einander gesprochen, waren nämlich weitere Gäste angekommen, zuletzt auch Don Franzisco Sanchez mit seiner Familie: Frau, Sohn und Tochter.

Don Sanchez war ein kleiner, wohlgenährter Mann, nichts sagend in jeder Beziehung; die Gesichtszüge hatten etwas unaussprechlich Hartes und Maliciöses, die kleinen pfiffig funkelnden Augen verriethen dagegen den durchtriebenen Kaufmann, den schlauen Speculanten, der vor nichts zurückschreckt, auch vor keiner Schlechtigkeit, wenn nur Geld dabei verdient wird.

Das Gerücht wollte wissen: daß er früher ein Sclavenhändler gewesen sei, und in der That, man durfte ihn nur ansehen, um diesen Glauben überzeugend zu finden. So viel wußte man gewiß, daß er auch noch jetzt, gegen das Gesetz, freie Indianer, die aufgebracht

worden waren, als Sclaven ankaufte. Sie kamen ihm natürlich viel billiger zu stehen, als Neger, und hielten sich besser, da sie das feuchtwarme Klima gewöhnt waren.

Don Franzisco Sanchez war dabei sehr reich, seine Pflanzung „Diamante" eine der schönsten und ergiebigsten weit und breit. Was aber auf ihr vorging, davon wollte Niemand etwas wissen. Die Erzählungen von den Grausamkeiten, die dort bei Züchtigung der Sclaven vorkommen sollten, gingen in das Mährchenhafte. Verständige und lebenserfahrene Menschen sagten daher auch der Plantage um so sicherer einen schrecklichen Untergang voraus, als die benachbarten Indianer-Stämme, namentlich der Stamm der Caraiben, durch solche, an einzelnen Gliedern ihres Stammes verübten schmachvollen Handlungen, bis auf das Aeußerste gereizt waren. Aber Don Franzisco lachte darüber; seine Sclaven waren auf das Strengste überwacht und gegen einen Ueberfall der Indianer schützten ihn die Nähe San Fernando's, gute Waffen und zehn jener riesigen Bluthunde, die von den Negern und Eingeborenen noch mehr gefürchtet wurden, als selbst der Jaguar.

Jetzt freilich, in dem Salon des Gouverneurs, war der Mann die Artigkeit selbst; ja er war gegen den Statthalter fast zu artig, so daß dies Uebertreiben, wie seine sonstigen Manieren einem Manne von Welt sogleich verriethen, daß Don Sanchez dies letztere eben nicht sei. Auch die Gattin desselben bekundete durch ihr Wesen keinen hohen Grad von Bildung; während die Tochter — Arabella's Freundin — eine ebenso anspruchslose als liebenswürdige Erscheinung genannt werden mußte. Man sah' ihr auf den ersten Blick an, sie, die weder Stolz, noch Härte des Gemüthes kannte, litt selbst unter der Tyrannei ihres Hauses.

Desto stolzer trat dafür ihr Bruder auf. Don Antonio war wirklich ein sehr schöner Mann, so daß nichts an ihm an Vater und Mutter erinnerte. Er war Spanier durch und durch, und da er lange in Havana gelebt, geschmeidig und fein in seinem Auftreten. Die Züge seines Gesichtes straften dabei das Gerücht Lügen, das auch ihn als einen harten und grausamen Menschen bezeichnete; sie waren regelmäßig und eher milde als hart. Pater Acosta freilich ließ sich dadurch in seinem Urtheile nicht irre machen. Ein einziger kleiner Zug um den Mund, der aber nur dann sichtbar wurde, wenn der junge Mann lachte, bestätigte ihm seine Meinung. Und es ist wahr, dieser eine kleine Zug hatte, wenn er flüchtig beim Lachen erschien, etwas Diabolisches.

Der Pater sagte für sich: Don Antonio Sanchez ist ein Teufel aus Wollust.

Dennoch war es gerade Antonio, der eben die Veranlassung zu dem allgemeinen Gelächter gegeben hatte.

Antonio machte nämlich schon lange Donna Arabella del Toro den Hof; nicht weil er sie liebte, sondern weil er sie heirathen wollte. Die Hand des reichen, hübschen Mädchens, der Schwester des Gouverneurs von Varinas wäre ihm sehr erwünscht gewesen. Geld, Einfluß und eine hübsche Frau, mehr verlangte er nicht.

Arabella hatte indessen den jungen Sanchez nie leiden mögen, so sehr sie seine Schwester, als ihre beste Freundin, liebte Es überkam sie immer eine gewisse Kälte und Unbehaglichkeit in seiner Nähe. Seit der Mittheilung von heute Morgen aber verabscheute sie ihn. Kein Wunder, daß sie Antonio auch jetzt, bei seinem Eintreten mit der Familie, kalt empfing.

Der junge Sanchez hatte indessen Welt genug, um über diesen Empfang mit anscheinendem Nichtbemerken hinauszugehen; ja, er nahm sich vor, durch doppelte Artigkeit Don Sotto — dessen Nebenbuhlerschaft er längst mit richtigem Tackte erkannt hatte — auszustechen.

Nun war aber ihm und allen Freunden des Hauses bekannt, wie viel Donna Arabella auf ihren kleinen Titi hielt. Titi war auch wirklich wieder auf seiner Herrin Achsel gesprungen und liebkoste Arabella, zur Freude der jüngeren Gesellschaft, gar artig, als die Familie Sanchez eintrat.

Merkwürdigerweise veränderten sich aber in demselben Augenblicke die Züge des kleinen

Thieres. Titi, der noch eben so schön und lieb geschmeichelt hatte und so artig und zutraulich gewesen war, daß er selbst, auf seiner Herrin Befehl, von deren Schulter auf die Schulter Don Sotto's gesprungen, zeigte sich jetzt plötzlich scheu und unwillig; er schlüpfte Arabella unter den Arm und verkroch sich hier so tief unter die Falten des Kleides und der Aermel, daß nur sein kleiner Kopf noch heraussah.

Welch' günstiger Moment für den jungen Sanchez, sich gegen Donna Arabella del Tore artig zu beweisen! Rasch nahm er von einem der silbernen Teller, auf welchen braune Diener Confectüren und Erfrischungen herumreichten ein Zuckerbrod und bot es Titi mit schmeichelnder Gebärde dar. Aber Titi verstand die Artigkeit schlecht; ehe es sich der junge Sanchez versah, hatte ihm das kleine Thier, das Zuckerbrod aus der Hand geschlagen und fletschte ihm dermaßen aus seinem duftigen Versteck heraus die Zähne, das Alle, die es sahen, in ein lautes Lachen ausbrachen.

Don Antonio erbleichte: er lachte indessen doch mit; aber der Zug um seine Mundwinkel trat diesesmal noch schärfer und diabolischer denn sonst hervor. Pater Acosta erbebte, als er dies sah.

Der an und für sich ganz unbedeutende Zwischenfall verwischte sich indessen schnell. Antonio ließ nicht merken, was in ihm vorging, und Titi ward von dem Gouverneur zur Strafe für seine Unart aus dem Salon verwiesen.

Die Gesellschaft war jetzt vollzählig und wirklich glänzend zu nennen; die Bewirthung machte dem Gouverneur alle Ehre, und als man auf dem Gipfelpunkte der Heiterkeit angekommen, überraschte Marquies del Toro alle Anwesenden noch mit der Nachricht des heute stattgehabten Versprucdes seiner Schwester mit dem jungen Capitain: Don Nicolas Sotto.

Wie es sich von selbst versteht, ging es nun an ein nicht endenwollendes Beglückwünschen des jungen Paares. Machten auch die Damen Henriquez etwas lange Gesichter und kochte der Haß gegen den glücklichen Nebenbuhler auch in des jungen Sanchez Brust, — man legte doch eine ungemeine Freude an den Tag und war die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst.

Es war tief in der Nacht, als man schied.

Don Antonio ritt schweigend neben dem Wagen her, in dem seine Familie saß. Niemand ahnte die Wuth, die in seinem Inneren tobte; am liebsten hätte der junge Mann Don Sotto noch heute Nacht über den Haufen geschossen; aber das ging um so weniger, als die Besitzer von „Diamante" den Gouverneur sehr zu schonen hatten. Es gab Dinge, die nicht zur Untersuchung kommen durften! Aber austoben mußte er seine Wuth doch.

Er hatte sich auch einen Titi angeschafft, der für Donna Arabella zum Geschenk bestimmt war. Als Antonio auf seinem Zimmer angekommen, nahm er, ohne ein Wort zu sagen, das Thier, band ihm die Vorder und Hinterfüße zusammen, hing es dann an seinem Schwanze auf und hieb nun mit seiner Reitpeitsche so lange und so wüthend auf die arme kleine Creatur, bis sie verendet hatte. Dann ließ er es den Bluthunden vorwerfen.

Fortsetzung folgt.

Clement.

Historischer Roman
von
Stanislaus Graf Grabowski.
Fortsetzung.

15.

Biela und Emma von Marschall hatten in ihren täglichen langen Zusammenkünften immer mehr Liebe und Vertrauen zu einander gewonnen, und es lag nur noch ein Geheimniß zwischen ihnen, nämlich der Ersteren innige Verwandtschaft mit dem Manne, in dessen Hause sie sich befand. Die Pein, die ihr das gezwungene Wesen Grumbkow gegenüber verursachte, quälte sie indessen so sehr, daß sie das lebhafteste Bedürfniß fühlte, sich darüber auszusprechen, und da ihr Niemand näher stand, als Emma, zögerte sie nicht länger, sich dieser ganz anzuvertrauen, und zeigte ihr, nachdem sie ihre Neugierde durch die Mittheilung erregt hatte, sie besitze das Portrait ihres Vaters aus der Hinterlassenschaft ihrer Mutter, das Bild. Auch Emma fiel sogleich die sprechende Aehnlichkeit desselben mit dem Feldmarschall auf und in lebhafter Erregung rief sie, Biela zweifelnd anstarrend:

— Das ist ja Grumbkow!

— Du hast recht, Emma, erwiederte Biela mit gezwungener Ruhe; auch Dumoulin, der mir zuerst seinen Namen nannte, weiß es schon lange. Aber Du weißt, dieser Mann hat meine unglückliche Mutter erbarmungslos von sich gestoßen, als sie im größten Elend seine Hülfe beanspruchte, und ich fürchte, die Tochter wird auch keine bessere Aufnahme bei ihm finden, deshalb scheue ich mich vor der Entdeckung, so sehnlich ich sie andererseits auch wieder herbeiwünsche und mich mein Herz trotz seiner Härte zu ihm zieht.

Emma umarmte tief erschüttert ihre Freundin; sie sprach den festen Glauben aus, Grumbkow werde der Stimme der Natur nicht widerstehen können und sie als seine Tochter an sein Herz schließen, sobald sie sich ihm als solche offenbarte; sie bestürmte Biela mit Bitten, dies nicht länger aufzuschieben, aber diese war anderer Ansicht und wollte es Dumoulin bei seiner Rückkehr überlassen, dem Feldmarschall die überraschende Mittheilung zu machen, um sich selbst eine mögliche Kränkung und Demüthigung zu ersparen.

Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Während die beiden Mädchen noch zu einander über die merkwürdigen Wege der Vorsehung sprachen, die Vater und Tochter hier zusammengeführt hatten, und Emma noch immer staunend das Portrait Grumbkows in der Hand hielt, trat Biela's Dienerin ein und überreichte dieser einen Brief, der eben aus dem Haag eingetroffen war. Die Handschrift auf dem Couvert sagte Emma, daß er von Dumoulin sei, und da sie wußte, daß sich der getroffenen Verabredung gemäß darin sicherlich auch eine Beilage an sie finden werde, legte sie in ihrer Freude und Ungeduld das Portrait schnell vor sich auf den Tisch hin und sah gespannt auf Biela, die den an sie adressirten Brief öffnete, ebenso lebhaft bewegt, wie ihre Freundin. Emma erhielt das für sie bestimmte Schreiben, und während sie mit Entzücken die liebenden Worte Dumoulins las, Biela auch ganz in die empfangenen Nachrichten, deren hauptsächlichste war, daß man zwar Clement noch nicht ausfindig gemacht, ihm aber schon auf der Spur sei, versunken war, hörten Beide nicht, daß sich die Thür öffnete und Grumbkow eintrat, der zufällig von dem eingetroffenen Briefe gehört hatte und zu erfahren wünschte, was er Neues brächte. Da Biela in seinem Hause wohnte, war seine Vertraulichkeit, ohne Anmeldung bei ihr einzutreten, nichts Auffälliges.

Mit den leisen Katzenschritten, die sich der Feldmarschall bei Hofe angewöhnt hatte, näherte er sich dem Tische, an dem die beiden Damen, ihm den Rücken zuwendend, eifrig lesend saßen, aber plötzlich hielt er inne, sein Auge starrte mit einem Ausdrucke der höchsten Ueberraschung und des Schreckens auf einen Punkt

vor sich hin, und er war sehr blaß geworden.

In demselben Augenblick sah sich Emma um und stieß einen leisen Ruf der Ueberraschung aus, der auch Biela aufmerksam machte, keine von Beiden dachte indessen an das auf dem Tisch liegende Portrait, und als sie betroffen durch Grumbkows merkwürdiges Wesen, der Richtung seines Blickes folgten, war es schon zu spät, ihm das Portrait zu verbergen, denn, hastig darauf zustürzend, hatte er es bereits ergriffen und betrachtete noch einmal aufmerksam in der Nähe die Züge, in denen er sich selbst in früheren Jahren erkannt hatte. Er wußte sehr wohl, wem er dieses Bild gegeben habe, und mit einem Male stand in zürnender Schönheit das längst verstorbene Mädchen wieder vor seinem geistigen Auge, das er verführt, elend gemacht und dann in der Verzweiflung hülflos gelassen hatte, in demselben Augenblicke wußte er auch in unwillkürlicher Gedankenverknüpfung, warum Biela's Züge bei ihrem ersten Erblicken ihn so unerklärlich frappirt hatten, daß es die Aehnlichkeit der Gesichtsbildung, der ganzen Haltung mit denen ihrer Mutter war; die Stimme der Natur sprach in diesem Momente, und die so plötzliche Ueberraschung ließ ein Gefühl der Reue in dem Feldmarschall aufkeimen, das ihm bisher fremd geblieben war und seinem ganzen rauhen Charakter gar nicht entsprach.

Die beiden Mädchen nahmen deutlich wahr, was in seinem Innern vorging, aber Beide waren auch so betroffen, daß sie daraus noch keine weiteren Schlüsse zu ziehen vermochten. Biela hatte sich, die hervorquellenden Thränen in den Augen, halb von ihrem Sitze erhoben und schien mit sich zu kämpfen, ob sie sich in die Arme des wiedergefundenen Vaters stürzen oder demselben in banger Scheu entfliehen solle; ihr Auge, in flehendlicher Bitte sprechend, war fest auf ihn geheftet, als wolle es in seine Seele dringen und darin lesen. Auch Emma fühlte die ganze Wichtigkeit des Augenblicks, aber sich zartfühlend sagend, daß sie bei diesem Wiederfinden eine überflüssige, lästige Zeugin sei, erhob sie sich schnell und verließ mit einem innigen Blick auf ihre Freundin das Zimmer.

— Wie kommen Sie zu diesem Bilde? fragte Grumbkow fast tonlos, nachdem er einigermaßen seine Fassung wiedergewonnen hatte.

Die kalte Anrede verletzte Biela, deren fast vergessene Bedenken damit schnell wiederkehrten; die Hand auf das stürmisch klopfende Herz drückend, erwiederte sie ebenso leise:

— Es ist das einzige Erbtheil von einer sehr unglücklichen Frau, meiner Mutter.

— Ihr Name? fragte der Feldmarschall hastig, als zweifle er noch an Biela's Aussage.

— Lodoiska Bradowska, antworte Biela, ihn fest ansehend.

— Sie sind ihr einziges Kind, das sie mit sich nach Breslau nahm? fuhr der Feldmarschall fort.

Biela senkte bejahend den Kopf.

— Sie ist schon längst todt und starb im äußersten Elend, in dem sie auch ihre Tochter zurückließ, sagte sie vorwurfsvoll, denn der Vater ihres Kindes hatte kein Erbarmen mit ihr gehabt.

Der Feldmarschall schien gerührt; dies ging aber nicht so weit, daß er sich von dem aufsteigenden weichen Gefühl hätte übermannen lassen, denn zugleich kehrte auch der Gedanke an die Rücksichten, die er jetzt zu nehmen habe und die ihn verhinderten, seine Tochter öffentlich anzuerkennen, in ihn zurück. Er reichte Biela, die Augen zu Boden schlagend, die Hand, und seine Worte klangen fast wie ein Vorwurf, als er sagte:

— Warum bist Du nicht zu dem Vater Deiner Mutter nach Polen zurückgekehrt?

Diese Frage, die Biela ebenso verstand, als: „Warum kommst Du zu mir?" regte, sie tief verletzend, ihren ganzen Stolz wieder an, und ihre Thränen trocknend, erwiederte sie mit bitterem Ausdrucke:

— Weil er mich ebenso verstoßen haben würde, wie es mein Vater jetzt thut.

— Das thue ich nicht, Biela, sagte der Feldmarschall, sich zu seiner Tochter hinabbeugend und einen Kuß auf ihre Stirn drückend;

laß uns später überlegen, wie ich die Schuld an Deiner Mutter wieder gut machen kann, jetzt aber erzähle mir erst ihre und Deine Geschichte. Du begreifst, Viela, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, als er bemerkte, daß seine schweigende Tochter von seinem Benehmen nicht angenehm berührt zu werden schien, daß ich einer ehemaligen Jugendliebe nicht den Vorzug vor den Rücksichten einräumen kann, die ich jetzt zu beobachten habe, denn ich bin verheirathet und habe Familie, vor der ich diesen Punkt meiner Vergangenheit nicht berühren darf.

— Ich will ihnen nicht zu nahe treten und werde deshalb dieses Haus verlassen, stammelte Viela sehr bleich.

— Nein, mein Kind, entgegnete der Feldmarschall, in dem die Stimme des Herzens jetzt schon nicht mehr lauter sprach, als das Bestreben, mit Viela auf gutem Fuße stehen zu bleiben, da er ihrer noch gegen Clement bedurfte, Du sollst hier bleiben, und ich werde schon Mittel finden, für Dich zu sorgen, ohne daß Jemand etwas ahnt.

Viela brach in heftiges Schluchzen aus und verbarg ihr Gesicht in den Kissen des Sopha's, auf dem sie saß. Grumbkow blickte sie mit einiger Verwunderung an, denn er begriff nicht, was sie mehr verlangen könne, als die ihr gegebene Zusicherung.

— Du sollst mit mir zufrieden sein, Viela, sagte er dann tröstend; beruhige Dich nur jetzt und lasse uns überlegen was wir thun können. Ich werde Deinen Verwandten Nachricht von Dir geben, ohne mich zu kompromittiren, und Du wirst vielleicht bald zu ihnen zurückkehren können.

Seine Worte trugen nur dazu bei, Viela noch mehr aufzuregen; es wäre ihr lieber gewesen, er hätte sie mit abstoßender Härte zurückgewiesen, denn in diesem Falle wäre ihr doch wenigstens das Recht geblieben, ihn zu hassen und zu verachten. Diese gleichgültige Kälte des Vaters aber, der nur daran dachte, sich selbst zu sichern, ohne so viel Zartgefühl zu besitzen, seine Tochter zu schonen, empörte sie und doch mußte sie sich wieder sagen, daß sie kein Recht habe, einen Anspruch auf seine Liebe zu machen, wie seine übrigen rechtmäßigen Kinder. Aber Viela hatte schon viel gelitten und sich mit dem Entsagen vertraut zu machen gelernt, der Schmerz konnte sie nur kurze Zeit überwältigen, und desto gestärkter erhob sie dann, dem Schicksale, das sie einmal zum Unglück bestimmt zu haben schien, trotzend, das Haupt. So geschah es auch diesmal, und nachdem sie in heißen Thränen der Natur ihren Tribut gezollt hatte blickte sie beruhigter auf und erwiederte mit schmerzlicher Bewegung den Händedruck ihres Vaters.

Grumbkow, der sie jetzt gefaßter sah, drang von Neuem mit Bitten in sie, ihm ihre und ihrer Mutter Geschichte zu erzählen, denn wenn er sich auch nicht besonders dafür interessirte, so hielt er es doch für nöthig, dies vorzugeben. Viela folgte jetzt seinem Wunsche, und mit Schmerz und Unmuth mußte sie wahrnehmen, daß die Bewegung, die sich dabei manchmal sichtlich in ihm äußerte, auch ebenso schnell wieder vorüberging. Als sie geendet, nachdem er sie nicht ein einziges Mal unterbrochen hatte, sagte er:

— Ich bedauere Deine arme Mutter von Herzen, aber sie hätte noch einmal an mich schreiben und sich offener über die Noth, in der sie sich befand, aussprechen sollen; meine Verhältnisse waren zwar damals gerade nicht glänzend, aber ich würde doch für sie gethan haben, was in meinen Kräften stand. Jetzt ist es leider zu spät dazu, aber ich werde fortan für Dich sorgen, und Du brauchst Dich nicht zu fürchten, jemals wieder dem Elende ausgesetzt zu sein. Ich bitte Dich aber ernstlich, Viela, zu keinem Menschen davon zu sprechen, daß ich Dein Vater bin, denn wenn es der König erführe, der sehr strenge Ansichten in diesem Punkte hat, so könnte mir das schaden und außerdem würde es auch Dein Zeugniß gegen Clement verdächtigen. Was weiß denn eigentlich diese Emma von Marschall, die mein Bild bei Dir gesehen hat, von dieser Geschichte?

Viela erzählte ihrem Vater, daß sie sich, unfähig, dies drückende Geheimniß allein zu tragen, Emma anvertraut habe, und wenn

dies Grumbkow auch keineswegs angenehm zu sein schien, so wagte er doch nicht, seiner Tochter Vorwürfe darüber zu machen, und bat sie nur dringend, sie möge Emma zu einem unverbrüchlichen Stillschweigen veranlassen.

Wenig befriedigt schieden Vater und Tochter von einander, Beide wohl im innersten Herzen wünschend, das Schicksal hätte sie gar nicht wieder zusammengeführt. Emma kehrte zu Biela zurück und hörte von derselben, wie sich Grumbkow gegen sie benommen habe. Sie, die verwöhnte Tochter eines liebenden Vaters, von welchem Gefühl beseelt, begriff auch den Feldmarschall nicht und machte ihm in ihrem Innern heftige Vorwürfe, aber sie sprach dies nicht offen aus und suchte die aufgeregte Biela damit zu trösten und zu beruhigen, daß eine längere Bekanntschaft und Gewöhnung an den überraschenden Gedanken ein innigeres Verhältniß zwischen Grumbkow und ihr gewiß herstellen würden. Biela schüttelte schmerzlich und ungläubig den Kopf.

— Er hat kein Herz, sagte sie trübe, denn er hat dies zur Genüge an meiner Mutter bewiesen. Ich werde ihm stets eine Last sein, aber ich werde unbedingt sein Haus verlassen, sobald dies ohne Aufsehen geschehen kann und der Prozeß gegen Clement beendigt ist, denn ich bin zu stolz, seine Unterstützung länger anzunehmen, und gerade dieser Stolz sagt mir, daß nie die Liebe und das Vertrauen zwischen uns Platz gewinnen würden.

— Wohin willst Du Dich aber wenden, Biela, da Du auf der ganzen Welt Niemanden mehr hast, der sich Deiner annehmen wird? fragte Emma besorgt.

—Ich werde nicht lange mehr leben, denn mein Beruf ist erfüllt, sobald meine Rache an Clement Befriedigung gefunden hat, erwiederte Biela mit Sicherheit.

—Ich bitte Dich, Biela, sprich nicht so bitter und unchristlich, sagte Emma. Du wirst wieder glücklich werden, wenn diese Stürme vorüber sind, die jetzt Dein Leben vergiftet haben. Sei auch wegen Deiner Zukunft, so weit sie das Materielle betrifft, nicht in Sorgen, denn wenn ich mit Dumoulin verheirathet bin, werden wir Beide es als eine besondere Gunst von Dir betrachten, wenn Du bei uns bleiben willst. Du wirst überzeugt sein, beste Biela, daß mein Anerbieten keine bloße Redensart ist und aus einem Herzen kommt, das warm für Dich und Dein Glück schlägt.

— Ich werde Euch mit meinem Trübsinne zur Last fallen, meinte Biela, der man die Lust ansah, den Vorschlag ihrer Freundin anzunehmen.

— Aber Du wirst diesen Trübsinn aufgeben, wir werden ihn verscheuchen, versicherte Emma sie liebkosend.

Die beiden Mädchen sprachen noch lange über ihre Pläne für die Zukunft, und Biela, die Emma's Bitten endlich nachgegeben hatte, erheiterte sich augenscheinlich dabei. Man baute Luftschlösser, die augenblicklich noch jeden festen Grundes entbehrten, denn, wie Dumoulin heute geschrieben hatte, war Clement von ihm und Jablonsky noch nicht aufgefunden worden und, wenn dies wirklich geschah, war es noch sehr die Frage, ob es gelingen würde ihn nach Berlin zu schaffen, was der Capitain nothwendig bewirken mußte, wollte er sich die Gunst des Königs erhalten, ohne welche seine Verheirathung mit Emma von Marschall schwerlich zu Stande gekommen wäre.

Grumbkow sagte sich immer klarer, je mehr seine Betroffenheit über das Wiederfinden seiner Tochter schwand, daß dieses ihm eigentlich höchst unangenehm sei und daß es ihn großer Gefahr aussetze, wenn der König davon Nachricht erhielte, denn, abgesehen von dessen ihm bekannten streng sittlichen Grundsätzen, lag der Verdacht zu nahe, er habe die Entdeckung seiner Tochter schon früher gemacht und diese zu Clements Sturze benutzt; diese Vermuthung war zu augenscheinlich, als daß sie durch die anscheinend sichersten Gegenbeweise hätte entkräftet werden können. Der Feldmarschall dachte also schon am ersten Tage des Wiedersehens ernstlich darüber nach, wie er sich Biela's wieder entledigen könne, sobald ihre Aussagen in dem Prozesse gegen Clement

nicht mehr nöthig wären, und er hielt es für das sicherste Mittel, sie ihren Verwandten in Polen zurückzuschicken. Er selbst konnte sich aber an diese nicht wenden, denn zunächst lag ihm naturgemäß als Vater die Verpflichtung ob, für seine Tochter zu sorgen, dann aber fürchtete er auch, alte feindselige Gefühle gegen ihn, den Verführer Lodoiska's, möchten rege gemacht werden und ihm Unannehmlichkeiten bereiten, denen er zu feige war, die Stirn zu bieten. Er sann lange darüber nach, wem er sich anvertrauen solle, und endlich beschloß er, seine Zuflucht zu dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau zu nehmen, der bekannterweise in seiner Jugend auch sehr leichtsinnig gelebt und sich wohl noch mehr mit dergleichen Galanterien beschäftigt hatte, als Grumbkow selbst. Das unverbrüchliche Schweigen des Fürsten kennend, wenn er einmal sein Versprechen dazu gegeben hatte, und einsehend, daß die Unterhandlung mit der entfernten Familie Bradows'a lange dauern würden, daß also sobald als möglich Schritte geschehen müßten, mit ihr anzuknüpfen, glaubte er nicht länger zögern zu dürfen und begab sich zum Fürsten, dem er nach einer langen Einleitung mittheilte, was sein Herz drückte. Leopold zeigte sich sogleich bereit, ihm zu helfen, und versprach an Biela's Familie zu schreiben, und ihr mitzutheilen, daß sich diese, um seine Vermittelung bittend, an ihn gewendet habe; er hielt auch wirklich dies Versprechen. Grumbkow theilte Biela hiervon nichts mit, sondern gedachte, dies zu verschieben, bis eine Antwort erfolgt und eine Entscheidung über ihr Schicksal getroffen sei.

Der Minister hatte noch eine andere Sorge auf dem Herzen, und zwar war diese nicht gering. Wie schon gesagt, war nach und nach die gute Laune des Königs, der sich mehr und mehr von der Unschuld seiner Umgebung überzeugt hatte und endlich gar nicht mehr daran zweifelte, da es sich als sicher herausstellte, ihr Ankläger werde nicht freiwillig zurückkehren, wieder hervorgetreten, und er schien sich durch Zerstreuungen, die er öfter als früher aufsuchte, von der bösen Erinnerung an seinen Verdacht ganz lossagen zu wollen. Der Minister von Craup hielt diesen Zeitpunkt gerade für günstig, einen neuen Versuch zu machen, der Wagnitz die Neigung des Königs zu gewinnen, denn er täuschte sich vollkommen darüber, wie weit dessen Abneigung grade gegen dieses Mädchen ging.

Laura hatte genaue Instruktionen empfangen und unterzog sich denselben willig; sie war liebenswürdiger, als je, zurückhaltender in ihrem ganzen Wesen, sobald sie sich unter den Augen Friedrich Wilhelms befand, mit besonderer Einfachheit gekleidet, wie er es liebte, und sprach auf die verständigste Weise über das preußische Militairwesen, als habe sie dieses aus Liebhaberei zu ihrem eifrigsten Studium gemacht. Am Hofe lächelte man darüber und sprach leise die Vermuthung aus, das Fräulein werde wohl jetzt eine Liebschaft mit einem Offizier unterhalten, aber Craup erreichte wenigstens insoweit seinen Zweck, daß sein Herr die Wagnitz freundlicher ansah, nachdem er einige zufällig von ihr gehörte Worte näherer Beachtung werth gefunden hatte. Der König, dem nichts ferner lag, als sich in Laura zu verlieben, hatte doch einigermaßen seine Ansicht über sie geändert und sich sogar einige Male über militairische Verhältnisse mit ihr unterhalten, was Grumbkow in die eifersüchtigste Besorgniß versetzte.

Der Feldmarschall hielt daher den Sturz der Wagnitz für eine Nothwendigkeit und beschloß, ihn auf eigene Gefahr hin zu wagen, was um so schwieriger war, weil das Fräulein auch bei der Königin in der größten Gunst stand. Ihr Verhältniß zu Craup war ihm zwar bekannt, indessen fehlte es ihm an Beweisen dafür, und um solche zu erhalten, bediente er sich eines Mittels, das ein komisches Licht auf die damaligen Verhältnisse des Hofes wirft.

Die Königin selbst wußte bereits, daß Laura von Wagnitz mit dem Minister von Craup in einem unpassenden Einverständnisse stehe, denn sie hatte dieselben in dieser Zeit einmal in zärtlicher Umarmung überrascht, als sie in ihre eigenen Zimmer trat. Die Wagnitz hatte gerade den Dienst bei ihr, und Craup hatte sich auch eingefunden, um

der hohen Frau einen aus Potsdam eingetroffenen Brief ihres Gemahls eigenhändig, wie es seine Pflicht war, zu übergeben; er hatte die Abwesenheit der Königin zu Aeußerungen seiner Zärtlichkeit benutzt, wurde aber hierbei durch sie unangenehm überrascht. Die Königin, an deren Seite sich ihre acht Jahr alte Tochter Wilhelmine befand und ebenfalls Zeugin der Scene wurde, verfiel in ein augenblickliches heftiges Unwohlsein, und da das Kind plauderte, erfuhren die Hofdamen schnell dessen Veranlassung. Dessen ungeachtet blieb Laura, die einen großen Einfluß auf die Königin besaß, in deren Gunst, und Grumbkow konnte nicht hoffen, die Königin werde, falls er das Fräulein beim Könige anklage, gegen sie zu zeugen geneigt sein. Er mußte klarere Beweise haben.

Eines Nachts lag Alles auf dem Königlichen Schlosse schon im tiefsten Schlafe, als sich bald nach Mitternacht ein entsetzlicher Lärm erhob, der die Ruhenden erschreckt aus den Betten scheuchte. Thüren flogen auf und schnell wieder zu, sobald man den Grund des Spektakels vernahm, die Schildwachen verließen ihre Posten und flohen, denn es war nichts Geringeres vorgefallen, als daß sich ein schreckliches Gespenst hatte sehen lassen. Die abergläubige Dienerschaft und Soldaten sagten sich, was auch bald in das Volk überging, es sei der höllische Lucifer von den Schweden, mit denen man damals gerade Pommerns wegen im Kriege war, abgeschickt worden, den Kronprinzen zu ermorden. So viel stand fest, daß wirklich eine abscheuliche Figur im Schlosse gesehen worden war und zwar gerade in dem Theile desselben, den die Königin, ihre Kinder und Hofdamen bewohnten; der König selbst befand sich zur Zeit von Berlin abwesend. Wenn die Vernünftigeren und Gebildeteren nun auch nicht den Glauben an ein Gespenst theilten, so lag ihnen doch die Vermuthung nicht fern, es könne sich Jemand, von den Schweden gewonnen, in das Schloß eingeschlichen haben, um darin Feuer anzulegen, damit man sich in der Verwirrung der königlichen Familie bemächtigen und sie entführen könne; der Vorfall mit dem Gespenst erschien daher auch ihnen nicht ganz bedeutungslos.

Die nächste Nacht wurden die Wachen verstärkt und ihnen mit den strengsten Strafen gedroht, falls sie wieder ihre Posten verließen. Das Gespenst ließ sich wieder sehen, die Wachen flohen wie das erste Mal, von Furcht übermannt, ohne sich an dasselbe zu wagen, vermochten aber doch anzugeben, daß es in den Zimmern der Hofdamen verschwunden sein müsse. Die Bestürzung war allgemein und selbst der Aufgeklärteren hatte sich die Furcht bemeistert. Die Königin war theils aufgebracht, theils selbst ängstlich und von abergläubiger Furcht aufgeregt und hielt sich im Schlosse nicht mehr für sicher. Nur mit Mühe gelang es dem Kommandanten von Berlin, Oberst von Forcade, sie zu vermögen, noch eine Nacht darin zu bleiben, indem er versprach, in dieser dem Grunde der merkwürdigen Erscheinung auf die Spur zu kommen.

Er selbst begab sich zur Abendzeit mit einigen Offizieren heimlich in das Schloß und bezog ein Zimmer, das denen der Hofdamen nahe gelegen war. Die Wachen waren wieder, wie Tags zuvor verstärkt ausgestellt worden.

Es mochte etwa ein Uhr Nachts sein, als der Lärmen auf den Koridors sich wieder erhob und die Posten, ihre Gewehre angstvoll von sich werfend, trotz der strengsten Befehle die Flucht ergriffen; sie trugen den Ruf, das furchtbare Gespenst nahe wieder, vor sich her. Der Oberst, ein entschlossener, alter Soldat, hielt sich ruhig in seinem Zimmer, dessen Thür er ein wenig geöffnet hatte, um den daran vorbeiführenden Korridor übersehen zu können, denn dieser war es gerade, auf dem das Gespenst hauptsächlich sein Unwesen zu treiben pflegte und dann verschwand. Wirklich bemerkte er auch bald dessen Annäherung, und in der That war der Anblick geeignet, einen weniger muthigen Mann als ihn in Schrecken zu versetzen, denn die sich nahende Gestalt trug alle Abzeichen des leibhaftigen Satans, an den man zu jener Zeit noch stark geneigt war zu glauben. Schleppen-

den Schrittes kam sie den Gang entlang und vollführte mit an Händen und Füßen hängenden eisernen Ketten einen entsetzlichen Spektakel.

Der Oberst war ein wenig betroffen, aber nicht muthlos gemacht, und sein Beispiel wirkte auf seine Umgebung, lauter entschlossene Männer. Als das Gespenst sich gerade vor der angelehnten Thür befand, stieß er diese heftig auf und griff den Satan an die Brust; zugleich wurde derselbe von den nachdringenden Offizieren umringt und ihm jede Flucht abgeschnitten. Der Gefangene stieß einen Ruf des Schreckens aus, sank in die Kniee und bat um Gnade, als man ihm drohte, ihn auf der Stelle niederzustoßen, falls er sich nicht zu erkennen gebe. In wenigen Augenblicken war die Hülle des geängstigten Gespenstes herabgefallen und aus derselben entwickelte sich zum allgemeinen Gelächter und auch wieder Zorn ein königlicher Küchenjunge im Knabenalter, ein frisches, unschuldiges, jetzt aber von Todesangst entstelltes Gesicht.

Der Oberst von Forcade ließ den Entpuppten sogleich auf die Wache bringen und vernahm ihn dort selbst. Der Knabe sagte offen aus, er habe nur seine Neugierde befriedigen wollen und sich dieser Verkleidung bedient, um die Posten, die ihn gehindert haben würden, passiren zu können. Er habe nämlich schon seit längerer Zeit bemerkt, daß sich der Staatsminister von Craup, der an seiner Haltung leicht kenntlich sei, in den Nachtstunden, tief verhüllt, in das Schloß begebe und den Weg zu den Zimmern der Hofdamen einschlage, auch erst am Morgen wieder zurückkehre. Er habe nun wissen wollen, wem seine Besuche eigentlich gälten, und sei ihm deshalb gefolgt, wobei er wahrgenommen, daß er sich zu dem Fräulein von Wagnitz begebe, daß auf jenem Korridor ihre Zimmer habe.

Pflichtmäßig erhielt Grumbkow am folgenden Morgen die Anzeige von dem Resultat der Vernehmung und berichtete diese dem bald darauf zurückkehrenden König. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß die ganze Geschichte von dem Feldmarschall selbst ausgegangen war, der den Küchenjungen dadurch bestrafte, daß er ihm drei Tage auf einem hölzernen Esel reiten ließ; auch sorgte er dafür, daß der ganze Hof die Erklärung des gespenstischen Umganges in allen ihren Einzelnheiten erfuhr.

Der König war auf das Höchste aufgebracht auf Craup und die Wagnitz; wenn Ersterer ihn auch wieder zu versöhnen wußte, da er ihn nicht entbehren konnte, so fiel doch sein ganzer Zorn auf das Fräulein, und aller Bitten der Königin ungeachtet befahl er dieser auf das Gemessenste, Laura sofort anzukündigen, daß sie den Hof zu verlassen habe. Nur mit Mühe brachte die Königin es dahin, daß er dem Fräulein eine Frist von drei Monaten gestattete, um ihren Abgang nicht allzu auffällig zu machen.

In den Gemächern der Königin folgte nun eine Scene, deren Beschreibung wir lieber übergehen; sie kündigte der Wagnitz auf das Schonendste den Willen des Königs an und versprach ihr sogar, bei ihrer drei Monate später erwarteten Niederkunft für sie um Gnade zu bitten, aber Laura ließ sich von ihrer Wuth so weit fortreißen, daß sie der hohen Frau die gröbsten Beleidigungen sagte und Drohungen gegen sie ausstieß; sie verfiel sogar in Krämpfe. Frau von Roccule führte die Königin fort, nur diese war so edel, die ihr widerfahrene Behandlung ihrem Gatten zu verschweigen, um seinen Zorn gegen die Wagnitz nicht noch mehr zu reizen und diese bestrafen zu lassen.

Aber Laura war keiner Anerkennung dieser Güte und keiner Ueberlegung mehr fähig. Ohne den vorsichtigeren Craup zu Rathe zu ziehen, verfaßte sie ein böswilliges, ausfallendes Pasquill gegen die Königin und ihren Gemahl und ließ dies im Schlosse anschlagen, wo man es am andern Morgen fand. Grumbkows Verdacht fiel sogleich auf sie als Verfasserin dieser Schmähschrift, und seine deshalb angestellten Nachforschungen ergaben bald die Bestätigung seiner Vermuthung. Er theilte dem Könige diese Entdeckung mit und legte ihm die unumstößlichsten Beweise dafür vor.

Wenn das Weibsbild nicht binnen vierundzwanzig Stunden Berlin verlassen hat,

fuhr dieser heftig heraus, so schicke ich sie, auf mein königliches Wort, nach Spandau. Sage Er ihr das sogleich, Grumbkow, und wehe ihr wenn sie keine Notiz davon nimmt.

Wie der Monarch es befohlen hatte geschah es: so sehr sich Laura von Wagnitz dagegen sträubte, mußte sie noch an demselben Tage Berlin verlassen und sich auf einen kleinen Ort in der Nähe der Hauptstadt zurückziehen. Aber auch von hier aus gedachte sie ihre Intriguen fortzusetzen, die sich gegen alle diejenigen richteten, die von der an ihrem Sturze ganz unschuldigen Königin geliebt wurden, vorläufig gegen eine ehrenwerthe Dame, Frau von Blaspiel.

Grumbkow hatte einen vollständigen Sieg gefeiert, war aber auch entschlossen, es sich daran nicht genügen zu lassen, sondern seine Pläne mit Emma von Marschall zur Ausführung zu bringen. Zunächst war es nöthig, sich der Einwilligung derselben zu versichern, und er glaubte, die Freundschaft seiner Tochter mit ihr könne hierbei benutzt werden, denn für ihn selbst war es immer eine delikate Sache, dem jungen Mädchen offen auszusprechen, was er mit ihr vorhabe.

Er zeigte sich deshalb gegen Biela ungemein zärtlich, um sie für sich zu gewinnen, aber das Mißtrauen derselben war zu groß, als daß sie unter dem veränderten Benehmen ihres Vaters nicht sogleich andere Absichten versteckt geglaubt haben sollte. Sie beobachtete ihn daher genau, entschlossen, solche nur dann zu begünstigen, wenn sie sich mit ihrem Gewissen und ihren eigenen Wünschen vereinigen ließen.

Grumbkow begann, nachdem er Biela genügend vorbereitet glaubte, mit langen Lobpreisungen von Emma's Schönheit und anziehendem Wesen und meinte endlich, dieselben hätten auch schon in höheren, sogar in den höchsten Kreisen Anerkennung gefunden; er wußte nicht, daß Biela durch Emma selbst bereits Kenntniß davon erhalten habe.

— Willst Du glauben, Biela, daß selbst der König, der sonst dem weiblichen Geschlechte entschieden abgeneigt ist, allein von dieser Abneigung ausnimmt und ihr sogar schon höchst auffallende Aufmerksamkeiten erzeigt hat? fragte er dann seine Tochter.

Diese erwiederte, sie wisse dies bereits von Emma selbst, und enthielt sich jedes weiteren Urtheils darüber.

— Emma von Marschall ist zu einem großen Glück geboren, fuhr der Feldmarschall fort, und wenn ich nicht irre, ist ihr dasselbe auch schon einmal prophezeiht worden. Der König Friedrich Wilhelm liebt sie allen Ernstes, ich versichere es Dich und es wird nur an ihr liegen, sich zu einer Größe aufzuschwingen, die sie allgemein beneidenswerth macht.

— Wie meinen Sie das, mein Vater? fragte Biela, sich unwissend stellend.

Etwas verlegen setzte ihr Grumbkow auseinander, daß Emma die Geliebte des Königs werden müsse, was leicht zu erlangen sei, da alle Anzeichen dafür sprächen, daß dieser eine lebhafte Neigung zu ihr gefaßt habe.

— Und Sie trauen Emma, die Sie eben noch so hoch stellten und ihren inneren Werth rühmten, zu, daß sie sich zu so verbrecherischen Wünschen herablassen und sich an göttlichen und menschlichen Gesetzen versündigen würde? fragte Biela mit einem vorwurfsvollen Blick.

— Warum die Sache von dieser Seite auffassen? erwiederte Grumbkow etwas eingeschüchtert. Die Liebe ist ein heiliges Gefühl, das dem Fürsten ebenso gut in das Herz gelegt wird, wie dem Bettler; warum soll der König nicht lieben können oder einer Erwiederung seiner Neigung nicht werth sein?

— Sie scheinen vergessen zu haben, daß der König verheirathet ist, meinte Biela.

— Du weißt nicht, mein Kind, daß kalte Rücksichten für das Wohl des Staates, der unbedingte Wille der Eltern solche Bündnisse unter hohen Personen zu knüpfen pflegen, daß das Herz selten daran Theil hat, entgegnete der Minister. Der König kann die kalte und stolze Sophie Dorothea nicht lieben, soll er deshalb verdammt sein, er, der mehr als jeder Andere auf die Freuden des Lebens An-

spruch machen darf, dieses lust- und liebeleer dahinzuschleppen?

— Man hat mir immer gesagt, daß Friedrich Wilhelm als Kronprinz die Kurprinzessin von Hanover aus reiner Herzensneigung geheirathet, daß sein Vater eigentlich, eine ganz andere Partie mit Ulrike von Schweden für ihn im Sinne gehabt habe, antwortete Biela gefaßt. Indessen sprach ich auch weniger vom Könige selbst, als von Emma von Marschall, die eine Rolle spielen würde, mit der ich mich nicht aussöhnen könnte, falls man sie mir vorschlüge. Ich bin aber thöricht, ein weiteres Wort darüber zu verlieren, denn Emma selbst hat die Entscheidung, und sie ist verständig genug, sie allein treffen zu können.

— Du hast recht, meine Tochter, meinte Grumbkow, aber ich wünsche dennoch Deine Vermittelung bei ihr, das heißt, daß Du ihr nur einfach sagst, daß der König sie liebe, was sie selbst schon bemerkt haben wird, und daß es nur an ihr liegt, sich seine Gunst im vollsten Maße zu erringen und zu erhalten. Du wirst begreifen, daß sie dies von einer Freundin lieber hören wird, als von einem Manne, vor dem sie ihre jungfräuliche Scheu natürlich zurückhalten muß, sich offen auszusprechen.

Biela war im Begriff, ihrem Vater eine heftige Antwort zu geben und die ihr gestellte, wenig ehrenwerthe Zumuthung abzulehnen, aber in demselben Augenblick besann sie sich, daß Grumbkow sich dadurch nicht werde abhalten lassen, Emma verständlich zu werden, und daß, wenn sie selbst sich bereitwillig zeige, auf den Wunsch ihres Vaters einzugehen, Emma dadurch vielleicht mehr Zeit bis zu Dumoulins Rückkehr gewinnen könne, in der sie mit solchen Anträgen, unbelästigt bleiben würde.

Sie versprach deshalb dem Feldmarschall, Emma mittheilen zu wollen, was er ihr gesagt habe, sich jedes Urtheils darüber zu enthalten und sie nach eigener Herzensmeinung entscheiden zu lassen. Grumbkow verließ sie befriedigt, schon so viel gewonnen zu haben, und war der besten Hoffnung, die Tochter des Ministers werde so vielem, ihr um so leichten Preis gebotenen Glanze nicht widerstehen können.

Biela konnte nicht daran zweifeln, der König sei im Einverständnisse mit Grumbkow und habe denselben beauftragt, durch ihre Vermittelung Emma von seiner Neigung in Kenntniß zu setzen; sein früheres Benehmen auf jenem Maskenballe sprach ganz dafür, und es war erklärlich, daß seine Leidenschaft eine Weile geschwiegen hatte, so lange er von wichtigeren Dingen in Anspruch genommen wurde. Ihre Meinung wurde von Emma getheilt, und beide Mädchen schwebten in der lebhaftesten Besorgniß, wußten aber trotz allen Nachdenkens keinen anderen Ausweg zu finden, als vorläufig Zeit zu gewinnen und durch ein scheinbares Eingehen auf den Wunsch des Königs und des Ministers diese hinzuhalten. Aber auch hierzu bedurfte es der Vorsicht, denn Emma konnte dem Könige nicht die geringste Hoffnung geben, weil er dann um so erzürnter geworden sein würde, sobald er den ihm gespielten Betrug gewahrte, auch mochte sie nicht einmal zum Schein eine sie demüthigende Rolle spielen. Biela mußte es daher allein übernehmen, Grumbkow dadurch zu beruhigen, daß sie ihm sagte, sie habe mit Emma gesprochen, diese ihr aber keine Antwort ertheilt und ihr ganzes Benehmen bei dem ihr gemachten Vorschlage sei der Art gewesen, daß sich daraus zwar noch nicht mit Bestimmtheit auf ihre eigentliche Gesinnung schließen lasse, es aber schiene, als wolle sie denselben in Erwägung ziehen.

Der Feldmarschall war, als er diese Mittheilung von seiner Tochter erhielt, deren eigene Ruhe ihn darin bestärkte, daß Emma seinen Plänen nicht ganz ungünstig sei, schon zufrieden, daß diese seinen Vorschlag nicht mit offener Entrüstung zurückgewiesen habe; er hoffte das Beste für sich und wartete geduldig, da er durch ein übereiltes Drängen in sie nichts verderben wollte.

Der König hatte sich eine geraume Zeit gar nicht um Biela bekümmert, kam jetzt aber, je länger ihm die Zeit bis zu Clements erfolgter Ergreifung dünkte und je sehnlicher er

erst die Angelegenheit mit ihm abgemacht zu sehen wünschte, auf die Idee, sie wieder einmal zu sehen und ihr einigermaßen Genugthuung für die harte Behandlung, die er ihr bei seinem ersten Besuche hatte zu Theil werden lassen, zu geben. Er theilte Grumbkow seine Absicht mit, und dieser bereitete seine Tochter darauf vor.

Der Monarch wählte dieses Mal nicht die Abendstunde zu einem heimlichen Besuche im Hause seines Ministers, sondern fuhr am hellen Tage offen vor, wie er es früher oft gethan hatte, und begab sich nach Biela's Zimmern, von der er ebenso stolz und zurückhaltend wie damals empfangen wurde; es schien sogar, als wolle sie ihm, jetzt über ihre Unschuld triumphirend, seine frühere ungerechte Härte dadurch fühlbar machen. Friedrich Wilhelm war aber darauf vorbereitet und zeigte sich keineswegs erzürnt, sondern nach seiner Art zuvorkommend artig und höflich. Biela, die seine Absicht bald gewahren mußte, kam ihm jetzt auch nachgiebiger entgegen und Grumbkow, der ihre Unterhaltung nach dem Befehle des Monarchen beiwohnte, bemerkte zu seiner großen Freude, daß seine Tochter den günstigsten Eindruck auf den König machte und dieser sich zu ihr hingezogen fühlte. Einen Augenblick stieg sogar der ehrgeizige Gedanke in ihm auf, Biela an Emma's Stelle treten zu lassen, scheiterte aber ebenso schnell wieder an der Erinnerung ihrer neulichen Aeußerungen, die einen entschiedenen Widerstand dagegen in Aussicht stellten.

Natürlich drehte sich die Unterhaltung des Königs und Biela's hauptsächlich um Clement, und Ersterer sprach sein aufrichtiges Bedauern über das unglückliche Schicksal der Frau aus, die er rücksichtsvoll als solche benannte, und wie exemplarisch er den Betrüger schon allein der an ihr verübten Schuld halber strafen wolle, sobald sich derselbe erst in seiner Gewalt befinde. Er erkundigte sich auch nach ihren früheren Verhältnissen, und da Grumbkow diesen Fall mit seiner Tochter schon vorher besprochen hatte fiel es Letzterer nicht schwer, in einer zusammenhängenden Erzählung, die nur da, wo es durchaus nöthig war, um Grumbkow nicht zu verdächtigen, von der Wahrheit abwich, darzuthun, daß sie eigentlich der polnischen Familie Bradowski angehöre. Der König schien lebhaft bewegt von ihren mannigfachen traurigen Schicksalen und versprach, sich, sobald Clements Prozeß beendigt sei, bei dem ihre Anwesenheit in Berlin noch erforderlich wäre, selbst bei ihrer Familie für sie zu verwenden, falls sie es vorzöge, zu derselben nach Polen zurückzukehren, sonst aber hier für sie zu sorgen, in welcher Weise sie es wünsche. Grumkow fiel wieder ein Stein vom Herzen, obgleich er nicht wünschte, daß Biela in Berlin selbst bliebe, wo seine nahe Verwandschaft mit ihr doch einmal zufällig an das Licht kommen konnte. Biela bezeigte sich dem Könige sehr dankbar und war wirklich von seiner Güte gerührt, und dieser schied; durch ihr Benehmen ganz zufriedengestellt und durch ihre Erzählung zur Theilnahme erregt, ganz befriedigt von ihr.

Emma theilte von Herzen die Freude ihrer Freundin und hoffte auch für sich nun eine festere Stütze gefunden zu haben, da es Biela nicht schwer fallen konnte, sich die Gunst des Königs zu bewahren, nun derselbe seine Vorurtheile gegen sie überwunden hatte. Ein Brief an Dumoulin war bereits abgegangen und ermahnte diesen unter geheimnißvoller Hindeutung auf die Besorgnisse der beiden Mädchen zur Eile. Beide sahen gespannt seiner Antwort entgegen.

Man näherte sich so dem Anfange des Jahres 1718.

16.

In der Mitte des Dezembers 1717 finden wir in jenem alten Gebäude zu Dresden, in welchem Clement von den Meistern der Rosenkreuzer seine Instruktionen empfangen hatte, einen großen Theil der in dieser Stadt anwesenden Mitglieder des Ordens versammelt. Es ist zur Nachtzeit und beinahe um die Mitternachtsstunde, denn der Kophta hat diese Stunde gewählt, um dem Akte den er zu vollziehen gedenkt, mehr Feierlichkeit und einen grausenerregenden Anstrich zu ge-

ben. Die uneingeweihten Schüler und Gesellen wissen, daß es sich um etwas Wichtiges handele, aber sie ahnen noch nicht, welchen Fall im Speziellen man besprechen will. Diese ganze aus etwa hundertunddreißig Personen bestehende Gesellschaft, der noch die Meister fehlen, ist in einem Saale des Gebäudes versammelt, der ganz jenem Zimmer gleicht, in welchem Clement seinen Auftrag übernahm, nur ist er größer und hoher und die blaue Tafel in ihm so lang, daß sämmtliche Mitglieder der Brüderschaft daran auf niedrigen Bänken Platz nehmen können, während für den Kophta, die fremden und einheimischen Meister sieben Sessel am oberen Ende der Tafel erhöht stehen.

Eine dumpfe Stille, wie sie bedeutungsvollen Ereignissen, die einen tieferen Eindruck auf die Gemüther machen, voranzugehen pflegt, herrscht unter den Versammelten; nur flüsternd, als erschrecken sie vor dem Laute ihrer eigenen Stimmen, unterhalten sie sich und blicken bedeutungsvoll auf das mit schwarzem Flor umwundene Crucifix auf der Tafel. Sie Alle sind unmaskirt, nur die Meister haben dies Vorrecht.

Jetzt schlägt eine Glocke mit tiefem, dumpfen Klange zwölf Mal, und Aller Augen richten sich auf die Flügelthür am oberen Ende der Tafel. Mit dem letzten Schlage der Glocke springt die Thür weit auf und aus ihr treten der Kophta, an seinem blitzenden Ordenssteine kenntlich, und die sechs Meister, alle Sieben blaue Masken tragend, die Häupter mit schwarzem Flor verhüllt; sie tragen ein Buch — dasjenige, welches die Gesetze des Ordens enthält — einen Schlüssel, ein großes Siegel und die übrigen Maurer-Embleme. Die Versammlung verneigt sich tief, nachdem Jeder vorher schon an seinen Platz getreten ist, und die Meister schreiten würdevoll den Sesseln zu und bleiben an ihnen stehen. Der Kophta nimmt das Wort.

— Im Namen des Lichtes, der Freiheit und der Brüderlichkeit seid gegrüßt, meine Brüder! beginnt er in feierlichem Tone, und fährt dann nach einer Pause fort: Eine traurige Veranlassung führt die Mitglieder dieser Loge heute hier zusammen, denn durch den hohen und weisen Beschluß des Groß-Kophta's, des wahren und wahrhaftigen heiligen Schülers des Elias, dem wir uns in Demuth und tiefer Ehrfurcht gehorsam beugen, ist ihr gerade der Auftrag geworden, über ein unwürdiges Mitglied des Ordens, das leider zu ihr Zutritt gefunden hat, Recht zu sprechen und abzuurtheilen nach den Gesetzen der Societas Rosae crucianorum, welchen getreulich zu folgen und sie höher als alle weltlichen und kirchlichen Gesetze zu stellen ein Jeder von uns mit einem heiligen Eide geschworen hat.

Im Namen des Groß-Kophta, der jedes unserer Worte jetzt hört, in die geheimsten Falten eines jeden Herzens kraft seiner Allweisheit und göttlichen Macht blickt, obgleich seine körperliche Gestalt zur Zeit in den Pyramiden am Ufer des Nils weilt, spreche ich jetzt die Anklage gegen den Beschuldigten, der in unserer Brüderschaft den Namen Ajas angenommen hat, Geselle der Loge zu den vier Elementen. Die Brüderschaft kennt ihn nur unter diesem Namen, und mag sein irdischer Name, Stand und Rang sein, welcher er und so hoch er wolle, dies wird ihn nicht schützen vor dem Arm des Ordens, der da reichet in alle Zonen und Weltgegenden und mächtiger ist, als alle Scepter der weltlichen Fürsten. Dieser Ajas ist angeklagt der Nachlässigkeit im Dienste des Ordens, der Gefährdung seiner Interessen durch gemeinen Eigennutz und damit des direkten Ungehorsams gegen die Befehle seiner Meister, die ihn ausdrücklich vor diesem Verbrechen gewarnt haben. Hört, meine Brüder, Meister und Gesellen der Loge zu den vier Elementen, und Ihr fremden Meister, die zu diesem Gerichtstage hierher berufen worden, und urtheilt dann getreu Eurem Gewissen und den Gesetzen unseres heiligen Ordens.

Auf einen Wink des Kophta's ließ sich die ganze Gesellschaft auf ihre Sitze nieder, nur er selbst blieb stehen und hielt einen Vortrag, der den Meisten räthselhaft blieb und bleiben sollte. Er begann mit einer Art von Entschuldigung, daß es den Meistern nicht vergönnt sei, den Uneingeweihten, den unteren Klassen des Ordens Angehörigen alle die großen Ideen und Pläne zu offenbaren, denen sie den Gesetzen und

Tendenzen des Ordens gemäß folgen müßten; da es sich hier um ein solches Geheimniß handele, könne der Vortrag über des Bruder Ajas Schuld nicht auf sprechende Thatsachen gegründet werden und man müsse sich mit dem Worte der Meister begnügen, die ihn bereits einstimmig für schuldig erklärt hätten. Dann erzählte er, der Angeklagte sei in den wichtigsten Angelegenheiten des Ordens mit einem Auftrage betraut worden, für dessen glückliche Erfüllung man ihm das Meisterthum versprochen habe; er habe sich demselben mit einem besonderen feierlichen Eide willig unterzogen und sich anfangs auch eifrig darum bemüht, ihn auszuführen, was die vielversprechendsten Folgen gehabt; nun aber, von Eitelkeit und Habsucht geblendet, habe er von dem Manne, dem sein Auftrag galt, bedeutende Geldsummen angenommen, obgleich es durchaus nöthig gewesen sei, den Schein seiner vollständigen Uneigennützigkeit zu bewahren, und man ihm dies besonders an das Herz gelegt habe; er habe sich von da ab lässig in seiner Pflichterfüllung gezeigt und durch sein Benehmen nicht allein seine Interesselosigkeit an den Orden und seinen Ungehorsam bewiesen, sondern das große Werk, das er vorbereiten sollte, auf das Aeußerste gefährdet und auf längere Zeit ganz unausführbar gemacht.

Wir entnehmen hieraus, daß der Hauptanklagepunkt gegen Clement die Annahme jener zwölftausend Thaler war, die ihm König Friedrich Wilhelm durch Eversmann übersandt hatte.

Als der Kophta seinen Vortrag beendet hatte, erklärte er, gegen die sonstige Sitte sollte die Abstimmung über die Schuld des Angeklagten in diesem besonderen Falle nicht bei dem jüngsten Mitgliede der Loge anfangen, sondern zuerst bei den ganz in die Sache eingeweihten Meistern, damit die Laien durch das Beispiel dieser ehrenwerthen Männer in ihrem Urtheile bestärkt werden. Hierdurch war Allen, wie sie wohl fühlten, ein moralischer Zwang auferlegt, aber Niemand wagte dagegen zu protestieren, denn der Glaube an die Weisheit der Oberen, die Furcht vor ihrer Macht war zu groß dazu, und letztere stieg noch bei diesem ernsten Akte.

Die Abstimmung erfolgte, indem sich der Reihe nach Einer nach dem Anderen erhob und das Wort „schuldig" oder „nichtschuldig" aussprechen sollte; die Meister hatten das erstere gesprochen und die Uebrigen folgten ihnen unbedenklich.

Der Kophta erhob sich jetzt wieder und forderte den zu seiner Rechten sitzenden Meister, der vorher das Gesetzbuch getragen hatte, auf, den auf das Verbrechen bezüglichen Paragraphen aus letzterem vorzulesen. Dieser begann mit lauter Stimme:

— Der Paragraph siebenzehn der heiligen Statuten lautet:

„Wenn ein Bruder unseres Ordens, sei er Meister, Geselle oder Lehrling, einen Auftrag von seinen Oberen erhalten hat und unterzieht sich einem solchen nicht mit aller Demuth und Eifer, wie er dies bei seiner Aufnahme feierlich beschworen, so soll er je nach dem Grade seiner Einsicht und der Stellung, die er einnimmt, die mithin für den mehr oder minderen Grad seiner Befähigung maßgebend ist, bestraft werden, und zwar mit einem Verweise oder Zurücksetzung in eine niedere Klasse oder mit Ausstoßung aus dem Orden oder in sehr wichtigen Fällen, wenn letzterem ein besonderer Nachtheil durch sein Verhalten widerfahren ist, mit dem Tode."

Der Paragraph neunzehn lautet, wie folgt:

„Wer seinen Oberen ungehorsam ist und eine ausdrücklich ihm gewordene Weisung nicht befolgt, soll je nach Maßgabe des dadurch angerichteten Schadens mit Gefangenhaltung bis zu dem Ende seines irdischen Lebens oder mit dem Tode bestraft werden, denn der Gehorsam ist einer der Hauptpfeiler auf denen die Loge ruht."

Und im Paragraphen vierundzwanzig heißt es:

„Wer sich durch Religion, staatliche Gesetze, seine Leidenschaften oder Regungen seines Herzens, mögen sie einen Namen haben, welchen sie wollen, von Erfüllung seiner Pflichten gegen den Orden abwendig

machen läßt, denselben verräth oder eines seiner Geheimnisse, oder ihm irgend einen Nachtheil dadurch herbeigeführt, soll des Todes sterben."

Der Meister schloß das Gesetzbuch und setzte sich wieder nieder.

— Haltet Ihr alle diese Punkte, die soeben verlesen wurden, anwendbar auf den hier vorliegenden Fall und für geeignet, nach ihnen über den unwürdigen Bruder Ajas zu urtheilen, meine Brüder? fragte der Kophta.

Ein einstimmiges „Ja" war die Antwort.

— Welche Strafe hat er also unseren unverletzlichen Gesetzen gemäß verdient? fragte der Kophta weiter.

— Den Tod! erwiederten die Anwesenden dumpf.

Der Kophta und die Meister nahmen die schwarzen Florschleier von ihren Häuptern, zerrissen sie und sagten mit feierlicher Stimme:

— Er soll des Todes sterben.

Hierauf zogen sich die sieben Meister wieder in das Nebenzimmer zurück, nachdem der Kophta die Versammlung darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die Todesart dem Beschlusse sieben Meistern anheimfalle und daß sie in Kurzem wiederkehren und ihr dieselbe verkünden würden.

Eine lautlose Stille herrschte in dem Saale: Niemand von den Ordensbrüdern hatte eine so ernstliche Anklage, einen solchen Ausgang erwartet, denn seit Jahren schon war ein ähnlicher Fall nicht vorgekommen und man hatte sich schon daran gewöhnt, die strengen Gesetze als eine bloße Form zu betrachten. Jetzt sollten sie aber zur Ausführung gebracht werden, und in Vielen regte sich der Zweifel, daß die Macht ihrer Meister wirklich dazu hinreiche. Dies mußte sich jetzt bald entscheiden, und Alle lauschten ängstlich dem bevorstehenden Ausspruche.

Die Meister waren ernst und düster nach einer Viertelstunde wieder erschienen. Nach einigen Formalitäten, welche die allgemeine Spannung nur um so mehr erhöhten, verkündete der Kophta das Urtheil. Es lautete dahin, der Bruder Ajas solle den Tod durch Henkershand auf dem Schafotte sterben, und zwar durch den Strick, und diese Exekution solle binnen hier und einem Jahre vollzogen werden.

— Die Macht unseres Ordens ist groß und reicht weit, schloß der Kophta in warnendem Tone; er schützt die ihm Angehörigen gegen alle weltliche Macht, und kein Bruder wird ihr unterliegen, es sei denn der Wille und die Meinung des göttlichen Groß-Kophta's, aber auch kein Schuldiger wird seinem Arm zu entrinnen vermögen. Diese Sitzung ist aufgehoben. Ich grüße Euch im Namen des Lichts, der Freiheit und der Brüderlichkeit.

Die Anwesenden erhoben sich schweigend; hatten sie es schon nicht für denkbar gehalten, daß die Meister wirklich das Todesurtheil bestätigen und seine Ausführung anordnen würden, so begriffen sie jetzt um so weniger, wie man einen Mann, wie den Baron Clement von Rosenau, auf das Schaffot liefern wollte; kein staatliches Gesetz verlangt dies — wie wollten es also die Rosenkreuzer möglich machen? Dennoch wurden Alle von tiefer Ehrfurcht und Scheu gegen ihre Gesetze und ihre geheimnißvollen Oberen ergriffen, und es gab keinen Einzigen, der über das Urtheil zu spotten oder die Möglichkeit seiner Vollstreckung laut zu bezweifeln gewagt hätte.

Nur die Meister blieben noch zusammen und unterhandelten leise mit einander. — —

Jablonsky hatte sich indessen vergeblich bemüht, dem gesuchten Clement auf die Spur zu kommen; er hatte sich an die preußische Gesandtschaft im Haag gewendet und von dieser erfahren, was sie dem Könige bereits berichtet hatte, aber der jetzige Aufenthalt des Barons war nicht zu ermitteln. Den Prediger hielt auch die Scheu, seinen Stand zu kompromittiren, davon ab, sich an Orte von einigermaßen zweideutigem Rufe zu begeben, wo man Jenen am leichtesten zu finden hoffen konnte, und er erwartete mit Sehnsucht Dumoulin, der erst acht Tage nach ihm eintreffen sollte.

Der Capitain kam zur bestimmten Zeit an, traf an dem verabredeten Orte mit dem Hofprediger zusammen und verfolgte sogleich einen anderen Weg, als welchen derselbe bisher ein-

geschlagen hatte. Es war ihm bekannt, daß Clement ein leidenschaftlicher Spieler sei, und unter solchen glaubte er ihn suchen zu müssen. Sofort erkundigte er sich daher nach den Orten die von diesen besucht zu werden pflegten, und begab sich dorthin. Dumoulin trug natürlich Civilkleidung, und sein Erscheinen erregte somit in der von Fremden gefüllten Stadt nirgends ein besonderes Aufsehen.

Eine ganze Zeit lang blieben alle seine Bestrebungen, auf Clement zu treffen, erfolglos, bis er endlich in einem öffentlichen Lokale in Erfahrung brachte, es verkehre hier ein Mensch, dessen Beschreibung Clements Persönlichkeit entsprach und der den Namen Rosenau führte; es blieb ihm kein Zweifel, es sei dies der Gesuchte. Clement mußte es indeß für gut befinden, sich am Tage nicht allzuviel sehen zu lassen, denn er kam gewöhnlich erst spät in das Spiellokal, das von einer eben nicht ausgewählten Gesellschaft besucht wurde. Dumoulin hatte sich unter die Spieler gemischt, selbst an ihrer Beschäftigung Theil nehmend, und wartete geduldig den Eintritt des Barons ab; er hatte sich vorgenommen, ihn wo möglich nicht zuerst anzureden, um nicht den Verdacht, daß er ihn gesucht habe, in ihm zu erwecken.

Erst gegen Mitternacht erschien Clement; er war sehr elegant gekleidet, aber sein bleiches Gesicht, seine ganze nachlässige Haltung machten den Eindruck eines ungezügelten Leidenschaften ganz ergebenen Mannes; man sah es ihm an, daß er es nicht mehr für nöthig halte, den erborgten höheren Stand äußerlich zur Schau zu tragen. Er begrüßte die Gesellschaft, die er schnell mit einem prüfenden Blicke überflog, ohne Dumoulin zu erkennen, mit Vertraulichkeit und wurde von dem größten Theile derselben ebenso unter dem Namen Rosenau bewillkommt; man schien in ihm sogar einen Meister des Handwerks zu sehen, denn man rückte zusammen, um ihm Platz zu machen, und trug ihm an, die Spielbank zu übernehmen. Clement hatte mit einem kurzen, gleichgültigen Kopfnicken eingewilligt, eine ziemlich bedeutende Summe in Gold nachlässig auf den Tisch geworfen und dann das Spiel begonnen. Dumoulin beobachtete ihn schweigend und nahm an letzterem Theil. Ein beträchtlicher Gewinn, den er machte, veranlaßte Clement, welcher bis dahin glanzlosen Auges auf die Karten gestarrt hatte, als kümmere ihn die Gesellschaft um ihn nicht weiter, schnell zu ihm hinzublicken, und in demselben Augenblick mußte er den Capitain erkannt haben, denn seine Züge überflog blitzschnell der Ausdruck eines lebhaften Schreckens, schwand aber auch, gewaltsam unterdrückt, bald wieder. Er neigte den Kopf begrüßend und ziemlich freundlich gegen Dumoulin, ohne ein Wort gegen diesen fallen zu lassen, und fuhr dann in seiner Beschäftigung fort, als sei nichts vorgefallen, wohl aber konnte der Capitain bemerken, daß sein Blick oft heimlich und ängstlich zu ihm herüberstreifte, als wolle er den Grund seines Hierseins dadurch erforschen. Das Spiel ging noch eine Weile seinen Gang fort, Clement gewann bedeutend und erhob sich endlich, ankündigend, daß er einer kurzen Pause zu seiner Erholung bedürfe. Die Gesellschaft zerstreute sich von dem grünen Tische und bildete jetzt in dem Zimmer kleinere Gruppen, die theils ihren Gewinn oder Verlust überrechneten theils die geforderten Erfrischungen zu sich nahmen.

Clement näherte sich etwas zögernd, wie es den Anschein hatte, dem Capitain Dumoulin; er befand sich demselben gegenüber offenbar in Verlegenheit und schien nicht zu wissen, womit er ihn anreden sollte, was er doch ihrer früheren Bekanntschaft wegen für nöthig hielt. Dumoulin, der dies bemerkte, kam ihm zuvor und ging ihm mit einem Gesicht, in dem sich Ehrerbietung und Freude über das Zusammentreffen spiegelte, entgegen.

— Ich bin sehr glücklich, Sie hier zu sehen, Herr Baron, begann er artig, muß Sie aber gleichzeitig um Entschuldigung bitten, Sie nicht schon früher aufgesucht zu haben; indessen bin ich hier in Geschäften meines allergnädigsten Königs, und diese haben mich bisher vollständig in Anspruch genommen.

Der Baron stotterte ebenfalls einige höfliche Worte über die freudige Ueberraschung, hier einen Bekannten aus Berlin zu treffen, fragte

dann aber sogleich ziemlich interessirt nach dem Grunde von Dumoulins Anwesenheit.

— Das ist eigentlich ein Geheimniß, mein verehrte Herr Baron, erwiederte der Capitain lächelnd, indessen bin ich überzeugt, daß es Ihr Scharfsinn bereits errathen hat, und wage nicht, Ihnen ein Märchen aufbinden zu wollen. Sicherlich werden Sie mich auch nicht verrathen, denn es gilt den Dienst Seiner Majestät. Ich bin hier, um einige lange Rekruten für das Leibregiment anzuwerben und nach dem Depot zu bringen, in dem wir uns vor einigen Monaten trafen; ein gefährliches Geschäft hier im Auslande; Sie werden begreifen, daß es große Behutsamkeit erfordert, das Geheimniß zu bewahren.

Clements Brust hob sich erleichtert; er dachte nicht daran, dem Capitain zu mißtrauen, der mit der größten Unbefangenheit sprach und seine erste Besorgniß, derselbe sei seinetwegen hier, war gehoben.

— Sie können überzeugt sein, Capitain, daß ich zu schweigen verstehe, antwortete er ruhig. Ich wünsche ihnen viel Glück zu Ihrem Geschäft. Wie lange meinen Sie, daß dasselbe Sie aufhalten wird?

— Das ist nicht gewiß vorauszusehen; ich denke acht bis vierzehn Tage.

— Sie vertreiben sich die Zeit hier recht angenehm? scherzte der Baron, auf den Spieltisch deutend.

— Es bleibt mir Zeit genug dazu übrig, ohne daß ich meine Pflicht versäume, erwiederte Dumoulin. Ich hoffe, ich werde öfter das Vergnügen haben, Sie hier zu sehen; man ist glücklich, in der Fremde auf einen Bekannten zu treffen, und besonders unter diesen Holländern, die mit ihrem unerschütterlichen Phlegma entsetzlich langweilig sind.

— Sie finden mich fast jeden Abend hier und es wird mir sehr angenehm sein, wenn Sie mich in meiner Wohnung besuchen wollen sagte Clement leichthin und glaubte, sich mit dieser höflichen Redensart Dumoulins zu entledigen, denn er bezeichnete diese Wohnung nicht näher. Sie kommen jetzt direkt aus Berlin?

— Nein, aus jenem Dorfe bei Cleve, in dem wir uns sahen; ich schmachte noch immer dort in der Verbannung.

— Da bedaure ich Sie, und es thut mir leid, daß ich nicht Nachrichten von Berlin durch Sie erhalten kann. Ich habe erst kürzlich einen Brief von meiner Braut empfangen, und darnach hat sich dort nichts besonders verändert

Dumoulin ärgerte sich nicht wenig über Clements unverschämte Lüge, denn er wußte sicher daß Emma in gar keiner brieflichen Verbindung mit ihm stehe, aber er ließ sich dies nicht merken und erkundigte sich selbst anscheinend so neugierig nach den Berliner Verhältnissen, daß Clement sich ganz sicher hielt, Dumoulin stehe in gar keiner Verbindung mit dem Hofe und den Personen, die er zu fürchten habe. Der junge Offizier gefiel ihm, er schien viel Geld zu haben und solches verlieren zu können, denn er spielte ziemlich hoch, und so fand er gar kein Bedenken darin, sich mit Dumoulin auf einen vertrauteren Fuß zu stellen.

— Sie werden bald nach Berlin zurückkehren, Herr Baron? fragte Dumoulin ganz unbefangen im weiteren Verlaufe der Unterhaltung.

— Ich glaube es; meine Geschäfte fesseln mich noch an den Haag, sobald sie aber beendet sind, was in einigen Wochen der Fall sein kann, denke ich dort meine Hochzeit zu feiern antwortete Clement mit großer Sicherheit. Ich hoffe, unsere Bekanntschaft wird sich dort fortsetzen.

Das Spiel begann wieder und Beide gaben sich ihm ganz hin. Als es gegen Morgen geschlossen wurde, wollte Dumoulin, wie er sich fest vorgenommen hatte, Clement nicht von der Seite weichen, um zuvörderst seine Wohnung zu erfahren. Plötzlich aber war dieser verschwunden, ohne von ihm Abschied genommen zu haben, und der Offizier befand sich in neuer Verlegenheit. Weder einer der Spieler, noch der Wirth des Lokals vermochten des Barons Wohnung anzugeben, und mit Schrecken überzeugte sich Dumoulin, daß er noch nicht vorsichtig genug gewesen sei und daß es ihm nun um so schwerer werden möchte, Clement ein zweites Mal aufzufinden.

Vorläufig theilte er dem Hofprediger noch nichts von dieser Begegnung mit, denn er hatte nicht viel Vertrauen zu dessen Vorsicht und Geschicklichkeit, auch ärgerte er sich über seine eigene Unvorsichtigkeit und wollte diese nicht eingestehen, durchaus aber mußte er den Baron wiederfinden und ihn dann mit Jablonsky zusammenführen, wobei er nur als ganz zufälliger Vermittler erscheinen durfte. Er setzte deshalb seine Bemühungen, den Baron zu ermitteln, fort.

Wie es Clements ganzes Benehmen in letzter Zeit schon klar sagte, war er wirklich Willens, nicht wieder nach Berlin zurückzukehren. Des Königs augenscheinlich kälter gewordene Neigung für ihn, der Aufschub seiner Hochzeit, vor Allem der Auftrag, die Briefe Anhalts und Grumbkows zurückzuschaffen, hatten ihm die Ueberzeugung gegeben, man hege bereits Verdacht gegen ihn und er hatte sich überlegt, daß es besser sei, es sich an den bereits erhaltenen zwölftausend Thalern genügen zu lassen, die lange zur Befriedigung seiner verschwenderischen Bedürfnisse hinreichen konnten, als sich in der ungewissen Hoffnung auf die Befriedigung seines Ehrgeizes einer bedenklichen Gefahr auszusetzen; wenigstens dachte er jetzt noch nicht im Entferntesten daran, die Papiere, die sich niemals im Besitze des sächsischen Gesandten, sondern stets in seinen eigenen Händen oder in denen eines zuverlässigen Bekannten befunden hatten, ein zweites Mal auszuliefern und prüfen zu lassen. Der Minister von Flemming erwartete ihn schon seit längerer Zeit in Dresden zurück, aber Clement hatte auch dazu keine Lust, sich von Neuem einem mühevollen Dienst zu unterziehen, wobei er noch außerdem Gefahr lief, von dem Könige von Preußen angeklagt und zur Rechenschaft gezogen zu werden; auch hatte er allen Grund, die Rache der dortigen Rosenkreuzer zu fürchten die er in letzter Zeit ganz und gar vernachlässigt hatte; er wußte recht gut, daß er die Pflichten gegen den Orden gebrochen habe, und kannte die Strafe dafür, aber er fürchtete auch nicht zu ängstlich, man werde eine solche offen gegen ihn zur Anwendung bringen.

Fortsetzung folgt.

Morgenstunden eines Redacteurs.

Ein Bild aus dem täglichen Leben.

Von

Joseph Röhdinger.

„Die Uhr schlägt fünf —
Der Wanderer macht sich auf die Strümpf —“

oder vielmehr: „in die Strümpf',“ wie ich, um jedes Mißverständniß zu vermeiden, in diesem Fall sagen müßte. Denn es könnte wohl Leser geben, die am Ende glaubten, eine so mysteriöse Größe, wie ein Redacteur, beginne seinen Tag in so früher Stunde wirklich schon mit einer Wanderung. Möglich ist das freilich auch, denn Ausnahmen gibt es überall; im allgemeinen jedoch gehört die Unterabtheilung der Literaten, welche die Redacteure in sich begreift, mehr zu jener Klasse des Menschengeschlechts, die man „Haus- oder Stuben-Menschen“ benennen kann. Dieselben sind natürlich zuweilen auch auf der Straße und in Freistunden an schönen Sommertagen sogar in Wein- oder Biergärten zu finden; für gewöhnlich aber sind sie bequem und keine Freunde der Bewegung, suchen ihre nothwendigen Ausgänge so kurz wie möglich einzurichten, gelangen zu ihren Vergnügungslokalen nie auf Umwegen, sitzen bis tief in die Nacht hinein und haben von der Stundenfolge zwischen Mitternacht und acht Uhr Morgens entweder gar keine oder nur eine höchst unklare Vorstellung.

Ausnahmen gibt es aber, wie gesagt, überall und ich fühle mich glücklich, mich dem geehrten

Publikum als eine solche vorstellen zu können, d. h. wohlverstanden nur in dem Punkt des Frühaufstehens, da ich außerdem durchaus wie alle, und weder zu vielen Ausgängen noch Umwegen oder gar Spaziergängen geneigt bin. Früh aufstehen aber thu' ich, und es möchte wenige Morgen im Jahr geben, wo mich der fünfte Stundenschlag noch im Bett fände. Erwach' ich später, so kann ich drauf schwören, daß mir irgend ein Unwohlsein im Leibe steckt und daß von einem gedeihlichen Arbeiten an dem Tage keine Rede sein wird. Gibt es an diesen letztern Tagen nun noch feuchtes oder graues Wetter, schwere trübe Nebel- oder gar Gewitterluft, so ist die Sache radikal aus, meine Hausgenossen ergreifen jede Gelegenheit mir aus dem Wege zu gehn, und ich selber würde es dann für ausgezeichnete Einrichtung halten, wenn man sich zuweilen selber entlaufen könnte — so widerwärtig erscheine ich mir selbst. — Komme ich aber früher oder rechtzeitig heraus, so ist alles recht; ich fühle mich nie frischer, zufriedener und glücklicher als in diesen meistens noch todtenstillen, einsamen Morgenstunden, und segne es täglich aus dem tiefsten Herzen, daß mein Vater uns Knaben vordem niemals Nachmittags oder gar Abends bei unsern Schularbeiten duldete, sondern uns zu ihrer Vollendung morgens in der Früh, aufstehen hieß. — Was mir damals anerzogen wurde, hängt mir freilich nun so fest an, das ich mich auch heut noch nach dem Mittagsessen entweder gar nicht oder nur höchst verdrießlich zu irgend einer Arbeit verstehe, und wär's auch nur der allertrockenste und allerkürzeste Brief.

Heut ist ein guter Tag. Ich bin vor fünf Uhr aus dem Schlafzimmer entwichen, habe schon eingeheizt — wir sind im Winter — und fühle das Zimmer warm werden, meine Lampe leuchtet freundlich, mein Kaffee ist fertig, meine Pfeife schmeckt mir ausgezeichnet, und ich fühle mich bei der rings herrschenden Stille mehr als je zur Arbeit aufgelegt. Freilich wäre es unter diesen Umständen wünschenswerth, daß ich mich irgend einer selbständigen Arbeit widmete; da ich jedoch in der letzten Zeit einige unwichtigere Partieen meiner Redactionsgeschäfte — ich führe die Redaction eines alle Montage erscheinenden Unterhaltungsblatts — nothgedrungen ein wenig auf die Seite schieben mußte, so gilt es jetzt nachzuholen und während dieser Tage mit allem wieder in vollen richtigen Gang zu kommen.

Ich zweifle gar nicht, daß mancher, der die letzten Zeilen liest, achselzuckend fragt, wie denn bei einer Redaction von vielen Geschäften und nun gar von verschiedenartigen die Rede sein könne. Manche halten den Satz: der und der führt die Redaction des und des Blatts — für wenig mehr als einen Euphemismus. In ihrem Sinne müßte er wahrheitsgemäß lauten: der und der fröhnt einem — höchst sündhaften — Müßigang, den er abscheulicher Weise noch obendrein bezahlt kriegt und er thut's, weil er zu einem soliden bürgerlichen Geschäft, zu einem Staatsamt nicht Fähigkeiten, Ausdauer, Kenntnisse genug hat. Wie man zu diesem letzteren Grunde kommt, ist leider sehr erklärlich, und traurig ist's, daß er nur gar zu häufig das Richtige ausspricht. Niemand kann besser wissen als der Redacteur eines gelesenen Unterhaltungsblatts, welche Masse hohler und unreifer Köpfe sich dem „Literatenstande" zuwendet, und zwar nicht aus einem, immerhin noch anzuerkennenden, innerlichen Trieb, sondern häufig im unsinnigsten Leichtsinn, aus den allerfrivolsten Gründen, in dem, leider aber auch vielfach noch im Publikum verbreiteten, halb lächerlichen, halb betrübenden Aberglauben, daß ein sogenannter Literat fix und fertig sei, wenn er den Einfällen seines Kopfes Worte zu leihen vermöge.

Ich habe es hier aber noch nicht mit diesen Mysterien des Geschäfts zu thun, sondern vorerst mit der reinen Außenseite desselben, und da ist es seltsam genug, daß die Wörter: Redigiren, Redaction, Redacteur u. s. w., welche bei der stets zunehmenden Vorliebe des Publikums für die periodische Literatur jedermann vollkommen geläufig geworden sind und überall ausgesprochen und vernommen werden, dennoch zu denen gehören, von denen die wenigsten begreifen, was sie im Grunde bezeichnen sollen. Wer auch nur daran denkt, daß der Redacteur ein Mensch ist, der den Inhalt sei-

nes Blatts zusammenbringt und der Polizei gegenüber vertritt, der thut schon viel, und noch mehr derjenige, welcher es für möglich hält, daß der Mann den Inhalt nun auch nicht nur wirklich zusammenbringen, sondern noch obendrein ordnen müsse, daher einerseits mit aller Welt zu korrespondiren und andrerseits auch noch nachzudenken und zu überlegen habe. Wer endlich drittens noch ahnt — mehr wird er schwerlich — daß die Redacteure unsrer meisten Blätter auch noch das Aeußere ihres Blatts d. h. den Druck der Artikel zu überwachen, Correcturen zu lesen haben, — der nähert sich schon bedeutend den Leuten vom Fach. Nun ist es richtig, daß sich die gesammte Thätigkeit eines Redacteurs in die drei Theile: Sammeln des Stoffs, Redigiren und Einordnen desselben und Ueberwachung des Drucks — zerlegen läßt. Was aber in jedem dieser Theile enthalten ist, wie sie in unendlich viele Unterabtheilungen zerfallen, davon weiß nur der Mann vom Fach oder derjenige, welcher sich aus irgend einem Grunde ganz besonders für dies Geschäft interessirt und sich von jenem hat Aufklärung geben lassen.

Wenn ich euch in dies Reich methodisch einführen wollte, müßte ich allerdings anders zu Werk gehn als jetzt und meinen Tag erst um acht oder neun Uhr mit der abgehenden oder anlangenden Post beginnen. Jetzt ist es aber erst die fünfte Morgenstunde eines Wintertags wo die armen Postbeamten und Brief- und Paketträger noch bis in die Fußspitzen hinein schlafen und sanft und glücklich von nichts als ihren seltenen freien Tagen träumen. In dem Schrank, welchen ich für die Redaction eingerichtet habe, liegen jedoch in einem besonderen Fach die Manuscripte, welche in den letzten drei bis vier Wochen anlangten und noch nicht gelesen worden sind. Aus dem enormen Stoße suche ich mir gewissenhaft die ältesten heraus nnd beginne einen der am wenigsten beneidenswerthen Theile meines Geschäfts — die Prüfung, welches von ihnen sich für mein Blatt eignet.

Derjenigen, von denen ich auf den bloßen Namen ihres Verfassers hin glauben kann, daß sie für mich passen und die ich daher ungelesen in das Fach der angenommenen Arbeiten lege, sind unendlich wenige. Früher habe ich das ein paarmal gethan, bin seitdem jedoch mißtrauisch geworden und lasse jetzt fast ausnahmslos alle die Revue passiren, die Meister so gut wie die Anfänger. Man hat leider selbst von den Meistern zuweilen seltsame Dinge zu erleben. Immerhin versteht es sich aber von selbst, daß man den Beitrag eines Meisters oder überhaupt älteren Mitarbeiters schon aus reinen Bequemlichkeitsrücksichten lieber liest, als den eines neu herzutretenden Autors, da bei jenem die Handschrift uns geläufig und die Prüfung viel schneller gethan ist, als bei diesem, wo man vernünftigerweise viel sorgfältiger zu Werke gehn und das Stück genau lesen muß, wenn man dem Verfasser nicht zuweilen ein großes Unrecht anthun will. Derjenigen Arbeiten, welche sich auf den ersten Blick oder nach einigem Blättern bereits als durchaus unbrauchbar erweisen, gibt es im Ganzen doch auch wieder nicht so gar viele. Sie gelangen wenigstens nicht leicht in großer Zahl an ein Blatt von gutem Ruf. Trotz aller Eingebildetheit findet man bei den Verfassern solcher Unglücksarbeiten doch noch gewöhnlich einen kleinen Rest von Einsicht und heilsamer Scheu der sie von besagtem Blatte fern hält, wenn sie selbst das Ding oft auch ganz anders benennen. Sie sagen dann nämlich verächtlich: „ich werde mich hüten, dem hochmüthigen Narren etwas zuzuwenden." — Die meisten Arbeiten sind von jenem Mittelschlage, wo neben dem Gewöhnlichen oft ganz Hübsches und sogar recht Gutes, dann aber freilich auch wieder grenzenlos Unbedeutendes oder Geschmackloses zu finden ist. Das muß man doch einigermaßen kennen lernen und gegen einander abmessen, welches überwiegen möge, und ob man hoffen dürfe, im Nothfall das Schlechte herauswerfen und das Erträgliche so zusammenziehen zu können, daß das Ganze leserlich und aufnahmsfähig werde.

Die erste Arbeit, welche ich in die Hand bekomme, hat seit vier Wochen in meinem Schrank gelegen, und ich bin von dem Verfasser bereits gemahnt worden. Die jungen Autoren haben stets eine — freilich sehr begreifliche — Unge-

bulo nach der Antwort in sich, die mich im Anfang meiner Redaction zuweilen fast verzweifeln ließ. Sie denken einerseits stets, daß ihre Arbeit die einzige vorliegende, und überlegen andrerseits nie, daß ein Redacteur mehr zu thun hat als Manuscripte zu lesen, und, wenn er gewissenhaft sein will, zur Zeit nicht viele hinter einander lesen kann. Er kann es auch gar nicht, denn verehrliches Leser- und Autoren-Publikum mag es mir glauben, daß eine solche Lecture geistig und leiblich angreift.

Vorliegendes Manuscript ist aus Sachsen. Das sehe ich nicht allein an dem Poststempel und der Adresse im Briefe, sondern auch an der Handschrift, die in manchen Landstrichen einen sehr bestimmten und leicht erkennbaren Charakter hat — z. B. eben in Sachsen, in Baiern, in Hannover, im preußischen Rheinland u. s. w. Die Sachsen haben jedoch auch noch ein anderes Kennzeichen. Wer nämlich irgend in Dresden bekannt ist, bringt in seiner Arbeit sicher ästhetische Unterhaltungen über Theater, Musik, vor allem aber über Malerei, und wenn irgend möglich über die Bildergallerie an. Wir erkennen den Local-Patriotismus, der sich darin enthüllt, auf das bereitwilligste an, allein zuletzt werden diese kopirenden Maler und Malerinnen, die Sixtinische Madonna und Ihresgleichen, die Bilder, der Theetisch, die schöne Natur, die Musik und der über dies alles sich ergießende Geist e. c. ein wenig langweilig. Wir werden dabei unwillkürlich an die Zeiten der Hell'schen „Vespertina" erinnert — Gott habe sie selig!

Die rührenden Spuren dieses Patriotismus — oder wollen wir lieber: dieser Pietät — sagen? — finden sich denn auch schon im Anfang und fließen mir von vorn herein eine nicht gerade behagliche Stimmung ein. Ein „alter" Herr von so und so lebt tief in irgend einem Walde, verwittwet, mit einer „jungen Tochter", die mit einem höchst gebildeten Schulzen- oder Schullehrerssohn aufgewachsen ist und mit ihm in einem, beiden noch unklaren, aber schon „aufdämmernden" Liebesverhältniß steht. Die Jungfrau ist „sauvage" und schön, der Schullehrerssohn gleichfalls admirable schön, admirable zart und gut, übergens schwach und ausgezeichnet träumerisch; der Vater endlich, ein würdiger Greis mit schneeweißen Haaren, der sich seiner unglaublich tristen Erfahrungen wegen in diese Einsamkeit zurückgezogen, mit träumerischem Lächeln auf seine geheimnißvolle Vergangenheit, sein Leid und sein Glück blickt, eine Gräfin in Dresden zur Schwester hat, die dort ein weiblicher Mäcen aller Kunst ist, ein großes Haus macht, ihren alten schwermüthigen Bruder fast vergaß und, wie sich später herausstellt, alle Herren — Männer gibt es in solchen Geschichten nicht — mit Recht grob behandelt, bis auf Einen natürlich. Dem alten Schwermüthigen kommt es in Erinnerung, daß seine Tochter in seiner Einsamkeit doch nicht ewig bleiben könne, sondern auch etwas von der Welt sehen müsse. Sie soll daher nach Dresden zur Tante, der alte Vater bereitet sie wehmüthig auf die Gefahren des Weltlebens vor, der Schullehrerssohn wird starr und steif vor Schreck über die Gefahr, welche seiner Liebe droht, wird sich dieser letzteren in ihrem ganzen Umfange plötzlich bewußt und läßt sich von der Geliebten an abgelegenen Park- und Waldstellen in unbegreiflicher Schwermuth, mit bleicher Stirn und mit Moos und dürrem Laub in dem verwirrten lockigen blonden Haar antreffen. Die Jungfrau aber, die uns dies NB! alles selber erzählt, wird sich zwar gleichfalls ihrer Liebe bewußt, redet dem Geliebten auch Muth ein, denkt aber meistens an Dresden und was ihr dort bevorsteht, „denn," sagt sie, „diese Reise versprach mir eine Iliade der Glückseligkeit." Da stirbt plötzlich der greise Vater an Altersschwäche und — ich klappe mein Manuscript zu und sage befriedigt: gehorsamer Diener! —

Verehrliches Publikum möge mir glauben, daß Vorstehendes nicht übertrieben, sondern buchstäblich wahr und mit den schönsten Ausschmückungen, Verzierungen und salonfähigen Fremdwörtern versehn so oder ähnlich in mehr als einem deutschen Dichterprodukt zu finden ist. Verehrliches Publikum wolle ferner darüber nicht sogleich den Stab brechen, sondern glauben, daß dergleichen für den denkenden Menschen überaus lehrreich und stoffhaltig ist.

Ja, solchen und ähnlichen Dichtungen verdanke ich einen demnächst druckfertigen „Essai" über die stereotypen „Suchten" unserer Dichter und Dichterinnen. Darin wird unter anderem enthalten sein: 1) Die Alterssucht, mit der Frage, seit wann es herkömmlich geworden daß die Väter und Mütter der Romanhelden und = Heldinnen ihre Kinder stets erst im 60. Lebensjahre erzeugen und, wenn dieselben erwachsen sind, vor Altersschwäche sterben; 2) die Jugendsucht, mit einer Untersuchung über das Hauptwunder, daß die Heldinnen in solchen Schriften niemals altern, sondern stets jung und liebreich bleiben. Und währte die „Novelle" vierzig Jahre, die Heldin wird nicht älter als höchstens vierundzwanzig. So erinnere ich mich einer vortrefflichen Geschichte, wo die Heldin im Jahre 1786, sechzehn Jahre alt, ihr Liebesverhältniß beginnt und den Geliebten 1804, 22 Jahre alt, heirathet. — 3) Die Fremdwörter=Sucht, ein Abschnitt über die zärtliche Neigung zu unpassenden Fremdwörtern, — 4) die geniale Sucht, ein Excurs über den unwiderstehlichen Trieb, unsere deutsche Sprache zu „verbessern" und die Lehre von der Interpunction und Orthographie auf das genialste zu mißhandeln; — 5) — doch ich will mich nicht weiter verrathen.

Ich gehe also zu anderen Manuscripten über und schlage mich durch ähnliche, durch bessere und schlimmere, wie es grade kommt, ohne daß ich dabei meine gute Laune verliere. Diese erhält nur da einen Stoß, wo mir Manuscripte, „anvertraut" wurden, gegen deren Verfasser oder Empfehler ich nothwendig Rücksichten zu üben habe, oder wo die Autoren in ihren mir übrigens sehr willkommenen Arbeiten sich einmal vom Teufel plagen lassen, allerlei Religiöses oder Politisches so bissig zu behandeln, daß mir dadurch die Annahme, in dieser Gestalt unmöglich gemacht wird. Ich muß also zurückweisen oder, wenn es sich thun läßt, stillschweigend streichen und mäßigen, und mache mir und dem Blatt in jedem Fall einen erbitterten Feind. Jedenfalls könnte ich mich da aber noch mit dem alten Spruch trösten: „viel Feind', viel Ehr'!" und überdies wiegt der mögliche Zorn eines kleinen Autors — denn nur ein solcher macht mir solche Noth, indem er an den möglichst unpassenden Stellen seines Werkleins in Politik oder Religion wüthet, — nichts gegen den ebenso möglichen Verlust von fünfzig Abonnenten. Aber gegen „Rücksichten" und „Empfehlungen" gibt es keinen Schutz und keinen Trost.

Es gibt Namen in der Literatur, welche einer Arbeit zum Abdruck verhelfen, möge sie im Grunde auch dieser Namen nichts weniger als würdig sein. Der Redacteur nimmt, dankt laut und flucht oder seufzt leise. Es gibt Bekanntschaften, gesellschaftliche Verbindungen, die von der andern Seite nur dazu kultivirt zu werden scheinen, um bei Gelegenheit dem armen Redacteur ein möglichst unreifes Product zum Abdruck aufzunöthigen. Der Redacteur ist Mensch, er muß mit andern verkehren, gesellschaftliche Rücksichten üben, und wo eine briefliche Ablehnung noch ausführbar wäre, ist sie mündlich zuweilen unmöglich. — Es kommen von berühmten Namen Zuschriften welche ein wiederum möglichst unreifes Product — gewöhnlich von einer liebenswürdigen Freundin — mit der allerbehaglichsten Unbefangenheit als ein treffliches Werk darstellen und die Annahme verlangen. Oder es kommt ein armer Teufel, den man durch die Aufnahme eines Beitrags vom Hungertode rettet. Und das geht so fort und stürmt von allen Seiten herein. Der Redacteur sieht die Armseligkeit sehr wohl ein, kann aber nicht zurückweisen, entschließt sich durch eigene Arbeit das Ding wenigstens von den größten Unebenheiten und Unfertigkeiten zu befreien, hat schließlich, nach dem Erscheinen des Hefts, von allen Seiten zu hören: „aber wie können Sie solche Absurditäten abdrucken?" — und ein Dutzend kleiner Autoren in Deutschlands Gauen erklären besagten Redacteur für einen Halbnarren der ihre Arbeiten zurückweise und nun solch „Bettelzeug" annehme! —

Doch genug für jetzt. Die Uhr ist sieben geworden und ich erinnere mich zur rechten Zeit, daß der Druck meines nächsten Hefts übermorgen beginnen soll und ich den letzten Bogen noch in der Correctur und später in

der Revision zu lesen habe, so daß die Zeit drängt. Werthes Publikum meint gewöhnlich, daß dies halb eine reine Spielerei, halb etwas durchaus Ueberflüssiges sei; es nimmt an, daß der Satz aus den Händen des Setzers fehlerfrei hervorgehe, oder daß man kleine Mängel und Irrthümer augenblicklich beim Lesen bemerken müsse. Junge Autoren lesen die ihnen überschickten Correcturen ihrer Werke so lange mit stillem Glück, bis sie durch ei en kleinen Fehler in „rasigen" Zorn versetzt werden. Sie begreifen nicht, wie ein solcher „Unsinn" zu Platz kommen kann. Sie gratuliren sich jetzt, daß sie sich selbst die Correctur ihres Werkes ausbedungen haben und stehn stolz dafür ein, daß kein Fehler übrig bleibt, ebenso wie auch jeder gewöhnliche Leser darauf schwören möchte, daß er nichts übersehen werde. Und nun lasse man ein solches vollendetes Werk einmal von einem wirklichen Corrector durchgehen oder von dem Autor selbst oder einem andern Leser, wenn man nicht mehr auf Fehler zu fahnden hat, sondern sich an dem Inhalt erbauen will. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft an das maßlose Entsetzen, das mich überkam, als ich zum erstenmal mein erstes Buch fertig vor mir hatte und nun die Fehler fand, die ich selber in der Correctur übersehen, während ich mir doch Gott weiß wie viel auf meine Sorgfalt einbildete.

Es ist in der That ein eigen Ding mit solchen Fehlern. Sie sind oft wie böse oder neckische Geister, die sich zuerst trotz alles Suchens nicht entdecken lassen und sich hinterdrein, wenn's zu spät ist, gewissermaßen spöttisch dem Auge auf den ersten Blick präsentiren. Daß man sie anfänglich übersieht und später entdeckt, schreibt sich zwar zum großen Theil von der Mangelhaftigkeit eines Correcturabzugs und von der Sauberkeit des wirklichen Reindrucks her; hauptsächlich aber bleiben sie durch die Ungeübtheit desjenigen stehn, der zum erstenmal oder selten eine Correctur liest. Das ist sehr gut zu erklären und stets zu entschuldigen, denn es ist, wie ich versichern kann, nicht so leicht wie man sich's denkt, einen oder einige Bogen nicht nur nach dem Sinn und Inhalt, sondern auch und mindestens ebenso aufmerksam, wie ein Abcschüler, nach den Buchstaben zu lesen. Ein Anfänger oder Laie übersieht stets das Eine über dem Andern, am seltesten bemerkt man falsche Buchstaben, Interpunctionszeichen und dgl. m., wozu denn freilich auch noch die Unsicherheit mancher Autoren und besonders vieler Schriftsteller i n n e n im richtigen Gebrauch solcher Zeichen kommt. Der als solcher angestellte Corrector großer Buchdruckereien oder Buchhandlungen übersieht dagegen selten Fehler dieser Art, bekümmert sich aber häufig desto weniger um den Sinn des Gelesenen und die Intention des Verfassers; wenn die Wörter, die da stehn, ihre richtigen Buchstaben haben, so ist er fertig.

Aber auch selbst der gewissenhafteste und geübteste Corrector bleibt ein Mensch mit menschlichen Augen und kann niemals auf die Fehlerlosigkeit eines Druckes schwören. Er kann nicht bei jedem einzelnen Wort das Manuscript — welches häufig so unleserlich wie möglich — vergleichen. Er interpungirt richtig und schreibt richtig, vermeidet jene Fehler, gegen die das große Publikum am gleichgültigsten ist oder die es gar nicht bemerkt, während sie dem denkenden Leser häufig die widerwärtigsten sind. Er läßt nicht leicht ein m statt eines n oder einen umgekehrten Buchstaben passiren, er gibt sich Mühe, dem Autor und seinem Werke gerecht zu werden. Aber er läßt doch einmal ein i m m e r statt eines n i m m e r, ein n u n statt eines n e u stehn, da an der betreffenden Stelle das Eine wie das Andere einen erträglichen Sinn gibt. Er findet zuweilen ein Wort, das an dieser Stelle durchaus unsinnig ist. Er sieht im Manuscripte nach und ist nicht im Stande, das fragliche Wort zu lesen; er versteht zwar, was der Autor etwa sagen will, allein es passen dazu manche Wörter, von denen jedoch keins aus den verzwickten Schriftzügen herauszufinden ist. Er muß endlich ein einigermaßen passendes Wort wählen und trifft vielleicht doch nicht das richtige.

So fand ich z. B. in einer Correctur einmal den Satz: „d i e s c h r e c k l i c h e n S t r o p h e n T ö d t u n g f a l l e n i h m

ein." Was sollte das nun heißen? Im Manuscript, das allerdings sehr unleserlich, ließen sich doch die Worte: die schrecklichen Strophen — fallen ihm ein — ziemlich gut lesen, aber das anscheinend dazwischen stehende Wort war auf keine Weise zu enträthseln. Nun war im Vorhergehenden von den Weissagungen eines Braminen die Rede, die möglicherweise in Versen oder Strophen gegeben sein konnten, und so entschloß ich mich mit zu Rath gezogenen Freunden zu dem Satze: die schrecklichen Strophen des Braminen u. s. w. Der Verfasser schrieb mir aber höchlich entrüstet, daß er das nicht gesagt habe. Es stehe dort nichts von ‚Strophen' zu lesen, sondern die Stelle laute: die schrecklichen Prophezeiungen u. s. w.

Aber ich will meine Leser nicht länger bei diesen halb unbedeutenden, halb unbehaglichen Dingen aufhalten und sie lieber zu einer Klasse von Fehlern führen, die das Publikum, wenn es sie einmal findet, zum hellen Lachen bringen, dem unglücklichen Autor die Haare zu Berge treiben und einen nicht allzu grämlichen Corrector nur deswegen betrüben, weil er sie nicht zur allgemeinen Ergötzung passiren lassen darf. Ich bekenne offen, daß ich mehr als einmal in Versuchung gewesen bin, in ähnlichen Fällen meine Pflicht zu vernachlässigen und mein Publikum an meinem Entzücken Theil nehmen zu lassen. Ich meine hier jene Kronen und Perlen aller Druckfehler, wo durch ein falsches Wort, zuweilen durch einen einzigen unrichtigen Buchstaben etwas erzählt wird, was von der Intention des Verfassers himmelweit verschieden ist. Ich will hier nicht von solchen reden, wie z. B.: er ging in die Berge, um seine Geschichten zu besorgen — statt — Geschäfte, — oder: in ihr hauste noch der gestrige Schmerz — statt — der geistige, — oder: sie ließ ihre frischen Finger in seiner Hand ruh'n — statt — ihre weißen, u. s. w., obgleich auch diese ihre Verdienste haben. Ich meine noch ganz andere und will mir die Freiheit nehmen, aus meinem stets und liebevoll vermehrten Verzeichniß ein halbes Dutzend mitzutheilen. Also:

1. Sie bewarb sich um den Kammerjungfernpelz — statt — um den Kammerjungfernplatz.
2. Ich kann dieser Mammonssünde Töne entlocken — statt — dieser Memnonssäule.
3. Es war eine sanfte und zugleich glühende Hundeseele — statt — Hinduseele.
4. Von Paris kam ein fürchterlich schönes Brautbett — statt — ein fürstlich schönes Brautkleid.
5. Die Frau starb am Bandwurm — statt — an den Brandwunden.
6. In der Ecke hatte ein uralter Holländer seine zahlreichen Sprößlinge emporgetrieben — statt — ein uralter Holunder.

Aber auch diese Arbeit geht vorüber, die Uhr wird acht, und aus der Druckerei kommt der Laufjunge mit seiner Mappe, um mir eine neue Ladung Correcturen oder Revisionen zu bringen und das Gelesene oder neues Manuscript von mir abzuholen. Daß in diesen armen Teufeln, wie ich sonst wohl in gelegentlichen Schilderungen aus dem Leben eines Redacteurs gelesen, ein besonderer Typus oder Geist stecke, kann ich trotz der zahlreichen Exemplare, die mir während meiner Redactionsführung ihre Morgen- und Tagesvisiten gemacht, nicht behaupten, es müßte denn der sein, daß sie ohne Ausnahme nach abgelegten Kleidungsstücken fragen und stets den besten Appetit haben. Dessenungeachtet wolle verehrliches Publikum nicht glauben, daß sich zum Amt eines Druckerei-Laufjungen jedes junge Individuum qualificire, welches ungenügend bekleidet ist und Hunger und Durst hat. Ein paar Eigenschaften sind für solch ein Wesen durchaus nothwendig, die man noch obendrein unter dieser Klasse gar nicht so häufig findet — das ist erstens ein unerschütterliches Phlegma im Anhören und Ertragen aller Flüche, mit denen man in der Druckerei Redactionen und Autoren bedenkt, die von den beiden letzteren der ersteren aus Herzensgrunde zurückgegeben werden, und für welche besagter Laufjunge überall den ersten Ablei-

ter bildet. Zweitens muß er Unterscheidungsgabe genug besitzen, was er von dem hier gehörten dort mitzutheilen oder was er ganz zu verschweigen habe. Und das ist nicht immer ganz leicht, da das Nothwendige in solchen Botschaften mit dem Ueberflüssigen oft so innig verbunden ist, daß sich kaum eine Scheidung vornehmen läßt.

Hiermit ist die erste Abtheilung geschlossen und in der kurzen nun eintretenden Pause bestrebe ich mich Mensch zu sein, indem ich meiner Frau guten Morgen sage, mit den Kindern plaudere und spiele, frühstücke und andern ähnlichen häuslichen Freuden und Beschäftigungen oblige. Allein diese Zeit geht schnell vorüber, und alsbald ruft mich ein Klingelzug in mein Zimmer zurück — der Postbote bringt die Briefe, und nicht lange nach ihm erscheint der andere, der die Palete auszutragen hat und mir die Manuscripte aus allen möglichen Ecken und Enden des heiligen Römischen Reiches zuführt. Die Manuscripte wandern groß und klein, meistens uneröffnet, in das betreffende Fach; die beiliegenden Briefe sammeln sich zu den übrigen; ich befreie sie von ihren Hüllen und beginne eine Lecture, die mich, wenn ich nicht ein bescheidener Mensch wäre und andrerseits die nothwendige Portion Phlegma besäße, bald eitel und eingebildet, bald verdrießlich oder ganz und gar unglücklich machen müßte. Des wirklich angenehmen und Willkommenen oder gar des — im guten und schlimmen Sinn — Erheiternden ist gewöhnlich unendlich wenig zu finden; dagegen enthalten sie genug, was einen Unverständigen zum gänzlichen Verkennen seiner Stellung verleiten könnte. Der Redacteur sieht sich umworben, umschmeichelt, als sei er eine Größe, die nur die Hand auszustrecken brauche, um Segen zu verbreiten. Da kommen Bitten und Anforderungen der seltsamsten Art. Hier soll er Commissionär sein, dort gnadenspendender Fürst; hier Arzt, dort Gewissensrath; hier Banquier, dort gehorsamer, demüthiger Diener, — und hier steht das in einem Brief, der von Patchouli duftet, und dort in einem andern, der die Spuren des bei dem Schreiben gegessenen Butterbrodes mit sich bringt, oder wo diverse Abdrücke von der Gestalt und der feinen oder groben Haut der Fingerspitzen des Schreibers die genaueste Kunde geben.

Da bittet mich Einer, ich möchte ihm ein paar Rasirmesser kaufen und den Betrag von dem nächsten Honorare abziehen — welches er NB! vielleicht niemals zu empfangen haben wird. — Ein Zweiter ersucht um möglichst genaue Auskunft über die Viehzucht in meiner Heimatsprovinz. Ein Dritter erklärt mir: er bewundere mich und meine Arbeiten und „habe sich daher entschlossen, auch die literarische Laufbahn zu betreten" — eine Logik, welche verehrliches Publikum vermuthlich so wenig verstehen wird, wie ich selbst. Ein Vierter berichtet, daß er bisher studirt habe, nun aber seinen Genius nicht länger unterdrücken und die Musen nicht mehr in der Knechtschaft des Brodstudiums lassen könne. Beiliegendes Product sei ein Zeichen seiner Begabung und daß er zu diesem Schritt berechtigt. Mit seinen Eltern werde er harte Kämpfe zu bestehen haben; allein er zage nicht, und am besten sei's, wenn ich an dieselben schreiben und von ihnen die Zustimmung zu dem Entschluß des Sohns erbitten wolle. Ein Fünfter hat den Schritt bereits ausgeführt und bittet nun um Hülfe auf seinem schweren Pfade, den er mir mit den seltsamsten ungrammatikalischen Wendungen und orthographischen Fehlern beschreibt. Ein Sechster meldet, daß er seine letzte Hoffnung auf mich gesetzt und daß er verhungern müsse, wenn ich sein Product nicht aufnehme.

Nun kommt eine andere Klasse. Da meint Einer: zu belletristischen Lappalien ließen ihm seine Berufsarbeiten nur einige Nebenstunden frei; er schicke mir da etwas, was er so einmal hingetändelt habe. Es sei nicht grade das beste Stück, ich solle daraus aber auch nur seinen Geist kennen und schätzen lernen. Wenn das geschehen und wenn ich's gelesen, wolle er mir ein besseres schicken. — Ein Zweiter schreibt: „ich habe eine Novelle fertig, sechs Druckbogen, für den Bogen 50 Thaler Honorar. Wollen Sie das Stück haben?" — Ein Dritter ist bescheidener: „Können

Ew. Wohlgeboren eine von mir verfaßte Arbeit gebrauchen und bald zum Druck bringen?" — Ein Vierter: „Verschaffen sie mir einen Verleger für meinen zehnbändigen Roman, — oder: für dreißig Bogen Gedichte. Meine Forderungen sind bescheiden." — Ein Fünfter: „Anbei die Titel von dreißig der interessantesten von mir verfertigten Artikel. Wählen Sie." — Ein Sechster: „Beiliegendes fünfactiges Stück beurtheilen Sie gütigst und empfehlen es einer Theater = Intendanz. Antwort umgehend." — Adresse des Schreibers fehlt. — „Euer Wohlgeboren," schreibt der Siebte, „habe ich vor acht Tagen ein Manuscript zugeschickt und muß mich wundern, noch keine Antwort erhalten zu haben." Der Schreiber wohnt etwa in Memel und ich in Triest oder Temeswar oder Köln, und da Briefe schneller gehn als Pakete, so erhalte ich möglicherweise dies Mahnschreiben zugleich mit dem betreffenden Manuscript. — Der Achte verlangt Honorarvorschuß auf seinen noch gar nicht angenommenen Beitrag; der Neunte wundert sich des Todes, daß seine vor sechs Wochen angelangte Arbeit in den ihm vorliegenden Nummern meiner Zeitschrift noch nicht zu lesen ist, und bittet ernstlich um Beschleunigung. Und so geht's fort wie Kraut und Rüben durcheinander.

Das waren einige Männlein, nun wollen wir uns ein paar Fräulein betrachten. Dabei werden wir aber freilich nicht so schnell fertig. Also: „Verehrter Herr," schreibt die Eine, „ich bin auf das glücklichste verheiratet!! Mein Blasius trägt mich, auf den Händen! — Ich würde — mein Herzblut, für ihn geben; und mein Entzücken ist — ihm hin und wieder — eine Freude — zu bereiten!! Aber ich kann so wenig thun!!! Nun kommt sein Geburtstag — und ich, möchte ihm heimlich, ein Paar Morgenschuhe, nähen, er bedarf sie; allein ich habe kein Geld?! So habe ich mich entschlossen, Ihnen — beiliegende — kleine — Arbeit zum Abdruck in Ihrem, hochgeschätzten — Blatt anzuvertrauen!! Sie würde sich sicher dafür eignen, denn ich habe schon manche ähnliche darin gefunden? -- Aber die Kleinigkeit müßte bald, gedruckt werden, denn ich brauche das Geld — in vierzehn Tagen! Seien Sie freundlich! und berücksichtigen Sie dies so höchst natürliche Verlangen einer liebenden Gattin. Schreiben Sie, damit mein Gemahl es nicht erfährt, an mich, poste rest. und schicken Sie mir so auch das Geld!!" —

„Mein Herr!" schreibt eine Andere, „Sie haben mir neulich meine Arbeit ohne einen andern Grund als den der Ueberhäufung Ihres Blattes mit Manuscripten zurückzuschicken gewagt. Mein Herr, dieser Grund ist lächerlich. Die geachtetsten Blätter reißen sich um meine Beiträge und bewilligen mir jede Forderung. Ich denke, Sie könnten meiner Arbeit wegen schon einige Beiträge zurückweisen, wie sie in den und den Heften stehn und die, wie ich Sie versichern kann, unendlich unbedeutend sind. Ich erwarte von Ihrer Galanterie, mein Herr, eine Erklärung Ihres unfreundlichen Benehmens, widrigenfalls ich mich nicht zu ferneren Einsendungen verstehn würde." — NB! Ich habe vor jener unglücklichen, von mir zurückgewiesenen Arbeit nie ein Wort von der Verfasserin gehört und nie einen Beitrag von ihr erbeten.

„Mein Herr!" schreibt die Dritte, „ich liebe Ihre Schriften. Es ist etwas Anständiges darin. Es spricht eine Hochachtung gegen das zarte Geschlecht aus ihnen. Ich gehöre diesem Geschlecht an. Ich schicke Ihnen einen Beitrag, mein Herr. Es ist die erste Arbeit, die ich für reif genug halte. Obgleich nicht die erste, die ich geschrieben, mein Herr. Ich schreibe zum Entzücken meiner Familie, mein Herr. Schon lange. Man hat mich gedrängt, meine Poesieen drucken zu lassen. Meine Lehrer wollte mir vordem sagen, daß in meinem Köpfchen der Horst des Genie's sei. Ich habe ihnen das damals geglaubt. Jetzt, wo ich sechzehn Jahre alt bin, sind die Schleier gefallen. Ich sehe ein, wie viel mir damals fehlte. Ich habe aber seitdem ernstlich nach Menschenkenntniß gestrebt, mein Herr." — Gehorsamer Diener! sage und denke ich.

Der Brief der Vierten ist zu lang, um ihn mitzutheilen oder auch nur auszuziehen. Sie erzählt mir ihr ganzes Leben von den Jahren

im Schooß ihrer Familie an bis auf den heutigen Tag; von den Eltern, welche die Poesie „im Herzen des lieblichen Mädchens" gepflegt und behütet, bis zu dem Mann, dessen glattes Gesicht und dessen ebenso glatte Worte sie getäuscht und verlockt. Damals habe er für die Poesie geschwärmt, jetzt verdamme er sie der Barbar und mache es ihr zum Vorwurf, daß sie über dergleichen Dummheiten — „so sagt der Unmensch!" — ihr Hauswesen vernachlässige. Sie werde jetzt von ihm geschieden, und wolle fortan ihr Dasein ganz der Poesie und ihren Kindern widmen. Es werde ein fröhliches Schaffen werden, ein herzbebendes Verdienen! Ich solle sie dabei führen und unterstützen. — Da lache ich freilich nicht mehr wie bisher, sondern möchte am liebsten Blut weinen über eine so wahnsinnige Verblendung. Und den Brief muß ich auch beantworten!

Hiermit nehme ich nun aber von den Briefen Abschied und wende mich wieder einer neuen Arbeit zu, dem eigentlichen Redigiren nämlich, d. h. der Durchsicht und „Fertigmachung" eines angenommenen Manuscripts für den Druck. Ich weiß zwar, daß nicht nur das verehrliche Publikum, sondern auch die meisten verehrten Autoren des Glaubens sind, daß ein einmal angenommenes Manuscript nun auch so ziemlich fertig sei und nur noch den Weg durch die Hände des Setzers zu machen habe. Leider bin ich aber nicht im Stande, eine solche Annahme zu bestätigen.

Zuerst ist jeder Schriftsteller ein Mensch — jeder Abschreiber sogar ein außerordentlich leicht irrender Mensch — der trotz des besten Willens und der größten Sorgfalt sein Manuscript nicht ganz vor Schreibfehlern bewahren kann, deren Verbesserung nicht dem Setzer überlassen werden darf und später, im fertigen Satz, oft nicht ohne Umstände zu bewerkstelligen ist. Eine übersprungene Silbe, ein ausgelassener Buchstabe, ein ganzes vergessenes Wort und dgl. sind Dinge, die dem größten Meister so gut passiren, wie dem ersten Anfänger. Das ist also zu verbessern.

Ferner setzen viele Autoren in ihren Novellen und Erzählungen die Reden ihrer auftretenden Personen jedesmal ab, während in manchen Zeitschriften mehrere derselben zu einem Absatz verbunden werden. Das ist anzudeuten. Drittens werden diese Reden bald durch die Anführungszeichen, bald auf eine ander Weise bezeichnet, und es versteht sich von selbst, daß eine Zeitschrift darin eine Gleichförmigkeit zu bewahren hat. Es würde kurios aussehen, wenn im Druck desselben Blatts ebeso viele Variationen zu Platz kämen, wie in den Manuscripten der verschiedensten Autoren. Z. B.: „Da bin ich." — „„Da bin ich."" — „Da bin ich." — Da bin ich. — — Da bin ich —. — Wozu nun noch für jede dieser Arten die gelegentlichen Vergeßlichkeiten und Schreibfehler kommen. — Ganz ähnlich ist es mit der verschiedenen Interpunction und Orthographie, die gleichfalls in der Zeitschrift gleichmäßig erscheinen müssen. Es würde z. B. wieder kurios genug aussehen, wenn man in vier Artikeln das Wort — allmählich — allmälich — allmählich — und — allmälich — geschrieben fände. Ich bin zwar nicht so hochmüthig zu glauben, daß man durch irgend eine Zeitschrift die Bildung in nahmhaftem Maße zu vermehren oder gar „das Publikum zu erziehen" vermöge; dennoch hoffe ich, daß man durch eine konsequente Behandlung der Rechtschreibung und Interpunction seine Leser, ohne daß sie's merken, nach und nach auf den gleichen Weg ziehen kann, und somit wenigstens im Kleinen zur Verringerung des Elends beiträgt, das grade auf diesem Felde allmächtig ist.

Ich habe hier nicht Zeit noch Platz, auf dies Kapitel weiter einzugehen, wie ich auch beim Redigiren mich um die Rechtschreibung gewöhnlich nicht kümmere, sondern ihre Regelung meinem Setzer überlasse, während ich dagegen die Interpunction meiner eigenen ordnenden Hand vorbehalten mußte. Aber ich kann versichern, daß es um Beides noch viel schlimmer steht, als der Laie es für möglich hält. Von einem Beobachten und Festhalten irgend einer der alten Regeln ist absolut keine Rede mehr; jeder schreibt — oft sogar wieder auf jeder Seite seines Manuscripts — wie's ihm grade paßt. Vom Interpungiren will ich gar nicht reden, denn — „da hört alles

auf." Aber wie gesagt, genug davon.

Hier will ich nur, wenn auch flüchtig, auf die Punkte hindeuten, die von größerer Wichtigkeit sind und dem Redacteur die meiste Noth machen. Das ist einmal die Vorliebe für Fremdwörter, die man häufig noch nicht richtig anwendet; sodann die gedankenlose Einführung und Benützung sinnloser und undeutscher Redensarten, wie z. B. Rechnung tragen, allem aufbieten, das ganz neumodische: das geht mir nichts an u. s. w.; das ist ferner die Leidenschaft für nicht existirende Wangen-, Augen- und Haarfarben in den Personenschilderungen; das ist endlich und hauptsächlich die Gewissenlosigkeit, mit der man häufig unsere edle Sprache „tractirt". — Wenn man an all die Stilübungen und Aufsätze denkt, die unsere heranwachsende Generation zu verfertigen hat, und wenn man sich erinnert, wie wir selber vordem mit solchen Arbeiten überhäuft wurden, so sollte man denken, daß jeder Gebildete wenigstens dahin gelangen müßte, seine Gedanken, wenn auch in einfacher Weise ausdrücken zu können und seiner Sprache nicht mehr Gewalt anzuthun. Und nun geht hin und seht in die gedruckten Bücher hinein und, wenn ihr dazu Gelegenheit habt, in die Manuscripte und betrachtet euch, wie die Sachen zuweilen stehn, und macht euch klar, was dazu gehört, hier auch nur einigermaßen Ordnung zu schaffen. Ich kann nicht Beispiele anführen sondern will nur sagen, daß ich schon Sätze gefunden habe, welche auf mich wirkten, als hätt' ich einen Schlag vor den Kopf gekriegt. Man sitzt dumm vor ihnen. Und am allerschlimmsten ist es da, wo sich ein Autor noch bestrebt, dem alten Goethe sein Räuspern und Spucken abzulauschen. Schön sind diese Pe[illegible]rioden in unserm Sinn überhaupt nicht me[illegible] und diejenigen in den Werken des Altmeisters sind auch niemals schön gewesen; wo aber diese, zumal die letztere Weise noch obendrein nachgeahmt wird, da — verehrliches Publikum verzeihe diesen Ausdruck! — da ist der helle Teufel los, und man kann nicht einmal mehr lachen.

Aber weßhalb nimmst du denn dergleichen? wird man mich fragen. — Liebes Publikum es ist ja eben das Hauptunglück, daß sich so etwas hin und wider in sonst ganz hübschen und gewissermassen tadellosen Beiträgen zerstreut findet, als ob den Autor nur zufällig einmal ein böser Geist geritten. Und obendrein entschlüpft es bei der ersten Durchsicht dem Auge nur zu leicht, da man dann nur auf das Allgemeine und Ganze und noch nicht auf jede Einzelheit Rücksicht nehmen kann. Dagegen läßt sich nichts thun, heißt hier, wie häufig, der Refrain.

Inzwischen geht auch diese Arbeit zu Ende, und da die Uhr erst wenig über zehn ist und ich noch anderthalb Arbeitsstunden vor mir habe, so beschließe ich noch einige jener Briefe und Manuscriptsendungen zu beantworten. Da klingelt die Flurglocke, und gleich darnach höre ich auch Männerstimme in Unterhaltung mit dem öffnenden Individuum, wodurch ich mich jedoch wenig inkommodirt fühle, da das Gesetz besteht, daß während meiner Arbeitsstunden jeder fremde Besuch abgewiesen wird. Plötzlich höre ich aber die Stimme vor meiner Thür: sie sagt: „ah bah, für jemand wie ich, wird Röhdinger schon zu Hause sein!" — es klopft — ich rufe barsch herein, während ich innerlich denke: hole dich dieser und jener! — und da ich mich verdrießlich der Thür zuwende, öffnet sich diese, und ich sage nicht grade erheitert: „el guten Morgen, Herr Maushuber!"

Herr Maushuber ist „deutscher Literat" und gehört somit seinem Sinne, nach dem ersten Stande in der menschlichen und gesellschaftlichen Rangordnung an. Da es ihm bisher noch nicht gelungen, „als Dichter mit den Königen und Fürsten zu gehen," so ist er in gewissem Sinne Demokrat und Republikaner; allen andern Menschen gegenüber ist er dagegen Aristokrat im strengsten und schärfsten Sinne des Worts — hoch oder gering, sie stehn weit unter ihm und sind nicht werth, seine Schuhsohlen zu küssen. Herr Maushuber ist der Sohn eines Schreiners, freut sich — was ihm zur Ehre gereicht — dieser Abstammung, verachtet aber alle Seinesgleichen, deren Wiege nicht gleichfalls in der Werkstatt ihres Vaters verfertigt wurde, auf das Kindlichste und begreift durchaus nicht, wie

solche Leute noch auf einen wahrhaft „originalen" Geist Anspruch machen können. Schön ist Herr Maushuber nicht, im Gegentheil! Den Geist dieses Mannes erräth man aus seinem Gesichte nicht. Aber was thut das? „Innen im Marke lebt die schaffende Gewalt!" — Seine Erscheinung ist vernachläßigt, seine Kleidung nicht sauber — wozu? Die Größe dieses Geistes läßt das alles unendlich gleichgültig erscheinen. Schmach über die, der diesem Manne gegenüber noch an der[illegible] denken könnte!

Ich kenne Herrn Maushuber schon lange. Als ich meine Zeitschrift gründete, erschien er plötzlich in der Stadt, suchte mich auf und erklärte mir liebenswürdigerweise, daß er für den Augenblick außer Thätigkeit sei und daher mir die Gefälligkeit erweisen wolle, mich in die Geschäfte der Redaction einzuweihen. Unter einer erfahrenen Leitung seien sie leicht, für jemand wie ich, der noch ein Laie, dagegen nicht zu „prästiren." Ich müßte das Blatt zu Grunde richten. Seit ich diese zarten Andeutungen nicht verstehen wollte, hält er mich für geistig arm, und bestärkt sich in dieser Ansicht, seit ich sogar seine angebotenen Beiträge stets auf das freundlichste ablehne. Jetzt ist er wieder hier, um einen Band Gedichte, zu dem er Gott weiß wie einen Verleger gepreßt, herauszugeben. Wir sind uns schon hie und da begegnet, und er wundert sich sehr, daß ich ihn bisher noch nicht in seiner Wohnung aufgesucht. Ich bin nämlich so frech zu denken, daß dem Herkommen gemäß der Fremde dem Einheimischen den ersten Besuch zu machen habe. — Nun ist er aber doch bei mir.

„Wenn der Berg nicht zu Moses kommt," sagt er geistvoll, „kommt Moses zum Berge. Was soll das heißen, Röhdinger, daß man mir draußen sagt, Ihr ließet Euch nicht sprechen vor 11 Uhr? Ich gehe nur Morgens aus, am Nachmittag und Abend muß ich dichten. Legt Eure Arbeit stunden um — der Abend bringt die wahre Begeisterung und den rechten Schwung in Eure Arbeiten, der Euch fehlt. Ein Mann wie ich darf Euch das schon sagen. Es bleibt natürlich unter uns." — Und so geht der Fluß der Rede fort, ohne daß man, selbst wenn man wollte, eine Zwischenrede einschieben könnte; er geht fort, während ich ruhig meine Arbeiten auf die Seite räume und verschließe — Herr Maushuber sieht gar gern in daliegende Schreibereien — während ich in der Sophaecke meine Cigarre rauche, immerfort, bis 11 Uhr, bis ich erkläre, daß ich mich ankleiden müsse und einen Ausgang zu machen habe, immerfort, während ich im Alkoven mich nun wirklich ankleide und durch die verschlossene Glasthür nicht ein Viertheil seiner Explicationen zu verstehen vermag. Er läßt sich durch meine Abwesenheit nicht stören. Auf- und abgehend im Zimmer setzt er meinem natürlich lauschenden Ohr alles mögliche auseinander, declamirt sogar ein paar neue Gedichte, glaub' ich, und Gott weiß, was noch sonst. Und da ich endlich fertig wieder vor ihm stehe und den Hut in die Hand nehme, um nur endlich fort zu kommen, stellt er sich vor meine Bücherbretter, welche eine Sammlung des Besten enthalten, was in deutscher Sprache geschrieben, und ruft: „was thut Ihr eigentlich mit all dem alten Ballast, Röhdinger? Wozu nützt der?" Und ohne meine Antwort abzuwarten, fährt er sich vor die Stirn schlagend fort: „bah, das wäre kein rechter Geist, der das alles nicht in sich trüge und — mehr als das! Wie wäre man sonst des Namens Dichter würdig! — Das Zeug hab' ich als zehnjähriger Bub' schon ausgedacht."

Ich gehe ihm schweigend voraus, die Treppe hinab und auf die Straße, wo wir uns trennen. Todmüde gehe ich weiter. Gott weiß, ich will lieber vierundzwanzig Stunden lang Manuscripte lesen und redigiren als eine Stunde lang mit einem Menschen zu thun haben, der — sich nicht mehr redigiren läßt. Aber es hilft nicht — ein Redacteur hat auch derartige Freuden und Leiden zu bestehn! Sie gehören so zu sagen zu seinem Amt. Doch bei mir hat dieser Besuch meinen Arbeitstag beendet. Mir ist's, als wäre ich ungeheuer fleißig gewesen.

Jean Paul und seine Werke.

Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Von V. R.

Als ich kürzlich in einem amerikanischen Blatte, bei der Erwähnung einer neuen Ausgabe von Jean Pauls sämmtlichen Werken las, daß diese Werke, ebenso wie Klopstock's, vielleicht noch historische Bedeutung hätten, aber zur Unterhaltung von Niemand mehr gelesen würden; und in einem anderen Artikel, daß Jean Paul zu seiner Zeit einen demoralisirenden Einfluß gehabt hätte, fühlte ich mich veranlaßt, den deutschen Geschmack, der doch weder in Amerika, noch in Deutschland so sehr gesunken ist, als das Blatt beweisen wollte, zu vertheidigen, und jene Ansichten zu bestreiten.

Es würde wirklich mit der Bildung nicht studirter Leute schlecht aussehen, wollte man nur lesen, um sich zu unterhalten, sich zu amüsiren, um einen langen Winterabend, oder einen regnerischen Sonntag-Nachmittag hinzubringen; dazu giebt es allerdings oberflächliche, kleine und große Romane genug; um diesem Bedürfniß recht billig abzuhelfen, könnte man aus der französischen Roman-Literatur, Bücher übersetzen, um für manche Leute anziehende und interessante Lectüre zu schaffen, — für diese hat freilich Jean Paul nicht geschrieben. Und nun gar soll er keine Moral gehabt, und gepredigt haben!

Jean Paul, der Prophet der Liebe, der Apostel der Freiheit und Wahrheit wie ihn Herwegh nennt, wird es verzeihen, daß man seine geistreichen, herrlichen Werke über Freiheit, Politik, Unsterblichkeit, seine Worte und Bemerkungen über Welt, Religion, Staat, Leben und Menschen, herunterzieht.

Es giebt zwar nichts Verschiedeneres, als die Kritiken, aber in dem Urtheile über Jean Paul, waren alle größeren Schriftsteller und Gelehrten einig. —

Als er gestorben war (1825) hielt der geistreiche Börne, in Frankfurt eine Rede über ihn, die allgemeinen Anklang fand. Er sagte unter Andern: „Der Norden hat seine Kraft, der Süden die Sonne, Spanien den Glauben, Frankreich erquickt der Witz, England's Geld durchdringt den Nebel, Amerika hat die Freiheit, aber wir hatten Jean Paul — und wir haben ihn nicht mehr."

Und er begann diese Rede mit den feurigen Worten: „Ein Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint, denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend schieden. Und eine Krone ist gefallen vom Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn, und ein hoher Priester ist gestorben!"

„Wir wollen einen Denkstein für unsern Sankt Paul" sagte ein Landsmann von ihm aus Baireuth; und ein anderer (der gelehrte Wirth aus Landau) behauptete, Jean Paul sei der größte Dichter aller Völker und Zeiten; Georg Herwegh meinte, er hatte daß größte Herz, das je in deutschen Landen geschlagen, und setzt hinzu, „wenn auch einige seiner großen Zeitgenossen ihn zuweilen verkannten — die Homerischen Götter lagen auch stets mit einander im Streit." In einer Biographie der neuesten Zeit über J. Paul heißt es, „daß das Studium seiner Gesammtwerke, eine überschwengliche Ausbeute jedem für solche Lectüre Empfänglichem gewähre; daß sie die Welt vor uns ausbreiten, daß ihre Worte, ihre Rede, die großen Akkorde eines das Universum umfassenden Geistes sind!"

Während also gelehrte und wissenschaftlich gebildete Männer eine solche Meinung über ihn aussprechen — und mehrere derselben meinten, daß erst das zwanzigste Jahrhundert Jean Paul recht würdigen und verstehen würde, — sagte das deutschamerikanische Blatt, daß wir schon darüber hinaus wären, daß wir oder unsre Zeit sei zu klug, zu vernünftig, zu weise, um noch die Werke Jean Pauls zu lesen. Aber ich behaupte sie werden dennoch gelesen, nicht blos auf Schulen und Universitäten, wo in jeder Vorlesung über Literatur, Jean Paul gewiß einen bedeuten-Platz einnimmt; auch in bürgerlichen Häusern, in Deutschland und Amerika, weiß ich, daß seine Werke gelesen werden und er im

wahrsten Sinne des Wortes, ein Liebling ist und dem echten Deutschen stets ein solcher sein wird. Gerade für diese Zeit möchten sie passend sein, und ich will einige ganz kleine Auszüge von ihm hier hersetzen, die gewiß eine Saite in den Bewohnern Amerika's anschlagen und erklingen lassen, obwohl Jeder, der die deutschen Volksblätter in die Hand nimmt, sich einmal von den beständigen Gesprächen über Politik und Krieg erholen will.

„Die Vaterlands Liebe" sagt Jean Paul, „besteht nicht in Schreien und Schreiben darüber — sondern in thätiger Theilnahme an allem Oeffentlichem, in Wärme für das Glück des Staates und der Stadt, in der Brüderlichkeit, Einigkeit, und nicht im Parteihaß." —

„Für die Freiheit bluten, ja erliegen, heißt nur: sie haben, sie wiederbringen, und aus dem Schädelberge wird ein Tabor der Verklärung!" —

„Jahrhundert nach Jahrhundert führt tapfre Völker in das Feld. Aber die Tapferkeit der Treue, der Vaterlandsliebe, der Freiheit steigt als ein ewiges Sternbild in den Himmel der Zukunft, denn am reinen Golde der Sittlichkeit nagt der Zeitrost nicht."

„Einst wird die Zeit kommen, und fragen: seid ihr des Zeitalters und der herrlichsten Siege würdig geblieben; habt ihr hernach so gesprochen und gedacht, wie gesiegt und geblutet? Ist nicht jeder Blutstropfe der Todten ein Herzblutstropfe zum Bewegen eures Herzens?"

„Der schönste Tod im Blüthenalter ist der eines tapferen Jünglings für's Vaterland auf dem Schlachtfelde!*) O ihr Tausende von Eltern, Geschwistern und Bräuten, welchen bei diesen Worten die Thränen entstürzen, weil die Thränen der Liebenden länger fließen, als das Blut ihrer Geliebten, weil ihr nicht vergessen könnt, welche edle feurige, schöne Jugendherzen an eurer Brust nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich verworren an andern todten Herzen, in einem großen Grabe liegen, weint immer nur Thränen wieder, aber wenn sie abgetrocknet sind, so schauet fester und heller den Kämpfern nach, wie sie eingesunken, oder vielmehr aufgestiegen sind. Vater, Mutter, schaue deinen Jüngling vor dem Niedersinken an; noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte, satte Betrübniß eines Sterbenden, stürzt er in den raschen Schlachttod, wie in eine Sonne, mit einem Herzen, das Höllen ertragen will — von hohen Hoffnungen umflattert — vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbrauset und getragen — im Auge den Feind, — im Herzen das Vaterland — fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod — und die rauschenden Todes-Katarakten überdecken die stürmende Welt mit Nebel, Glanz, und Regenbogen — Alles was nur groß ist im Menschen, steht göttlich glanzreich in seiner Brust, als in einem Göttersaal, die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm. Nun kommt auf seine Brust die letzte Wunde der Erde geflogen, kann er die fühlen, die alle Gefühle wegreißt, da er im Kampfe sogar keine fortschmerzende empfindet? Nein, zwischen sein Sterben und die Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzo zu groß — und sein letzter, schnellster Gedanke ist nur der frohe, gefallen zu sein für das Vaterland. Ja seid stolz, ihr Eltern, ihr habt mitgestritten, nämlich mitgeopfert, denn ihr habt in der kälteren Jahreszeit ein geliebteres Herz, als euch das eurige war, hingegeben, und dasselbe für das große Herz des Vaterlandes gewagt, und als das kindliche stand und eures brach, nur geweint und gewünscht, aber euer Opfer nicht bereut; und doch dauert mit eurer Wunde euer Opfer fort." — —

„Schafft und hofft! euch helfen und bleiben Gott und Tod." — Ich zeichne nur hier einen ganz kleinen Theil von seinen herrlichen Werken auf, es ist nur ein Blatt, aus dem reichen vollen Kranze den er dem deutschen Volke hinterließ, aber dieses einzige kleine Blatt beweißt schon, daß er noch lange Zeit nach uns, der Stolz und die Freude des deutschen Volkes sein wird.

*) Im Jahre 1813 geschrieben.

Deutsche Volks-Blätter.

Nro. 11. **August, 1861.** **1. Band.**

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman
von
Heribert Rau.

Sclavenleben.

Den kommenden Morgen belebten sich die Straßen von San Fernando de Apure mehr denn sonst an irgend einem Tage im Jahre. Es war ja heute hier großer Markt: nicht Jahrmarkt, nicht Messe, auch nicht Pferde oder Viehmarkt; .... aber doch etwas Aehnliches! .... Es war heute öffentliche Sclaven-Auction, ... der große „Sclavenmarkt," der um jene Zeit alljährlich in San Fernando de Apure abgehalten zu werden pflegte.

Die Sclavenhändler waren mit ihren „schwarzen Heerden," mit ihrem „Schwarzwildpret" — wie Don Antonio Sanchez, wenn er witzig und heuter war, die zum Verkauf aufgebrachten Neger nannte — längst angekommen; denn „die Heerde" bedurfte der Ruhe und einiger Tage guter Fütterung, damit die einzelnen „Stücke" preiswürdig auf den Markt kamen.

Aber auch an Käufern fehlte es heute nicht; sie waren in Menge von den nahen und fernen Kaffee-, Zucker-, Baumwollen- und Indigo-Pflanzungen am Apure und oberen Orinoco herbeigekommen. Tiefer in das Innere und höher an den Flüssen hinauf gab es ja keinen Platz mehr, der sich eines jährlichen Sclavenmarktes zu erfreuen gehabt hätte.

Am ärgsten war der Zudrang an und in dem Auctions-Saale, einem stattlichen Gebäude am westlichen Ende San Fernando's, und in dessen Schenkzimmer, der sogenannten „Bar."

Auch Don Antonio Sanchez und sein würdiger Vater traten eben hier ein.

Die „Bar" war eine Art Vorhalle vor dem großen Auctions-Saale. An einem außerordentlich langen Schenktische waren hier Getränke und Speisen aller Art zu haben. Fünf bis sechs Indianer-Knaben, die als Kellner fungirten, hatten fortwährend vollauf zu thun.

In der That fanden die beiden Sanchez — Vater und Sohn — hier auch schon manchen Bekannten.

„Ei, sieh' da, Donna Lanchos!" — rief beim Eintreten der alte Sanchez einer großen und starken, fast männlich aussehenden Dame zu, die eben am Schenktische stand und ein großes Glas Whisky trank.

Die Dame war nicht mehr jung, noch weniger schön; denn ihr grobknochiges Gesicht mit den harten Zügen, paßte vortrefflich zu dem musculösen Bau ihres Körpers, den ein Kleid von buntem, großblumigem Callico umschloß, während ein alter Strohut ihr edles Haupt schmückte. Ein schwarzer Sclave, der mit einem ungeheuren Sonnenschirm, dicht hinter ihr stand, bezeichnete sie sofort als die Besitzerin einer Pflanzung, die ebenfalls hierhergekommen war, ihren Bedarf an Schwarzen zu besorgen.

Als Donna Lanchos die Stimme des alten

Sanchez vernahm, kehrte sie sich um. Auch sie erkannte den Freund sofort wieder.

„Ha!" — rief sie mit einer vollständigen Mannesstimme — „Don Francisco Sanchez! Das ist schön! .... sehen wir uns auch einmal wieder."

Und sie reichte dem Freunde zum Willkommen das Glas mit Whisky hin. Don Francisco trank einen Schluck, gab das Glas zurück und sagte:

„Mein Seel! Donna Lanchos hat sich gut gehalten in den zehn Jahren, die wir uns nicht sahen."

„Nun!" — meinte die Dame lachend — „Don Sanchez hat auch nichts verloren .... hat ein schönes Bäuchlein angelegt und ein noch schöneres Vermögen dazu, wie ich höre."

„Es geht! es geht!" — antwortete Don Francisco geschmeichelt — „Diamante ist eine schöne Pflanzung."

„Die schönste weit und breit."

„Nun!" — rief Don Sanchez, und ließ sich gleichfalls einen Trunk geben. — „Hacienda del Tuy" wird ihm nicht nachstehen. Donna Lanchos hat schöne Ernten gemacht. Hat mir den Preis im Zucker auf der letzten Auction verdorben."

„Creolisches Rohr!"

„Als ob mein otaheitisches nicht besser wäre."

„Narrheit!" — sagte die Dame und nahm einen tüchtigen Schluck.

„Den Teufel auch!" — rief Don Francisco Sanchez. — „Otaheitisches Rohr gibt auf demselben Areal ein Drittheil mehr Vezou als Creolisches."

„Aber Papelon!"*) — rief die Dame lachend.

Das Gesicht des Besitzers von Diamante färbte sich vor Zorn roth. Er spie den Tabak, den er bisher gekaut hatte, dem Neger, der hinter Donna Lanchos stand, über die Füße, dann sagte er:

„Gut, daß Donna Lanchos eine alte Freundin von Don Sanchez ist; ein anderer hätte mir das nicht bieten dürfen."

*) Papelon ist unreiner, braungelber Zucker.

Die Dame lachte laut auf: — „Immer noch der alte Hitzkopf!" — rief sie dann. — „War aber nicht bös gemeint."

„Will's so annehmen!" — brummte Sanchez und trank sein Glas aus. — „Wird Donna Lanchos auch heute wieder die Preise verderben."

„Schwerlich!" — entgegnete die Inhaberin der Plantage Hacienda del Tuy. — „Ich will nur ersetzen, was an Nigger „verbraucht" wurde: zehn, zwölf Stück, ... wenn die „Waare" gut ist. Wie stark ist der Markt?"

„Sechshundert sechzig Stück!" — sagte Don Sanchez mit Gleichmuth. — „Wollen einmal hineingehen und Musterung halten."

„Bin dabei!" — versetzte die Dame und Beide begaben sich in den Saal. Hier war es schon von Käufern so voll, wie in der „Bar." Der Eingangsthüre gegenüber, am anderen Ende des Saales, stand auf einer doppelten Erhöhung ein Tisch, an welchem Schreiber und Einnehmer saßen. Hinter dem Tische aber erhob sich der Katheder für den, bis jetzt noch nicht thätigen, Auctionator. Links von dem Katheder standen in langer Reihe die weiblichen Sclaven rechts in noch längerer Folge die männlichen.

Sie waren alle frisch gewaschen und mit neuen Callico-Schürzen ausstaffirt; bei den weiblichen Prachtexemplaren war sogar auf ein coquet geordnetes Haar gesehen.

Und warum nicht?" — Putzt man denn nicht auch ein Pferd auf und striegelt es sorgfältig, wenn es dem Kaufliebhaber vorgeritten werden soll?

Zwischen den beiden Reihen aber gingen die Käufer jetzt auf und ab. Man schwatzte, man plauderte, man besah sich die Neger und Negerinnen, man trank ein Glas in der Restauration, kam wieder, stellte sich in Gruppen, lachte und war guter Dinge.

Die Neger standen dabei schweigsam. Es war augenscheinlich daß die Meisten ihrem Schicksale mit stumpfem Gleichmuthe entgegen gingen; doch gab es auch welche, die ihre großen Augen fortwährend im Kopfe herum-

rollten, als suchten sie in den Zügen der Vorüberschreitenden ihre Zukunft zu lesen.

Nur einige Weiber hatten ihre Blicke auf den Boden gesenkt und einige Männer schauten finster vor sich hin. Sie gedachten vielleicht ihrer Kinder, ihrer Eltern .... ihrer Heimath .... alles dessen, was ihnen einst lieb gewesen, was sie zurückgelassen, und was sie nun auf ewig verloren hatten!

„Aber, zum Teufel! was machen den Sie hier?" — rief in diesem Augenblicke der junge Sanchez, indem er einem älteren Mann auf die Schultern klopfte. — „Haben Sie, als „Sclavenzüchter," Schwarzwildpret gebracht oder wollen Sie welches holen?"

„Immer der nämliche spaßige junge Herr!" — entgegnete mit einem Bücklinge der Sclavenzüchter. — „Schwarzwildpret! bei Gott ein köstlicher Ausdruck für die farbigen Halunken."

Und der Mann hielt sich den Bauch vor Lachen.

„Nun! ersticken Sie nur nicht!" — mahnte geschmeichelt Don Antonio. „Wie kommt es, daß ich Sie jetzt erst sehe?"

Der Sclavenzüchter bekreuzte sich:

„Ich komme so eben aus der heiligen Messe, die ich zuvor gehört habe."

„So fromm?" — frug Antonio.

„Es ist kein Segen beim Geschäft, wenn man's nicht mit dem lieben Herrgott und der heilichen Kirche hält!" — sagte der Sclavenzüchter in völligem Ernst.

„Und begünstigt der Himmel Ihre Züchterei?"

„Ich muß gestehen, daß ich zufrieden bin."

„Sie verkaufen also hier?"

„Nur einige Weiber, die keine Kinder bekommen wollen, um dafür frische, kräftige Waare zu kaufen, bei der man Hoffnung auf tüchtige Nachkommenschaft hat."

„Sie sind ein köstlicher Mensch!" — rief Don Antonio, dem der heutige Markt sehr willkommen kam, seinen Zorn von gestern auf Momente zu übertäuben. — „Ich glaube wirklich, Sie ziehen die Nigger gerade wie wir auf den Pflanzungen die Schweine?"

„Das thue ich in der That!" — sagte der Mann, indem er sich vergnügt die Hände rieb und seinen Kautabak von einer Seite des Mundes auf die andere warf. — „Ist auch ziemlich einerlei Geschäft, nur daß die Niggerzucht etwas mehr abwirft."

„Etwas? .... Man sagt Sie seien steinreich dabei geworden!"

„Ich habe Etwas verdient!" — bestätigte der Sclavenzüchter mit selbstgefälligem Lächeln.

„Aber sagen Sie mir, mein Bester, wie fangen Sie die Geschichte an?" — frug jetzt der junge Sanchez.

„Nun, das ist weder ein Geheimniß, noch eine besondere Kunst!" — versetzte der Andere. — „Ihre Plantage bringt Ihnen Zucker, die meine Nigger!"

„Aber wie machen Sie es ......"

„Schwarze Nachkommenschaft ist bei mir die Hauptsache. Ich pflanze daher, der leichteren Arbeit wegen, nur Tabak. Das Klima auf meiner Besitzung ist sehr gesund. Dabei erhalten meine Nigger eine kräftige Nahrung: Milch, Fleisch, Mais .... nicht wie bei Euch, Ihr Herren, nur elende Bohnen und schlechtes Pöckelfleisch, und das oft nur, um sich halb satt zu essen."

„Bei allen Heiligen!" — rief hier Don Antonio Sanchez spöttend. — „Da sollte man sich ja wünschen, ein Mitglied Ihrer Züchterei zu sein. Es wäre vielleicht ohnedem manchmal so übel nicht!"

Und der junge Mann lachte lasciv auf.

„Sie können mich ja einmal mit Ihrem Besuche beehren!" — meinte der Sclavenzüchter schmunzelnd.

„Sie sind ein hartgesottener Sünder! — sagte, noch immer lachend und mit dem Finger drohend, der junge Mann.

„Aber kommen Sie Sonntags!" — fuhr der Züchter mit einem ironischen Seitenblick auf Don Sanchez fort, — „da gibt es Maiskuchen mit Vanille."

Antonio hielt sich vor Lachen die Seiten.

„Und" — fuhr der Andere fort — „die schönsten Tänze! Sie sollten Ihre Freude daran haben."

„Glaub's schon! Glaub's schon!"

„Aber das ist noch nicht alles. O, bei mir haben es die Nigger wie im Paradiese! Negerinnen, die viel Kinder gebären, werden bevorzugt und besonders gut gehalten, damit sie Andern zur Aufmunterung dienen. Sie werden nie verkauft; dagegen kommen diejenigen Weiber, die keine Kinder bekommen, so schnell als möglich unter den Hammer. Ich habe hier zwölf Stück. Machen wir ein Geschäft damit .... sie sind stark und durch und durch gesund. Wenn Sie sie alle Zwölf nehmen, gebe ich sie Ihnen per Stück zu sechshundert Piaster."

„Glaub es!" — rief Don Antonio heiter. — „Ich gebe noch keine vierhundert."

„Es ist gute Waare!"

Antonio schüttelte mit dem Kopfe.

„Hat nicht gelitten! Stark in Knochen ...."

„Versteht nicht zu arbeiten!"

„Dafür ist die Peitsche."

„Sind in der Kost verwöhnt."

„Macht nichts! Hunger treibt alles hinein."

„Damit sie mir nachher krank werden?"

„Nun denn .... so will ich sie Ihnen zu fünfhundert Piaster per Stück lassen. Es ist um aufzuräumen."

„Nicht vierhundert!" — wiederholte Don Sanchez bestimmt.

In diesem Augenblick erklang die Schelle des Auctionators. Es war das Zeichen, daß die öffentliche Auction beginnen sollte.

Alles war jetzt mit einemmale stille, während ein kleines, lebhaftes, bewegliches, listig aussehendes Männchen, dessen Zunge wie ein Rad schnarrte und dessen Kehle die Eigenthümlichkeit hatte, nie heißer zu werden — den Katheder betrat.

„Wer ist das Massa?" — frug im gleichen Momente ein schöner großer Negersclave leise seinen Nachbar, der schon auf einer der benachbarten Pflanzungen gewesen war, in dem er mit den Blicken auf den alten Don Sanchez zeigte, der eben an die Seite seines Sohnes trat.

„Das Massa Teufel sein! ... Don Sanchez sein .... wahr Teufel gegen Nigger."

Des Negers Züge nahmen einen Ausdruck von Schrecken an.

„Und was Plantage sein?"

„Rohr-Plantage!" — entgegnete leise der Andere.

„O!" — stöhnte der schöne Neger, indem er sich schüttelte. — „O! .... nicht kaufen mögen mich, ... nicht mögen Teufel zu Massa haben .... Cäsar lieber sterben mögen."

Die Schelle ertönte zum zweitenmale. Die Auction begann. Die ersten Händel waren unbedeutend; man sparte die besseren Neger auf, bis die Käufer etwas in Eifer und Hitze gekommen.

Der Verlauf war dabei immer derselbe.

Der Auctionator rief einen Sclaven oder eine Sclavin mit Namen auf. Das betreffende Subject trat alsdann vor, und stellte sich auf eine Erhöhung, dicht vor den Ausrufenden.

Nun fing der Auctionator seine „W a a r e" mit geläufiger Zunge zu preisen an. Dabei kam immer eine ganze Reihe der vortrefflichsten Eigenschaften der zu verkaufenden zum Vorscheine .... die schlechten blieben natürlich verschwiegen.

„Phyllis!" — rief der Auctionator.

Eine Negerin von 28 Jahren trat vor. Sie war häßlich wie die Nacht und augenscheinlich nicht sehr stark.

„Phyllis!" — rief der kleine, bewegliche Mann auf dem Katheder noch einmal, — „ausgezeichnete Waare: Sie sehen meine Herren und Damen Alles in ihr vereint: Jugend, Schönheit, Geschicklichkeit, Fleiß und Folgsamkeit!"

Ein allgemeines Gelächter der Käufer unterbrach den Redenden.

„Lachen Sie nicht, meine Herren und Damen!" — fuhr der Auctionator mit Ernst fort. — „Sie dürfen meinen Worten glauben. Phyllis ist die Treue selbst, sie hat Verstand wie ein Pferd. Niemand hat sie noch stehlen sehen, nie war sie ungehorsam .... Sie dürfen ihr nur die Peitsche zeigen und sie folgt auf der Stelle. Sechshundert Piaster, meine Herren und Damen, ... Sechshundert Piaster Angebot, ... wer bietet mehr?"

Die Neger-Sclavin stand indessen ruhig da und schaute mit stumpfsinnigem Gleichmuth

über die Köpfe der sie gedrängt umstehenden Käufer hinaus. Aber sie rührte sich auch nicht, als einige Kaufliebhaber jetzt auf die Erhöhung zu ihr traten und sie untersuchten.

Wie die Metzger, die ein Stück Vieh im Handel haben, dasselbe mustern, so machten es hier die Käufer mit dem Menschenfleische; ganz dieselben Manipulationen wurden vorgenommmen.

Der Eine machte ihr den Mund auf und sah' nach den Zähnen, um auf Alter und Gesundheit schließen zu können; Andere hoben die Arme in die Höhe und untersuchten die Stärke der Rippen. Auch die Fußknöchel wurden untersucht: ob sie stark und ausdauernd seien. So ging es fort, wenigstens zehn Minuten lang, während die Negerin auch nicht eine Miene verzog.

Endlich ertönte die Schelle abermals. Ein Gebot war gethan worden.

„Sechshundert fünfzig Piaster zum Ersten!" — rief der Auctionator.

Alles schwieg.

„Sechshundert fünfzig Piaster zum Zweiten."

Es war keine Kauflust für die Negerin vorhanden."

„Sechshundert fünfzig Piaster! .... Niemand besser?"

Abermalige Stille.

„Sechshundert fünfzig Piaster ..... zum .... Dritten!"

Der Hammer fiel. Der Käufer ließ Phillys herunter treten und begab sich, von ihr gefolgt, an den Tisch, um zu bezahlen.

Phyllis verzog keine Miene; ihrer thierischen Stumpfheit war es gleich, wem sie gehörte und wohin sie kam.

Einige Minuten verstrichen, dann bestieg der Auctionator den Katheder auf's Neue. Seine lebhaften Augen klitzerten jetzt ganz besonders listig:

„Cäsar!" — erschallte es jetzt aus seinem Munde.

Der große schöne Neger, der vorhin schon so ahnungsvoll nach Don Sanchez gefragt, zuckte leise zusammen; dann faßte er sich und stieg auf die Erhöhung. Aber wenn auch seine Züge Gleichgültigkeit zu verrathen schienen, in seinen Augen lag etwas Düsteres ...... etwas Unheimliches .... etwas, was sich zur Verzweiflung steigern konnte.

Der Mann war übrigens so stark und schön gebaut und so jugendlich frisch, daß sein Auftreten alle Käufer in Bewegung setzte. Ein leises Murmeln ging durch die Versammlung.

„Cäsar!" — rief der Auctionator noch einmal. — „Zwei und zwanzig Jahre. Ein Mensch wie ein Herkules und doch sanft und folgsam wie ein Lamm. Schöner Kerl! ... Ein Bild der Kraft und der Jugend; arbeitet meine Herren und Damen, für drei Nigger! .... für drei Nigger, meine Herren und Damen, arbeitet Cäsar. Sie haben noch keinen kräftigeren und gewandteren Nigger gesehen. Betrachten Sie diese muskulösen Arme und Beine! da ist auch nicht der leiseste Tadel aufzutreiben. Hände wie von Eisen! .... Knochen wie ein Pferd .... Zähne wie von Elfenbein! .... Zwölfhundert Piaster für Cäsar! .... Es ist ein wahrer Spottpreiß! .... Zwölfhundert Piaster!"

Diesmal waren die Lobeserhebungen des Auctionators übrigens wahr und die Güte und Tauglichkeit des Niggers so auffalend, daß nur Donna Lanchos und der alte Sanchez zur Untersuchung auf die Erhöhung traten.

Als der Neger sah, daß Don Sanchez sich für ihn interessirte, blitzte Verzweiflung aus seinen Augen. Aber schon waren Gebote gemacht.

„Zwölfhundertfünfzig!" — rief der Sclavenzüchter.

„Dreizehnhundert!" — bot Donna Lanchos.

„Dreizehnhundertfünfzig!" — schrie ein Anderer.

„Vierzehnhundert!" — tönte es aus dem Hintergrunde des Saales.

Cäsar schaute nur auf Don Sanchez, der noch nicht geboten hatte.

„Vierzehnhundertzwanzig!" — rief die Mannsstimme der Donna Lanchos.

Auf Cäsars Stirne legte sich eine Falte. Die Negersclaven fürchten im Allgemeinen die Herrinnen mehr als die Herren.

„Vierzehnhundert und dreißig!“

„Fünfzig!“ — rief der Züchter mit Eifer.

„Sechzig!“

„Siebzig!“

„Fünfundsiebzig!“ — war Donna Landos Gebot. Eine tiefe Stille erfolgte.

„Vierzehnhundertfünfundsiebzig Piaster zum Ersten!“ — rief der Auctionator.

Alles still.

„Vierzehnhundertfünfundsiebzig Piaster zum Zweiten!“

„Vierzehnhundertfünfundsiebzig ....“

„Fünfzehnhundert!“ — sagte Don Sanchez ernst und fest.

Eine Bewegung lief durch den Saal. Die Besitzerin der Plantage, Hariente del Tuy, schoß einen giftigen Blick auf Don Sanchez; aber sie konnte sich doch nicht entschließen, noch höher zu gehen.

In Cäsars Zügen lag der Ausdruck des Entsetzens, der Verzweiflung.

Sonst alles still.

„Fünfzehnhundert Piaster zum Ersten! ... Zweiten .... Fünfzehnhundert Piaster .... zum .... Dritten!“

Der Hammer fiel. Don Francisco Sanchez ging nach dem Tische des Einnehmers, um zu bezahlen. Cäsar stieg herab; aber er schwankte und wäre bald gefallen.

„Arm Cäsar!“ — lispelte er dem Neger zu, den er vorhin über Sanchez gefragt — Teufel zu Massa haben! — Cäsar lieber sterben.“

Aber schon war der Auctionator wieder auf seinem Platz.

„Juno!“ — rief er.

Ein junges schönes Negermädchen lag weinend in den Armen seiner Mutter.

„Massa! Massa!“ — schrie diese heulend — „Mutter mitgeben .... nicht trennen Juno von Mutter! .... Nicht so grausam sein! — Mutter arbeiten wie zwei Nigger! ....“

Aber schon hatte der Aufseher die Beiden von einander gerissen und getrennt. Ein paar derbe Hiebe brachten die heulende Mutter zum Schweigen. Was kümmern den Sklavenhändler solche Gefühle. Er erkennt keine Familie bei den Schwarzen an. Neger sind ihm ein Handelsartikel, — eine Sache — eine Waare, die kann man trennen und verkaufen, wohin man will: den Sohn nach Louisiana, die Mutter nach Carolina, die Tochter nach San Fernando! Was kümmert es ihn? Wenn er nur Geld verdient.

Das Mädchen bestieg mit gesenktem Kopfe die Erhöhung.

„Juno!“ — rief der Auctionator.

„Ein Prachtexemplar meine Herren und Damen, ein Prachtexemplar von einem Negermädchen. Erst sechzehn Jahre. Eine wahre Venus diese Juno! Sehen Sie nur den straffen Körper, die volle Brust! .... Fleisch wie von Stein! Schenkel wie Säulen! .... Eine wahre Venus diese Juno! Ein Prachtexemplar von einer Sclavin! .... Ist ihre sechszehnhundert Piaster unter Brüdern werth! .... Ich schlage sie aber nur für Vierzehnhundert an.“

Das Gedränge nach der Erhöhung, auf welcher sich die zum Verkaufe ausgestellten Neger zeigen mußten, war jetzt stärker als bisher. Dennoch behaupteten sich die beiden Sanchez Vater und Sohn, Donna Landos und der Sclavenzüchter in den vordersten Reihen.

„Ich kaufe keine Katze im Sack“ — rief jetzt der Letztere.

Der Aufseher verstand ihn und nahm dem Mädchen das Stück Callico ab, das es um die Hüften geschlagen trug.

Niemand nahm daran im Mindesten Anstoß, auch Donna Landos nicht. Eine bloße „Sache“ kann man ja schon ohne Verletzung der Scham in ihrer Nacktheit besehen, und mehr als eine „Sache“ ist ja ein Sclave oder eine „Sclavin“ nicht;*)

Machen wir es mit Pferden oder Hunden, die wir kaufen wollen, anders?

Das arme Kind hing den Kopf tief herab; aber Donna Landos stieß ihn ihr in die Höhe riß ihr mit beiden Händen den Mund auf und besah die Zähne; während sich der junge San-

*) Thatsache. In neuester Zeit befiehlt übrigens ein Gesetz, daß diese „nackten Musterungen“ — die den Käufer vor etwaigen Körpermängeln der Sclaven bewahren sollen — in einem besonderen Locale vorgenommen werden.

chez und der Sklavenzüchter von der Stärke der Fußknöchel Juno's überzeugten ....

„Das ist etwas für mich!“ — sagte der Züchter dabei zu dem jungen Mann.

„Freund!“ — rief dieser — „laßt mir die Juno. Ihr findet noch Weiber genug.“

„Daß ich ein Narr wäre!“ — entgegnete Jener. — „Ich kann kein tauglicheres Exemplar für meine Negerzüchterei finden.„

„Nehmt Vernunft an, Freund!“ — fuhr der junge Sanchez fort indem er Juno's Arm in die Höhe hielt und die Stärke der Rippen prüfte — „ich thue Euch auch wieder einen Gefallen.“

„Handelschaft leidet keine Freundschaft!“ — rief der Züchter. — „Solche für mich geeignete Prachtexemplare kommen selten genug vor. So eine Sclavin ist für mich ein Kapital, das hohe Zinsen trägt. Ihr könnt jede Andere auch, wenn sie gesund und stark ist, für Euere Zuckerplantage brauchen.“

„Also wollt Ihr mir den Handel verderben und die Waare in die Höhe treiben?“ — rief der junge Mann finster und gereizt.

„Ich habe dasselbe Recht zu bieten!“ — rief der Züchter mit einem eben so finsteren und giftigen Blicke — „als Ihr!“

„Nun gut!“ — sagte Don Antonio stolz aber mit innerem Ingrimme. — „Wir wollen sehen.“

Die Schelle erklang.

„Vierzehnhundert Piaster zum Ersten!“ — ertönte die Stimme des Auctionators.

„Und fünfzig!“ — rief Don Antonio Sanchez.

„Fünfzig mehr!“ — sagte der Züchter.

„Fünfzehnhundert und fünfzig!“ —

„Sechzehnhundert!“ — ertönte es von verschiedenen Stimmen.

„Sechzehnhundert dreißig!“

„Fünfzig!“

„Sechzig!“

„Achtzig!“ — schrie der Sclavenzüchter. Don Antonio glühte.

„Siebzehnhundert!“ — rief er jetzt mit einem leidenschaftlichen Blick auf die Negerin und einem wutherfüllten auf den Züchter.

„Siebzehnhundert und fünfzig!“ — sagte der Züchter.

Antonio biß sich auf die Lippen. Der Preis war sehr hoch. Auch der Vater raunte ihm jetzt zu:

„Laß es gut sein, Antonio! Es ist Unsinn höher zu gehen. Rentirt sich ja nicht.“

„Ich nehme sie für meine Rechnung!“ — entgegnete der junge Mann in leidenschaftlicher Erregtheit und in demselben Augenblicke rief er.

„Achtzehnhundert!“

„Und fünfzig!“ — setzte der Züchter hinzu.

Antonio hätte ihm einen Dolch in die Rippen stoßen mögen. Höher wagte auch er nicht zu gehen; zumal ihm sein Vater einen finsteren gebietenden Blick zuwarf.

Der Hammer fiel .... Juno war dem Sclavenzüchter.

Antonio war außer sich. Obwohl die Auction kaum begonnen hatte, verließ er den Saal, stürzte in der „Bar“ noch ein großes Glas Whisky hinunter; winkte dem hier harrenden Sclavenaufseher, Cäsar in Empfang zu nehmen und nach der Plantage zu bringen, schwang sich auf sein Pferd und sprengte davon.

„Diamante,“ die Pflanzung des Don Francisco Sanchez, lag einige Stunden von San Fernando de Apure in einer Niederung. Sumpf und Oede herrschten nicht weit davon, denn der Apure überschritt oft die flachen Ufer und überschwemmte das Land bis weit in das Innere. Aber gerade diese Feuchtigkeit, so ungesund sie die Niederung machte, war, verbunden mit der das ganze Jahr hier herrschenden ungeheuren Hitze, so recht das Klima für eine Zuckerplantage.

Aber etwas anders sind die Rohrfelder, die durch die Sclaven bebaut werden — und die Wohnungen der Pflanzer selbst.

Auf einer mäßigen Anhöhe, halb versteckt unter Orangen- und Granatbäumen lag das Herrenhaus von Diamante.“ Es war lustig und geräumig.

Die rings umlaufende Veranda gab ihm etwas ungemein Freundliches. Ein herrlicher Garten, geschmückt mit den prächtigsten

Tropengewächsen, schmiegte sich wie ein Blumengürtel an dasselbe. Breite lange Alleen durchschnitten ihn, alle mit eben so zierlichen als schattigen Chinabäumen besetzt, von welchen einige so groß waren, daß man seine Wohnung in den Zweigen aufschlagen konnte. In der That führten denn auch zu mehreren derselben Wendeltreppen hinauf, so daß eine kleine Gesellschaft mitten in dem grünen Laube auf Bänken, die um einen runden Tisch angebracht waren, vor Sonne und Hitze geschützt, die Abende hier zubringen konnte.

Durch die Alleen hindurch sah man in der Ferne die unabsehbaren Zuckerrohr-Felder und in denselben zahllose Schwarze in eifriger Geschäftigkeit.

Einige hundert Schritte vom Herrenhause entfernt lagen die Negerhütten: kleine, sauber aussehende Häuschen, die einander in gleichmäßigen Linien gegenüberstanden.

Einem europäischen Auge erschien das Ganze wie ein kleines Dorf am Fuße eines, auf einem Hügel thronenden herrschaftlichen Schlosses.

Zwischen dem Herrenhause und den Sclavenhütten aber erhob sich die Wohnung des Oberaufsehers. Sie bildete ein geräumiges Haus mit einem Portico, von dem aus alle Sclavenwohnungen und der größte Theil der Plantage mit Bequemlichkeit übersehen werden konnten.

Alles dies hatte einen ungemein freundlichen Anstrich. Ja man würde sich — ohne den Blick in das Privatzimmer des Ober-Aufsehers — fast in einem Paradiese geträumt haben. Dieses Zimmer aber mußte doch den Vertrauenvollsten an der hier herrschenden paradiesischen Herrlichkeit etwas zweifeln machen. Es war mit Büchsen und Pistolen wohl ausstaffirt. Auch verschiedene Arten von Peitschen hingen an der Wand. Von der aus gezwirnter Seide gedrehten, auf deren Hieb sogleich das Blut herausspritzt und die tolle, wahnsinnige Schmerzen verursacht, bis zu der, den Körper zerfleischenden Seekuhpeitsche.

In einem geräumigen Nebenzimmer hing eine ausgestopfte Figur — einen Menschen vorstellend — welche mit Hirschleder überzogen war. An dieser Figur übte sich der Aufseher in still-vergnügten Mußestunden mit der Peitsche. Da auf dem Hirschleder jeder Hieb sichtbar bleibt, so konnte er nach jedem Schlage prüfen, ob er gut und diejenige Stelle getroffen habe, die er zu treffen sich vorgenommen. Es war dies namentlich eine Beschäftigung für Sonn- und Feiertage, und der Oberaufseher von „Diamante" war Dank dieser vortrefflichen Anstalt — in der Kunst des Peitschenhauens so geschickt, daß er eine Fliege auf dem Rücken eines Negers oder auf dem Schenkel einer Negerin treffen konnte.

Dicht an das Haus dieses menschenfreundlichen Mannes stieß aber noch eine andere hübsche Anstalt .... und das war der Stall für die Bluthunde; jene Bestien, die der Mensch selbst zu einem der furchtbarsten Raubthiere gemacht hat; jene Bestien, welche schon die Eroberer von Amerika zur Schande der Menschheit benützt haben, um die armen Eingeborenen zu hetzen und die noch jetzt als eine Hauptsicherstellung der Sclavenhalter gegenüber ihrer Sclaven gelten.

Zu diesem Zwecke, und um entlaufene Sclaven wieder einzufangen, hielt denn auch Don Francisco Sanchez zehn solcher Bluthunde, von welchen jede Nacht vier freigelassen wurden, um die Plantage zu bewachen.

Wehe dem Sclaven, der sich dann aus seiner Hütte hätte wagen wollen; er wäre augenblicklich niedergerissen und zerfleischt worden.

Der junge Sanchez hatte, um seinen Aerger zu vergessen, einen weiten Ritt gemacht. Es kochte ja eine dreifache Wuth in seinem Herzen: über das Glück Don Sotto's, über das Mißgeschick mit Donna Arabella's Titi und über das Gebot des verwünschten Sclavenzüchters, der ihm Juno aus den Händen gerissen.

Der Weg, der ihn nach „Diamante" zurückführte, ließ ihn die südlichst gelegenen Zuckerrohrpflanzungen, die zu der Plantage gehörte, berühren.

Als ihn die arbeitenden Sclaven von Weitem sahen, erzitterten alle.

„Junger Teufel kommen!“ — war das Wort, das flüsternd durch die entsetzten Reihen lief. — „Schlimmer sein noch, als alter Teufel!“

Und es war wahrlich eine Ahnung, welche die armen Geschöpfe durchzuckte; denn Derjenige, der diese Nacht in seiner Wuth und Rachsucht den kleinen Titi todtgepeitscht, lechzte jetzt in seiner rohen Leidenschaftlichkeit nach einem neuen Ableiter seiner Wuth.

„Nichts vorgefallen?“ — rief er daher von seinem Pferde herab dem Unteraufseher zu, der, die Sclavenpeitsche in der Hand, hinter der Reihe der Arbeitenden stand.

Aber wie gut kannten sich Herr und Knecht. Der Aufseher sah schon aus Don Antonio's Mienen und hörte aus dem Tone, in welchem dies: „Nichts vorgefallen?!“ ausgestoßen worden, daß der junge Herr wünsche, es möge etwas, was zu strafen, vorgefallen sein.

Unglücklicherweise hatten sich denn auch wirklich ein Neger und eine Negerin, als der Aufseher sich diesen Morgen einmal scheinbar entfernt, kleine Vertraulichkeiten erlaubt, wodurch sie in der Arbeit zurückgekommen.

Der Aufseher berichtete daher mit zähnefletschender Schadenfreude dem jungen Herrn darüber.

Die Nachricht kam Don Antonio wie gerufen. Da er Juno nicht bekommen, sollten die beiden armen Sünder dafür büßen.

„Und haben sie ihre Strafe?“ — rief er mit funkelnden Augen.

„Noch nicht, Herr!“ — entgegnete der Aufseher.

„Und wer war es!“

„Zeno und Daphne!“

„Nun!“ — sagte Antonio, und eine wirklich diabolische Lust spielte in seinen Zügen. — „Da ihr so lustig und guter Dinge seid, so will ich euch zu dem Tanze schmücken.“ — Dann setzte er witzig hinzu: — „Gebt ihnen das Geschmeide.“

Antonio war ja zu gewissen Zeiten — namentlich wenn Zorn in ihm kochte — ein gar spaßhafter Mann. Er wußte dann die Qualen, die er seinen Sclaven bereitete, mit Witzen zu verschönen.

Als Zeno und Daphne das Wort „Geschmeide“ hörten, stürzten sie heulend vor Don Sanchez nieder.

„Gnade haben, Massa, Gnade!“ — schrieen sie beide, vor Angst zitternd. — „Nicht, „Joch“ geben! .... Zeno und Daphne arbeiten wollen .... „Joch“ so schwer sein.

Aber vergeblich. Der Aufseher war schon mit dem Instrumente bei der Hand, was die Sclavenhalter auf den englischen Plantagen die „Neck-Yokes“ oder „Nackenjoche“ nennen.

Diese „Neck-Yokes“ sind hölzerne Joche mit eisernen Ringen. Zwischen diese wird der Hals des verurtheilten Sclaven gesteckt, und derselbe wird, trotzdem das Joch seine dreißig Pfund wiegt, und trotzdem der Körper sich in diesem „Schmuck“ nur mühselig bewegen kann, gezwungen, seine gewöhnliche Arbeit nach wie vor zu verrichten.

Zeno und Daphne hatten noch nicht ausgesprochen, als sie auch dieses „Geschmeide“ — welches der Aufseher immer in seiner Nähe hält — schon um den Hals hatten. Ein paar gutgezielte Hiebe brachte sie schreiend auf die Beine und an die Arbeit.

„So!“ — rief Antonio. — „Da habt ihr ja, was ihr wollt. Steht euch recht gut, „das Geschmeide.“ Gleiche Liebeslust, gleiche Liebespein. Wird euch etwas abkühlen!

Und damit sprengte er lachend davon. Ein ingrimmiger, zwischen den Zähnen gemurmelter Fluch der Sclaven folgte ihm nach.

Aber Antonio's Zorn und Wuth waren damit nicht gesättigt. Im Gegentheile, es ging ihm bei dieser Grausamkeit, wie dem Löwen, wenn er Blut leckt, ... sie reizte ihn zu neuen Grausamkeiten. Pater Acosta hatte sich in dem Zuge, der sich zeitweise um seinen Mund kund gab, nicht getäuscht.

Und hatte der junge Mann während des Rittes nach dem Herrenhause nicht Zeit genug, aus den Gedanken an die verschiedenen Ursachen seines Zornes Gift zu saugen? Donna Arabella war ihm entgangen!

Juno war ihm entgangen! der verfluchte Affe hatte ihn lächerlich gemacht! Don Sotto, der elende Fremde, hatte ihm eine reiche Braut gestohlen und der Schurke von Sclavenzüchter seinen Stolz verletzt!

Hui! — Bei jedem dieser Gedanken traf das arme Pferd, das den jungen Mann mit den ungezügelten Leidenschaften trug, Hieb und Sporn. Knirschend bäumte es sich auf; aber Don Antonio Sanchez war ein guter Reiter. Er spottete der sich bäumenden Creatur, denn .... er war Heer über sie.

Und wer hatte den jungen hübschen Mann, mit dem gefälligen Aeußeren zu einer solchen Tyrannen-Natur gemacht? — War er von Natur so?

Nein! — Alles verrieth, daß es die Natur bei ihm auf einen edlen Menschen angelegt hatte. Sein Verderben lag in der Erziehung, in dem abscheulichen Beispiele, das ihm sein Vater gegeben. Niemand hatte als Kind, als Knabe, seine Fehler gerügt, seine Leidenschaft gebändigt. Das kleine, noch ganz zarte Kind sah täglich die Sclaven peitschen und martern; so daß ihm nach und nach solche Scenen zur Unterhaltung dienten. Es stand dann, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, dabei, und lachte, wie der Vater, über die Grimassen und Fratzen, die Sprünge und Windungen, die der gepeitschte Neger machte. Das Schreien des Armen war so viel, wie das Heulen eines Hundes, der nicht gehorcht hat und seine Schläge bekommt. Ein Neger ist kein Mensch, hieß es ja immer, sondern nur eine Sache.

Dem Knaben aber machte der Vater schon ein kleines Negermädchen zum Geschenk. Es sollte ihm als Spielzeug dienen, und der wilde verzogene Knabe ging wild genug mit ihm um. Jeder Zorn ward an dem armen kleinen Geschöpf ausgelassen und Don Francisco Sanchez wollte sich todt lachen, wenn die Kleine auf allen Vieren kriechen mußte und sein Söhnchen auf ihr, wie auf einem kleinen Pferde herumritt, oder wenn er die fleischen Theile ihres Körpers zu seinem Nadelkissen machte. Schrie dann das Negermädchen und wollte nicht pariren, so faßte sie der Knabe an ihrem Wollkopfe und riß sie so lange herum, bis sie zu kreuze kroch. Selbst die Mutter amüsirten solche Scenen und als dies der Knabe sah, trieb er es natürlich nur noch toller.

So wurde bei ihm, wie bei vielen jungen Pflanzern, durch eine unverantwortliche Erziehung, das Herz verhärtet und verdorben und jedes menschliche Gefühl soweit untergraben, daß ihm Grausamkeiten zur Gewohnheit und zur Lust wurden. Die Ungebundenheit, der Reichthum, und die fast völlige Unabhängigkeit, die das Pflanzerleben geben, verdarben den Jüngling dann noch ganz.

Als Don Antonio in die Nähe der Negerhütten kam, traf er den Ober-Aufseher, der eben damit beschäftigt war, die zwölf Sclaven, die der alte Herr noch auf der Auction erstanden hatte, in ihre Hütten einzuweisen. Sein Gesicht war finster und als ihn Antonio um die Ursache seines Unwillens frug, sagte er:

„Ich glaube, Ihr Herr Vater hat an dem Cäsar einen schlimmen Kauf gemacht?"

„Warum?" — entgegnete Antonio — „der Bursche ist ja wie von Eisen."

„Allerdings! Aber ein böser Geist sitzt in ihm."

„O ho!" — rief Antonio lachend. — „Ich denke, den treiben wir ihm bald aus."

„Wenn er das nicht selbst thut! — meinte der Aufseher.

„Wie so?"

„Er hat einen Versuch gemacht, sich zu erhängen.

„Den Teufel auch!" — rief Antonio. — „Der Schurke kostet uns 1500 Piaster!"

„Ich kam noch zur rechten Zeit und schnitt ihn ab."

„Und mit was hat er sich erhängen wollen?"

„Mit dem zusammengedrehten Stück Callico, was er um die Lenden trug."

„Man muß es ihm nehmen."

„Ist geschehen."

„Und hat er seine Strafe."

„Ich wollte Sie oder Ihren Herrn Vater abwarten. Es ist eine Ausnahme von den

gewöhnlichen Negern, deren Stumpfsinn sie ungefährlich macht. Cäsar gehört zu den sogenannten „Gefühlvollen," und die sind die Allergefährlichsten."

„O, hat nichts zu sagen!" — rief Antonio zornflammend. — „wir wollen ihm sein gefühlvolles Wesen hier bald austreiben. Wo ist der Schurke?"

„Dort steht er unter den übrigen neu angekauften Negern."

„Gut! die sollen gleich am ersten Tage Zeugen sein, wie die Disciplin auf „Diamante" gehandhabt wird. Die Stocks!"

„Herr!" ...... sagte der Aufseher.

„Was ist?"

„Darf ich mir ein Wort erlauben?"

„Redet."

„Ich glaube es würde vielleicht besser sein, bei Cäsar etwas milder zu verfahren, bis er hier eingewöhnt ist, man kann ja später ......"

„Nichts da!" — rief Don Antonio, und in seinen Augen flammte eine unheimliche Gluth. — „Hier muß ein Beispiel gegeben und der schwarze Hund eingeschüchtert werden!"

„Sie wollen also wirklich? ......"

„In die „Stocks" mit dem Kerl sage ich!"

„Und wenn er nun Convulsionen bekommt und darauf geht? — Er kostet 1500 Piaster."

„Ich befehle es!"

„Das ist mir genug!" — sagte der Aufseher. — „Ich könnte sonst, Ihrem Herrn Vater gegenüber nicht übernehmen ...... 1500 Piaster! ...... es ist eine Summe! ...... so recht tüchtig die Seekuhpeitsche ...... schmerzt zum Rasendwerden und ist doch nicht lebensgefährlich!"

„Zum Teufel!" — rief hier Don Antonio dunkelroth vor Zorn. — „Wer ist hier Herr! .... Die „„Stocks,"" sage ich!"

Der Aufseher ging.

Die neu angekauften Neger und Negerinnen mußten jetzt Antonio und dem Aufseher folgen, bis zu einem weiten Platze in der Mitte der Hütten, woselbst ein sehr dickes und breites eichenes Brett aufrecht in den Boden eingerammt war. In diesem Brett befand sich, ohngefähr drei und einen halben Fuß vom Boden ein Loch, groß genug, den Hals eines Menschen durchzulassen. Cäsar mußte ihn hineinlegen. Jetzt ward auf dem Rücken des Opfers ein eiserner Ring angebracht, der mit zwei kleineren Löchern versehen war, durch welche die Hände des Unglücklichen gezwängt wurden.

Die Nigger standen schaudernd.

„So!" — sagte jetzt Don Antonio und jenes diabolische Lächeln, das Pater Acosta so charakteristisch gefunden, spielte um seinen Mund.

„Und nun die Peitsche!"

Die Hiebe fielen wie Hagel und bei jedem spritzte das Blut auf: Cäsar schrie nicht; — nur ein dumpfes Aechzen entwand sich von Zeit zu Zeit seiner breiten Brust.

Endlich sagte Don Antonio: „Genug!"

„Und wie lange sollen die „„Stocks"" andauern?" — frug jetzt der Aufseher.

„Bis sich die Convulsionen andeuten!" — sagte der junge Pflanzer kalt. — „Ihr aber bleibt dabei, sammt den neuen Schwarzen.„

„Wenn nur nicht ...."

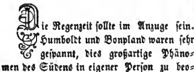
„Ihr seid verantwortlich!" — rief Antonio finster. — „Bedenkt, was der Kerl kostet!" — und er ritt davon.

Nach zwei Stunden bemerkte der Aufseher bei Cäsar das Herannahen der Krämpfe. Auch der Stärkste konnte diese tief gebückte Stellung diese furchtbare Strafe nicht länger aushalten. Eine längere Dauer würde seinem Leben bald ein Ende gemacht haben.

Cäsar wurde aus den „Stocks" genommen: der starke, herkulische Mann brach bewußtlos zusammen.

Aber .... Don Antonio hatte sich doch verrechnet. Drei Wochen später fand man Cäsar doch erhängt. Er zog den Tod dem Leben auf „Diamante" vor. An demselben Tage war ein Caraiben-Sklave durchgegangen der ebenfalls die „Stocks" erhalten hatte.

Ein Paradies.



Die Regenzeit sollte im Anzuge sein. Humboldt und Bonpland waren sehr gespannt, dies großartige Phänomen des Südens in eigener Person zu beobachten.

Schon von Anfang März an hatte Alexander von Humboldt bemerkt, daß die Anhäufung sichtbarer Dunstbläschen nnd damit die Anzeigen von Luftelektricität von Tag zu Tag stärker wurden. Man sah' gegen Süden Wetterleuchten und der Volta'sche Elektrometer zeigte bei Sonnenuntergang fortwährend Glaselektricität. Später zeigte sich eine Störung des elektrischen Gleichgewichtes der Luft, die vom 26 Mai an eine völlige ward. Während dieses beständigen Schwankens der Luftelektricität fingen die Bäume bereits an frische Blätter zu treiben, als hätten sie ein Vorgefühl vom nahenden Frühling.

Unvergleichlich ist in jenen Gegenden die Reinheit der Luft vom Dezember bis in den Februar. Der Himmel ist beständig wolkenlos und von einem wundervoll tiefen Blau. Gegen Ende Februar und zu Anfang März läßt dies Blau nach, es ist nicht mehr so prächtig dunkel, der Hygrometer zeigt allmälig stärkere Feuchtigkeit an, die Sterne sind zuweilen von einer feinen Dunstschichte umschleiert, ihr Licht ist nicht mehr planetarisch ruhig, man sieht sie hin und wieder bis zu 50 Grad über dem Horizont flimmern.

Um diese Zeit wird der Wind schwächer, unregelmäßiger, und es tritt öfter als zuvor völlige Windstille ein. In Süd-Süd-Ost ziehen Wolken auf. Sie erscheinen wie ferne Gebirge mit sehr scharfen Umrissen. Von Zeit zu Zeit lösen sie sich auch vom Horizonte ab und mit einer Schnelligkeit über das Himmelsgewölbe, die mit dem schwachen Winde in den unteren Luftschichten außer Verhältniß steht.

Ende März wird dann das südliche Stück des Himmels von kleinen leuchtenden elektrischen Entladungen durchzuckt, phosphorischen Aufleuchtungen, die von Dunstmassen auszugehen scheinen. Von nun an dreht sich der Wind von Zeit zu Zeit auf mehrere Stunden nach West und Südwest. Es ist dies ein sicheres Zeichen, daß die Regenzeit bevorsteht, die am Orinoco gegen Ende April eintritt.

Der Himmel fängt jetzt an, sich zu überziehen, das wunderschöne Blau verschwindet und macht einem gleichförmigen Grau Platz. Zugleich nimmt die Luftwärme stätig zu und nicht lange so sind nicht mehr Wolken am Himmel, sondern ungeheure Massen verdichteter Wasserdünste hüllen ihn vollkommen ein. Lange vor Sonnenaufgang erheben die Brüllaffen ihr klägliches Geschrei, gleich als ob sie die Gewitter fürchteten, die sich jetzt mit ihrer ganzen Schwere, mit ihren furchtbaren Entladungen Schlag auf Schlag folgen.

Humboldt beobachtete alle diese meteorologischen Erscheinungen der Tropen genau, um sie später in wissenschaftlichen Werken niederlegen zu können.

Die Regenzeit sollte jetzt aber bald beginnen, denn schon in San Fernando de Apure kündete sie allmälig das Aussehen des Himmels, der Gang der Elektricität und ein Regenguß an. Aber Humboldt und Bonpland hinderte dies an der Ausführung ihres großen Vorhabens nicht. Dankbar für die außerordentlich freundliche Aufnahme im Hause des Gouverneurs von Varinas, Marquis del Toro schickten sie sich eben zur Weiterreise an, als sie noch durch etwas sehr freudig überrascht wurden.

Humboldt sowohl wie Bonpland hatten während des kurzen Aufenthaltes in San Fernando vor allen Diagen auch Pater Acosta und Don Sotto achten und schätzen gelernt. An letzteren knüpfte sie aber noch besonders jenes verwandte Streben, daß sie und den jungen Spanier von Europa nach der neuen Welt getrieben. Stand ihr Streben — als rein wissenschaftliches — auch unendlich höher

als das Don Sotto's, der, nur um den eigenen Geist zu bereichern, Länder und Völker kennen lernen wollte, so war doch auch dieses ein würdiges Ziel für die Wißbegierde eines Europäers.

Natürlich fand denn auch, in Folge dieser geistigen Verwandtschaft, sofort eine Annäherung zwischen Sotto und den beiden Reisenden statt, die bald durch den liebenswürdigen Charakter des jungen Spaniers eine wirklich innige wurde. Sotto hatte gleich im Anfange ihrer Bekanntschaft den Wunsch geäußert: Humboldt und Bonplandt auf ihrer Befahrung des Apure, Orinoco und Rio-Negro begleiten zu dürfen: seine Liebe zu der reizenden Arabella schien indeß diesem Vorhaben entgegentreten zu wollen. Da führte ein glücklicher Zufall Erklärung und Verspruch herbei, und nun, da sich der künftige Schwager des Statthalters im sicheren Besitz seiner Geliebten wußte, trat die alte Begierde, die an diesen Flüssen liegenden f a s t n o c h g a n z u n e r f o r s c h t e n L ä n d e r kennen zu lernen, wieder lebendiger hervor.

Eine zwei- bis dreimonatliche Trennung war freilich für beide Liebenden eine schwere Sache; dennoch rieth selbst Pater Acosta dazu da sich eine gleich günstige Gelegenheit zu dieser interessanten Reise wohl nie mehr bieten durfte, und Arabella war verständig genug, dies einzusehen und dem edlen Wissensdrange ihres zukünftigen Gatten nicht in den Weg zu treten. Nach Vollendung dieser Reise sollte dann sofort die Vermählung der beiden jungen Leute in Varinas gefeiert werden.

Alexander von Humboldt und Bonpland fanden sich daher sehr freudig überrascht, als ihnen — wenige Tage vor der Abreise — Don Sotto sein Vorhaben erklärte. Versprachen doch sein geistreiches, liebenswürdiges Wesen und seine muntere Laune die vielen Beschwerden, die sie auf der nicht gefahrlosen Fahrt erwarteten, leichter tragen zu helfen.

Jetzt wurde eine Pirogue, — ein Fahrzeug welches die Spanier L a n c h a s nennen, — angeschafft. Zur Bemannung nahm man einen Steuermann (el patron) und vier Indianer. Im Hintertheile der Pirogue wurde dann eine mit Corypha-blättern bedeckte Hütte errichtet, die so geräumig war, daß Tisch und Bänke Platz darin fanden. Letztere bestanden aus über Rahmen von Brasilholz straff gespannten und fest angenagelten Ochsenhäuten.

Als dies so weit in Ordnung, wurden für einen Monat Lebensmittel eingeschifft: Hühner, Eier, Bananen, Maniocmehl und Cacao im Ueberfluß; auch Xereswein, Orangen und Tamarinden zu kühlender Limonade. Die Indianer versorgten sich mit Angeln und Netzen, Humboldt und seine Gefährten mit Feuerwaffen. Uebrigens standen als treffliche Nahrungsmittel: Fische, Seekühe, Schildkröten und deren Eier, Vögel, Agutis, Gürtelthiere, Pauris Guacharacas, — die Truthähne und Fasanen des Landes — in Aussicht.

Das Letzte, was eingeladen wurde, waren ein paar Fässer Branntwein zum Tauschhandel mit den Indianern.

So kam der 30. März heran, und mit ihm stieß, nach einem innigen gegenseitigen Abschiede, die Pirogue vom Lande. Niemand freilich wußte, was dieser Abschied Arabella kostete; selbst Sotto fühlte ihren Schmerz nicht in seiner ganzen Größe, da ihn ein froher, kräftiger Mannesmuth belebte und der Drang die fast fabelhaften Länder des oberen Orinoco im Vereine mit zwei so tüchtigen Naturforschern zu sehen, seine Wißbegierde fast fieberisch aufstachelte. In zwei, höchstens drei Monate war er ja zurück, und dann erwartete ihn seine geliebte Arabella am Altare.

Aber welche herrliche Reise war dies nun!

„Diamante" — dessen prächtiges Herrenhaus unter seinen Orange- und Granatbäumen wie ein Sitz des Friedens und des Glückes hervorblickte — war gleichsam die Pforte des Paradieses, das sich nun den Reisenden erschließen sollte.

Mächtige Urwälder schlossen sich an die weiten Zuckerrohrpflanzungen jener großen Besitzung an, — Urwälder in deren geheimnißvollen Nacht sich nur der Fuß der Yaruros-Indianer zu verirren wagte; denn diese unermeßlichen Gebiete waren nur von Tigern und riesigen Schlangen, Krokodilen und Chiguiren — einer großen Art von Linne's Cavia

— bewohnt. Dichtgedrängte Vogelschwärme hoben sich vom Himmel ab, wie schwärzliche Wolken, deren Umrisse sich jeden Augenblick veränderten.

Merkwürdig war hier fast durchweg die Stellung der Bäume. Dicht am Ufer sah' man Büsche von Sanso,*) die gleichsam eine vier Schuh hohe Hecke bildeten. Hinter dieser Hecke erhob sich ein dichter Wald von Cedrela, Brasilholz und Gayac und über diesen hinaus — einen Wald über dem Walde bildend — ragten stolz und majestätisch die Stämme der Corozo- und der stachlichten Piritupalme. Die großen Vierfüßler dieser Wälder aber: die Tiger, Tapire und Pecarischweine, hatten überall Durchgänge durch die Sauso-Hecke gebrochen, durch die sie, um zu trinken, täglich an den Strom kamen. Oft sahen Humboldt und seine Freunde, wie sie, unbekümmert um die heranuahende Pirogue, langsam am Ufer hinstrichen, bis sie durch eine der schmalen Lücken des Gebüsches in der Nacht des Waldes verschwanden.

Welchen Reiz hatten diese Auftritte für die drei Freunde! Humboldt sagte schon am ersten Tage bei einem derselben:

„Kann es einen größeren Genuß geben, als eine Reise in diesen himmlischen Gegenden? Die Lust, die man dabei empfindet, beruht nicht allein auf dem Interesse des Naturforschers, sondern zugleich auf einer Empfindung die allen im Schooße der Cultur aufgewachsenen Menschen gemein ist. Man sieht sich einer neuen Welt, einer wilden, ungezähmten Natur gegenüber. Bald zeigt sich am Gestade der Jaguar, der schöne amerikanische Panther; bald wandelt der Hocco*) mit schwarzem Gefieder und Federbusch langsam an der Uferhecke hin. Thiere der verschiedensten Classen lösen sich ab. Wo will man sonst ein gleiches Schauspiel sehen?"

„Es como in el Paraiso!" — („Es ist wie im Paradiese!" — sagte der Steuermann, ein alter Indianer aus den Missionen.

„Er hat in der That recht!" — fuhr Humboldt fort. — „Alles erinnert hier an den Urstand der Welt, dessen Unschuld und Glück uralte ehrwürdige Ueberlieferung allen Völkern vor Augen stellen."

„Und doch" — meinte Sotto — „liegt eine arge Täuschung darin. Es geht hier nicht viel besser zu, als auf den Plantagen, die wir verlassen. Die Herrenhäuser scheinen paradiesische Sitze des Friedens und .... welcher Jammer, und welches bodenlose Elend verbirgt sich hinter denselben. Und hier? .... fürchten sich nicht auch diese Thiere vor einander und zerfleischen sich, wenn sie können?"

„Das goldene Zeitalter ist eben vorbei!" — sagte Bonpland — „und in diesem Paradiese der amerikanischen Wälder, wie aller Orten, hat lange traurige Erfahrung alle Geschöpfe gelehrt, daß Sanftmuth und Stärke selten beisammen sind."

„Nur mit dem Unterschiede" — setzte Humboldt hinzu — „daß die Thiere, die keine Vernunft haben, einfach den Gesetzen und den Bedürfnissen der Natur folgen: die Menschen aber, ihre Geisteskräfte dazu benutzen, ausfindig zu machen, wie sie am raffinirtesten die Gesetze der Natur und aller Menschlichkeit mit Füßen treten können. Wenn Ihr mich lieb habt, Freunde, laßt uns darüber schweigen. Leider können wir die unseligen Mißbräuche, die diese paradiesischen Länder brandmarken, nicht heben. Darum laßt sie uns für jetzt vergessen und die schwarzen, schweren Schlagschatten ihrer Erinnerung nicht in dies Gemälde voll Licht und Glanz fallen."

In diesem Augenblick bog die Pirogue um eine Ecke, die der Apure hier bildete, die Bewaldung trat für eine kurze Strecke etwas vom Ufer zurück. Da lagen auf dem Sande hingestreckt, zehn riesige Krokodile. Es waren Thiere von 16 bis 22 Fuß Länge. Die Kinnladen unter rechtem Winkel aufgesperrt, ruhten sie neben einander. Verschiedene Vögel saßen ganz gemüthlich auf ihnen, oder spazirten, Insecten suchend, auf ihrem gepanzerten Rücken langsam auf und ab.

*) Hermesia castaneifolia.

**) Crax alector. Ein prächtiger hühnerartiger Vogel, etwas klein er nur als unsere Truthühner.

"Es ist sonderbar" — sagte Humboldt bei diesem Anblicke — „daß diese Ungeheuer sich so ganz ohne Zeichen von Zuneigung gegen einander verhalten. Der Trupp geht auseinander, sobald er vom Ufer aufbricht, und doch besteht er sicher nur aus Einem männlichen und vielen weiblichen Thieren; denn — wie schon Descourtils, der die Krokodile auf St. Domingo so fleißig beobachtet, bemerkt hat — die Männchen sind selten, weil sie in der Zeit der Begattung sehr häufig und wüthend mit einander kämpfen und sich um's Leben bringen."

Diese gewaltigen Reptilien waren hier übrigens so zahlreich, daß Humboldt und seine beiden Freunde auf dem ganzen Stromlaufe fast jeden Augenblick ihrer fünf oder sechs sahen, und doch fing der Apure erst kaum merklich zu steigen an, und hunderte von Krokodilen lagen also noch im Schlamme begraben.

Aber immer neue und immer herrlichere Scenen drängten sich vor die Augen der Reisenden.

Der Apure war jetzt 139 Toisen breit. Die Pirogue glitt an einer Insel vorbei, auf der Flamingo's, rosenfarbige Löffelgänse, Reiher und Wasserhühner, die das mannichfaltigste Farbenspiel boten, zu vielen Tausenden nisteten. Die Vögel waren so dicht an einander gedrängt, daß es schien, als könnten sie sich gar nicht rühren. Es war prächtig anzusehen, dies wunderliche bunte Durcheinander aller der schönen Thiere, dies Hüpfen, Flattern, Laufen und Auf- und Niederfliegen. Die Freunde konnten des Sehens nicht müde werden.

„Isla de Aves !" — („Die Vogelinsel !") sagte der Steuermann unaufgefordert in seiner kurzen Weise; denn er sprach, wie alle Indianer, nur wenig und in kurzen Sätzen.

Ein tiefes, der staunenden Anschauung gewidmetes Schweigen folgte jetzt. Kaum aber vermochte auch das Auge alle die eigenthümlichen Erscheinungen aufzufassen, die sich jetzt fast gleichzeitig demselben entgegen drängten.

Hier zogen, Wasserstrahlen emporwerfend, lange Reihen Toninas — Delphine — durch den Fluß, und belustigten die Dahinfahrenden durch ihre gewandten Bewegungen und ihre munteren Sprünge. Dort war das Ufer mit fischfangenden Vögeln bedeckt. Die schönen Flamingo's standen zu Hunderten regungslos auf einem Beine da, und nur, wenn sie einen glücklichen Fang gethan, schlugen sie vor Freude mit den wundervoll roth gefärbten Flügeln. Auf dem Flusse selbst hatten sich andere Vögel die gewaltigen Bäume zu nutze gemacht, die das Hochwasser in Masse den Apure herunter führte. Zu Tausenden und Abertausenden saßen sie dicht gedrängt auf diesen Stämmen und überraschten die Fische, die sich mitten in der Strömung hielten. Schaaren von Affen, blickten aus den Bäumen, warfen wohl auch, wenn die Pirogue dem Ufer nahe kam, mit Baumfrüchten nach derselben. Unter furchtbarem Geschrei eilten Flüge von Papageien, von kleinen Habichten verfolgt, über die Häupter der Reisenden dahin. Hoch in den Lüften kreisten Zamuros — eine Geierart —; während große Heerden Chiguire, Wasserschweine, durch die Sauso-Hecken brachen und sich in toller Eile in den Fluß warfen, so oft einer der gewaltigen Tiger jener Gegenden majestätisch hervortrat.

Und bei all dieser Größe und Herrlichkeit, bei all diesem Leben .... dennoch diese tiefe, unaussprechliche Einsamkeit! —— Nur die einzige kleine Pirogue auf dem gewaltigen Strome ——— nur die wenigen Menschen in diesen unermeßlichen Einöden! —

In Humboldt und seinen Freunden wechselten Entzücken und ehrfurchtsvolle Schauer vor der Größe dieser Natur. Keiner von ihnen fand für den Augenblick Worte; aber ihr Schweigen war ein feierliches Gebet, eine Hymne an den Weltengeist.

Und wie zu Nichts zerschmolz hier der Mensch! .... Hier! hier! .... war er nicht mehr der Mittelpunkt der Schöpfung, nicht mehr der stolze König und Beherrscher der Erde!

Weit entfernt, die Elemente zu bändigen, hat selbst der hier Lebende vollauf zu thun, sich ihrer Herrschaft zu entziehen. Die Umwandlungen, welche die Erdoberfläche seit Jahrhunderten durch die Hand der Wilden und der Missionäre erlitten, verschwinden zu Nichts gegen das, was unterirdische Feuer, die austretenden gewaltigen Ströme und die tobenden Stürme in wenigen Stunden leisten. Der Kampf der Elemente unter sich, der Thiere gegen einander, des Seienden gegen das Werdende, ist das eigentlich Charakteristische der Naturscenerie der neuen Welt. Ueberwältigend ist dabei der Eindruck, den der Gedanke auf Europäer macht, daß in Ländern, so groß wie Frankreich .... nur eine Handvoll zerstreuter Hütten stehen.

Auch Humboldt und seine Freunde fühlten das Erschreckende, was in diesen Gedanken für die menschliche Einbildungskraft ruht. Und es ist wahr: es bedarf Jahre, ehe man mit der Vorstellung einer Welt vertraut wird, in der nur Pflanzen und Thiere leben, wo niemals der Mensch seinen Jubelschrei oder die Klagelaute seines Schmerzes hören ließ!

Und welche neue Nahrung bekamen diese Gedanken auch bei der Mittagsruhe wieder.

Die Hitze war auf 40° Reaumur gestiegen. An ein Weiterfahren auf dem Strome konnte also nicht gedacht werden. So legte man an einer felsigen Uferstelle an, um vielleicht in den Zerklüftungen des Gesteins ein etwas kühleres und schattiges Plätzchen zu finden.

Regungslos, mit aufgerichtetem Kopfe und offenem Maule saßen die Eidechsen da und schienen sich von der heißen Luft durchströmen zu lassen. Der Boden schien, in Folge der Luftspiegelung, auf und ab zu schwanken, während sich kein Lüftchen rührte.

Die Sonne war nahe am Zenith und ihr glänzendes, vom Spiegel des Stromes zurückgeworfenes Licht stach scharf ab von dem röthlichen Dunst, der alle Gegenstände in der Nähe umgab. Ueber der ganzen weiten Welt aber .... lag Todtenstille.

Und wie tief war der Eindruck, den diese unendliche Ruhe auf Humboldt machte!

Die Waldthiere hatten sich im Dickicht verborgen, die Vögel waren unter das Laub der Bäume oder in die Spalten der Felsen geschlüpft. Kein Blatt regte sich .... aber lauschte Humboldt's Ohr in dieser scheinbar tiefen Stille auf die leisen, allerdings kaum vernehmbaren Laute, die die Luft ihm dennoch entgegentrug, so gab sich ihm ein dumpfes Schwirren kund, ein beständiges Brausen und Summen der Insecten, von welchen die Luft wimmelte. Myriaden krochen ja auf dem Boden oder umgaukelten ihn, die Freunde und die von der Sonnenhitze verbrannten Gewächse. Ein leises, aber wirres Getöne drang aus jedem Busch, aus den faulen Baumstämmen, die ringsum lagen, aus den Felsenspalten, aus dem Boden, in dem Eidechsen, Tausendfüße und Cäcilien ihre Gänge gruben.

„O Himmel!" — sagte Humboldt zu Bonpland, den er auf alles dies aufmerksam gemacht hatte — „sind dies nicht eben so viele Stimmen, die uns zurufen, daß Alles in der Natur athmet, daß das Leben in tausendfältiger Gestalt im staubigen, zerklüfteten Boden waltet, so gut wie im Schooße der Wasser und in der Luft, die sie umgibt?"

„So ist es!" — entgegnete Bonpland. — „Der Eindruck, den ich in diesem Augenblicke habe, gibt mir in der That so recht den Begriff der Allbelebtheit."

„Der Begriff der Belebtheit" — fuhr Humboldt nachdenklich fort — „ist so an den Begriff von dem Dasein der treibenden, unablässig wirksamen und schaffenden Naturkräfte geknüpft, welche in dem Erdkörper sich regen, daß schon in den ältesten Mythen der Völker diesen Kräften die Erzeugung der Pflanzen und Thiere zugeschrieben, ja der Zustand einer unbelebten Oberfläche unseres Planeten in die chaotische Urzeit kämpfender Elemente hinaufgerückt wurde. Dort also schon erweiterte dieser Begriff die geistige Lebenssphäre, und .... geschieht dies hier bei uns nicht auch? Erweitern nicht alle diese Anschauungen den Horizont des Lebens vor unseren Augen?"

„Es wäre eine schöne Aufgabe für Sie,

Humboldt!" — sagte hier Bonpland — „diese Gedanken schriftlich niederzulegen."

„Das kann geschehen!" — versetzte Humboldt. — „Wenn wir erst wieder in Europa sind, versuch ich es vielleicht, die wundervollen Ansichten und Anschauungen der Natur, die wir hier gemeinsam gewonnen, wiederzugeben und so durch die Schilderung der Allbelebtheit der Erdoberfläche und der Verbreitung der organischen Formen, nach Maßgabe der Tiefe und der Höhe geschildert, die Wissenschaft auch in dieser Richtung zu erweitern."

„Das gibt ein schönes Feld für Ihre Thätigkeit."

„Aber es ist gar keine leichte Aufgabe, das fühle ich schon jetzt."

„Sie sind Meister in der Schilderung der Natur, dies sagt schon Ihr Tagebuch, das Sie ja Tag für Tag im Nachtlager weiter führen."

„Es hat damit seine eigene Bewandtniß!" — versetzte Humboldt. — „Was im Angesichte der geschilderten Gegenstände niedergeschrieben ist, hat ein Gepräge von Wahrhaftigkeit — ich möchte sagen: von Individualität — das auch den unbedeutendsten Dingen einen gewissen Reiz gibt."

„Und damit haben Sie gewonnen Spiel."

„Noch nicht! Um die Natur in ihrer ganzen erhabenen Größe zu schildern, darf man nicht bei den äußeren Erscheinungen allein verweilen; die Natur muß auch dargestellt werden, wie sie sich im Inneren des Menschen abspiegelt, wie sie durch diesen Reflex bald das Nebelbild physischer Mythen mit anmuthigen Gestalten füllt, bald den edlen Keim darstellender Kunstthätigkeit entfaltet. — Lieber Bonpland! .... Lassen Sie es mich in diesem schönen, erregten Augenblicke, hier — mitten in diesem tropischen Paradiese — frisch umweht von all' den tausend Anregungen, gestehen, daß ich mit hoher Lust eine schöpferische Kraft in mir fühle. Großes soll geschehen, wenn Großes noch vorausgegangen. Ach! wir klopfen ja erst an so vielen geheimnißvollen Pforten der Natur an, die sich alle erst öffnen müssen, ehe wir sagen können, wir ahnen die Fäden, die das Große unermeßliche Ganze zusammenhalten und regieren. Aber es schwebt mir doch immer etwas Großes vor .... wenn auch die Form noch unbestimmt ist .... etwas zu Schaffendes, das ich fast meine Lebensaufgabe nennen möchte. Ich sprach Ihnen ja schon davon! .... ein Werk, das, wo möglich, die Erkenntniß des Naturganzen, die Darstellung des Strebens der Menschheit, das Zusammenwirken der Kräfte in dem kosmischen All, in dem Erd- und Himmelsraume begreift. O! der Gedanke ist schön! Aber eine Frage ist es: ob die Ausführung desselben in den Kräften eines Menschen liegt?"

„Wenn dies die Möglichkeit ist," — sagte Bonpland — „so ist dies bei meinem Freunde der Fall!" — und damit reichte er Humboldt die Hand.

„Die Zeit wird es lehren!" — entgegnete dieser, den Druck der Freundeshand herzlich erwiedernd. — „Drang und Wille sind da, lassen wir die Zeit abklärend wirken und der Gegenwart offene Augen, ein offenes Herz und einen offenen Geist entgegenbringen." —

Erst gegen Abend brachen die Freunde wieder auf.

Aber welche Nacht voll Abenteuer sollte diesem Tage folgen.

Der Steuermann hatte Humboldt angekündigt, daß man die Nacht auf einer Pflanzung zubringen würde, was dieser und seine Freunde um so freudiger aufnahmen, als sie sämmtlich nach all dem Erlebten und der unaussprechlichen Hitze des Tages bis zum Umsinken erschöpft und müde waren.

Der Steuermann ließ aber dabei in seiner lakonischen Weise nichts weiter verlauten, als daß der Herr der Pflanzung ein vornehmer Spanier sei, der die Tigerjagd treibe und mit seiner Frau und Tochter, Donna Isabella und Donna Manuela, hier einsam lebe. Die Erwartung war also doppelt groß: durfte man doch immer bei Don Ignacio und seinen Damen Muth und Großherzigkeit voraus-

setzen; da es wahrlich für gebildete, der Civilisation nicht fremde Menschen keine Kleinigkeit sein mußte, in diesen, kaum von wilden Indianer-Stämmen besuchten Gegenden zu wohnen.

„Und er treibt die Tigerjagd!" — sagte jetzt Don Sotto, indem man sich im Voraus von den Personen unterhielt, die man bald zu treffen hoffte. — „Bei allen Heiligen, das ist eine Beschäftigung, die mir bei einem Spanier wohl gefällt. Es liegt etwas ungemein Stolzes und Kühnes in dem Gedanken, mit diesen Königen der Wildniß zu kämpfen. Ich stelle mir in Sennor Don Ignacio einen großen, schönen, starken Mann vor, von originellem Aeußeren; über der leichten Kleidung die Büchse auf der Schulter; dabei Flammenaugen und einen kühnen Geist."

„Ich muß gestehen," — versetzte Bonpland „daß ich noch mehr auf die Damen, als auf Don Ignacio selbst gespannt bin. Einem Mann, der die Jagd liebt, kann ich mir ganz gut hier wohnend denken, aber Frauen? .... sie müßten denn gerade ebenfalls Jägerinnen sein!"

„Und warum sollten Frauen in dieser großen, herrlichen Natur nicht auch heimisch werden und sich wohl fühlen?" — frug Humboldt.

„Gerade vielleicht" — meinte Don Sotto — „weil die Natur hier zu großartig, zu ernst und erhaben für weibliche Naturen ist."

Humboldt schüttelte freundlich das Haupt, dann sagte er: — „Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, daß das Vergnügen an der Natur gerade eine freundliche und lieblichschöne Gegend erfordere. So unleugbar es ist, daß Lieblichkeit den Reiz erhöht, so ist der Genuß überhaupt doch nicht daran gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die das Gefühl anziehen und die Einbildungskraft beschäftigen. Die Natur gefällt, reißt an sich, begeistert, blos weil sie Natur ist. Man erkennt in ihr eine unendliche Macht, größer und wirksamer, als alle menschliche und doch nicht furchtbar. Denn es ist, als strahlte uns jeder Naturgegenstand immer etwas Mildes und Wohlthätiges entgegen, da der allgemeine Charakter der Natur Güte in der Größe ist. Wenn man auch wohl von schauderhaften Felsen, schrecklich schönen Gegenden, der entsetzlichen Einsamkeit dieser Wälder spricht, so ist die Natur doch niemals furchtbar. Man wird bald mit der wildesten Felsenschlucht, der tiefsten und einsamsten Waldnacht vertraut, ja man wird sogar bald heimisch in ihnen und empfindet, daß sie Denjenigen, der sich einsiedlerisch zu ihnen flüchtet, gern Ruhe und Frieden geben."

„Nur muß er ein großes Herz und einen offenen Geist mitbringen!" — meinte Bonpland. — „Und gerade diese Voraussetzung macht mich so gespannt auf die Damen. Frauen sind gewiß zeitweise eines großen Aufschwunges fähig; aber wenige nur werden eine erhöhte Stimmung und ein gleichmäßig andauerndes Interesse an der Natur festhalten können. Eine Frau will immer auch ein gutes Stück Leben."

„Vielleicht hat Donna Isabella dies früher besessen!" — meinte Sotto. — „Die Außenwelt verwundet oft, und gibt zu Mißstimmung Anlaß. Ich kann mir sehr gut denken, wie man sich, aus den Salon's der großen Welt flüchtend, gerade hier, auf einer schönen still gelegenen Besitzung, unendlich wohl finden kann."

„Nun, wir werden ja sogleich sehen, woran wir sind!" — sagte Humboldt. — „Die Pirogue biegt eben zum Anlanden in eine Bucht."

„Aber, zum Henker!" — rief Bonpland — „ich sehe ja nichts von einer Pflanzung: weder Herrenhaus noch Negerhütten!"

„Sie werden sich hinter Bäumen verstecken!" — sagte Sotto. — „Aber steht dort nicht ein Mensch?"

„Ein Wilder!" — entgegnete Bonpland — „denn er ist nackt und braun von Farbe."

Humboldt frug nun den Steuermann, welcher Indianerstamm hier hause?

„Keiner!" — sagte dieser.

„Aber dort steht doch ein Indianer!" — rief Bonpland.

Der Steuermann schüttelte den Kopf, dann sagte er:

„Das ist Don Ignacio!"

„Wer?" — riefen die Freunde wie aus einem Munde.

„Don Ignacio!" — wiederholte der Steuermann ruhig und lenkte das Boot zum Anlegen.

Humboldt, Bonpland und Sotto sahen sich stumm vor Staunen an; aber in demselben Augenblick brachen sie auch alle drei in Lachen aus. Und wer von ihnen hätte nicht lachen sollen, bei dem Vergleiche des Bildes, welches sie sich noch eben von Don Ignacio, dem edlen Spanier, gemacht, und des Originals!

„Das ist also Sennor Don Ignacio, der Pflanzer und Tigerjäger!" — rief Bonpland heiter.

„Nun denn!" — setzte Don Sotto noch immer außer sich vor Staunen, hinzu — „da bin ich wahrlich auf Donna Isabella und Donna Manuela begierig!"

Und er hatte Mühe ein neues lautes auflachen zu verbergen; denn der edle Spanier schritt eben stolzen Schrittes, aber sichtbar hoch erfreut durch den unerwarteten Besuch, rasch auf das Boot zu.

Der Mann hatte wirklich in Kleidungsstücken nicht zu viel gethan: denn dieselben bestanden lediglich in ein paar Mocassins, die die Füße vor Verletzung schützten. In seiner Hand hielt er Bogen und Pfeile und seine Haut war — obgleich man ihm auf den ersten Blick ansah', daß er von Geburt ein Europäer — so schwarzbraun wie die eines Zambo. Wirklich köstlich machte sich aber die Grandezza mit der jetzt Don Ignacio den Aussteigenden entgegentrat und sie, als ebenbürdige Genossen, auf seiner „Pflanzung" willkommen hieß.

Er war glücklich und freute sich unendlich, jetzt wieder einmal Nachrichten aus Europa und den Kreisen der gebildeten Welt zu vernehmen, da er „an den Neuigkeiten aus Madrid, an den Kriegen, deren kein Ende abzusehen, und all den Geschichten dort drüben — **todas lascosas de alla**". — sagte er, den lebendigsten Antheil nehme.

Den Freunden hielt es in der That schwer, ihre Heiterkeit zu verbergen. Der Anblick und das Wesen Don Ignacio's hatten sie wie durch Zauber von all' ihrer Müdigkeit geheilt; Bonpland und Sotto wären jetzt zu den tollsten Witzen und Streichen aufgelegt gewesen, hätten nicht Humboldt's bittende Blicke ihren jugendlichen Uebermuth etwas gezügelt.

Humboldt ehrte auch in dieser, in der That eigenthümlichen, Erscheinung die wohlwollende Gastfreundschaft, die man ihm und den Freunden entgegenbrachte. Mit bewunderungswürdiger Geduld ging er daher auch auf Don Ignacio's zahllose Fragen ein.

„Und Sie wissen nicht, ob seine Majestät der König von Spanien bald zu uns herüberkommt?" — frug jetzt der Mann mit den Mocassins.

„Ich glaube kaum!" — entgegnete Alexander von Humboldt — „wenigstens habe ich von einem solchen Vorhaben des Königs nichts gehört."

„Und doch ist es so!" — sagte Don Ignacio ganz zuverlässig. — „Er wird zum Besuche Ihrer Herrlichkeit im Lande Caracas herüberkommen. „Aber" — setzte er hinzu — „da die Hofleute nur Weizenbrod essen können, werden sie nie über die Stadt Valencia hinaus wollen, und ich werde den Hof nicht sehen, obgleich ich Hidalgo de **naturalezza** bin!"

„Bei Gott, da hat er recht!" — raunte bei diesen Worten Sotto seinem Freunde Bonpland lachend zu. — „Er steht mit Adam, dem Ahnherrn des Menschengeschlechtes, auf einer und derselben Linie!"

„So nehmen wenigstens wir, Ihre Gastfreundschaft für diese Nacht gerne an!" — sagte jetzt Humboldt zu Don Ignacio — „obgleich wir keine Könige sind."

„Und ich möchte ein König sein," — entgegnete stolz aber nicht ohne Freundlichkeit, der Spanier — „um so liebe Gäste würdig aufnehmen zu können.".

„Wenn es nur in seiner Vorrathskammer nicht aussieht, wie in seinem Kleiderschrank!" — flüsterte Sotto.

„Ich denke, Freund Humboldt," — sagte hier Bonpland, der die Bemerkung Sotto's sehr am Platze fand — „wir nehmen da-

schöne Wasserschwein mit, welches wir geschossen haben. Das gibt einen herrlichen Braten und wir fallen dem edlen Sennor Don Ignacio weniger zur Last."

Aber der edle Spanier machte eine abwehrende Geberde und sagte mit Würde:

„Wo denken Sie hin, mein Herr, nos otros cavalleros blancos, — weiße Leute und Cavaliere wie wir, sind nicht dazu gemacht, von solchem „Indianerwildpret" zu genießen. Ich habe gestern einen prächtigen Hirsch erlegt, und Hirschbraten ist besser als Chiguire."

Die Erwartungen Bonpland's und Sotto's stiegen jetzt wieder um ein Bedeutendes. Wenn der edle Don Ignacio auf Hirschbraten einladen konnte, so mußte die Küche der Sennora Isabella nicht so übel bestellt sein.

Man folgte also dem neuen Freunde in der heitersten Stimmung nach der Pflanzung.

„Sie sind uns als ein großer Jagdliebhaber geschildert worden!" — sagte Humboldt dabei.

„Nun ja!" — entgegnete der Hidalgo de naturalezza — „es ist eben ein Vergnügen für Cavaliere."

„Aber Sie sind nur mit Bogen und Pfeilen versehen?" — frug Don Sotto — „jagen Sie mit diesen?"

„Allerdings!" — versetzte der edle Spanier. — „Pulver und Schießgewehr kennt man hier nicht. Don Ignacio ist Philosoph: er liebt, trotz dem, daß er ein Mann von altem spanischem Adel ist, die Einfachheit, und darum jagt er mit Bogen und Pfeil."

„Bei Gott, das ist groß!" — rief Don Sotto lustig. — „Sie sind ein Philosophe nach der That. Theilen Ihre Gemahlin und Ihre Tochter diese Grundsätze auch?"

„Gewiß!"

„Und in demselben Maaße, wie Sie?"

„Warum nicht! der Gatte ist der König in seinem Hause. Schon was er denkt, ist unumstößliches Gesetz."

„Dann können wir uns freuen!" — lispelte Sotto Bonpland zu.

„Aber wo ist Ihre Pflanzung?" — frug jetzt Alexander von Humboldt, da der Weg, den Don Ignacio eingeschlagen, in den Wald führte.

„Sie liegt wohl hinter jenem Bananengehölze?" — frug Sotto mit einem Anfluge von Spott.

„Wir werden Sogleich am Platze sein!" — entgegnete der Hidalgo.

Jetzt öffnete sich in der That das Gebüsch nach einer Seite hin und die Freunde gewahrten einige ärmliche Zuckerrohrfelder.

„Und Ihre Wohnung?"

„Ist hier!" — sagte der Spanier stolz, indem er auf einen riesigen Pecan-Nußbaum zeigte, dessen hellgrünes Laub bereits in das Orange- und Purpurkolorit überging. —

„Dieser Baum?" — rief Sotto, und Staunen erstickte fast seine Stimme.

„O!" — sagte würdevoll Don Ignacio — „wir sind hier herrlich baxo techo (unter Dach!) Sehen Sie, hier sind unsere Hängematten an den Zweigen angebracht. Sie glauben nicht, wie vortrefflich es sich hier schläft. Sie, meine geehrten Herren, hängen die Ihrigen ebenfalls hier zwischen zwei Bäumen auf, und wir verleben eine Nacht, wie in Escurial!"

Humboldt und die Freunde mußten jetzt wirklich lachen. Da sie aber gewöhnt waren, auf ihrer Reise sehr häufig auf gleiche Weise zu übernachten, so machten sie sich nicht viel daraus.

Sie ließen eben ihrer Heiterkeit noch freien Lauf, als Sennor Don Ignacio, der sich einen Augenblick entfernt hatte, mit seiner Frau und Tochter herantrat. „Beide waren so nackt wie er;" aber sie schienen dies in Folge der Gewohnheit so wenig zu zu fühlen, wie der edle Spanier selbst, und als Don Ignacio ganz mit derselben Würde, als stelle er sie bei Hofe vor, sagte: — „Sennora Donna Isabella, meine Gemahlin und Donna Manuela, meine Tochter!" — verneigten sich beide mit eben so viel Unbefangenheit als Grandezza.

Bonpland und Don Sotto drückten sich gegenseitig die Hand, daß ihnen das Blut

unter die Nägel trat; aber sie vermochten es nur auf diese Weise zu vermeiden, in ein lautes, unbändiges Lachen auszubrechen.

Auch Humboldt mußte jetzt lächeln; aber dies Lächeln war so milde, daß es unmöglich verletzen konnte.

Es gab übrigens nun einen köstlichen Abend. Eine alte, halblahme Negersclavin zündete ein mächtiges Feuer an und brachte ein gewaltiges Stück Hirschfleisch daran.

Der Mulatte befestigte für die drei Freunde und sich — Steuermann und Ruderer waren bei der Pirogue geblieben — vier Hängematten an den Zweigen eines großen Tamarindenbaumes. Don Ignacio erzählte von seinen Ahnen, die an der Seite des Cid gekämpft und später hohe Stellen bei Hofe eingenommen hatten; Sennora Donna Isabella aber und Donna Manuela saßen neben den Gästen am Feuer, starrten dieselben erstaunt an und ließen von Zeit zu Zeit coquette Blicke auf Sie anprallen, wobei Donna Isabella ihre Lieblingskatze, ein riesenmäßiges, häßliches Thier mit ungemein falsch blickenden Augen, auf dem Schooße hielt und zärtlich streichelte.

Endlich war es Zeit, sich zur Ruhe zu begeben, nach der sich die Reisenden jetzt wirklich sehnten. Die Sache war leicht ausgeführt: der Schlafsaal stand ja offen, es war der Wald; — die Betten durften nicht lange gesucht werden, sie hingen als lustige Hängematten an dem Tamarinden- und Pecan-Nuß - Baum, und auszukleiden brauchte sich auch Niemand, am wenigsten der edle Sennor, Don Ignacio und die hochedlen Sennora's, Donna Isabella und Donna Manuela!

Als Humboldt in seiner Hängematte lag, athmete er hoch auf. Sein Wirth hatte zuletzt noch ein Langes und Breites von seinem sogenannten Kriegszuge an dem Rio Meta erzählt, und mit großer Emphase erwähnt, wie tapfer er sich — ein zweite Cid Campeador — in einem blutigen Gefechte mit den Guahibo - Indianer gehalten. Er rühmte sich dabei mit Stolz der Dienste, welche er Gott und seinem Könige geleistet habe, indem er den Eltern die Kinder (los Indiecitos) weggenommen und in die Missionen vertheilt habe.

Das Komische von der ganzen Erscheinung dieser seltsamen Familie abgerechnet, machte es doch auf Humboldt einen peinlichen und traurigen Eindruck, in dieser weiten Einöde an einem Manne, der von guter Abkunft sein wollte, bei der größten Armseligkeit doch alle eitele Anmaßung, alle verderbten Vorurtheile, alle Verkehrtheiten der europäischen Cultur anzutreffen.

„Die Menschen sind doch überall dieselben!" — dachte er und wandte sich mit einem Seufzer der Natur zu, die ihn jetzt mit tiefer Ruhe und nächtlichem Schweigen umgab.

„Wie süß kann man hier schlafen!" — dachte er — „hier in dieser großartigen unendlichen Stille der Urwälder, wo uns nicht, wie in den großen Städten Europa's, das nie rastende Treiben und Toben der Menschen zur eigenen Verzweiflung wach hält."

Und Humboldt streckte sich, todtmüde von den Ansteengungen des Tages, noch behaglicher aus und schloß die Augen. Aber noch war der Schlaf nicht über ihn gekommen, da erhob sich im Walde rings umher ein wahrhaft höllischer Lärm.

„Was zum Teufel ist denn das?" — rief Don Sotto aus seiner Hängematte herüber.

„Da kann man ja kein Auge schließen!" — meinte Bonpland ärgerlich.

„Es ist ein furchtbares Concert" — sagte Humboldt — „das uns, wie es scheint, die wilden Thiere der Urwälder hier geben."

„A ha!" — meinte Sotto lachend — „das ist wohl das Orchester Don Ignacio's. Es hat wenigstens den Vorzug der Originalität."

„Aber das müssen ja Hunderte von Bestien sein!" rief Bonpland.

„Ich kann nur diejenigen unterscheiden" — entgegnete Humboldt — „die sich einzeln hören lassen: die leisen Flötentöne der Sapajou's, die Seufzer der Alouatos, das Brül-

len des Tigers und des Caguars,*) das Geschrei des Bisamschweines, des Faulthieres, des Hocco, des Parraqua ....“

„Ja wohl!“ — sagte Bonpland — „und diesem prächtigen Unisono gesellt sich das verdammte anhaltende schrille Pfeifen der Affen, die sich beim Brüllen der Tiger davon machen.“

„Es ist das Gräßlichste, was ich noch jemals gehört habe!“ — setzte Humboldt hinzu — „und ich hoffte hier bei meiner Müdigkeit und Stille der Wälder so gut zu schlafen.“

„Massa!“ — rief jetzt der Mulatte aus seiner tiefer unten befestigten Hängematt hervor — „das hier alle Nacht so sein!“

„Recht angenehm!“ — sagte Sotto lachend — „die Damen Don Ignacio's müssen eben nicht an allzu zarten Gehörnerven leiden, wenn sie dabei schlafen können.“

Die Müdigkeit siegte bei den drei Freunden indessen doch endlich und sie entschliefen.

Aber es war, als ob sich heute ein böser Geist gegen sie verschworen hätte. Kaum hatten sie einige Stunden geschlafen, als sich ein furchtbarer Sturmwind erhob: die tausendjährigen Bäume krachten und ihre Wipfel bogen sich wie Rohre, Blitze zuckten an dem dunklen Horizonte hin, der Donner rollte und der Regen goß plötzlich so heftig und in solchen Strömen herab, daß Humboldt, Bonpland und Sotto in wenigen Augenblicken bis auf die Haut durchnäßt waren.

„Verfluchte Geschichte!“ — rief Bonpland ärgerlich. — „Hätte uns der Satan von Spanier bei unserer Pirogue gelassen, so hätten wir uns doch besser schützen können.“

„Schimpfen Sie mir nur nicht über Ignacio und seine Familie!“ — sagte hier Don Sotto — „wir sind die Narren und er und seine Damen sind die Gescheidten.“

„Wie so?“ — frug Bonpland.

„Nun — meinte Don Sotto — „unsere Kleider sind jetzt durch und durch naß; über dies Mißgeschick brauchen aber weder der Sennor noch die Sennora's zu klagen!“

*) Caguar, der amerikanische Löwe ohne Mähne.

Humboldt und Bonpland mußten trotz ihrer unbehaglichen Lage lachen, als plötzlich der Mulatte wie toll und rasend zu schreien anfing:

„Massa! Massa!“ — schrie er, als ob er am Spieße stecke, — „Hülfe thun! Hülfe thu! ...... Ha! ha! ...... O weh! ...... Au! au! ......“

„Was zum Henker!“ — rief Bonpland aus seiner Matte hinab. — „Bist du toll, Junge! Was hast du denn!“

„Hülfe thun! Hülfe thun!“ — schrie der Mulatte wieder. — Ho! ho! ...... au! ...... Mulatt verloren sein ...... au! ..... wild Thier Mulatt zerreißen .....!“

Humboldt, Bonpland und Sotto richteten sich bei diesen Worten rasch auf, arbeiteten sich aus ihren Hängematten und eilten mit Messern bewaffnet dem Unglücklichen zu Hülfe; Büchsen und Pulver konnten sie nicht gebrauchen, da beide naß geworden waren.

Der Mulatte schrie noch immer. Die Bestie — es konnte kaum etwas anderes als ein Jaguar sein — mußte den Armen jämmerlich zurichten.

Aber wie sollten die Freunde nun das Thier erkennen und fassen. Nur so viel gewahrten sie, daß der Mulatte wüthend mit ihm rang. Auch Don Ignacio und Donna Isabella waren, von dem Hülferuf geweckt, herbeigeeilt. Der Bogen des Spaniers war schon gespannt, als ein gewaltiger Blitz die Scene beleuchtete.

Mit dem Momente aber erschallte auch ein lautes tolles Lachen aus dem Munde aller Umstehenden.

Nicht ein Tiger war es, mit dem der Mulatte auf Tod und Leben rang, sondern .... Donna Isabella's Lieblingskatze. Sie hatte, wie gewöhnlich, die Nacht auf dem Tamarindenbaume zugebracht. Da aber der Sturm den Baum so furchtbar geschüttelt, war sie herunter und unglücklicherweise in die Hängematte des Mulatten gefallen.

Der arme Teufel, von der Katze zerkratzt und aus dem tiefsten Schlafe aufgeschreckt, hatte geglaubt, ein wildes Thier aus dem Walde habe ihn angefallen. Trotz Schlaf-

losigkeit, Ungewitter und Durchnäßtsein setzte dieser komische Vorfall Alle in gute Laune; zumal die Wunden des treuen Dieners nicht gefährlich waren. Ihn — der sonst mit Recht für einen beherzten, ja verwegenen Tigerjäger galt — hatte nur der Schreck, der ihn so plötzlich aus dem Schlafe geweckt, übermannt

Auch das Gewitter zog jetzt vorüber und ein heiterer Morgen folgte der verhängnißvollen Nacht.

Humboldt und seine Freunde nahmen so bald als möglich von Don Ignacio und seinen Damen Abschied. Ihre Toilette war dieselbe wie gestern; denn sie trugen auch heute n u r ...... die unvermeidlichen Mocassins.

Dennoch nahm sich Sennora Donna Isabella — ihre Lieblingskatze unter dem Arme — ganz stattlich aus, als sie, nebst Sennora Donna Manuela, den Gästen mit einer gewissen Feierlichkeit ihren Abschiedsknix machte. Freilich trug sie dabei die Schuld, daß sich Don Sotto die Lippen blutig biß.

Sennor Ignacio aber begleitete seine Gäste bis an das Ufer des Apure. Der Man wußte was schicklich war. Als Humboldt und die Seinen in die Pirogue stiegen, sagte er:

„Meine Herren, Sie können sich immer Glück wünschen, daß Sie diese Nacht nicht am Ufer geschlafen, sondern a u f m e i n e m G u t e zugebracht haben, entre gente blanca y de trato!"*)

Auf dem Orinoco

Sechs Tage waren seit der Abfahrt von San Fernando verstrichen, als die Pirogue der Reisenden an der Mündung des Apure in den O r i n o c o ankam.

So war der gewaltige Fluß denn erreicht, der schon so lange das Ziel der Sehnsucht für Humboldt und Bonpland bildete. Und mit welcher imponirenden Größe empfing er sie!

So weit das Auge reichte, dehnte sich eine ungeheure Wasserfläche, einem See gleich, vor ihnen aus. Ein ehrfurchtvoller Schauer überlief sie schon bei dem ersten Blick. Es ist ja gerade ein charakteristisches Gepräge von Einsamkeit und Großartigkeit, was den Lauf des Orinoco kennzeichnet, eines der gewaltigsten Ströme der neuen Welt, der hier 11,500 Fuß breit war; in der Regenzeit aber, wenn die Berge Curiquima und Pocopocori zu Inseln werden, eine Ausdehnung von 33,000 Fuß einnimmt

D e r S t r o m w a r i n d e r T h a t s o b r e i t, d a ß d i e B e r g e v o n E n c a r a m a n d a a u s d e m W a s s e r e m p o r z u s t e i g e n s c h i e n e n, w i e w e n n m a n s i e ü b e r d e m M e e r e s h o r i z o n t e s ä h e.

Im Hafen von Encaramanda trafen Humboldt und seine Freunde zum erstenmale auf freie Caraiben von Panapana.

Es war ein Häuptling, ein Apota der in seiner Pirogue zum berühmten Schildkrötenfang den Fluß hinaufging. Er saß in seinem Schiffe unter einer Art Zelt, das, gleich dem Segel, aus Palmblättern bestand. Sein kalter einsylbiger Ernst, die Ehrerbietung, die die Seinigen ihm bezeugten, Alles bewies, daß man einen gefürchteten Häuptling, einen Herrn über Leben und Tod vor sich habe. Er trug sich übrigens ganz wie seine Indianer; alle hätten Don Ignacio Ehre gemacht, denn sie waren, wie er, völlig nackt, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und unterschieden sich von dem edlen Spanier nur dadurch, daß sie sich mit Onoto, dem Farbstoff des Rocou, bemalt hatten. Häuptling, Dienerschaft, Geräthe, Fahrzeug, Segel, Ales war bei ihnen roth angestrichen. Dabei waren es Menschen von fast athletischem Wuchs; höher gewachsen, als alle Indianer, die Humboldt und Bonpland bisher gesehen. Ihre glatten, dichten, auf der Stirne verschnittenen Haare, ihre schwarz gefärbten Augenbraunen, ihr finsterer und doch lebhafter Blick, gaben ihrem Gesichtsausdruck etwas ungemein Hartes. Die sehr großen

*) „Unter Weißen und Leute von Stande!" Die ganze Erzählung ist Thatsache. A. a. O.

aber ekelhaft schmutzigen Weiber trugen ihre kleinen Kinder auf dem Rücken.

Aber „den berühmten Schildkrötenfang“ wollten ja Humboldt und seine Gefährten auch sehen. Sie begaben sich daher ebenfalls zu der „Boca de la Tortuga,“*) wohin sie ein frischer Nordostwind mit vollen Segeln brachte.

Die Insel ist berühmt und hat ihren Namen wegen des Schildkrötenfanges, oder wie man dort sagt, wegen der Cosecha, der Eierernte, die jährlich hier gehalten wird.

Die Reisenden fanden hier viele Indianer beisammen. Sie hatten sich, an dreihundert Köpfe stark, unter Hütten aus Palmblättern gelagert. Da Humboldt und seine Freunde seit San Fernando am Apure nur an öde Gestade gewöhnt waren, so fiel ihnen das Leben, das hier herrschte, ungemein auf. Außer den Guamos und Otomacos aus Uruana, die beide für wilde, unbezähmbare Stämme gelten, waren noch Caraiben und andere Indianer vom unteren Orinoco zugegen. Jeder Stamm lagerte für sich und unterschied sich durch die Farbe, mit der die Haut bemalt war.

Auch einige Weiße, namentlich „Pulperos“ oder Krämer aus Angostura, fanden sich in diesem lärmenden Haufen. Sie waren den Fluß heraufgekommen, um von den Eingeborenen Schildkröteneieröl zu kaufen. Es ging hier zu, wie in Europa auf den Messen von Frankfurt und Beaucaire!

Die Zeit, wo die große, oft einen halben Centner schwere, Arrau- (sprich: Arra-u) Schildkröte ihre Eier legt, fällt mit dem niedrigsten Wasserstande zusammen. Da der Orinoco von der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche an zu steigen anfängt, so liegen von Anfang Januar bis zum 20. oder 25. März die tiefsten Uferstrecken trocken. Die Arrau-Schildkröten sammeln sich daher im Januar in großen Schwärmen an den Ufern der Inseln Cucurupan, Uruana und Pararuma, recken den Hals und halten den Kopf über dem Wasser, ausschauend, ob nichts von Tigern oder Menschen zu fürchten sei.

*) Schildkröteninsel.

Die Indianer, denen viel daran liegt, daß die Schwärme auch beisammen bleiben und daß die Schildkröten in Ruhe ihre Eier legen, stellen alsdann längs des Ufers Wachen auf. Auch den Fahrzeugen wird bedeutet, sich mitten im Strome zu halten und die Thiere nicht durch Geschrei zu verscheuchen.

Nach Sonnenuntergang beginnt nun das Legen der Eier, die größer als Taubeneier sind. Die Schildkröte gräbt dabei mit ihren Hinterfüßen, die sehr lange sind und krumme Klauen haben, ein drei Fuß weites und zwei Fuß tiefes Loch. Aber der Thiere, welche in der Nacht am Ufer graben, sind so unermeßlich viele, daß manche der Tag überrascht, ehe sie mit dem Legen fertig werden konnten. Da treibt sie der doppelte Drang, ihre Eier los zu werden und die gegrabenen Löcher zuzudecken, damit der Tiger sie nicht sehen möge. Sie achten alsdann auf keine Gefahr, die sie selbst treffen könnte und arbeiten so emsig und so offen fort, daß diese verspäteten Eier-Leger von den Indianern „närrische Schildkröten“ genannt werden, zumal sie bei dem Geschäfte dermaßen in Eifer gerathen, daß sie sich leicht mit den Händen fangen lassen.

Das Lager der Indianer war eben aufgeschlagen, als Humboldt mit den Freunden an der Insel landete.

Es waren nicht die freundlichsten Gesichter, die sie hier begrüßten, doch war bald ein gutes Einverständniß hergestellt, als Humboldt dem Missionär von Uruana, der das ganze Geschäft leitete, ein Empfehlungsschreiben von dem Guardian der Franciskaner-Missionen vorzeigte, aus dem der Missionär ersah, daß die Reisenden keine anderen Absichten hegten, als ihr Wissen zu bereichern.

So nahm denn die berühmte Schildkröten-Eierernte ihren üblichen Verlauf.

Zuerst ernannte der Missionär seinen Stellvertreter oder Commissär. Als dies geschehen war, begab sich der Commissionado del Padre daran, den Landstrich wo die Eier lagen, nach der Zahl der anwesenden Indianerstämme, in Loose zu zerlegen.

Es waren dies nämlich lauter sogenannte „Indianer aus den Missionen,“

aber so nackt und versunken, wie die „Indianer aus den Wäldern;" man nannte sie reducidos und neofitos, weil sie hie und da einmal zur Kirche kommen, wenn man die Glocke zieht, und ...... weil sie gelernt haben ...... bei der Wandlung, von der sie übrigens im Entferntesten nicht wissen, was sie bedeuten soll, niederzuknieen!

Sonst hatten sie auch nicht die leiseste Idee vom Christenthum mehr, als die Schildkröten selbst, auf deren Eier sie hier so begierig wie Tiger lauerten.

Der Commissionado del Padre begann nun das eigentliche Geschäft damit, daß er den Boden sondirte. Er untersuchte nämlich mit einem Bambusrohr, wie weit die „Eierschichte" reichte. Sie erstreckte sich bis zu 120 Fuß vom Ufer und war im Durchschnitt 3 Fuß tief. Hierauf wurden die Loose abgesteckt, und nun fielen die Indianer über ihre Theile her und gruben die Eier mit ihren Händen aus. Kleine Körbe, Mappiri genannt, nahmen sie auf. Die Eier wurden nun in das Lager getragen und hier in große mit Wasser gefüllte hölzerne Tröge geworfen.

Sobald ein solcher Trog gefüllt, traten jedesmal Weiber heran und zerdrückten die Eier, rührten die Masse um und setzten sie alsdann so lange der Sonne aus, bis das Eigelb (der öligte Theil,) das oben aufschwimmt, dick geworden ist. Gekocht war dann das „Schildkröten-Eieröl" — Manteca de tortugas — fertig.

Aber mit welcher Großartigkeit tritt auch hier wieder die Natur auf: man hat berechnet, daß die ganze Ernte an 33 Millionen Eier ergibt, zu welchen 330,000 weibliche Arrau-Schildkröten gehören!

Die Zahl der Schildkröten, welche jährlich an den Ufern des unteren Orinoco's ihre Eier legen, beträgt aber wohl nahe zu eine Million!

Noch oft sprachen Humboldt, Bonpland und Sotto bei ihrer Weiterreise auf dem Orinoco, der fortwährend des Interessanten und Neuen in Masse darbot, über diese Schildkröten-Eierernte. Humboldt selbst untersuchte, zeichnete und beschrieb die Arrau- und andere hier vorkommenden Schildkröten auf das Genaueste. Auch die wissenschaftliche Untersuchung der Fische des Orinoco's beschäftigte sie viel. Vor allen Dingen aber galt es, den Lauf dieses mächtigen Stromes, der bis dahin noch nicht bestimmt war, geographisch genau festzustellen. Alle Arten von Messungen und Beobachtungen wurden dabei von Humboldt vorgenommen, während Bonpland für das Anwachsen ihrer Pflanzensammlung redlich sorgte. Weitere Beobachtungen galten auch hier wieder der Meteorologie, der Lufttemperatur, den Erscheinungen der Elektricität und der Magnetnadel, der Intensität der magnetischen Kraft; ferner beschäftigte die Reisenden fortwährend die Vermessung der Ufer des Stromes, so wie die geologische Untersuchung derselben.

Nichts, was für die Naturwissenschaften Interesse hatte, entging ja dem Scharfblicke Humboldt's und seinem immer regen, forschenden Geiste. Pflanzen-, Thier- und Mineralreich hatte er jeden Moment im Auge; ebenso die gewaltigen Einflüsse, welche in den früheren und frühesten Zeiten Vulkane und Wasser auf die Gestaltung der Länder übten, die er durchreiste. Wie wenig sich aber Humboldt auf oberflächliche Beobachtungen beschränkte, geht daraus hervor, daß er eine ganze Menagerie lebender Thiere mit sich führte, da er nur auf diese Weise ihre Eigenthümlichkeiten und Lebensverrichtungen genau studieren konnte.

Nur eines war dabei sehr lästig: Man mußte auf dem Orinoco ein anderes Fahrzeug nehmen, um die oberen Fälle und Strommschwellen passiren zu können, und dies neue Fahrzeug war sehr eng und unbequem. Es war, wie alle indianischen Canoes, ein mit Axt und Feuer ausgehöhlter Baumstamm, 40 Fuß lang und 3 breit.

Drei Personen konnten nicht neben einander darin sitzen. Diese Piroguen sind so beweglich, sie erfordern, weil sie so wenig Widerstand leisten, eine so gleichmäßige Vertheilung der Last, daß man, wenn man einen Augenblick aufstehen will, den Ruderern (bogas) zurufen muß, sich auf die entgegengesetzte Seite zu lehnen; ohne diese Vorsicht liefe das Wasser nothwendig über den geneigten Bord. Man macht sich nur schwer einen Begriff davon, wie übel man auf einem solchen elenden Fahrzeug daran ist. Um an Breite zu gewinnen, hatte man auf dem Hintertheil des Fahrzeuges aus Baumzweigen eine Art Gitter angebracht, das auf beiden Seiten über den Bord hinausreichte. Leider war das Blätterdach (el toldo) darüber so niedrig, daß man gebückt sitzen oder ausgestreckt liegen mußte, so daß man nichts sah. Da man die Piroguen durch die Stromschwellen, ja von einem Fluß zum andern oft schleppen muß, und weil man dem Winde zu viel Fläche böte, wenn man den Toldo höher machte, so kann auf den kleinen Fahrzeugen, die zum Rio Negro hinauf gehen, die Sache nicht anders eingerichtet werden. Das Dach war für vier Personen bestimmt, die auf dem Verdeck oder dem Gitter aus Baumzweigen lagen; aber die Beine reichten weit über das Gitter hinaus, und wenn es regnete, ward man zum halben Leib durchnäßt. Dabei lag man auf Ochsenhäuten oder Tigerfellen und die Baumzweige darunter drückten durch die dünne Decke gewaltig. Das Vordertheil des Fahrzeugs nahmen außerdem die indianischen Ruderer ein, die 3 Fuß lange, löffelförmige Pagaies führten. Sie waren ganz nackt, saßen paarweise und ruderten im Takt, den sie merkwürdig genau einhielten. Ihr Gesang war dabei trübselig und eintönig. Die kleinen Käfige mit den Vögeln und Affen, deren immer mehr wurden, je weiter die Reisenden kamen, waren theils am Toldo, theils am Vordertheil aufgehängt. Sie bildeten die Reisemenagerie. Wenn man alsdann das Nachtlager aufschlug, befanden sich die Menagerie und die Instrumente immer in der Mitte; ringsum kamen die Hängematten der Freunde, dann die der Indianer, und am äußersten die Feuer, die man für unentbehrlich hielt, um die Tiger ferne zu halten.

Es ist nun natürlich, daß auf der überfüllten, keine drei Fuß breiten Pirogue für die getrockneten Pflanzen, die Koffer, einen Sextanten, den Inclinationscompas und die meteorologischen Instrumente kein Platz als der Raum unter dem Gitter aus Zweigen übrigblieb, auf dem auch Humboldt, Bonpland und Sotto den größten Theil des Tages ausgestreckt liegen mußten. Wollte man irgend etwas aus dem Koffer holen oder ein Instrument gebrauchen, mußte man an das Ufer fahren und aussteigen. Zu diesen Unbequemlichkeiten kam dann aber noch vor allen Dingen die Plage der Moskito's die unter dem niedrigen Dache in Schaaren hausten, und die Hitze, welche die Palmblätter ausstrahlten, deren obere Fläche beständig der Sonnengluth ausgesetzt war. Jeden Augenblick suchten die Reisenden sich ihre peinliche Lage erträglicher zu machen, und immer vergeblich. Während der eine sich unter ein Tuch steckte, um sich vor den Insekten zu schützen, verlangte der andere, man solle grünes Holz unter dem Toldo anzünden, um die Moskito's durch den Rauch zu vertreiben. Wegen des Brennens der Augen und der Steigerung der ohnehin erstickenden Hitze war aber das eine Mittel so wenig für die Dauer anwendbar als das andere. Aber mit einem muntern Geiste, bei gegenseitiger Herzlichkeit, bei offenem Sinn und Auge für die großartige Natur dieser weiten Stromthäler fiel es den Reisenden dennoch nicht schwer, die größten Beschwerden zu ertragen.

Und war es denn nicht auch ein wahres Wunderland, das sie jetzt bereisten? und war dessen Erforschung denn nicht der muthigen Besiegung all dieser Plagen und Mühseligkeiten werth? Es handelte sich ja nicht nur von Naturwundern, ... nein! diese Länder am oberen Orinoco, erschienen ja auch — da sie noch völlig unbekannt waren — so recht eigentlich als der classische Boden der

neuen Welt für Sagen und Mährchen.

Hierher versetzten ernste Missionäre die Völker, die ein Auge auf der Stirne, einen Hundskopf oder den Mund unter dem Magen haben; hier fanden sie Alles wieder, was die Alten von den Garamanten, den Arimaspen und den Hyperboräern erzählten. Man würde aber den schlichten, zuweilen ein wenig rohen Missionären unrecht thun, wenn man glaubte, sie selbst hätten diese übertriebenen Mährchen erfunden; sie haben sie vielmehr größtentheils den Indianergeschichten entnommen. In den Missionen erzählt man gern, wie zur See, wie im Orient, wie überall, wo man sich langweilt. Ein Missionär ist schon nach Standesgebühr nicht zum Scepticismus geneigt, er prägt sich ein, was ihm die Eingeborenen so oft vorgesagt, und kommt er nach Europa, in die civilisirte Welt zurück, so findet er eine Entschädigung für seine Beschwerden in der Lust, durch die Erzählung von Dingen, die er als Thatsachen aufgenommen, durch lebendige Schilderung des im Raum so weit Entrückten, die Leute in Verwunderung zu setzen. Ja, diese cuentos de viageros y frailes werden immer unwahrscheinlicher, je weiter man von den Wäldern am Orinoco weg, den Küsten zukommt, wo die Weißen wohnen. Läßt man in Cumana, Nueva Barcelona und in andern Seehäfen, die starken Verkehr mit den Missionen haben, einigen Unglauben merken, so schließt man einem den Mund mit den wenigen Worten: „Die Patres haben es gesehen, aber weit über den großen Katarakten: mas ariba de los Randales."

Auch ungeheuere Schlangen und Tiger, ja ganz fabelhafte Thiere sollten hier wohnen und mehr noch wilde grausame Indianerstämme, von welchen man sich das Entsetzlichste erzählte!

Auch jetzt gaben diese Sagen und Mährchen wieder, wie schon so oft, den Stoff zu einer munteren Unterhaltung zwischen Humboldt und den Freunden ab.

„Und es ist doch so!" — sagte eben jetzt der Missions-Indianer, der am Steuer saß — „wenn Ihr es auch nicht glauben wollt. Sobald wir wieder die Sonne aufgehen sehen, sind wir im Lande der Payahoquas und dann können wir unsere Haut hüten."

„Sind denn diese Payahoquas so furchtbar?" — frug Don Sotto, welchen die Mährchen der Inianer am meisten erfreuten.

„Es sind Männer von riesiger Größe und so stark, daß sie den stärksten Tiger mit einem Druck der Hand vernichten. Ihre vergifteten Pfeile tödten Alles, was sie treffen, und ihre liebste Nahrung sind ihre erschlagene Feinde."

„Und von wem wißt Ihr diese Geschichten?" — frug Humboldt.

„Von Pater Romano!"

„War den der Pater Romano bei den Payahoquas?"

„Gewiß!"

„Und haben sie den Pater nicht verzehrt."

„Er wäre dann wohl nicht wieder gekommen, um uns von denselben Nachricht zu bringen."

Die Freunde lachten über die treffende Antwort des Indianers.

Der Wind blies in diesem Augenblicke frisch und in Stößen. Die kleine, gebrechliche Pirogue schwankte.

„Habt Achtung!" — rief Bonpland dem Steuermann zu — „der Wind stößt gewaltig; die Nußschale, in der wir fahren, ist leicht umgeworfen und dann fressen uns die Krokodile, was ebenso schlimm ist, als von den Payahoquas verzehrt zu werden."

Der Steuermann warf dem Sprecher einen stolzen Blick zu, dann sagte er ernst:

„Der weiße Mann hat nichts zu fürchten, so lang eine dunkle Haut die Pirogue führt."

„Desto besser!" — rief Bonpland begütigend. — „Es zweifelt Niemand an Eurer Geschicklichkeit; aber dem Besten kann in solchem Fahrzeuge ein Unglück zustoßen. Kommen wir indeß wieder auf die Payahoquas zu sprechen: es sind also in der That Menschenfresser?"

„Das „große Krokodil" — ihr Häuptling — mästet immer eine seiner Frauen, die er,

wenn sie recht fett geworden ist, schlachtet und verzehrt."

„Und bei dieser Mahlzeit helfen ihm wohl die übrigen Weiber?" — frug Don Sotto.

„So ist es!"

„Schrecklich, wenn es wahr sein sollte!" — rief der junge Mann.

„So viel ist gewiß wahr!" — „daß wir in Gefahr schweben, umgeworfen zu werden. Das elende Ding von einem Boot wird den Windstößen, die sich erhoben, nicht lange widerstehen."

„Und der Orinoco ist hier an 81,000 Fuß breit und tief wie das Meer!" — bemerkte Sotto.

„Würden wir nicht besser thun, wenn wir auf kurze Zeit landeten?" — frug Humboldt den Steuermann.

Dieser aber schwieg stolz und finster einige Minuten, dann sagte er:

„Die dunkle Haut wird den klugen weißen Männern zeigen, wie man eine Pirogue führt."

„Und was wollt ihr thun?"

„Mich dicht am Winde halten und mit Einem Schlage mitten im Sturme sein."

Und der Mann erhob sich; aber eben, als er seine Geschicklichkeit und die Kühnheit seines Manövers zeigen wollte, fuhr der Wind doppelt heftig in das Segel. Das Boot schwankte, der Bord kam unter Wasser, ein allgemeiner Schrei ertönte und die Wellen stürzten sich mit solcher Gewalt herein, daß Alle schon im gleichen Momente bis an die Knie im Wasser standen. Im nächsten Augenblicke schwammen die Bücher, Papiere und getrockneten Pflanzen umher.

„Wir sind verloren!" rief Sotto bleich wie der Tod.

Die indianischen Ruderer stießen ein Geheul aus; der Steuermann, der durch den Stoß in den Strom gestürzt war, kämpfte mit den Wellen. Auch Humboldt, der sich mühsam an einem Tische festhielt, und sein Tagebuch, das er kaum gerettet, sorgsam mit der einen Hand an seine Brust drückte, war bleich geworden.

Die Windstöße verdoppelten sich; die Pirogue, die jetzt wirklich wie eine Nußschale auf den unermeßlichen Wassern dahintrieb und durch das gewaltsam aufgeblasene Segel wie ein Pfeil fortgerissen wurde, war augenscheinlich in wenigen Minuten verloren. Nur mit den Windstößen hob sich noch von Zeit zu Zeit der schon unterm Wasser stehende Bord.

„Es ist aus!" — sagte Sotto und seine bleichen Lippen lispelten den Namen „Arabella!"

Humboldt schwieg: der Tod stand vor seinen Augen und mit ihm der furchtbare, der traurige Gedanke: „So war Alles umsonst!"

Nur Bonpland hatte diesmal seine ganze vollständige Ruhe und Kaltblütigkeit behalten. Ein Blick über die Wasser nach dem Ufer hin gab ihm Hoffnung:

„Retten wir uns durch Schwimmen!" — sagte er entschieden.

"Nie!" — rief Sotto, — „denken Sie an die Krokodile?"

„Es läßt sich im Momente keines blicken!"

„Die Tiefe birgt sie!"

„Wir müssen es versuchen; es ist die letzte Hoffnung auf Rettung! .... Freunde! wenn wir uns nicht wieder sehen, ... so lebt wohl! .... und nun ... folgt mir!"

Und Bonpland wollte sich eben todesmuthig in den Orinoco stürzen, als ein neuer Windstoß der Pirogue einen solchen Ruck gab, das der junge Franzose rücklings in dieselbe zurückstürzte.

Aber .... welch' ein Glück! das Tauwerk des Segels war mit diesem Stoß gerissen; das Segel flatterte frei, der Sturm konnte sich nicht mehr in ihm fangen, und somit auch das Canoe nicht mehr wie mit Gedankenschnelle forttreiben. Derselbe ungestüme Wind, der das Boot auf die Seite geworfen, richtete es jetzt wieder auf.

„Ausschöpfen! ausschöpfen!" — rief in diesem Momente der Steuermann, der sich auch wieder in die Pirogue gearbeitet hatte, und alle darin Befindlichen machten sich daran mit den Früchten der Crescentia Cujete das Wasser aus dem Boot zu schöpfen. Aber der

Wind schien sich auch mit diesem letzten, gewaltigsten Stoße ausgetobt zu haben; er legte sich, und Humboldt und seine Freunde sahen sich wie durch ein Wunder gerettet!*)

Eine ernste, gehobene, fast feierliche Stimmung folgte diesem Ereigniß.

Mit Einbruch der Dunkelheit schlugen sie ihr Nachtlager auf einer kahlen Insel mitten im Strome auf. Bei herrlichem Mondschein auf großen Schildkrötenpanzern sitzend, die am Ufer lagen, nahmen sie ihr Abendessen ein.

Wie herzlich freuten sie sich, daß sie alle beisammen, daß sie einem fast gewissen Tode entgangen waren!

Sie stellten sich vor, wie es wohl demjenigen von ihnen ergangen wäre, der sich vielleicht bei dem Schiffbruche allein gerettet hätte: wie derselbe am öden Ufer auf und abgeirrt, wie er jeden Augenblick an ein Wasser gekommen wäre, das in den Orinoco läuft und durch das er, wegen der vielen Krokodile und der blutgierigen Caraibenfische, nur mit Lebensgefahr hätte schwimmen können. Und dieser Eine, mit welchem Schmerz, mit welcher Angst, hätte er dann an die Freunde gedacht, nicht wissend, was aus seinen Unglücksgefährten geworden sei, und mehr bekümmert um ihr Loos, als um das seine!

Gerne überließen sie sich solchen ernsten Vorstellungen, weil nach der überstandenen großen Gefahr ihre Seelen unwillkürlich nach starken Eindrücken fort verlangten.

Jeder von ihnen war innerlich mit dem beschäftigt, was sich eben vor seinen Augen zugetragen. Es war ja der Tod gewesen, der sie schon mit seiner kalten Hand gefaßt hatte. Selbst ein leises Bangen durchzuckte sie manchmal.

Es gibt Momente im Leben, wo den Menschen — ohne daß er gerade verzagt — doch vor der Zukunft banger ist, als sonst!

Humboldt und seine Freunde befuhren den Orinoco erst seit so kurzer Zeit, und — — — vor ihnen lag noch eine fast dreimonatliche Fahrt auf Flüssen voll Klippen, in Fahrzeugen, noch kleiner als das, mit dem sie beinahe zu Grunde gegangen wären!

Und während sie so sannen und dachten, ... schwammen die Jaguar's durch den Strom .... und umstrichen ihre Ruhestätte.

*) Humboldt's eigener Ausdruck.

Eine Nacht des Entsetzens.

Diamante, die große und reiche Zuckerpflanzung des Don Franzisco Sanchez, lag in tiefer Ruhe. Der Mond, der sich zum Untergehen neigte, obwohl es noch früh in der Nacht war, schien sich von dieser herrlichen Besitzung fast nicht trennen zu können, so langsam sank er den fernen, dichtbewaldeten Bergen zu. Sein Licht küßte jetzt, wie zum Abschiede, noch einmal das unter Orangen- und Granatbäumen halb versteckte Herrenhaus, während es mit den weiten und großartigen Parkanlagen zu liebäugeln schien.

Der Himmel war tiefdunkelblau, die Luft elastisch! Die Sterne zitterten und flimmerten wie Myriaden Diamanten, ein Schillern von sich aussendend, das gleich elektrischen Funken in die Herzen der still und einsam aufschauenden Menschen flog und ihr ganzes Wesen aufregte, zu neuem Hoffen und neuem Sehnen. Wunderbar schön spielten dabei die bis zu den Ufern des Apure vorspringenden Palmettos und Urwälder in dunkeln, in einander verschmelzenden Tinten. Die ungeheuren Chinabäume der Alleen hoben sich ab, wie Riesen; ihre Wipfel sahen wie gewaltige Kronen aus, die auf dem roth und blau goldenen Kissen ruhten, welches die in einander schillernden Hecken von Orangen und Granat, von Paparol und Catalpas bildeten.

Und wie duftete es aus all den Blumen- und Blüthenkelchen; welche balsamische Gerüche trugen die leisen Lüftchen von den Ufern des Stromes herüber!

Alles war so beruhigt, so schmeichelnd, so bezaubernd, daß es alle Sinne fesseln, das Gemüth mit einer unaussprechlich süßen Ruhe erfüllen mußte.

Die Welt träumte hier einen Traum des Paradieses! ...... und ...... das fühlte auch Arabella del Toro mit, die, den Arm um den Nacken ihrer Freundin, Donna Julia Sanchez geschlungen, in diese Wunderwelt hinausschaute. Die Zauberpracht der tropischen Nacht hatte beide Mädchen unmerklich ebenfalls in einen halb träumerischen Zustand versetzt. Beide hielten sich umschlungen, beide standen jetzt schon geraume Zeit sprachlos auf dem Balkon des Herren-Hauses, der den oberen Theil des Hauptportales bildete und einen Blick über die ganzen Parkanlagen gewährte.

Endlich schien Arabella aus ihren Träumen zu erwachen: sie neigte sich wenigstens zu der Tochter des Hauses und drückte ihr einen heißen, glühenden Kuß auf die Stirne.

Donna Julia lächelte; dann frug sie mit einem Anfluge von Schalkhaftigkeit:

„Galt der Kuß mir?"

„Wem sonst?" — entgegnete die Marquise.

„Nun! — fuhr die Freundin fort. — „Ich bin überzeugt, daß du während der ganzen Zeit an deinen Bräutigam, Don Sotto, gedacht hast, der jetzt wohl auf dem Orinoco, oder auf den dunklen Wassern des Rio Negro schwimmt. Da loderte die stille Gluth der Liebe immer mächtiger in deinem Herzen auf, die Sehnsucht — gesteigert von dieser himmlischen Nacht — erwachte, du sah'st ihn im Geiste neben dir, und dein volles Herz ...."

„O, wie du abscheulich bist!" — schmollte Arabella erröthend. — „Glaubst du wirklich, Julia, meine Liebe zu dir leide unter der Neigung für Don Sotto?"

„Ja!" — entgegnete Julia — ich glaube es, weil es ganz natürlich ist. Ein Herz wie das deine kann nicht getheilt lieben."

„Wie ungerecht!" — rief Arabella. — „Es ist zwar wahr: ich liebe Sotto mit einer Leidenschaft, von der ich bisher keinen Begriff hatte; aber glaube mir, meine Liebe zu dir, zu meinem Bruder und Pater Acosta ist dadurch nicht geschmälert."

Julia lächelte: — „Aber sie ist doch wohl ganz anderer Natur?" — sagte sie dann.

„Sie ist ruhiger," — entgegnete Arabella — „aber gewiß nicht weniger innig."

„So vergib mir die kleine unschuldige Eifersucht!" — bat Donna Sanchez, die Freundin an sich ziehend, — „und laß sie dir einen Beweis sein, welchen Werth ich auf deine Freundschaft lege."

„Und daß ich einen gleichen Werth auf die deine setze, mag dir mein Hiersein beweisen."

„Allerdings!" — entgegnete seufzend Julia. — „Ich kann mir es denken, welche Ueberwindung es dich gekostet hat, deinen Bruder nach Diamante zu begleiten."

„Dich zu sehen" — rief wie entschuldigend, Donna Arabella — „ist mir immer die größte Lust; aber ...."

„Nicht hier" — ergänzte Donna Julia — „nicht in Diamante ..... und nicht ..... in der Umgebung meines Vaters und meines Bruders! ......"

„Julia!" — ......

„Ich kann dir's nicht verüblen!" — sagte Donna Sanchez mit einem tiefen, schweren Seufzer und Thränen traten in ihre Augen. — „Diamante, — dies schöne, herrliche Diamante, das Gott wie ein Eden dahingelegt, ist ein Ort der Greuel und des Entsetzens ...... und Diejenigen, die herzlos diese Greuel üben, sind ..... mein Vater ..... und mein Bruder!"

Und sie sank still weinend in Arabella's Arme. Die Freundin küßte sie sanft:

„Weine nicht!" — sagte sie dann — „es ist ja nicht Deine Schuld. Du weißt, wie wenige Pflanzer ein menschliches Herz für ihre Sclaven haben."

„Aber die Wenigsten sind doch so unerbittlich grausam. O! liebe, theuere Arabella!" — fuhr Julia hier fast leidenschaftlich fort. — „Du weißt nicht, du kannst dir es nicht denken, was ich schon alles gethan habe, um diese Herzen, die mir doch so nahe stehen, zu erweichen!"

„Ich glaub es dir!"

„Wie oft habe ich mich meinem Vater zu

Füßen geworfen .... Wie viele Nächte habe ich auf den Knieen zugebracht, Gott bittend, das Herz der Meinen menschlicher zu stimmen! .... Wie oft habe ich meinen Bruder unter Thränen beschworen, die Rache Gottes nicht auf sein und unser aller Haupt herniederzuziehen .... umsonst! ...... mit Hohn und ...... mit Fußtritten ward ich von Vater und Bruder zurückgewiesen."

„Um so mehr darfst du für dich beruhigt sein."

„Und kann es mich gleichgültig lassen, was dein Bruder, was du, was die besseren Menschen überhaupt von uns denken?"

„Du kannst es nicht ändern, armes Kind!"

„Kann es mich gleichgültig lassen, wenn ich Tag vor Tag diesen Jammer ansehen muß?"

„Ich beklage dich unendlich."

„Kann es mich gleichgültig lassen, wenn ich an Gottes ewige Gerechtigkeit denke und sehen muß, wie Flüche einer Menge Unglücklicher sich fort und fort über unseren Häuptern häufen?"

„Gott beschütze dich und bewahre die deinen davor, daß einmal eine Empörung unter euren Sclaven aufkomme!"

„Kann es mich gleichgültig lassen!" — rief jetzt in höchster Erregung Donna Julia — „daß ich kein Herz auf Erden mein nennen kann? O, Arabella, Arabella! es ist ein schreckliches, ein vernichtendes Gefühl, seine Eltern, seinen Bruder .... verachten zu müssen!"

„Du bist ungerecht, Julia!" — sagte hier Donna Arabella mit sanftem Vorwurfe — „wenn du sagst: kein Herz auf Erden sei dein! Hast du nicht das m e i n e?"

„Das ich schon morgen früh wieder verliere."

„Nein! Du verlierst es nicht. Wenn ich auch gekommen bin Abschied von dir, meiner lieben, theueren Freundin, zu nehmen, so ist dies nur, wie alljährlich, für kurze Zeit. Wir gehen nach Varinas zurück, um künftiges Jahr zur selben Zeit wieder hier zu sein. Mein Herz aber, liebe Julia, das bleibt dein und ist bei dir, auch wenn ich in der Hauptstadt bin."

„Versprich nicht zu viel!" — bat Julia mit traurig gesenktem Haupte. — „Ich heiße nicht Don Sotto."

„Schon wieder Eifersucht?"

„Nein! ich gönne dir dein Glück und freue mich über dasselbe. Ein Weib ist ohne die Liebe eines Mannes n i c h t s; sein Leben ist die Liebe und nur durch sie und in ihr lebt es."

„Auch D e i n Herz wird noch Gegenliebe finden."

„Nie!"

„O wie thöricht!"

„Ein edler Mann kann nie um die Tochter eines .... Don Sanchez werben, und einem Menschen wie mein Bruder einer ist, ... dem folge ich nicht!"

„Liebe Julia!" — sagte Arabella hier bittend — „male dir doch die Zukunft nicht so gar schwarz und finster aus."

Aber in diesem Augenblick war es, als liefe ein Schauer durch Julia's Seele.

Mit dem Ausdruck des Entsetzens faßte sie mit der einen Hand die Hand der Freundin und deutete mit der anderen der Haupt-Allee hinunter, die die Parkanlagen mitten durchschnitt und in ihrer langen Flucht gerade vor ihnen lag.

„Was siehst du dort am Ende des Baumganges? — frug sie dann in unheimlichem Tone.

„Die Hütten der Sclaven deines Vaters."

„Und in der Mitte des Platzes?"

„Einen Baum."

„Nun denn!" — fuhr Julia geisterartig zu flüstern fort, indem sie ihren Mund an Arabella's Ohr legte:

„An diesem Baume hat sich erst wieder vor kurzer Zeit ein Negersclave aus Verzweiflung erhängt, als sie ihn vorher halb zu Todte gepeitscht und die „Stocks" gegeben hatten, bis er in Convulsionen fiel."

„O laß doch diese traurigen Erinnerungen!" — sagte Arabella zusammenschauernd.

„Ich kann nicht!" — entgegnete die Freun-

din. — „Und heute nun gar nicht. Es liegt mit Bergeslast auf mir."

„Du wirst dich krank machen; die Nacht wirkt ungünstig auf dich. Laß uns zu Bette gehen!"

„Es endet doch nicht gut!" — murmelte Julia — „ich fühle es zu sicher und zu schwer!"

In diesem Augenblicke sank der Mond hinter die Berge. Die Mädchen traten von dem Balkon zurück. Sie hatten für diese Nacht ein und dasselbe Schlafzimmer, das sie nun aufsuchten. — —

In diesem Augenblicke bewegte sich an dem entferntesten Ende des Platzes, auf dem die Sclavenhütten standen, ein dunkler Gegenstand wie eine Schlange am Boden hin. Es war ein Caraibe, der, vorsichtig auf dem Bauche liegend, den Hütten zukroch. Er war nackt und trug nur ein kleines Säckchen auf den Rücken gebunden. Ein langes scharfes und spitzes Messer hielt er fest in der Hand. Die Farbe seiner Haut und die des Bodens waren eines, seine Bewegungen aber so vorsichtig, daß sie auch nicht das geringste Geräusch verursachten.

Aber die dunkle Gestalt mußte hier wohl bekannt sein; langsam und sicher, ohne auch nur einen Augenblick zu schwanken, nahm sie ihren Weg gerade gegen jenen Baum zu, von welchem Donna Julia so eben noch gesprochen und an dem sich jüngst erst Cäsar erhängt hatte. Gespenstisch und riesenhaft streckte er seine Aeste aus; finster hob er in der jetzt finsteren Nacht den stolzen Wipfel über die kleinen Sclavenhütten, die so viel Elend, so viel Verzweiflung bargen, als hätte auch ihn der grausame Eigenthümer dieser Pflanzung, als einen düsteren Wächter über die Elenden bestellt, die hier ihr Leben im Jammer hinschleiften.

Aber die dunkele Gestalt mußte wissen, daß es hier noch gefährlichere Wächter gab. An dem erwähnten Baume angelangt, lauschte sie vorsichtig nach allen Seiten hin.

Ringsum herrschte Todtenstille. Der Caraibe wußte warum: die furchtbaren Bluthunde gingen ja ihre Wache. Er selbst, — er, der hier lang genug als Sclave geseufzt, war ihnen ja kaum entgangen, als er in derselben Nacht die Flucht ergriffen, in der Cäsar an dem Aste, auf den er eben gestiegen, seinem Leben ein Ende gemacht!

„Bald kommen werden, Bluthunde!" — dachte er jetzt leise vor sich hin. — „Gut Geruch haben von Indianer ...... auch gut Geschmack haben sollen .... vor all Zeit."

Und er zog den kleinen Sack, den er auf dem Rücken trug, herab, nahm etwas aus demselben und ließ es zur Erde fallen.

Es fiel mit einem leichten Schlage auf, im gleichen Augenblicke hörte man das dumpfe Knurren eines Hundes. —

Der Caraiben = Sclave regte sich nicht; sein scharfes Auge aber gewahrte, trotz der Dunkelheit, recht gut einen der großen Bluthunde, der sich, die furchtbare Schnauze gehoben, die Ohren gespitzt, die Zähne fletschend, dem Baume näherte, auf dem er saß.

Das Thier mußte die Witterung haben: es wußte irgendwo einen Indianer versteckt, und auch das „wo?" schien ihm nicht mehr fremd, denn seine blutdürstigen Blicke richteten sich nach dem Baume; ja der Caraibe, obgleich hinter Laub versteckt, sah, wie ihn die Augen der Bestie suchten.

Es war ein kritischer Moment: schlug der Hund an, so war der Indianer verloren .... und wohl auch das, was sich noch an sein finsteres Unternehmen knüpfte.

Aber wunderbar, der Hund verlor plötzlich seine drohende Stellung! Die Schnauze senkte sich schnuppernd nach dem Boden, die Ruthe fing zu wedeln an und die Augen suchten einen Gegestand an der Erde.

Noch zwei, dreimal blickte er zähnepläckend und knurrend empor; .... aber immer siegte wieder ein anderer Trieb. Es war ein einladender Geruch, der seine Nase traf .... es war der Geruch von Gürtelthierfleisch, — dem Leckerbissen, mit welchem die Bluthunde regalirt werden, wenn sie brav waren, da Geschmack und Geruch dieses Fleisches mit dem des Indianerfleisches ziemlich übereinstimmen soll.

Jetzt in der That hörte der Caraibe deutlich

wie die Bestie etwas mit Begierde fraß.

Die Augen der dunkelen Gestalt blitzten in wilder Freude auf, wie die eines Jaguars, der ein sorgloses Reh unter den Baum treten sieht, auf dem er nach Beute lauert.

Zwei Minuten später hörte man einen plumpen Fall. Der Hund hatte lautlos verendet. Das Fleisch war durch Curare vergiftet gewesen.

Der Caraibe lachte triumphirend auf: — „So es Massa gehen soll!" lispelte er, indem er von dem Baume herab glitt, — „Massa Teufel sein, alt und jung! .... Massa armen Cäsar und armen Caraiben „Stocks" geben lassen .... Nigger feig sein .... aufhängen .... Indianer nicht feig sein .... rächen wollen! .... selbst Teufel sein wollen!"

Und die dunkele Gestalt legte sich wieder auf den Bauch und kroch weiter.

In einer halben Stunde lebte keiner der Bluthunde mehr. Die vier Bestien, die auf der Wache gingen, lagen hier und dort; aber der schlaue Wilde hatte auch an diejenigen gedacht, die der Aufseher noch in dem Stalle hielt, der an seine Wohnung stieß.

Nur eines war ihm hier mißlungen; wenn er auch das vergiftete Fleisch hineingebracht und die Hunde getödtet, er hatte nicht verhindern können, daß sie vorher angeschlagen. In Folge dessen trat der Aufseher, eine gespannte Büchse schußfertig in den Händen, eben zur Thüre seiner Wohnung heraus.

Wie der Blitz hatte sich der Caraibe in das Buschwerk verkrochen, das den Stall der Bluthunde auf der einen Seite deckte. Wollte der Aufseher den Stall öffnen, mußte er der dunkelen Gestalt ganz nahe kommen.

„Sonderbar!" — sagte jetzt der Aufseher — „die Hunde im Stall schlagen an und Nero, Tiber, Galba und Vitellio, die frei umhergehen, halten sich still! Es muß sich etwas in der Nähe des Stalles .... gezeigt haben, vielleicht ein Jaguar, den der Hunger aus dem Walde treibt ...."

Er prüfte noch einmal das Schloß seiner Büchse und ging dann vorsichtig nach dem Stalle zu.

Aber jetzt staunte er noch mehr, da sich in demselben gar nichts regte.

„Zum Henker!" — sagte er — „sollte ich mich geirrt haben und Tiber hätte draußen angeschlagen? Er ist der wachsamste von allen. Aber warum regen sich denn die Bestien hier nicht? Die Kerle werden zu faul und verlieren Witterung und Muth. Es muß bald einmal wieder eine Negerhetze geben, sonst kommen sie aus der Uebung. Laß doch sehen ...."

Und der Aufseher streckte die Hand nach der Thüre des Stalles.

In dem gleichen Augenblicke hörte man ein ganz kurzes Röcheln, ein dichter, dunkelrother Strahl spritzte wider die Stallthüre und eine Gestalt sank zu Boden.

Der Caraibe hatte dem Aufseher mit einem einzigen kräftigen Stich und Schnitt seines langen scharfen Messers die Gurgel durchschnitten.

Vorsichtig, aber mit einem Gleichmuth, als habe er eben ein Birkhuhn abgeschlachtet, nahm er die Büchse, brachte den Hahn in Ruhe und schlich davon.

Alles blieb nach Außen stille; aber von einer zur anderen Sclavenhütte fing es jetzt an sich leise zu regen.

Erst war es nur die eine dunkele Gestalt, die lautlos in jede Hütte schlüpfte .... bald aber mehrten sich die braunen und schwarzen Gestalten, und es war, als ob eine Masse dunkler Schatten aus der Erde aufstiegen. Wie Dämonen bewegten sie sich hin und her ...... jetzt sammelten sie sich auf einem Knäuel um den Caraiben ...... jetzt stieben sie lautlos in vier Haufen auseinander.

Die alte Ruhe schien auf die Pflanzung zurückgekehrt .... aber es lag etwas Schwüles, Niederdrückendes, Beängstigendes in dieser Stille.

Eine halbe Stunde verstrich, ohne daß sich etwas gezeigt hätte.

Mit einem Male sah man ganz in der Ferne ein Licht, dann noch eins .... und jetzt vermochte ein scharfes Auge von dem Standpunkte des Caraiben aus, der regungslos an den Stamm des oft erwähnten Baumes lehnte, zu erkennen: daß diese Lichter kleine Feuer

seien. Vom Herrenhause konnten sie nicht gesehen werden, da die Kronen der riesigen Chinabäume die Fernsicht nach jener Gegend deckten.

Der Caraibe nickte und eine düstere diabolische Freude leuchtete aus seinen Augen.

„Nigger gut machen!" — lispelte er vor sich hin — „all Rohrfelder niedermachen! .... all verbrennen! .... Aber Nigger doch dumm sein .... Caraiben besser machen, gescheidter sein! .... alt un jung Teufel suchen und selbst Teufel sein.

In diesem Momente kroch abermals eine Gestalt am Boden her.

„Bobby!" — rief leise der Caraibe.

„Bobby sein!" — war die Antwort und zwei Minuten später stand ein zweiter Caraibensclave vor dem ersteren.

„Fertig sein?" — frug dieser, ohne seine Lage gegen den Stamm aufzugeben.

„Fertig sein!" — entgegnete Bobby.

„Nigger all vier Cabujas*) massacrirt haben."

„Nigger recht thun!"

„Zeno Führer sein — Hauptmann sein!" — sagte triumphirend grinsend Bobby. — „Hieb nicht vergessen haben."

„Aber Nigger doch dumm sein!" — fuhr die dunkele, an den Stamm lehnende Gestalt fort.

„Warum Nigger dumm sein?" — frug Bobby.

„Weil Zeichen machen mit Feuer. Groß Meng Caraiben in Wald liegen .... kommen, wenn Feuer sehen .... auch Feuer machen .... bei alt und jung Teufel Feuer machen .... oor „Stocks" und „Seekuhpeitsch" Feuer machen."

Und er deutete mit einem rachеglühenden Blicke nach der Gegend, in welcher das Herrenhaus lag.

Plötzlich ließ sich vom Walde her ein Geräusch hören. Es war wie der Hufschlag heransprengender Pferde.

„Hu!" — riefen jauchzend die beiden Indianer, und kurze Zeit darauf flogen wohl vierzig bis fünfzig nackte Caraiben auf ihren völlig ungesattelten Pferden, die sie aber mit wunderbarer Geschicklichkeit durch die Schenkel regierten, daher. Sie waren mit Messern und langen Spießen bewaffnet.

Der Caraibe, der bis dahin unter dem Baume gestanden, trat jetzt vor. Ein Wink von ihm und die Reiter sprangen von ihren Rossen und folgten ihm. In wenigen Minuten war das Zimmer des ermordeten Oberaufsehers von seinen Büchsen, Pistolen, Messern und anderen Waffen befreit. Auch Pulver und Blei fand man in Menge.

Als sich die Indianer — die mit Feuergewehren wohl umzugehen wußten, obgleich sie bei ihnen eine Seltenheit waren — bewaffnet hatten, traten sie wieder hinaus. Keiner sprach ein Wort; es mußte wohl schon alles verabredet sein; denn: mit einem und demselben Gedanken folgend, saßen sofort sämmtliche Reiter wieder zu Pferde ehe eine Minute verging — auch die beiden früheren Sclaven hatten sich, jeder zu einem Reiter aufgeschwungen — und nun flog die dunkele unheimliche Horde dem Herrenhause zu.

Wie Geister, wie Dämonen der Finsterniß, wie eine wilde spukhafte Jagd, schwirrte der Haufen dahin. Der Hufschlag der Pferde verhallte im Sande und nur das Schnaufen der Thiere gab davon Kunde, daß diese Erscheinung nicht in das Reich überirdischer Gebilde gehöre.

Plötzlich — an einem See, der nur wenige hundert Schritte von dem Herrenhause auf einer Grasflur lag — hielt die wilde Jagd an. Abermals sprangen die Reiter von den Pferden, die sie sich selbst überließen und verschwanden in den Büschen oder in dem tiefsten Schatten der Alleen. Aber sie standen auch hier nicht stille, sondern bewegten sich sämmtlich leise und bedachtsam vorwärts, einen weiten Kreis um das Haus ziehend.

Alles war wieder still, laut = und regungslos. — —

„Was machst du, liebe Julia!" — frug in diesem Augenblicke Donna Arabella, die von einem leisen Geräusche erwacht war, die Freundin.

*) Unteraufseher.

„Ich kann nicht schlafen!" — antwortete die Tochter des Hauses — „und habe mich deshalb wieder angekleidet. Bleibe du nur ruhig. Ich gehe auf den Balkon, Luft zu schöpfen. Es ist dies nichts Ungewöhnliches bei mir."

„So warte einen Augenblick!" — entgegnete Donna Arabella del Toro. — „Ich begleite dich!"

„Laß dich doch in deiner Ruhe nicht stören!" — sagte Julia.

„Die Luft wird mir auch besser thun, als der Schlaf. Die Hitze ist erdrückend!" — versetzte die Schwester des Gouverneurs, indem sie ebenfalls von ihrem Lager aufsprang und Anstalt machte, sich in ihre Kleider zu werfen. — „Es war vorhin so schön auf dem Balkon, daß ich gern dahin zurückkehre."

„Der Mond ist untergegangen."

„So scheinen die Sterne!" rief Arabella heiter. — „Seit ich Sotto liebe, und er sich mit Herrn von Humboldt auf der Reise befindet, mag ich sie doppelt gern!"

„Wie so?"

„Sind sie doch seine treuen Begleiter und Wächter. Wer weiß, wo und unter welchen Gefahren der Arme jetzt im Freien übernachtet und voll Liebe und Sehnsucht zu ihnen aufblickt. So sind sie freundliche Vermittler zwischen ihm und mir; denn der Lichtstrahl, den sie aus seinem Auge auffaugen, er kehrt durch sie in m e i n Auge zurück."

„Schwärmerin!" — sagte trüb lächelnd Donna Julia. — „Wer doch so glücklich wäre wie du. Ich beneide selbst deinen Bruder um dich."

„Erinnere mich nicht an ihn!" — versetzte Arabella, ihr Oberkleid überwerfend. — „Ich ängstige mich darüber, daß er gestern Abend so spät noch nach der Mission Santa Cruz ritt."

„War es denn so nöthig, daß er den Weg noch machte?"

„Allerdings war es das. Da wir San Fernando morgen Abend verlassen, um nach Barinas zurückzukehren, so blieb ihm nur noch diese Nacht. Er hat Regierungsgeschäfte dort die indeß in wenigen Stunden abgemacht sind. Er kann also morgen frühe wieder hier sein und mich mit sich nach San Fernando nehmen."

„Nun dann sei auch unbesorgt."

„Der Weg ist nicht ohne Gefahr zurückzulegen. Es ist mir lieb, daß ihn dein Bruder begleitete."

„Der ist wieder zurück!"

„Wie?" — rief Arabella — „dein Bruder ist zurück, ohne den meinen?

„Ich hörte es vorhin von meiner Dienerin."

„Aber das begreife ich nicht?"

„Sie sollen in einen Wortwechsel gerathen sein, berichtete sein Reitknecht! .... Aber horch .... was war das für ein Geheul?"

„Es wird Regen geben und die Brüllaffen ...."

„Nein! nein!" — rief Donna Julia ängstlich — „das waren keine Thiere! ...."

In dem gleichen Augenblicke ward es so licht wie am Tage in dem Zimmer der beiden Mädchen.

„Was ist das?" — schrien Arabella und Julia zugleich; aber sie hatten noch keine zwei Schritte nach dem Fenster gemacht, als sie schon von allen Seiten Feuersäulen aufsteigen sahen. Zugleich füllte ein wildes entsetzliches Geheul die Lüfte.

„Gerechter Gott!" — schrie Julia erbleichend auf. — „Meine Ahnung! Das ist die Rache Gottes, das sind unsere Sclaven, die sich empört, die sich frei gemacht haben. Wir sind alle verloren!"

Und sie brach, die Hände gefalten, in die Knieen zusammen.

Auch Arabelle hatten Schreck und Entsetzen für einen Augenblick gelähmt. Aber es war auch nur für einen Augenblick. Ihr kühnes und entschiedenes Wesen ließ sie sich gleich wiederfinden.

„Auf, Julia, auf!" — rief sie daher jetzt fast in gebietendem Tone der Freundin zu. — „Es ist keine Zeit zu verlieren, retten wir uns."

Aber Julia blieb regungslos knieen.

„Rette du dich!" — sagte sie leise und mit der Ergebung der Verzweiflung — „das ist die Strafe Gottes, vor der ich lange ge-

zittert: wir haben sie verdient, ich werde sie mit Demuth hinnehmen."

„Bist du wahnsinnig?!" — rief Arabella — „Nicht dir kann sie gelten, du bist rein, wie eine Heilige!"

„Ich bin Don Sanchez Tochter!"

„Aber seine Sünden sind nicht die deinen!"

„Das Kind muß mit den Eltern büßen!"

„Unsinn!" — rief Arabella auf's Neue und erfaßte Julia, um sie emporzureißen. — „Willst du, daß wir beide hier verbrennen? .... oder .... was noch entsetzlicher wäre .... diesen Rasenden in die Hände fallen?"

„Rette dich!" — entgegnete Julia, noch immer wie vernichtet auf den Knieen liegend. — „Gott hat gesprochen, sein Wille geschehe!"

„Thörin!" —rief Arabella — „so muß ich dich mit Gewalt retten!"

Und sie wollte eben Julia mit beiden Armen umfassen, als der Kopf und der obere Theil eines menschlichen Körpers in dem Fenster erschien. Es war einer der Caraiben. Der thierisch wilder Ausdruck seines Gesichtes war erschreckend; aber entsetzlicher noch war sein triumphirendes Auflachen, als er die beiden Mädchen erblickte. Arabella ahnte, was dies Auflachen bedeutete.

„Lieber den Tod!" — dachte sie, und ohne dem Wilden auch nur eine Secunde Zeit zu geben, erfaßte sie einen Stuhl und schlug mit demselben so furchtbar auf des Caraiben Haupt daß dieser betäubt wankte und in die Flammen hinabstürzte.

Rasch war Arabella jetzt an der Seite der Freundin, und diese, die alle und jede Geistesgegenwart verloren, wie ein Kind auf den Arm nehmend, stürzte sie der Treppe zu.

Schon stand auch hier das nur aus Holz gebaute Haus in Flammen. Ueberall züngelten sie, zwischen dicken Rauchsäulen, hervor. Durch Rauch und Flammen aber huschten und sprangen, wie Dämonen der Unterwelt, die dunkelen Gestalten der raubenden und plündernden Caraiben.

Plötzlich stieß Arabella's Fuß so gewaltig gegen einen auf dem unteren Theile der Treppe liegenden Gegenstand, daß sie nahe daran war mit ihrer Last kopfüber zu stürzen. Unwillkürlich schaute sie zur Erde .... aber o Entsetzen! es war Julia's Mutter, die: blutend, gräßlich verstümmelt, mit Wunden bedeckt, todt am Boden lag.

Julia stieß einen Mark und Bein durchdringenden Schrei aus, dann schwanden ihr die Sinne, ... sie hing ohnmächtig in dem Arm der Freundin.

Aber der Schrei der Unglücklichen hatte die Mädchen verrathen. Ehe Arabella noch einen Schritt thun konnte, faßten sie zwei mächtige Fäuste an den Schultern und beugten sie wie ein Rohr nach hinten. Julia entglitt ihrem Arm, sie selbst aber fühlte sich geknebelt. Im nächsten Augenblick hob sie ein riesiger Caraibe empor, ein anderer erfaßte Julia und fort ging es durch die Flammen, dem Freien entgegen.

„Hülfe! Hülfe!" — rief jetzt Arabella, und der Gedanke an Sotto und den Bruder durchzuckte sie wie mit der Gewalt des Wahnsinnes.

„Laß mich los, ich bin die Schwester des Gouverneurs!" — rief sie weiter.

Aber ihre Worten verhallten unter dem Krachen der Balken und unter dem Geheul der Indianer.

Jetzt hatten sie den Saal erreicht, der nach dem Garten führte. Er brannte noch nicht vollständig, die Flammen leckten indeß gefräßig auch schon an s e i n e n Wänden. Aber welche gräßliche Scene zeigte sich hier den Blicken Arabella's. An die beiden Säulen, die den Saal trugen, waren Don Francisco und Don Antonio Sanchez angebunden. Augenscheinlich hatten sie die Indianer im Schlafe überrascht und im Triumpfe hierhergebracht. Jetzt tanzten die dunklen Gestalten mit teuflischer Lust um sie her, während die beiden Caraiben, die so lange unter diesen grausamen Händen als Sclaven geseufzt, sie in canibalischer Wuth mit Seekuhpeitschen, die sie aus dem Zimmer des Aufsehers mitgenommen, zerfleischten. Kaum waren beide Männer noch zu erkennen, so waren ihre nackten Körper mit Blut und Wunden überdeckt.

Es war ein furchtbares Gericht über sie hereingebrochen. Aber die Vergeltung für all ihre Greuelthaten, für all die vielen in

namenlosem Jammer hingeschleppten Menschenleben sollte eine noch schrecklichere sein.

In dem Augenblicke, als die hohe stolze Gestalt des Indianers, der Arabella trug, durch den Saal eilte, verließen auch die übrigen seines Stammes das in hellen Flammen stehende Haus. Vergeblich schrien, alle ihre Schmerzen vergessend, die beiden Pflanzer wie wahnsinnig um Hülfe, man hörte sie nicht. Ihr Ohr war ja auch zu tausendmalen taub gewesen für die Stimme der Menschlichkeit und des Erbarmens .... jetzt traf der Schrei ihrer Verzweiflung auch nur taube Ohren! Beide hatten die Qualen ihrer Sclaven, so oft mit höhnenden Scherzen gewürzt, jetzt jauchzten Canibalen zu ihrem Todeskampfe. Und ein schrecklicher Todeskampf war es, der nun für sie begann.

Rasch, mit der Schnelle des Gedankens griff ja das Feuer um sich. Auch der Saal war jetzt ein einziges Feuermeer, ... nur die Säulen in der Mitte waren noch nicht ergriffen .... aber sie mußten es werden jeden Augenblick .... und .... an ihnen festgeknebelt, daß sie sich nicht rühren konnten, waren die beiden Tyrannen Diamantes, die beiden Sanchez, Vater und Sohn.

Sie schrien nicht mehr .... sie brüllten vor Schmerz, vor Angst und Verzweiflung; ihrem gräßlichen Geschrei aber antwortete das Jubelgeheul der Indianer.

Jetzt! .... jetzt! .... flammten auch die Säulen auf. Die Unglücklichen brüllten wie wahnsinnig! Die Flammen fraßen an ihrem Fleische. Beine und Schenkel brieten bei lebendigem Leibe und immer höher züngelten die Flammen ...... jetzt ward ihr Brüllen zum rasenden Geheul .... noch ein entsetzlicher Schrei ...... dann ward es still; aber ...... als hätte der Himmel selbst Theil an diesem Strafgerichte und wolle auch die letzte Spur so vieler Verbrechen verwischen ...... in dem gleichen Augenblick brach das ganze Herrenhaus in sich zusammen.

Es war ein furchtbar schöner Anblick. Flammensäulen und Myriaden Funken sprühten für einen Moment wie aus dem Krater eines Vulkanes auf; dann sank das Ganze zusammen und war ein Haufe Rauch und Flammen, Kohlen, Schutt und Asche.

Die beiden Sanchez waren unter ihm begraben.

Arabella hatte von dem allen nichts mehr gesehen. Bei dem entsetzlichen Todeskampfe der beiden Männer waren auch ihr die Sinne geschwunden.

Wenige Minuten saß die Caraibenhorde wieder zu Pferde. Jeder hatte seine Beute vor sich. Auch Arabella und Julia befanden sich unter derselben. Starke Indianerarme hielten sie fest vor sich auf dem Pferde — — dann brauste es wie im Sturme davon! —

Leben und Tod.

„Es ist eine schöne Einrichtung in dem menschlichen Dasein!" — rief eben Don Sotto mit der glücklichsten Miene von der Welt, während die Pirogue der Freunde ruhig den Orinoco hinauffuhr — „daß die Wirklichkeit durch den Reiz der Einbildung so unendlich viel an Schönheit und Reichthum des Genusses gewinnen kann. Alles Herrliche, was ich an der Seite so lieber Freunde genieße, empfinde ich gleichsam doppelt, weil meine glückliche Phantasie mir die geliebte Braut an die Seite zaubert."

Aime Bonpland lachte heiter auf. — „Bei Gott" — sagte er dann — „wie oft habe ich dasselbe Gefühl!"

„Glückliche Seelen!" — rief Humboldt — „deren Gedanken ein so süßes Ziel haben. Aber denkt Euch nur nicht, daß mich in der holden Einbildung gar Niemand begleite. Im Gegentheil, meine Gesellschaft geht sogar in das Unendliche: es ist das ganze lauschende Publikum, dem ich schon jetzt im Geiste mit Freuden wiedererzähle, was wir hier sahen, erforschten, lernten, litten und genossen!"

„Mag sein! aber ich tausche doch nicht mit Ihnen, Herr von Humboldt!" — entgegnete Sotto mit strahlenden Augen. — „O, wi-

göttlich sollen die Stunden werden, wenn ich — nach Hause zurückgekehrt — als Gatte so recht still und gemüthlich an der Seite meiner lieben, süßen Arabella sitze, und — den Arm um sie geschlungen, den Blick auf ihr liebliches Antlitz gerichtet — ihr von unseren überstandenen Gefahren erzähle."

„So seien Sie schon jetzt doppelt glücklich in dieser schönen Erwartung!" — versetzte Humboldt. — „Sie wird, und dies ist ein neuer Vortheil für Sie und uns, ihre Stimmung zu der glücklichsten und heitersten machen."

„Freilich!" — rief Bonpland scherzend. — „Zählt er doch jetzt schon die Küsse, die ihm sein allerliebstes Weibchen geben wird, wenn er berichtet, wie wir dieser Tage dem Tode des Ertrinkens, oder jenem, von Krokodilen verschlungen zu werden entgingen."

„O Himmel!" — rief Sotto — „wenn sie das hätte ahnen können, wie würde sich die gute liebe Seele geängstiget haben. Aber sie hat wohl jetzt andere Gedanken: unstreitig ist sie mit ihrem Bruder bereits nach Varinas zurückgekehrt und bereitet dort ihre Einrichtung vor. Ich sehe sie ordentlich vor Augen, wie sie in dem schönen Gouvernementsgebäude mit lieblicher Geschäftigkeit waltet, und in den glänzenden Abendcirceln die Glückwünsche ihrer Freundinnen entgegennimmt.

„Beneidenswerther!" — sagte Bonpland. — „Ich sah kaum ein schöneres, liebenswürdigeres und gebildeteres Mädchen. Sie würde selbst in den pariser Salons ihre Rolle mit Erfolg spielen."

„Wir werden nicht nach Europa zurückkehren."

„Wie? so wollen Sie sich hier niederlassen?"

„Ich kann Arabella doch nicht von ihrem Bruder, an dem sie mit so herzlicher Neigung hängt, trennen? Ich glaube, sie würde eine solche Trennung nicht überleben!"

„Und was gedenken Sie zu thun?"

„Der Gouverneur gibt Arabella die himmlisch schöne Besitzung in San Fernando de Apure mit, auf der wir bisher wohnten! Ich werde mich dann noch weiter ankaufen ...."

„Und eine Plantage anlegen?" — frug Aime erstaunt. —

„Nein!" versetzte Don Sotto lächelnd. — „Ich möchte nicht mit Don Sanchez in einer Linie stehen, nicht meinen Reichthum dem Jammer und Elend zahlloser Menschen verdanken."

„Und was beabsichtigen Sie denn sonst?"

„Glücklich zu sein!" — entgegnete Don Sotto mit leuchtenden Augen. — „Meine süße Arabella werde ich auf den Händen tragen, — ihr jeden Wunsch an den Augen ablesen und ein stilles, seliges, der Liebe, der Natur und dem Studium gewidmetes Leben führen."

„Und da sind wir schon wieder in dem luftigen, duftigen Reiche der Phantasie!" — sagte Alexander von Humboldt mit mildem Lächeln. — „Möge sie Ihnen zur Wahrheit werden."

„In den Paradiesen der Hoffnung!" — rief Don Sotto und rieb sich glücklich die Hände.

„Auch so, wenn Sie wollen, denn die Hoffnung ist die liebliche Tochter der Einbildung!" — fuhr Humboldt fort.

„Die aber auch einen häßlichen Sohn hat," — fiel Bonpland ein — „der **Schrecken** heißt."

„Freilich trägt die Einbildung" — ergänzte Humboldt — „oft auch so gut eitle Schrecken als leere Hoffnungen in ihrem Schooße; aber sie schmückt selbst die letzteren, und wenn sie auch Täuschungen wären, gern mit schmeichelnden und lieblichen Farben. Unserem Freunde soll sie indeß jedenfalls Wahrheit, Sonnengold und für jetzt eine recht heitere Stimmung bringen!"

„Ich nehme den Wunsch an!" — versetzte Don Sotto unbefangen und glücklich. — „Eine heitere Seelenstimmung ist ja ohnehin mein Lebenselement."

„Warum sollten Sie aber auch nicht heiter sein, Sie, Sohn des Glücks!" — rief Bonpland. — „Hat das Schicksal Ihnen nicht Alles gegeben, was sich ein Sterblicher nur wünschen kann? Schönheit, Reichthum, Liebenswürdigkeit, Geist ······!"

„Halten Sie ein!" — rief Sotto lachend.

— „Wollen Sie meine Bescheidenheit auf die Probe stellen?“

„Sinn für Natur, Kunst und Wissenschaft!“ — fuhr Bonpland fort, ohne sich stören zu lassen. — „Und jetzt noch eine allerliebste Braut, die Sie mit Sehnsucht zurückerwartet, um, von da an, das schönste Leben auf der Welt mit Ihnen zu theilen?“

„Bonpland hat recht!“ — fiel hier Humboldt ein. — „Aber mir deucht, eine heitere Seelenstimmung hänge doch nicht allein von diesen Dingen ab, wenn auch allerdings ihr Besitz dazu führen kann. Sie ist in Jedermanns Hände gegeben.“

„Behauptet da mein würdiger Freund nicht zu viel?“ — frug Aime — „Wohl kann jeder auf vielfache Weise dahin wirken, daß seine Seele in einer reinen heiteren Stimmung erhalten werde; aber wird er stets damit zum Ziele gelangen.“

„In jedem tieferen Gemüthe“, — sagte hier Humboldt, und aus seinen schönen, geistreichen Augen glänzte eben jene heitere Seelenstimmung, von der er sprach — „in jedem tieferen Gemüthe herrscht stets eine Hauptempfindung, von welcher die übrigen ganz oder auch mehr oder weniger abhängen. Es kommt nur darauf an, daß man es so weit bringt, diese Hauptempfindung immer eine geruhigte und freudige sein zu lassen. Ist dies der Fall, so wird es auch die Stimmung der ganzen Seele.“

„Ich stimme, bei glücklicher Lage, vollkommen ein!“ — rief hier Aime. — „Wenn sich aber Unglück einmischt: Kummer, düstere Besorgniß, nicht in Erfüllung gegangene Erwartung, sollte dadurch nicht auch die ganze Seele umdüstert werden?“

„Es kommt darauf an,“ — versetzte Humboldt — „wie weit man seiner selbst Herr geworden ist.“

„Ich verstehe sie nicht!“ — sagte der junge Spanier.

„Aime sprach eben von Unglück“ — fuhr Humboldt fort. — „Aber was ist für den philosophisch denkenden Menschen Glück? was Unglück? — Meiner Ansicht nach gibt es für ihn nur ein Wesentliches und Wichtiges im Leben, und das ist die Lösung der Lebensaufgabe selbst. Für das Seiende ist das Wesentliche: daß die Zeit hingehe und für den in der Zeit lebenden Menschen: wie sie hingehe. Läßt man sich nun von dieser Idee ganz und gar durchdringen, so verlieren eigentlich die gewöhnlichen Begriffe von Glück und Unglück ganz ihre Bedeutung.“

„Wie so?“

„Glück und Unglück, Freude und Schmerz sind ja alsdann nichts anderes als ein Hinfliegen der Zeit unter einer gewissen Färbung; — ein Vergehen der Zeit, von der nichts übrig bleibt, als was sich geistig in uns gesammelt hat, — geistig unser Ich geworden ist.“

„Die Zeit ist das Wichtigste im Leben!“ — wiederholte Bonpland, mit dem Kopfe nickend, — „aber ....“

„Sie ist das Wichtigste!“ — bethätigte Humboldt. — „Denn was ist die Freude, nach dem Verfliegen der Zeit? und was ist der Schmerz nach ihrem Verfließen? Beide vergehen, nur die Zeit nicht, nur das für uns nicht, was unser geistiges Eigenthum ward. Mit diesem ruhigen Fortschreiten in der Zeit aber — fuhr Humboldt, mit einem verklärenden Lächeln in den Zügen, fort — verbindet sich eine reifende Kraft, die um so wohlthätiger wirkt, wenn man auf sie achtet, ihr gehorcht und sie als das größte Endliche ansieht, in der alles Endliche sich wieder auflöst.“

„Die Raudals!“ — sagte in diesem Momente der Indianer, der die Pirogue lenkte.

Alle Blicke erhoben sich: die Reisenden nahten sich einer der interessantesten Stellen des Orinoco, seinen großen, berühmten Fällen oder Katarakten.

Orinoco! Orinoco! schöner herrlicher Fluß, — du — Humboldt's jahrelange Sehnsucht, wie lagst du nun aufgedeckt mit deinen Wundern vor seinen Augen! und doch, wie viele sollten sich den Reisenden noch zeigen!

Westliche Strömmung und tropische Winde begünstigen die Fahrt durch den friedlichen Meeresarm, der das weite Thal zwischen dem

neuen Continent und dem westlichen Afrika ausfüllt. Ehe noch die Küste aus der hochgewölbten Fläche hervortritt, bemerkt man ein Aufbrausen sich gegenseitig durchschneidender und überschäumender Wellen. Schiffer, welche der Gegend unkundig sind, würden die Nähe von Untiefen, oder ein wunderbares Ausbrechen süßer Quellen, wie mitten im Ocean zwischen den antillischen Inseln, vermuthen.

Der Granitküste der Guayana näher, erscheint die weite Mündung eines mächtigen Stromes, der wie ein uferloser See hervorbricht und rund umher den Ocean mit süßem Wasser überdeckt. Die grünen, auf den Untiefen milchweißen Wellen des Flusses contrastiren mit der indigoblauen Farbe des Meeres, welches jene Flußwellen in scharfen Umrissen begränzt.

Der Name Orinoco, den die ersten Entdecker dem Flusse gegeben, und der wahrscheinlich einer Sprachverwirrung seinen Ursprung verdankt, ist tief im Innern des Landes unbekannt. Denn im Zustande thierischer Rohheit bezeichnen die Völker nur solche Gegenstände mit eigenen Namen, welche mit anderen verwechselt werden können. Der Orinoco, der Amazonen- und Magdalenenstrom werden schlechthin „der Fluß," allenfalls „der große Fluß," das große Wasser" genannt, während die Uferbewohner die kleinsten Bäche durch besondere Namen unterscheiden.

Die Strömung, welche der Orinoco zwischen dem südamerikanischen Continent und der asphaltreichen Insel Trinidad erregt, ist so mächtig, daß Schiffe, die bei frischem Westwinde mit ausgespannten Segeln dagegen anstreben, sie kaum zu überwinden vermögen. Diese öde und gefürchtete Gegend wird die Trauerbucht (Golfo triste) genannt. Den Eingang bildet der Drachenschlund (bocca de Drago.) Hier erheben sich einzelne Klippen thurmähnlich zwischen der tobenden Fluth. Sie bezeichnen gleichsam den alten Felsdamm, der, von der Strömung durchbrochen, einst die Insel Trinidad mit der Küste Paria vereinigte.

Der Anblick dieser Gegend überzeugte zuerst den kühnen Weltentdecker Colon von der Existenz eines amerikanischen Continents. „Eine so ungeheuere Masse süßen Wassers" (schloß der naturkundige Mann) könnte sich nur „bei großer Länge des Stroms sammeln. Das Land, welches diese Wasser liefere, müsse ein Continent und keine Insel sein." Wie die Gefährten Alexanders des Großen, über den schneebedeckten Paropamisus vordringend, in dem krokodilreichen Indus einen Theil des Nils zu erkennen glaubten, so wähnte Colon, der physiognomischen Aehnlichkeit aller Erzeugnisse des Palmenklimas unkundig, daß jener neue Continent die östliche Küste des weit vorgestreckten Asiens sei. Milde Kühle der Abendluft, ätherische Reinheit des gestirnten Firmaments, Balsamduft der Blüthen, welchen der Landwind zuführte, alles ließ ihn ahnen (so erzählt Herera in den Decaden,) daß er sich hier dem Garten von Eden, dem heiligen Wohnsitz des ersten Menschengeschlechts, genähert habe. Der Orinoco schien ihm einer von den vier Strömen, die nach der ehrwürdigen Sage der Vorwelt von dem Paradiese herabkommen, um die mit Pflanzen neugeschmückte Erde zu wässern und zu theilen. Diese poetische Stelle aus Colon's Reisebericht hat ein eigenthümliches psychisches Interesse. Sie lehrt aufs neue, daß die schaffende Phantasie des Dichters sich im Weltentdecker, wie in jeder Größe menschlicher Charaktere, ausspricht.

Der Orinoco erscheint bei seiner Mündung schmäler, als der La Plata und Amazonenstrom. Auch seine Länge beträgt nur 280 geographische Meilen. Aber tief im Inneren der Guayana, 140 Meilen von der Mündung entfernt, ist er bei hohem Wasser noch über 16, 200 Fuß breit. Sein periodisches Anschwellen erhebt dort den Wasserspiegel jährlich 28 bis 34 Fuß hoch über den Punkt des niedrigsten Standes. Die Quellen des Orinoco sind noch von keinem Europäer, ja von keinem Eingeborenen, der mit den Europäern in Verkehr getreten ist, besucht worden. Gelangt man bis zu den Mündungen des Sodomoni und Guapo, so ragt hier

hoch über den Wolken der mächtige Gipfel Duida hervor, ein Berg, dessen Anblick eine der größten Naturscenen der Tropenwelt darbietet. Der südliche Abfall ist eine baumleere Grasflur. Dort erfüllen weit umher Ananasdüfte die feuchte Abendluft. Zwischen niedrigen Wiesenkräutern erheben sich die saftstrotzenden Stängel der Bromelien. Unter der blaugrünen Blätterkrone leuchtet fernhin die goldgelbe Frucht. Wo unter der Grasdecke die Bergwasser ausbrechen, da stehen einzelne Gruppen hoher Fächerpalmen. Ihr Laub wird in diesem heißen Erdstriche nie von kühlenden Luftströmen bewegt.

Oestlich vom Duida aber beginnt ein Dickicht von wilden Kacaostämmen, welche den berufenen Mandelbaum, Bertholletia excelsa das kraftvollste Erzeugniß der Tropenwelt, umgeben. Hier sammeln die Indianer das Material zu ihren Blaseröhren, kolossale Grasstengel, die von Knoten zu Knoten über 17 Fuß lange Glieder haben. Einige Franciskanermönche sind bis zur Mündung des Chiguire vorgedrungen, wo der Fluß bereits so schmal ist, daß die Eingeborenen über denselben, nahe am Wasserfall der Guaharibens, aus rankenden Pflanzen eine Brücke geflochten haben. Die Guaicas, eine kleine aber wilde Menschenrace, mit vergifteten Pfeilen bewaffnet, verwehrt das weitere Vordringen gegen Osten.

In diesem oberen Theile des Flußgebiets nun, zwischen dem dritten und vierten Grade nördlicher Breite, hat die Natur eine der räthselhaftesten Erscheinungen, die, der sogenannten „schwarzen Wasser," mehrmals wiederholt. Der Atabapo nämlich, dessen Ufer mit Carolineen und baumartigen Melastomen geschmückt ist, der Temi, Tuamin und Guainia, sind Flüsse von kaffeebrauner, in der That oft fast schwarzer Farbe. Namentlich im Schatten der Palmengebüsche geht die Färbung dieser merkwürdigen Flüsse oft zur Tintenschwärze über. In durchsichtigen Gefäßen dagegen ist das Wasser goldgelb. Mit wunderbarer Klarheit spiegelt sich in diesen schwarzen Strömen das Bild der südlichen Gestirne. Wo die Wasser sanft hinrieseln, da gewähren sie dem Astronomen, der mit Reflexionsinstrumenten beobachtet, den vortrefflichsten künstlichen Horizont.

Mangel an Krokodilen, aber auch an Fischen, größere Kühlung, mindere Plage der stechenden Mosquitos und Reinheit der Luft, bezeichnen die Region der schwarzen Flüsse. Wahrscheinlich verdanken sie ihre sonderbare Farbe einer Auflösung von gekohltem Wasserstoff, der Ueppigkeit der Tropenvegetation und der Kräuterfülle des Bodens, auf dem sie hinfließen. Aber das sind noch lange die Wunder nicht alle, die der seltsamste der Flüsse — der Orinoco — aufzuweisen hat.

Von dem hohen Gebirgsstock Cunavami aus, zwischen den Quellen der Flüsse Sipapo und Ventuari, schiebt sich ein Granitrücken weit gegen Westen, nach dem Gebirge Uniama, vor. Von diesem Rücken fließen vier Bäche herab, welche die Katarakte von Maypures gleichsam begrenzen, an dem östlichen Ufer des Orinoco der Sipapo und Sanariavo, an dem westlichen Ufer der Cameji und der Toparo. Wo das Dorf Maypures liegt, bilden nun die Berge einen weiten, gegen Südwesten geöffneten, Busen.

Der Strom fließt daher jetzt schäumend an dem östlichen Berggehänge hin. In einer Grasflur liegt hier ein isolirter Granitfels, in welchen, in 80 Fuß Höhe, Bilder der Sonne, des Mondes und mannichfaltiger Thiere, besonders Bilder von Krokodilen und Boaschlangen, fast reihenweise eingegraben sind. In eben dieser wunderbaren Lage befinden sich die hieroglyphischen Steinzüge in den Gebirgen von Uruana und Encaramanda.

Fragt man die Eingeborenen, wie jene Züge eingegraben werden konnten, so antworten sie: es sei zur Zeit der hohen Wasser geschehen, weil ihre Väter damals in dieser Höhe schifften. Ein solcher Wasserstand war also neuer, als die rohen Denkmäler menschlichen Kunstfleißes. Er deutet auf einen Zustand der Erde, welcher mit demjenigen nicht verwechselt werden muß, in dem der erste Pflanzenschmuck unseres Pla-

neten, in dem die riesenmäßigen Körper ausgestorbener Landthiere und die pelagischen Geschöpfe einer chaotischen Vorwelt, in der erhärtenden Erdrinde ihr Grab fanden.

So zum Beispiel ist vor allen Dingen der nördlichste Ausgang der Katarakten durch die natürlichen Bilder der Sonne und des Mondes bekannt. Der Felsen Keri hat nämlich seine Benennung von einem fernleuchtenden weißen Flecken, in welchem die Indianer eine auffallende Aehnlichkeit mit der vollen Mondscheibe zu erkennen glauben. Wahrscheinlich ist der weiße Flecken ein mächtiger Quarzknoten, den zusammenscharrende Gänge in dem graulichschwarzen Granite bilden.

Dem Keri gegenüber, auf dem basaltähnlichen Zwillingsberge der Insel Quivitari zeigen die Indianer aber auch mit geheimnißvoller Bewunderung eine ähnliche Scheibe, die sie als das Bild der Sonne, Camosi, verehren.

Welche Masse wunderbarer Erscheinungen auf und an dem einen Flusse, und doch traten Humboldt und seinen Freunden jetzt erst die interessantesten entgegen!

„Die Raudals!" — hatte ja eben in seiner lakonischen Weise der Indianer gerufen, der die Pirogue lenkte, ... und wirklich nahte man sich den weltberühmten Katarakten von Mappures.

Es war ein großes, herrliches Schauspiel, was sich jetzt den Blicken der Reisenden darstellte: zwischen zahllosen Inseln, Felsdämmen, aufeinander gethürmten, mit Palmen bewachsenen Granitblöcken löste sich einer der größten Ströme der neuen Welt in Schaum auf!

„Himmel, wie herrlich!" — rief hier Humboldt.

„Unvergleichlich!" — setzte Bonpland hinzu; während Don Sotto vor Ueberraschung die Sprache fehlte.

Wer aber auch beschreibt diese wundervolle Scene? Woher die Farben nehmen zu einem solchen Bilde?

Eine zahllose Menge kleinerer und größerer Kaskaden, die wie Staffeln aufeinander folgten, bildeten einen wahren Archipelagus von Inseln und Klippen, welche das 8000 Fuß breite Flußbett des Orinocos hier dermaßen verengten, daß oft kaum ein 20 Fuß breites Fahrwasser übrig blieb. Und doch bot sich ja hier auf einen Blick dem Auge der Staunenden eine meilenlange schäumende Fläche dar! Aus ihr hervor aber ragten, gleich gewaltigen Burgen, eisenschwarze Felsenmassen. Jede Insel, jeder Stein war mit üppig anstrebenden Waldbäumen geschmückt; die Bäume aber hingen selbst wieder voll der prächtigsten Orchideen, Bignonien, mit blauen Blüthen, gelben Banisterien, Peperomia, Arum und Pothos.

Dichter Nebel schwebte dabei über dem unabsehbaren Wasserspiegel und den furchtbar dahin donnernden Fällen; durch die dampfende Schaumwolke drangen die stolzen Wipfel der himmelanstrebenden Palmen; und da sich im feuchten Dufte die goldenen Strahlen der Sonne myriadenmal brachen, so hüllte das Ganze ein unaussprechlich herrlicher optischer Zauber ein. Es waren zahllose Regenbogen in den herrlichsten Farben, die verschwanden und wiederkehrten: „Ein Spiel der Lüfte, schwankt das ätherische Bild!"

Humboldt, Bonpland und Sotto konnten sich kaum satt sehen; sie waren in Entzücken verloren!

Weniger angenehm freilich als dieser Anblick, war für sie jetzt das Hinüberkommen über diese Fälle.

Welche Arbeit! welche Mühe! welche Gefahr.

Oft schwammen die indischen Ruderer voran, schlangen nach vieler vergeblicher Arbeit ein Seil um die Felsenspitzen, welche aus dem Strudel hervorragten, und zogen mittelst dieses Seils, das Fahrzeug aufwärts.

Und wie oft zerschellt bei diesen Anstrengungen ein Kanon an den Klippen. Mit blutigem Körper suchen sich dann die Indianer dem Strudel zu entwinden und schwimmend muß das Ufer erreicht werden. Wo aber die Staffeln zu hoch waren, wo Felsdämme das ganze Bett durchsetzten, da mußte

die Pirogue an das Land gebracht und am nahen Ufer auf untergelegten Baumzweigen wie auf Walzen, ganze Strecken weit fortgezogen werden.

Aber auch diese Schwierigkeiten überwanden die Freunde glücklich — den alten Muth die alte Kraft, die alte Begeisterung bewährend!

Und krönte sie dafür nicht eine neue, große interessante Entdeckung? Ein Fund, der ihnen ewig unvergeßlich blieb?

Sie hatten die gewaltigen Wasserfälle von Maypures und Atures, an welchen sie sich fünf Tage aufgehalten, bereits hinter sich, als sie in ein Thal eintraten, das, ohne daß sie sich selbst Rechenschaft davon geben konnten, einen eigenthümlich ernsten, fast feierlichen Eindruck auf sie machte. Der Charakter der Gegend ringsumher war nicht nur ein großartiger, sondern auch ein melancholischer, fast schauerlicher, so daß sich Humboldt nicht enthalten konnte, zu sagen:

„Der Eindruck, welchen dieses Thal auf mich macht, ist der, als ob es, so weit man sehen kann, der Begräbnißplatz für eine ganze Nation sei!"

Sie erklimmten nun mühsam, nicht ohne Gefahr herabzurollen, eine steile völlig nackte Granitwand. Nur große Feldspatkrystalle, die der Verwitterung trotzten und zollang aus dem Gestein hervorstanden, machten das Aufsteigen an dieser glatten Fläche möglich. Wohin sie ihr indianischer Steuermann — jetzt ihr Wegweiser — führte, wußten sie nicht. Er hatte ihnen in seiner kurzen und ernsten Art nur gesagt: — „In die Höhle von Ataruipe!"

Der Mühe werth mußte der Weg immer sein, sonst hätte der ruhige und bequeme Indianer sich nicht die Mühe gegeben, sie den beschwerlichen Weg zu führen. Humboldt fügte sich daher willig.

Aber schon als sie die Kuppe der Granitwand erreicht, fanden sie eine lohnende Aussicht.

Aus dem schäumenden Flußbette erhoben sich mit Wald geschmückte Hügel. Jenseits des Stromes, über das westliche Ufer hinweg, ruhte der Blick auf der unermeßlichen Grasflur des Meta. Am Horizonte erschien, wie ein drohend aufziehend Gewölk, das Hochgebirg Uniama. Aber nahe umher war alles öde und eng. Im tief gefurchten Thale schwebten der Geyer und die krächzenden Caprimulge. An der nackten Felswand schlich ihr schwindender Schatten dahin.

Plötzlich öffnete sich eine Höhle.

„Die Höhle von Ataruipe!" — sagte der wortkarge Führer.

Es war Humboldt und den Seinen, als stünden sie vor einer riesigen Katakombe! .... und siehe .... sie hatten sich nicht getäuscht. Wenige Schritte und sie fanden, daß dieser merkwürdige Ort: die Gruft eines vertilgten Völkerstammes sei!

An sechshundert wohlerhaltene Skelette fanden sich in eben so vielen, aus Stielen von Palmenlaub geflochtenen Körben.

Die Entdeckung war für Humboldt und seine Gefährten so überraschend, als erschütternd. Der Gedanke, an dem Grabe eines ganzen Volksstammes zu stehen, der ...... mit all seinen Hoffnungen, Wünschen, Freuden und Leiden aufgehört hat zu sein und ausgestrichen ist von der Tafel der Lebendigen, ist wahrlich tiefgreifend und bedeutungsschwer genug, um die Seele des Stärksten mit eisiger Hand zu fassen.

„Und welcher Volksstamm war es, der hier sich selbst zu Grabe getragen?" — frug jetzt Humboldt den Führer.

Der Indianer stand regungslos, Hände und Kinn auf seinen Stab gestützt, die Züge noch ernster denn sonst, die melancholischen Blicke auf die Todtenkörbe gerichtet. Endlich sagte er in feierlichem Tone:

„Es geht die Sage unter den Guareken-Indianern, die tapferen Aturer hätten sich, von der Ueberzahl der menschenfressenden Caraiben bedrängt, auf die Klippen der Raudals gerettet. Lange vertheidigten sie, von diesen

traurigen Wohnsitzen aus, Leben und Dasein, bis, den Feinden und der Noth erliegend, der bedrängte Stamm sammt seiner Sprache erlag."

Humboldt, Bonpland und Sotto untersuchten nun sowohl die Körbe wie die Gerippe näher.

Die Körbe, von den Indianern Mapires genannt bildeten eine Art viereckiger Säcke, die nach dem Alter des Verstorbenen von verschiedener Größe waren. Selbst neugeborene Kinder hatten ihre eigenen Mapire. Die Skelette waren so vollständig, daß keine Rippe, oder Phalange fehlte.

Die Knochen waren dabei auf dreierlei Weise zubereitet: theils gebleicht, theils mit Onoto roth gefärbt, theils mumienartig zwischen wohlriechendem Harze und Pisangblättern eingewickelt.

Humboldt's indianischer Führer versicherte, man grabe den frischen Leichnam auf einige Monate in feuchte Erde, welche das Muskelfleisch allmählig verzehre; dann scharre man ihn aus und schabe mit scharfen Steinen den Rest des Fleisches von den Knochen ab. Dies sei jetzt noch der Gebrauch mancher Horden der Guayana. Neben den Mapires oder Körben fand man auch Urnen von halbgebranntem Tone, welche die Knochen von ganzen Familien zu enthalten schienen.

Die größeren dieser Urnen waren drei Fuß hoch und fünf und einen halben Fuß lang, von angenehmer ovaler Form, grünlich, mit Henkeln in Gestalt von Krokodilen und Schlangen.

Humboldt und seine Freunde verließen die Höhle bei anbrechender Nacht, nachdem sie mehrere Schädel und das vollständige Gerippe eines bejahrten Mannes, zum größten Aergerniß ihres indianischen Führers, mitgenommen.*)

*) Einer dieser Schädel ist von Herrn Blumenbach in seinem vortrefflichen craniologischen Werke abgebildet werden. Das Skelett selbst ist, wie ein großer Theil der Humboldt'schen Sammlungen, leider! in einem Schiffbruche an der afrikanischen Küste untergegangen.

In ernster Stimmung schieden sie von dieser Gruft eines untergegangenen Völkerstammes!

Es war eine der heiteren und kühlen Nächte, die unter den Wendekreisen so gewöhnlich sind.

Mit farbigen Ringen umgeben, stand die Mondscheibe hoch im Zenith! Sie erleuchtete den Saum des Nebels, der in scharfen Umrissen wolkenartig den schäumenden Fluß bedeckte.

Zahllose Insekten gossen ihr röthliches Phosphorlicht über die grünende Erde. Von lebendigem Feuer glühte der Boden, als habe die sternvolle Himmelsdecke sich auf die Fluren niedergelassen.

Rankende Bignonien, duftende Vanille und gelbblühende Banisterien schmücken den Eingang der Höhle. Ueber dem Grabe rauschten die Gipfel der Palmen.

Humboldt stand lange schweigend; endlich sagte er voll tiefen Ernstes:

„So sterben dahin die Geschlechter der Menschen. Es verhallt die rühmliche Kunde der Völker. Doch wenn jede Blüthe des Geistes welkt, wenn im Sturme der Zeit die Werke schaffender Kunst zerstieben, so entsprießt ewig neues Leben dem Schooße der Erde. Rastlos entfaltet ihre Knospen die zeugende Natur unbekümmert ob der frevelnde Mensch — ein nie versöhntes Geschlecht — die reifende Frucht zertritt."*)

*) Humboldt's eigene Worte von der Höhle von Ataruipe. „Ansichten der Natur." I. „Ueber die Wasserfälle des Orinoco bei Atures und Maypures."

Fortsetzung folgt.

Clement.

Historischer Roman
von
Stanislaus Graf Grabowski.
Fortsetzung.

Er blieb deshalb im Haag, nachdem er sich schon von dem dortigen sächsischen Gesandten verabschiedet hatte, verwandelte den Namen Baron Clement in Baron Rosenau, wohnte zwar elegant und machte ein Haus für seine Spielgenossen, führte aber nicht mehr den Titel eines sächsischen Abgesandten; auch besuchte er nicht mehr die bessere Gesellschaft, in der er mit den Leuten zusammentreffen mußte, die ihn seiner Pflicht gemäß schon fern vom Haag glaubten, sondern suchte nur weniger gewählte Kreise, meistens an öffentlichen Orten auf, in denen er seine Leidenschaft zum Spiel und seine Habsucht befriedigen konnte. Unter diesen Umständen bedauerte er nun wirklich, Viela so hart zurückgewiesen zu haben, denn er fürchtete noch immer ihre Rache dafür und hätte jetzt das Zusammenleben mit ihr weniger zu scheuen brauchen, da er mit seiner Rückkehr nach Berlin natürlich auch seine Heirath daselbst aufgeben mußte. Der Haag schien ihm indessen noch nicht sicher genug, denn es war vorauszusehen, daß man ihn dort zuerst suchen würde, falls es dem Könige Friedrich Wilhelm einfallen sollte, sich seiner Person bemächtigen zu wollen, und stand dieser Fürst auch nicht im besten Einvernehmen mit den Holländern, war es also mithin ein sehr gewagter Versuch, Jemandem in deren Lande nachzustellen, so hatte der hartnäckige Wille des Königs doch schon Manches ausgeführt, was ganz unglaublich erscheinen mußte, wie zum Beispiel die gewaltsame Entführung eines sehr langen Mönches aus einem italienischen Kloster durch einen seiner Werbeoffiziere. Clement hätte deshalb den Haag schon verlassen, hätte er dort nicht gerade eine Spielgesellschaft gefunden, gegen die ihn das Glück begünstigte und von der nicht unbedeutende Summen zu gewinnen waren; darum verschob er seine Abreise von einem Tage zum andern.

Jetzt aber schien es ihm ernstlich an der Zeit zu sein, den Haag zu verlassen, nachdem er Dumoulin dort getroffen hatte, denn beunruhigte ihn dessen Erscheinen daselbst auch an und für sich nicht, da er der Erklärung seines Hierseins vollkommen Glauben schenkte, so war es doch möglich, daß der Offizier seiner zufällig in einem Brief erwähnte und dadurch die Ergreifung von Maßregeln gegen ihn veranlaßte. Er war also entschlossen, schleunigst abzureisen und sich nach Paris zu begeben, als er einen Brief erhielt, der seinen Plan änderte; er kam von der Rosenkreuzerloge zu Dresden und enthielt neben einer vollständigen Billigung seines bisherigen Benehmens den Rath, sich nach Berlin zurückzubegeben, da seine eigenen und des Ordens Angelegenheiten dort besser ständen, als er vermuthen könne; zu einer Besprechung hierüber mit dem Kophta selbst und zur Empfangnahme einer bedeutenden Summe zur Bestreitung seines Aufwandes im Dienste des Ordens wurde er eingeladen, sich nach einem Dorfe an der holländischen Grenze unverzüglich zu begeben.

Clement stutzte; er hatte gemeint, die Rosenkreuzer zürnten ihm und er erhielt jetzt den Gegenbeweis davon; ferner wußte er, daß der Orden stets gut von den Verhältnissen unterrichtet sei, und demnach mußten seine Aussichten in Berlin also wirklich wieder günstiger geworden sein; endlich reizte ihn die Summe Geldes, die man ihm anbot, und er meinte, sich für alle Fälle dieser noch versichern und dann doch seinen alten Plan ausführen zu können, sich nach Frankreich zu begeben. Wirklich reiste er also sofort vom Haag, der ihm ohnehin nicht mehr sicher erschien, nach jenem Dorfe ab.

Gleichzeitig mit ihm hatte auch Dumoulin einen Brief erhalten, der ihn in das höchste Erstaunen setzte, denn er war anonym geschrieben. Man beschuldigte hierin den Ba-

von Clement geradezu, daß er falsche Briefe Anhalts und Grumbkows wissentlich dem Könige vorgelegt habe, führte als Beweis dieser Behauptung genaue Kennzeichen der Fälschung auf und gab an, er sei Rosenkreuzer und werde an einem naheliegenden bestimmten Tage in dem und dem Dorfe an der holländisch-preußischen Grenze sich einfinden, um mit dieser Brüderschaft daselbst zu unterhandeln. Dumoulin wußte nicht, ob er diesem Briefe trauen könne oder nicht, ob derselbe nicht vielleicht die Absicht habe ihn irre zu leiten, aber doch war der Ton desselben so überzeugend und athmete ein solches Rachegefühl gegen Clement, daß er sich endlich entschloß, dem erhaltenen Winke zu folgen und Jablonsky davon zu benachrichtigen.

Nach längerer Erwägung kamen Beide überein, sogleich nach jenem Dorfe abzureisen und im Falle, daß sie sich getäuscht sähen, sofort wieder nach dem Haag zurückzukehren; die Gelegenheit, sich Clements dort zu versichern, war überaus günstig, weil die preußische Grenze ganz nahe lag und falls man Gewalt brauchen mußte, es nicht schwer fallen konnte, ihn über dieselbe zu schaffen. Sie führten ihren Vorsatz schnell aus.

Kaum in jenem Dorfe angekommen, brachten sie sogleich in Erfahrung, wenige Stunden zuvor sei ein vornehmer Herr in einem anderen Wirthshause eingetroffen, dessen Beschreibung vollständig Clements Persönlichkeit entsprach. Dumoulin begab sich hocherfreut dorthin und überraschte wirklich Clement in der Gaststube. Er blickte, als er den Offizier eintreten und schnell auf sich zukommen sah, starr vor Schrecken auf ihn, dieser aber beruhigte ihn schnell einigermaßen durch sein Benehmen, das mehr ehrerbietig als drohend war.

— Welches Glück, Herr Baron, daß wir Sie noch treffen, rief Dumoulin mit gut gelungener Verstellung; wissen Sie, daß es mir unmöglich wurde, Sie im Haag wieder aufzufinden, denn ich suchte Sie wirklich mit vieler Mühe, da der Hofprediger Jablonsky Sie im Auftrage unseres Königs dringend zu sprechen wünschte. Jetzt sind wir Beide, an dem Erfolge unserer Bemühungen verzweifelnd, auf dem Wege nach Berlin, und nun fügt es der Zufall so glücklich, daß wir Sie hier noch treffen. Sie reisen wohl ebenfalls nach Berlin zurück?

Clement bejahte es befangen, denn er glaubte sich dadurch am ehesten des Capitains zu entledigen, falls derselbe doch bedenkliche Absichten gegen ihn haben sollte.

— Der Hofprediger hat irgend ein gelehrtes Buch geschrieben, fuhr Dumoulin gleichmüthig fort; er war im Haag, um es drucken zu lassen; dies war der eigentliche Grund seiner Reise, aber er behauptet auch, Aufträge des Königs an Sie zu haben. Uebrigens scheinen diese nicht unangenehmer Art, denn er sprach davon, daß schon alle Vorbereitungen zu Ihrer feierlichen Vermählung im Hause des Ministers von Marschall getroffen würden. Sie müssen nach Berlin, Baron, es wird Zeit dazu sein. Aber Jablonsky wird gleich hier sein; wir hatten verabredet, uns hier zu treffen.

Dumoulin redete so unbesorgt, als habe er nicht eine Ahnung davon, daß hier etwas Wichtiges im Spiel sein könne; dadurch gelang es ihm, Clement einigermaßen zu täuschen, obgleich dessen Verdacht nicht ganz schwieg. Die Sendung eines Mannes von dem Stande des Predigers schien gerade nicht darauf hinzudeuten, daß der König Gewaltthaten gegen ihn im Sinne habe, und er fügte sich daher, zumal ihm jetzt nicht gut etwas anderes übrig blieb, wollte er sich nicht noch mehr verdächtigen, darein, Jablonsky wenigstens anzuhören; überdies befand er sich ja noch auf holländischem Boden, und es ließ sich nicht erwarten, man werde hier Gewalt gegen ihn gebrauchen.

Während die Beiden noch plauderten, erschien Jablonsky und stellte sich ebenso überrascht, wie zuvor Dumoulin; er kam Clement mit scheinbarer Herzlichkeit entgegen, die denselben sogleich vollständig für ihn einnahm; Jablonsky's Bestreben, sich zu verstellen, gelang besser, als Dumoulin erwartet hatte, denn seitdem der Hofprediger vernommen hatte der Baron gehöre den gottlosen Rosenkreuzern

an, einer Sekte, die er verabscheute, war er noch einmal so aufgebracht auf ihn als zuvor.

— Ich bin in der lebhaftesten Freude, Sie noch hier zu finden, sagte er zu ihm, denn nach den Angaben der sächsischen Gesandtschaft sollten Sie bereits nach Dresden zurückgekehrt sein; ich hatte guten Grund, daran zu zweifeln, denn ich wußte, Sie würden nicht abreisen, ohne Seiner Majestät davon Bericht zu erstatten, und Sie hätten gewiß noch Manches in Dero hohem Interesse zu thun. Es ist mir nun äußerst lieb, daß ich im Stande bin, Ihnen persönlich diesen Brief Seiner Majestät zuzustellen, der, wie ich glaube, Dero lebhaften Wunsch ausspricht, Sie bald wieder in Berlin zu sehen.

Der Prediger überreichte Clement, gegen den er sich in seinem ganzen Benehmen sehr ehrerbietig erwies, das königliche Handbillet, und kaum hatte dieser es geöffnet, so überflog sein Gesicht der Ausdruck der freudigsten Ueberraschung und der wiedergewonnenen Sicherheit, denn es enthielt die unzweideutigsten Gunstversicherungen des Monarchen und, was Clement mit der freudigsten Hoffnung berührte dessen bestimmte Erklärung, von der Auslieferung der Briefe abstehen und es sich an den bereits erhaltenen Beweisen genügen lassen zu wollen. Zum Schluß schrieb der König.

„Komm Er unverzüglich nach Berlin, Seine Braut wartet mit Sehnsucht auf die Vermählung, und ich ebenfalls.

Sein Ihm wohlgewogener König."

War Clement nun auch wohl überzeugt, wie es mit Emma von Marschalls Sehnsucht nach ihm beschaffen sein möge, so glaubte er sich der Versicherung des Königs doch vertrauender hingeben zu dürfen, und der ihm von Neuem in Aussicht gestellte Triumph seiner Eitelkeit und Habsucht blendete ihn dermaßen, daß er alle Vorsicht vergaß.

— Ich habe Ihnen noch mündlich mitzutheilen, wie es jetzt eigentlich an unserem Hofe aussieht, fuhr Jablonsky vertraulich fort. Der König ist im höchsten Grade aufgebracht auf den Herzog von Anhalt-Dessau und den Feldmarschall Grumbkow, denn Beide spielen fortwährend Intriguen, Craup und Marschall zu stürzen, überhaupt gegen alle die Personen die uns unverdächtig geblieben sind; ohne Zweifel fürchten sie, diese möchten ihnen in der Ausführung ihrer schwarzen Pläne mit dem Wiener und Dresdener Kabinette hinderlich sein und nach der beabsichtigten Gefangennahme des Königs an das Volk für den Kronprinzen appelliren. Sie gehen dabei so schonungslos zu Werke, daß jeder Rechtschaffene, zumal wenn er ihre schwere Schuld ahnt, auf das Höchste erbittert sein muß, und der König ist fest entschlossen, diesem Unwesen mit einem Schlage ein Ende zu machen. Darum wünscht er Sie auch vorzüglich in Berlin zu haben, denn sobald Sie dort eingetroffen sind, werden Anhalt, Grumbkow und ihre verbrecherischen Genossen arretirt werden, und Ihr Zeugniß im Verein mit den Briefen, die der König und ich selbst gelesen und für ächt befunden haben, wird genügen, die Verbrecher vor einem unparteiischen Gerichtshofe verdammen zu lassen.

Jablonsky erzählte ihm mit täuschender Wahrscheinlichkeit, die gerade in seinem Munde, den Clement keiner Unwahrheit für fähig hielt, zur Gewißheit wurde, eine lange Geschichte von den stattgehabten Hof-Intriguen und dem maßlosen Zorne des Königs, sowie dessen Absichten, Anhalt und Grumbkow zu stürzen, so daß Clement sich seines Sieges über diese fürganz versichert hielt und ohne jede Gefahr die Reise nach Berlin unternehmen zu können meinte, in welcher Ansicht ihn noch Lehmanns und seiner Freunde Briefe bestärkten, die Jablonsky gleichzeitig überreichte, unter dem Vorgeben, Jene hätten ihn gebeten, sie im Hag an Clement zu bestellen.

Clements Herzensfreude war so groß, daß er sogleich seine Zusammenkunft mit dem Rosenkreuzer, den er hier eigentlich erwartet hatte aufgab, denn er meinte, der Unterstützung des Ordens nun gar nicht mehr zu bedürfen. Daher willigte er sogleich in Jablonskys und Dumoulins Vorschlag, zusammen nach Berlin zu reisen und behauptete mit großer Unverschämtheit, er sei selbst eben auf dem Wege dahin. Die Unterredung mit Jablonsky, die erhaltenen Briefe hatten seine Kaltblütigkeit und Ue-

berlegung ganz über den Haufen geworfen.

Jablonsky und Dumoulin hatten fast erreicht, was ihr Auftrag besagte, aber noch mußte man äußerst vorsichtig sein, denn Clements Bereitwilligkeit konnte möglicher Weise nur scheinbar sein und sie täuschen, auch konnte die ruhigere Ueberlegung noch eine Sinnesänderung bei ihm hervorbringen. Es war fast unglaublich, daß er so unvorsichtig in das Netz ging, und nur so maßlos böse Leidenschaften, wie sie ihn beseelten, ein so ganz und gar verblendender Stolz wie der seinige, konnten ihn dazu verleiten, eine so große Unvorsichtigkeit zu begehen; es war wohl eine gerechte Fügung der Vorsehung, die ihm in einem Augenblicke den klaren Verstand raubte, wo er dessen am nöthigsten bedurft hätte, und die ihn dem Ziele seiner verbrecherischen Laufbahn widerstandslos entgegentrieb.

Clement wurde nun mit äußerster Sorgfalt heimlich beobachtet, um sein Entweichen zu verhindern und selbst Dumoulin scheute nicht die Mühe, sich seiner Bewachung zu unterziehen, denn die von Berlin eingetroffenen Briefe von Biela und Emma erfüllten ihn mit Unruhe für Letztere und lebhafter Sehnsucht, sie wiederzusehen und sein und ihr Schicksal endlich zum glücklichen Ziele zu führen; verstand er auch nicht klar, welche Gefahr seiner Geliebten drohe, da die Mädchen es nicht wagten, in ihren Briefen den Namen des Königs und ihre Vermuthung offen auszusprechen, so ersah er daraus doch so viel, daß seine Anwesenheit in Berlin nöthig sei, und war erfreut, seinen Auftrag dem Ende entgegengehen zu sehen.

Ein paar Stunden später reisten alle Drei, zusammen in einem Wagen sitzend, ab und der nichtsahnende Baron unterhielt sich mit dem Hofprediger fast von nichts Anderem, als dem voraussichtlich nahe bevorstehenden Ministerwechsel im preußischen Staate; er war der besten Laune und der Zuversicht, auch ihm werde eine hohe, wo nicht gar eine der höchsten Staatsstellen verliehen werden, sobald der Schlag auf das Haupt der jetzigen Machthaber gefallen sei. Jablonsky bestärkte ihn fortwährend in diesen kühnen Hoffnungen, und die Angst, er könne sich verrathen und Clements Umkehr veranlassen, gab ihm eine Gewandtheit, sich zu verstellen, wie er sie sich selbst nie zugetraut hatte. Endlich hatte man glücklich die holländische Grenze hinter sich und Clement befand sich auf dem Gebiete des Königs, aber nach dessen Willen sollte seine Verhaftung nicht eher erfolgen, als bis er in Berlin war.

Jetzt aber erst begann die Ueberlegung in Clement zurückzukehren, als er sich auf preußischem Gebiete sah und die schlimmsten Möglichkeiten ihm unwillkürlich in den Sinn kamen; zwar glaubte er noch durchaus nicht sicher daran, daß er überlistet sei, aber er wurde schweigsamer, beobachtete scharf seine Begleiter und sagte sich, er habe doch unvorsichtig gehandelt und hätte sich nicht früher nach Berlin begeben sollen, als bis Anhalt und Grumbkow außer Stande gewesen wären, sich gegen ihn zu vertheidigen.

Jablonsky und Dumoulin behielten zwar noch immer die vorgenommene Maske, aber doch waren sie ihres Sieges schon zu gewiß, als daß sich ihr Triumph nicht zuweilen in ihren Mienen geäußert haben sollte, und wenn man Clement auch nicht sagte, daß er ein Gefangener sei, so mußte er dies doch baldherausfühlen, denn er blieb keinen Augenblick allein und Dumoulin wußte es stets so einzurichten, daß er Nachts mit Jablonsky und ihm in einem Zimmer schlafen mußte; gab dies Alles dem Baron auch keine vollständige Ueberzeugung, so sprach sein schlechtes Gewissen doch jetzt so laut, daß er eine entsetzliche Beängstigung fühlte und hundert Mal bereute, den unsicheren Gang, auf den er gehofft hatte, dem bereits sicher Errungenen vorgezogen zu haben. Sein Entschluß stand fest, die erste sich darbietende Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, legte er auch seine Schuld dadurch klar an den Tag und machte sich jeden weiteren Anrechts auf die Gunst des Königs verlustig. Aber eine Gelegenheit, wie er sie herbeisehnte, fand sich nicht so leicht, denn Dumoulin und selbst Jablonsky's Diener, wie Clement bald bemerken mußte, waren zu aufmerksam auf ihn und traten ihm stets mit irgend einer Anrede höflich lächelnd in den Weg, sobald er sich von

seinen Reisegenossen heimlich zu entfernen suchte.

Nur noch wenige Tagereisen von Berlin entfernt, übernachtete man in einer kleinern Stadt, und hier hatte Clement einen letzten entscheidenden Fluchtversuch zu wagen beschlossen. Schon während der Reise am Tage hatte er fortwährend über heftiges Unwohlsein geklagt, und im Nachtquartier angekommen, verlangte er nach einem Arzt. Dieser erklärte, durch seine Klagen und seine Beschreibung des Uebels irre geleitet, seine Krankheit für bedenklich und verordnete zu Dumoulins und Jablonsky's Aerger, daß einige Tage Rast in dieser Stadt durchaus nöthig für ihn seien. Wenn es Clement nun aber auch dahin zu bringen wußte, daß der Arzt verlangte, man solle ihn ganz allein im Zimmer lassen, so geschah dies zwar, aber damit eröffnete sich ebenso wenig ein Ausweg aus demselben, denn Jablonsky befand sich in dem anstoßenden Gemache, das er bei jedem Ausgange passiren mußte, und seine Blicke durch das Fenster belehrten ihn noch zeitig genug, ehe er aus demselben stieg, daß in dem davor befindlichen Garten entweder Dumoulin selbst oder der Diener bei Tag und Nacht patrouillirten. Obenein sprach Jablonsky noch fortwährend davon, seine Krankheit an den König berichten zu wollen, und Clement, der dies besonders fürchtete, weil er glaubte, man könne ihn dann schon hier offen verhaften, entschloß sich nach zwei Tagen, gesund zu werden und die Weiterreise anzutreten. Glücklich brachten ihn die beiden vom Könige Beauftragten nach Berlin, wo er genöthigt wurde, bei Jablonsky eine Wohnung anzunehmen.

Jablonsky selbst blieb vorläufig bei ihm, und Dumoulin begab sich sofort nach ihrem Eintreffen auf das Schloß, um dem Könige Bericht zu erstatten.

Friedrich Wilhelm war gerade wieder mit seiner Malerei beschäftigt, warf aber Pinsel und Palette fort, als er Dumoulins Namen hörte, und jagte den ihm sitzenden Grenadier so schnell aus seinem Zimmer, daß dieser gar nicht begriff, wodurch er sich den Zorn des Monarchen verdient haben könne. Seine Ungeduld trieb ihn dem Capitain bis an die Thür entgegen, wo er ihn mit den Worten empfing:

— Hat Er ihn?

— Zu Befehlen, Eure Majestät! erwiederte der freudestrahlende Offizier athemlos.

Eine kleine Pause folgte dieser Antwort, die von dem Könige mit einem erleichternden Athemzuge begrüßt wurde; schnell nahm sein Gesicht dann einen ungemein strengen Ausdruck an, als suche er gewaltsam die mildere Stimme seines Herzens zu betäuben, und heftig fuhr er gegen Dumoulin heraus:

— Nun, wird Er mir bald berichten? kurz und bündig, ohne viel Worte!

— Der sogenannte Baron Clement von Rosenau ist durch gütliche Ueberredung und nachdem ihm das Schreiben Eurer Majestät und die Briefe seiner Mitschuldigen ausgehändigt worden, hierhergebracht und befindet sich in Gewahrsam bei dem Hofprediger Jablonsky, meldete der Capitain in ganz militairischer Form.

Der König rieb sich vergnügt die Hände und ging schnellen Schrittes im Zimmer umher; wenn er eine Frage an Dumoulin richtete, blieb er einen Augenblick vor demselben stehen.

— Weiß er bereits, was seiner hier wartet?

— Er scheint es zu vermuthen, denn wenn er unterwegs auch keinen gewaltsamen Fluchtversuch gewagt hat, so hat er jedenfalls doch die Absicht gehabt, sich heimlich unserer Gesellschaft zu entziehen, erwiederte Dumoulin und erzählte kurz einige dergleichen Fälle.

— Erzähle Er mir nun einmal ausführlich, wie er ihn erwischt hat, verlangte der König, und Dumoulin entledigte sich, oft von seinen Beifallsbezeugungen unterbrochen, dieses Auftrages.

Als der König vernahm, welchen anonymen Brief Dumoulin im Haag erhalten und welche Beschuldigungen sich in demselben gegen Clement befänden, blieb er zuerst eine Weile ganz starr, dann rief er heftig:

— Ein Rosenkreuzer ist er? Was Teufel! spukt das Gesindel auch hier herum? Nun, das wollen wir doch genau untersuchen und

ergiebt es sich als wahr, was jener Brief behauptet, so wird mir die ganze Intrigue klar, die dieser Kerl gegen mich gespielt hat.

Als Dumoulin geendet hatte, fuhr der König fort:

— Gut, sehr gut, ich werde Ihm und Jablonsky diesen Dienst nie vergessen; ich war nicht so vergnügt, als der Macdoll eingebracht wurde. Wir müssen uns des Kerls bald versichern, denn er ist schlau und könnte uns noch einmal anführen, wo wir uns seiner schon für ganz sicher halten. Höre Er einmal, fuhr er nach einigem Bedenken fort, ich werde Ihm hier einen Zettel mitgeben, den Er sogleich Jablonsky zustellen mag; dann verfüge Er sich auf die Schloßwache und warte dort, bis ich Ihn rufen lassen und weitere Befehle geben werde.

Der König kritzelte wenige Worte auf ein abgerissenes Stück Papier, faltete dieses nachlässig zusammen und überreichte es Dumoulin. So sehr dieser darnach verlangte, Emma und Viela zu sprechen, mußte er seiner Sehnsucht doch Geduld gebieten und zuerst den Befehl des Königs vollziehen. Bei Jablonsky angelangt, übergab er diesem das Papier, auf das er keinen Blick geworfen hatte, und erzählte ihm, wie er von dem Könige empfangen worden sei.

Der Befehl des Königs ging dahin, Jablonsky sollte den Baron sogleich zu bewegen suchen, sich zu der Familie von Marschall zu begeben, dort seiner Braut einen Besuch zu machen; während seiner Abwesenheit sollte dann der Generalfiskal von Kaatsch eine genaue Durchsuchung seiner Effekten halten, um darüber sofort dem Könige berichten zu können. Dumoulin hatte keine Zeit abzuwarten, was Clement auf des Hofpredigers Vorschlag erwiedern würde, sondern begab sich schleunig auf die Schloßwache, wo er dem erhaltenen Befehle gemäß bei dem diensthabenden Offizier wartete.

Jablonsky's Anerbieten, Clement zu Marschalls zu begleiten, wohin er sich ohne Zweifel sehnen werde, wurde von diesem mit Ueberraschung vernommen; es schien ihm ein gutes Zeichen, daß man ihn wieder mit seiner Braut zusammenbringe, denn welche Absicht hätte man dabei haben sollen, wenn man ihn als einen Verbrecher betrachtete? er begriff nur nicht, warum Jablonsky ihm auch hier nicht von der Seite ging. Sollte vielleicht sofort seine Trauung stattfinden und hatte der König ihn nur so streng bewachen lassen, um sich einen Scherz mit ihm zu machen oder eine seiner oft unbegreiflichen Launen zu befriedigen? Clement fühlte sich wirklich beruhigter durch des Hofpredigers Vorschlag und ging bereitwillig darauf ein.

Kaum hatten Jablonsky und er das Haus verlassen, so fand sich auch schon der Generalfiskal mit seiner Begleitung in demselben ein und ließ des Barons Koffer öffnen. Es währte nicht lange, bis man in demselben die Briefe fand die nach seiner Angabe bei dem sächsischen Gesandten im Haag sein sollten; sie wurden sofort mit Beschlag belegt; ebenso fanden sich ein Chiffreschlüssel, dessen er sich bei seiner Correspondenz mit Lehmann und Genossen bedient hatte, und mehrere Concepte von Briefen an sie. Dies Alles wurde sogleich dem Könige gemeldet.

Inzwischen wurden dem Minister von Marschall, der sich gerade mit seiner Tochter zusammen im Gesellschaftszimmer befand, der Hofprediger und der Baron Clement angemeldet. Die Bestürzung war bei Vater und Tochter fast dieselbe, denn Ersterer ahnte noch nicht, daß der Verlobung seiner Tochter bereits ein nahes Ende abzusehen war, und bekümmerte sich deshalb um ihr Schicksal, das nun voraussichtlich einer Entscheidung entgegenging, Letztere hatte Clement noch fern geglaubt und war beunruhigt dadurch, daß sie durch Dumoulin noch nicht eine Ankündigung von seinem Eintreffen erhalten habe; auch bei ihr ließ sich die Angst nicht ganz unterdrücken, daß Alles doch vielleicht anders gekommen sein könne, als sie in zuversichtlicher Hoffnung bisher erwartet hatte.

Die beiden Herren wurden vorgelassen, und während Jablonsky sich vorzüglich dem alten Minister zuwandte, dem er indessen nichts von Clements eigenthümlicher Lage mittheilen durfte, beschäftigte sich Letzterer ganz ungetheilt

mit seiner Braut. Er bewegte sich ihr gegenüber nicht allein ungezwungen, sondern in dem Bestreben, ganz unverdächtig zu erscheinen, sogar einer Weise, die Emma unverschämt zu nennen geneigt war und die ihr Schreck einflößte. Mit der größten Sicherheit sprach er zu ihr von seinem Einflusse auf den König, von der hohen Stellung die er nächstens einzunehmen gedenke, und vor Allem von der Hochzeit, deren Vollziehung er sehr nahestehend angab; Emma war wirklich schon des trostlosen Glauben geworden, es sei Clement gelungen, sich vollständig mit dem Könige auszusöhnen und sie müsse das Opfer dieser Vergleichung werden; sie begriff Dumoulin nicht, daß er ihr durchaus keine Nachricht zukommen lasse, und sie mußte sich gestehen, daß sein Schweigen gerade für ihre Vermuthungen sprach.

Clement mochte sich etwa schon zwei Stunden bei ihr befunden und sie mit seinen Reden gequält haben, als ihr Vater plötzlich durch einen Diener abgerufen wurde; er war erstaunt, im Vorzimmer den Capitain Dumoulin in voller Uniform zu finden, der ihn sogleich, sich höflich verbeugend anredete:

— Ich bedaure sehr, der Träger einer vermuthlich unangenehmen Botschaft zu sein, Excellenz, aber Se. Majestät der König selbst haben mir diese aufgetragen. Der Baron Clement von Rosenau befindet sich in Ihrem Hause?

Der Minister bejahte es verwundert; er ahnte nicht, welche Gefahr über dem ihm aufgedrungenen Schwiegersohn schwebte.

— Ich habe die Ordre von Sr. Majestät, ihn zu verhaften, fuhr Dumoulin fort.

— Verhaften? rief Marschall, erschrocken zurückweichend. Was ist vorgefallen, sprechen Sie, Capitain? wessen klagt man den Baron Clement an?

— Ich weiß es nicht, Excellenz, der Befehl des Königs genügt mir, sagte Dumoulin.

— Mir natürlich ebenfalls; thun Sie Ihre Pflicht, mein Herr, und belieben Sie, in dieses Zimmer einzutreten, bat der Minister.

Mit diesen Worten öffnete er die Thür zu dem Gesellschaftszimmer, in dem sich Clement, Jablonsky und Emma befanden, und ließ den Offizier vorausschreiten.

Dumoulins Herz schlug laut; er sah sich der Erfüllung seines heißesten Wunsches, daß Emma wieder von der verhaßten Verlobung frei sein möge, nahe, er selbst war das Mittel ihrer Erlösung, und sie, der sein Herz mit heißer Sehnsucht entgegenflog, die er nach der längeren Trennung am liebsten an sein Herz geschlossen hätte, befand sich jetzt in einem Zimmer mit ihm, wurde Zeugin der Erfüllung seines Auftrages und durfte ihm nicht einmal jubelnd an das Herz fliegen. Auch Emma war auf das Tiefste bewegt durch sein Erscheinen, dessen Grund sie noch nicht ahnte und der Zwang, den sie ihrem Gefühle den Fremden gegenüber anthun mußte, drückte sie schwer und entfärbte ihre Wangen. Auf Clement endlich machte Dumoulins Eintritt einen höchst beängstigenden Eindruck; dessen dienstliche Uniform, seine ernste Miene, die fest auf ihn gerichteten Augen, die nur einen Augenblick zuerst Emma gesucht hatten und jetzt eher stolzen Triumph als höfliche Ehrerbietung aussprachen, sagten ihm zu seinem Entsetzen die ganze Wahrheit; er wurde leichenblaß und fand nicht die Kraft, sich von seinem Stuhle zu erheben, um den Gruß, den der Capitain an die ganze Gesellschaft richtete, gleich dieser zu erwiedern.

Dumoulin schritt gerade auf ihn zu, während der Minister von Marschall, noch immer zwischen Verwunderung und Schreck getheilt, ein theilnahmloser Zuschauer blieb.

— Ich muß Sie dringend ersuchen, Herr Baron, mir in das Vorzimmer zu folgen, woselbst ich Ihnen einen Befehl Sr. Majestät des Königs mitzutheilen habe, sagte Dumoulin flüsternd zu dem Baron, einen bedeutsamen Blick auf die im Zimmer Versammelten werfend.

— Ich stehe zu Ihren Diensten, Capitain, erwiederte Clement ebenso leise.

Und alle seine Fassung zusammennehmend erhob er sich von seinem Sitze und folgte Dumoulin mit den an Emma gerichteten Worten:

— Entschuldigen Sie, Emma, ich hoffe, bald wieder zurückzukehren.

— Es thut mir leid, Ihnen ankündigen zu müssen, daß Sie mein Arrestant sind, sagte Dumoulin, als er sich mit Clement allein im Vorzimmer befand. Se. Majestät haben es so befohlen, und ich hoffe, Sie werden sich nicht weigern, mir sogleich zu folgen.

Clement starrte ihn entsetzt an, dann fragte er gefaßter:

— Wessen klagt man mich an?

— Das ist nicht meine Sache, erwiederte Dumoulin kurz; Sie werden es vermuthlich zeitig genug erfahren.

— Und wohin werden Sie mich bringen?

— Sie werden es sehen.

— Capitain Dumoulin, ich glaubte, auf Ihre Freundschaft rechnen zu können, meinte Clement ängstlich; wollen Sie mir nicht sagen was ich zu erwarten habe.

— Das weiß ich wahrhaftig nicht, erwiederte Dumoulin; übrigens wissen Sie, daß ich Soldat bin und daß ein solcher in seinem Dienste keine früheren Bekanntschaften gelten lassen kann. Ich bitte Sie, mir ohne längeren Verzug zu folgen, denn der König erwartet meine Meldung, daß ich Sie in den Arrest abgeliefert habe.

Der falsche Baron sah aus Dumoulins bestimmtem Tone, daß er weder auf weitere Aufklärungen noch auf besondere Rücksichten von demselben zu rechnen habe, und entschloß sich, seinem Wunsche, den er nöthigenfalls wohl Mittel haben würde, gegen jeden Widerstand zu unterstützen, zu folgen; er nahm seinen Hut, aber plötzlich von dem Gedanken ergriffen, daß jetzt wohl noch die einzige Möglichkeit sei, sich zu retten, indem er eine Gelegenheit zur Flucht suchte, blieb er stehen und meinte in sanftem Tone:

— Wollen Sie mir erlauben, Capitain, meiner Braut noch einige Worte zu sagen und sie über mein plötzliches Verschwinden zu beruhigen?

Dumoulin errieth Clements Idee; er lächelte höhnisch und sagte dann:

— Nein, Herr Baron, das Fräulein von Marschall wird von Ihrer Verhaftung ohne Kenntniß erhalten, und ich habe keine Erlaubniß, Ihnen irgend welche Freiheit zu gestatten.

Clement warf einen zornigen Blick auf ihn; er fühlte, daß seine Sache übel stehen müsse, wenn man schon jetzt nicht mehr die geringste Rücksicht auf seine Wünsche nahm, er sah aber auch die Unmöglichkeit ein, sich jetzt der drohenden Gefahr zu entziehen, und hielt vorläufig jeden Versuch dazu für nutzlos und jedes weitere Wort für verschwendet. Ohne längeren Verzug folgte er Dumoulin, der ihn die Treppe hinab vor das Haus führte.

Es war schon spät am Abende und ziemlich finster, so daß die vor der Thür haltende Equipage mit ihrer Bedeckung nur die Aufmerksamkeit weniger zufällig Vorübergehender auf sich gezogen hatte, die stehen geblieben waren. In dem zu Clements Aufnahme bestimmten ganz geschlossenen Wagen befanden sich noch zwei jüngere Offiziere vom Regiment Gensd'armen, und ein dritter mit etwa sechs bis sieben Reitern desselben Regiments hielt zu Pferde hinter demselben. Mit einem kurzen Gruße stiegen Clement und Dumoulin in die Kutsche, diese setzte sich auf des Letzteren Gebot in schnelle Bewegung und die Reiter trabten mit gezogenen Pallaschen hinter ihr her. Clement wußte nicht, welchen Weg man eingeschlagen hatte, bis er das königliche Schloß in seinen düsteren, gewaltigen Umrissen unterschied; er glaubte schon, man wolle ihn dorthin transportiren, aber der Wagen rollte bei demselben vorbei, über die Spreebrücke in die Königsstraße hinein und hielt vor dem Rathhause, in dem sich, wie Clement wußte die Kerker für gefährliche Verbrecher befanden. Man forderte ihn zum Aussteigen auf, und von seinen drei Begleitern umgeben, die kein Wort an ihn richteten, wurde er durch die düsteren gewölbten Gänge nach einem kleinen Zimmer geleitet, das nur wenig Anspruch auf Bequemlichkeit machen konnte und dessen eng vergitterte Fenster und dicke Mauern ihm schnell jeden Gedanken an das Gelingen eines Fluchtversuches benahmen.

— Hier soll ich bleiben? fragte Clement, unwillig auf die ärmliche Ausstattung des

Raumes zeigend, die übrigens nach allgemeinen Begriffen für einen schweren Verbrecher noch genug Bequemlichkeiten darbot.

— So ist es der ausdrückliche Wille Sr. Majestät des Königs, erwiederte Dumoulin lakonisch.

Und auf einen sehr hartherzig aussehenden Kerkermeister deutend, fuhr er fort:

— Sie werden Ihre Verpflegung nach den Vorschriften durch diesen Mann erhalten; Correspondenz und Verkehr mit der Außenwelt ist Ihnen in keiner Weise bis auf Weiteres gestattet, und vorzüglich mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ein Doppelposten mit geladenem Gewehr sich auf dem Hofe unter Ihrem Fenster befindet, der den gemessensten Befehl hat, auf Sie Feuer zu geben, sollten Sie irgend einen Versuch machen, durch dasselbe entkommen zu wollen.

Clement hielt diese Bemerkung für höchst überflüssig, wenn er die dicken eisernen Gitterstangen ansah und daran dachte, daß er nicht das geringste Werkzeug bei sich führte, das ihre Forträumung bei der angestrengtesten Arbeit möglich gemacht hätte; er schwieg aber und erwiederte Dumoulins und der beiden anderen Offiziere Gruß, als sie sich zurückzogen, nur mit stummen Kopfnicken. Die Thür fiel hinter ihnen in das Schloß, die Schlüssel klirrten und die schweren Riegel wurden vorgeschoben, und Clement befand sich allein und hatte Muße genug, sein Gefängniß, das ein trübes Licht erhellte, genau betrachten und an die Zukunft denken zu können, die sich für ihn nicht freundlich gestalten zu wollen schien.

Zuerst ging er in dem beschränkten Raume unruhig auf und ab; er dachte nicht daran, zu bereuen, was er sich zum Vorwurf zu machen hatte, sondern er verwünschte nur seine Thorheit, daß er sich hatte überlisten und nach Berlin zurücklocken lassen, und fragte sich angstvoll, was nun werden solle; bald aber wurde er ruhiger, und die Ueberzeugung, aller Berechnung nach verloren zu sein, gab ihm den festen Entschluß, sein Unglück, wie er es nannte, mit Fassung tragen und bei seinen früheren Aussagen mit unverschämter Frechheit stehen bleiben zu wollen, denn nur hierdurch war eine entfernte Möglichkeit vorhanden, seine Richter und vor Allen den leichtgläubigen König zu täuschen. Pläne für dieses Vorhaben entwerfend, streckte er sich auf das ärmliche Lager das seine Zelle enthielt, nieder und schlief unter unruhigen Träumen ein.

17.

Dumoulin hatte sich, sobald Clement im Rathhause in den Verwahrsam abgegeben worden war, sofort wieder zum Könige begeben, um ihm zu rapportiren. Dieser war hocherfreut, das alles so glücklich abgelaufen sei, und konnte sich nicht genug darnach erkundigen, wie sich Clement benommen habe, als ihn der überraschende Wechsel seiner Lage traf.

— Es ist mir lieb, daß er ziemlich gefaßt geblieben ist, meinte er, denn ich kann mich einmal nicht dazu verstehen, in dem Kerl einen ganz gemeinen Verbrecher zu sehen. Nun wir wollen sehen, wie er sich in der Untersuchung benimmt; der Kaatsch wird es schon verstehen, ihm die Hölle heiß zu machen. Aber hier soll er nicht bleiben, damit sein Proceß nicht zu viel Aufsehen unter den Leuten erregt; Er, Dumoulin, wird ihn morgen mit einer hinreichenden Bedeckung nach Spandau bringen und dort, mit meinen Ordres versehen an den Kommandanten abliefern; Er kann sich übrigens bei demselben auch gleich als zum Major avancirt melden, denn ich habe Ihm versprochen, mich Ihm dankbar zu erweisen, und damit Seine Kameraden keinen Nachtheil dadurch haben, will ich Ihn in das Regiment Gens'd'armen versetzen.

Der neue Major stand sprachlos da; ehe er sich aber noch fassen und seinen Dank stammeln konnte, fuhr der König, der in der besten Laune war, schon wieder fort:

— Ich entsinne mich, daß Er immer noch einen andern Wunsch übrig hat, denn er ist unersättlich, und ich sehe es Ihm jetzt schon wieder an den Augen an, daß Er an das Heirathen denkt; ist's nicht so?

— Majestät! stotterte der Offizier erröthend.

— Er braucht nicht roth zu werden, wie ein junges Frauenzimmer von sechszehn Jahren scherzte der Monarch; meinetwegen kann Er jeden Tag heirathen; mache Er seinen Antrag und berichte Er mir dann, wie er ausgefallen ist; das Weitere wird sich dann finden.

— Aber, Majestät, das Mädchen, das ich schon lange liebe —

— Ist Ihm doch hoffentlich wieder gut? fragte der König.

Als Dumoulin es befangen bejahte, denn er dachte daran, daß Emma's Verlobung mit Clement zuerst gelöst werden müsse, was der König vielleicht noch bis zur Beendigung des Prozesses aufschieben könnte, fuhr der Monarch fort:

— Nun wohl, dann soll Er sie haben, und wenn Ihm etwa ein harter oder stolzer Vater im Wege steht, so verlasse Er sich nur auf mich; ich wollte doch sehen, welches Mädchen in meinem Lande nicht gut genug für einen meiner Offiziere wäre!

Der König winkte Dumoulin seine Entlassung zu und wandte sich schnell von ihm ab, so daß dem Offizier keine Möglichkeit blieb, seine Bedenken offen auszusprechen; dennoch war er unendlich beglückt durch des Königs Huld und sein Versprechen, und zweifelte nicht, es würden sich schon bald alle Mißverständnisse lösen und er mit Emma von Marschall vor den Traualtar treten können. Es war schon zu spät, sie oder Viela noch an demselben Abende zu sprechen und ihnen sein Glück mitzutheilen, aber er nahm sich vor, dies so bald als möglich am folgenden Tage zu thun, und erwartete ungeduldig das Wiedersehen.

Schon in der ersten Morgenfrühe erhielt Dumoulin von dem Könige selbst seine Instruktionen für den Kommandanten der Festung Spandau und begab sich damit sogleich nach dem Rathhause, wo derselbe Wagen, der Clement am Abend zuvor transportirt hatte, und eine gleiche Bedeckung wieder für ihn bereit standen. Dumoulin selbst trug die Uniform des Gensd'armen-Regiments, die er sich schon zu verschaffen gewußt hatte, und die Abzeichen seiner neuen Charge, auf die er bei seinem jugendlichen Alter nicht wenig stolz war. Clement, der dies sogleich bei seinem Eintritte bemerkte, schien den Zusammenhang der mit Jenem vorgegangenen Veränderung zu errathen, denn er blickte ihn höhnisch lächelnd an, fast ohne seinen Gruß zu erwiedern; übrigens war er kalt und gefaßt.

— Se. Majestät haben befohlen, daß Sie auf die Festung Spandau gebracht werden sollen, und zwar werden Sie in meiner Begleitung Ihre Reise dahin sofort antreten, sagte Dumoulin ziemlich barsch, denn ihn kränkte das nichtachtende Benehmen des Verbrechers, den er vor sich hatte, und der, wie er meinte, gar keine Rücksichtsnahmen verdiente.

— Ich hoffe, man wird mich nicht verurtheilt haben, ehe man mich gehört hat, erwiederte Clement in zuversichtlichem Tone. Haben Sie Ordre darüber, wie lange ich in Spandau bleiben soll?

— Nein, erwiederte Dumoulin kurz.

— Wird ein Prozeß gegen mich dort eingeleitet werden? forschte Clement herrisch weiter.

— Das kümmert mich nicht. Haben Sie die Güte, sich zum Aufbruch zu rüsten.

— Man gebraucht unerhörte Gewalt gegen mich, den Unterthanen und Diener eines fremden Staates, rief Clement, sich zu den übrigen Offizieren wendend. Ich protestire gegen diese Willkür und nehme Sie meine Herren, als Zeugen dessen.

— Beruhigen Sie sich, unterbrach ihn Dumoulin lächelnd; ich bin überzeugt, Sie werden Ihr volles Recht erhalten, denn man wird vielleicht einen umfangreicheren Prozeß gegen Sie einleiten, als Ihnen selbst lieb sein dürfte.

— Hüten Sie sich vor Bemerkungen, Major, zu denen Sie kein Recht haben, fuhr Clement stolz auf, denn es lag ihm viel daran, auf die Anwesenden, durch die es ohne Zweifel bis zu den Ohren des Königs kommen würde, einen günstigen Eindruck durch seine Festigkeit und Zuversichtlichkeit zu machen. Ich weiß nicht wessen man mich beschuldigt, aber ich werde in kurzer Zeit gerechtfertigt sein,

falls man mir eine Vertheidigung gestattet, wie ich von der Gerechtigkeitsliebe des Königs erwarte.

— Sind Sie bereit zur Abreise? fragte Dumoulin kalt.

— Ihr habt mir alles genommen, um meine Vorbereitungen dazu zu erleichtern, erwiederte Clement bitter, seinen Hut ergreifend. Ich stehe zu Diensten, meine Herren.

Während der Reise sprach er fast fortwährend zu Dumoulin und den beiden fremden Offizieren, ohne von diesen andere als kurze und ausweichende Antworten zu erhalten; er forderte fortwährend Gerechtigkeit und eine genaue Untersuchung, Bestrafung seiner Verläumder und eine seinem Stande angemessene Behandlung inzwischen. Mochten diese Reden auch dem Kommandanten von Spandau imponiren oder handelte er ganz den vom Könige empfangenen Instruktionen gemäß, er ließ Clement ein Zimmer anweisen, das zwar nicht sehr elegant war, aber doch zu den besten Gefängnißlokalen gehörte, welche für die Staatsgefangenen bestimmt waren. Hierin befand sich neben Tisch, Stühlen und einem Spiegel noch ein reinliches, gutes Feldbett mit eisernem Gestell, und später erhielt Clement sogar, nachdem er darum eingekommen war, einen Theil seiner Garderobe und Effekten wieder. Gern hätte er freilich auf diese Bequemlichkeiten verzichtet, wäre sein Gefängniß weniger fest und so gelegen gewesen, daß es einen Fluchtversuch begünstigte; davon war aber keine Rede, und außer der Vorsicht, die man gebraucht hatte, ihm eine Schildwache unter das Fenster, eine andere auf den Koridor vor seiner Thür zu stellen, in welcher sich ein Schiebefensterchen zum öfteren Hineinblicken befand, wurde er auch noch ein paar Mal am Tage genau durch den Offizier der Wache selbst revidirt. Aus diesem Gefängnisse konnte nur der Himmel helfen, und Clement hatte gerade nicht Grund, diesem zu vertrauen.

Dumoulin und er nahmen nur mit einer stummen und kurzen Verbeugung von einander Abschied, als sie sich trennten, denn Clement haßte jetzt den Offizier und beneidete ihm die freie Rückkehr aus den dumpfigen Festungsmauern; er ahnte nicht, daß er dazu noch mehr Grund habe und daß Jener jetzt liebeglühenden Herzens zu dem Mädchen eile, das er bisher seine Braut nennen durfte.

Dumoulins erster Gang in Berlin, nachdem er die Ablieferung des Gefangenen auf der Kommandantur gemeldet hatte, war nach Grumbkows Hause, wo er außer Viela auch noch Emma zu finden hoffte. Er hatte sich nicht getäuscht, denn er erblickte sie schon am Fenster, und seine Befürchtung, noch länger durch den Feldmarschall aufgehalten zu werden, ging nicht in Erfüllung, denn dieser war glücklicherweise gerade nicht zu Hause.

Mit einem lauten Freudenrufe flog ihm Emma entgegen und hing fest an seinem Halse, ihn mit Fragen bestürmend, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, und mit herzlichen Glückwünschen, durch die ihre eigene Freude über Clements Verhaftung hervorleuchtete, drückte ihm auch Viela die Hand. Dumoulin mußte sich zwischen beide Mädchen niedersetzen und zuerst Emma's freudiges Erstaunen über die Uniform, die er trug, befriedigen, dann aber von Clement erzählen, dessen Verhaftung Viela bereits durch ihre Freundin erfahren hatte.

In Viela regte sich kein Zug des Mitleids, und ihre Mienen sprachen dies deutlich aus; bei ihrer sonstigen Gutmüthigkeit und ihrem warmen, gefühlvollen Herzen hätte dies Jeden in Erstaunen setzen müssen, der nicht ihre unglückliche Geschichte kannte. Sie fühlte jetzt nur, daß ihre Rache noch nicht vollständig befriedigt sei, daß nur der Tod Clements Schuld an ihr sühnen könne, sie machte den Freunden gegenüber kein Geheimniß aus diesen bitteren Empfindungen, und diese konnten sie nicht verdammen, obgleich sie vor einem so unversöhnlichen, tiefen Hasse scheu zurückbebten.

Dumoulin hatte es sich als eine freudige Ueberraschung bis zum Schlusse seiner Erzählung aufgespart, seiner letzten Unterredung mit dem Könige zu erwähnen, so weit sie Emma betraf oder vielmehr das Mädchen, das der König von ihm geliebt glaubte; er war überzeugt, ihr und Viela's Jubel darüber

würde groß sein, aber er war höchst betroffen, als beide Mädchen keineswegs in einen solchen ausbrachen, sondern bei Erwähnung dieses Punktes plötzlich eine bange Befürchtung in ihnen Platz zu gewinnen schien. Auf seine ängstliche Frage nach dem Grunde dieser plötzlichen Verstimmung erhielt er eine Erklärung, die seine alten Vermuthungen, welche fast schon vergessen waren, wieder von Neuem anregte und auch ihn mit dem größten Schreck erfüllte, daß der König selbst nämlich eine Neigung zu Emma gefaßt haben müsse und daß Grumbkow jetzt den Unterhändler spiele; unter solchen Umständen war natürlich nicht darauf zu rechnen, daß das Versprechen des Monarchen einen besondern Werth habe; es ließ sich annehmen, daß er es nicht allein widerrufen, sondern Dumoulin bei einem offenen Bekenntnisse auch seine Gunst entziehen und ihn zu der ersten besten Heirath mit einer Andern zwingen würde. An die Stelle der lebhaften Freude der Drei war eine düstere Stille getreten, in der Jeder über das beste und ungefährlichste Mittel nachsann, die Gefahr, die ihren Herzenswünschen drohte, zu entfernen.

— Wenn Biela offen mit Grumbkow spräche, schlug Dumoulin zuerst zweifelnd vor; er hatte bereits erfahren, daß sie sich ihrem Vater entdeckt und wie dieser sie aufgenommen habe.

Biela schüttelte mißbilligend den Kopf.

— Ich zweifle nicht daran, daß er gerade die unglückliche Neigung in dem Könige geweckt hat und bestrebt ist, sie zu erhalten, meinte sie und erzählte Dumoulin die Unterredung mit ihrem Vater in Bezug auf Emma. Aus allen seinen Worten, seinen Mienen, fuhr sie fort, leuchtete der lebhafte Wunsch hervor, Emma den Wünschen des Königs geneigt zu sehen, und ich bin überzeugt, er gedenkt durch sie einen Einfluß auf ihn zu gewinnen, der ihn zum unumschränkten Machthaber macht; es ist dies ein nicht ungewöhnlicher Kunstgriff der Günstlinge und Minister eines Fürsten. Mein Vater hat kein weiches Herz. Eure Liebe würde ihn nicht rühren, wenn er davon Kenntniß erhielte; er würde Euch unzweifelhaft auf irgend eine Weise zu trennen wissen, um ungehindert zu sein.

Die beiden Liebenden mußten ihr beistimmen.

— Es giebt nur einen Weg für uns, rief Emma angstvoll. Einer von uns Dreien muß dem Könige selbst Alles gestehen, und es bleibt nur zu überlegen, wer dies sein soll. Ich fürchte, daß, wenn ich es selbst wagen wollte, mein Anblick einen für die Bitte ungünstigen Eindruck auf ihn machen könnte; darum wird es besser sein, daß Du, Carl, oder Biela es über sich nimmt, sein Herz zu rühren; bei aller seiner äußerlichen Rohheit ist er edel und gut; und sein ganzes Leben sagt, daß er den Leidenschaften zu entsagen versteht und einen Stolz darin setzt wenn er nur den Willen dazu hat.

— Aber er wird unmuthig sein, daß ich es wage, mit ihm selbst in die Schranken zu treten, warf Dumoulin ein, und in meiner Stellung ist es mir gar nicht gestattet, ein Wort mehr mit ihm zu sprechen, als er mich fragt; wollte ich dies dennoch wagen, so würde er darin eine Verletzung der militairischen Disziplin sehen und darüber höchst erbittert sein. Im besten Falle wird er mich wieder auf die Werbestation schicken, wenn er nicht gar auf den unglücklichen Einfall geräth, meine schnelle Trauung mit irgend einem Hoffräulein zu befehlen.

Nach einigem Nachdenken erklärte sich Biela bereit, das schwierige Unternehmen zu wagen.

— Dies kann aber nicht in den nächsten Tagen geschehen, meinte sie, denn vor Allem muß zuerst Emma's Verlobung aufgelöst sein; dies zu bewirken, ist ihre eigene Sache, und sie wird es am leichtesten durch ihren Vater oder durch die Königin ausführen können, die ihr gewogen ist. Bietet sich dann nicht irgend ein glücklicher Zufall, der uns zuvorkommt, so will ich meine nächste Zusammenkunft mit dem Könige benutzen, von Euch so vorsichtig als möglich zu sprechen, und ich hoffe, es wird sich bald eine Gelegenheit dazu finden, sobald Clements Prozeß beginnt, in dem ich wohl eine sehr thätige Rolle spielen werde.

Dumoulin und Emma überhäuften Biela im Voraus mit Danksagungen für den Dienst, den sie ihnen leisten wollte, und beschlossen, sich ganz ihrer Leitung anzuvertrauen. Sie gaben sich gegenseitig aber auch die heiligsten Versicherungen, lieber das Schlimmste über sich ergehen lassen zu wollen, ehe sie sich willig dem Gebote einer neuen Trennung fügten, und Dumoulin bereitete sich schon in Gedanken darauf vor, den ihm liebgewordenen Beruf aufzugeben, falls ihn die Ungnade des Königs träfe.

Während sie noch in lebhafter Unterhaltung begriffen waren ließ sich Grumbkow bei Biela anmelden und trat gleich darauf ein; so unangenehm es Allen war, daß er Dumoulin hier treffen solle, konnte sich derselbe doch nicht mehr entfernen, ein paar Worte aber reichten hin, sich zu verständigen, daß Grumbkow sein Verhältniß zu Emma von Marschall nicht ahnen dürfe; seine Anwesenheit erklärte sich auch genügend durch seine Freundschaft für Biela.

Dennoch hatte Grumbkow einen zu scharfen Blick, um sich so leicht täuschen zu lassen; er kam eigentlich, von Dumoulin Näheres über Clements Verhaftung zu hören, aber jetzt achtete er weniger auf seine Erzählung als auf die Verlegenheit Emma's. Der Feldmarschall hatte ihr auf ihre Bitte versprochen, die Auflösung ihrer Verlobung durch den König sofort zu veranlassen, Dumoulins freudestrahlender Blick dabei konnte ihm nicht entgehen, und schnell hatte er die feste Ueberzeugung gewonnen, die beiden jungen Leute liebten sich. Das paßte gar nicht in seine Pläne und erfüllte ihn mit dem tiefsten Unmuthe, indessen wußte er diesen vorläufig geschickt zu verbergen, und seine Mißstimmung entging den beiden jungen Leuten, nicht aber Biela, die eine schärfere und unbefangenere Beobachterin war.

Biela hatte sich nicht getäuscht; Grumbkow sah ziemlich klar, und keine Wahrnehmung hätte ihn mit solchem Unwillen erfüllen können, als die gemachte; er war entschlossen, dies dem Könige mitzutheilen, und hoffte, derselbe würde dann für Dumoulins Entfernung sorgen, im andern Falle, wollte er selbst diese auf sich nehmen, wozu sich bei seinen dienstlichen Verhältnissen leicht ein Vorwand finden ließ.

Am nächsten Tage befanden sich der Fürst von Anhalt-Dessau und Grumbkow im Arbeitszimmer des Königs, und es war wieder vorzüglich von Clement die Rede.

— Schon morgen wird der Prozeß gegen ihn seinen Anfang nehmen, sagte der König; Kaatsch begiebt sich nach Spandau, und ich bin sehr begierig auf das Resultat der ersten Vernehmung. Was meint Er, Grumbkow, wird der Kerl leugnen?

— Ich habe wirklich keine Vermuthung darüber, da ich diesen Clement zu wenig kenne, erwiederte der Feldmarschall; aber bei der bisher von ihm bewiesenen unerhörten Frechheit halte ich es für keine Unmöglichkeit.

— Eure Majestät werden hoffentlich alle Mittel anwenden, ihm die Zunge zu lösen warf der Fürst in seiner rauhen Weise dazwischen. Bei Lehmann und Heydekamm hat die Folter vortrefflich gewirkt.

— Das ist Sache des Generalfiskals, sagte der König sehr ernst; in seine Hände habe ich die ganze Untersuchung gelegt, um vollständig unparteiisch zu erscheinen, und werde dem Gesetze freien Lauf lassen. Ich mag nicht eher in die Sache eingreifen, als bis er ein vollkommenes Geständniß abgelegt hat. Uebrigens thut es mir leid um den Menschen; er hat Verstand und ein gewinnendes Wesen, und es hätte etwas Besseres aus ihm werden können, wenn er sich seinen bösen Leidenschaften nicht so ergeben hätte.

Noch immer herrschte eine schwache Neigung für Clement in dem Könige vor, und Anhalt und Grumbkow, die dies mit Aerger bemerkten, hatten doch nicht eine vollständige Aenderung seiner Gesinnung hervorzubringen vermocht; sie hatten dagegen schon im Geheimen verabredet, die Hülfe des Wiener und Dresdener Hofes gegen den Verbrecher in Anspruch zu nehmen, falls der König sich nach Fällung des Urtheils über ihn geneigt zeigen sollte, Gnade verwalten zu lassen; augenblicklich war indessen, wie sie einsahen, kein neuer

Vortheil über Clement in seiner Stimmung zu erringen.

— Wollen mir Eure Majestät erlauben, Sie daran zu erinnern, daß die öffentliche Verlobung des Fräuleins von Marschall mit dem Verbrecher noch nicht aufgehoben ist? begann Grumbkow nach einer Pause bescheiden.

— Hm, er ist ja noch nicht überführt, meinte der König zweifelnd.

— In Ihrer Majestät Augen doch sicherlich schon, sagte der Fürst von Anhalt, und ich sollte meinen, eine so schwere Anklage allein genügte Ehrenmännern schon, über einen Mann den Stab zu brechen; hier liegen obenein schon Beweise vor, die ganz unumstößlich sind, wie die Aussagen jener Viela und des meuterischen Rekruten im Clevischen.

— Eure Liebden haben recht, brummte der König, veranlasse Er das Nöthige, Grumbkow, und sage Er dem alten Marschall, daß seine Tochter frei von jeder Verpflichtung ist.

Der Feldmarschall verbeugte sich gehorsamst und murmelte dabei so laut, daß es der König und der Fürst deutlich verstehen konnten:

— Das wird dem Fräulein eine angenehme Nachricht sein, denn sie kann nun ungehindert ihrer Neigung folgen, sich mit dem Manne ihrer Herzenswahl zu verloben.

— Was schwatzt Er da, Grumbkow? fragte der König aufhorchend.

— Ich vermuthete nur, Majestät, daß die Marschall nächstens den Major Dumoulin heirathen wird, erwiederte der Feldmarschall mit anscheinender Gleichgültigkeit.

— Den Dumoulin? fragte der Monarch ungläubig. Er ist wohl nicht recht gescheidt, Grumbkow?

— Ich meinte, der Major hätte sich schon zu Eurer Majestät offen darüber ausgesprochen und den Consens erhalten, warf Grumbkow leicht hin.

Der König dachte einen Augenblick nach, dann sagte er lebhaft:

— Woher will er wissen, daß der Dumoulin die Marschall liebt und zu heirathen gedenkt?

— Man sieht das an den Blicken der jungen Leute, an ihrem Lächeln, verschämten Erröthen und dergleichen, antwortete der Feldmarschall lächelnd, der, die Lebhaftigkeit seines Herrn bemerkend, jetzt ganz sicher überzeugt war, die von ihm hingeworfenen Worte hätten ihren Zweck nicht verfehlt und der König werde Dumoulin so schnell als möglich wieder von Berlin entfernen; ich habe die Beiden ein paar Mal zu beobachten Gelegenheit gehabt, und wenn sie sich mir auch nicht anvertraut haben, so errathe ich sie doch vollkommen.

— Er wird sich getäuscht haben, meinte der König gleichgültig.

— Ich versichere Eure Majestät —

— Lassen wir das jetzt, und kündige Er dem Minister von Marschall meinen Willen in Bezug auf seine Tochter an, brach der König das Gespräch kurz ab und entließ den Feldmarschall mit einer Handbewegung.

Dieser war zufrieden mit dem Erfolge, den seine Worte ohne Zweifel gehabt hatten, und hoffte das Beste für das Gelingen seines Planes. Er befolgte sogleich den Befehl des Königs, begab sich zu Marschall und theilte ihm diesem mit, der ihn mit Freuden aufnahm und sogleich seine Tochter davon in Kenntniß setzte.

Noch an demselben Tage zeigte der alte Minister seinen Bekannten die Auflösung von Emma's Verlobung an, Grumbkow bestätigte sie bei Hofe und unterließ es auch nicht, Clement selbst durch ein kurzes Billet von dem Willen des Königs zu benachrichtigen. Dieser hatte einen solchen Schritt erwartet und wurde dadurch nicht besonders überrascht; er hatte Emma nie geliebt, in seiner jetzigen Lage standen ihm die ehrgeizigen Hoffnungen, die er an eine Verbindung mit ihr geknüpft hatte, schon ferner und er trennte sich nicht mehr schwer davon, aber er sah aus dieser Anordnung, daß er Friedrich Wilhelms Gunst vollständig verscherzt hatte und daß dieser gar nicht mehr an seiner Schuld zweifelte, ein Donnerschlag für ihn, denn noch hatte er fest gehofft,

die Vorliebe des Königs für ihn werde den gegen ihn vorliegenden Beweisen die Waage halten.

Emma, Biela und Dumoulin, die Einer das lebhafteste Interresse an Allem nahmen, was den Andern berührte, waren voll seliger Hoffnung und wußten dieses Mal Grumblow aufrichtigen Dank für die Pünktlichkeit, mit der er sich seines Versprechens entledigt hatte. Ueber Emma schien ein ganz anderer Geist gekommen zu sein, seitdem die drückenden Fesseln, die sie an Clement banden, gefallen waren; sie wußte, daß sie jetzt von keiner Seite mehr der leiseste Vorwurf darüber treffen konnte, wenn man erfahren sollte, daß sie mit Dumoulin im Einverständnisse handele, und sie fühlte sich dadurch mit neuer Kraft beseelt, dem von Beiden ersehnten Ziele zuzustreben; sie war glücklich, heiter und gab sich ganz ihrer Liebe und deren süßen Hoffnungen hin, zumal auch von einer anderen Seite sich wieder die Schranken geöffnet hatten, die sie bisher von Dumoulin zu trennen gesucht. Bei Gelegenheit der Auflösung ihrer Verlobung hatte sie sich nämlich, durch die zärtliche Freude ihres Vaters darüber gerührt, demselben vollständig entdeckt und seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Dumoulin erhalten, nur mußte der alte Herr seiner hohen Stellung wegen erst die Genehmigung des Königs einholen und er hielt den jetzigen Zeitpunkt nicht für geeignet dazu; es mußten mindestens erst Wochen oder Monate verstreichen, bis er sich mit seiner Bitte an den Monarchen wenden konnte, denn die Leute würden jedenfalls hart und verletzend über seine Tochter geurtheilt haben, wenn diese anscheinend leichtsinniger Weise von einem Verhältnisse sofort in das andere übergetreten wäre. Auch Emma theilte hierin seine Ansicht und fügte sich willig in den durchaus nöthigen Aufschub, war ihr doch Dumoulin, der eine in Berlin stehende Kompagnie des Regiments Gensd'armen erhalten hatte, jetzt nahe und besuchte sogar ihr väterliches Haus, wo ihn der alte Minister mit Beweisen der aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft empfing.

Inzwischen hatte Clements Proceß seinen Anfang genommen und zwar damit, daß sich der Generalfiskal von Kaatsch am zweiten Tage nach seiner Ankunft in Spandau zu ihm begeben hatte. Clement fühlte sich schon von dem Aeußeren des Mannes, das eine unerbittliche kalte Strenge und Unbeugsamkeit aussprach, unangenehm berührt; er kannte ihn von früher her schon persönlich und hatte oft gehört, wie hoch man seiner Geschicklichkeit als Inquirent allgemein anschlug; er bereitete sich also auf einen harten Kampf vor, denn er war fest entschlossen, nicht zu weichen und sich bis zum letzten Augenblicke als unschuldig und böswillig verläumdet darzustellen.

Der Generalfiskal behandelte ihn keineswegs mit der seinem angenommenen Stande gebührenden Hochachtung, sondern grüßte ihn nur kurz mit einer strengen Amtsmiene und ließ sich dann ohne Weiteres behufs der vorläufigen Vernehmung mit dem ihn begleitenden Gerichtsschreiber, der das Protokoll führen sollte, nieder.

— Ich mache Euch bekannt, daß auf Befehl Sr. Majestät unseres allergnädigsten Herrn, Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, die Anklage wegen ehrlosen Betrugs und staatsverbrecherischer Anschläge, die das gute Einvernehmen zwischen dem Kabinette zu Berlin und andererseits denen zu Dresden und Wien durch gefälschte Dokumente zu stören bezweckten, gegen Euch erhoben worden und daß Ihr demgemäß vor ein peinliches Criminalgericht gestellt werden sollt, begann er eintönig und gleichgültig. Versucht nicht, Euren Prozeß durch nutzloses Leugnen in die Länge zu ziehen, wodurch Ihr jeden Anspruch auf Gnade, den Ihr noch etwa machen könntet, verscherzen würdet; es liegen theils schon sprechende Beweise gegen Euch vor, theils wird man mit allen Mitteln Euer Geständniß zu erzwingen wissen. Bekennt Ihr Euch der Verbrechen, welche die Anklage nennt, insgesammt oder einzeln für schuldig?

— Ich möchte zuerst die Frage aufwerfen, mit welchem Rechte man mich vor ein preußisches Gericht stellt, während ich nicht Unterthan dieses Landes bin und man weiß, daß ich in einem andern Staatsämter bekleide? fragte

Clement trotzig. Se. Majestät der König von Preußen hat nur das Recht, mich an Sachsen auszuliefern, nicht aber, selbst in diesem Lande Gericht über mich abhalten zu lassen, wo meine wahrheitsgetreuen Angaben mir zahlreiche mächtige Feinde gemacht haben, ich also nicht auf eine unparteiische Entscheidung rechnen kann.

— Die anerkannte Rechtlichkeit der Männer, welche Se. Majestät Euch zu Richtern bestimmen wird, bürgt für die Unparteilichkeit ihres Ausspruchs vor aller Welt, entgegnete der General-Fiskal kalt. Dieses Land hat übrigens einen Anspruch an Eure Person, den Jedermann anerkennen muß, denn Ihr habt seine Ruhe auf das Aeußerste bedroht und ohne Zweifel Eurer eigenen schändlichen Interessen wegen beabsichtigt, es in das tiefste Elend zu stürzen. Dem sächsischen Hofe wird Eure Ergreifung und der Verlauf der gegen Euch geführten Untersuchung zur Zeit mitgetheilt werden. Ich rathe Euch wohlmeinend, Eure Sache durch übel angebrachten Trotz nicht zu verschlimmern, denn der König ist fest entschlossen, nöthigenfalls die härtesten Mittel gegen Euch anzuwenden.

— Ich würde wünschen, ihn selbst zu sprechen, sagte Clement sanfter.

— Se. Majestät kann nicht jedem Verbrecher diese Gnade gestatten, erwiederte der Generalfiskal. Ihr findet in Euren Richtern die Vertreter seiner hohen Person.

— Aber ich habe ihm Geheimnisse aufzudecken, die für keines Andern Ohr bestimmt sind, deren Mitwissenschaft höchst gefährlich werden müßte; ich werde dem Könige so genügende Aufklärungen geben, daß er das ganze Intriguengewebe gegen mich sofort durchschaut und meine Unschuld anerkennen muß, sagte Clement, der nichts sehnlicher wünschte, als durch seine Persönlichkeit und neue Lügen den alten Eindruck auf den Monarchen wieder zu erwecken.

— Ich habe Euch schon gesagt, daß Euer Wunsch unstatthaft ist, entgegnete der General-Fiskal bestimmt. Was Ihr vorzubringen habt, ruht bei mir sicher als Geheimniß, so weit ich dies für nöthig erachte, und Eure Aussagen werden getreulich Sr. Majestät berichtet werden. Antwortet mir daher, wie Ihr es vor Gott und Eurem Gewissen verantworten könnt, und seid überzeugt daß Euch jeder Rechtsvortheil zufließen wird. Ihr seid hier unter dem Namen Baron Clement von Rosenau aufgetreten; ist dies Euer wirklicher Name und Stand?

— Ohne Zweifel, erwiederte Clement keck; man wird sich durch Erkundigungen im ungarischen Comitate meiner Verwandtschaft mit jener Familie leicht versichern können; außerdem beglaubigt mich das Creditiv des sächsischen Staats-Ministers von Flemming.

— Ihr könnt auch diesen Herrn bereits getäuscht haben; es liegen Zeugnisse vor, die behaupten, daß Ihr von rechtswegen nur den Namen Franz Clement führt und früher im Dienste des ehemaligen Fürsten von Siebenbürgen, Franz Ragoczy, gestanden habt.

— Das letztere habe ich Sr. Majestät selbst gesagt, erwiederte Clement ruhig. Ersteres ist erlogen; man stelle mir die Zeugen, die meine Abkunft von der Rosenau'schen Familie in Zweifel stellen.

— Dies wird geschehen. Ihr behauptet, seit Ragoczy's Entfernung in sächsischen Staatsdienste gestanden zu haben? frug Kaatsch fort.

— Nein, seit etwa einem Jahre; bis dahin lebte ich unabhängig. Die Beweise für diese Angaben liegen in dem Creditiv des Ministers von Flemming.

— Wo habt Ihr gelebt, ehe Ihr in diese Dienste tratet?

— Zuerst in Lehmberg, dann in Wien, zuletzt einige Zeit in Dresden.

— Von welchen Mitteln?

— Wen kümmert das? fuhr Clement auf; ich habe Vermögen besessen, und man wird mich hoffentlich nicht eines unrechtmäßigen Erwerbes desselben beschuldigen.

— Doch ist dies der Fall, wie Ihr später hören sollt, versetzte Kaatsch kaltblütig; es muß auch die allgemeine Verwunderung erregen, daß Ihr früher bei dem Fürsten Ragoczy in einer ganz untergeordneten Stellung standet und dennoch später beinahe sieben Jahre nicht

allein unabhängig, sondern sogar glänzend und verschwenderisch gelebt habt.

Clement erbleichte; wer konnte ihn anders des Diebstahls an Ragoczy beschuldigt haben, als dieser selbst, der jetzt in Paris als Privatmann lebte, Viela oder Köprölh? Er fürchtete jeden dieser zwei Zeugen ungemein.

— Ich habe gespielt und mit viel Glück gespielt, sagte er nachgiebig.

— Ihr seid verheirathet oder verheirathet gewesen? fragte der Generalfiskal weiter.

— Niemals.

— In welchem Verhältnisse stand jene Frau oder jenes Mädchen zu Euch, das Euch während sechs Jahren fortwährend begleitet hat? ihr Name war Viela Vilach.

Clement wurde wieder so blaß, daß es dem Generalfiskal, der seine Augen fest auf ihn geheftet hatte, unmöglich entgehen konnte; er brauchte alle seine Fassung, um lächelnd zu erwiedern:

— Es war ein Mädchen von niederem Stande, das ich in einem Dorfe der Karpathen, wo ich einige Zeit im Jahre 1711 verwundet lag, kennen lernte; sie hatte sich in mich verliebt, und ich war schwach genug, ihrem Wunsche, mich zu begleiten, nachzugeben. Wir standen seitdem in einem sehr innigen Verhältnisse —

— Ihr hattet ihr die Ehe versprochen?

— Niemals, sie stand zu tief unter mir; ich habe sie stets nur als meine Geliebte betrachtet, die ich durch das glanzvolle genußreiche Leben das ich ihr schaffte, bezahlte; sie hat demnach keine anderen Ansprüche an mich, erwiederte Clement mit großer Sicherheit, denn er ahnte, die Anklagen gegen ihn seien von der rachsüchtigen Viela ausgegangen, und suchte sie, die sicherlich keine Beweise dafür hatte, herabzusetzen und zu verdächtigen.

— Ihr habt ihr zuweilen offen gesagt, wie Ihr das Verhältniß zu ihr ansähet?

— Oft; sie wußte es genau, und ihr verschwenderisches Leben hat mich vorzüglich in Schulden und Unannehmlichkeiten gestürzt, so daß ich schon längere Zeit die Absicht hatte, mich von ihr zu trennen, als sie mit einem Bekannten von mir, ebenfalls einem Ungarn von Geburt, mich heimlich verließ; dies geschah in Dresden.

— Und Ihr habt sie seitdem nicht wiedergesehen? fragte der Generalfiskal lauernd.

— Vor einigen Monaten im Haag antwortete Clement ruhig. Ihr Liebhaber hatte sie vermuthlich im Elende verlassen, und sie kam zu mir, von Neuem meine Hülfe in Anspruch zu nehmen, und in der Absicht, wieder bei mir zu bleiben, was ich natürlich zurückwies. Sie verließ mich, betheuernd, daß sie sich rächen wolle. Vermuthlich sind von ihr die Beschuldigungen ausgegangen, die man mir jetzt zur Last legt.

— Nicht alle, erwiederte der Generalfiskal ruhig.

Clements Bekenntniß machte einen nicht ganz ungünstigen Eindruck auf ihn, denn es klang jedenfalls viel einfacher und wahrscheinlicher, als die abenteuerliche Geschichte Viela's, obgleich dieselbe durch Köprölh bestätigt worden war. Er forschte indessen weiter:

— Ihr habt, als Ihr das erste Mal in Berlin eintraft, Sr. Majestät persönlich als Beweise Eurer Angaben Briefe überreicht, unter denen sich einige befanden, die von der Hand des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und des General-Feldmarschall von Grumbkow sein sollten?

— Ich habe Sr. Majestät erklärt, daß ich für die Aechtheit gerade dieser Schreiben nicht bürgen könne, doch ließ sich daran nicht zweifeln, da sie sich im Besitze des Ministers von Flemming befanden und mir von diesem übergeben wurden. Ich kann mich leider nicht auf das Zeugniß dieses Herrn berufen, setzte Clement hinzu, denn er würde es begreiflicher Weise übel aufnehmen, daß ich diese Schreiben anders benutzt habe, als nach seinem Befehl, sie dem sächsischen Gesandten im Haag zu übergeben. Ich hoffe, Se. Majestät, deren Ehre ich mich zu ihrem Vortheile anvertraut habe, wird es nicht so weit treiben, mich dem Minister von Flemming gegenüber bloszustellen; es wäre dies ein schlechter Dank

für meine Dienstleistungen, die ich ganz uneigennützig geleistet habe und für die ich jetzt schon so hart büßen muß.

— Ihr habt angegeben, diese Briefe befänden sich noch bei dem sächsischen Gesandten im Haag, fuhr Kaatsch fort, ohne auf Clements Reden zu achten; ist dem so?

Clement war einen Augenblick im Zweifel, was er erwiedern sollte, aber er mußte fürchten, daß man seine Briefe in seinem Gepäck finden werde, und hielt es daher für besser, seine frühere Angabe zu wiederrufen.

— Ich habe sie mir noch vor meiner Abreise vom Haag von dem Gesandten wieder zu verschaffen gewußt, sagte er, und man wird sie unter meinen Effekten finden. Ich hatte die Absicht, sie bei meiner ersten Zusammenkunft mit dem Könige bei demselben seinem früheren Wunsche gemäß wieder vorzulegen.

— Haben Se. Majestät nicht geruht, Euch vor Eurer ersten Abreise von Berlin zwölftausend Thaler zustellen zu lassen, um dieselben in seinen Diensten zu verwenden? fragte der Generalfiskal weiter.

— Dies ist geschehen, weil ich mich stets geweigert hatte, ein Geldgeschenk von Sr. Majestät anzunehmen, erwiederte Clement. Die Summe muß sich etwa zur Hälfte noch baar unter meinem Gepäck vorfinden, über den Rest werde ich Rechnung legen, da ich ihn zum Nutzen des Königs verausgabt habe.

— Der König verlangt nicht eine specificirte Rechnungslegung darüber, da es eigentlich seine Absicht war, Euch ein Geschenk mit dem Gelde zu machen, meinte der Generalfiskal; er wünscht nur zu wissen, ob Ihr überhaupt im Haag etwas in seinem Interesse gethan habt.

— Ich habe jedes Geschenk entschieden zurückgewiesen, sagte Clement stolz; ich bitte, mir Zeit zu lassen, um meine Rechnung aufzustellen, und diese wird ergeben, was ich im Dienste des Königs gethan habe.

— Ihr habt in Berlin mit einem gewissen Lehmann, dem Residenten des Herzogs von Sachsen-Weimar, dem Baron von Heydekamm, und endlich mit dem Kriegs-Sekretär Bube in Verbindung gestanden, ohne daß der König etwas davon wußte? fragte der Generalfiskal.

— Diese Verbindung war sehr unschuldiger Art, erwiederte Clement, seinen Schreck über die Entdeckung derselben geschickt bemeisternd. Ich habe mit diesen Leuten öfter gespielt und später noch einige Briefe in Bezug darauf mit ihnen gewechselt.

— Ihr habt mit ihnen nie von Staats-Angelegenheiten gesprochen?

— Es ist möglich, daß wir auch über solche geplaudert haben, antwortete Clement, indessen ist dies jedenfalls ohne besondere, tiefe Absicht geschehen, und ich erinnere mich nicht, daß dabei irgend Jemanden zu nahe getreten worden wäre.

— Kennt Ihr eine Sekte, die sich den Namen der Rosenkreuzer oder Societas Rosae crucianorum beigelegt? forschte der Generalfiskal.

— Dem Namen nach, erwiederte Clement kühn; wer sollte sie nicht kennen, der jemals Wien, Dresden und im Haag gelebt hat?

— Und Ihr habt nie dieser Sekte angehört?

— Nie, antwortete Clement fest.

Der Generalfiskal schien die heutige Untersuchung schließen zu wollen, denn er erhob sich von seinem Sitze. Clement trat mit stolzer Zuversicht näher an ihn heran.

— Ich bitte Sie dringend, sagte er, meine Haft nach Ihrem besten Vermögen abzukürzen, vor Allem aber mir eine Audienz bei dem Könige zu verschaffen, dem ich noch sehr wichtige Dinge mitzutheilen habe, über die ich anderen Falles in seinem eigenen Interesse unverbrüchlich stillschweigen werde. Ich bitte Sie, Herr Generalfiskal, wohl in Erwägung zu ziehen, daß dem Verbrechen, dessen man mich beschuldigt, wohl keine augenscheinlichen Beweggründe zu Grunde liegen dürften; ich wüßte nicht, welche solchen man annehmen wollte. Hätte es in meiner Absicht gelegen, mich zu bereichern, indem ich mir das Vertrauen des Königs gewann, so würde ich schon genügende Gelegenheit gefunden haben, dies bei meiner ersten Anwesenheit in Berlin zu thun, denn der König hat mir zu mehreren Malen sehr

huldvoll Geschenke angeboten. Ueberdies befanden sich zwölftausend Thaler in meinen Händen, als ich, vor jeder Verfolgung sicher, im Haag eingetroffen war: was hätte mich hindern sollen, wenn ich ein böses Gewissen hatte, mit diesen in die weite Welt unter anderem Namen hinauszugehen, wo Niemand meine Spur aufgefunden haben würde? Ist es auch denkbar, daß ich ein zweites und sogar ein drittes Mal auf den Wunsch des Königs nach Berlin freiwillig zurückgekehrt wäre, hätte ich eine Schuld und die Furcht vor der Strafe auf meinem Herzen gehabt? Anderseits ist es sehr erklärlich, daß die Gunst, welche mir Se. Majestät so offen zuwandte, mir Neider verschafft hat, die sich gegen mich keiner anderen Waffe als der giftigsten Verlänmdung bedienen können, und es wird ihnen nicht an falschen Zeugen gegen mich fehlen, da sie aller Vermuthung nach reich und angesehen sind. Ueberlegen Sie das wohl, Herr Generalfiskal.

— Ich werde meine Pflicht thun, erwiederte dieser ruhig; ich bin ein zu alter Richter um mich so leicht durch den Schein täuschen zu lassen; fürchtet dies nicht.

Der Generalfiskal verbeugte sich kurz und wenig verbindlich gegen Clement und verließ mit seinem Schreiber die Zelle.

Am folgenden Tage nahm das Verhör in derselben Weise seinen Fortgang.

— Wir wollen zuerst versuchen, Eure Aussagen über Eure Vergangenheit, ehe Ihr das erste Mal in Berlin eintraft, festzustellen und mit denen der Zeugen in Einklang zu bringen begann der Generalfiskal. Ich ersuche Euch, mir noch einmal zusammenhängend Eure Geschichte zu erzählen, seitdem Ihr in den Dienst des Fürsten Ragoczy tratet.

Clement gehorchte, denn wirklich hatte die längere Einzelnhaft ihn schon gefügiger gemacht und seinen Trotz, wenn auch nicht gebrochen, doch herabgedrückt. Er erzählte das Märchen das er auch dem Könige selbst vorgetragen hatte, sich nur so weit an die Wahrheit haltend, als es seinem Zwecke, sich als einen durchaus edlen Menschen darzustellen, entsprach. Als er bis zu seiner Ankunft in Berlin gekommen war, unterbrach ihn sein Untersuchungsrichter, indem er sagte:

— Wir haben vorläufig genug gehört. Hört jetzt die Aussage eines Mannes, der mit Euch von Jugend an in naher Verbindung gestanden hat und den Ihr einst Euren Freund nanntet; es ist Ladislaus Köprölg, der Folgendes zu Protokoll gegeben und feierlich beeidigt hat.

Clement hörte ungläubig auf des Generalfiskals Worte, die ihn in den höchsten Schreck versetzten; er wußte, daß er verloren war, wenn Köprölg, zumal in Gemeinschaft mit Viela, gegen ihn aufträte und die volle Wahrheit aussagte, und er bedurfte der gewaltsamsten Anstrengung, sich zu fassen und seinen Schrecken nicht zu verrathen, als er dessen Namen hörte. Athemlos lauschte er auf die eintönigen Worte des Gerichtsschreibers, als dieser das mit Köprölg auf seinem Todtenbette aufgenommene Protokoll verlas, und seine Angst stieg immer höher, je mehr er sich überzeugen mußte, der Ungar habe nichts versäumt, ihn ganz so darzustellen, wie er wirklich war. Clement gab sich selbst nur noch einen Trost, der ihn aufrecht erhielt; er glaubte sich jetzt überzeugt, nicht Viela sei seine Anklägerin, wie er bis dahin vermuthet hatte, sondern Köprölg allein, den der Zufall in die Hände der preußischen Werber geführt hatte; er meinte, durch ihn habe man Nachrichten von Viela erhalten und ihrer einige Tage zuvor erwähnt, sie selbst sei aber nicht in Berlin, um gegen ihn auftreten und zeugen zu können.

— Was habt Ihr zu diesen Beschuldigungen des Ladislaus Köprölg zu sagen? fragte der Generalfiskal, Clement scharf anblickend, als der Schreiber seine Vorlesung geendigt hatte.

— Daß sie zum größten Theile erlogen sind, erwiederte Clement frech. Dieser Köprölg, mit dem ich zusammen Page beim Fürsten Ragoczy war, hat aus einem geringfügigen Anlasse von Jugend auf einen unversöhnlichen Haß auf mich geworfen, er ist es, der Viela Vilachy verleitet hat mich zu verlassen, als wir uns zusammen in Dresden befanden, und er hat auch jetzt nur sein Rachegefühl befriedigen

wollen, wahrscheinlich, weil er mich beneidete.

— Ihr habt aber doch Jahre lang im besten Einvernehmen mit ihm gestanden? fragte der Generalfiskal.

— Ich habe erst zu spät die Entdeckung seiner Schlechtigkeit und seiner Feindschaft gegen mich gemacht. Ich will ihm gegenüber behaupten, daß er gelogen hat, man stelle ihn mir vor! rief Clement mit unverschämter Kühnheit, die er auch gegen Köpröly zu behaupten gedachte.

— Euer Wunsch kann nicht in Erfüllung gebracht werden, antwortete der Generalfiskal feierlich; es zeugt ein Todter gegen Euch, und Ihr begeht eine neue Sünde, wenn Ihr seine Aussagen auf dem Sterbelager Lügen nennt.

Auf Clement machten diese Worte einen tief erschütternden Eindruck, und ein unwillkürliches Zittern überflog seinen ganzen Körper.

Kaatsch, der es bemerkt hatte, fuhr fort, ohne ihm Zeit zur Fassung zu lassen:

— Ueberdies werden die Aussagen des Sterbenden durch eine lebende Zeugin bestätigt und Ihr sollt auch diese sehen und hören.

Auf einen Wink von ihm wurde die Thür des Nebenzimmers geöffnet und Biela, die ungeduldig auf dieses Zeichen gewartet hatte, trat heraus. Ihr plötzliches Erscheinen machte den vernichtendsten Eindruck auf Clement; er glaubte in dem Mädchen, die ganz denselben Anzug wie an jenem Abende in Dresden angelegt hatte, als er sie an Köpröly verhandelte, ein Gespenst zu erblicken, und seine ohnehin schon aufgeregte Phantasie führte sie ihm in ihrer zürnenden, imponirenden Schönheit als Rachegöttin vor, deren Arme er weder widerstreben noch zu entrinnen vermochte. Die Augen starr auf sie geheftet, in seinem todesblassen Gesichte den Ausdruck der entsetzlichsten Angst, stand er sprachlos da, und Angstschweiß trat auf seine Stirn.

Aber auch Kaatsch und seine Begleiter waren erstaunt über Biela's gebietende Hoheit, vor der sich jeder Blick senken mußte, und den unversöhnlichen tiefen Haß, der aus ihren blitzenden Augen mit niederschmetternder Gewalt auf Clement leuchtete. Sie war wunderschön in dieser inneren Aufregung aller Gefühle, aber man konnte sich vor Ihr fürchten. Erst nach einer Weile schien sich der Krampf, der auch ihre ganze Gestalt bewegungslos festhielt, zu lösen, ein leises verächtliches Zucken spielte um ihren schönen Mund und sie sagte mit fester Stimme zu dem noch immer starren Clement:

— Ladislaus Köpröly hat nicht falsch gegen Dich gezeugt, ich schwöre es bei dem höchsten Gotte und bei meiner ewigen Seligkeit. Ich Dein betrogenes und verstoßenes Weib, trete jetzt vor Dich, Franz Clement, und frage Dich vor dem Gotte, der über uns ist und jeder Deiner Worte hören und richten wird, ob Du es leugnen kannst, daß ich an Deiner Seite den Trauungssegen empfangen habe, nicht ahnend, welchen nichtswürdigen Betrug Du mit mir spielest?

Biela's volltönende Stimme, deren feierlicher Ausdruck und ihre brennenden Augen, mit denen sie ihn vollständig zu beherrschen schien, übten einen so mächtigen und unwiderstehlichen Einfluß auf Clement, daß er Alles um sich vergaß und ganz zerknirscht halblaut erwiederte:

— Es war nicht meine Schuld, Biela; ich ahnte damals nicht, was Köpröly gethan hatte.

Sogleich nachdem ihm diese Worte entflohen waren, schien er sich aber zu besinnen, wo er sich befände, und mit dem Entschlusse zu kämpfen, ob er Biela Lügen strafen sollte; er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, sein Auge wurde ruhiger und seine Lippen zuckten konvulsivisch, als könnten sie die Worte, die er sprechen wollte, nicht über sich schlüpfen lassen. Niemanden der Anwesenden entging dieser unheimliche Kampf.

— Bin ich Dir nicht durch den falschen Priester in Wien angetraut worden? Hast Du mich nicht länger als sechs Jahre in dem Wahn erhalten, ich sei Deine rechtmäßige Gattin? sagte Biela heftig, schnell auf ihn zutretend. Willst Du es leugnen und meinen reinen Namen auf das Nichtswürdigste beflecken?

(Schluß folgt.)

Deutsche Volks-Blätter.

Nro. 12. September, 1861. 1. Band.

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman

von

Heribert Rau.

Fortsetzung.

Unter den Caraiben.

Die Strahlen der untergehenden Sonne fielen zwischen den Stämmen riesiger Sapacuya-Bäume auf die Lichtung eines jener unabsehbaren und fast undurchdringlichen Urwälder des oberen Orinoco. Die majestätischen Kuppeln der belaubten Riesen mit ihren rosenfarbigen Blättern glühten jetzt in dem Abendscheine, als stünden sie alle in Feuer und Flammen, und brachten somit einen unbeschreiblich schönen Effect hervor. Der Curiy, eine Art Fichte, deren Samen man ißt, der Weihrauch-Baum, das wohlriechende Palosanto und das Aguaraibay, mit seinem kostbaren Harze mischten sich darunter, und sandten ihre Düfte weit aus.

Hoch in den Wipfeln der Bäume saßen Schaaren der schön gefiederten Pfefferfresser mit ihren ungeheueren Schnäbeln und ließen ihr „Gujake-ke-ke-ke!" in trüber Monotonie erschallen, auf das in fast gleicher Eintönigkeit ein leiser Indianergesang antwortete. Auf der, noch theilweise von umgehauenen Baumstämmen bedeckten Lichtung, lag nämlich ein Indianerdorf, wohl aus sechzig bis achzig Hütten bestehend, die an Einfachheit fast noch hinter den Bauten der Biber zurückstanden. Vier in die Erde geschlagene starke Pfahle bildeten die Ecken, übereinander geschichtete Baumscheiter, von Pfosten unterstützt, die Wände. Die Decken waren aus Palmblättern construirt und ließen, durch einen offenen Raum, Licht und Luft zu. Ein anderes Loch, an der vorderen Seite der Hütten diente als Thüre. An den Pfählen sah man im Inneren Hängematten befestigt; auch hingen an ihnen die Macanas, jene sieben Fuß langen Bogen mit den fünf Fuß messenden Pfeilen, deren Spitzen vergiftet sind, und die den Stolz und die beste Waffe der Indianer-Stämme des Orinocos ausmachen. Einige plump aus Thon geformte Töpfe, Körbe von Palmblätterstielen mit Pataten und Manicowurzeln, Cujas oder Trinkgeschirre und ein ausgehöhlter Baumstamm zum Stoßen des Mais, machten den Rest des Ameublements aus.

Schildkröten krochen dabei langsam und mit unaussprechlicher Langweiligkeit am Boden dahin, während Gallito's oder Feldhüner mit ihren olivenbraunen Jungen und ihren prächtig goldgelben Männchen die Scene einigermaßen belebten.

Denn in den Hütten des Caraiben-Dorfes war jetzt fast Niemand, da eine Art Fest die ganze Bevölkerung auf dem freien Platze versammelt hielt, den die ringsum liegenden Wohnungen auf der Lichtung bildeten.

Es war das Fest der Bereitung des Curare, eines der heftigsten Gifte, die man kennt.

Und wahrlich! der Anblick ließ kaum etwas anderes erwarten: er war ein fast schauerlicher. Alle Anwesenden, Männer und

Weiber, Mädchen und Jünglinge, Kinder und Greise — Glieder des großen Caraiben-Stammes — waren völlig nackt; aber diese Nacktheit der dunkelfarbigen, meist schön gebauten, kräftigen Körper wäre nicht so abschreckend gewesen, hätten sich nicht sämmtliche Männer Gesicht und Hände mit Onoto (Rocou)*) feuerroth bemalt gehabt. Es war, als ob sie bei nacktem Leibe rothe Masken und Handschuhe trügen. Furchtbar stach dabei das Weiße der Augen und Zähne von der grellen Röthe der Gesichter ab, deren ohnehin wilder Ausdruck dadurch nur erhöht wurde.

Auch Weiber und Mädchen waren zum Theil bemalt. Die Haare mit Schildkrötenöl eingerieben, in den langen Zöpfen Bündel prächtiger Papageienfedern, um den Hals Collier von Saamenkörnern, Glasperlen oder Bänder, die mit wirklicher Kunstfertigkeit aus Affen- und Jaguarzähnen zusammengesetzt waren, hatten auch sie hin und wieder Onoto aufgetragen; nicht aber im Gesicht, sondern auf dem Rücken, der Brust, dem Leibe, und den Schenkeln. Bei vielen bestand die Malerei in einer Art Gitter von schwarzen sich kreuzenden Linien auf rothem Grunde. In jedem kleinen Viereck war dann noch ein kleiner schwarzer Punkt angebracht.**)

Und diese Männer, furchtbar schon in ihrer gewöhnlichen Erscheinung, wahrhaft schrecklich aber in dieser festlichen Bemalung, saßen oder hockten vielmehr jetzt regungslos in einem großen, weiten Kreise auf mächtigen Schildkrötenpanzern. Bogen und Pfeile in den Händen, rührte sich Keiner; Keiner unter ihnen verzog auch nur eine Miene. Es war, als wären sie durch Zauber alle erstarrt, als sähe man eben soviele Bronze-Statuen kriegerischer Götter in einer weiten Kreislinie hingesetzt.

Desto geschäftiger waren Weiber und Mädchen, die sich sämmtlich in der Mitte dieses Kreises befanden, und unter einem halblauten, beängstigend-monotonen Gesange das Gift bereiteten.

Es waren die Früchte der Mavacure-Liane, die zu diesem Zwecke benutzt wurden. Da aber das Gift in dem Splint dieser Früchte liegt, so war es hier die Aufgabe der Mädchen, diesen abzulösen und auf Reibsteinen in sehr dünne Fasern zu zertheilen. Die gelbe Masse erhielt dann durch einen Theil der Weiber einen kalten Aufguß, worauf dieser in einem großen Kessel von rothem Thon wieder verdunstet wurde.

Letzteres war die Hauptsache, weßhalb auch nur die Weiber der Anführer und der tapfersten Krieger mit dieser Beschäftigung betraut waren. Während nun zwei derselben die Masse des tödtlichen Giftes — für dessen schreckliche und augenblickliche Wirkung man kein Gegenmittel kennt — umrührten, kauerten die anderen um das Feuer, es von Zeit zu Zeit durch das Anlegen neuer Holzstücke unterhaltend.

Aber auch dies war das Entsetzlichste der Scene noch nicht. Den grauenhaftesten Anblick gewährten unstreitig die dreißig bis vierzig gebratene und durch den Rauch geschwärzten Affen, die ringsum aufgesteckt waren. Sie staken — als Leckerbissen schon jetzt den gierigen Blicken ausgesetzt — an Bambusspießen und sahen genau wie kleine in einem Feuer verbrannte Kinder oder wie Mumien aus.*)

Die Indianer weideten sich an diesem Anblicke; europäischen Augen aber war er furchtbar widerwärtig; denn das sich vor Schrecken krampfhaft zusammenziehende Herz fühlte: daß diese Völker vor noch nicht allzulanger Zeit Menschenfresser gewesen sein mußten.

Und doch starrten vier schöne Augen dies schreckliche Bild an; denn dicht hinter dem Kreise der Männer standen, von bewaffneten Kriegern umgeben, Donna Arabella bei Toro-

*) Onoto (Rocou) ist der rothe Farbstoff den fast sämmtliche Indianerstämme am Orinoco zur Bemalung ihres Körper's gebrauchen. Sie gewinnen denselben aus dem Fruchtfleisch der Bixa orellana.

**) Humboldt sagt in seiner „Reise in die Aequinoctial-Gegenden" von dieser Arbeit, daß eine unglaubliche Geduld dazu erforderlich sei. Er sah eine Indianerin, die sich auf diese Weise von zweien ihrer Töchter bemalen ließ. Er hatte mit Bonpland lange botanisirt, und als er zurükam, war die Malerei noch nicht halb fertig.

Wie man bei uns von einem armen Menschen sagt: „Er hat nicht die Mittel sich zu kleiden!" — so sagt man unter jenen wilden Stämmen: „Er ist so elend, daß er sich den Leib nicht malen kann!"

*) Thatsächliche Darstellung des Curare-Festes.

und Donna Julia Sanchez. Sie waren frei und nicht gefesselt, noch in denselben Anzügen, die sie in jener Schreckensnacht trugen in welcher Diamante in Flammen aufging; aber ihre Gesichter waren bleich, ihre Augen blickten tief und gluthlos. Und doch lag dabei in Arabella's Zügen ein Ausdruck von Energie und Entschlossenheit, als stände ihr, der Gefangenen und in die fernen Urwälder Geschleppten, die volle Macht einer Königin zu. Hoch aufgerichtet stand sie auch jetzt, während sich Donna Julia, wie eine vom Sturme geknickte Blume, an sie schmiegte, den rechten Arm um den stolzen Nacken der Freundin gelegt, das Haupt ängstlich an Arabella's Brust gedrückt.

Beide schauten mit finsterem Widerwillen dem Feste der Wilden zu; doch hatte man sie augenscheinlich dazu gezwungen, was die kriegerische Bewachung bezeugte, die dicht neben und hinter ihnen stand.

Die Scene war bisher monoton genug gewesen; jetzt mit einemmale gewann sie neues Leben.

Die Mädchen hatten ihre Arbeit lange zu Ende gebracht, der Giftstoff befand sich, seiner ganzen Masse nach, klein gerieben im Kessel und die Concentration durch Verdunstung, als der letzte Act der Zubereitung, fand eben unter der Aufsicht der um den Kessel kauernden Weiber statt. Auch sämmtliche Mädchen kauerten sich jetzt in einer weiteren Linie um die Frauen herum, und zwar so, daß sie, wie diese, zu sitzen schienen, aber dennoch den Boden nur mit den Zehen und dem vorderen Theil des Fußes berührten, während die Kniee, nach rechts und links auseinander standen. Die Ellenbogen stützten sich dann wieder auf die Kniee, und die Köpfe ruhten in den Händen. Die stieren Blicke suchten dabei gedankenlos die Flamme. Fort und fort aber tönte der halblaute, nur aus zwei bis drei Tönen bestehende grauenhaft monotone Gesang.

Die Männer dagegen hatten sich jetzt bis auf eine kleine Gruppe erhoben.

Diese Gruppe bestand nämlich aus fünf der größten und schönsten Krieger, die augenscheinlich die Anführer der Horde waren, obgleich sie sich durch nichts von den Uebrigen auszeichneten, als durch Jaguarfelle, die sie über Schulter und Rücken trugen. Die Mitte der Gruppe aber bildete ein Greis, dessen ernste Züge in der That ein Ausdruck von Hoheit charakterisirte. Sein ruhiges, stolzes und abgemessenes Wesen und die Ehrfurcht der ihn Umgebenden, bezeichneten ihn sofort als den „Apoto," den Herrscher des Stammes." Aber er mußte nicht nur der oberste Anführer der Horde, er mußte wohl auch der Vater der beiden prächtigen Männer sein, die sich zu seinen beiden Seiten befanden; war doch die Aehnlichkeit der Züge eine unverkennbare.

Un so zeigte es sich denn auch wirklich. Die beiden jungen Männer, von welchen der Eine bei dem Rachezug gegen Diamante Arabella, der andere Julia als Beute davon getragen, waren die Söhne des Apoto. Herkulische Gestalten, von prächtigen Körperformen und stolzer Haltung. Auch die beiden anderen Männer waren Anführer.

Als sich nun sämmtliche Krieger, außer dieser kleinen Gruppe, erhoben hatten, begann, auf ein Zeichen des Alten, der heilige Tanz des Curare-Festes, das heißt: alle Indianer, junge und alte, drehten sich langsam im Kreise, bald rechts bald links, mit schweigender Gravität.

Jeder blies dabei in eine Art Hirtenflöte mit ungleichen Röhren und hob und bog zur Bezeichnung des Tactes die Kniee.

Alles dies geschah nach derselben langsamen und traurigen Melodie, welche die Weiber und Mädchen bereits angestimmt, nur daß von Harmonie dabei auch nicht die leiseste Ahnung war.

Und diese Scene dauerte wohl eine volle Stunde: denn diese Zeit bedurfte der Curare zur Concentration.

Endlich erlosch das Feuer unter dem Kessel und der Tanz war zu Ende. Jetzt erhob sich auch der Apoto mit seiner Umgebung; während sich zugleich die Frauen und Mädchen von dem Kessel zurückzogen.

Als dies geschehen, traten die Anführer, den

Alten an der Spitze und gefolgt von dem ganzen Schwarm der Krieger, zu dem Gefäße heran, in welchem sich das schreckliche Gift befand, und nun tauchte, Einer nach dem Andern, die Spitzen seiner Pfeile in den tödtlichen Inhalt des Kessels. Endlich kündete ein furchtbares, Entsetzen erregendes Jubelgeheul den Schluß der Ceremonie; auch der jüngste und letzte der Krieger war mit der Vergiftung seiner Pfeile zu Ende gelangt.

Der Kessel mit dem Rest des Giftes ward in die Hütte des Apoto gebracht, und nun war es die Aufgabe der Weiber, die schrecklichen Affenbraten, gegorene Getränke, Palmenkohl u. s. w. herbeizutragen; sie selbst drückten sich wie eine von Wölfen bedrohte Heerde scheu zur Seite. Wußten sie doch, daß nun eine vollkommene Orgie folgen werde, und welche Mißhandlungen sie erwarteten, wenn erst der Guarapo*) seine Wirkung gethan.

Auch Donna Arabella und Donna Julia waren damit der Widerwärtigkeit enthoben, dem schauerlichen Feste, das jetzt erst seine volle Nachtseite entwickelte, weiter zuzusehen. Schon bei dem Eintauchen der Pfeile und dem Zurückziehen der Weiber, hatten die Krieger die Aufsicht über die beiden Mädchen den Weibern der Söhne des Apoto übergeben, deren jeder mehrere hatte, da Vielweiberei bei den Caraiben herrscht.

Julia schreckte, als sie dies gewahrte, zusammen, sie fürchtete diese nackten, schmutzigen bösartigen Weiber noch mehr, als die wilden Krieger; Arabella indessen richtete sich nur noch höher auf und drückte die Freundin fester an sich.

„Was ist dir, liebes Kind?" — frug sie dann mit milder Stimme, deren leises Zittern aber den eigenen Schmerz und die eigene Beklommenheit nur zu sehr verrieth.

„O!" — flüsterte Julia, die bald vor Angst zusammenbrach — „nun kommen diese schrecklichen Weiber wieder und werden uns trennen."

*) Gegohrener Zuckerrohrsaft. Ein stark berauschendes Getränk.

„So lassen wir es nicht geschehen!" — sagte Arabella.

„Nicht geschehen?" — wiederholte Julia. — „Was können wir beide arme, verlassene Wesen gegen die Ueberzahl dieser Unholdinnen?"

„Wir können ihnen die Kraft des eigenen Willens und die Macht weiblicher Energie entgegen setzen!" — sagte Arabella fest und ernst.

„O!" — seufzte Donna Sanchez — „die hat wohl meine Arabella; aber ich ...... ?"

„Und warum nicht auch du? Hast du nicht schon gehört, daß der feste stolze Blick eines Mannes einen Löwen bändigen kann? warum nicht der unsere diese elenden Weiber, die nur die Sclavinnen ihrer Männer sind. Ich sage dir, daß noch keines dieser widerwärtigen, ekelhaften Geschöpfe mir zu nahe kam."

„Du leidest ungerecht und das macht dich stark!"

„Und hast du, unschuldige Seele, dies Unglück vielleicht verschuldet?"

„Ich nicht!" — hauchte Donna Julia mit einem schmerzlichen Seufzer — „aber meine Familie!"

„Kommst du wieder mit dieser Thorheit?"

„Es ist keine Thorheit, Arabella. Gott ist gerecht, sein Fluch hat uns alle getroffen. Bruder und Eltern haben ihre Frevelthaten mit dem Leben büßen müssen, mich hat sein Zorn zu Schwererem verurtheilt."

„Du hast keinen Theil an ihren Thaten."

„Aber, als Tochter, habe ich Theil an dem Fluche, der sie traf. Sagte nicht Gott selbst zu Moses: er werde der Eltern Missethaten an den Kindern heimsuchen, bis in das dritte und vierte Glied? Darum muß ich hinnehmen was er über mich verhängt und nur Dein Unglück zerreißt mir die Seele."

„Laß von diesem Gedanken ab!" — bat jetzt Arabella. — „Er lähmt völlig alle geistige Kraft in dir, und diese bedürfen wir jetzt vor allen Dingen!"

„Ich kann nicht," — entgegnete Julia seufzend — „Gott will es, daß ich für meine Eltern büße, ich küsse unter Thränen seine strafende Hand. Wohl werde ich erliegen;

aber es ist gut, wenn das Geschlecht der Sanchez von der Erde verschwindet. Suche nur **dich** zu retten und überlasse **mich** meinem Geschick und Gottes Zorn."

Arabella wollte eben entgegnen, als sich ihnen ein Trupp der Weiber näherte.

Furchtsam wie Hunde, die an Schläge gewöhnt sind umkreisten sie lange mit scheuen und doch tückischen Blicken die beiden Mädchen, die sich noch immer fest umschlungen hielten. Es waren die Weiber der beiden Männer, die Arabella und Julia geraubt hatten. Haß gegen die Weißen, Neid und Eifersucht erfüllten ihre Herzen. Stand doch, diesen reizenden Wesen gegenüber, der letzte Schatten des Einflusses auf ihre Männer auf dem Spiele? Wußten sie nicht, das die Weißen die Peiniger ihrer Race seien? Und hatten sich dem ohnerachtet, ihre Männer diese Mädchen nicht zu Weibern bestimmt?

Was waren sie dann noch, wenn sie von ihnen ausgestochen wurden? Sclavinnen, Lastthiere und nichts weiter!

Wuth kochte daher in ihren Herzen, und da sie die Mädchen nicht vernichten konnten, so trieben sie Haß, Neid und Eifersucht, sie wenigstens zu quälen.

Und doch? .... was war es, das sie abhielt sich ihnen ganz zu nahen? die Wehrlosen anzufassen und auseinander zu reißen?

Wie gierige Wölfinnen schlichen sie um sie her; manche Hand streckte sich verzagt nach den Kleidern der Beiden aus, die sie ihnen ohnedem gerne vom Leibe gerissen hätten, um aus den Fetzen derselben sich selbst einen Schmuck zu bereiten ...... und doch wagte es Keine .... denn, ... der feste, hoheitvolle Blick, das stolze, gebieterische Wesen Donna Arabella's hielt sie wie in einem Zauberbann.

Julia hing zitternd an der Freundin. Ein wunderbarer Kampf war in ihr. Ihre fromme Exaltation befahl ihr, sich unbedingt allem duldend hinzugeben, was Gott ihr durch ihr Schicksal auferlegte, und doch sträubte sich ihr armes, schwaches Mädchenherz, ihre schüchterne Natur davor, bebte ihre Seele in Entsetzen vor dem, was kommen sollte.

Wohl sahen dies auch die Indianerinnen, und schnell war eine List entworfen. Es bedurfte ja nur einigen Flüsterns in der Caraibensprache und alle waren einverstanden.

Noch stand Arabella hoch aufgerichtet und sah' fest und kühn Jeder in das Auge, die sich ihr und der Freundin nahen wollte. Die Indianerinnen aber hatten jetzt einen dichtgeschlossenen Kreis gebildet, den sie fast unmerkbar zusammenzogen. Jetzt freilich war es Arabella unmöglich gemacht, Alle mit ihren Blicken zu beherrschen. Zugleich aber begann die keckste unter den Indianerinnen in gebrochenem Spanisch — sie war auch einmal als Sclavin kurze Zeit in einer Pflanzung gewesen — mit Arabella zu unterhandlen. Sie sprach von „nicht bös meinen!" — „**Eines** Mannes Weib sein," — mitgehen in Wigwam des „Adlerauges."

Arabella aber, die das Weib durchschaute, wieß sie stolz und in festem, gebietendem Tone zurück. Plötzlich ertönte ein Schrei. Während Donna del Toro gesprochen, hatten sich einige der verschmitzten Indianerinnen auf den Bauch gelegt, sich so, hinter dem Kreise der anderen Weiber, genähert, von da aus Julia's Füße ergriffen und mit solcher Gewalt an sich gerissen, daß diese mit einem Schrei zu Boden gesunken war und Arabella losgelassen hatte. Jauchzend schleiften sie jetzt die Arme an der Erde fort: während sich vier andere Weiber von hinten auf Arabella stürzten, ihr die Arme mit roher Gewalt auf den Rücken zogen und dort knebelten.

Julia stieß herzzerreißende Schreie aus; aber ihr Mund ward ihr bald mit Blättern verstopft, und im Laufe ward sie nach dem Wigwam geschleift, der ihrem jetzigen Herrn gehörte. Eine wahre diabolische Freude strahlte dabei aus den Augen der Weiber. Ihre nach Rache heißhungerigen Blicke — jenen raubgierigen Wölfinnen gleich — schienen sich zu fragen wie man die Verhaßte nun quälen solle. Wußten doch die Indianerinnen, daß diese Nacht nicht an ein Heimkommen der Männer zu denken sei, ja daß diese morgen und vielleicht noch länger, von dem Genusse des Guarapo's betäubt, in todtähnlichem Schlafe liegen würden.

Aber es bedurfte hier keiner weiteren Verständigung. Die lüsternen Blicke der Weiber hatten schon seit der Ankunft der Gefangenen namentlich auf deren schönem Kleide von buntem Stoff geruht; jetzt war es, als ob sich Raubthiere über ein Lamm stürzten, so fielen, wie von einem und demselben Gedanken erregt die Unholdinnen über Julia her und rissen ihr das Oberkleid in Stücken vom Leibe.

Julia stand zitternd; aber der Gedanke, der seit lange ihren Geist beherrschte, war wieder mit der ganzen Kraft über sie gekommen. Sie litt für die Verbrechen ihrer Familie, und Gott hatte sie vielleicht gewürdigt, durch ihr Schicksal einen Theil der Leiden abzubüßen, die diese in dem jenseitigen Leben jetzt wohl erwarteten. So kam plötzlich der Muth des Leidens, ja fast der Enthusiasmus eines kindlichen Märtyrerthumes über sie. Sie bebte unter den Mißhandlungen der Wilden; aber sie grüßte diese Mißhandlungen mit einer Art fanatischer Freude.

So stand sie jetzt, nur noch verhüllt von dem einzigen weißen Unterkleide, das sie in jener Unglücksnacht, die Diamante vernichtete, übergeworfen. Ihr schönes Haupt war auf den Busen gesunken, die Arme mit den wie zum Gebet gefalteten Händen, hingen schlaff in den Schooß herab.

Ihr Mund aber lispelte: — „Hier bin ich, Herr und Gott, laß mich martern, laß mich sterben; aber sei den Meinen gnädig!"

Die Weiber hatten sich unterdessen mit den Fetzen des Kleides nach ihrer Art geschmückt: die eine ließ den Streifen, den sie erbeutet, über die Achseln fallen, wie die Männer die Jaguarfelle trugen; die Andere wand ihn um die Haare; eine Dritte band ihn unter den braunen Brüsten zusammen. Aus aller Blicken aber leuchtete jetzt die stolze Freude befriedigter Eitelkeit. Aber diese Freude griff doch nur kurze Zeit Raum in den verwilderten Seelen, das dominirende Gefühl blieb Bosheit und Rachsucht. Sie, die beständig wie Lastthiere von ihren Männern mit Hieben und Tritten behandelt wurden, konnten sich die Lust nicht versagen, jetzt auch einmal ihre Bosheit an einem unterworfenen Geschöpfe zu kühlen.

Rasch winkten sie jetzt Julia vor einem niederen Troge, in den sie Mais schütteten, niederzuknieen. Dann drückten sie ihr einen Stein in die Hand und hießen sie durch Geberden, den Mais verreiben. Es war dies eine der gewöhnlichen Tagesarbeiten der Weiber und für diese ein Leichtes; aber das zitternde, zarte Mädchen war dieser Arbeit nur schlecht gewachsen; unter Hohn und Jubel umtanzten sie daher die Unholdinnen, während sie mit ihren Fäusten auf sie schlugen, daß sie oft fast zu Boden sank, oder mit ihren langen Nägeln sie kratzten, daß das Blut darnach lief und Julia vor Schmerz in sich zusammenzuckte.

Aber sie schrie jetzt nicht mehr, sie wimmerte nur leise und ihr einziger Gedanke war: — „Ich danke dir Gott, daß du mich für meine Eltern und für meinen Bruder büßen läßest. Erlöse ihre Seelen aus dem Fegefeuer und nimm mein Blut. Ich küsse die Hand die mich züchtigt."

Aber immer noch mußte sie reiben und jetzt fingen ihre Kräfte an zu schwinden.

Die Weiber dagegen befiel eine Art Raserei. Es war bei ihren wilden, thierischen Naturen fast wie bei dem Löwen, der Blut geleckt hat. Sie, die gewohnt waren, bei der Geburt von Zwillingen stets eines der Kinder umzubringen — weil das wilde und rohe Vorurtheil unter ihnen jede Mutter von Zwillingen dem allgemeinen Spott preisgab*) — konnten und sollten sie hier menschlich fühlen?

Je schwächer daher Julia wurde, desto rasender fielen sie über sie her; auch das Unterkleid rissen sie ihr jetzt ab und das Hemde, dann sperrten sie sie in eine niedere kleine Hütte, in der sich fünf oder sechs Schweine befanden.

Aber jetzt, als sie sich in tiefer Nacht mitten unter den Thieren befand, die an ihrem gan-

*) Thatsache. „Zwillinge in die Welt setzen heißt bei den Caraiben, sich dem allgemeinen Spott preisgeben; heißt, es wie Ratten und Beutelthiere machen, die viele Junge zugleich werfen." Auch die schwächlichen Kinder bringen die Völkerschaften am Orinoco nach der Geburt um's Leben.

zen Körper mit ihren kaltnassen Schnauzen an sie kamen, sich an ihr anstellten und sich gegen sie drückten ...... jetzt verließ Julia beinahe die letzte Kraft des Körpers und des Geistes; halb besinnungslos brach sie in die Kniee, und die Hände gefaltet, flüsterte sie: — „Herr! sei mir und den Meinen gnädig und nimm meinen Tod als Sühnopfer an!"

Aber in demselben Augenblicke hörte sie ein furchtbares Geheul von Weiberstimmen; gleich darauf ward die Thüre des Stalles aufgerissen und die herkulische Gestalt eines Indianers bückte sich herein, Julia erkannte noch in ihm den Sohn des Apoto, den Häuptling, der sie geraubt, — sie fühlte sich von seinen nervigen Arme umfangen und herausgehoben, dann schwanden ihre Sinne und sie wußte nichts mehr von sich! — — — nicht mehr, was mit ihr geschah! — — — —

Arabella hatte nämlich, als sie die vier Weiber von hinten gepackt und ihre Arme zusammengeschnürt, auch einen Schrei ausgestoßen, aber einen Schrei der Empörung und des Zornes.

„Zurück!" — rief sie zugleich und riß sich mit einer so stolzen, so kühnen Bewegung los, daß sie sofort wieder wie eine Königin dastand obgleich ihre Arme noch gefesselt blieben.

„Gebt meine Arme frei!" — herrschte sie jetzt — „ich bin die Schwester des Gouverneurs von Barinas. Sein Arm wird euch vernichten, wenn er erfährt, daß ihr mich geknebelt!"

Aber nur eine unter den Weibern verstand ja diese Worte. Es war jene ehemalige Sclavin. Dennoch war der Ton, in dem sie gesprochen, so gewaltig, daß er allein schon den Weibern imponirte. Sie wichen zurück, nur jene blieb stehen und sagte boshaft lächelnd:

„Aber Gouverneur erst kommen müssen! ...... Caraiben weit, weit sein von Barinas!"

Arabella schleuderte der Sprechenden einen Blick des Zornes und der Verachtung zu, dann rief sie gebietend:

„Löse mir die Bande, Elende! Wenn wir auch weit von Barinas und San Fernando de Apure sind, so wird der Gouverneur euch doch finden. Er wird seine Schwester suchen, bis an das Ende der Welt, und Alle vernichten die es gewagt, sie zu beleidigen."

„Nicht vernichten können," — sagte die Sclavin höhnisch — „wenn nicht haben. Caraiben wachsam sein. Caraiben sich freuen, ... weiße Haut haben. Rache nehmen an Mädchen vor arm Sclaven. Weiß Mädchen jetzt quälen wollen, wie Massa quälen arm Nigger und arm Caraiben-Sclaven, wenn Peitsche geben, „Neck-Yokes" und Stocks."

Und sie winkte die anderen Frauen heran.

„So will ich sehen, wer es wagt!" — rief Arabella.

In der That regten sich die übrigen Weiber nicht. Da warf sich die Sprecherin auf den Boden, um, wie vorhin Julia, jetzt auch Arabella an den Füßen zu packen und niederzureißen.

Arabella erkannte ihr Vorhaben. Wie siedendes Blei rann es durch ihre Adern, — wie mit glühenden Strömen schoß es in ihr Herz: gelang der Indianerin ihr Vorhaben, dann war sie verloren. Nur hoch und stolz aufgerichtet konnte sie mit Wort und Blick die halb thierischen Seelen dieser Wesen dominiren. Einmal zu Boden geworfen, war sie ein Opfer ihrer cannibalischen Rachsucht.

Es war Arabella zu Muthe, als fühle sie einen Dolch in ihr Herz dringen. Woher jetzt Rettung?

Doch siehe! nahe bei ihr stand eine Curiy-Fichte mit breitem Stamm. Ein Sprung und sie stand an demselben. Jetzt war sie doch, wenn sie den Rücken an den Stamm lehnte, von hinten geborgen. Wie eine gereizte Löwin erwartete sie nun die Indianerin, entschlossen, diese, wenn immer möglich, niederzutreten.

Aber auch die Augen der Indianerin funkelten, wie die einer giftigen Schlange, und wie eine solche kroch sie jetzt auch, jede Bewegung Arabella's mit den Blicken verfolgend, heran.

Jetzt war sie nahe genug .... jetzt hob sie den rechten Arm, die Tritte der Geknebelten abzuwehren, während der linke, den Fuß des Mädchens bei den Knöcheln zu packen suchte. So entspann sich in der That ein eigenthüm

licher Kampf, der an Wuth und Verzweiflung wirklich dem einer Löwin und einer Schlange glich.

Die übrigen Weiber folgten ihm mit der Lust und Spannung, die wilde, ungezähmte Naturen an jedem Kampfe, als dem Ringen der Gewalt gegen die Gewalt, haben. Aber unwillkürlich fingen auch ihre Augen mehr und mehr zu funkeln und zu glühen an; die Leidenschaft steigerte sich, ein leises Heulen kam über ihre Lippen, als sich mit einemmale — als könnten sie ihren cannibalischen Rachedurst nicht mehr zähmen — auch die übrigen Weiber niederwarfen und von allen Seiten heran krochen.

„Verloren!" — das war der einzige Gedanke Arabella's. O hätte sie sich jetzt doch selbst einen Dolch in das Herz bohren können.

Aber umsonst dieser Wunsch! sie war geknebelt, und eben erfaßte eine Hand ihren Fuß .... als ein Schrei des Entsetzens rings um sie her erschallte.

Regungslos, die Gesichter in den Staub gedrückt, blieb die ganze Schaar der Weiber.

Arabella schaute erstaunt auf, ... da erschrack sie selbst: denn dicht neben ihr stand eine dunkle hohe, gewaltige Gestalt. Die Augen leuchteten aus dem rothen Antlitz wie Sterne hervor, das weiße Haar glich im Scheine des Mondes, der jetzt aufgegangen, einer silbernen Krone.

Es war der alte Häuptling des Stammes, der „Apoto", der mit finsterem Ernst auf den Haufen der im Staube liegenden Weiber sah.

Arabella athmete hoch auf; denn die wenigen Tage, die sie sich jetzt in dem Lager der Caraiben befand, hatten ihr Achtung vor dem alten Häuptlinge eingeflößt, der seine Würde bewahrte und an dem die ganze Horde mit Ehrfurcht, ja mit Liebe hing.

„Warum ist das weiße Mädchen gebunden?" — frug er jetzt in fast feierlichem Tone.

Kein Laut kam über die Lippen der Weiber, nur ein leises halb unterdrücktes Heulen glaubte Arabella von ihnen zu vernehmen.

„Wird „„die Adlerklaue"" keine Antwort erhalten?" — frug der Apoto noch einmal.

Die Weiber schwiegen noch immer.

Der greise Häuptling stand unbeweglich; aber er wandte das Haupt jetzt langsam nach Arabella und sagte in ziemlich gutem Spanisch:

„Das weiße Mädchen ist allein; wo hat es die Gespielin gelassen?"

„Sie haben die Freundin mit Gewalt von mir gerissen!" — entgegnete Arabella fest — „und haben sie an den Füßen fortgeschleift, um sie aus Haß zu martern und zu quälen. Auch mir wollten sie dasselbe thun, darum bin auch ich geknebelt."

Der Apoto schwieg eine längere Zeit, dann hob er das Haupt mit Würde und sagte:

„Der Haß ist eine böse Frucht; aber die Weißen haben sie ausgesäet."

„Und glaubt der große Häuptling" — entgegnete Arabella ruhig — „daß die beiden armen Mädchen, die ihr grausam geraubt, auch Haß gesäet?"

Der Apoto schwieg abermals auf Minuten.

„Hat meine Tochter schon vernommen, warum die Haut ihres Stammes weiß ist?" — frug der Alte.

„Sie ist begierig die Ansicht des großen Häuptlinges darüber zu hören!" — versetzte die Gefragte.

Die Antwort und das ruhige, feste Wesen des Mädchens schienen dem Apoto zu gefallen. Seine Mienen wurden weniger hart.

„So mag meine Tochter es hören!" — sagte er. — „Der große Geist hat den Menschen mit dunkler Haut geschaffen, stark und frei. Als aber der erste Mord begangen war und der große Geist den Mörder frug: Wo ist dein Bruder? erschrack der Mörder so sehr daß er bleich ward am ganzen Körper ...... und .... bleiche Gesichter zeigen noch heute seine Nachkommen!"

Es lag eine so furchtbare und entsetzliche Anklage und Wahrheit in diesen ruhig gesprochenen Worten, daß sie Arabella durchschauerten, als habe sie einen Spruch des jüngsten Gerichts vernommen.

Welche tiefe, unaustilgbare Furchen hatte

doch der Haß gegen die weißen Unterdrücker in den Herzen dieser Völker gezogen! Und was konnte sie erwarten, wo der Haß solche Wurzeln geschlagen?

Dennoch verzagte Arabella nicht. Rasch hatte sie sich gesammelt und sagte:

„Der große Häuptling hat viele tapfere und treue Krieger unter sich; wird er aber verantwortlich sein, wenn einer unter ihnen zum Verräther wird? Wird er arme Mädchen büßen lassen, was harte Herzen unter den Weißen an Männern und Weibern seines Stammes gethan?"

Eine kleine Pause folgte. Dann sagte der Alte:

„Die „„Adlerklaue"" will Niemanden unrecht thun; aber wie der Regen fällt über die Wälder und zahllose Keime weckt, so ist das Blut geflossen, daß Don Sanchez aus den Adern branner Männer und Weiber vergossen, und hat in tausend Herzen die Keime des Hasses hervorgerufen. Werden die Worte meiner Tochter sie wandeln in Keime der Liebe?"

„Gott ist gerecht!" — dachte hier Arabella und es fiel ihr das Verschulden der Europäer wie Bergeslast auf die Seele. Sie begriff selbst in diesem Momente den schwärmerischen Fanatismus Julia's, deren ganze moralische Kraft die Schuld der Ihren zu Boden drückte.

Dennoch fand sie sich und die Energie ihres Charakters rasch wieder. Sie hätte auch jetzt sich als die Tochter des Gouverneurs angeben und so den Haß abschütteln können, der auch sie, die vermeintliche Tochter Don Sanchez, doppelt traf. Aber mit Abscheu verwarf Arabella diesen Gedanken. Jetzt, in der höchsten Gefahr, wollte sie nichts vor der Freundin voraushaben; ja sie war entschlossen um ihr ganzes Schicksal zu theilen, sich für ihre Schwester auszugeben.

„Der große Häuptling" — sagte sie daher — „will nicht Unrecht thun. Weiß er denn, was die Tochter des Don Sanchez oft gethan?"

„Er hat ein Ohr, es zu hören!"

„Nun denn!" — fuhr Arabella fort und sie stand jetzt wieder hoch aufgerichtet, wie eine Königin, da — „so mag er es vernehmen. Die Tochter des Don Sanchez, die sie dort quälen, hat oft zu den Füßen des Vaters gelegen und ihn angefleht, Gnade zu haben und Milde zu üben gegen die dunkelen Männer und Weiber. Kann sie dafür, daß ihre Bitten und Thränen nichts vermochten gegen des Mannes Herz aus Stein und Eisen?"

„Sie kann nichts dafür?"

„Sanchez — Vater, Sohn und Weib — hat die Rache der Caraiben getroffen. Unter Qualen sind sie gestorben; Asche ist ihr Leib und Asche ist ihre Habe. Werden der große Häuptling und seine Krieger jetzt Krieg führen gegen die wehrlosen Töchter?"

„Sie werden es nicht."

„Oder sich freuen an ihren Qualen?

„Nein!"

„Nun, was alsdann? Warum leidet meine Schwester unter den Händen rachsüchtiger wüthender Weiber? Warum bin ich gefesselt?"

Der Apoto antwortete nicht. Ruhig und bedächtig nahm er das lange Messer, das er an einem dünnen Gürtel trug und durchschnitt die Banden Arabella's. Dann ahmte er laut und deutlich den Schlag der Drossel nach; worauf er still und unbeweglich verharrte. —

Nach wenigen Minnten stand sein jüngster Sohn neben ihm, derselbe schöne und stattliche Caraibe, der Julia geraubt. Der Alte flüsterte ihm einige Worte zu, und der junge Mann verschwand.

„Vater!" — sagte jetzt in bittendem Tone Arabella.

Das Wort mochte dem Alten schmeichlen.

„Was begehrt meine Tochter!" — entgegnete er milder.

„Gewährt mir eine Bitte."

„Und welche?"

„Laßt mich und die Schwester nicht mehr trennen."

Der Alte schwieg und eine Wolke trat auf seine Stirne.

„Dem Himmel gehört sein Blau, dem Walde sein Grün!" — sagte er dann mit der ihm eigenen finsteren Würde. — „Der große Geist hat sie Beiden gegeben und Niemand kann sie ihnen nehmen".

„Und wir . . ."

„Ihr seid das Eigenthum Derer, die euch erbeutet!"

„Aber es sind beide eure Söhne!"

„Der große Geist gab euch an sie; wer sollte es wagen, ihm entgegen zu treten?"

Arabella schauderte zusammen. — Der Alte gewahrte es.

„Meine Tochter kann ruhig sein!" — versetzte er stolz und würdevoll. — „Das Adlerauge" ist der Sohn des großen Häuptlings, wie auch „die stolze Ceder" sein Sohn ist. Kein Haar soll euch mehr gekrümmt werden!" — setzte er dann, zu den noch immer im Staube liegenden Weibern gekehrt, mit Donnerstimme hinzu, indem er ihnen in der Sprache des Stammes sich zu erheben gebot.

In demselben Augenblicke legte „die stolze Ceder" die noch immer ohnmächtige Julia zu Arabella's Füßen. Eine der Weiber folgte zitternd mit den Resten der Kleidungsstücke.

„Ihr seid und bleibt das Eigenthum der Söhne des großen Häuptlings!" — sagte der Apoto jetzt ernst. — „Aber für die Zeit des Curarefestes, mag sein Wigwam Euch gemeinsam schützen."

Und damit berührte er Beide und gab ein Zeichen, die Mädchen nach seiner Hütte zu führen. Die Berührung des Apoto hatte sie geheiligt, die Weiber maßen sie nur noch mit scheuen Blicken. — —

Dem angstvollen Tage aber folgte eine qualvolle Nacht. Arabella und Julia saßen, eng verschlungen, am Boden und weinten. Keine sprach, denn ihre Schmerzen waren für Worte zu groß.

O wie flog suchend und nach Hülfe schreiend das Herz Arabella's nach dem Geliebten, nach Don Sotto, dem Bruder und Pater Acosta!

Ach! Sotto! Sotto! er konnte ja nicht ahnen, was ihr geschehen; welches entsetzliche Unglück über sie und ihn hereingebrochen war. Heiter und in den frohen Genuß reicher Naturstudien versenkt, das Herz voll der süßesten und glücklichsten Hoffnungen, schwamm er wohl jetzt auf den Fluthen des Orinoco, weit .... weit .... unerreichbar weit entfernt. Und nicht eine Nachricht konnte zu ihm dringen .... und nichts vermochte ihm zu sagen: O sieh deine geliebte Arabella in stiller Verzweiflung, eine Beute wilder Caraiben .... vielleicht in wenigen Tagen .... sich in den nervigen Armen eines Wilden sträubend!

Es waren entsetzliche Stunden .... die Stunden dieser Nacht. Erst gegen Morgen erlag Julia der Müdigkeit und dem Schlafe.

Aber wie war ihr, als sie erwachte und in das Antlitz Arabella's blickte. Keine Verzweiflung war in ihm mehr zu lesen, wohl aber thronte ein fester, hoheitsvoller Entschluß in ihm.

„Arabella, was hast du?" — frug Julia erstaunt.

Arabella sah sich um, sie waren allein.

„Was ich habe? — wiederholte die Gefragte, und es blitzte etwas in ihren Augen, das wie Todesverachtung aussah.

„Ich habe den Weg zu unserer Rettung gefunden."

„Wie so? wäre es möglich?" — rief Julia halblaut.

„Stille!" — gebot Arabella ernst, indem sie einen in ein Stück Palmblatt gewickelten Gegenstand aus ihrem Busen zog.

„Nimm!" — sagte sie dann hastig zu der Freundin — „und verbirg es, wie ich."

Julia schob die kleine Rolle unter das Bruststück des Unterkleides, das ihr allein noch geblieben.

„Und was ist es?" — frug sie dann.

„Eine Pfeilspitze!" — lispelte Arabella. — „ich habe sie diese Nacht nebst einer andern für mich, entwendet und dort in den Kessel mit Curare getaucht. Laß uns leben und selbst leiden, so lange noch Hoffnung ist zu entkommen, oder durch meinen Bruder — der gewiß die ganze Provinz zu unserer Rettung aufbietet — befreit zu werden. Sollten aber beide Hoffnungen vereitelt werden, oder gar unsere Ehre gefährdert sein, dann, liebe Julia, nur eine leise Wunde mit diesen Pfeilspitzen .... und .... wir sind auf ewig frei!"

Julia bebte zusammen. — „Ein Selbstmord?" — sagte sie beklommen.

„Nein!" — entgegnete Arabella stolz und ruhig — „nur eine Erlösung von dem Schlimmsten, was ich mir denken kann .... von Knechtschaft und Entehrung!"

El-Dorado.

Humboldt, Bonpland und Sötto hatten unterdessen — in Begleitung eines gewissen Pater Zea aus den Missionen, der ihn als Hauptführer diente — ihre große, für die Wissenschaft so unendlich wichtige Reise fortgesetzt.

Am 6. Mai erreichten sie den Rio Negro, einen, wegen seiner Krümmungen berüchtigten Fluß, nachdem sie sechsunddreißig Tage in einem schmalen und beweglichen Kanoe eingeschlossen gewesen waren, wo das Aufstehen eines Einzelnen von seinem Sitze die Ursache des Umschlagens der Pirogue geworden sein würde, hätte man nicht jedesmal vorher die Ruderer benachrichtigt, damit sie, durch Anlegen an die andere Seite des Fahrzeuges, die Gefahr des Umschlagens und Ertrinkens zu verhindern suchten.

Hatten Humboldt und die Seinen auch unaussprechlich von Insektenstichen leiden müssen, so waren sie doch von dem ungesunden Klima nicht berührt worden, — hatten sich durch die Katarakten und Brandungen, so wie durch andere zahllose Gefahren glücklich und heiter durchgeschlagen. Mit Freuden blickten sie also auf diese Tage, auf alle die überwandenen Anstrengungen und Gefahren zurück, während Alexander von Humboldt's Herz das Hochgefühl schwellte: seinen wichtigsten Reisezweck am Orinoco erfüllt zu wissen, der darin bestand, den Lauf jenes Armes des Orinocostromes, welcher sich in den Rio Negro ergießt, astronomisch bestimmt zu haben und damit das Dasein desselben zu bewahrheiten, das ein halbes Jahrhundert lang bald behauptet und bald geleugnet worden war.

Die bis dahin vorhandenen Landkarten waren so mangelhaft, daß Humboldt's Reise in diese Gegenden in der That für die genaue Bestimmung der verschiedenen Orte und die Berichtigung der Landkarten von der größten wissenschaftlichen Bedeutung wurde.

Großes ward so geleistet; aber Großes ward auch überstanden! Des Wissens hohe Beseeligung, Ruhm und Unsterblichkeit werden so leicht nicht erkauft, und es bedurfte wirklich so starker, muthiger und ausdauernder Charaktere, wie diejenigen Humboldt's und Bonpland's waren, um nicht muthlos vor den sich entgegenstellenden Schwierigkeiten zurückzubeben.

Den Tag über wurden sie von den „Mosquitos" und „Jejen," kleinen giftigen Mücken aus der Gattung Simulium, furchtbar geplagt, bei Nacht dagegen von den „Zancudos," einer großen Schnakenart, vor welcher sich selbst die Eingebornen fürchten. Ihre Hände fingen an stark zu schwellen und die Geschwulst nahm täglich so sehr zu, daß sie bald kaum mehr im Stande waren, die Hände zu gebrauchen.

Wer die großen Ströme des tropischen Amerika, wie den Orinoco oder den Magdalenen Fluß nicht befahren hat, kann nicht begreifen, wie man ohne Unterlaß, jeden Augenblick im Leben von den Insekten, die in der Luft schweben, gepeinigt werden, wie die Unzahl dieser kleinen Thiere weite Landstrecken fast unbewohnbar machen kann. So sehr man auch gewöhnt sein mag, den Schmerz ohne Klage zu ertragen, so lebhaft uns auch der Gegenstand, den wir eben beobachten, beschäftigen mag, unvermeidlich werden wir immer davon abgezogen, wenn Mosquitos, Zancudos, Jejen und Tempraneros Hände und Gesicht bedecken, uns mit ihrem Saugrüssel, der in einen Stachel ausläuft, durch die Kleider durchstechen, und in Nase und Mund kriechen, so daß man,

wenn man in freier Luft spricht, beständig husten und nießen muß.

In den Missionen am Orinoco, in diesen von unermeßlichen Wäldern umgebenen Dörfern am Stromufer, ist aber auch die plaga de los moscos die eigentliche und wahre Geißel des Himmels. Man begrüßt sich nicht mit „Guten Morgen!“ oder „Wie hast du geschlafen?“ — sondern mit den Worten: „Que le han parecido los zancudos de noche?“ — „Wie haben Sie die Zancudos heute Nacht gefunden?“ — oder „Como estamos hoy de mosquitos?“ — „Wie steht es heute mit den Mosquitos?“ Gerade wie in China im himmlischen Reiche, die Höflichkeitsformel lautet: „Vou — to — hou?“ — „Seid Ihr diese Nacht von Schlangen beunruhigt worden?“

Wie bezeichnend für alltägliche Lebensqualen sind diese ständig gewordenen Redensarten?

In der Mission Maypures, in der Nähe der Katarakten des Orinoco, fand Humboldt, daß die Indianer bei Nacht aus der Mission entschlüpfen, um auf den kleinen Inseln mitten in den Wasserfällen zu schlafen, das sie es am Lande nicht aushalten können. Sie finden dort doch wenigsten einige Ruhe, da die Mosquitos eine mit Wasserdunst beladene Luft fliehen.

Zwischen dem kleinen Hafen von Higuerote und der Mündung des Rio Unare aber haben die unglücklichen Einwohner sogar den Brauch, sich bei Nacht auf die Erde zu legen und sich drei bis vier Zoll tief in den Sand einzugraben, so daß nur der Kopf frei bleibt, den sie mit einem Tuche bedecken. So nur können sie den Mosquitos und Zancudos entgehen!

Humboldt und seine Freunde umgaben diese giftigen Insekten in den tiefen Luftschichten vom Boden bis zu 15—20 Fuß Höhe oft mit einem dichten Dunste, in wahrhaften Wolken, die sich bis zur völligen Undurchsichtigkeit verdichten.

In Mandavaca fand Humboldt einen alten Missionär der mit jammervoller Miene gegen ihn äußerte: er habe jetzt seine zwanzig Mosquitojahre auf dem Rücken! (Ya tengo mis vento anos de mosquitos!) Da jeder Stich dieser Thiere einen kleinen schwarzbraunen Punkt von geronnenem Blut zurückläßt, waren seine Beine dergestalt gefleckt, daß man vor Flecken geronnenen Blutes kaum mehr die weiße Haut sah.

Die Missionärs Posten in jenen Gegenden, wo es, nach dem hyperbolischen Ausdruck der Mönche, „mehr Mücken als Luft“ gibt („mas moscas que ayre!“), werden daher auch oft der Bosheit der Ordensoberen zu gelegenen Strafanstalten. Können sie einen Mönch nicht leiden oder wollen sie sich an einem Laienbruder rächen, so schicken sie ihn auf die Missionen jener Gegenden. Der halb scherzhaft, halb boshafte Ausdruck unter den Ordensleuten heißt dann: „Er ist zu den Mosquitos verurtheilt.“

Sehr merkwürdig fand Humboldt dabei den Umstand, daß die verschiedenen Arten nicht unter einander und durcheinander fliegen, und daß man zu verschiedenen Tagesstunden immer wieder von anderen Arten gestochen wird. Die Indianer nennen dies mit einem Witz der Verzweiflung „das auf die Wache ziehen der Mücken.“

Von sechs ein halb Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends wimmelt die Luft von Myriaden und Myriaden Mosquitos. (Es sind dies Arten der Gattung Simulium aus der Familie der Nemoceren nach Latreille's System.) Eine Stunde vor Sonnenuntergang werden dann die Mosquitos von einer Schnadenart abgelöst, die man dort Tempraneros nennt: „die früh auf sind!“ — weil sie sich auch bei Sonnenaufgang zeigen. Sie bleiben kaum eine und eine halbe Stunde und verschwinden schon wieder um sechs und sieben Uhr Abends. Gleich darauf aber fühlt man, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, die Stiche der Zancudos, einer anderen giftigen Schnackenart (Culex) mit sehr langen Füßen, die alsdann ihren Blutdurst die Nacht hindurch an den armen Menschen stillen.

Diese in der That unbeschreibliche Plage war für Humboldt und seine Begleiter so groß, daß Humboldt oft nicht im Stande war, seine Messungen fortzusetzen und seine Instrumente zu richten. Ebenso ging es Bonpland mit dem Einlegen seiner Pflanzen.

Wenn die Indianer am oberen Orinoco und am Cassiquiare sahen, daß Bonpland wegen der unaufhörlichen Moskitoplage seine Pflanzen nicht einlegen konnten, forderten sie ihn auf, in ihre Hornitos (Oefen) zu gehen. So heißen nämlich die kleinen Gemächer ohne Thüre und Fenster, in die man durch eine ganz niedrige Oeffnung auf dem Bauche hineinkriecht. Mittelst eines Feuers von feuchtem Strauchwerk, das viel Rauch gibt, jagt man die Insecten hinaus und verschließt dann die Oeffnung des Ofens. Daß man dadurch aber die Moskitos los ist erkauft man ziemlich theuer; denn bei der stockenden Luft und dem Rauche einer Copalfackel, wie sie die Indianer anfertigen, wird es entsetzlich heiß darin. Und doch hatte Bonpland den Muth, die Geduld und die Ausdauer, viele hundert Pflanzen in diesen Hornitos der Indianer zu trocknen und einzulegen.

Es war eben die heilige Begeisterung für die Wissenschaft, die ihn auch diese Schwierigkeiten überwinden ließ!

Und nichts, gar nichts, hilft gegen diese kleinen blutdürstigen Thiere: weder Wind, noch Rauch, noch starke Gerüche, noch das Einreiben der Haut mit irgend welchem Stoff! Eingeborne und Europäer sind dieser namenlosen Plage gleich unterworfen, so daß diese geflügelten, gesellig lebenden, kleinen Insecten, die in ihrem Saugrüssel eine die Haut reizende Flüssigkeit bergen, große, unabsehbar ausgedehnte Länder fast völlig unbewohnbar machen!

Wunderbare Natur! Und gibt es nicht in jenen Ländern, andere, gleichfalls kleine, ganz unbedeutend scheinende Insecten, die Termiten (Comejen, auch weiße Ameisen genannt) die der Entwicklung der Cultur geradezu schwer zu besiegende Hinternisse entgegensetzen? Furchtbar rasch verzehren sie Papier, Pappe, Pergament, Holz u. s. w., ja sie zerstören Archive und Bibliotheken. In ganzen Provinzen von spanisch Amerika gibt es keine geschriebene Urkunde, die hundert Jahr alt wäre. Wie soll sich aber die Cultur entwickeln, wenn nichts Gegenwart und Vergangenheit verknüpft, wenn man die Niederlage menschlicher Kenntnisse stets erneuen muß, wenn die geistige Errungenschaft der Nachwelt nicht überliefert werden kann?

Aber so furchtbar auch die Plage der Mosquitos, Zancudos, Jejen und Tempraneros war, Humboldt und seine Freunde überstanden sie muthig.

Die Pirogue mußte vom Rio Tuamini zum Rio Negro über eine Landenge von 86,000 Fuß weit geschleppt werden; sie mußte über den Cassiquiare wieder in den Orinoco herauf und zum zweitenmale durch die beiden Raudals. Humboldt und seine Freunde überwanden auch diese Schwierigkeit.

Sie hatten mit ihrer kleinen Pirogue eine ganze Menge Wasserfälle und Flußdämme zu überwinden, welche die Stromfahrt sehr beschwerlich und oft gefährlicher machte, als eine lange Seereise. Muth, Heiterkeit der Seele, Ausdauer und Begeisterung für die Wissenschaft, machten sie auch zum Sieger.

Sie hatten Tag und Nacht Krokodile, Tiger, Vampyre, Schlangen und Nattern zu fürchten. Sie trotzten freudig auch diesen Gefahren.

Namentlich ward ihnen jetzt die Unzahl der Schlangen und giftigen Nattern gefährlich. Legten sie sich Nachts, wenn sie, — was oft vorkam — ihre Matten nicht befestigten konnten, auf Fellen nieder, so geschah es zwischen zwei Feuern, die Tiger zu schrecken; dann aber drohten um so mehr die Schlangen und Nattern, die des Nachts die Wärme suchen. So fand Humboldt eines Morgens, als man das Jaguarfell aufhob, unter dem der Mulatte gelegen, eine große Natter darunter. Einst aber kam sogar wirklich eine Schlange zu einem der Reisenden in das Bett und brachte einen Theil der Nacht ganz gemüthlich darin zu, ohne ihm etwas zu Leide zu thun.*)

*) Thatsache.

Und dabei die wilden Indianerstämme, die hier vereinzelt hausten! Welche beständige Lebensgefahr, in der die Freunde schwebten?

Da waren unter vielen anderen die Huaques-Indianer, auch „Murcielagos“ d. h. „Fledermäuse“ genannt, weil sie den Gefangenen, die sie machten, das Blut aussaugten.*) Wilde, deren Gebiet noch nie der Fuß eines weißen Menschen betreten. Da kamen sie in den Bereich der Manitivitanos-Indianer über die man das Entsetzlichste berichtete. Sie waren noch in so furchtbarer Wildheit befangen, daß ihnen, Menschenfleisch zu genießen, eine Lust war.**) Noch wenige Jahre früher hatte Cocuy, der Häuptling dieses Stammes, aus besonderer Vorliebe die schönsten und fettesten seiner Weiber verspeist.

Welch' ein Muth, welch' ein Wissensdrang gehörte unter allen diesen Umständen dazu, immer noch tiefer in das Innere dieser endlosen Wälder einzudringen.

Humboldt wußte es: sobald man über die großen Katarakten weg ist, befindet man sich in einer neuen Welt; man fühlt es, man hat die Schranken hinter sich, welche die Natur selbst zwischen den cultivirteren Küstenstrichen und den wilden unbekannten Ländern im Innern gezogen zu haben scheint.

Vor ihnen lagen jetzt die Berge am Sipapo, hinter welchen lange Cruzero, der mächtige Häuptling der Guaypunabis-Indianer lebte. Vor ihnen lagen die fast undurchdringlichen noch ganz und gar undurchforschten Wälder desselben Sipapo, in welche die Missionäre das wilde, schreckliche Volk der Rayas versetzten, die den Mund am Nabel“ haben sollten.

Und weiter, weiter noch sollte gar „El-Dorado“, das „Goldland“ das Land der Sagen und Märchen liegen; — das Land, das seit der Entdeckung Amerika's die Phantasie so zahlloser Menschen in kindlicher Einbildung und Sehnsucht erhitzte.

Hatte doch der Spanier Orellano diese Fabel selbst nach Europa gebracht; — war doch sogar eine Karte dieses eingebildeten Gold-Landes nebst der dazu gehörigen Beschreibung erschienen, die eine Masse Leichtgläubiger über das Meer führte, wo sie, statt Gold und Juwelen zu finden, zumeist in Jammer und Elend umkamen.

Auch hierüber so viel als möglich Licht zu verbreiten, hatte sich Alexander von Humboldt zur Aufgabe gemacht. Zwar hatte er bis jetzt auf seiner Reise noch so wenig Gold gefunden als einst, geführt von dem Schuster von Araya in der Zauberschlucht von Cuchivano; da aber die Flüsse, die am Ostabhange der Anden entspringen (z. B. der Napo) Gold führen, auch wenn ihre Quellen im Trachytgestein liegen: warum sollte es ostwärts von den Cordilleren nicht ebenso gut aufgeschwemmtes goldhaltiges Land geben, wie westwärts bei Senora, Choco und Barbacoas?

Uebrigens hatte Humboldt schon so viel herausgebracht, daß nebst Orellano, der Seefahrer Sir Walther Raleigh ein Hauptverbreiter der Sagen von „El-Dorado“ gewesen sei. Diesem war es nämlich darum zu thun, die Aufmerksamkeit der Königin Elisabeth von England auf das große Reich Guyana zu lenken, das nach seinem Plane England erobern sollte. Er beschrieb daher die Morgentoilette des vergoldeten Königs (el dorado,) wie ihn jeden Tag seine Diener mit wohlriechenden Oelen salbten, und ihm dann aus langen Blaserohren den Goldstaub auf den Leib bliesen.*)

Was aber damals die Einbildungskraft der Königin Elisabeth noch mehr ansprechen mußte, war die Erwähnung der kriegerischen Republik der Weiber ohne Männer, die sich selbst gegen die castilianischen Helden behauptet habe.

„Amazonen“ also sollte es dort geben, daher der Name „Amazonenfluß!“ und Humboldt und seinen Freunden ward

*) Thatsache.

**) „Es ist dies“ — sagte Pater Gili mit der Naivität eines amerikanischen Missionärs — „eine üble Gewohnheit dieser Völker.“

*) So ergab sich denn auch für Humboldt, daß El-Dorado eigentlich gar nicht der Name eines Landes sei; es bedeutet nur „den Vergoldeten.“ (El rey dorado, den vergoldeten König.)

auch jetzt die Wahrheit dieser Aussage auf Tod und Leben von den Indianern und Missionären versichert.

Es sollte nämlich in den Ländern und Wäldern, die jetzt vor ihnen lagen, „Weiber ohne Männer" geben: Cougnantainsecouima oder Aikeam-benano — „Weiber, die allein leben." Diese Weiber sollten, der Sage nach, einen unabhängigen Staat bilden, nur im Monat April Männer unter sich aufnehmen und kriegerischer und furchtbarer noch als alle übrigen ringsumwohnenden Indianerstämme sein.

Alle Indianer und Missionäre, die Humboldt darüber frug, bestätigten dies auch und erzählten: die Aikeam-Benanos (Tamanakisch — die „Weiber, die allein leben") seien eine Gesellschaft von Weibern, die zu besiegen noch Niemanden gelungen. Sie vertheidigten mit Muth und Geschick ihr unabhängiges Land. Nur einmal im Jahre dürften sich ihnen, auf einen Monat lang, die Männer des anwohnenden Stammes der Vokearos nahen. Brächten sie dann im Laufe des Jahres Kinder zur Welt, so würden die männlichen gleich nach der Geburt umgebracht, die weiblichen aber zum Kriege erzogen. Die wilde Grausamkeit der Aikeam-Benanos gegen Männer, deren sie außer der Zeit oder im Kampfe habhaft würden, sollten aber gar keine Grenzen kennen.

Alexander von Humboldt's klarer Geist sichtete auch hier alsbald die Wahrheit und Wirklichkeit von der phantastischen Sage.

Daß es solche allein lebende Weiber in jenen Wäldern gebe, stand fest; aber was folgte denn aus all den Berichten der Indianer und Missionäre? Keineswegs, daß es ein Volk der Amazonen gebe, wohl aber, daß in jenen Landstrichen Amerika's Weiber, müde der Sclavendienste, zu welchen die Männer sie verurtheilten, sich wie flüchtige Neger zusammengethan; daß der Trieb, sich die Unabhängigkeit zu erhalten, sie kriegerisch gemacht; daß sie von einer befreundeten Horde zeitweise Besuche erhielten, nur vielleicht nicht so ganz methodisch als in der Sage.

Ein solcher kleiner Weiberstaat durfte nur einmal zu einer gewissen Festigkeit gediehen sein, so wurden sicher die einfachsten Vorfälle, wie sie hie und da vorkommen mochten, nach einem Muster gemodelt und übertrieben.

Dies war Humboldt's Ansicht. Interessant war die Sache indeß immer genug, um die Reisenden anzuspornen, in dieser ungeheuren Einsamkeit, in welcher ihnen auf einer Stromfahrt von 180 Meilen nicht ein einziges Fahrzeug begegnete,*) vorwärts zu gehen.

Was kümmerte sie es dabei, daß an den öden Ufern des Vichada und Guaviare schon eine Menge deutscher und spanischer Missionäre von der Hand der Caraiben und anderer wilden Stämme als Opfer ihres religiösen Eifers gefallen: — sie hatten sich vorgenommen, im Interesse der Wissenschaft diese Länder zu erforschen …… und so ging es vorwärts!

Das räthselhafte Flußsystem der „schwarzen Wasser" nahm sie jetzt auf. Es war gewissermaßen etwas Unheimliches, was auf diesen Wassern ruhte, und doch waren sie so ungemein rein, und von einer Durchsichtigkeit, daß man auf 20 — 30 Fuß Tiefe die kleinsten Fische darin erblicken konnte; ja der ganze Grund der Flüsse mit schwarzem Wasser lag oft spiegelklar vor ihren Blicken.

Wie natürlich beschäftigte die Untersuchung derselben Humboldt und Bonpland außerordentlich. Durch ein Glas gesehen und bei durchgehendem Lichte war das Wasser immer goldgelb, bei reflectirtem Lichte aber kaffeebraun, fast schwarz.

Alle ihre Untersuchungen führten dahin: daß die Farbe ohne Zweifel von gekohltem Wasserstoff herrühre. Vielleicht war auch noch ein Pflanzenextractivstoff dabei, der die Färbung erhöhte. Die Missionäre behaupteten: es färbe sich, wenn es über Sarsaparillewurzeln laufe.

Der natürlichste Weg wäre jetzt für Humboldt und die Seinen den Orinoco hinauf bis Esmeralda, und dann den Cassiquare,

*) Thatsache.

Rio Negro und Amazonen-Strom hinunter gewesen. Da aber der Rio Negro auf seinem oberen Laufe sich sehr den Quellen einiger Flüsse nähert, die sich bei San Fernando de Atabapo in den Orinoco ergießen, so kann man in den Rio Negro gelangen, ohne die Flußstrecke zwischen San Fernando de Atabapo und Esmeralda hinaufzufahren. Man geht bei der Mission San Fernando de Atabapo vom Orinoco ab, fährt die zusammenhängenden kleinen schwarzen Flüsse: Atabapo, Temi und Tuamini hinauf und läßt die Pirogue über eine 6000 Toisen breite Landenge an das Ufer eines Baches (des Canno Pimichin) tragen, der wieder in den Rio Negro fällt.

Diesen Weg schlug nun Humboldt ein: die tiefsten, die furchtbarsten Wildnisse öffneten sich ihm. Ob sie in das sonnige Land El-Dorado führten?

„Vielleicht ist jener gewaltige Fels die Pforte dazu?“ — sagte Humboldt jetzt scherzend.

„Es ist der Piedra de la madre!“ — versetzte der indianische Steuermann.

„Der Fels der Mutter?“ — wiederholte Humboldt fragend.

Der Steuermann nickte.

„Und woher kommt diese seltsame Benennung?“ — frug Humboldt weiter.

„Es ist eine schlimme Geschichte!“ — entgegnete der Steuermann finster. — „Wenn Ihr sie aber wissen wollt, so sollt Ihr sie hören.“

Die Reisenden baten und der Mann machte sich zum Erzählen bereit.

Der Fels der Mutter.

Es war eben eine schöne stille Nacht. Die Pirogue fuhr den Atabapo langsam hinauf; die Sterne spiegelten sich wundervoll in seinem schwarzen Wasser, und die Mündung des Rio Temi erschien eben, als sich Humboldt's Blicken, beim Einfluß des Guasacavi, jene Granit-Gruppe am westlichen Ufer gezeigt, die der Steuermann Piedra de la madre, den „Fels der Mutter“ genannt.

Alle warteten nun mit Spannung auf die Erzählung des alten, sonst so schweigsamen Indianers; aber sie mußten Geduld haben, denn Hast und Uebereilung sind allen Menschen fremd, die in der großartigen Einsamkeit einer überwältigenden, aber sich ewig in gleichmäßiger Abgemessenheit bewegenden Natur herangewachsen sind.

Da stand er im Hintertheile der Pirogue — ein würdevolles Bild männlicher Ruhe — unbeweglich, auf sein Ruder gestützt, wie eine colossale Bronze-Statue. Dachte er an seine Erzählung oder an seinen Sohn, der als Opfer der Blutrache, vor drei Jahren in diesen Gegenden gefallen?

Wer konnte es wissen; genug er schwieg eine lange, lange Zeit, dann fuhr er mit der Hand über die Stirne, heftete noch einmal die finsteren Blicke auf den jetzt schon näher erscheinenden Granitfelsen — und — hub an:

„Der Missionär von San Fernando de Atabapo war mit seinen Indianern an den Guaviare gezogen, um einen jener feindlichen Einfälle zu machen, welche sowohl die Religion als die spanischen Gesetze verbieten. Man fand in einer Hütte eine Mutter vom Stamme der Guahibos mit drei Kindern von welchen zwei noch nicht erwachsen waren. Sie bereiteten Maniocmehl. An Widerstand war nicht zu denken; der Vater war auf den Fischfang, und so suchte die Mutter mit ihren Kindern sich durch die Flucht zu retten. Kaum aber hatte sie die Savane erreicht, so wurde sie von den Creaturen des Missionärs eingeholt die auf die Menschenjagd gehen, wie die Weißen auf die Jagd der Neger in Afrika. Mutter und Kinder wurden gebunden und an den Fluß geschleppt. Der Ordensmann saß in seinem Boot, des Ausgangs der Expedition harrend, die für ihn sehr gefahrlos war. Hätte sich die Mutter zu stark gewehrt, so wäre sie gleich umgebracht worden; Alles ist ja erlaubt wenn man auf die conquista espiritual, die Seelenbekehrung, auszieht. Will man doch besonders der Kinder habhaft werden, die man

dann in den Missionen als Poitos oder Sclaven der Christen behandelt." — Der Steuermann hielt hier einen Augenblick an, als wollte er ein inneres Aufwallen seiner Gefühle bezwingen, dann fuhr er fort: — „Man brachte die Gefangenen nach San Fernando de Atabapo und meinte, die Mutter könnte zu Land sich nicht wieder in ihre Heimath zurückfinden. Durch die Trennung von ihren übrigen Kindern aber, die am Tage ihrer Entführung den Vater begleitet hatten, gerieth das Weib in die höchste Verzweiflung. Sie beschloß, die Kinder die in der Gewalt des Missionärs waren, zur Familie zurückzubringen; sie lief mit ihnen mehreremale von San Fernando fort, wurde aber immer wieder eingeholt und zurückgeführt und nachdem der Missionär sie unbarmherzig hatte peitschen lassen, faßte er den grausamen Entschluß, die Mutter von den beiden Kindern die mit ihr gefangen worden, zu trennen. Man führte sie allein den Atabapo hinauf, den Missionen am Rio Negro zu. Leicht gebunden saß sie auf dem Vordertheile des Fahrzeuges. Man hatte ihr nicht gesagt, welches Loos ihrer wartete, aber nach der Richtung der Sonne sah sie wohl, daß sie immer weiter von ihrer Hütte und ihrer Heimath wegkam. Da gelang es ihr, sich ihrer Bande zu entledigen, sie sprang in den Fluß und schwamm dem linken Ufer des Atabapo zu. Die Strömung trug sie an jene Felsbank. Sie ging hier an's Land und lief in's Holz; aber der Missionär, der bei dem Transport zugegen war befahl, an's Ufer zu fahren und die Spuren der Guahiba zu verfolgen. Armes Weib! auch diesmal hatte sie das Unglück, wieder entdeckt zu werden. Am Abend wurde sie zurückgebracht, a u f d i e s e n F e l s g e l e g t und mit einem Seekuhriemen so unbarmherzig gepeitscht, daß sie, bluttriefend und an allen Theilen des Körpers mit Wunden überdeckt, in tiefe Ohnmacht sank. Als sie wieder zu sich gekommen, band man dem unglücklichen Weibe mit starken Mavacure-Ranken die Hände auf den Rücken und brachte sie in die Mission Javita. Hier aber sperrte man sie, dem Tode nahe, in eines der Caravanserais, die man Casas del Rey nennt."

Der Alte hielt abermals inne. Humboldt und die Seinen wagten nicht zu athmen. Eine schwere, drückende Pause entstand. Endlich fuhr der Alte fort: „Es war in der Regenzeit und die Nacht ganz finster. Wälder die man bis da für undurchdringlich gehalten, liegen, 25 Meilen in gerader Linie breit, zwischen Javita und San Fernando de Atabapo. Man kennt keinen anderen Weg zu gehen, und lägen sie auch nur ein paar Meilen auseinander. Aber solche Schwierigkeiten halten eine Mutter, die man von ihren Kindern getrennt, nicht auf. Ihre Kinder sind in San Fernando am Atabapo; sie muß zu ihnen, sie muß sie aus den Händen der Christen befreien sie muß sie dem Vater an dem Guaviare wieder bringen. Die Guahiba ist nachlässig bewacht; da ihre Arme ganz blutig waren, hatten ihr die Indianer von Javita ohne Vorwissen des Missionärs die Bande gelockert. Es gelingt ihr, sie mit den Zähnen vollends loszumachen, sie verschwindet in der Nacht, und als die Sonne zum viertenmale aufgeht, sieht man sie in der Mission San Fernando um die Hütte schleichen, wo ihre Kinder eingesperrt sind." — Der Alte hielt abermals inne. Es rang etwas in seinem Inneren, dem er Ruhe gebieten mußte. Als ihm dies gelungen, fuhr er fort: — „Was dieses Weib ausgeführt, der kräftigste Indianer hätte sich nicht getraut es zu unternehmen. Sie ging durch die Wälder in einer Jahreszeit, wo der Himmel immer mit Wolken bedeckt ist und die Sonne Tagelang nur auf wenige Minuten zum Vorschein kommt. Da alles überschwemmt war, mußte sie sich dabei weit von den Flußufern, mitten in den Wäldern halten wo man das Wasser gar nicht laufen sieht. Wie oft mochte sie von den stachligten Lianen aufgehalten worden sein, welche allüberall um die, von ihnen umschlungenen Stämme ein Gitterwerk bilden! Wie oft wohl mußte sie über die Bäche schwimmen, die sich in den Atabapo ergießen! Welche tausend Gefahren hatte sie überhaupt zu überstehen! Jaguar und Nattern, Krokodile und die beißenden Schildkröten, den Tod des Versinkens im Schlamm und jenen des Verhungerns. Vier Tage lang

hatte sie ja nichts zu ihrer Nahrung, als Vachacos, große schwarze Ameisen, die in langen Zügen an den Bäumen hinaufkriechen, um ihre harzigen Nester an den Aesten aufzuhängen." — —

Wieder schwieg der Alte gedankenvoll.

„Und was geschah' mit der Guahiba?„ — frug jetzt Sotto mit hochpochendem Herzen. — „Befreite sie ihre Kinder und brachte sie dieselben dem Vater glücklich zurück? Die christlichen Herren werden doch gewiß Achtung vor diesem Uebermaße mütterlichen Heldenmuthes bekommen und ihr und ihren Kindern die Freiheit geschenkt haben?"

Der Steuermann antwortete nicht sogleich; aber sein unheimlicher starrer, fast stechender Blick traf den jungen Spanier so tief in die Seele, daß dieser unwillkürlich die Augen niederschlug. Es lagen in dem Blicke fast die Worte:

„Kennest du deine frommen Landsleute nicht besser?"

„Nun?" — frug jetzt Bonpland.

„Nun!" — wiederholte der Steuermann ruhig. — „Ihrer List gelang es allerdings, die Kinder aufzufinden und abermals mit sich zu nehmen. Indeß .... sie wurde auch abermals eingeholt und — noch voll Wunden — wieder ..... bis auf den Tod gepeitscht. Der Missionär stand selbst dabei und munterte die Strafenden auf, nicht nachzulassen, bis ihre schwarze Seele zur Hölle gefahren sei! Aber das Mutterherz überwand auch dies. Da riß man ihr die Kinder nochmals weg, ehe sie von ihren Wunden genesen und ...... schickte sie als Sclavin in eine noch entferntere Mission am oberen Orinoco ...."

„Und?" .... frug Humboldt tief erregt und beklommen.

„Dort" — sagte der Alte feierlich — „wies sie alle Nahrung von sich und starb den Tod des Hungers, wie es die Indianer in großem Jammer thun."

Eine lange Pause folgte. Der Mond war eben aufgegangen und goß sein Silberlicht mit magischem Glanze über den Fels, an dem die Pirogue eben vorüberglitt.

Er hatte etwas gespenstisches dieser finstere Granitblock, wie er im blassen Mondscheine aus den schwarzen Wassern aufstieg.

War es der Geist jener Guahiba, der ihn umschwebte? — Zitterte das Gefühl der Schande über solche Thaten in den Seelen der Reisenden nach?

So viel ist gewiß, Eines fühlten Alle:

Wenn der Mensch in diesen Einöden kaum eine Spur seines Daseins hinter sich läßt, so ist es für den Europäer doppelt demüthigend, daß durch den Namen eines Felsen, durch eines der unvergänglichen Denkmale der Natur, das Andenken an die sittliche Verworfenheit seines Geschlechtes, an den Gegensatz zwischen der Tugend einer indianischen Mutter und der barbarischen Rohheit civilisirt sein wollender Christen, verewigt wird.

Humboldt vergaß diese Nacht und diese Erzählung nie.

Der Piache.

Die Sonne war eben aufgegangen; ihre Strahlen vergoldeten die Wipfel der Bäume und ein leiser Wind spielte in den Kronen der Pirijao = Palmen, die ihre mit mächtigen Stacheln bewehrten Stämme sechzig bis achtzig Fuß hoch emporstreckten, um sie dann mit herrlich gefiederten, wellenförmigen an den Spitzen gekräuselten Blättern zu schmücken.

Gar lieblich und einladend sahen dabei die merkwürdigen Früchte dieser Bäume aus, die, gelb und roth — an Farbe und Aussehen unseren Pfirsichen ähnlich — zu 50 bis 80 vereinigt, große Trauben bildeten, welche leicht und gefällig von den Kronen herabhingen.

Und welch' köstliches Geschenk der Natur sind diese Früchte! Enthalten sie doch einen mehligen, eigelben, süßen und sehr nahrhaften Stoff, der sie zu einem der gesundesten und angenehmsten Nahrungsmittel der Indianer macht. Selbst die Missionäre erschöpfen sich

im Lobe dieser herrlichen Palme, die man die Pfirsichpalme nennen könnte.*)

Durch das Gezweige der niederen Bäume aber schlüpften mit lautem Geschrei Schaaren von Pfefferfresser, und komisch war es, diesen Thieren zuzusehen, wie sie mit ihren unverhältnißmäßig großen Schnäbeln nur mühselig ihre Nahrung aufhoben, wodurch sich das Mährchen gebildet hat: der Vogel müsse, wegen des Baues seines Schnabels, seine Nahrung emporwerfen, um sie fangen zu können. Beim Saufen freilich macht er in der That so außerordentliche Verdrehungen, daß die Missionäre darin das Schlagen eines Kreuzes und ein benedicite sehen wollten.

Prächtig schimmerten jetzt die schönen Federn dieser Vögel in der Sonne, wenn sie aus dem Laube heraus und in das Laub hinein schlüpften; aber prächtiger doch sahen noch die Guacamayas, die großen zahmen Arras aus, die sich um die Hütten des Caraiben-Dorfes herum aufhielten, das jetzt noch wie im Schlummer lag. So wunderbar zahm waren diese herrlichen Vögel, daß sie sich auf jeden Ruf der Mädchen und Weiber, diesen auf die Achseln setzten, sonst am Tage aber auf den Triften herumflogen, wie bei uns die Tauben. Und wie schimmerte jetzt ihr Gefieder in den brennendsten Farben: purpurroth, blau und gelb. Wahrlich sie konnten sich mit Pfauen, Goldfasanen, Pauris und Alectors messen! Weniger lieblich mochte freilich ihr Fleisch sein, das demohnerachtet den Indianern als Leckerbissen gilt.

Während aber jetzt die zahmen Arras auf den Dächern der Indianerhütten im ersten Sonnenstrahle ihre Flügel schüttelten; — während die Pfefferfresser und die prächtig grünen Sperlings-Papagaien, der graue Kardinal, mit seinem rothen Kopf und seiner rothen Haube, der Sing-Trubigal, der Oriola und hundert andere Vögel die Bäume belebten — die ungeheuren Fledermäuse, aus der Sippe der Phyllostomen, die Vampyre, scheu ihre Schlupfwinkel suchten, die kleinen Guavapavis-Affen mit grauem Pelz und bläulichem Gesicht neckisch aus dem Dickicht schauten, ein großer menschenartiger Salvaje oder Waldteufel — den die Indianer fürchten weil er Weiber und Mädchen entführe — sich langsam in die Nacht der Wälder zurückzog und eine mächtige Mapuare-Schlange ihr Versteck für den Tag in einem umgestürzten faulen Baumstamme suchte, hob eine zarte weiße Hand die Matte auf, welche die Thüre einer der elenden Indianerhütten deckte. Der Hand folgte ein schöner runder und voller Arm und dem Arme endlich ein reizendes Mädchen, dem es wahrlich an seiner Wiege nicht gesungen worden war, daß es einst noch in der Tiefe der Urwälder unter Wilden leben sollte.

Es war Arabella, die Schwester des Gouverneurs von Varinas, jetzt nur noch von ihrem Untergewande leicht umhüllt, da das feine und kostbare Oberkleid, welches sie in jener Schreckensnacht der Entführung übergeworfen, längst den Folgen der Flucht, der Zeit und den räuberischen Griffen der Caraiben-Weiber erlegen war.

Und doch ...... wie wunderbar schön sah Arabella selbst jetzt in dem einfachen Gewande aus, das sie in stiller, heimlicher, nur mit der Freundin getheilter Sorge stets rein und in blender Weiße erhielt.

Der schlanke Wuchs gab erst jetzt ihrer stattlichen Gestalt, trotz der gesunden und festen Constitution des Körpers, so recht etwas ungemein Feines. Die schönen Körperformen traten in der leichten Umhüllung nun doppelt vortheilhaft hervor, dem Auge ein Bild des schönsten Ebenmaßes und der lieblichsten Harmonie darbietend.

Nur eines war bei Arabella ganz verschwunden und dies war der liebenswürdige Ausdruck von Milde, Kindlichkeit und Heiterkeit, der sonst wohl auf ihrem Gesichte gethront. Nicht eine Spur war davon mehr zu finden. Nur jene wunderbare kalte Hoheit lag jetzt in ihren edlen Zügen, die sie auch sonst schon in Fällen zeigen konnte, die ihr weibliches Zartgefühl oder den ihr angeborenen Stolz verletzten.

Und wahrlich! dieser kalten Hoheit und

*) Von Humboldt aufgezählt und beschrieben in den nova genera plantarum aequinoctialium.

jenem räthselhaft-imponirenden Etwas, das jungfräuliche Herzensreinheit einem geistig-starken weiblichen Wesen gibt, verdankte Arabella ihre und Julia's Rettung.

Noch trugen beide die vergifteten Pfeilspitzen, in Palmblätter sorgsam eingewickelt, verborgen in ihrem Busen, aber sie hatten bis jetzt nicht nöthig, von diesem äußersten Rettungsmittel Gebrauch zu machen. Arabella's ernstes, unerschütterlich-festes, fast königliches Wesen, — die Blicke, die ihre schwarzen gluthvollen Augen Alles vernichtend aussenden konnten, waren der Cherub mit dem flammenden Schwerte, der vor dem Paradiese ihrer jungfräulichen Reinheit Wache hielt.

Und in der That, es war eine wahrhaft merkwürdige Erscheinung, wie dieses Mädchen, fast lediglich mit Blicken und Geberden, die gewaltigen wilden und leidenschaftlichen Krieger beherrschte.

Sie, die Gefangene, die verhaßte Weiße, die erbeutete Sclavin hatte es dahin gebracht, daß der alte Häuptling, der Apoto, sie und die Freundin unter seinen Schutz genommen. Beide blieben zwar allerdings Eigenthum der Söhne des Apoto; aber nach einem alten Brauche waren sie durch diesen Schutz des Herrschers bis zur wiederkehrenden Regenzeit den Bewerbungen und Zumuthungen des „Adlerauges" und der „stolzen Ceder" überhoben.

Der Apoto hatte die Freundinnen nicht mehr getrennt, ihnen eine eigene Hütte gegeben, und so galten sie — wenn gleich streng bewacht — als Behucos, das heißt: als heilige, dem großen Geiste geweihte Pfänder.

Freilich mochte dazu die Nachricht beigetragen haben, daß Arabella nicht die Tochter des, den Caraiben so verhaßten, Don Sanchez war, sondern die Schwester des Gouverneur von Varinas, dessen mildes und menschenfreundliches Wesen selbst bei den Indianern Anerkennung fand. Auch der Caraibe, der einst ein Sclave jenes unmenschlichen Pflanzers gewesen und der den Führer bei dem Zuge nach Diamante und der Zerstörung dieser herrlichen Besitzung abgegeben, bestätigte dies, indem er nur Julia als die Tochter seines einstigen Tyrannen bezeichnete. Auch die Kundschafter, welche die Caraiben fortwährend aussandten, um stets zu wissen, ob sie von ihren Verfolgern bedroht seien oder nicht, brachten dieselbe Nachricht mit. Von ihnen erfuhr man daß der Gouverneur über den Raub seiner Schwester außer sich sei, und bereits Alles aufgeboten habe sie wiederzufinden. Aber was konnte er in diesem mit unbegrenzten und unermeßlichen Wäldern bedeckten Lande mit einer Hand voll Soldaten machen, und zudem fehlte ihm auch jede weitere Spur wohin die Räuber geflohen. Die Neger-Sclaven freilich hatte man zum großen Theile schon die folgenden Tage wieder eingefangen, und furchtbare Strafen mußten das Verbrechen des Aufruhrs, des Mordes und der Zerstörung Diamante's sühnen. Die schlauen Caraiben waren verschwunden, wie sie gekommen. Was half es aber dem Gouvernenr zu wissen, daß die Räuber dem Stamme der Caraiben angehörten? Zerfiel diese Völkerschaft doch in eine Masse einzelner Horden und diese lebten zerstreut in den ungeheuren Revieren am unteren und oberen Orinoco, bis an die Llanos hinauf und in den Wäldern des Apure, des Arauca, des Meta, des Vichada, selbst bis nach Esmeralda und der Sierra Rinocote hin. Nach allen Missionen eilten Boten des Marquis del Toro, und von allen Missionen aus wurde nach Arabella weiter geforscht. Aber auch diese Bemühungen blieben vergeblich; denn die Horde, an deren Spitze die „Adlerklaue" stand, war schlau und vorsichtig genug, um sich nicht selbst zu verrathen und vor Verrath zu schützen.

Der alte Häuptling, der Apoto des Stammes, hatte dies alles Arabella selbst mitgetheilt, um ihr und der Freundin zu zeigen, daß jede Hoffnung auf Befreiung vergebens sei und sie sich nachgerade in ihr Schicksal finden müßten.

Es schien dies denn auch in der That bei beiden Mädchen der Fall zu sein; nur nahm Arabella die Nachricht mit dem ihr eigenen eiskalten Stolze schweigend auf, während Ju-

lia sich in fast sclavischer Demuth dem Willen des Himmels fügte. Niemand wußte, was in Arabella's Seele vorging. Je ruhiger aber Arabella nach Außen erschien, desto tiefer fühlte sie in ihrem Inneren, desto größer waren die Qualen und Schmerzen, die sie empfand um der geraubten Freiheit, um des Verlustes ihres Bruders, ihres Lehrers, ihres Geliebten willen. Aber ihr Auge feuchtete keine Thräne, keine Klage kam über ihre Lippen. Sie sah mit klarem Geiste, daß eine Flucht, daß Rettung kaum denkbar und möglich; dennoch gab das feste, kühne und muthige Mädchen nicht alle Hoffnung auf, und für den äußersten Fall war ihr Entschluß ja gefaßt.

Bei Julia war es ganz anders. Die ihr mangelnde Seelenstärke ließ sie körperlich und geistig zusammenbrechen, und das Gefühl der Schuld, die auf ihrer Familie lastete, vereint mit ihren schwärmerisch-religiösen Ansichten lähmte sie so völlig, daß sie sich, ohne den Halt, den ihr Arabella gewährte, geradezu mit gebundenen Händen ohne den leisesten Widerstand, wie ein Opferlamm hingegeben haben würde.

Jetzt war sie aus Schmerz, Gram und Angst wirklich erkrankt.

Ein nicht unbedeutendes Fieber hatte sie erfaßt. Die Nacht war eine schwere gewesen, und sehnsüchtig schmachtete die Leidende dem anbrechenden Tage entgegen. Die Sonne war daher kaum aufgegangen, als Arabella die Matte, die die Thüre ihrer gemeinschaftlichen Hütte deckte, hob und, von der Freundin gefolgt, heraus in Gottes weite, herrliche Natur trat.

Julia lehnte sich, bleich und schwach, auf den Arm Arabella's. Der frische Luftzug, der ihr entgegenkam, that ihr wohl und kühlte die fieberisch glühende Stirne. Der Himmel war dabei so wunderbar blau, die Bäume so frisch grün, die Vöglein hüpften und sangen so fröhlich in den Zweigen, daß es eine Lust war. Aber gerade dieser Friede, dieses Glück, diese Pracht in der Natur wirkten schmerzlich auf das niedergebeugte Herz der Kranken zurück: sie fühlte, was sie verloren und brach in leises Weinen aus.

Arabella stand tief erschüttert; dieser stumme Schmerz der Freundin war ja viel schwerer zu tragen, als lautes Klagen, und auch auf sie machte der große göttliche Friede der Natur jetzt einen so tiefen und peinlichen Eindruck, daß sie die Lippen und Zähne aufeinanderpressen mußte, um ihre Gefühle nicht zu verrathen. Dennoch war sie nach wenigen Minuten wieder Herr ihrer selbst und bemühte sich nun die Freundin zu trösten.

„Sei ruhig, Liebe!" — sagte sie mit Milde. — „Dein Unwohlsein wird bald vorüber sein, und so wie du wieder bei Kräften bist, versuchen wir die Flucht."

Julia weinte still.

„Sei nicht verzagt!" — fuhr Arabella fort. — „Wenn wir auch streng bewacht werden, wenn wir auch jetzt noch keine Aussicht haben, zu entkommen, so können sich die Verhältnisse doch ändern. Ein glücklicher Zufall kann eintreten, und wenn wir dann gefaßt und entschlossen sind, so mag uns vielleicht doch das Unglaublichscheinende gelingen. Der Apoto ist ein Caraibe und hält fest an den Gebräuchen und Rechten seines Stammes. Aber unter dem ernsten finsteren Aeußeren sitzt ihm doch ein Herz das edel schlägt. Ich glaube, daß er es nicht ungern sehen würde, wenn wir entkämen."

„Und seine Söhne?" — frug Julia mit leisem Zittern.

„Die freilich setzen wohl ihr Leben an unseren Besitz; aber wir sind bis zur wiederkehrenden Regenzeit, als Vehucos, geheiligt. Da läßt sich noch manches hoffen und erwarten."

„Ich hoffe nichts!" — entgegnete Julia niedergeschlagen. — „Gottes Wille geschehe."

Arabella schwieg einen Augenblick, dann sagte sie sanft, aber mit einem Seufzer, der verrieth, wie sehr ihre Geduld durch Julia's übertriebene Hingebung auf die Probe gestellt werde: „Ich bitte dich, liebes Herz, fasse endlich einmal Muth reiße dich von der religiösen Schwärmerei los, die uns sonst wirklich noch vernichten wird."

„Und habe ich Unrecht, wenn ich mich Gottes Willen mit Demuth unterwerfe?" — frug Julia, das schöne Haupt trübe gesenkt.

„Ja!" — entgegnete Arabella entschieden. — „In gewisser Beziehung hast du Unrecht, denn du übertreibst. Sieh'! es ist wohl edel, schön und fromm, sich in vollem Vertrauen dem Willen Gottes hinzugeben, aber wir müssen dies mit der Zuversicht thun, als hänge der Erfolg lediglich von uns selbst ab."

„Darin liegt ein Widerspruch!" — versetzte Julia eintönig.

„Nur ein scheinbarer!" — fuhr Arabella fort.

„Wir können nicht nach einem Erfolge, als von uns abhängig streben, wenn wir das Bewußtsein haben, daß er in fremder Hand liege."

„Und doch löst sich dieser anscheinende Widerspruch leicht!" — entgegnete Arabella — „wenn man nämlich festes, überlegtes, selbstständiges Handeln mit dem demuthsvollen Gefühle der eigenen Unzulänglichkeit verbindet. Gott kann, meiner Ansicht nach, nicht wollen, daß wir unter diesen Wilden elendiglich untergehen. An uns ist es also, unsere ganze Schlaubeit und Energie aufzubieten, diesem Schicksale zu entfliehen. Zu solcher Handlungsweise gab uns ja der Himmel Vernunft und Verstand. Gelingt alsdann die Flucht nicht, versuchen wir es wiederholt; denn auch Ausdauer ist eine göttliche Gabe. Führen aber alle unsere Bemühungen zu nichts — — nun, so wollen wir darin den höheren Wink erkennen und ......"

Arabella unterbrach sich, denn in demselben Augenblicke trat der alte Häuptling, gefolgt von einem wunderbar aussehenden Manne heran. Der Unterschied zwischen beiden war um so auffallender, als alle Bewegungen des Apoto etwas Ernstes und Würdevolles hatten, wogegen der ihm folgende Indianer eine wahrhaft lächerliche Erscheinung abgab.

Gesicht, Brust und Schenkel waren mit Onoto roth gefärbt; den Kopf schmückte eine Art Diadem, künstlich aus Federn von Pfeffer-fressern und Arras zusammengesetzt; um den Leib aber trug der Mann einen Gürtel aus Jaguar-Schwänzen, die sich, da sie nur am oberen Ende am Gürtel befestigt waren, bei seinen eigenthümlich rhythmischen, einem Tanze nicht unähnlichen Bewegungen, fast wie hüpfende Schlangen bewegten.

Außerdem hingen der sonderbaren Erscheinung mehrere dünne Seekuhriemen um den Hals, an welchen wunderliche Zierrathen aus schönen grünen Steinen befestigt waren.

So eigenthümlich aber auch dies Wesen aussah, Arabella erkannte sogleich seinen Rang: es war ein Piache, — einer jener, bei den indianischen Stämmen so hoch angesehenen Zauberer, die Priester, Aerzte und Gaukler zusammen sind.

Sind sie es doch, die, im Auftrage der Horden, in die Wälder gehen und unter der Sejepalme auf dem „Botuto" — der heiligen, aus Thon geformten Trompete blasen, damit der Baum gezwungen werde, im folgenden Jahre einen reichen Ertrag zu geben. Das Volk bezahlt für diese Ceremonie, wie man bei den Mongolen, Mauren und manchen Völkern noch näher bei uns, Schamanen, Marabouts und „andere Arten von Priester" dafür bezahlt, daß sie mit Zaubersprüchen oder Gebeten die weißen Ameisen und die Heuschrecken vertreiben, lang anhaltendem Regen oder — umgekehrt — großer Dürre ein Ende machen und die Ordnung der Jahreszeiten verleihen.*)

Da diese Piache's zugleich auch als Aerzte gelten, ward es Arabella leicht, zu errathen, was sein Besuch bei ihr und der Freundin zu bedeuten habe. Der alte Häuptling wußte ja daß Julia seit einigen Tagen am Fieber litt. Er war es daher, der den Piache von einer benachbarten Horde hatte herbeirufen lassen.

„Meine Tochter ist krank!" — sagte in diesem Augenblicke der Apoto mit der ihm eigenen ruhigen Würde, die jetzt um so mehr in seinen Zügen hervortrat, als er nicht mit Onoto roth bemalt war, was nur bei feier-

*) Humboldts eigene Worte.

lichen Gelegenheiten zu geschehen pflegte:

„Meine Tochter ist krank. Ihr Vater bringt ihr den Piache. Er soll sie heilen."

„Die Tochter dankt ihrem Vater" — entgegnete Arabella im Namen Julia's — „und wird gern einen heilsammen Trank nehmen."

„So wird sie bald genesen!" — meinte der Häuptling.

„Schwerlich!" — entgegnete Arabella.

„Und warum nicht?"

„Der Piache ist ohne Zweifel ein geschickter Mann."

„Gewiß! Sein Zauberwort bannt den bösen Geist."

„Und heilt es auch die Herzen?" — frug Arabella, indem sie ihre Blicke auf den Häuptling richtete.

„Meine Tochter spricht in dunkelen Worten!" — sagte der Apoto.

„So will sie deutlicher sein" — versetzte Arabella. — „Wenn der Apoto, der ein tapferer Häuptling ist, in die Hände seiner Feinde fiele .... ?

„Er heißt die A d l e r k l a u e!" — sagte der Alte mit finsterem Stolze, schon von dem Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Falles unangenehm berührt. —

„Seine Tochter kennt den Namen, den ihm die Krieger um seiner Tapferkeit Willen gegeben. Nie hat ein Feind seine Hand nach dem Scalp der „„Adlerklaue"" ausgestreckt, aber unrettbar verloren war, was die A d l e r k l a u e erfaßte."

Die Züge des Apoto wurden weniger finster.

„Und doch," — fuhr Arabella furchtlos fort — „und doch ist auch der Apoto ein Mensch und wenn es der große Geist will, kann auch er seinen Feinden in die Hände fallen."

Eine Pause entstand. Sichtlich kämpfte in dem Wilden der Stolz des Kriegers mit der Ehrfurcht vor der Allmacht des großen Geistes und dem Bewußtsein, eben doch auch nur ein Mensch zu sein.

Endlich schien die letztere Ansicht gesiegt zu haben.

„Es kann so sein!" — sagte der Häuptling finster.

„Und wenn die „„A d l e r k l a u e"" dann nicht entfliehen könnte, würde ihr, würde dem an Freiheit gewohnten Manne, nicht in der Gefangenschaft das Herz erkranken?"

„Es würde so geschehen."

„Und glaubt der Apoto, daß dies kranke Herz alsdann ein Piache mit seinen Tränken heilen könnte?"

„Nimmer! — Aber es würde sich selbst heilen und sterben."

„Mein Vater hat wie ein großer und tapferer Krieger gesprochen!" — entgegnete Arabella. — „Warum glaubt er aber durch den Piache das Herz des kranken weißen Mädchens heilen zu können?"

„Die Ameise und der Adler sind verschiedene Geschöpfe! .... Krieger und Weiber sind es auch!" — versetzte der Häuptling ruhig.

„Der Apoto hat recht, wenn er von den Weibern mit dunkler Haut spricht!" — sagte Arabella; — „aber er täuscht sich, wenn er die Tochter der Weißen meint."

Eine Pause entstand. Der alte Häuptling fühlte, daß in diesen Worten eine große Wahrheit liege, wenigstens was das Mädchen betraf, das sie eben ausgesprochen. Die Weiber seines Stammes waren wirklich nicht mehr als Hausthiere und .... Mütter. Arabella imponirte ihm und Allen. In ihr war Thatkraft Muth, Entschlossenheit, Kühnheit ..... Eigenschaften die der Wilde am höchsten achtet.

Wer aber vermag angeborene Vorurtheile, — Ansichten, die einmal von Geburt aus in Fleisch und Blut übergegangen sind, wie leichten Staub von sich abzuschütteln? Auch Arabella blieb in seinen Augen ein Weib, wenn gleich er ihr im Geheimen eine gewisse Achtung nicht versagen konnte.

„Die A d l e r k l a u e weiß," — sagte er daher abwehrend — „daß es unter seinen Stämmen und bei den weißen Menschen Aikeambenanos (Amazonen) gibt; aber er liebt sie nicht. Dem Krieger gehört Bogen und Pfeil, der blutige Scalp des Feindes und die Beute der Jagd, dem Weibe die Berei-

tung des Maises und die Maimure.*) Mag meine kranke Tochter erst genesen, dann redet ihr Vater weiter mit ihr."

Auf diese bestimmt ausgesprochenen Worte wahr nichts mehr zu erwidern.

Der Apoto zeigte nach der Hütte der Mädchen: Arabella führte Julia in dieselbe zurück der Häuptling und dir Piache folgten.

Als sie in das Innere der Hütte getreten waren, gab der Arzt der Kranken zu verstehen daß sie sich auf eines der Jaguarfelle niederstrecken möge, mit welchen man den Boden bedeckt hatte, wie dies sonst nur in der Hütte des Apoto der Fall war.

Julia gehorchte, wie immer, stumm; aber sie zitterte dabei vor Angst und Fieberfrost. Arabella zog sich mit schweigendem Ernste etwas zurück, um den Gaukeleien des Piache, die sie nicht hindern konnte, freien Raum zu lassen. Sie hätte die Posse ganz zurückgewiesen, wenn ihr nicht bekannt gewesen wäre, daß diese Gaukler wirklich oft sehr zweckdienliche Tränke anzuwenden im Stande seien. Besaßen doch manche derselben anerkennenswerthe Kenntnisse der einfachen Naturheilmittel. Sie waren Männer der Erfahrung; die Charlatanerien gehörten bei ihnen, wie bei so vielen Aerzten in der civilisirten Welt, mit zum Handwerk.

Der Apoto setzte sich mit schweigender Würde an der hinteren Wand der Hütte auf eine mächtige Schildkrötenschale nieder.

Als dies alles geschehen, begann der Piache seine Kur. Die Züge seines rothbemalten Gesichtes verzogen sich wunderbar, Arme und Beine hoben sich dabei tacktmäßig, bis er in einen wirklichen Tanz, oder vielmehr in ein tanzähnliches Gehen gerieth, das ihn, wohl eine halbe Stunde lang, im Kreise um die Kranke herumtrieb. Ein einförmiger leiser Gesang begleitete alle diese Bewegungen.

Der Apoto saß währenddessen unbeweglich; er verzog keine Miene; ja es lag jetzt etwas wie heilige Scheu in seinen ausdrucksvollen Zügen. Arabella's Stirne dagegen ward immer finsterer.

Die Gaukelei widerstand ihr. Es fing in ihrem Blute zu kochen an, und mehr als einmal war sie daran, der Albernheit des Gauklers ein Ende zu machen. Nur die Hoffnung daß ein wirksames Heilmittel diesem Unsinn folgen werde, hielt sie, der armen Freundin wegen, zurück.

Endlich stellte der Piache den Tanz ein. Bei seinen letzten Takten hatte er dabei einen der schmalen Seekuhriemen vom Halse genommen. Es hing ein zwei Zoll langer cylinderförmiger Stein von smaragdgrüner Farbe daran, den er jetzt der Leidenden mit der Schnur um den Hals hing.

Es war dies ein sogenannter Amazonenstein. Der Aberglaube der Indianer legt diesen Steinen große Wichtigkeit bei; man tragt sie als Amulete am Hals; denn sie schützen nach dem Volksglauben vor Nervenleiden, Fieber und dem Biß giftiger Schlangen.*)

Aber ehe der Stein mit der Schnur noch an den Hals Julia's wonderte, ereignete sich noch eine seltsame Scene.

Der Piache reichte das Amulet nämlich erst dem Apoto und dann Arabella zum Küssen dar. Der alte Häuptling vollzog diese Ceremonie der Ehrfurcht mit ernster Würde; als sich nun aber der Piache Arabella nahte und ihr durch Gebärden andeutete, den Stein ebenfalls zu küssen, hob diese ihr Haupt mit finsterem Stolze hoch empor und war eben im Begriff die Hände des Piache's, die Schnur und Stein hielten, zurückzustoßen, als sie bemerkte, daß der Wundermann leise und vorsichtig ein Stückchen Pergament aus der Höhlung des Steines hervorschob. Ein rasch mit dem Piache gewechselter Blick des Staunens überzeugte sie aber sofort, daß dies Stückchen Pergament für sie sei und von dem Apoto nicht gesehen werden dürfe. Wie ein Blitz durchzuckte ein Hoffnungsstrahl ihre Seele; rasch faßte sie Schnur und Stein und den letzteren an ihre Lippen drückend, nahm sie leise und unbemerkt das Pergamentstreifchen,

*) Ein Schlinggewächse, welches den Indianern sehr wichtig ist und aus dem die Weiber Körbe und Matten verfertigen.

*) Humboldt erkannte in diesen Steinen, daß sie zum Saussurit zu stellen seien, zum eigentlichen Nephrit, der sich oryctognostisch dem dichten Feldspath nähert.

das kaum einen Finger groß war, an sich.

Der Apoto hatte nichts bemerkt und das Amulet wanderte an den Hals der Kranken. Arabella aber barg, vor Freude und Spannung bebend, den glücklichen Raub mit einer geschickten Bewegung in ihrem Busen, denn jetzt konnte an eine Entzifferung der wenigen darauf befindlichen Schriftzüge nicht gedacht werden.

Jolokiamo, der böse Geist, war jetzt aus der Kranken ausgetrieben und der Piache hatte ihr nur noch nebenbei einen heilsamen Trank zu reichen.

Der Trank war denn auch in der That bald genug bereitet.

Gleich bei dem Dorfe stand ja ein prächtiger über 60 Fuß hoher Baum, von der Gattung, welche die Colonisten Frutta de Burro nennen. Es war eine Unona. Seine Zweige standen pyramidalisch aufwärts, fast wie bei der Pappel des Mississippi. Schnell waren durch einen Indianerknaben einige der aromatischen Früchte geholt und ebensobald ein Aufguß bereitet, den der Piache Julia eingab.*)

Ein abermaliger halbstündiger Tanz machte den Schluß der Ceremonie, worauf der Apoto und der Piache die Hütte schweigend verließen, zumal die Kranke nachgerade in einen leisen Schlummer gesunken war.

Arabella, deren Herz jetzt selbst fieberhaft schlug, folgte den Scheidenden mit gespannten Blicken; dann schlüpfte auch sie der Thüre hinaus und umschritt, dem Scheine nach gleichgültig, ihre kleine Wohnung um sich zu überzeugen, ob Niemand lausche oder durch eine Lücke zwischen den rohen Stämmen hindurchspähe.

Es war Niemand zu sehen. Als sie aber die Matte, welche den Eingang deckte, wieder hatte fallen lassen und leise neben die schlummernde Freundin getreten war, griff ihre zitternde Hand rasch in den Busen, den geheimnißvollen Pergamentstreif hervorziehend.

Aber kaum vermochte das sonst so ruhige Mädchen jetzt die wenigen Schriftzüge zu lesen, die der kleine Pergamentstreifen zeigte: O Himmel! es war die Hand Pater Acosta's!

Auf dem Pergament aber stand:

„Muth! ich bin in Euerer Nähe. Folgt unbedingt, aber mit Vorsicht, allem, was Euch der Ueberbringer zu unternehmen anräth."

„In wenigen Tagen seid Ihr frei: Pater Acosta."

Arabella athmete hoch auf. Thränen der Freude traten in ihre Augen, dann sank sie auf die Kniee, Gott inbrünstig für die nahe Hülfe dankend.

*) Dieses wirksame Fiebermittel ist auch sämmtlichen Missionären bekannt, die nie ohne Frutta de Burro sind.

Am Rio Negro.

So nähern wir uns also jetzt den Grenzen der portugiesischen Besitzungen?" — frug in diesem Augenblicke Humboldt den Pater Zea, der ihm gegenüber in der Pirogue saß.

„Allerdings!" — entgegnete dieser. — „Sie beginnt an der Mündung des Parime in den Rio Negro."

„Aber da haben wir doch wohl noch lange hin!" — meinte Bonpland.

„Vorsicht ist immer nöthig!" — sagte der Pater. — „Wir sind nicht in Europa, wo man die Grenzen mit Pfählen absteckt und nach Schuhen ausmißt. In diesen unermeßlichen Wäldern kommt es auf Meilen nicht an. Spanien und Portugal liegen sich ohnedem über die Grenzstreitigkeiten hier beständig in den Haaren, und so fürchten denn auch die Grenzbewohner diesseits in jedem Portugiesen und jenseits in jedem Spanier einen feindlichen Kundschafter. Sollte man Sie aber gar bei einer Vermessung treffen, so seien Sie versichert, daß man Sie und uns alle ohne Weiteres als Spione behandeln wird."

„Keine erfreuliche Aussicht!" — meinte Don Sotto. — „Da könnte ich am Ende als Arrestant in das Innere von Brasilien wandern, statt in die Arme meiner Braut, die, wie

ich hoffe, ohnedem mit Schmerzen auf meine Rückkunft wartet."

„Da haben wir es!" — rief hier Bonpland lachend. — „Die Geduld geht nachgerade aus und die Sehnsucht der Liebe überwiegt seinen heiligen Forschungseifer!"

„Das nicht!" — meinte Sotto. — „Aber ich weiß nicht, warum es mich in der letzten Zeit wirklich nach Hause drängt. Es ergreift mich manchmal eine Unruhe, die mir früher fremd war."

„Aber diese Unruhe ist doch süß!" — rief Bonpland scherzend. — „Sie beruht auf den Vorgefühlen und Ahnungen der Seligkeiten die für Sie Glücklichen immer näher heranrücken."

„Und diese Gefühle haben ihre volle Berechtigung!" — sagte hier Humboldt. — „Ich achte eine glückliche Ehe für das Höchste und Schönste im menschlichen Leben; auch weiß ich von meinem Bruder Wilhelm her, daß häusliche Freuden, die schönste Belohnung für männliches Wirken sind. Schon Euripides sagt: der Schätze größter auf Erden ist: ein edles Weib."

„Maroa!" — rief in diesem Augenblicke der indianische Steuermann.

Alle blickten auf. In der That zeigte sich denn auch in der Ferne ein kleines Indianerdorf, das, obgleich es nur aus einigen zwanzig Hütten bestand, auf den Karten den stolzen Namen der Mission San Maroa trug.

Humboldt befahl, als sie die Mission erreicht, anzulegen. Die Freunde stiegen aus und wurden von dem Missionär und den Indianern freundlich aufgenommen. Auch kauften sie daselbst einige schöne lebende Exemplare mehrerer Tucanarten (Piapoco) muthige Vögel, bei welchen sich die Intelligenz wie bei zahmen Raben entwickelt.

Humboldt erkundigte sich bei dieser Gelegenheit bei dem Missionär von Maroa: warum die Ufer des Rio Negro ungleich weniger von Wasservögeln bevölkert seien, als die des Cassiquiare, Meta und Arauca?

„Welche reiche Ausbeute," — so schloß er — „finden an diesen Flüssen die Ornithologen für ihre Sammlungen; während wir hier fast keine Wasservögel zu sehen bekommen."

„Daß diese Thiere hier selten sind," — entgegnete der Missionär — „rührt daher, daß der Rio Negro wenig Untiefen und keine offenen Gestade hat."

„Und sollte die Beschaffenheit seiner schwarzen Wasser nicht auch dazu beitragen?" — fiel hier Bonpland ein.

„Sicher!" — entgegnete der Missionär. — „Die Wasser des Rio Negro sind zu rein für Wasserinsekten. Die Vögel finden daher zu wenig Nahrung."

„Gott segne diese schwarzen Wasser!" — rief hier Don Sotto. — „Sie sind noch das Einzige, was einigermaßen an El-Dorado erinnert."

„Wie so?"

„Nun!" — meinte der junge Spanier — „auf ihnen hört wenigstens die Moskito-Plage auf."

Ein eigenthümliches tausendstimmiges Geschrei, das aus der Luft kam, zog in diesem Momente die Aufmerksamkeit Aller auf sich.

Der Missionär lächelte; dann wandte er sich zu Humboldt und sagte:

„Sie scheinen zu den bevorzugten Sterblichen zu gehören."

„Warum?" — frug Humboldt erstaunt. — „Weil der Himmel selbst die Beantwortung Ihrer Fragen übernimmt."

„Ich verstehe Sie nicht."

„So schauen Sie dorthin."

Humboldt und die Freunde folgten der Richtung, nach welcher der Missionär deutete. Von den jenseitigen Ufern des Rio Negro kam es schwarz und dicht.

„Was ist das?" — rief Humboldt. — „Steigt ein Gewitter auf?"

„Es sind keine Wolken!"

„Aber was denn?"

„Es sind ungeheuere Schwärme wilder Enten!"

„Himmel!" — riefen Bonpland und Sotto.

Die Masse dieser Vögel war allerdings so colossal und so endlos, and die Thiere flogen so dicht, daß sich jetzt der Himmel nachgerade zu verfinsteren schien.

„Wenn der Orinoco aus seinen Ufern tritt,“ — bemerkte der Missionär — „ziehen die Enten von Nord nach Süd.*) Die Thiere verlassen um diese Zeit das Orinoco-Thal, weil sie ohne Zweifel, wenn das Wasser steigt und die Gestade überfluthet, keine Fische, Wasserinsekten und Würmer mehr fangen können. Die Indianer hier erlegen sie dann, wenn sie über den Rio Negro ziehen, zu Tausenden.“

„Und sind sie gut und schmackhaft?“ — frug Don Sotto.

„Sie sollen gleich davon kosten.“

„Und wir können wohl auch einige Exemplare für unsere Sammlung haben?“ — setzte Humboldt hinzu.

„So viel Sie wollen!“ — entgegnete der Missionär. — „Auf der Wanderung zum Aequator, also jetzt, sind sie sehr fett und wohlschmeckend, aber im September, wenn der Orinoco fällt und in sein Bett zurücktritt, ziehen die Enten vom Amazonenstrom wieder nach Norden. Ob sie nun der Ruf der erfahrensten Zugvögel dazu antreibt, oder jenes innere Gefühl, das man Instinkt nennt, weil es nicht zu erklären ist, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß die Enten dann sehr mager sind.“

„Gut für die armen Thiere!“ — rief Don Sotto lachend — „da werden sie auch den Verfolgern entgehen.“

„Allerdings!“ — fuhr der Missionär fort — „und zwar um so mehr, als eine Reiherart — bei uns Gavanes genannt — mit ihnen wandert, die ein vortreffliches Nahrungsmittel abgibt.“

„Bravo!“ — rief Sotto heiter — „ich merke schon, die Indianer am Rio Negro sind Feinschmecker: sie essen im März Enten und im September Reiher.“

„Und in der Zwischenzeit ...... Ameisen!“ — sagte lächelnd der Pater von San Maroa.

„Pfui Teufel!“ — rief Don Sotto. — „da lade ich mich nicht zu Tische!“

*) Vom 3. bis 8. Grad nördlicher zum 1. bis 4. Grad südlicher Breite.

Alle lachten, Humboldt aber sagte nachdenklich:

„Dieses regelmäßige Ziehen der Vögel aus einem Striche der Tropen in den anderen, in einer Zone, die doch das ganze Jahr über dieselbe Temperatur hat, ist in der That eine merkwürdige Erscheinung.“

„Es ist wahr!“ — versetzte Bonpland. — „Es kommen ja auch jedes Jahr, wenn in Terra Firma die großen Flüsse austreten, viele Schwärme von Wasservögeln vom Orinoco und seinen Nebenflüssen an die Südküsten der Antillen, und doch ist der Temperaturwechsel kaum bemerkbar.“

„Man muß annehmen“ — sagte Humboldt nach einigem Nachdenken — „daß unter den Tropen der Wechsel von Trockenheit und Nässe auf die Sitten der Thiere denselben Einfluß hat, wie in unserem Himmelsstrich der Wechsel von Wärme und Kälte. Die Sonnenwärme und die Insektenjagd locken in den nördlichen Ländern der vereinigten Staaten und in Canada selbst die Colibris bis zur Breite von Paris und Berlin herauf; gleicherweise zieht der leichtere Fischfang die Schwimmvögel und die Stelzenläufer von Nord nach Süd, vom Orinoco zum Amazonenstrom. Nichts ist wunderbarer,“ — setzte Humboldt nachdenklich hinzu — „und in geographischer Beziehung noch so dunkel, als die Wanderungen der Vögel nach ihrer Richtung, ihrer Ausdehnung und ihrem Endziele.“

In diesem Augenblicke kamen mehrere Indianer, mit einer Unzahl todter Enten beladen, heran. Zugleich sahen Humboldt und seine Freunde die Eingeborenen auf allen Seiten beschäftigt, die schreiend dahinziehenden Vögel mit vielarmigen Steinschleudern in Masse zu erlegen.

Humboldt und Bonpland erkannten sofort in den Enten Patos careteros. Sie untersuchten die Thiere, zogen einige Bälge ab und fanden später auch wirklich ihr Fleisch wohlschmeckend.

Viele Freude machten den Reisenden auch noch die Colibris, die in Menge auf der Mission vorkamen. Die kleinen prachtvollen

Thierchen, mit ihren feinen spitzen Schnäbeln und ihren gabelförmigen Zungen umkreisten sie summend wo sie gingen und standen. Die kleinsten davon waren kaum größer als unsere Hummeln. Sie schwirren wie Schmetterlinge durch die Luft, von einer wohlriechenden Blume zur andern schwärmend, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß das Auge ihnen nicht zu folgen vermochte. Wenn sie die Sonne beschien, glichen sie fliegenden Edelsteinen.

Als Humboldt und die Seinen Maroa verlassen, kamen sie zuerst rechts am Einflusse des Aquio, dann an dem des Tomo vorbei; an letzterem Flusse fanden sie die Cheruwichahenas-Indianer wohnen. Der Fluß selbst — so hatten sie noch beim Abschiede von dem Missionär von Maroa vernommen — war darum von Wichtigkeit, weil er den heimlichen Verkehr mit den portugiesischen Besitzungen vermittelte.

Der Tomo kommt auf seinem Laufe dem Rio Guaicia sehr nahe, und auf diesem Wege gelangen zuweilen flüchtige Indianer vom unteren Rio Negro in die Mission Tomo.

Die Reisenden betraten diese Mission nicht; Pater Zea aber erzählte lächelnd: die Indianer in Tomo und in Maroa seien einmal in vollem Aufruhr gewesen, weil man sie zwingen wollte, den vielberufenen „Teufelstanz“ zu tanzen.

„Teufelstanz?!“ — wiederholten die Reisenden fast zugleich. — „Was ist das?“

„Sie sollen es hören!“ — sagte Pater Zea. — „Der Teufelstanz ist derjenige Tanz, mit welchem die Piaches, die — wie Sie wissen — Priester, Aerzte und Gaukler zugleich sind, den bösen Geist Jolokiamo beschwören. Nun hatten aber die Missionäre auf den eben genannten Stationen den unglücklichen Einfall, diese abergläubige Cermonieen bei den Eingeborenen dadurch auszurotten, daß sie sie lächerlich zu machen gedachten. In burleskem Styl dargestellt, sollte dieser Schwank mit dem Teufelstanz den Neubekehrten darthun, daß Jolokiamo keine Gewalt mehr über sie habe.“

„Nun?“

„Einige junge Indianer“ — fuhr Pater Zea fort — „ließen sich auch durch Versprechungen der Missionäre bewegen, die Teufel vorzustellen. Sie hatten sich wirklich zu dem Zwecke bereits mit schwarzen und gelben Federn geputzt und Jaguarfelle mit lang nachschleppenden Schwänzen umgenommen. Jetzt führte man die Indianer herbei; aber der alte Glaube der Väter saß fester, als die neue Lehre. Als die Leute die vermeintlichen Teufel sahen, schrien sie wie besessen: „Jolokiamo! Jolokiamo!“ nahmen Reisaus und liefen zumeist al monte, das heißt in die Wälder!“ *)

Alle lachten herzlich.

„Und die guten Missionäre?“ — frug Humboldt endlich.

„Hatten genug zu thun, um nur einen Theil der Flüchtlinge zurückzubringen und auf's Neue an die Missions-Niederlassung zu fesseln!“ — entgegnete Pater Zea.

„Und den Plan den Teufel der Eingeborenen lächerlich zu machen?“

„Legten sie für immer nieder.“

„Was für wunderliche Einfälle doch einem müßigen Mönche kommen,“ — sagte hier Humboldt — „der fein Leben in den Wäldern zubringt, fern von Allem, was ihn an menschliche Cultur mahnen kann.“

„Am auffallendsten ist es,“ — versetzte Pater Zea — „daß man in Tomo und Maroa den geheimnißvollen Teufelstanz mit aller Gewalt öffentlich wollte aufführen lassen, da doch sonst die Missionäre so sehr bemüht sind, alle diese Tänze gänzlich zu unterdrücken: die Todtentänze, die „Tänze der heiligen Trompete“ und selbst den Queti, den alten „Schlangentanz.“

„Was sind das für Tänze?“ — frug hier Bonpland.

„Der Schlangentanz“ — fuhr der Pater fort — „ist ein ureigenthümlicher Tanz der Indianer, der fast bei allen Stämmen vorkommt. Die Tanzenden stellen bei ihm vor, wie diese listigen Thiere aus dem Walde kommen und mit den Menschen trinken, um sie

*) Thatsache.

zu hintergehen und ihnen die Weiber zu entführen."

„Merkwürdig!" — rief Bonpland. — „Sollte man nicht glauben, das streife an die Paradiesessage?"

„Schwerlich!" — entgegnete Humboldt. — „Verführung und List sind überall zu Hause, und die Schlange gilt überall als das Sinnbild der Letzteren. Ich möchte hier in dem Bilde der listigen, raubsichtigen Schlange lieber die weißen Eindringlinge sehen."

„Und was hat es mit der heiligen Trompete zu bedeuten?" — frug Sotto.

„Die Völker am oberen Orinoco," — fuhr Pater Zea fort — „am Atabavo und Inirida verehren, gleich den alten Germanen und Persern, keine anderen Gottheiten als die Naturkräfte. Das gute Princip, nennen sie Cachimana; das ist der Manitu, der „große Geist," — der die Jahreszeiten regiert und die Früchte reifen läßt. Neben dem Cachimana steht ein böses Princip der Jolokiamo, der nicht so mächtig ist, aber schlauer und besonders rühriger. Die Indianer aus den Wäldern, wenn sie zuweilen in die Missionen kommen, können sich von einem Tempel oder einem Bilde sehr schwer einen Begriff machen. „Die guten Leute," — sagte mir einst ein Missionär, — „lieben Processionen nur im Freien. Jüngst beim Feste meines Dorfpatrons, des heiligen Antonius, wohnten die Indianer von Inirida der Messe bei. Da sagten sie zu mir: „Euer Gott schließt sich in ein Haus ein, als wäre er alt und krank; der unsrige ist im Wald, auf dem Feld, auf den Sipapubergen, woher der Regen kommt."

„Bei zahlreicheren und eben deshalb weniger barbarischen Völkerschaften bilden sich seltsame religiöse Vereine. Ein paar alte Indianer wollen in die göttlichen Dinge tiefer eingeweiht sein als die andern, und diese haben das berühmte Botuto in Verwahrung, das unter den Palmen geblasen wird, damit sie reichliche Früchte tragen. An den Ufern des Orinoco gibt es kein Götzenbild, wie bei allen Völkern, die beim ursprünglichen Naturgottesdienst stehen geblieben sind; aber der Botuto, die heilige Trompete, ist zum Gegenstand der Verehrung geworden. Um in die Mysterien des Botuto eingeweiht zu werden, muß man rein von Sitten und unbeweibt sein. Die Eingeweihten unterziehen sich der Geißelung, dem Fasten und anderen angreifenden Andachtsübungen. Dieser heiligen Trompeten sind nur ganz wenige und die altberühmteste befindet sich auf einem Hügel beim Zusammenfluß des Tomo mit dem Rio Negro. Sie soll zugleich am Tuamini und in der Mission San Miguel de Davipe, zehn Meilen weit, gehört werden. Nach Pater Cereso's Bericht sprechen die Indianer von diesem Botuto am Rio Tomo so, als wäre derselbe für mehrere Völkerschaften in der Nähe ein Gegenstand der Verehrung. Man stellt Früchte und berauschende Getränke neben die heilige Trompete. Bald bläst der große Geist (Cachimana) selbst die Trompete, bald läßt er nur seinen Willen durch den kund thun, der das heilige Werkzeug in Verwahrung hat. Die Weiber dürfen das wunderbare Instrument gar nicht sehen; sie sind überhaupt von jedem Gottesdienste ausgeschlossen."

„Hat eine das Unglück, die Trompete zu erblicken, so wird sie ohne Gnade umgebracht." Pater Zea erzählte hier, daß er im Jahre 1798 das Glück gehabt, ein junges Mädchen zu retten, der ein eifersüchtiger, rachsüchtiger Liebhaber Schuld gegeben, sie sei aus Vorwitz den Indianern nachgeschlichen, die den Botuto bließen. „Oeffentlich hätte man sie nicht umgebracht, aber wie sollte man sie vor dem Fanatismus der Eingebornen schützen, da es hier zu Lande so leicht ist, einem Gift beizubringen? Das Mädchen äußerte solche Besorgniß gegen mich und ich schickte sie in eine Mission am unteren Orinoco."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen verging der Tag; man kam an der Mündung des Cassiquiare vorbei, der den schwarzen Was-

fern des Rio Negro eine bedeutende Masse weißen Wassers zuführt, ohne daß merkwürdigerweiße die Farbe des Rio Negro im geringsten dadurch verändert wird, und näherte sich endlich, mit Sonnenuntergang, einer Insel, die der am Steuer sitzende Indianer „Insel Dapa" nannte.

Hier sollte übernachtet werden, die Piroque legte also an. Aber wie staunten die Freunde, als sie auf der ganz einsam geglaubten Insel, nahe dem Platze, an dem sie gelandet, ein Feuer erblickten, um welches vier Indianer saßen.

Humboldt und die Seinen waren aber an den Anblick völlig nackter Wilden schon so gewöhnt, daß sie nichts Auffallendes daran fanden, und auch die Indianer rührten sich nicht, als sie die Europäer auf sich zukommen sahen.

Sie waren gerade an ihrer Abendmahlzeit: das heißt, sie aßen eine Art weißen, schwarz gefleckten Teig. Es waren „Bachacos," große Ameisen, deren Hintertheil einem Fettknopfe gleicht. Sie waren am Feuer getrocknet und vom Rauch geschwärzt.

Ganze Säcke voll dieser Thiere hingen über dem Feuer.

Die Indianer verschlangen sie mit solcher Begierde, daß sie sich auch nicht im Leisesten von den herantretenden Fremdlingen stören ließen. Halb sitzend zusammengekauert und doch nur mit den Zehen und den Spitzen der Füße den Boden berührend, schauten sie dabei stumpfsinnig wie Thiere in die Flamme.

Ist das El-Dorado?" — frug Bonpland leise seinen Freund Humboldt. Ein Blick voll Mitleid und innigem Bedauern war Humboldt's Antwort.

Aber ihr Staunen sollte noch wachsen, als sie in einer nahen engen Hütte aus Palmblättern, vierzehn Menschen ganz nackt in Hängematten übereinander fanden.*)

Auch hier ließ man sich nicht stören, während aus einer anderen Hängematte zwei ebenfalls ganz nackte, allerliebste Mädchen, stiegen, und sich den Reisenden auf das unbefangenste zugesellten. Ja dieselben waren sogleich zu allen Gefälligkeiten bereit, und beeilten sich namentlich, den Reisenden Casavekuchen zu bereiten.

Humboldt ließ sie durch Pater Zea, der den Dollmetscher machte, fragen: „Ob der Boden der Insel fruchtbar sei?"

Sie erwiederten: „Der Manioc gerathe schlecht, dagegen sei es ein gutes Ameisenland und man habe gut hier leben!

Wirklich leben in jenen Gegenden ganze Indianerstämme von Ameisen. Man ißt sie nicht aus Leckerei, sondern weil das Ameisenfett (der weiße Theil des Unterleibes) sehr nahrhaft ist.

Als die Casavekuchen fertig waren, ließ sich Pater Zea einen kleinen Sack voll geräucherter Bachacos geben. Dann mischte er die zerdrückten Insekten mit Maniocmehl und aß sie mit wirklicher Eßlust.

Auch Humboldt, Bonpland und Sotto mußten davon kosten.

Kaum aber hatten sie diese kostbare Speise im Munde, als sie dieselbe wieder ausspieen.

„Pfui Teufel!" — rief Don Sotto dabei, indem er von Herzen lachte — „da klebt meinem Gaumen denn doch noch zuviel europäisches Vorurtheil an, als daß ich diese Ameisenpastete vortrefflich finden sollte!"

„Beim Himmel, Sie haben Recht!" — sagte Bonpland. — „Wissen Sie, wie das Ding schmeckt?"

„Abscheulich!"

„Wie ranzige Butter mit Brodkrume geknetet!" —

„O El-Dorado, El-Dorado!" — rief Don Sotto. — „Wie wird sich meine liebe Arabella freuen, wenn ich ihr von dir erzähle!"

Unterdessen hatte sich der Himmel überzogen und da der Regen bald in Strömen herabgoß, mußten die Freunde in der überfüllten Hütte übernachten.

Ein Glück war es für sie, daß sich die beiden Indianermädchen ihrer freundlich annahmen. Humboldt und Pater Zea schliefen in ihrer Matte; für Bonpland und Don Sotto fanden

*) Am angeführten Orte.

die lieblichen Kinder der Natur ein Plätzchen in einem der Winkel der Hütte und so ging die Nacht recht glücklich vorüber.

Die Indianer schliefen indeß nur von acht bis zwei Uhr; die übrige Zeit schwatzten sie in ihren Hängematten, bereiteten ihr bitteres Getränk Cupana, und klagten über die Kälte obgleich die Lufttemperatur 21 Grad Wärme zeigte.

Die Sitte, vier, fünf Stunden vor Sonnenaufgang wach, ja auf den Beinen zu sein herrscht übrigens bei den Indianern in Guyana allgemein. Wenn die Christen daher bei den „Seelenjagden", — bei den „Entradas" die armen Eingeborenen überraschen wollen, um sie zu fangen und unter dem Vorwande der Bekehrung als Sclaven in die Missionen zu bringen, wählt man dazu die Zeit, wo sie im ersten Schlafe liegen.

Als Humboldt und seine Freunde am frühen Morgen Hütte und Insel verließen, begleiteten sie die beiden Mädchen bis zu dem Ufer. Die übrigen Indianer waren bei dem Gehen der Fremden so stumpfsinnig gleichgültig, wie bei deren Kommen.

Natürlich ließ man die guten Kinder nicht unbeschenkt, und ihre Freude über die Korallenhalsbänder, die ihnen Bonpland und Sotto gaben, war so groß, daß sie sie hoch in die Höhe hielten, und, die glücklichen Blicke auf sie gerichtet, in der That wie Kinder tanzten.

Es hätte wohl nur eines Wortes bedurft, und sie wären mit Freude den Reisenden gefolgt.

Erst am Abend — nach zwölfstündiger Fahrt — erreichte man die Schanze San Carlos del Rio Negro, die fast unter dem Aequator liegt. Es war der erste Grenzposten gegen die portugiesischen Colonien hin, auf welchen sie stießen. Die bewaffnete Macht bestand aus ...... siebzehn Mann und dem Commandanten des Forts, einem Miilzlieutenant. Humboldt und die Freunde wurden von Letzterem freundlich aufgenommen.

Von einer Gallerie des Hauses hatte man eine sehr hübsche Aussicht auf drei dicht bewachsene Inseln. Der Strom lief dabei geradeaus von Nord nach Süd, als wäre sein Bett von Menschenhand gegraben. Nahe bei dem Hause aber standen ein paar prächtige Juviastämme; jene majestätische Gewächse, von welchen die dreieckigen Mandeln kommen, die man in Europa Mandeln vom Amazonenstrome nennt.

So freundlich und gastfrei indessen auch der Commandant war, so fing doch hier schon der Argwohn an, von dem Pater Zea vorausgesagt hatte, daß man ihn an den Grenzen finden werde.

Die Schanze, oder, wie man dort gern sagte: das Castillo de San Felipe, liegt der Mission San Carlos gegenüber, am westlichen Ufer des Rio Negro. Die Freunde wollten die kleine Festung gerne sehen; aber der Commandant trug Bedenken Humboldt und Bonpland hineinzulassen: in ihren Pässen stand wohl, daß sie Berge messen und überall im Lande, wo es ihnen gefiel, trigonometrische Operationen vornehmen dürften; aber .... vom Besehen „fester Plätze" stand nichts darin.

Don Sotto dagegen war glücklicher: als spanischer Offizier erlaubte man ihm die Besichtigung des Platzes.

Heiter, wie immer, kam er zurück; Humboldt und Bonpland aber erkannten sofort an seinem lachenden Gesichte, daß er etwas Komisches auf dem Herzen habe.

„Nun?" — frugen daher Beide — „was bringen Sie Gutes!"

„Gott segne Spanien!" — entgegnete Don Sotto munter — aber es kann sich nie verleugnen."

„Wie so?"

„Erinnert Ihr Herrn Euch noch des edlen Don Ignacio und Donna Isabella und Manuela?"

„Wer könnte diese köstlichen Figuren je vergessen!" — entgegnete Humboldt.

„Nun!" — meinte Sotto — „diese fielen mir unwillürlich bei Betrachtung des Castillo de San Felipe ein. Ungeheure Prätensionen, selbst hier in den Urwäldern, und nichts dahinter."

„Ich dachte es!" — rief Bonpland.

„Und was fanden Sie?" — frug Humboldt.

„Ich fand auf einer kleinen abgeholzten Ebene ....“

„Nun?“

„Die Anfänge eines Erdwerkes, das, wenn es vollendet wäre, ... 500 Mann zur Vertheidigung erforderte.“

„Und die Festungswerke, die wir nicht sehen durften?“ frug Humboldt lächelnd.

„Das ist eben das Göttliche!“ — rief Don Sotto lachend. — „Sie hätten sie nämlich auch nicht gesehen, wenn Sie mit mir an Ort und Stelle gewesen wären; denn .... es sind gar keine da!“

„Aber .... ?“

„Das Ganze bildet eine viereckige Verschanzung mit kaum sichtbarem Graben. Die Brustwehr fünf Fuß hoch; dem Flusse zu liegen zwei Bastionen, in welchen man vier bis fünf Stücke aufstellen könnte .... !“

„Und sind gar keine Geschütze vorhanden?“

„Doch! vierzehn Stück, aber .... ohne Lafetten, und ... von zwei Mann bewacht!“

„Don Ignacio wie er leibt und lebt!“ — rief Bonpland lachend und alle stimmten ein.

In demselben Augenblicke trat der Commandant in das Zimmer. Ein schlecht genug gekleideter Soldat folgte ihm. Als beide eingetreten und der Commandant die Fremden gegrüßt, wandte er sich zu dem Soldaten und frug:

„Was gibt es?“

„Rapport!“ — entgegnete dieser mit der ernsthaftesten Miene von der Welt.

„Erstatten!“ — sagte der Commandant ebenso.

„Ueberall ruhig um die Festung! — tönte es aus dem Munde des Kriegers.

„Gut!“ — entgegnete der Offizier. Der Soldat machte linksum, und verschwand durch die Thüre.

„Don Ignacio, Don Ignacio!“ — murmelte Sotto.

Humboldt und Bonpland mußten sich auf die Lippen beißen, um nicht zu lachen.

Der Commandant trat jetzt zu Humboldt heran.

„Ich habe gehört“ — sagte er — „daß Sie vorhaben, den Rio Negro bis zu seiner Mündung hinab zu fahren?“

„Ja!“ — versetzte Humboldt. — „Wir haben alsdann, wie Sie so freundlich waren, mir selbst zu versichern, nur noch 20 bis 28 Tage auf dem Amazonenstrom zurückzulegen, um die Küste Brasiliens zu erreichen.“

„Das ist allerdings wahr!“ — entgegnete der Commandant. — „Ich rathe Ihnen indessen davon ab.“

„Warum?“ — frug Humboldt erstaunt.

„Sie kommen in derselben Zeit an die Nordküste von Caracas zurück, wenn Sie Ihren Weg wieder über den Cassiquiare und Orinoco nehmen.“

„Aber mein Bester!“ — rief hier Humboldt — „da kommen wir ja her und unsere Hauptabsicht ist jetzt, den Amazonenstrom zu befahren!“

„Sie werden ihn nicht erreichen.“

„Ich begreife nicht ....“

„Nun!“ — sagte der Commandant ernst, — „so will ich Ihnen denn reinen Wein einschenken: Man lauert schon an der portugiesischen Grenze auf Sie.“

„Auf mich?“ — rief Humboldt lächelnd.

„Auf Sie!“

„Und warum?“

„Auch das will ich Ihnen sagen!“ — fuhr der Commandant fort. — „Man hat in Brasilien aus den Zeitungen, deren unüberlegter Eifer schon manchem Reisenden Unheil gebracht hat, erfahren, daß sie in die Missionen am Rio Negro kommen würden, um den natürlichen Canal zu untersuchen, der die zwei großen Stromsysteme verbindet.“

„Aber!“ — rief Humboldt — „wäre dies denn etwas Staatsgefährliches?“

„Für den Vernünftigen nicht,“ fuhr der Commandant ernst und gemessen fort. — „In diesen öden Wäldern aber hat man Instrumente nie anders als in den Händen der Grenzcommissionen gesehen. Nun haben aber die Unterbeamten der portugiesischen Regierung keinen Begriff davon, wie ein vernünftiger Mensch eine lange beschwerliche Reise unternehmen könne, um Land zu vermessen, das nicht sein gehört!“

„Die alte Geschichte!" — sagte Humboldt zu Bonpland und Beide dachten an den guten Missionär, der sich einst ebenso gegen sie geäußert.

„Aber sollte darum .... ?"

„Glauben Sie mir!" — fuhr der Commandant fort, den Humboldt's Ungläubigkeit zu verstimmen anfing. — „Der Befehl ist ergangen sich Ihrer Person und Ihrer Instrumente, ganz besonders aber der Verzeichnisse astronomischer Beobachtungen, welche die Sicherheit des portugiesischen Staates gefährden sollen, zu bemächtigen."

„Unmöglich!" — riefen Humboldt, Bonpland und Sotto zugleich.

„Wenn Sie es unmöglich finden, habe ich nichts dagegen!" — sagte der Commandant jetzt finster.

„Aber woher wissen Sie dies alles?" — frug hier Humboldt.

„Durch einen meiner Kundschafter," — entgegnete der Offizier, — „der erst vor wenigen Tagen aus der portugiesischen Schanze San Jose de Maravitanos zurückgekehrt ist."

„Und es wäre wirklich ein Verhaftbefehl gegen mich ergangen?" — frug Humboldt noch immer ungläubig.

„Es liegt der Befehl vor: Sie mit Ihren Freunden — im Falle man Ihrer habhaft wird — auf dem Amazonenflusse nach Gran-Para zu führen und von dort aus nach Lissabon zu schicken."

„Himmel und Hölle!" — rief Sotto spöttelnd — „und meine Hochzeit?"

Der Commandant sah' den jungen Mann finster an. Dann sagte er ruhig:

„Ich habe es gut mit Ihnen gemeint, meine Herren, thun Sie jetzt, was Sie wollen!"

Und damit grüßte er militärisch und so ernst und gravitätisch, als ob er vor einem Regimente stünde und verließ das Zimmer.

Eine Pause entstand. Humboldt ging nachdenkend auf und ab, endlich sagte er: — „Verwünschte Geschichte, wenn diese Nachricht wahr ist, dann ist unsere auf fünf Jahre berechnete Reise stark gefährdet."

„Ich glaube kein Wort davon!" — rief Bonpland.

„Unsinn!" — sagte Don Sotto. — „Der gute Mann will sich wichtig machen!"

Auch Humboldt sprach sich jetzt in derselben Weise aus.

„Denken Sie nur an die Festung hier, mit ihren Geschützen ohne Lafetten!" — rief Sotto heiter.

„Und an den Rapport!" -- ergänzte Bonpland. —

„Alles deutet, mitten im tiefsten Frieden, auf Gefahr und Ueberrumpelung, wo doch nicht der Schatten eines Feindes vorhanden ist!"

„Vorsicht ist indeß doch nöthig!" — sagte Humboldt. — „Denken Sie nur daran, wie geistig beschränkt diese Menschen sind."

„Gut!" — rief Bonpland. — „So lassen Sie uns vorwärts gehen, aber mit Vorsicht."

„Es sei!" — versetzte Humboldt. — „Gehen wir nach der Insel San Josef ab. Sie ist der südliche Endpunkt der spanischen Besitzungen. Vielleicht hören wir dort Genaueres."

Der kommende Morgen fand Humboldt und die Seinen auf dem Wege nach San Josef.

Fortsetzung folgt.

Clement.

Historischer Roman
von
Stanislaus Graf Grabowski.
Schluß.

— Nein, nein, stöhnte Clement, fast angstvoll zurückweichend, ohne die Augen zu dem zürnenden Weibe aufschlagen zu können.

— Ihr gebt also zu, daß diese Frau die Wahrheit gesprochen hat? fragte der General-Fiskal schnell.

Clement antwortete nichts, aber er senkte bejahend das Haupt ein wenig. Biela's Brust hob ein erleichternder Seufzer, und sie blickte triumphirend auf die im Zimmer Anwesenden.

— Ich werde jetzt Ihre Aussage dem Angeklagten vorlesen, sagte der Generalfiskal, sich höflich gegen Biela verneigend.

— Nein, lassen Sie mich sprechen, erwiederte diese mit gebieterischer Hoheit. Es ist mir ein Bedürfniß, diesem Nichtswürdigen zu sagen, wie tief ich ihn hasse, ihn verachte. Lassen Sie mich sprechen! er wird meinen Worten gegenüber kein Leugnen wagen, das ihn noch mehr erniedrigen würde. Höre mich wohl an, Franz! ich stehe jetzt hier als Deine Anklägerin vor dem weltlichen Gerichte, das Dich strafen wird, aber noch beredter werden meine Worte dereinst vor Gottes Thron sein, des ewigen Richters, der Dich in den tiefsten Abgrund der Verdammniß schleudern wird, denn ich will ihn darum anflehen. Es giebt schon auf dieser Erde eine Vergeltung, ich zweifle nicht mehr daran, denn ich habe erreicht, was ich mit glühender Sehnsucht gewünscht habe — aber es wird noch eine andere, schrecklichere folgen; zittere schon jetzt vor ihr, Verbrecher!

Mit leidenschaftlichen Worten, deren Strom nicht einen Augenblick stockte, mit fast übernatürlichem Feuer sprach Biela jetzt; immer drohender blitzte ihr Auge und schien sich in die Tiefe von Clements Seele senken zu wollen, um sie zu verzehren, und immer rathloser blickte er vor sich hin und vermied, ihren Augen zu begegnen. Sie schilderte ihr Leiden das Clement verursacht hatte mit so herzergreifenden Ausdrücken, daß dieser öfter sichtlich zusammenbebte und der General, der neben Kaatsch saß, sich zuweilen eine Thräne aus den Augen wischte; der Richter selbst blieb anscheinend kalt, und sein Auge, das nur einige Male mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu auf Biela streifte, blieb fast unverrückt forschend auf Clements Gesichte haften. Biela hatte sich alle Herzen unterthänig gemacht, am meisten das Clements, den sie jetzt beschuldigte; zwar war es nicht mehr die alte Liebe, die in ihm herrschte, wohl aber das Gefühl, wie tief er unter ihr stehe, die Unschuld feierte einen vollen Triumph über das Verbrechen.

Mehrere Male, während sie sprach, hatte Clement eine abwehrende Handbewegung gegen sie gemacht, als wolle er sie bitten, zu schweigen, worauf Biela indessen nicht achtete; als sie geendet hatte, sagte sie, dicht an ihn herantretend, mit erhobener Stimme:

— Habe ich die Wahrheit gesprochen, nichts als die volle Wahrheit?

Ein leises „Ja" entfloh fast unbewußt Clements Lippen, und Biela, deren Kräfte von der übermäßigen Anstrengung des Sprechens und ihrer Gefühlsaufregung ganz erschöpft waren, wandte ihm mit einem verächtlichen Blicke den Rücken zu und ließ sich in einen Sessel nieder; ihre Brust hob sich krampfhaft und in jedem Auge stand eine große Thräne.

— Ihr gesteht, daß diese Dame Eure durch Betrug Euch angetraute Gattin ist? fragte der Generalfiskal nach einer längeren Pause.

— Sie hat die Wahrheit gesprochen, erwiederte Clement, allen Gliedern zitternd, und fuhr nach einer Weile fort: Ich bitte dringend, daß man mich jetzt entläßt, ich werde zu Protokoll geben, was man in Bezug auf sie verlangt.

Der Generalfiskal hatte sich erhoben und Biela genähert, der er in sehr achtungsvoller

Haltung einige Worte zuflüsterte; sie nickte mit dem Kopfe und erhob sich sogleich, um sich zu entfernen; vorher aber wandte sie sich noch einmal an Clement und sagte mit weicher Stimme, in der keine Spur von Zorn zu bemerken war, zu ihm:

— Du hast mein Herz gebrochen, Franz, denn Du warst der einzige Mann, den ich einst liebte und auf den ich mein ganzes Glück setzte, aber Du hast mich mit unerbittlicher Härte zwei Mal von Dir gestoßen. Jetzt ist der Zweck meines Lebens, meine Rache, erfüllt, und ich wünsche nicht, daß wir uns noch einmal in dieser Welt wiedersehen. Möge Gott Dir Deine Sünde an mir vergeben, ich vermag es nicht.

Mit einer kurzen Verbeugung gegen die Richter schritt sie hinaus, wo sie Dumoulin empfing; er geleitete sie ohne eine Frage nach dem Wagen, der sie Beide nach Berlin zurückführen sollte, denn er sah an ihrem Gesichtsausdrucke, daß sie keine Neigung fühle, zu sprechen. Auch unterwegs wechselten sie kein Wort; Biela hatte ihr Gesicht verhüllt und schien zu weinen.

Clement wurde genöthigt, seine Bekenntnisse in Bezug Biela's sofort zu Protokoll zu geben, weil man die Stimmung, in der er sich befand, benutzen wollte; er that es ohne Weigerung, denn er schien an diesem Tage allen Trotz und alle Kraft verloren zu haben. In dumpfes Hinbrüten versunken, ließ er sich dann wieder in sein Gefängniß zurückführen, ohne einen Blick um sich zu werfen.

Biela war von dem Wiedersehen Clements auf das Höchste angegriffen worden; selbst Dumoulins und Emma's Versuche, sie zu trösten, machten keinen Eindruck auf sie; sie verlangte allein zu sein, und gab sich dann ganz dem ungezähmten Schmerze hin, der in ihrer Brust wüthete. Erst am anderen Morgen hatte sie diesen bittern Kampf glücklich überwunden und erschien nun wieder äußerlich kalt und gefaßt, aber mehrere Tage gehörten dazu, ehe sie einen Schimmer von Heiterkeit wiederfand und an dem, was um sie vorging, Theil nehmen konnte. Im Ganzen war sie seitdem ruhiger und kälter geworden, was sich sogar bis auf ihre Gefühle gegen Clement erstreckte; die in ihr vorherrschende Rachsucht schien ihre Befriedigung gefunden zu haben, denn sie erwähnte ihres Hasses nicht wieder, wie früher, und fragte nur selten nach dem Verlauf von Clements Prozeß. Desto lebhafter fühlte sie jetzt aber mit Emma und Dumoulin, und neue Anspielungen, die sich Grumbkow über deren Verhältniß erlaubte, führten sie zu dem Entschlusse, ihr Vorhaben in Bezug auf den König zur schnellen Ausführung zu bringen. Sie hatte bereits gegen ihre Freunde die Absicht ausgesprochen, eine Audienz bei dem Könige nachzusuchen, als dieser ihr zuvorkam, indem er Grumbkow einen unvorhergesehenen Besuch abstattete und sich dann auch ihr ankündigen ließ.

Dieses Mal war das Benehmen des Königs gegen Biela noch achtungsvoller und freundlicher, denn, überhaupt aller Zartheit und Weichlichkeit abgeneigt, schätzte er Muth und Entschlossenheit nirgends höher, als bei einer Frau, wo sich diese männlichen Eigenschaften am wenigsten erwarten ließen, und eine solche konnte nur dann auf seine volle Achtung Anspruch machen, wenn sie sich über die gewöhnliche Sphäre ihres Geschlechts erhoben hatte, nur mußte dies nicht gar zu sehr auf Kosten der Weiblichkeit geschehen. Biela wurde freudig berührt von dem Wesen, mit dem ihr der König entgegentrat, vorzüglich weil sie hieraus eine Hoffnung schöpfte, einen Einfluß auf ihn gewonnen zu haben, der ihr bei Vortragung ihrer Bitte für Emma von Vortheil sein konnte.

Der König sprach zuerst von Clement, wie dieser nicht mehr den geringsten Anspruch auf seine Gunst machen könne und wie er dem Gesetze ohne Gnade freien Lauf lassen wolle; er sagte Biela viel Schmeichelhaftes über ihr Benehmen, dem er es vorzüglich dankte, daß Clement gefügiger geworden sei, die Wahrheit zu bekennen. Biela hörte ihm ruhig zu; sie versuchte weder den Zorn des Königs gegen Clement noch mehr aufzustacheln, noch ihn zu besänftigen und für den Verbrecher zu

bitten; sie erklärte dem Monarchen, daß sie sich von Jenem jetzt für ganz geschieden halte und nicht mehr den geringsten Antheil an ihm nehme.

Dann ging der König auf Biela selbst über und fragte sie theilnehmend, ob sie schon einen Beschluß für ihre Zukunft gefaßt habe und wie dieser ausgefallen sei.

— Es wäre das Beste, Ihr kehrtet zu Eurer Familie nach Polen zurück, meinte er, da Ihr Euch hier immer fremd finden und durch die Euch umgebenden Verhältnisse an Euer Unglück erinnert werden möchtet. Wenn dies Euer Wunsch ist, so will ich noch heute an die Gesandschaft in Warschau schreiben, Eure Verwandten ermitteln zu lassen, und mich dann selbst an diese wenden.

— Ich kann Eurer Majestät nicht genügend meinen tief empfundenen Dank für Dero Huld aussprechen, sagte Biela, gerührt von der Theilnahme des Monarchen, aber ich bin wirklich noch nicht zu einem festen Entschlusse gekommen, und dieser muß wohl erwogen werden. Meine Familie wird stolz auf ihren unbefleckten Namen sein, und ich fürchte, sie wird sich nicht geneigt fühlen, mich mit offenen Armen zu empfangen, denn, abgesehen von der Schuld meiner Mutter, die der eigene Vater verstieß, würde ich ohne Namen zurückkehren und überdies an mir stets der Fleck haften, die Geliebte eines Verbrechers gewesen zu sein; in jener Entfernung würde man meine Unschuld noch viel weniger als hier ermessen können und gelten lassen. Mein Unglück hat mir auch dort die Heimath verschlossen.

— Ihr habt nicht unrecht, sagte der König nachdenklich, dennoch müssen wir ein Mittel finden, das Euch in aller Menschen Augen ganz rein darstellt. Ihr seid wohl nicht geneigt, wieder zu heirathen?

Biela blickte den König erstaunt an, und trotz ihrer trüben Stimmung war ihr das Lächeln nahe.

— Gewiß nicht, Majestät, erwiederte sie bestimmt.

Aber der König trennte sich schwer von der einmal gefaßten Idee; er liebte es besonders, Heirathen zu stiften und stieß dabei nicht gern auf einen Widerspruch. Biela zu zwingen, lag ihm fern, denn er achtete sie dazu zu hoch und fürchtete auch ihren unbeugsamen Charakter, der sich seinem Willen nicht fügen würde, falls dieser ihm widerspräche.

— Indessen wäre ein solcher Schritt das Beste für Euch, fuhr er fort, und ich wollte dafür sorgen, daß Ihr eine in jeder Beziehung vortheilhafte Partie machtet. Ich würde Euch einen meiner Offiziere vorschlagen, brave Leute mit Aussichten, und für seine Einwilligung wollte ich schon stehen. Ihr bleibt dann hier in meinem Lande, und ich will es mir zur Pflicht machen, stets für Euch zu sorgen.

— Ich erkenne die huldvolle Absicht Eurer Majestät vollkommen an, aber ich habe kein Herz mehr zum Lieben, und ohne ein solches mag ich mein Geschick auch nicht mit dem eines Andern verbinden, versetzte Biela, schon etwas unruhig über die Hartnäckigkeit des Monarchen.

— Ich dächte, Ihr ständet in ziemlich gutem Einvernehmen mit dem Major Dumoulin, rückte der König seiner Absicht näher. Was würdet Ihr ihm antworten, wenn er Euch seine Hand antrüge?

Biela schreckte unwillkürlich zusammen, als sie Dumoulins Namen nennen hörte und der König mußte dies für ein gutes Zeichen halten, denn sein Gesicht klärte sich hell auf.

— Ich kann Eure Majestät mit aller Bestimmtheit versichern, daß ich weder den Major Dumoulin noch einen Andern zu heirathen wünsche, sagte Biela fest. Was Ersteren anbetrifft, so achte ich ihn hoch und bin stolz auf seine Freundschaft, die er sich mir zu mehreren Malen erwiesen hat, weiter ist unser Verhältniß aber nie gegangen. Da Majestät indessen gerade des Majors Dumoulin erwähnen, so würde ich wagen, Sie um eine Gnade zu bitten, was schon längere Zeit meine Absicht war.

Der König schien von Biela's entschiedener Zurückweisung seines Vorschlages nicht sehr erbaut; darum schenkte er ihren weiteren

Worten wenig Aufmerksamkeit und gab ihr, etwas verstimmt, ein Zeichen, ihre Bitte ohne Umstände vorzutragen.

— So viel ich weiß, genießt der Major Eurer Majestät Gnade, begann Biela zögernd, und ich bin überzeugt, er würde sich sehr unglücklich fühlen, wenn ihm meine Hand aufgedrungen würde, denn er liebt eine Andere.

— Ach, wenn es weiter nichts ist, unterbrach sie der König heftig, dann überlegt Euch nur noch einmal meinen Vorschlag; der Dumoulin ist ein vernünftiger Mann, und ich brauche nur ein paar Worte mit ihm zu reden, um ihn Euch zuzuführen.

— Nein, Majestät, meine Bitte geht gerade dahin, ihn mit dem Mädchen seiner Wahl zu verbinden, erwiederte Biela schnell. Auch dieser würden Majestät nach den vielen Leiden, die sie ausgestanden hat, eine große Freude bereiten.

— Ich glaube, Ihr seid zu edel, Biela, meinte der König, der sich schon früher mit dem Glauben vertraut gemacht hatte, Biela liebe Dumoulin.

— Wahrlich nicht, entgegnete sie lächelnd. Majestät sind unzweifelhaft auf einer ganz falschen Spur

— Wer ist das Mädchen? fragte der König.

— Emma von Marschall, erwiederte Biela zögernd.

Und ihr Auge suchte zu erforschen, welchen Eindruck die Nennung dieses Namens auf den Monarchen hervorbrachte.

Wirklich schien derselbe davon betroffen zu sein und in Nachdenken zu versinken.

— Das hat mir Grumbkow schon gesagt, meinte er; seid Ihr dessen auch ganz sicher?

— Gewiß, Majestät, Emma ist eine vertraute Freundin von mir und hat sich offen gegen mich ausgesprochen, erwiederte Biela; sie setzt ihre ganze Hoffnung und ihr Glück auf die Gnade Eurer Majestät. Täuschen Sie ihr Vertrauen nicht. Bedenken Sie, was das arme Mädchen in letzter Zeit hat leiden müssen, und erfüllen Sie ihren Wunsch, den Dumoulin ebenso glühend theilt.

— Hm, es hat noch Zeit damit, sagte der König mit einem Gesichte, aus dem sich wenig auf seine Gedanken schließen ließ; ihre Verlobung mit Clement ist eben erst aufgelöst, und die Leute würden darüber sprechen, wenn sie unmittelbar darauf eine neue Verbindung einginge.

— Emma hat Clement nie geliebt und nur dem Zwange gehorcht, versetzte Biela bittend; Jedermann weiß dies und hat sie von Herzen bedauert. Schieben Majestät ein gutes Werk nicht in die ungewisse Zukunft hinaus, die wieder Alles anders gestalten kann, als wir meinen.

— Lassen wir diese Angelegenheit jetzt, es handelt sich vorzüglich um Eure Person, meinte der König mit ernstem Gesichte. Von dem Heirathen wollt Ihr also nichts wissen.

— Unbedingt nicht, Majestät, erwiederte Biela. Wenn Eure Majestät erlauben, daß Emma von Marschall und Dumoulin in den Ehestand treten, so will ich vorläufig bei ihnen bleiben, wie wir es schon verabredet haben; sie haben mir das Anerbieten gemacht, und ich bin mit Freuden darauf eingegangen, denn ich schätze sie Beide sehr hoch.

— Sie rechnen also schon so sicher auf meine Erlaubniß? fragte der Monarch, anscheinend etwas unmuthig.

— Sie vertrauen auf Eurer Majestät edles Herz und die Gunst, die Sie ihnen bis jetzt erwiesen haben, sagte Biela; sie erwarten mit Sehnsucht die Antwort, die ich ihnen von Eurer Majestät bringen werde.

Der König schien auf diese Worte nicht achten zu wollen, denn er fuhr fort:

— Ich möchte Euch einen geringen Ersatz für das geben, was Ihr durch Clements Schuld gelitten habt. Wäre er nicht ein so arger Verbrecher, dessen Namen noch spätere Geschlechter mit Abscheu nennen werden, so würde ich befehlen, daß Ihr fortan seinen Namen führen solltet, der Euch eigentlich von rechtswegen gebührt; jetzt aber mögt Ihr den von ihm erborgten als Euren rechtmäßigen, von mir verliehenen führen, Ihr sollt Baronin von Rosenau heißen, und ich werde Euch unverzüglich die nöthigen Urkunden darüber ausfertigen und zustellen lassen. Kehrt

Ihr in Euer Vaterland zurück, so mögt Ihr den Leuten da nach Gutdünken ein Märchen aufbinden und für eine junge Wittwe gelten, und auch hier am Hofe wird man aus dieser Verleihung ersehen, wie hoch ich Euch schätze, und Euch mit Ehrerbietung, wie sie Euer unverschuldetes Unglück verdient, begegnen.

Viela war hocherfreut; sie theilte vollkommen des Königs Ansicht, daß ihr der neue Namen eine günstigere Stellung in der Welt bereiten werde, und dankte ihm tief gerührt.

— Laßt's gut sein, erwiederte der Monarch, ich war Euch das schuldig, denn auch ich habe Euch zuerst verkannt und hatte nicht übel Lust, sehr hart mit Euch zu verfahren. Wenn Ihr noch Wünsche irgend welcher Art habt, Baronin, so wendet Euch vertrauungsvoll an mich.

Er erhob sich, um Viela zu verlassen, diese aber glaubte sich den günstigen Moment nicht entwischen lassen zu dürfen, und begann von Neuem bittend:

— Und Dumoulin und Emma von Marschall, Majestät? was darf ich ihnen sagen?

— Vorläufig noch nichts, sagte der König trocken und verbeugte sich gegen Viela, worauf er schnell ihr Zimmer verließ.

So glücklich sich Viela über die ihr selbst widerfahrene Gnade fühlte, die sie vor Fremder Augen rechtfertigte, ebenso bestürzt war sie auch über das Benehmen des Königs in Bezug auf Emma von Marschall. Seine Abneigung gegen ihre Heirath mit Dumoulin schien ihr klar zu sein und wenn sie diese mit ihres Vater Worten in Verbindung brachte, so konnte es nicht länger einem Zweifel unterliegen, der König hege wirklich die Absichten auf die Tochter des Ministers, die Grumbkow angedeutet hatte; dieß ließ sie auf das Lebhafteste für die beiden Liebenden fürchten. Sie stand lange an, ihnen ihre Unterredung mit dem Könige zu erzählen, aber sie entschloß sich endlich doch dazu, da Beide der Warnung bedurften.

Sowohl Emma als Dumoulin waren auf das Höchste von ihrem Berichte betroffen und unschlüssig, wie sie sich benehmen sollten; in großer Angst erwarteten sie jeden Augenblick, der König werde einen Schritt thun, der sie zu trennen bezweckte, und hatten schon für diesen Fall ihre Verabredungen getroffen, Alles über sich ergehen zu lassen, sich aber die Treue fest zu bewahren.

Als der König sich ein paar Tage später mit Grumbkow allein befand, redete er diesen plötzlich an:

— Er hat doch recht gehabt, Grumbkow, die Marschall ist in den Dumoulin verliebt und die Beiden wollen sich heirathen; was meint Er dazu?

— Eine gute Partie für das Mädchen, der Dumoulin wird wohl Carriere machen, erwiederte der Feldmarschall anscheinend gleichgültig, aber seine Blicke ruhten lauernd auf dem Könige und er glaubte den lange ersehnten Moment herangekommen, in dem dieser sich offen über seine Neigung zu der Tochter des Ministers aussprechen werde.

— Sie wollen den Consens von mir haben, fuhr der König fort.

— Und Majestät wollen ihn geben? fuhr der Feldmarschall erschrocken heraus; ich glaubte, die Marschall —

— Nun, was glaubt Er? fragte der Monarch, aufmerksam auf die Bestürzung Grumbkows geworden.

— Hm, es ist eigentlich schade um das schöne Mädchen, das nun in einem mühevollen Hausstande verkümmern soll, meinte der Feldmarschall; ich habe Eurer Majestät Absicht, sie an den Clement zu verheirathen, auch nie recht für Ernst gehalten und glaubte sie sei eines besseren Looses werth, stellten sie Majestät doch einmal hoch über ihr ganzes Geschlecht.

— Das Mädchen ist nun aber einmal entschlossen, zu heirathen, sagte der König.

— Sie ahnt sicher nicht, welches Interesse sie bei Eurer Majestät erweckt hat, erwiederte Grumbkow, der es für die höchste Zeit hielt sich das Vertrauen seines Herrn zu öffnen.

— Bei mir? fragte der König etwas verwundert und fuhr dann, Grumbkow verstehend fort: Er denkt wohl noch an den fatalen Maskenball in Seinem Hause?

— Eure Majestät haben das Fräulein seitdem auffallend vernachlässigt, sagte Grumbkow und ihre Verlobung mit dem falschen Baron mußte ihr wohl jeden Glauben daran nehmen, daß die Bevorzugung durch den König etwas Anderes als eine augenblickliche Laune desselben gewesen wäre. Ich bin überzeugt, die Marschall wußte die ihr damals widerfahrene Ehre hoch zu schätzen, und hätten Majestät sich nur deutlicher gegen sie ausgesprochen —

— Genug, Grumbkow, sagte der König verdrießlich; Er meint also, die Marschall habe sich damals etwas in den Kopf gesetzt, weil ich auf Seinem Maskenballe war und dort viel mit ihr redete?

— Ich glaube es sogar sicher zu wissen, Majestät, behauptete der Feldmarschall kühn und es wird nur eines Wortes von Ihnen bedürfen, jeden Gedanken an die Heirath mit Major Dumoulin aus dem Kopfe des Mädchens zu bannen.

— Meint Er das wirklich? fragte der König gespannt.

— Auf mein Wort, Majestät. Lassen Sie mich den Versuch wagen, die Marschall von Eurer Majestät Absichten in Kenntniß zu setzen.

— Nein, nein, lasse Er das nur, sagte der König schnell. Was weiß Er denn auch von meinen Absichten, die ich Ihm gar nich anvertraut habe? Glaubt Er denn, daß ich an der Marschall Wohlgefallen finde?

— Wenn Majestät Ihrem treusten Diener ein wenig mehr Vertrauen schenken wollten, das in dessen Brust sicher bewahrt ruhen würde so wäre derselbe gewiß gern bereit, Ihnen auch hierin mit allen seinen Kräften zu dienen, sagte der Feldmarschall geschmeidig.

„Wir wollen sehen, Grumbkow, meinte der König lächelnd. Was soll ich denn aber mit dem Dumoulin machen, dem ich versprochen habe, ihn zu verheirathen, und der Anspruch auf meine Dankbarkeit hat?

Grumbkows freudestrahlender Blick sagte, daß er sich seiner Sache jetzt für gewiß hielt.

— Wenn Majestät ihn nicht erst vor wenigen Tagen befördert hätten, so würde ich vorschlagen, ihn mit Vortheil in ein anderes entfernteres Regiment zu versetzen, sagte er; doch wird sich auch eine andere Gelegenheit finden, ihn von Berlin fortzuschaffen und seinen Briefwechsel mit der Marschall vorläufig zu hindern.

— Das wäre aber eigentlich undankbar von mir, Grumbkow.

— Majestät haben den Offizier, der seine Pflicht gethan hat, schon genügend belohnt, und die Dankbarkeit kann sich nicht so weit erstrecken, ihm das eigene Glück zu opfern.

— Und wo bleibt mein Versprechen?

— Es wird sich eine andere passende Partie für den Major finden, meinte Grumbkow; hier ist ohnehin auf beiden Seiten kein Vermögen, eine schlimme Aussicht für die Zukunft junger Eheleute von solchem Stande.

— Wie Er weiß, haben wir gerade Depeschen an den Gouverneur von Königsberg zu schicken, sagte der König nach einigem Nachsinnen; ich denke den Dumoulin damit zu beauftragen; diese Sendung wird ihn mindestens vierzehn Tage entfernt halten; später mag Er dann sorgen.

Der Feldmarschall verbeugte sich, vollkommen zufriedengestellt, und verließ den König, der ihm noch auftrug, Dumoulin die Depeschen selbst zu übergeben und zu beordern, in der besten Laune; auch Friedrich Wilhelm lächelte sehr vergnügt, als sich die Thür hinter Grumbkow geschlossen hatte.

Dumoulin wurde blaß vor Schreck, als er von Grumbkow den Befehl erhielt, schon anderen Morgens nach Königsberg abzureisen, denn er zweifelte nicht, daß man jetzt zur Ausführung der gegen Emma geschmiedeten Pläne schreiten werde, aber er war zu sehr Soldat um sich eine Einwendung gegen seine Ordre zu erlauben.

Biela und Emma theilten vollkommen seine Bestürzung und Befürchtung, aber sie beschworen den verzweifelnden Offizier, der allen Ernstes daran dachte, auf der Stelle um seinen Abschied zu bitten, keinen solchen übereilten Schritt zu thun, dessen Gelingen bei der Willkürlichkeit des Königs übrigens auch sehr zweifelhaft war, und Emma versicherte ihm auf das Heiligste, daß sie Nichts von ihm tren-

nen solle und daß sie im schlimmsten Falle sich geradezu dem Könige zu Füßen werfen wolle. Auch Viela verschwendete ihre Trostgründe nicht umsonst, und Dumoulin verließ Berlin beruhigter, als er es für möglich gehalten hatte. Er wollte seine Reise so viel als möglich beeilen, denn er mußte sich bei seiner Rückkehr persönlich bei dem Könige melden und gedachte, diese Audienz zu einem offenen Geständnisse zu benutzen, das eine Entscheidung seines Schicksals herbeiführen mußte.

18.

Dumoulin war kaum von Berlin abgereist, als der König ganz unerwartet einen Besuch bei dem Minister von Marschall machte. Er kam zu Fuß, ohne alle Begleitung, und der Minister, der nichts von der ihm zugedachten Ehre ahnte, bemerkte ihn erst, als er hastig die Thür seines Arbeitszimmers, in dem er gerade beschäftigt war, öffnen hörte und den Monarchen eintreten sah. Erschrocken sprang er von seinem Sitze auf und versuchte unter den tiefsten Verbeugungen einige Worte der Entschuldigung zu stammeln, daß er den hohen Besuch nicht gehörigerweise empfangen habe, aber Friedrich Wilhelm unterbrach ihn schnell:

— Lasse Er's nur gut sein, Marschall, ich komme nur auf ein halbes Stündchen ohne alle Gene. Setze Er sich hin und mache Er nicht so viele Komplimente.

Damit hatte der König einen Stuhl an den Arbeitstisch des Ministers herangeschoben sich auf demselben bedeckten Hauptes niedergelassen und ein Pack Schriften ergriffen, in denen er blätterte.

— Er ist immer bei der Arbeit, unermüdlich in Seinem Dienst, das freut mich, fuhr er fort, wünschte wohl, daß alle meine Diener Ihm glichen, aber bei aller Aufsicht ist doch immer noch eine Teufelswirthschaft in den Ministerien, und von da geht's so herunter. Höre Er mal, Marschall, ich komme eigentlich Seiner Tochter wegen.

Der Minister zuckte leise zusammen, denn ihm ahnte nichts Gutes, und er hätte viel darum gegeben, wenn sich der König gar nicht mehr um Emma bekümmert hätte, der er bis jetzt nur Herzeleid bereitet hatte; aber seine Stirn blieb glatt, er verbeugte sich anscheinend sehr geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, die der König ihm und Emma erzeigte, und horchte gespannt auf.

— Ich habe dem Mädchen bitteres Unrecht gethan, sagte der König, und das thut mir leid, ich gedenke es auch wieder gut zu machen so weit dies in meinen Kräften steht. Wenn sie Mädchen bleibt, werden die Klatschereien über sie Clements wegen kein Ende nehmen; ich glaube, es ist besser, sie verheirathet sich und giebt dadurch aller Welt den deutlichsten Beweis, daß sie jenen Menschen nie geliebt hat.

— Majestät kommen meiner gehorsamsten Bitte zuvor, erwiederte der Minister, sehr erfreut über den Vorschlag des Königs und dachte sogleich Dumoulin zu seinem künftigen Schwiegersohne vorzuschlagen, aber der Monarch unterbrach ihn mit freundlichem Gesichte indem er schnell sagte:

— Desto besser, Marschall, wenn Er auch schon dieselbe Idee gehabt hat. Ich habe auch schon einen Schwiegersohn für Sein Mädchen einen Mann der ganz zu ihr paßt und in meiner Gunst steht, die er vollkommen verdient hat; überdies will ich den Beiden das Heirathsgut geben, das ich dem Clement bestimmt hatte.

— Majestät! stammelte der Minister, zwischen Freude und Angst getheilt, denn er wußte nicht, ob der König Dumoulin oder einen Andern meine, aber die Frage darnach erstarb dem alten Manne, der in der Gegenwart seines Monarchen immer ungemein schüchtern war, auf den Lippen.

— Meint er mir die Wahl für Seine Tochter ganz überlassen zu können? hat Er so viel Vertrauen zu mir? fragte der König mit einem muthwilligen Lächeln.

Das war eine peinliche Frage für den alten Marschall, wenn er sie gewissenhaft hätte beantworten wollen, denn das erste Beispiel lehrte, daß der König nicht sehr glücklich für

seine Tochter gewählt hatte, aber ebenso wenig erlaubte es ihm seine höfische Unterthänigkeit einen Zweifel in den guten Willen desselben und sein Vermögen, denselben zur Ausführung zu bringen, zu setzen. Er rückte ängstlich auf seinem Stuhle hin und her, und in der Eile kämpften die Liebe zu seiner Tochter und seine unbedingte Unterwürfigkeit einen harten Kampf, aber die Gewohnheit an letztere und die Einsicht, ein Widerstand werde doch nutzlos sein und den Eigenwillen des Königs nur noch mehr reizen, trugen den Sieg davon.

— Ich und mein Haus sind stets Eurer Majestät Willen und weiser Einsicht unterthänig, stotterte er.

— Nun gut, meinte der König, das hatte ich erwartet, und es soll Ihn und Seine Tochter nicht gereuen. Ich will Euren Gehorsam prüfen und Euch eine Ueberraschung bereiten; sage Er das Seinem Mädchen, und mag sie sich immer auf die Hochzeit vorbereiten, die in einigen Tagen stattfinden soll; ich selbst lade mich dazu als Trauzeuge ein.

— Aber der Bräutigam? fragte der Minister angstvoll.

— Er wird ihn schon am Hochzeitstage sehen, Marschall; habe Er nur Geduld bis dahin, meinte der König, vergnügt lachend.

— Und meine Tochter soll ihn nicht einmal vorher kennen? stammelte Marschall.

— Wozu ist das nöthig? ich versichere Ihn daß es eine ganz gute Ehe geben wird, lachte der König; ich verstehe mich auf das Heirathstiften ganz gut, sehe er nur meine Potsdamer an.

— Majestät, meine Tochter liebt bereits, entrang sich mühsam der gequälten Brust des Ministers, in dem jetzt die Vaterliebe doch die Scheu vor dem Könige überwand.

— So? sagte der König gedehnt mit gerunzelter Stirn, fuhr dann aber wieder heiter fort: Nun, das thut nichts zur Sache, so eine leichte Liebschaft will bei den Mädchen nicht viel sagen.

— Einen braven Offizier, Majestät, von Ihrem Leibregimente, fuhr der Minister bittend fort.

— Ach was, Marschall, lasse Er sich von dem Mädchen nichts in den Kopf setzen, meinte der König ernst und erhob sich von seinem Sitze; dieses Mal bleibt's sicher bei meinem Willen, das sage Er ihr nur, sie wird es mir einmal Dank wissen, daß ich ihr einen so guten Mann verschafft habe. Grumbkow wird Ihm das Nähere sagen, wann die Trauung stattfinden soll; für die Einrichtung des jungen Paares braucht Er nicht zu sorgen, das überlasse Er mir, ich habe eine Schuld an Seine Tochter abzutragen.

Der Minister stieß einen tiefen Seufzer aus und verbeugte sich, denn er sah ein, daß mit dem Könige, der sich schon zum Fortgehen gewendet hatte, nichts mehr zu sprechen sei. Friedrich Wilhelm verließ das Zimmer mit einem freundlichen Kopfnicken.

Dem Minister blieb eine schwere Aufgabe zu erfüllen; er sollte von Neuem das Herz der noch immer leidenden Tochter, die in letzter Zeit schon so viel harte Schicksalsschläge hatte erdulden müssen, zerreißen, er fühlte keinen Muth, ihren Thränen und Klagen, die seiner Mittheilung von dem Gebote des Königs unzweifelhaft folgen mußten, zu widerstehen, und doch war es unumgänglich nöthig, sie auf das, was ihrer wartete, vorzubereiten; vielleicht fand ja auch noch Emma selbst ein Mittel, sich von der ihr drohenden Gefahr zu retten, wozu er selbst nicht Kraft genug besaß. Nachdem er lange darüber nachgesonnen hatte wie er Emma auf die schonendste Weise von dem Willen des Königs benachrichtigen sollte, schritt er an das schwere Werk. Aber weder seine Vernunftgründe noch seine zärtlichen Beileidsbezeugungen vermochten den maßlos ausbrechenden Schmerz des jungen Mädchens zu besänftigen; sie hatte diese neue räthselhafte Laune des Königs am allerwenigsten erwartet und war deshalb gar nicht darauf vorbereitet gewesen; sie begriff nicht, was der Monarch mit dieser Heirath beabsichtigen könne, und der sie eine Weile überkommende Gedanke, er, der durch Biela von ihrer Liebe zu Dumoulin Kenntniß erhalten hatte, gedenke sie vielleicht mit diesem zu verbinden und erlaube sich jetzt nur einen grausamen Scherz, mußte schwinden als der Vater ihr gestand, er habe ihrer Liebe

zu einem Offizier des Leibregiments erwähnt und der König ihn ohne Weiteres damit zurückgewiesen. Sagte nicht auch schon die Ordre, die Dumoulin nach Königsberg sandte daß Friedrich Wilhelm ihn gerade gewählt habe, um ihn von ihr zu trennen und in seiner Abwesenheit anderweitig über sie zu verfügen? Emma war der Verzweiflung nahe, und die einzige Hoffnung, die ihr noch blieb, war Biela die theilnehmende und aufopfernde Freundin, deren besserer Einsicht und Entschlossenheit sie vollkommen vertrauen konnte.

Kaum hatte sie sich daher von dem ersten Schreck erholt, so eilte sie zu dieser und schüttete derselben unter heißen Thränen ihr ganzes Herz aus. Biela war erstaunt und bestürzt über den unerklärlichen Entschluß des Königs, der das Mädchen, dem er selbst geneigt war, einem Andern zur Gattin geben wollte; anfangs war auch sie der Meinung, es liege hier nur ein Scherz des Monarchen vor, der es bekannterweise liebte, seine Lieblinge zu quälen, dann aber gab sie sich ganz denselben Befürchtungen wie Emma hin. Sie hatte nur einen Rath für diese, der ganz ihrem eigenen stolzen und kräftigen Sinne entsprach, sich nämlich zuvörderst mit offenem Vertrauen nochmals an die Königin zu wenden, falls dies aber auch von keinem Erfolge sei, es ruhig auf das Aeußerste ankommen zu lassen und nöthigenfalls noch vor dem Altare auf ihrer Weigerung, die Gattin eines ungeliebten Mannes zu werden, zu beharren. So sanft und schüchtern Emma sonst war, fühlte sie doch mit Biela, daß der von dieser angegebene Weg der einzige sei, den sie einschlagen könne, und hatte sie auch kein Vertrauen, daß sich die selbst in vollständiger Abhängigkeit von ihrem Gemahle stehende Königin ihrer kräftig annehmen werde, so wollte sie wenigstens erst diesen Vermittelungsversuch wagen, ehe sie es dazu kommen ließ, den Zorn des Königs auf das Aeußerste zu erregen; Biela's Trost, daß keine menschliche Macht und Willkür sie zwingen könne, vor dem Altar ihr „Ja" zu sprechen, hatte ihr Kraft gegeben.

Es war nicht möglich, Dumoulin eine schriftliche Nachricht von dem Vorgefallenen zu geben; ein an ihn abgesandter Brief würde erst in acht bis zehn Tagen in Königsberg eingetroffen sein. Die beiden Mädchen hatten Niemand, dem sie sich anvertrauen konnten, aber sie waren entschlossen, den Kampf mit dem mächtigen Monarchen zu wagen.

Emma hatte eine Audienz bei der Königin nachgesucht; sie erhielt diese, aber die hohe Frau die von dem innigsten Mitleiden für sie beseelt wurde, mußte sich doch außer Stande erklären, ihr helfen zu können, da sie den aufbrausenden Zorn ihres eigensinnigen Gemahls wohl kannte. Mit der Versicherung ihrer ganzen Huld und innigsten Theilnahme entließ sie Emma, die nun keinen anderen Weg mehr vor sich sah, als offenen Widerstand, der ihrem sanften Gemüthe am allerwenigsten entsprach.

Als Grumbkow sich wieder im Zimmer des Monarchen mit demselben allein befand, wartete er ungeduldig auf eine Erklärung von dessen Seite über seine Absichten mit Emma; er wußte noch nicht, was Jener darüber bereits dem Minister von Marschall mitgetheilt hatte.

— Grumbkow, sagte der König plötzlich weiß Er, was ich mit der Marschall vorhabe?

Der Feldmarschall horchte hoch auf, denn nun war das ersehnte Thema angeschlagen.

— Ich werde sie verheirathen, sagte der König trocken.

Dem Feldmarschall versagte vor Erstaunen fast die Sprache; in schneller Gedankencombination hatte sich aber die Ansicht in ihm befestigt, der König werde einen schwachen, ihm ganz ergebenen und unterthänigen Mann zu Emma's Gatten gewählt haben, der wohl nicht viel mehr als seinen Namen zu dieser Ehe hergeben werde, unter deren Deckmantel der Monarch seine Leidenschaft für Emma besser zu verbergen gedenke. Er staunte über den Scharfsinn seines Herrn, aber er fürchtete auch sein Einfluß auf Emma könne durch ihren zukünftigen Gatten geschmälert werden.

— Wundert Er sich darüber? fragte der König, sein Erstaunen gewahrend. Ich bin dem Mädchen eine Revanche schuldig für den Verlust Clements; sie soll eine gute Partie

machen, und ich will ihr das Heirathsgut geben, das ich Jenem ausgesetzt hatte.

— Und wen gedenken Majestät so zu beglücken? fragte Grumbkow gespannt.

— Sei er nicht neugierig, Grumbkow, das bleibt vorläufig mein Geheimniß, erwiederte der König.

— Aber der Major Dumoulin?

— Ach was, der ist ja in Königsberg, brummte der Monarch unmuthig.

Grumbkow war zufrieden, denn auch in ihm hatte sich einen Augenblick der Gedanke geregt, der König möge mit der ihm eigenen Festigkeit seiner Neigung zu Emma Schweigen geboten haben und wirklich daran denken sie glücklich zu machen. Daß Emma nun einen ungeliebten Mann heirathen sollte, bestätigte des Feldmarschalls frühere Ansicht.

— Majestät werden ohne Zweifel eine passende Wahl getroffen haben, meinte er lächelnd, ich selbst habe schon diese Idee gehabt, wagte aber nicht, sie Eurer Majestät vorzuschlagen. In der That ein vortreffliches Mittel, das Mädchen vollständig von dem Major Dumoulin zu trennen und Eurer Majestät Wünschen gegenüber weniger bedenklich zu machen.

Der König lachte vergnügt.

— Wann soll denn die Hochzeit stattfinden? fragte Grumbkow neugierig.

— In wenigen Tagen, ich warte nur noch auf den Bräutigam, den ich hierher beordert habe, erwiederte der König; Er soll mir indessen alle Vorbereitungen für die Hochzeit treffen, und ich werde Ihm darüber noch nähere Instruktionen geben, derenwegen Er mit Marschall in Verbindung treten mag.

— Wenn die Marschall aber Umstände macht, Majestät, wie sich wohl erwarten läßt? fragte der Feldmarschall ängstlich.

— Sie wird sich hüten, meinte der König mit zornigem Aufblitzen der Augen. Bereite Er mir nur den alten Marschall darauf vor, daß ich von seiner Tochter entschiedenen Gehorsam verlange, sonst soll sie es bitter bereuen.

Der Feldmarschall verbeugte sich, innerlich triumphirend; er erlaubte sich noch einige Bemerkungen über den voraussichtlichen Erfolg der Pläne seines Herrn, die dieser in bester Laune aufnahm; das Verhältniß zwischen dem Könige und seinem alten Günstlinge schien vertrauter als je. Dieser hatte, als er entlassen worden war und die Instruktionen über die Vorbereitungen zur Hochzeit empfangen, nichts Eiligeres zu thun, als sich zu dem Fürsten von Anhalt zu begeben und diesem zu erzählen, was bevorstehe und daß sich nun die Aussicht eröffne, wenn man nur Emma von Marschalls Vertrauen vollständig gewinnen könne, durch sie einen unbeschränkten Einfluß auf den Monarchen auszuüben. Der Fürst Leopold dachte doch zu ehrlich, um das Benehmen des Königs zu billigen, und er sprach sich darüber auch offen zu Grumbkow aus, aber er hatte auch nicht die Lust, die kaum wiedergewonnene Gnade des Königs dadurch zu verscherzen, daß er ihm Vorstellungen zu Emma's Gunsten machte; er erklärte daher Grumbow nur, er möge mit der ganzen Geschichte nichts zu thun haben.

Dieser dachte indessen anders; er begab sich in das Marschall'sche Haus, in dem er als Bote des Königs freundlich empfangen werden mußte, und entledigte sich gegen den alten Minister seiner Aufträge, die vorzüglich dahin gingen, Emma solle sich jeden Tag zu ihrer Vermählung bereit halten, denn dieselbe solle vollzogen werden, sobald der ihr bestimmte Bräutigam in Berlin eingetroffen sei. Aber auch mit ihr selbst sprach er und zwar in einem so vertrauenden, liebreichen Tone, so voll innigen Mitgefühls, daß sie nicht wußte, ob sie darin nur Heuchelei sehen oder ihm dafür Dank wissen sollte. Ungeachtet aller ihrer Bitten war er aber nicht dahin zu bringen, ihr zu gestehen, mit wem sie der König zu vermählen gedenke, was er zu wissen vorgegeben hatte. Ueber ihre Absicht, sich noch im letzten entscheidenden Augenblicke dem Willen des Königs offen zu widersetzen, sprach sich Emma auf Biela's Rath nicht gegen den Feldmarschall aus, denn dies konnte zur Folge haben, daß er es dem Monarchen verrieth und dieser desto sorgfältigere Maßregeln nahm, es zu verhindern oder wenigstens nutzlos zu machen.

In entsetzlicher Angst vergingen Emma die nächsten Tage, an deren jedem sie das drohende Unglück über sich hereinbrechen zu sehen fürchtete, mit Sehnsucht erwartete sie Dumoulins Rückkehr, und hätte ihr derselbe jetzt die abenteuerlichsten Vorschläge gemacht, zu fliehen oder sich auf irgend eine andere Weise der Willkür des Königs und der traurigen Zukunft zu entziehen, so würde sie dieselben gewiß angenommen haben; aber Dumoulin kam nicht zu ihr.

Etwa vierzehn Tage nach seiner Abreise von Berlin traf er daselbst in Eilreisen wieder ein, nachdem er sich in Königsberg seiner Depeschen entledigt hatte; auch er hatte diese Zeit in der größten Spannung zugebracht und sich lebhaft nach dem Wiedersehen mit Emma gesehnt. Ehe er aber den Wünschen seines Herzens freien Lauf lassen und zu der Geliebten eilen durfte, mußte er sich auf der Commandatur melden und wurde von hier sofort zum Könige gesandt, wie er es erwartet hatte.

Der Monarch war sehr ernst, als der Major bei ihm vorgelassen wurde, in seinen Zügen sprach sich sogar eine gewisse Härte aus, die Dumoulin in Erstaunen setzte, da er sich keiner Schuld bewußt war. Indessen blieb ihm keine Zeit zum Nachdenken über den möglichen Grund von des Königs augenscheinlicher Stimmung, denn er mußte sogleich seine Meldung abstatten.

Der König nickte gleichgültig mit dem Kopfe dann sagte er kurz:

— Er soll heirathen Dumoulin.

Der Offizier blickte ihn einen Augenblick zweifelnd an; er wußte nicht, ob er hoffen oder fürchten solle, aber ein gewaltiger Schreck überkam ihn, als der König ebenso trocken fortfuhr:

— Hat er nicht einmal der Wagnitz stark den Hof gemacht?

— Majestät, stammelte Dumoulin, es war eine leichtsinnige Galanterie von mir an der das Herz durchaus keinen Theil hatte. Ich liebe —

— Schon gut, unterbrach ihn der König streng; gehe Er auf die Schloßwache hinunter und entferne Er sich nicht von dort, bis Er weitere Befehle von mir erhält.

Sein Ton war so kurz und gebieterisch, daß Dumoulin sich einer groben Insubordination, für die er nicht auf Verzeihung hätte rechnen dürfen, schuldig gemacht haben würde, hätte er noch ein Wort wagen wollen. Er machte militairisch Kehrt und ging festen Schrittes hinaus, so schwer es ihm auch wurde, seine Fassung zu behaupten. Was bedeutete dieser unfreundliche, sogar harte Empfang? was die Worte des Königs, die ihn so überraschend getroffen und tief niedergeschmettert hatten? Die Erklärung lag ziemlich nahe nach dem, was er bereits von Biela und Emma über des Königs Neigung zu Letzterer gehört hatte; es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß jetzt der Moment gekommen war, in dem man offen damit hervortrat, ihn für immer von Emma zu trennen, und der Offizier war der Verzweiflung nahe, als er die Schloßtreppen hinunterstieg. Wahnsinnige und unausführbare Ideen durchkreuzten sein Gehirn, und sein Fuß zögerte, ob er dem erhaltenen Befehle folgen solle, der ihn machtlos gegen die Willkür machte, aber der Soldatengeist, die gewohnte Disziplin lebten zu mächtig in ihm, als daß er ungehorsam hätte sein können. Er traf auf der Schloßwache ein und saß dort bald, den Kopf trübe aufstützend, in Gedanken versunken, was er thun solle. Vor Allem hätte er gern Emma von seiner Ankunft in Berlin benachrichtigt, aber er mußte vermuthen, daß der wachthabende Offizier bereits Instruktionen in Betreff seiner empfangen hätte und seine Correspondenz mit Jedermann hindern würde; dennoch beschloß er den Versuch zu wagen und schrieb an Biela, da er Emma nicht kompromittiren wollte, einige Zeilen, in denen er sie behufs sofortiger Mittheilung an Jene benachrichtigte, daß er in Berlin angekommen, durch den König selbst aber auf die Wache geschickt sei, die er bis auf Weiteres nicht verlassen dürfe; um seine Geliebte nicht noch mehr zu beunruhigen, erwähnte er gar nicht, was der König über seine Verheirathung mit der Wagnitz geäußert habe.

— Würdet Ihr wohl so freundlich sein, Herr Kamerad, dieses Billet an seine Adresse im Hause des Feldmarschalls von Grumbkow besorgen zu lassen? fragte er, sich ganz unbefangen stellend, den wachthabenden Offizier.

Dieser erklärte sich sofort bereit dazu; er hatte wirklich keine Instruktionen in Betreff Dumoulins erhalten, und zu seiner lebhaften Freude sah Letzterer gleich darauf einen langen Grenadier der Wache, der sein zierliches Billet unter den Patrontaschenriemen gesteckt hatte, fort- und Grumbkows Hause zuwandern. Dumoulin war ein wenig beruhigter, denn er war überzeugt, die Nachricht von seinem Eintreffen werde Emma und Biela neuen Muth und Kraft zum Widerstande geben, und er selbst fühlte den Entschluß immer mehr in sich erstarken, sich nöthigenfalls dem Willen des Königs geradezu zu widersetzen, sollte ihn dies auch auf die Festung, wie voraussichtlich war, führen.

Lange Zeit war vergangen, ohne daß Dumoulin irgend eine Nachricht zukam, und schon war der Abend hereingebrochen, als der General-Adjutant des Königs, von Derschau, erschien und ihn aufforderte, ihn zu begleiten; er sprach sich durchaus nicht über das Ziel ihres Weges und den Zweck seiner Sendung aus, aber Dumoulin bemerkte zu seinem Schrecken, daß er ihn dem Dome zuführte, dessen hohe Fenster zeigten, daß das Innere erleuchtet sei. Sein Herz schlug laut, aber er bemühte sich, dem General-Adjutanten gegenüber seine Schwäche, die ihm unmännlich schien, zu verbergen. Dumoulin betrat das hohe Gebäude mit der festen Ueberzeugung, er werde es bald wieder als Arrestant verlassen; er fürchtete nicht dies, sondern nur die rohe Behandlung des Königs, zu der dieser sich oft in seinem Jähzorne fortreißen ließ.

Inzwischen war Biela, sobald sie Dumoulins Billet erhalten hatte, mit demselben voller Freude zu Emma geeilt und hatte es ihr gezeigt. Einen Augenblick leuchtete auch in deren Augen die Hoffnung und Glückseligkeit auf, aber ebenso schnell waren diese auch wieder verschwunden, denn Dumoulin saß ja im Arrest und war verhindert, zu ihr zu kommen; neue Angst um ihn regte sich in ihr, denn sie zweifelte nicht, die gegen ihn ergriffene Maßregel stehe auch irgendwie mit ihr in Verbindung, zumal Dumoulin in seinem Briefe auf das Heiligste versichert hatte, er sei sich keines Dienstfehlers oder keiner Schuld bewußt. Die beiden Mädchen berathschlagten noch, wie man sich mit ihm in Verbindung setzen könne, als Emma's Vater eintrat, blaß, verstört und auf das Höchste erregt.

— Grumbkow ist hier, sagte er mit zitternder Stimme; er kommt im Auftrage des Königs und will Dich sogleich selbst sprechen, Emma.

Der alte Mann verschwieg, daß Grumbkow ihm bereits den Befehl des Königs mitgetheilt habe, er solle Emma, der nur eine kurze Zeit, um ihre Toilette zu machen, zu geben sei, mittheilen, der für sie bestimmte Bräutigam sei angekommen, und sie solle sich in seiner Begleitung nach dem Dom begeben, wo sofort in Gegenwart des Königs selbst die Trauung vollzogen werden sollte.

— Was bringt er? Du weißt es, Vater, ich beschwöre Dich bei aller Deiner Liebe zu mir, sage es mir, damit ich jenem Manne nicht ganz unvorbereitet entgegentrete, rief Emma in angstvoller Ahnung.

Der Minister hatte den Kopf schweigend gesenkt.

— Meine Ahnung täuscht mich nicht, Vater, fuhr Emma flehend fort; der Augenblick, der über mein Lebensgeschick entscheiden soll, ist gekommen, und Grumbkow hat es Dir bereits gesagt. Was verlangt der König von mir? sprich es aus. Ich werde das Schrecklichste aus Deinem Munde leichter hören können, als aus dem des heimtückischen, heuchlerischen Mannes der vielleicht mein ganzes Unglück verschuldet hat.

Der Minister hielt es gleichfalls für besser, selbst der Verkünder der bösen Botschaft zu werden; mit Mühe faßte er den Entschluß dazu.

— Du hast richtig vermuthet, meine arme Tochter; Grumbkow ist hier, Dich nach dem Dome zu geleiten, sagte er aus gepreßter Brust.

Emma stieß einen Ruf des Entsetzens aus und sank bewußtlos in einen Sessel nieder; der Minister kämpfte mit dem Entschlusse, den er niemals über sich gewonnen hätte, sich jetzt noch dem Könige zu Füßen zu werfen und ihn um Gnade für seine Tochter anzuflehen; nur die besonnenere Biela blieb ruhig und nachdenklich, und es schien sogar, als ob sich ihr Gesicht immer mehr erheitere.

— Sei muthig, Emma! rief sie dieser plötzlich lebhaft zu; es ist unmöglich, daß der König so grausam ist, als wir es jetzt meinen; vielleicht stehst Du sogar Deinem Glücke näher, als Du denkst, und wirst ihm noch zum Danke verpflichtet sein. Dumoulin ist heute gerade in Berlin angekommen; dieses merkwürdige Zusammentreffen der Umstände bringt mich auf den Gedanken, daß sich der König nur einen bösen Scherz mit Dir erlaubt und Dich durch eine Trauung mit Deinem Geliebten selbst überraschen will. Bleibe stark und vertraue dieser Hoffnung; eine Ahnung sagt mir, daß sie nicht irre leitet; wenn sie aber dennoch trügen sollte, so kannst Du immer noch bei Deinem früheren Entschlusse bleiben.

Biela sprach so zuversichtlich, daß Emma wieder das Haupt erhob und sie einen Augenblick vertrauend und hoffnungsvoll anblickte, aber ebenso schnell ging dieser trostvolle Glaube ihr wieder verloren, und während Thränen über ihre blassen Wangen hinabperlten, schüttelte sie schmerzlich den Kopf und flüsterte:

— Du täuschest Dich, Biela; wäre es, wie Du meinst, so würde sich Grumbkow anders benommen haben.

Auch der alte Minister theilte vollkommen diese Ansicht seiner Tochter, und selbst Biela wurde einen Augenblick davon betroffen, aber, sich schnell erholend, meinte sie:

— Ihr habt mir so viel von den Launen des Königs erzählt, die oft ganz räthselhaft erscheinen; warum sollte er in einer solchen nicht auch Grumbkow getäuscht haben? Vor Allem ist es nöthig, Emma, daß Du Dir Deine Ruhe und Kraft bewahrst und nicht bang verzweifelst; Du hast noch im letzten entscheidenden Augenblicke Zeit zum Handeln; vergiß das nicht und reize nicht den Zorn des Königs, der Dich in jedem Falle schwer treffen könnte. Ich bitte Dich, sei stark; ich werde Dich begleiten und nicht von Deiner Seite weichen.

— Dies ist auch gerade der Wille des Königs, meinte der schwer niedergedrückte Minister; Grumbkow, der Euch hier vermuthete, hat mir dies auch mitgetheilt. Folge Deiner Freundin, Emma, sei stark und trage den unabänderlichen Willen unseres Königs mit Ergebung; Du weißt, wie hart er den Ungehorsam zu strafen versteht.

Von Neuem bestürmte Biela ihre Freundin mit Bitten und Trostsprüchen, und endlich gelang es ihren und des Ministers vereinten Bemühungen, sie dahin zu bewegen, daß sie sich ankleidete, um Grumbkow zu folgen; mit Todesangst hatte sie sich an die letzte Hoffnung geklammert, Biela's Vermuthung werde sich vielleicht doch bestätigen.

Ihre Toilette war schnell beendigt; sie war nicht gerade die einer Braut, denn ihr Gefühl sträubte sich dagegen, und nur mit Mühe gelang es Biela's Zureden, sie zur Anlegung einigen Schmuckes zu bewegen. Während dieser ganzen Zeit war Emma in ein verzweifeltes Schweigen versunken, aber ihr Aussehen sagte genügend wie sehr sie litt.

— Wenn es zum Aeußersten kommen sollte, Biela? sagte sie nur einmal schaudernd zu ihrer Freundin; ich fürchte mich vor der Wuth des Königs, seiner Rohheit, die keine Grenzen kennt.

— Sei stark und hoffe, erwiederte Biela immer wieder. Ich bleibe bei Dir, und ich fürchte mich nicht vor ihm; nöthigenfalls will ich mich zwischen ihn und Dich werfen und ihm zeigen, was ein muthiges Weib vermag und wie sie es wagt, ihm die Wahrheit zu sagen. Aber es wird nicht so schlimm werden, er kann nicht so ganz herzlos sein; ist auch der Scherz, wenn er sich nur einen solchen aus Deiner Qual gemacht hat, grausam genug, wir würden ihn ihm doch vergeben.

Endlich war Emma's Toilette beendigt, und, von Biela begleitet, trat sie nun war-

lenden Schrittes in das Zimmer, in dem sich Grumbkow und ihr Vater, ihrer wartend, befanden.

Der Feldmarschall stand bei dem Erscheinen der beiden Damen sogleich ehrerbietig auf, begrüßte sie in gleicher Weise und sprach dann einige Worte über die unangenehme Pflicht, die ihm sein Monarch auferlegt habe; er schien Emma aufrichtig zu bedauern, was ihre Angst nur noch mehr erhöhte.

— Sagen Sie mir, wer mich im Dome erwartet, bat Emma flehentlich mit einem Blicke der unaussprechlichsten Angst.

Der Feldmarschall wäre dies beim besten Willen nicht im Stande gewesen, aber er liebte es zu sehr, mit dem vollen Vertrauen des Königs zu renommiren, als daß er seine Unkenntniß offen hätte gestehen sollen; er entschuldigte sich daher hartnäckig mit dem ausdrücklichen Verbote des Königs.

— Die Zeit drängt, wir müssen aufbrechen, sagte er dringend. Seine Majestät selbst erwarten uns zur Stunde und würden es mich schwer entgelten lassen, wenn wir nicht pünktlich wären.

Es ließen sich dagegen keine Einwendungen machen; die Mädchen mußten die vor der Thür stehende Hof-Equipage besteigen und Marschall und Grumbkow nahmen ihnen gegenüber Platz. Die Stille während der Fahrt wurde nur zuweilen durch einen schweren Seufzer oder ein leises Schluchzen Emma's unterbrochen; Viela begnügte sich, ihr tröstend die Hand zu halten und zu drücken.

Es war etwa sieben Uhr Abends, als man auf dem Lustgarten und vor dem Dome eintraf und ausstieg; das dunkle Gebäude dünkte Emma, die es sonst oft mit ganz anderen Gefühlen betrachtet hatte, das Grab ihres Glückes.

Grumbkow hatte dem erhaltenen Befehle gemäß die Equipage nicht vor dem Hauptportale der Kirche, sondern vor der Sakristei halten lassen; wie er der fast vor Angst vergehenden Emma mittheilte, sollte sie hier in Gegenwart des Königs zuerst den ihr bestimmten Gatten sehen. Der Feldmarschall selbst war höchst unruhig; die Neugierde und die Besorgniß, Emma's Gemahl möge ein Mann sein, der es verstände, ihm die Spitze zu bieten und sich selbst eines Einflusses auf Emma und durch sie auf den König zu versichern, quälte ihn nicht wenig. Er hatte Emma seinen Arm geboten, und so erschöpft wie sie war, vermochte sie kaum seinen schnellen Schritten zu folgen.

Das Gemach, das die Sakristei bildete, war hell erleuchtet; bei ihrem Eintritte befanden sich in demselben nur der Hofprediger Jablonsky und der König selbst, Letzterer in seiner gewöhnlichen Uniform, mit dem einzigen Unterschiede, daß er an dieser heiligen Stätte seinen Hut abgenommen hatte. Er erhob sich schnell und ging Emma mit einem freundlichen Gesicht entgegen.

— Freut mich, daß Ihr meinem Befehle so gehorsam gewesen seid, sagte er lächelnd; Ihr sollt aber auch dafür belohnt werden, denn Ihr macht eine prächtige Partie, nicht wahr, Grumbkow?

Der Feldmarschall, der den Bräutigam gar nicht kannte, blickte den König etwas verwundert an, verbeugte sich aber, ihm gehorsam beistimmend.

— Eigentlich hat mich Grumbkow zuerst auf diese gute Idee gebracht, fuhr der König zu Emma fort; Ihr seid ihm daher auch Euren Dank schuldig.

Diese Worte zerstörten mit einem Schlage alle letzten Hoffnungen Emma's, denn sie konnte sich wohl für überzeugt halten, Grumbkow werde ihre Verbindung mit Dumoulin gewiß nicht begünstigt haben; Viela meinte und dachte dasselbe und schleuderte einen zornigen Blick aus ihren großen flammenden Augen auf ihren Vater, der, den König nicht begreifend und einsehend, daß es nun leicht mit seinem ganzen Einflusse auf Emma ein Ende haben könnte, bestürzt und blassen Gesichts vor sich hinsah; er hielt die Aeußerung des Monarchen nur für einen Scherz aber dieser war ein sehr übler und leistete ihm schlechte Dienste.

— Majestät, haben Sie Gnade mit mir! rief Emma, alle ihre früheren Vorsätze vergessend und sich dem Könige unter hervorströ-

menden Thränen zu Füßen werfend; ich kann die Qual, die mein Herz drückt, nicht länger ertragen — ich will, ich kann nicht heirathen.

Friedrich Wilhelm schien einen Augenblick gerührt als er in das blasse, von dem tiefsten Schmerz entstellte Gesicht des knieenden Mädchens blickte; dann sagte er ernst, aber milde:

— Ihr thut mir unrecht, liebe Marschall wenn Ihr meint, ich hätte eine Eurer unwürdige Wahl getroffen. Warum seid Ihr so verzagt? Ihr kennt doch noch nicht den Bräutigam?

— Nein, Majestät, lassen Sie mich ihn nie sehen; noch ist es Zeit, einer milden Regung des Mitleids Raum zu gestatten, ehe ich vor mehr Zeugen stehe, rief Emma flehentlich. Haben Sie Erbarmen mit meinem schon lange schwergefolterten Herzen und ersparen Sie mir diese Qual, die mir den Verstand nehmen oder mich zum Aeußersten treiben wird.

Der König schien einen Augenblick nachzudenken, dann sagte er mit gerunzelter Stirn:

— Das ist eine schlimme Sache; der arme Bursche, der Euer Gatte werden soll, thut mir leid, denn ich bin überzeugt, er liebt Euch wirklich von Herzen. Dann sind die Trauzeugen auch schon versammelt, und es würde einen argen Skandal geben, wenn die Trauung jetzt noch rückgängig würde.

— Euer Majestät Wille ist allmächtig, und es wird sich leicht ein Vorwand für denselben finden lassen, sagte Biela näher tretend. Majestät sind edel und weichen Gefühls, Sie glauben an einen Gott und wissen, daß es gegen sein Gebot ist, zu scheiden, was er selbst zusammengefügt hat; Emma kann ihr Glück nur an dem Herzen eines einzigen Mannes finden, und das Gebot eines Königs erstreckt sich nicht über die Empfindungen des Herzens.

Der König sah Biela eben nicht sehr freundlich an, und ohne ihr etwas zu erwiedern, fiel sein Auge wieder auf Emma, die seinem Zeichen, sich zu erheben, nicht gefolgt war.

— Beruhigt Euch, Kind, sagte er gütig; Ihr sollt den Bräutigam sehen, und wenn er Euch nicht gefällt, so mag der Teufel meine gute Absicht und die ganze Trauung holen; verzeiht, Ehrwürden.

Mit diesen Worten schritt der König schnell an die in die Kirche führende Thür, öffnete sie ein wenig und rief halblaut seinen Flügeladjutanten von Derschau. Unmittelbar darauf trat dieser in Begleitung eines Offiziers ein, in dem alle Anwesenden zu ihrem Erstaunen den Major Dumoulin erkannten.

— Hier ist der Bräutigam, macht's mit ihm selbst ab, sagte der König schnell zu Emma und warf sich nachlässig wieder in seinen Sessel.

Emma's Brust hatte sich erleichtert schon gehoben, als der König seinen Entschluß aussprach, ihr freien Willen zu lassen, denn es war bekannt, daß er seine Worte nie widerrief; aber noch wagte sie kaum an dieses Glück zu glauben, als sich das viel größere mit Dumoulins Erscheinen ihr eröffnete. Es erging ihr fast ebenso wie Dumoulin, der starr vor Verwunderung stehen geblieben war, nicht wissend, ob er hoffen dürfe, Emma sei die für ihn bestimmte Braut, denn er hatte die vorhergegangene Unterredung nicht gehört, und ob er sie in Gegenwart des König als solche umfangen dürfe. Sie blickte mit hochwogendem Busen und Thränen in den Augen, die, dieses Mal den seligsten Gefühlen entflossen, sich mit denen des vorübergegangenen Schmerzes mischten, zweifelnd bald auf den Geliebten, gegen den sie sehnsüchtig die Arme ausstreckte, bald auf den König, der sichtlich zwischen Rührung und dem Bestreben, zu lachen kämpfte.

Dieser Zweifel der beiden Liebenden dauerte aber nur wenige Augenblicke, und aus den billigenden Blicken des Königs gewiß, daß sie für einander bestimmt seien, stürzten sie sich, alle Rücksichten vergessend, einander in die Arme. Jetzt waren die Fesseln gebrochen, die bis dahin alle Anwesenden festgebannt gehalten hatten; der König brach in ein schallendes fröhliches Gelächter aus, das eigentlich wenig zu dem heiligen Orte, an dem man sich befand, paßte, der Hofprediger lächelte sehr zufriedengestellt, denn auch er hatte sich schon in einem argen Conflicte zwischen seiner Ansicht, daß der Zwang die heilige Handlung profa-

nire, und dem Gehorsam, den er seinem Landesfürsten schuldete, befunden, und Viela war so überglücklich, daß sie dem alten Marschall um den Hals fiel, dessen Herz auch in reiner Freude aufgegangen war. Alle drängten sich dann um den König, das überglückliche Brautpaar an der Spitze, seine Hände, die er ihnen vergeblich zu entziehen suchte, mit Küssen zu bedecken. Nur Grumbkow stand ganz niedergeschmettert da, und seine Gedanken versagten ihm fast den Dienst; wie war es möglich, daß der König so schnell seiner leidenschaftlichen Neigung entsagt und Emma selbst dem Manne ihrer Liebe zugeführt haben konnte?

— Nun habe ich's doch recht gemacht? rief der König vergnügt, oft von seinem schallenden Gelächter unterbrochen. Seid Ihr nun zufrieden, Fräulein von Marschall, oder soll ich den Bräutigam wieder wegschicken und die Trauung abbestellen lassen? Und sieht Sie nun ein, fuhr er, zu Viela gewendet fort, daß ich die Gebote des lieben Hergotts zu achten weiß, daß Sie mir gar nicht erst die Wahrheit zu sagen braucht? Aber geht, Kinder, und bedankt Euch erst bei Grumbkow, der schon ganz trübselig aussieht, weil Ihr ihn vergessen habt; — und dann zur Trauung, Ehrwürden.

Dem Feldmarschall war es nur zu deutlich anzusehen, daß er keinen Anspruch auf die allgemeine Dankbarkeit habe, aber der Befehl des Königs mußte befolgt werden, und schüchtern näherte sich ihm Emma, von Dumoulin gefolgt; während Beide einige erzwungene Worte des Dankes hervorbrachten, die der Feldmarschall in sichtlich tiefster Verlegenheit, durch stumme Komplimente erwiederte, lachte der König ohne Aufhören. Dann erhob er sich und gab das Zeichen, daß die heilige Handlung vor sich gehen solle; sein Gesicht war wieder ernst geworden und er schritt in die Kirche voran; die Uebrigen folgten.

In dem hellerleuchteten Schiffe der Kirche befanden sich einige dreißig Personen des Hofes, Herren und Damen, sowie das ganze Offizier-Corps von Dumoulins Regiment, dessen Musik-Corps bei dem Eintritte des Königs und des Brautpaares einen feierlichen Choral anstimmte. Alle geladenen Gäste waren äußerst neugierig gewesen, wer eigentlich an diesem Abende getraut werden solle, denn darüber sagte der Befehl des Königs, sich zu einer bestimmten Stunde zu einer Hochzeit im Dome einzufinden, gar nichts; das Erstaunen war daher allgemein, als man an Dumoulins Seite, dessen bemerkte Geleitung durch den General-Adjutanten von Derschau schon den Glauben erweckt hatte, es handle sich um eine Zwangsheirath, welche die Laune des Königs geboten, Emma von Marschall eintreten sah und Beide, über deren Verhältniß man noch gar keine Vermuthung gehabt hatte, äußerst zufrieden und glückstrahlend aussahen. Je unerklärlicher diese ganze Geschichte war, desto mehr Interesse erregte sie.

Die Trauung ging nach allen Formen ungestört von Statten, und Emma sowie Dumoulin sprachen ihr Jawort mit einer Freudigkeit, deren sie sich wenige Minuten vorher gar nicht mehr für fähig gehalten hätten. Als die Ceremonie beendigt war, näherte sich der König schnell den Neuvermählten und sagte in herzlichem Tone:

— Ich wünsche Euch Beiden viel Glück; ich bin immer der Meinung gewesen, die Marschall würde eine gute Soldatenfrau werden, und darum freut's mich, daß sich Alles so gefügt hat. Hier ist noch etwas für Ihn Dumoulin.

Damit schob er dem Major ein Papier in die Hand und entfernte sich dann schnellen Schrittes, nachdem er die jungen Eheleute und alle Anwesenden freundlich gegrüßt hatte; man sah es ihm an, daß er seit langer Zeit wieder der besten Laune war. Er hatte Grumbkow gewinkt, ihm zu folgen, und als Beide die Vorhalle des Gebäudes betreten hatten, stülpte der König mit einer hastigen Bewegung seinen Hut auf und sagte dann, sich zu Grumbkows Ohr niederbeugend, halblaut:

— Grumbkow, Er ist ein Esel! Ich hoffe, Er hat sich jetzt davon überzeugt und läßt mich künftighin mit Intriguen in Ruhe, die ge-

gen Gottes Gebote verstoßen und mir sehr fern liegen.

Damit ließ er den bestürzten Feldmarschall stehen und schritt schnell durch den Lustgarten dem Schlosse zu. Grumbkow aber schlug sich mit der Hand vor die Stirn und wiederholte sich selbst im Geheimen die Schmeichelei, die ihm der Monarch eben hatte zu Theil werden lassen; dann begab auch er sich eilig nach seiner Wohnung.

Im Marschall'schen Hause ging es an diesem Abende noch lange freudig her; ein schnell veranstaltetes festliches Mahl, bei dem Glück und Frohsinn im vollsten Maße herrschten, vereinigte die kleine Familie, zu der sich auch Frau von Leibnitz und Biela zählten, und einige nähere Bekannte des Hauses.

Wie hing das Alles zusammen? — Darüber zerbrachen sich Alle, die jungen Eheleute mit einbegriffen, den Kopf; Biela allein hatte es fast ganz errathen, und Alle theilten ihre Vermuthung, die man sich vorsichtig zuflüsterte. Der König hatte nicht daran gedacht, Emma zu lieben,. Grumbkow hatte sich getäuscht, und der Scherz, den sich der Monarch gemacht hatte, galt vorzüglich ihm; er war hart und roh gewesen, wie alle Manieren des Königs, aber der glückliche, überraschende Ausgang versöhnte Alle damit und erweckte die lebendigste Dankbarkeit, die sich in lauten Lebehochs auf den Monarchen Luft machte.

Als Dumoulin das ihm nach der Trauung vom Könige überreichte Papier entfaltete, ergab es sich, daß es eine Schenkungs-Urkunde über ein schönes Haus in Berlin und eine Anweisung auf die Privat-Chatulle des Königs enthielt, welche darauf zwölftausend Thaler zahlen sollte. Die Neuvermählten sahen eine vollständig gesicherte, sogar glänzende Zukunft vor sich, denn neben diesem Geschenke bezog Dumoulin noch sein nicht unbedeutendes Gehalt als Stabs-Offizier des Gensd'armen-Regiments; mit einem Male hatten sich die Aussichten auf überraschende Weise verändert und zeigten überall nur Glück, das von der schwer geprüften, innigen Liebe der jungen Gatten garantirt wurde.

Am folgenden Tage schon bezogen sie ihr vollständig eingerichtetes neues Besitzthum, und Biela, die treue Freundin, begleitete sie, denn Grumbkow hatte nicht viel Umstände gemacht, sich von ihr zu trennen.

19.

Währenddessen war Clements Proceß ruhig seinen Gang gegangen. Zwar hatte er am Tage nach seiner Confrontation mit Biela Alles eingeräumt, was er Tags zuvor schon bekannt hatte, denn er fürchtete nichts mehr, als noch einmal ihr gegenübertreten zu müssen; aber hierbei blieb sein Geständniß auch stehen, und er wies die Beschuldigung, den König von Preußen betrogen und irregeleitet zu haben, mit Entrüstung zurück, immer wieder auf seine Uneigennützigkeit hinweisend. In der That hatte er es auch vermocht, ziemlich genügend Rechnung über das verausgabte Geld zu legen, und diese war um so schwerer zu controliren, als man aus Rücksicht für andere Staaten verschweigen mußte, daß König Friedrich Wilhelm ihn beauftragt habe, die Geschäftsträger derselben und die ihnen Zugehörigen mit Geld zu bestechen.

Schlimmer standen seine Angelegenheiten in Bezug auf Lehmann, Bube und Heydekamm, denn diese, deren bereits erfolgtes Geständniß er mit Schrecken erfuhr, beharrten bei demselben und beschuldigten ihn, sie zum Verrathe durch Versprechungen verleitet zu haben; es waren dies drei Zeugen und ihre Aussagen, die vollständig übereinstimmten, deshalb gewichtig. Trotz seines hartnäckigen Leugnens war also bald dieser Theil der gegen ihn gerichteten Anklage erwiesen, und Clement zog es nun vor, sich auf eine andere Weise dagegen zu vertheidigen.

Man hatte ihn auch noch ernstlich darüber zur Rede gestellt, ob er dem Orden der Rosenkreuzer angehört oder in irgend einer Beziehung zu ihm gestanden habe; Friedrich Wilhelm legte auf diesen Punkt gerade ein großes Gewicht, weil er diese gefährliche Brüderschaft von seinen Staaten ganz fern halten

ten wollte und entschlossen war, jeden Versuch ihrerseits, sich daselbst einen bedeutenden Einfluß zu schaffen, entschieden niederzudrücken.

In diesem Punkte aber war Clement durchaus schweigsam; er ahnte nicht, was die Rosenkreuzer über ihn beschlossen und wie sie sich an ihm gerächt hatten, denn Dumoulin hatte ihm nie gesagt, auf welche Weise er auf seine Spur in jenes holländische Grenzdorf geleitet worden sei. Daß dieses durch die Rosenkreuzer geschehen war, können wir wohl nicht bezweifeln; für sich selbst fürchteten sie durch Clements Geständnisse nicht, denn dieser war zu wenig in ihre Pläne eingeweiht, kannte Keinen der Oberen, die er stets nur maskirt gesehen hatte persönlich und sollte endlich bis zu seinem letzten Augenblicke in der Hoffnung bleiben, die Brüderschaft könne ihn noch retten; diese Hoffnung hegte er auch wirklich, aber sie war nur schwach in ihm.

In dieser Zeit gerade hatte der König, dem der Prozeß viel zu lange dauerte und der seine Ungeduld, Clement überführt zu sehen, kaum noch bezwingen konnte, dem General-Fiskal trotz dessen Abmahnung bestimmt erklärt, er wolle selbst einigen Vernehmungen des Angeklagten beiwohnen, zu welchem Behufe er sich nach Spandau begab.

Clement, der fast alle Tage vernommen wurde, war auf das Höchste betroffen, als er eines Morgens bei seinem Eintritte in das Verhörzimmer außer den gewöhnlich dort befindlichen Personen, den König selbst erblickte. Der Monarch hatte das Kinn auf seine beiden über den Knopf seines spanischen Rohrs geschlagenen Hände gestützt und blickte ihn starr und bewegungslos an; alle Züge seines breiten rothen Gesichtes waren gewaltsam angespannt, um den Ausdruck seiner inneren Erregung zurückzuhalten; es ließ sich bei dem schärfsten Forschen nicht errathen, ob er für Clement günstig gestimmt sei oder nicht.

Diesen durchzuckte dennoch eine freudige Hoffnung, denn er vertraute doch noch immer der früheren Macht, die er über den König gewonnen hatte; er fühlte daß es jetzt nöthig sei, sich noch einmal zu dem entscheidensten Widerstande zu rüsten, und in diesem Bestreben nahm er mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit einen Blick der ruhigsten Sicherheit, der tiefgekränkten Unschuld an. Bei seinem Eintritte grüßte er den Monarchen ehrerbietig, dieser verharrte aber in seiner Stellung und erwiederte seinen Gruß gar nicht. Clement blieb nun stolz aufgerichtet seinem Inquirenten gegenüber stehen und bemühte sich, seiner Stimme den möglichst festesten Ton zu geben.

Kaatsch fürchtete lebhaft, Clements stolzes Benehmen, auf das er selbst als erfahrener Richter wenig Werth legte, möge auf den König einen zu günstigen Eindruck ausüben, deshalb unterließ er es nicht, zuvörderst noch einmal kurz die Verbrechen zu wiederholen, die Jener bereits eingestanden hatte; er erreichte hierdurch auch wirklich seinen Zweck, Friedrich Wilhelms Erbitterung gegen Clement wieder wachzurufen. Er blickte diesen immer zorniger an und fuhr endlich heraus:

— Sieht Er jetzt, daß Ihn die Strafe des Himmels in der weltlichen Gerechtigkeit schon ereilt hat? Aber warte Er nur, ich will ein Exempel an Ihm statuiren und keine Gnade mit Ihm haben.

— Majestät, begann Clement sehr würdevoll, ein jeder Mensch fehlt in seinem Leben, und auch ich bekenne mich schuldig, früher Vieles gethan zu haben, was ich vor meinem Gewissen nicht verantworten kann; ich werde die mir dafür auferlegte Strafe mit Ergebung tragen, denn ich fühle, daß ich sie verdient habe. Aber, Majestät, man häuft noch mehr unerhörte Beschuldigungen auf mich, die sich einst als ein elendes Machwerk meiner Feinde erweisen müssen; ich habe der Wahrheit gemäß darauf geantwortet und trage es mit Ruhe, daß ich gleich manchen Andern, den die Gunst eines Herrschers beglückte, der Verläumdung ausgesetzt worden bin; daß ich aber unverdientermaßen diese Gunst selbst verloren habe, daß Euer Majestät selbst mich verdammen, ehe die Beweise meiner Schuld klar erwiesen sind, das schmerzt mich tief, tiefer als die Leiden, denen ich durch meine Haft in dieser Festung ausgesetzt bin.

— Wie kann Er denn immer noch behaupten, daß Er unschuldig ist, da doch Heydekamms und Lehmanns Aussagen so klar gegen Ihn vorliegen? fragte der Monarch etwas milder.

— Was beweisen diese Aussagen, selbst wenn ich sie vollständig als richtig gelten lassen wollte, Majestät? rief Clement lebhaft. Nichts Anderes im schlimmsten Falle, als daß mich der Antheil, den ich an Eurer Majestät hoher Person und Ihrem Lande nehme, dessen Regierungsform und musterhaften Staatseinrichtungen ganz Europa mit Bewunderung und Neid betrachtet, vielleicht, wenn Euer Majestät es so nennen wollen, mein Ehrgeiz mich trieb, eine wirkungsreiche Stellung in demselben zu erstreben, und daß ich mich dazu der Mittel bediente, welche Euer Majestät Minister täglich gegen einander anwenden.

Der König runzelte zornig die Stirn, aber er erwiederte nichts, und Clement hielt nun eine lange Rede, in der er mit vielem Feuer sein Handeln gegen den Fürsten von Anhalt und Grumbkow vertheidigte. Man sah es dem Könige an, daß er noch immer von ihm eingenommen war, zuweilen ruhte sein Auge sogar mit Wohlgefallen auf ihm, aber ein Blick auf das strenge Gesicht des Generalfiskal von Kaatsch scheuchte schnell wieder seine Schwäche. Als Clement geendet hatte und erwartungsvoll einer günstigen Antwort des Königs entgegenzusehen schien, erhob sich dieser schnell und sagte:

— Wenn ich Ihn vom Galgen lossprechen könnte, möchte ich Ihn zum Geheimen Rath machen, aber so werde ich Ihn wohl müssen hängen lassen.

Mit diesem wenig tröstlichen Bescheide, der Clements letzte Hoffnungen niederschmetterte, ging er schnell aus dem Zimmer, offenbar in der Absicht, sich nicht durch seine Vorliebe für den Verbrecher zu einer übel angebrachten Milde hinreißen zu lassen.

Kaatsch seufzte leicht auf und war herzlich froh über des Königs Entfernung, mit der alle Befürchtungen wieder verschwanden, welche die störende Gegenwart desselben in ihm erweckt hatte; er setzte sogleich das Verhör fort. Das Resultat der Untersuchung blieb aber lange dasselbe, denn Clement beharrte bei seinem Leugnen, obgleich die kundigsten Schriftverständigen erklärten, die von ihm dem Könige übergebenen Papiere seien unzweifelhaft gefälscht. Es blieb nach den damaligen Begriffen von Gerechtigkeitspflege nichts übrig, als den Angeklagten durch die Folter zu einem Geständnisse zu zwingen. Kaatsch wandte sich deshalb an den König und dieser ertheilte mit Widerstreben seine Erlaubniß.

Der Generalfiskal war hocherfreut, diese Erlaubniß endlich erhalten zu haben, und als nach des Monarchen Befehle, Clement noch einmal ernstlich gewarnt worden war, schritt er am folgenden Tage zu dem grausamen Mittel das sowohl Schuldigen als Unschuldigen schon manches Geständniß abgepreßt und sie auf das Schafott geliefert hatte.

Auch Clement, der bis zum letzten Augenblicke geglaubt hatte, man drohe ihm nur und der König werde es nie so weit kommen lassen, der aus den eigenen Worten des Monarchen ersah, welches Schicksal ihm bevorstehe, wenn er ein Geständniß seiner Betrügereien ablegte, unterlag den furchtbaren Qualen der Folter und sagte aus, was man von ihm verlangte, denn seine körperliche und geistige Kraft war durch die entsetzlichen Martern vollständig gebrochen und der Tod dünkte ihn leichter als sie. Ohne die Rosenkreuzer zu verrathen, bekannte er, mit eigener Hand und Hülfe eines Freundes die Handschriften der von ihm beschuldigten Personen gefälscht zu haben.

Der König selbst mußte dies anerkennen und befahl die Zusammensetzung eines Gerichtshofes, der über den Verbrecher sprechen sollte.

Als Clement vor demselben erschien, war er kaum wiederzuerkennen, so sehr hatten ihn die lange Haft und die Qualen der Tortur angegriffen; blaß und abgezehrt, schwach und kaum im Stande, sich auf den Füßen zu erhalten, konnte er das allgemeine Mitleid erregen. Aber auch seine Geisteskraft hatte gelitten, sein Trotz war gebrochen, und er schien das Leben nicht mehr für der Mühe werth zu halten, denn er gab Alles zu, was er früher ausgesagt hatte obgleich er wußte, daß dies seinen Tod zur Folge haben würde. Vor seinen Richtern war es festgestellt, daß er, nachdem er sich schon in früherer Zeit mannigfacher Betrügereien schuldig gemacht, ein gotteslästerliches Verbrechen an Biela begangen, gegen die bestehende Staatsregierung intriguirt und den König von Preußen durch gefälschte Dokumente wissentlich betrogen, durch letzteres übrigens das ganze Königreich in die äußerste Unruhe und Gefahr gesetzt habe, indem er beabsichtigte, es mit Oesterreich und Sachsen zu entzweien. Letzteren Ländern war sein Verbrechen kein Geheimniß mehr; Grumbkow und Andere hatten dafür gesorgt, daß die fremden Höfe Nachricht davon erhielten, und, wie sie es berechnet hatten, bestürmten diese nun den König Friedrich Wilhelm, äußerst streng gegen den Verbrecher, der sie so arg zu verläumden gewagt hatte, zu verfahren; dem König war es verdrießlich, daß

man sich in seine Angelegenheiten mischte, aber er mußte das gute Recht Jener anerkennen und hatte sich selbst noch immer in einer gewissen Abhängigkeit von dem deutschen Kaiser erhalten.

Der Tag, an dem das Urtheil über Clement und seine Mitschuldigen gefällt werden sollte, war herangekommen. Sein Prozeß hatte sich so in die Länge gezogen, daß man sich jetzt schon im Anfange des Jahres 1750 befand, denn nachdem er selbst gestanden, begann die Correspondenz mit den beiden fremden Höfen, die ihre Unschuld deutlich darthaten und noch mehr Beweise zu den gegen Clement bereits vorliegenden häuften.

König Friedrich Wilhelm erwartete eben den Generalfiskal, der ihm die gefällte Sentenz zur Bestätigung vorlegen sollte, in seinem Arbeitszimmer; er war sehr unruhig und auf den endlichen Ausgang dieser Sache, die so viel Aufsehen und Unannehmlichkeiten gemacht hatte, begierig. Zwar war er Clement noch immer nicht ganz abgeneigt, aber doch war er vollständig von dessen Schuld überzeugt und entschlossen, das über ihn gefällte Urtheil zu bestätigen, wozu ihn das allgemeine Verlangen übrigens auch nöthigte.

Endlich wurde der Generalfiskal angemeldet und trat auf Befehl des Königs, mit einem dicken Aktenstücke in der Hand, ein.

— Ist das Urtheil gesprochen, Kaatsch? fragte der König hastig.

— Ja wohl, Majestät, ich bringe es Ihnen hier zur allerhöchsten Bestätigung, erwiederte Jener; leider aber hat sich schon einer der Schuldigen der ihn treffenden Strafe zu entziehen gewußt.

— Oho, fuhr der König auf, was soll das heißen?

— Der Geheime Kriegssekretair Bube hat sich heute Nacht in seinem Gefängnisse zu Spandau selbst erhängt, berichtete der Generalfiskal:

Der König schien höchst unangenehm von diesem Vorfalle berührt.

— Das kann bei guter Aufsicht nicht vorkommen, sagte er streng; es ist eine genaue Untersuchung einzuleiten und mir ein spezieller Bericht darüber einzureichen, ich will die, denen eine Nachlässigkeit zur Last fällt, streng bestrafen. Wie ist das Urtheil ausgefallen?

Der Generalfiskal blätterte in seinen Akten und schickte sich an, die langweilige formelle Abhandlung vorzulesen, aber der König meinte lebhaft:

— Lasse Er mich mit den Formen zufrieden, die ich schon kenne. Spreche er nur kurz, wozu ist Clement verurtheilt?

— Laut einstimmigem Spruche des Gerichts, mit glühenden Zangen an drei verschiedenen Orten der Stadt Berlin an allen Theilen des Körpers gerissen und dann am Halse öffentlich aufgehängt zu werden, Lehmann gehangen und dann geviertheilt zu werden, und der Baron von Heydekamm mit Ruthen gestrichen zu werden, auch soll sein Degen und Wappen vom Henker zerbrochen und er für ehrlos erklärt werden; diese Urtheile sind hierselbst auf dem Neuen Markte zu vollstrecken.

Der König schien betroffen von der Härte des Urtheils; er ging sinnend schnell auf und ab und sagte dann, plötzlich vor Kaatsch stehen bleibend:

— Und er ist der Meinung, daß ich diesen Ausspruch bestätigen muß?

— Die Gnade liegt in Eurer Majestät Hand, erwiederte der Generalfiskal, aber ich fürchte, sie wird hier nicht gut zur Anwendung gebracht werden können, denn alle diese ehrenwerthen Richter haben ohne Zögern einstimmig geurtheilt, und Majestät wissen, daß ein großer Theil Deutschlands begierig auf den Ausgang dieses Prozesses sieht. Wollen sich Euer Majestät der Noten des österreichischen und sächsischen Kabinets erinnern?

— Gebe Er mir das Urtheil her und die Feder dort, sagte der König mit schnellem Entschluß, der ihm sichtlich schwer wurde.

Kaatsch gehorchte, und Friedrich Wilhelm der nun die lange Formel aufmerksam durchlas, zögerte noch eine Weile, ehe er unterzeichnete, dann that er dies schnell mit den Worten:

— Es thut mir leid um den Menschen, aber ich kann ihm nicht helfen.

Ohne eine Miene zu verändern, empfing der Generalfiskal das vollzogene Urtheil.

— Wann befehlen Majestät, daß die Hinrichtungen stattfinden sollen? fragte er ruhig.

— Lasse Er den Leuten noch einige Zeit, ihre Sünden abzubüßen, sie haben es nöthig, erwiederte der König. Ich denke, wir verschieben es bis gegen Ende dieses Monats.

— Vielleicht zum achtzehnten April? fragte der Generalfiskal.

— Meinetwegen.

Noch an demselben Tage begaben sich die Richter, an ihrer Spitze der Generalfiskal, nach der Hausvoigtei in Berlin, wohin Clement und seine Mitschuldigen abgesondert gebracht worden waren. Von ihnen Allen war Clement der Gefaßteste, als man ihm sein Urtheil verkündete; er hörte es stehend, gesenkten Hauptes an, und flog über sein Gesicht auch ein

Zug des Schreckens, als er die ihm bestimmte Todesart vernahm, so hatte er doch bald seine ganze Fassung und äußerliche Ruhe wiedergewonnen.

— Es steht Euch noch frei, die Gnade Seiner Majestät des Königs in einem besonderen Gesuche zu erbitten, belehrte ihn der Generalfiskal; wollt Ihr von diesem Rechte Gebrauch machen?

— Ja, insoweit, daß ich Seine Majestät anflehen will, den Tod durch den Strick in den durch die Kugel oder das Schwert zu verwandeln, erwiederte Clement.

— Ich fürchte, daß der König hierauf nicht eingehen wird, meinte Kaatsch; Ihr seid als Betrüger verurtheilt, und diesem gebührt die Euch zugesprochene Todesart.

— Ich that, sagte Clement, was des Königs Minister alle Tage thun; sie suchen die Minister anderer Mächte zu betrügen und sind an fremden Höfen nur ehrenvolle Spione; hätte ich einen öffentlichen Charakter gehabt, wie sie, so wäre ich jetzt vielleicht auf der Höhe des Glücks, wie nun auf der Höhe der Galgenleiter.

— Seiner Majestät Gnade hat Euch Zeit zur Buße bis zum Achtzehnten dieses Monats bewilligt, fuhr der Generalfiskal, ohne weiter auf seine Reden zu achten, fort. Habt Ihr noch irgend welche Wünsche, die ausführbar sind, so wendet Euch mit Euren Bitten an die Euch bestimmten Aufseher, die angewiesen sind, sie weiter zu berichten.

Die Herren vom Gericht entfernten sich wieder und Clement blieb allein. In fieberhafter Hast setzte er sich nieder und schrieb ein Gesuch an den König, in dem er seinen schon angegebenen Wunsch vortrug; dann gab er dasselbe seinem Gefängnißwärter zur Besorgung. Er legte einen ungemeinen Werth darauf, der schimpflichsten aller Todesarten zu entgehen; so wenig er an Begnatigung überhaupt dachte, so sicher war er doch überzeugt, Friedrich Wilhelm werde seinem Wunsche willfahren. Aber er täuschte sich hierin.

Der König empfing seine Bittschrift und sein Zorn wurde vorzüglich dadurch erregt, daß Clement um den Tod durch die Kugel bat, die nur für Vergehen von Soldaten bestimmt war, welche die Ehrenhaftigkeit nicht ganz ausschlossen; er hatte sich überdies auch vorgenommen, um nicht parteiisch zu erscheinen, nichts an dem Spruche des Gerichts zu ändern, und Clement erhielt daher einen abschläglichen Bescheid. Tief davon niedergedrückt, gedachte er, seine Bitte in einer Audienz mündlich zu wiederholen und bat um eine solche, aber auch sie wurde ihm entschieden abgeschlagen.

Ohne jede Hoffnung, jeden Trost verstrichen ihm nun die Tage bis zu seiner Hinrichtung blitzschnell, denn einem Termine, der dem Menschen ein augenscheinliches Unglück aufbewahrt, fliegt die Zeit zu, je schleppender sie uns einem ersehnten Augenblicke entgegenzurücken scheint. Clement hatte in seiner Einsamkeit, die jetzt nicht mehr durch seine Vernehmungen gestört wurde, hinreichende Muße, über seine Vergangenheit nachzudenken, und drohend genug mochten sich die Bilder derselben vor ihm gestalten und ihn beängstigen.

Clement hatte schon viel früher gehört, daß seine ehemalige Braut sich mit Dumoulin verheirathet habe und daß Beide in den glücklichsten Verhältnissen lebten; seine Wuth darüber war groß gewesen, denn wenn er Emma's Verlust auch leicht zu tragen vermochte, da er sie nicht geliebt hatte, so war ihm mit ihrer Hand doch ein schönes Heirathsgut entgangen, auf das er sich schon früher Rechnung gemacht hatte, und es verletzte seine Eitelkeit, daß man so wenig Rücksicht auf ihn genommen, ihre Verheirathung fast unmittelbar nach der Auflösung seiner Verlobung zu vollziehen. Jetzt hatten sich seine Ansichten geändert; er machte sich im Vorgefühl des nahen Todes und der Reue, die in solchen Augenblicken selbst dem verstocktesten Verbrecher nicht ganz fern bleiben kann, Vorwürfe über sein ganzes Verhalten gegen sie, das sie nur zum tiefsten Unglücke geführt haben könnte, und er dankte es dem Schicksal, daß es Mittel gefunden hatte, diese neue Sünde von seinem ohnehin schon sehr beschwerten Gewissen zu nehmen.

Auch Biela's erinnerte er sich noch lebhafter mit versöhnlichen Gefühlen; sie hatte dazu beigetragen, ihn in das Unglück zu stürzen, aber er mußte sich bekennen, daß er sich schwer an ihr versündigt und sie selbst dazu getrieben hatte, ihre maßlose Liebe in einen ebenso tiefen Haß zu verkehren; er konnte ihr nicht mehr zürnen und fühlte das Bedürfniß, in Frieden mit ihr von dem Leben zu scheiden. Lange kämpfte er mit sich, ob er es wagen solle, sie um eine letzte Unterredung zu bitten, denn er fürchtete noch immer ihren unversöhnlichen Haß, aber endlich entschloß er sich dazu und führte wenige Tage vor seinem Tode sein Vorhaben aus.

Biela empfing seine Bitte und nahm sie mit Unentschlossenheit auf, bald aber sprach in ihrem Herzen ein weicheres Gefühl für den Mann, den sie einst so sehr geliebt hatte und der jetzt im Begriffe stand, seine Schuld bitter genug an ihr zu büßen, sagte Clements Verlangen doch auch, daß er bereue; sie entschloß sich also, seinen letzten Wunsch zu erfüllen, und bat Dumoulin um seine Begleitung. Da sie

fürchtete, die weibliche Schwäche könne sie übermannen, wenn sie sich ihm ohne Zeugen gegenüber befände und von seiner gewiß traurigen Lage rühren ließe.

Dumoulin und sie begaben sich also gemeinsam nach der Hausvoigtei und wurden zu dem Gefangenen gelassen. Sein elendes Aussehen rührte Beide schon bei ihrem Eintritt, und Biela standen die Thränen in den Augen, als er sich ihr schweigend mit niedergeschlagenen Blicken näherte und ihre Hand küßte.

— Ich habe schwer gegen Dich gefehlt, Biela, sagte er dann mit weicher Stimme, aber ich sehe es ein, und Gott selbst verzeiht dem reuigen Sünder; ich flehe Dich an, es auch zu thun. Du hast recht gehabt, daß es schon auf dieser Erde eine Strafe des Himmels giebt, und ich versuche, sie mit Ergebung zu tragen, da ich weiß, wie vollkommen ich sie verdient habe.

— Ich habe Dir schon vergeben, erwiederte Biela tief gerührt, und es freut mich, Franz, daß Du zu bereuen scheinst, was Du in Deinem leidenschaftlich bewegten Leben verschuldet hast.

— Ich thue es aufrichtig, glaube es mir, sagte Clement; Dir gegenüber gestehe ich es offen, zeige ich mich vor den Andern auch kalt und stolz; ich gönne ihnen, die nicht viel besser sind als ich, nicht den Triumph, mich gedemüthigt zu haben. Ich weiß nicht, wie ich Dir mit Worten danken soll, daß Du zu mir gekommen bist, Biela; hätte ich früher Deine Liebe ihrem ganzen Werthe nach erkannt, dann würde ich mich nicht hier befinden und wir würden Beide glücklich sein; jetzt kommt diese Erkenntniß aber zu spät und die bösen Leidenschaften, die mich davon zurückhielten, haben ihr Opfer verlangt. Mein Loos ist gefallen und ich bin auf das Ende, das ich mir selbst vorbereitet habe, gefaßt, aber Dein Loos kümmert mich noch in den letzten Stunden meines irdischen Daseins und ich bitte Dich, mir zu sagen, worauf Du die ferneren Hoffnungen für Deine Existenz stützest: Du wirst diese Sorge begreifen, Biela, und mir glauben daß ich an Deiner Zukunft einen innigen Antheil nehme, denn in der glücklichen Zeit, als die Schuld noch nicht mein Herz drückte, als es von edler, reiner Liebe beseelt wurde, übernahm ich mit den heiligsten Schwüren die Verpflichtung, Dir auf Deinem Lebenswege stets zur Seite zu stehen; ich habe diese Schwüre gebrochen, und es quält mich schwer, Dich in das Elend gestürzt zu haben, in dem ich jetzt gar nichts mehr für Dich thun kann.

— Für meine Zukunft ist gesorgt, Franz, erwiederte Biela wehmüthig; in materieller Beziehung wird es mir an nichts fehlen, und der Himmel hat es so gefügt, daß gerade Dein Verbrechen dies bewirkt hat. Der König Friedrich Wilhelm hat mich in seinen Schutz genommen, und in dem Hause dieses edlen Mannes, des Majors Dumoulin, habe ich eine Zufluchtsstätte gefunden, in der die Freundschaft mir den Rest meines Lebens tragen helfen wird. Aber den Frieden meines Herzens kannst Du mir nicht wiedergeben, Franz, ihn habe ich für immer verloren und das Leben ist mir eine Last geworden, von der ich flehendlich bete, bald erlöst zu werden.

— Verzeihung, Biela! bat Clement tief bewegt und stürzte zu ihren Füßen nieder.

— Das Leben eines jeden Menschen wird von einer höheren Bestimmung geleitet, sagte Biela; die meinige war, das Elend in seinem vollen Maße zu kosten, und Du warst das zu ihrer Vollführung ausersehene Werkzeug. Ich habe Dir schon gesagt, daß ich Dir vergeben; erhebe Dich deshalb. Zwar kann ich Dir nicht mehr ein Herz voll Liebe bieten, wie damals, als wir unser Geschick mit den seligsten Hoffnungen an einander knüpften, auch da noch, als ich Dich, immer noch nicht von Deiner Schuld überzeugt, im Haag aufsuchte, aber ich verspreche Dir, daß ich für Dich beten will, daß ich den Haß nicht mehr kenne, der mich dazu trieb, ein unwiderstehliches Gefühl der Rache zu befriedigen und als Zeugin wider Dich aufzutreten. Ich bitte Dich deswegen nicht um Verzeihung, denn ich kann noch jetzt nicht bereuen, was ich gethan habe und fühle, daß ein von Gott mir in die Brust gelegter Beruf war, so und nicht anders zu handeln. Ich bitte Dich, Franz, erhebe Dich.

Clement folgte ihrem Wunsche; er betrachtete sie lange mit innig wehmüthigen Blicken, in denen keine Spur von Vorwurf zu lesen war, denn er mußte fühlen, daß sie wahr gesprochen hatte.

— Ich habe den Tod nie gefürchtet, sagte er dann, und ginge ich ihm jetzt auf eine ehrenvollere Weise entgegen, so käme er mir erwünscht, nachdem ich den Bestrebungen nach Macht und Glanz, die mich während meines ganzen Lebens geleitet, entsagen mußte; auch dies ist mir jetzt leid geworden, seitdem ich aufrichtig bereue; ich wollte, ich hätte nie diese verführerischen Gedanken gekannt.

— Hast Du noch irgend einen Wunsch, Franz, den ich Dir erfüllen könnte? fragte Biela.

— Man hat mir den letzten, der mir noch übrig blieb, abgeschlagen, sagte Clement trübe. Doch aber bliebe mir noch ein anderer; darf ich diesen Ring, den ich einst von Dir bei unserer durch Köprölp veranstalteten Scheintrauung erhielt, mit auf das Schafot und in das Grab

nehmen, ohne Dich zu beleidigen?

Biela sagte leise „Ja,“ dann aber fuhr sie mit eindringlichem Tone fort:

— Du erwähnst wieder dieser Trauung in Wien und Köprölys; Du hast bisher stets geleugnet, von dem Betruge, der mir gespielt wurde, damals schon Kenntniß gehabt zu haben, obgleich Köprölÿ auf das Heiligste das Gegentheil versichert. Jetzt wo Du dem Augenblicke so nahe stehst, in dem Du von Deinem ganzen Leben aufrichtige Rechenschaft geben mußt, in dem keine Lüge und Täuschung mehr gelten wird, beschwöre ich Dich, Franz, mir die Wahrheit zu sagen. Wußtest Du damals, daß der Priester, der uns die eheliche Einsegnung ertheilte, nicht ein Geweihter des Herrn, daß die ganze Ceremonie ein gotteslästerliches Spiel war?

— Ich wußte es nicht, ich schwöre es Dir bei dem Gotte, dessen Gnade und Erbarmen ich bald so nöthig bedürfen werde, erwiederte Clement feierlich.

— Dann kann ich mit noch ruhigerem Herzen für Dich beten, sagte Biela mit einem erleichternden Athemzuge.

Clement erzählte ihr noch einmal in Worten, an deren Wahrheit sich nicht zweifeln ließ, wie er durch Köprölÿ getäuscht worden sei und wie dieser ihn erst ein paar Jahre später von dem Betruge in Kenntniß gesetzt, daß ihn selbst von da ab freilich die Schuld treffe, Biela denselben verheimlicht zu haben. Biela hörte ihm, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, aufmerksam zu, und die schmerzvolle Erinnerung rief wieder ein leises Schluchzen bei ihr hervor. Als er geendet hatte, sagte sie mit fast erstickter Stimme:

— Es thut mir unendlich wohl, diese Ueberzeugung, die Dich wenigstens einigermaßen entschuldigt, von unserem letzten Zusammentreffen mit mir fortnehmen zu können. Möge Gott Dir Deinen letzten Gang erleichtern und Gnade für Dich walten lassen, um die ich ihn anflehen will. Lebe wohl, Franz, und sei vor den Menschen stark bis zu Deinem letzten Augenblicke, beuge Dich aber vor dem Herrn dort oben, der ein gerechtes Gericht über Dich gehalten hat; er wird der aufrichtigen Buße vergeben.

— Ich will es, ich fühle mich stark und zufrieden, seitdem ich Dich gesehen habe, Biela, erwiederte Clement, die ihm dargebotene Hand ergreifend, an seine Lippen ziehend und mit heißen Küssen bedeckend. Lasse mir diese Hand noch einen Augenblick länger, Biela; hätte ich in ihr allein doch mein Glück gesucht! Lebe wohl und bete für mich.

Seine Stimme zitterte bei den letzten Worten und es bedurfte aller seiner Fassung, sich nicht weicher zu zeigen; Biela's Augen aber entströmten die Thränen jetzt unaufhaltsam, und nachdem sie noch einmal Clements Hand gedrückt und einen letzten Blick auf ihn geworfen hatte, wandte sie sich schnell ab und verließ das Gefängniß.

Dumoulin benutzte diesen Augenblick, sich Clement zu nähern; so wenig Grund er hatte, an demselben ein besonderes Interesse zu nehmen, fühlte er sich von der eben stattgefundenen Scene doch unwillkürlich tief ergriffen und zum Mitleiden geneigt. Im schnell überwallenden Gefühle bot er ihm die Hand und sagte in mildem Tone:

— Ich habe nur meine Pflicht gethan.

— Ich weiß es, Major, und ich kann Ihnen nicht deshalb zürnen. Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen Glück und segne das Schicksal, das Sie mit Emma von Marschall vereinigte und mir dadurch die Reue über eine Sünde mehr ersparte.

— Ihr sagtet vorher, man habe Euch den letzten Wunsch abgeschlagen, meinte Dumoulin. Welcher war dies?

— Den Tod nicht durch den Strick, sondern durch Kugel oder Schwert zu erleiden, erwiederte Clement mit einem Seufzer.

Dumoulin zuckte schmerzlich die Achseln.

— Lebt wohl, Clement; möge Euch Gott Eure Sünden vergeben.

Schnellen Schrittes folgte er Biela, die vollständig erschöpft von ihm nach Hause geleitet wurde. Clement blickte den Beiden noch eine Weile starr nach, als sich die Kerkerthür schon hinter ihnen geschlossen und die schweren Riegel vor dieselbe geschoben hatten; dann warf er sich auf sein Lager und gab sich lange seinem ungezügelten Schmerze hin, denn ein solcher tobte in ihm, so gut es ihm auch gelang, ihn vor Zeugen zu verheimlichen.

Dumoulin hatte Biela, als diese wieder ruhiger geworden war, Clements letzten Wunsch, der schon einen abschläglichen Bescheid erhalten hatte, mitgetheilt, und ihre Ansicht, die vollkommen mit der seinigen übereinstimmte, sprach sich sogleich dahin aus, daß sie, die in diesem Prozesse so sehr Betheiligte, es von dem Könige als eine Gnade erbitten wolle, Clements Bitte Gehör zu geben. Sie führte diesen Vorsatz noch an demselben Tage aus, aber Friedrich Wilhelm, der ihr übrigens sehr zugethan war, ging auf ihre Vorstellungen nicht ein.

— Ihr versteht das nicht, sagte er entschieden, und ich muß Eure Bitte durchaus abschlagen, obgleich sie von Eurem guten Herzen zeugt. Die Kugel ist nur für den Soldaten, und was sollten meine Offizier und Grenadiers dazu sa-

gen, wenn ich einen gemeinen Criminalverbrecher dazu begnadigen wollte? — es bleibt bei dem Urtheile.

Viela wurde abgewiesen und hatte Clement nicht einen letzten Dienst erweisen können, wie sie es wünschte.

Der zur Hinrichtung festgesetzte achtzehnte April des Jahres 1720 brach an und durch die Straßen Berlins wogte eine unabsehbare Menschenmenge, Männer, Weiber und Kinder, die, sich des selten gesehenen Schauspieles freuend, alle ein Ziel nahmen, den Neuen Mark, wo der Galgen und das Schafot aufgerichtet waren; wer dort nicht mehr Platz fand, suchte diesen auf dem Wege von dort bis zur Hausvoigtei. Die königlichen Truppen bildeten Chainen bis zum Neuen Markte hin und um das Schafot auf demselben, und von Zeit zu Zeit sah man auch höhergestellte Personen, besonders Abgesandte der durch Clements Beschuldigungen schwer beleidigten fremden Mächte, reiten, die Zeugen der Hinrichtung werden wollten.

Zu der bestimmten Stunde, die man ungeduldig schon erwartet hatte, öffneten sich die Thore der Hausvoigtei und unter starker Truppenbedeckung schritten die drei Gefangenen heraus. Clement, sowie Lehmann waren bleich, von den schon bis dahin ausgestandenen Qualen schwach und abgezehrt, aber gefaßt, besonders der Erstere, der seine Blicke mit stolzer Verachtung über das Volk streifen ließ, daß seiner rohen Gafflust wegen auch nicht viel Besseres verdiente; der Baron von Heydekamm mußte in einem Sessel getragen werden, denn er war schwer krank und so matt, daß ihm das Gehen unmöglich wurde; sein Blick sprach die sichtlichste Furcht und Verzweiflung aus und seinen Lippen entfloh ein leises Wimmern; überhaupt hatte er sich in dem ganzen Verlaufe der Untersuchung immer unmännlich und feige gezeigt.

Die beiden ersten Verbrecher wurden auf niedrige Schleifen in liegender Stellung gebunden, nachdem sie fast ganz entkleidet waren; Henkersknechte umgaben sie unter rohem Spottgebrüll, sich bestrebend, die Lachlust des Volkes zu reizen, was ihnen zum Theil auch gelang. So setzte sich der Zug in Bewegung, ging bei dem Schlosse vorbei über die Spree und langte endlich auf dem Neuen Markte an, auf dem das Urtheil zuerst an Lehmann, dann an Clement und Heydekamm vollzogen wurde.

Clement war trotz der unsäglichen Schmerzen, die ihm noch vor seinem Tode bereitet wurden, sehr ruhig; er hielt dieselben mit großer Standhaftigkeit aus, und als er das Schafot betreten hatte, hielt er eine lange Anrede an das Volk, die später auch gedruckt wurde; er warnte darin vor den bösen, im Menschen übermächtig werdenden Leidenschaften und erkannte vollständig die Gerechtigkeit des gegen ihn gefällten Urtheils an; dann starb er, nachdem er den König durch den Generalfiskal von Kaatsch, der bei der Hinrichtung zugegen war, noch einmal hatte um Verzeihung bitten lassen.

Als Kaatsch dem Könige, zu dem er sich sogleich nach Vollstreckung des Urtheils begab, dies berichtete, schien dieser lebhaft bewegt zu sein.

— Wie hat sich der Clement bis zu seinem Ende benommen? Berichte Er mir ausführlich, verlangte er.

Der Generalfiskal konnte nur Lobenswerthes von des Delinquenten Fassung erzählen, und er that dies um so lieber, als die Vorliebe des König für Jenen jetzt nicht mehr zu fürchten war. Der König hörte ihm gespannt zu und unterbrach ihn nur zuweilen durch ein beifälliges Gemurmel oder einen Ausruf des Bedauerns, daß dieser traurige Ausgang der Geschichte nothwendig geworden sei.

— Es thut mir leid um den Kerl, in der Seele leid, meinte er; es hätte was Rechtes aus ihm werden können, wenn er es anders angefangen hätte, aber es ging nicht anders, und ich trage keine Schuld an seinem Unglück. Meint Er nicht, Kaatsch?

— Majestät haben ganz Ihrer würdig gehandelt, wie immer, versetzte dieser; Sie haben der Gerechtigkeit, durch die sich die Regierung Ihrer Staaten immer auszeichnet, freien Lauf gelassen und sich nicht durch die persönliche Theilnahme an dem Verbrecher irren lassen. Gott erhalte unserem Lande lange einen so gerechten Monarchen!

Kurze Zeit nach Clements Hinrichtung trat die Rosenkreuzerloge zu Dresden wieder zu einer geheimen Sitzung zusammen. Ihre Mitglieder hatten die Verhaftung ihres früheren Bruders, den sie selbst zum Tode verurtheilten, aus Berlin wohl vernommen, und wenn nun auch das ihm als Frist bis zur Vollstreckung seines Todes-Urtheils von den Meistern bewilligte eine Jahr schon verstrichen war und Clement noch immer lebte, so ließ sich sein Ende auf dem Schafot doch sicher voraussehen, und die Jünger staunten über den wunderbaren Scharfblick ihrer Meister, ohne zu ahnen, daß diese es waren, die ihn verrathen hatten.

Als daher jetzt in der geheimen Sitzung der Tod des Bruder Ajas bekannt gemacht und darauf hingewiesen wurde, daß man denselben nicht vorausgesehen, daß er vielmehr eine Folge

der weisen Fügung der hohen Oberen des Ordens sei, beugten sich alle Mitglieder der Loge in stummer Ehrfurcht und dachten nicht an die Ungenauigkeit der Prophezeihung; die Uneingeweiheten ahnten nicht, daß Clement eigentlich für die Zwecke des Ordens gestorben war.

Dieser Vorgang mit Clement, sowie mehrere andere Unannehmlichkeiten mochten indessen den König doch zu übermäßig angegriffen haben, denn als er bald darauf eine Reise nach Brandenburg unternahm, fiel er daselbst in eine heftige Nervenkolik, die für sein Leben fürchten ließ; man erwartete jede Stunde seinen Tod, und er schickte Couriere sowohl an die Königin, als an den Fürsten von Anhalt und Grumbkow, um in ihrer Gegenwart sein Testament zu machen. Dies geschah auch bei Ankunft der Ersteren, und er setzte diese bis zur Großjährigkeit seines Sohnes Friedrich zur Regentin ein, während Anhalt und Grumbkow jede Theilnahme an der Vormundschaft, worauf sie sicher rechnen zu können meinten, entzogen wurde. Als Beide, durch Zufall aufgehalten, erst viel später eintrafen, war der letzte Wille des Königs bereits aufgesetzt, er selbst aber und Alle, die sich in seiner Umgebung befunden hatten, beobachteten darüber ein so strenges Geheimniß, daß es den beiden Ministern nicht zweifelhaft bleiben konnte, sie ständen auf dem Punkte, von ihrer Macht plötzlich herabgestürzt zu werden.

Beide befanden sich deshalb in der lebhaftesten Besorgniß, die erst dadurch gehoben wurde, daß Friedrich Wilhelm sich wieder vollständig erholte, vorzüglich durch die richtige Behandlung eines Militairarztes Holzendorff. Das Testament blieb aber in den Händen der Königin, und es entspannen sich nun eine Menge von Intriguen von Seiten Anhalts und Grumbkows, die bezweckten, es in ihre Hände zu bekommen, was ihnen indessen nicht gelang; man beschuldigte sie sogar, dem König nach dem Leben getrachtet zu haben, um den ihnen ganz ergebenen Markgrafen von Schwedt auf den preußischen Thron zu setzen; obgleich aber mehrfache Anklagen gegen sie erhoben wurden und Untersuchungen erfolgten, ergab sich doch kein sicherer Beweis gegen sie und ihre Ankläger kamen auf die Festung Spandau, sie dagegen gewannen wieder die vollständige Gunst des Monarchen.

König Friedrich Wilhelm hatte sich von seiner gefährlichen Krankheit bald völlig erholt. Mit emsiger Thätigkeit verbesserte er in jeder Beziehung die Verhältnisse seines Staates, so daß er denselben vollständig geordnet und durch eine ansehnliche Militairmacht geschützt, seinem Nachfolger übergeben konnte. Wie bekannt, regierte er bis zum Jahre 1740, um dann Preußens größtem Könige Platz zu machen; sein Charakter verleugnete sich nicht bis zu seinem letzten Augenblicke, und am empfindlichsten traf wohl seine Härte seinen eigenen Sohn, den Kronprinzen, den er bis einige Zeit vor seinem Tode förmlich haßte.

Die Königin litt entsetzlich in ihrem Familienleben; freilich verschuldete sie dies zum Theil selbst, denn mit einer Beharrlichkeit, die dem Könige manche Kränkung von Seiten Englands zuzog, bestand sie auf einer Doppelheirath ihres ältesten Sohnes Friedrich mit der Prinzessin Amalia von England und ihrer Tochter Friderike Sophie Wilhelmine mit dem Prinzen von Glocester, späteren Prinzen von Wales; beide Heirathen kamen indessen nicht zu Stande, da Friederich Wilhelm, der langen nutzlosen Unterhandlungen müde, seine beiden Kinder gegen den Willen der Mutter anderweitig verheirathete.

Grumbkow und der Fürst von Anhalt, denen diese Verbindung mit England nicht wünschenswerth war, intriguirten fortwährend gegen die Pläne der Königin und bestärkten den Eigensinn des Königs; sie handelten noch lange im Einverständnisse. Endlich aber löste sich das gute Verhältniß zwischen ihnen, denn der Fürst von Anhalt war viel zu biedergesinnt um lange Grumbkows Freund bleiben zu können, und es kam sogar zu einer Herausforderung, die damit endete, daß Grumbkow sich sehr feige benahm, dem Fürsten seinen Degen überreichte und daß dieser ihm verächtlich den Rücken wandte. Seit dieser Zeit knüpfte sich nie wieder ein Freundschaftsband zwischen ihnen, und nachdem sie eine Weile gegen einander intriguirt hatten, blieb Grumbkow an der Spitze aller Regierungs-Angelegenheiten, was er sehr zu seinem Vortheile und zum Nachtheile des Landes auszubeuten verstand, während der Fürst von Anhalt sich hauptsächlich des Militairswesens annahm und darin die bedeutendsten und wichtigsten Verbesserungen hervorbrachte.

Der Fürst, der allgemein unter dem Namen „der alte Dessauer" unter die Kriegshelden Friedrichs des Großen gezählt wird, lebt noch jetzt, mit Verwunderung erwähnt, in dem Munde des preußischen Volkes; er diente auch dem dritten Könige mit Auszeichnung bis in sein spätestes Alter als Soldat.

Grumbkow hatte nicht ein so glückliches Schicksal, das er auch keineswegs verdiente, denn nachdem er sich immer neue Uebergriffe erlaubt und sogar seinen Uebermuth so weit getrieben hatte, sich verletzende Aeußerungen über den König Friedrich Wilhelm zu erlauben, fiel er in dessen Ungnade und erhielt die Weisung, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Es

war dies vielleicht ein Glück für ihn, denn schon hatten sich vielfache Anklagen gegen ihn erhoben, die ein noch gewaltsameres Ende seiner Laufbahn herbeiführen konnten. Er zog sich im Jahre 1739 auf seine Güter zurück, von dem Hasse des ganzen Landes begleitet, und starb daselbst im folgenden Jahre.

Was seine Tochter Biela anbetraf, so erkannte er dieselbe niemals an, worauf sie auch keinen Anspruch machte, und er hielt sich um so weniger dazu verpflichtet, als er sie gut versorgt wußte; Niemand außer Dumoulin, Emma und dem Fürsten Anhalt hatte eine Kenntniß von seinem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu ihr. Die Liebe zwischen Vater und Tochter, wenn man sagen konnte, daß eine solche je bestanden habe, erkaltete aber auch immer mehr, und es kam nur selten vor, daß sie sich sahen, wenn dies Hoffestlichkeiten oder andere Gelegenheiten nöthig machten; auch Biela hatte sich in dieses Verhältniß gefunden.

Der Minister von Craup erhielt sich noch lange in der Gunst des Königs, da er bei dem Intriguenspiel, in das er sich mischte, vorsichtig genug war. Mit dem Sturze der Wagnitz hatte er natürlich seine Idee aufgeben müssen, sie zur Geliebten des Königs zu machen, und da er keine andere Dame des Hofes fand, die ihm passend erschien, an Laura's Stelle zu treten, gab er sein Vorhaben ganz auf; darin bestärkte ihn auch Grumbkows verunglücktes Bestreben was nicht lange geheim bleiben konnte, da der König es in seinem Tabakskollegium in Gegenwart des Feldmarschalls selbst zum Vortrag brachte und das Zeichen zu einer allgemeinen Verspottung desselben gab.

Craup hatte sich überhaupt von Laura von Wagnitz zurückgezogen, seitdem dieselbe aus Berlin verbannt war, denn er hielt einen ferneren Verkehr mit ihr für seine eigene Person gefährlich und hatte darin recht, denn Laura war viel zu rachsüchtig, um es zu unterlassen, auch fernerhin zu intriguiren. Ihr Haß richtete sich merkwürdigerweise hauptsächlich gegen die Königin, die sich gerade stets als ihre Beschützerin gezeigt hatte, und da sie die hohen Frau selbst nichts anhaben konnte, gegen die Personen ihrer Umgebung, die sie am meisten liebte. Wirklich gelang es ihr auch, die Frau von Blaspiel, Hofdame der Königin, zu verdächtigen; bald aber scheiterte sie an Grumbkows scharfer Beobachtungsgabe und erhielt den strengsten Befehl des Königs, sich weiter von Berlin zurückzuziehen und sich nicht in die Angelegenheiten des Hofes zu mischen, widrigenfalls er sie arretiren und nach Spandau bringen lassen würde.

In ihrem neuen Exil tröstete sich die schöne Laura nun damit, sich den Hof machen zu lassen und die Männerwelt um sich zu fesseln. Dumoulin hatte sie ganz vergessen, denn er war nicht der Einzige, auf den sie einst Hoffnungen gebaut hatte, und als sie seine Vermählung mit der Tochter des Ministers von Marschall erfuhr, lachte sie unbefangen und ergoß sich in hämischen, verläumderischen Reden über ihn und seine Gattin.

Laura lebte so ganz amüsant, aber dennoch verursachte ihr die Verbannung von Berlin manche kummervolle Stunde, und zu mehreren Malen wagte sie den Versuch, den König günstiger für sich stimmen zu lassen, aber stets vergebens.

— Ich habe leider genug ihres Gelichters an meinem Hofe, meinte der Monarch zornig, als daß ich diese Kokette wieder zurückrufen sollte; es wird ihr nicht an Narren fehlen, die ihr einen eigenen Hofstaat bilden.

Und so war es wirklich, aber, wie es oft zu geschehen pflegt, fand sich für die allgemein angebetete Schöne kein Gatte, denn sie wählte in ihrem Eigendünkel so lange, bis sich die Heiraths-Kandidaten alle zurückgezogen hatten. Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1740 das Zeitliche gesegnet hatte, kehrte Laura auch wieder nach Berlin zurück und fand selbst bei Hofe wieder Aufnahme, aber ihre Schönheit war zu verblüht, um ihr die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen; sie war den Verhältnissen die sich jetzt ganz anders gestaltet hatten, fremd geworden und spielte nun eine traurige Rolle als alt gewordenes Mädchen.

Wie schon gesagt, hatten Dumoulin und seine junge Gattin am Tage nach ihrer Verheirathung das schöne, ihnen vom Könige geschenkte Haus bezogen, in dem sie eine vollständige Einrichtung vorfanden. Biela hatte nach einer kurzen Weigerung, mit der es ihr niemals Ernst war, ihr Anerbieten, zu ihnen zu ziehen, angenommen, und die Drei bildeten einen kleinen Familienkreis, den inniges Zutrauen und Liebe fest aneinander schlossen. Der alte Minister war glücklich, seine geliebte Tochter wieder lächeln und bald in alter Frische die sich in der letzten Zeit ganz verloren hatte, wieder aufblühen zu sehen; er brauchte es nie zu bedauern, daß Dumoulin ihr Gatte geworden war, denn dieser verstand es vollkommen gut, sie zu beglücken; so lange der alte Herr, der sich stets der besonderen Gnade des Königs erfreute, noch lebte, waren er sowohl als Frau von Leibnitz stets gern gesehene Gäste in dem Hause seiner Kinder und hatten nur Grund, sich des Glückes in letzterem zu freuen.

Dieses Glück blühte bis zum Tode der bei-

den Gatten unverwelklich, denn der Himmel entschädigte sie in ihrer gegenseitigen, nie erlöschenden Liebe, in der steten Verbesserungen ihrer irdischen Güter und in mehreren lieblichen Kindern für die Prüfungen, die sie hatten überwinden müssen. Dumoulin, der bis zum Obristen avancirte, nahm nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm I. seinen Abschied aus der Armee und zog sich auf ein schönes Gut zurück, das er in der Uckermark gekauft hatte. Als der erste schlesische Krieg ausbrach, eilte er, von dem alten, noch immer in ihm lebendigen Soldatengeiste getrieben, wieder zu den Fahnen seines Königs, obgleich ihn seine Gattin mit den flehendlichsten Bitten davon abzuhalten versuchte. In einem Vorpostengefechte verwundet, kehrte er heim, um sich vollständig heilen zu lassen, was auch ohne jeden weiteren nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit gelang; da ihn seine Wunde aber hinderte, ein Pferd zu besteigen, machte er die späteren glanzvollen Kämpfe seines Monarchen nicht mehr mit.

Was Viela anbetraf, so hatte sie durch das Wiedersehen mit Clement und dessen bald darauf erfolgter Hinrichtung sehr gelitten, aber einer so zärtlichen Sorge, wie sie ihr Dumoulin und Emma bewiesen, konnte ihr Trübsinn nicht lange widerstehen. Auch sie erholte sich von den bitteren Schicksalsschlägen, die sie getroffen hatten, und konnte auch nie ein reiner Frohsinn in ihr Platz gewinnen, so fühlte sie sich doch im Ganzen glücklicher, als sie es je werden zu können gemeint hatte; ihre Ahnung, Clement nicht lange zu überleben, hatte sie getrügt.

Sich frei von jeder Schuld wissend, bewahrte sie Clement ein wehmüthiges Andenken ohne Haß, ohne Vorwurf; er war nach ihrer Ansicht gestraft genug für das Böse, das er ihr angethan hatte, und sie verzieh ihm seitdem, wie sie es ihm gesagt hatte, wirklich vollkommen.

Wie wir wissen, hatte der Fürst von Anhalt auf Grumbkows Veranlassung Erkundigungen nach Viela's Familie eingezogen und dieselbe wirklich ermittelt. Er setzte sich nun mit ihr in Verbindung und benachrichtigte sie von der Anwesenheit der Tochter der unglücklichen Lodoiska in Berlin. Ehe aber noch seine Vermittelungs-Versuche einen Erfolg gehabt hatten, mischte sich der König Friedrich Wilhelm, der zufällig davon gehört hatte, selbst in diese Angelegenheit, ohne daß Viela davon eine Kenntniß erhielt. Die Fürsprache des Königs, der Viela oder die Baronin von Rosenau sehr hoch in seiner Achtung stehend darstellte, bewog die Familie derselben, an ihr Interesse zu nehmen und dem Könige ihre Bereitwilligkeit, sie wieder aufzunehmen, auszudrücken. Jetzt erst erfuhr Viela, was ihretwegen geschehen war. Es war ihr dies durchaus nicht lieb, denn sie hätte sich nur mit dem schwersten Herzen von Emma und ihrem Gatten trennen können und war überzeugt, sich in der ihr ganz fremden Familie und unter ihr unbekannten neuen Verhältnissen nicht so heimisch fühlen zu können, als in dem Hause ihrer Freunde, von deren herzlicher Zuneigung sie fortwährend Beweise erhielt. Auch diese waren auf das Höchste bestürzt, als sie erfuhren es sei von Viela's Rückkehr nach Polen die Rede, und sie drangen mit Bitten in sie, dieselbe entweder noch aufzuschieben oder ganz aufzugeben. Letzteres entsprach ganz ihren eigenen Wünschen; sie hatte jetzt eine Heimath, einen Namen in Berlin und nahm daselbst eine achtunggebietende Stellung ein; sie gedachte dies Alles nicht mit Ungewissem zu vertauschen und bald war ihr Entschluß gefaßt und sie sprach ihn dem Könige gegenüber aus, daß sie vorläufig noch nicht nach Polen zu reisen gedenke. Mit der Zeit hatte man sich schon überall so an die Baronin von Rosenau gewöhnt, daß Niemand mehr daran dachte, daß sie hier eigentlich fremd sei; sie galt als ein Mitglied der Dumoulin'schen Familie, mit der sie während ihres ganzen Lebens in der innigsten Verbindung blieb, und genoß der allgemeinen Achtung; nur selten noch, wenn ein Fremder nach dem Namen der schönen, stolzen Frau fragte, erhielt er die Antwort, daß sie die Wittwe des falschen Baron Clement sei, der seiner Zeit in Berlin und in ganz Deutschland so großes Aufsehen gemacht hatte.

